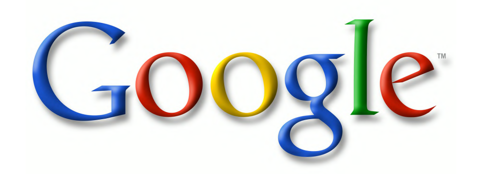


ILLUSTRIRTE ZEITUNG

Illustrirte Zeitung



Verlag ✦ J. J. Weber ✦ Leipzig

NR. 4229. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 1. APRIL 1926

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4229. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 1. April 1926.

Allgemeine Notizen.

Das fünfzigjährige Geschäftsjubiläum beging am 20. März der verdienstvolle Leiter der Anzeigenabteilung der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ (J. J. Weber) Ernst Meckel. Mit kaufmännischer Vorbildung trat er 1876 in die Redaktionsbuchhaltung der „Illustrirten Zeitung“ ein, rückte 1900 in die leitende Stelle der Anzeigenabteilung auf und erhielt einige Monate später Geschäftsvollmacht mit dem Auftrage, den wirtschaftlichen Teil der „Illustrirten Zeitung“ verantwortlich zu zeichnen. Infolge seines ehrenhaften Charakters, reichen Wissens auf den verschiedensten Gebieten, rastlosen Arbeitseifers und unbedingter Zuverlässigkeit erwarb er sich die uneingeschränkte Zufriedenheit der Geschäftsinhaber in drei Generationen. An Auszeichnungen erhielt Ernst Meckel das Kgl. Sächs. Albrechtskreuz, in Anerkennung seines vaterländischen Wirkens während des Krieges das Preußische Verdienstkreuz für Kriegshilfe und für seine reiche Tätigkeit im Interesse des Roten Kreuzes die RKEM. Meckels Weg ist kein gewöhnlicher gewesen. Er hat sich seine Stellung aus eigener Kraft erarbeitet. Eine Leistung, die Anerkennung verdient.

Im Wettbewerb für die Stadthalle in Weimar erhielten die Architekten Prof. Hummel in Darmstadt in Gemeinschaft mit Baurat Rothe in Kassel den ersten Preis von 7000 Mk.; je einen weiteren Preis von 5000 Mk. der Leipziger Architekt Baurat a. D. Dr. Hugo Koch, BDA., die Architekten Günther Vogeler, Weimar, sowie Architekt Einax (Mitarbeiter Erich Bentrup), Greiz. Außerdem wurden die Entwürfe von Architekt Bruno Röhr, Weimar, und Architekt Prof. Otto Kuhlmann, Charlottenburg, zum Preis von je 1500 Mk. angekauft. — Im Preisgericht befanden sich die Architekten Geh. Baurat Dr. Ludwig Hoffmann, Berlin, Prof. Hoegg, Dresden, Stadtbaurat Ritter, Leipzig, Architekt Löwengard, Hamburg, und Stadtbaurat Lehrmann, Weimar.

Deutscher Berufsschultag 1926 in Hamburg. In der Pfingstwoche, vom 24. bis zum 28. Mai, wird in Hamburg die größte Kundgebung stattfinden, die je vom deutschen Berufsschulwesen veranstaltet wurde. Das verflossene Jahr brachte eine horizontale Zusammenfassung der im beruflichen Schulwesen bestehenden Reichsvereine. Acht Rechtsvereine, von denen der größte allein über 7000 Mitglieder umfaßt, gehören zur Zeit



Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.





dem Reichsverband an. Die Hamburger Tagung ist die erste gemeinsame Zusammenkunft der hauptamtlichen Lehrerschaft Deutscher Berufsschulen, der Lehrkräfte an höheren technischen Schulen, der Bauschulmänner, der Kunstgewerbeschulmänner, der Deutschen Textilschullehrer und -Lehrerinnen, der Werkschulen, der Heeresfachschulen und der Mitglieder des Reichsvereins für Schulaufsicht und Schulverwaltung. Der Verein hamburgischer Gewerbeschullehrer wird der Tagung die Stätte bereiten und dem Verlauf ein würdiges Gepräge geben.

Kampraths Mathematik-Schule „Das Mathematik-Skelett" (Geometrie, Algebra, Arithmetik, Trigonometrie) mit optischen Hilfsmitteln in buntfarbigem Steindruck auf insgesamt dreißig Karten (60 Seiten in Postkartengröße) ist unentbehrlich als Nachhilfe-, Nachschlagebuch und Repetitorium für Studium, Praxis und Prüfungen. Dieses geistreiche, pädagogisch einzigartige und praktische Werkchen findet überall Bewunderung und wird von Studienanstalten und von allen denen, die es kennen, wärmstens empfohlen. Zu beziehen von Ernst Kampraths Verlag in Leipzig, König-Johann-Str. 8 gegen Einsendung von 6 R.-M., durch Nachnahme 50 Pfg. mehr. Der Prospekt wird auf Anfordern kostenlos zugesandt.

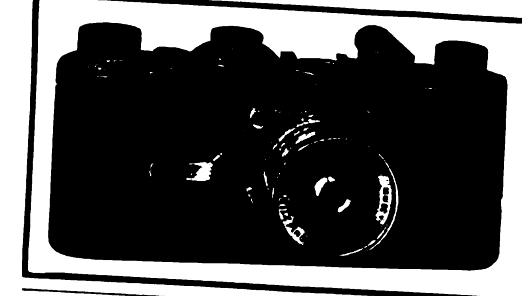
Einen Band neuer sinniger Gedichte hat Carl Wolff im Verlag seiner bisherigen Dichtungen (Chr. Adolff, Altona) erscheinen lassen. Wie Carl Wolffs frühere Gedichte „Auf stillen Wegen", „Im Schatten der Liebe", „Falterflug", „Brandung" sind auch diese von ihm unter dem Titel „Zwischen Traum und Gedanke" soeben erschienenen nach Form und Inhalt eine wertvolle Bereicherung unserer poetischen Literatur. Das Buch kann zum Preis von 3 M. von genanntem Verlag bezogen werden.

Bad-Nauheim. Das milde Klima läßt die Frühjahrskur hier verhältnismäßig zeitig beginnen. Sehr viele, die von nervösen Leiden, Bronchitis, Rheumatismus, Gicht, Rückenmarks- und Frauenleiden sowie anderen Krankheiten Genesung suchen, halten gerade diese Zeitspanne für besonders geeignet, ihre Kurpflichten leicht und angenehm zu erfüllen. Die Kurabgabe beträgt ab 1. April 30, ab 15. April 35 Mk. Diese Kurkarten haben eine Gültigkeitsdauer von acht Wochen. Ab 1. Mai sind 40 Mark Kurabgabe zu zahlen mit Gültigkeit von fünf Monaten, also bis einschließlich 30. September.

An Eisenbahnzug-Fernsprechleitungen sind nach Fertigstellung derjenigen der Strecke Berlin—München

folgende achtzehn in Aussicht genommen: 1. Berlin—Altona — Cuxhaven, 2. Berlin — Hannover — Köln — Aachen mit den verschiedenen Strecken im Ruhrgebiet, 3. Berlin — Hannover — Löhne — Bentheim, 4. Berlin — Halle — Erfurt — Bebra — Frankfurt a. M., 5. Berlin — Halle—Erfurt—Würzburg—Stuttgart—Singen, 6. Berlin—Halle—Probstzella—Nürnberg—Augsburg—München, 7. Berlin—Bitterfeld—Leipzig, 8. Berlin—Röderau-Elsterwerda—Dresden—Bodenbach, 9. Berlin—Stettin—Lauenburg, 10. Berlin—Angermünde—Stralsund—Saßnitz, 11. Berlin — Neustrelitz—Rostock—Warnemünde, 12. Altona — Bremen — Münster — Köln, 13. Altona — Uelzen — Celle — Lehrte—Hannover—Bebra—Elm — Würzburg — Nürnberg — München und Würzburg—Ansbach—Treuchtlingen —Ingolstadt—München, 14. Altona — Uelzen — Stendal — Magdeburg — Halle — Leipzig—Dresden und Wittenberge—Stendal, 15. Hannover—Bremen—Bremerhaven, 16. Hanau—Gemünden, 17. Frankfurt a. M.— Mannheim—Basel, 18. Frankfurt a. M.— Rüdesheim—Neuwied-Mainz—Koblenz—Köln. Diese Strecken sind, wie Reichsbahndirektor Geh. Finanzrat Dr. Pischel in der „Reichsbahn" ausführt, ausgewählt worden, um einen wirtschaftlichen Betrieb des Unternehmens zu ermöglichen. Bis diese Strecken jedoch ausgerüstet sein werden, wird noch geraume Zeit vergehen, da umfangreichere Erfahrungen über die Einwirkungen der Hochspannungsleitungen gesammelt werden müssen.

Der Kölner Flughafen soll am 1. Mai d. J. für den Internationalen Flugverkehr eröffnet werden. Für den internationalen Verkehr mit Köln kommen vorläufig folgende Strecken in Frage: 1. London—Köln der Imperial Airways; 2. London — Brüssel — Köln der belgischen Sabena-Linie; 3. Paris — Köln der französischen Farman-Gesellschaft mit Anschluß an die dänische Linie Köln — Hamburg — Kopenhagen. Paris — Hamburg — Kopenhagen über Köln wird eine starke Konkurrenz für die Transitverbindung Paris — Kopenhagen — Malmö über Amsterdam bilden, die durch die Koninklyke Luchtvaart My, den schwedischen Aero-Transport und die Deutsche Luft-Hansa geflogen werden. In Köln erhält die Farman-Linie außerdem Anschluß an die deutsche Linie Köln — Berlin, so daß zum erstenmal eine durchgehende Luftverbindung Berlin — Paris zustandekommt. Ferner wird Köln durch die Route Amsterdam —Frankfurt—Basel (Zürich oder München) verbunden.



Leitz Kinofilm-Kamera „Leica“ mit Schlitzverschluss

ermöglicht es

36 Aufnahmen ohne Kassettenwechsel

anzufertigen. Die Bilder sind von gestochener Schärfe und bei einer Vergrösserung auf das Format 9×14 cm von Kontaktabzügen nicht zu unterscheiden. In drei Rollfilmkassetten führt man Material für 108 Aufnahmen mit, von denen jede nur 4 Pfennige kostet. Verlangen Sie Liste Leica Nr. 373 kostenlos.

Ernst Leitz, Optische Werke, Wetzlar. Gegr. 1849.

Glauben Sie den Ärzten?!

Sanitätsrat Prof. Dr. F. A. Schmidt, Bonn, Geh.-Rat Prof. Dr. E. Bumm, Berlin, Prof. Dr. Sahli, Bern, die Vereinigung praktischer Ärzte von Zürich und Umgebung, Prof. Dr. med. Riedinger, Würzburg, Stadionarzt Dr. Mallwitz, Berlin und viele andere hervorragende Ärzte haben Abplanalp für Gesunde und Kranke wärmstens empfohlen. Abplanalp ist das ideale Mittel zur Bekämpfung der Fettleibigkeit in allen Stadien, in jedem Alter, ohne Diät, ohne Medikamente. **Bleibender** Erfolg verbürgt, angenehme Anwendung. 5 Minuten täglich.

Jahrzehnte alte Rheumatismen, Gicht, Ischias, Atemnot, Herzleiden wurden geheilt.



Photogr. Aufnahme. — Erfolg nach 3 Monaten.

Jedermann kann schlank und gesund werden.

Auf 5 Minuten Abplanalpen folgen 16 Stunden Wohlbehagen. Abplanalp ist die natürliche Verjüngung u. Schönheitspflege.

Körperkultur Abplanalp, Dresden 24, Hohe Str. 9.



500 Millionen Eier

werden jährlich durch Garantol frisch erhalten. Sichern auch Sie sich gute und billige Wintereier, indem Sie solche jetzt bei billigen Preisen einlegen, jedoch nur in dem altbewährten **Garantol,** dem laut gerichtlichen Aussagen besten Eierkonservierungsmittel. Kleinste Packung für 120 Eier 40 Pfg.
Erhältlich in Drogerien, Apotheken und Kolonialwarenhandlungen.

Die Jagd geht auf!

Eine Sammlung farbiger Kunstblätter

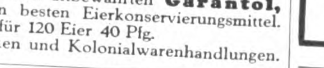
Mit einem Begleitwort von
Ernst Ritter v. Dombrowski.

In Mappe 8 R.-M.

Die in vollendetem Vierfarbendruck wiedergegebenen Bilder nach wahrheitsgetreuen Originalen hervorragender Tiermaler müssen nicht nur das Entzücken jedes Jägers, sondern wegen ihrer landschaftlichen Schönheit auch das jedes Naturfreundes und Kunstliebhabers hervorrufen. Die Kunstblätter sind in eine Mappe eingelegt, deren Titelseite ein in vielen Farben erglänzendes prächtiges altdeutsches Jagdwappen schmückt und können auch herausgenommen und als Zimmerschmuck verwendet werden. Die Einleitung, ein hohes Lied auf die weidgerechte Jagd, stammt von dem bekannten Fachschriftsteller Ernst Ritter v. Dombrowski.

Verlag J. J. Weber in Leipzig 26.





Zu haben in Drogen- und Schreibwarenhandlungen allerorts.

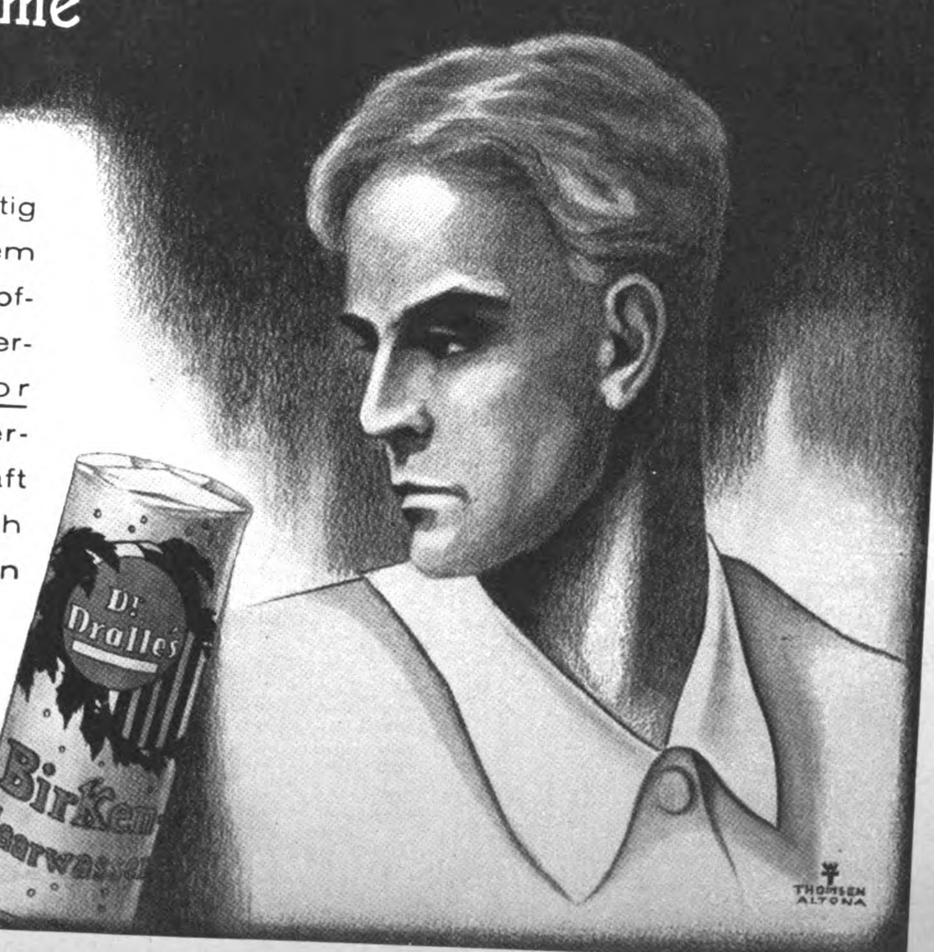




Beinkorrektions-Apparat
(ohne Berufsstörung)
Broschüre und Beratung kostenlos
Wissenschaftlich orthopädische Werkstätten
Arno Hildner, Chemnitz (Sa.) 26,
Berlin W, Am Zoo, Joachimsthaler Str. 43/44
KÖLN / LUZERN / WIEN / HAMBURG / BRESLAU







Die Zauberformel.

Der Osterhase, gebefroh,
Spricht vor sich hin: K. W. L. O.*)

Nichts freut so sehr des Menschen Herz
Im Deutschen Reich und anderwärts.

Denn solcher Duft im Osterkleid
Erregt auch selbst des Frömmsten Neid.

Wenn mit K. W. L. O. beglückt,
Ist jede Dame lenzentzückt.

Und selbst der Herr der Schöpfung denkt:
K. W. L. O. — wer mir das schenkt,

Der zeigt, daß er mir zugetan,
Und daß die Liebe doch kein Wahn."

*) „Kölnisches Wasser Lavendel-Orangen" in ansprechenden Geschenkpackungen, das köstlichste Osterei für Damen und Herren. Auch „Lavendel Orangen-Seifen" von Jünger & Gebhardt sind beliebt als Geburtstags- und Festesgaben.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



CHRISTUSKOPF
NACH EINEM GEMÄLDE VON ARTHUR MICHAELIS

JESUS CHRISTUS IM LICHTE DER NEUESTEN FORSCHUNG

Aus einer altslawischen, handschriftlich vorliegenden Übersetzung des Josephus, des berühmten jüdischen Staatsmannes und Geschichtschreibers aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems, hat 1906 Berendts in Dorpat einige Abschnitte veröffentlicht, in denen ganz überraschende Mitteilungen über Johannes den Täufer und Jesus selber enthalten waren. Er hat sich durch die Ablehnung, die er damals erfuhr, nicht beirren lassen, sondern eine genaue sprachwissenschaftliche Untersuchung dieser Übersetzung vorgenommen, eine Arbeit, die nach seinem Tode von seinem Kollegen an der Dorpater Universität K. Graß fortgesetzt worden ist. Ihm hat sich R. Eisler angeschlossen, der auf dem Erlanger Philologentag 1925 die Ergebnisse bekanntgab; dem Scharfsinn von Fr. Kampers in Breslau ist ein weiterer Beweis für die Behauptungen dieser drei Männer zu verdanken.

Danach kann nicht länger bezweifelt werden, daß uns hier eine echte Schrift des Josephus erhalten ist, und zwar handelt es sich um seine erste Ausarbeitung des Jüdischen Krieges, die er, wie längst bekannt war, in seiner Muttersprache für die Völker des Orients niedergeschrieben hatte, die aber verschollen war. Aus diesem Ergebnis philologischer Forschung erwächst aber der Geschichtswissenschaft die Aufgabe und die Pflicht, den Inhalt dieser neuen Texte zu prüfen und zu der ganzen Frage Stellung zu nehmen.

Als Josephus dieses Buch schrieb, waren die Anhänger Christi unter den Juden noch nicht feierlich aus dem Kultverbande des jüdischen Volkes ausgeschlossen worden; es stand daher dem orthodoxen Juden noch frei, wie er sich zu der Person Jesu stellen wollte. Wie findet sich nun Josephus mit dieser Frage ab?

Er bestreitet die göttliche Sendung Jesu wegen seiner Ablehnung des jüdischen Ritualgesetzes, er bestätigt aber die wunderbaren Krankenheilungen, die er durch sein bloßes Wort bewirkt habe, und ebenso berichtet er, daß die Behauptung seiner Jünger, er sei auferstanden, nicht widerlegt worden wäre, denn das Grab sei trotz sorgfältiger Bewachung tatsächlich leer gewesen. Für die wissenschaftliche Forschung ist aber eine andere Mitteilung noch wichtiger. Johannes der Täufer habe das Kommen eines politischen Messias — d. h. eines Erretters vom Joch der Römer — angekündigt, und ebenso sei versucht worden, dem Einzuge Jesu in Jerusalem den Charakter einer politischen Erhebung zu geben. Fällt es uns nicht wie Schuppen von den Augen, wenn wir uns jetzt des Berichtes der Evangelien erinnern? Haben nicht Johannes der Täufer und die vertrautesten Jünger tatsächlich an eine politische Sendung Jesu geglaubt? Daher die Frage Johannis des Täufers nach seiner Gefangensetzung: „Bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?“ Daher die Rangstreitigkeiten der Jünger und der besondere Ehrgeiz der Zebedäisöhne; daher das Schwert, das Petrus bei sich trug, mit dem er die Gefangennahme Jesu zu verhindern suchte. Und wird nicht umgekehrt die von Josephus überlieferte Tempelinschrift: Jesus habe nicht als König regiert, sondern sei gekreuzigt worden, erst durch unsere Evangelien verständlich? Denn ganz offenbar hat Jesus nach seinem Einzug in Jerusalem mehrere Tage im Tempelbezirk wie ein König geherrscht, als er die Krämer und Händler vertrieb und nun die Hohenpriester und Schriftgelehrten sehr bescheiden an ihn herantraten mit der Frage: „Aus welcher Macht tust du das?“

Bis zum Zeitalter der Aufklärung, solange niemand bei uns daran dachte, die biblische Überlieferung anzuzweifeln, wäre dieser Josephustext nicht sonderlich beachtet worden; heute, im Jahrhundert der wissenschaftlichen Forschung, vermittelt er uns zwei Erkenntnisse von grundlegender Bedeutung:

1. Da unsere Evangelien die törichten politischen Erwartungen gerade der führenden Apostel noch ganz deutlich erkennen lassen, haben wir in ihnen den unverfälschten Bericht einfacher und ehrlicher Männer, d. h. sie haben den Wert einer geschichtlichen Urkunde.

2. Die Überzeugung der Jünger von der Auferstehung ihres Herrn und Meisters und die blitzartige Erkenntnis, daß seine Erscheinung viel mehr zu bedeuten habe als das irdische Königtum, von dem sie bis dahin geträumt hatten, ist die historisch erweisbare Ursache für die Entstehung der christlichen Religion.

Anschließend gebe ich einen Auszug der Berendtschen Übersetzung der neuen Texte, soweit sie von Jesus handeln; zu der Fülle der in ihnen enthaltenen Aufschlüsse und Probleme Stellung zu nehmen, verbietet hier natürlich der Raum.

1. Damals trat ein Mensch auf, wenn es auch geziemend ist, ihn einen Menschen zu nennen; sowohl seine Natur wie seine Gestalt waren menschlich. Seine Werke jedoch waren göttlich, und er wirkte Wundertaten, erstaunliche und kräftige. Deshalb ist es mir nicht möglich, ihn einen Menschen zu nennen. Wiederum aber auf das allgemeine Wesen sehend, werde ich (ihn) auch nicht einen Engel nennen. Und alles, was er wirkte durch irgendeine unsichtbare Kraft, wirkte er durch Wort und Befehl. Die einen sagten von ihm, daß der erste Gesetzgeber (d. h. Moses) auferstanden sei von den Toten und viele Heilungen und Künste darweise. Die andern aber meinten, daß er von Gott gesandt sei. Aber er widersetzte sich in vielem dem Gesetz und hielt den Sabbat nicht nach väterlichem Brauch. Doch wiederum verübte er auch nichts Schändliches noch Verbrechen, sondern nur durch Wort bewirkte er alles. Und viele aus dem Volk folgten ihm nach und nahmen seine Lehren auf. Und viele Seelen wurden wankend, meinend, daß sich dadurch befreien würden die jüdischen Stämme aus den römischen Händen. Es war aber für ihn Gewohnheit, vor der Stadt auf dem Ölberg sich mehr aufzuhalten. Dort aber auch gewährte er die Heilungen den Leuten. Und es versammelten sich zu ihm von Knechten 150, aber vom Volk eine Menge. Da sie aber sahen seine Macht, daß er alles, was er wolle, ausführe durchs Wort, so befahlen sie ihm, daß er einziehe in die Stadt und die römischen Krieger und den Pilatus niederhaue und über sie herrsche. Aber jener verschmähte es. Und hernach, als Kunde geworden war davon den jüdischen Führern, so versammelten sie sich mit dem Hohenpriester und sprachen: „Wir sind machtlos und schwach, den Römern zu widerstehen. Da aber auch der Bogen gespannt ist, so wollen wir hingehen und dem Pilatus mitteilen, was wir gehört haben, und wir werden ohne Betrübnis sein, damit nicht, wenn er von andern es hört, wir sowohl des Vermögens beraubt als auch selbst niedergemacht und die Kinder zerstreut werden.“ Und sie gingen hin und teilten es dem Pilatus mit. Und dieser sandte hin und ließ viele aus dem Volke niederhauen. Und jenen Wundertäter ließ er herbeiführen. Und da er in Betreff seiner ein Verhör angestellt hatte, so sah er ein, daß er ein Wohltäter, aber nicht ein Übeltäter sei, noch ein Aufrührer, noch ein nach der Herrschaft Strebender, und ließ ihn frei. Er hatte nämlich sein sterbendes Weib geheilt. Und er ging an seinen gewohnten Platz und tat die gewohnten Werke. Und da wiederum mehr Volk sich um ihn versammelte, da verherrlichte er sich durch seine Werke mehr als alle. Von Neid wurden die Gesetzesgelehrten vergiftet und gaben 30 Talente dem Pilatus, damit er ihn töte. Und er, nachdem er (das Geld) genommen, ließ ihnen den Willen, damit sie selbst ihr Vorhaben ausführen sollten. Und jene nahmen ihn und kreuzigten ihn nach dem väterlichen Gesetz.

2. Wiederum sandte Claudius seine Gewalthaber jenen Staaten: den Cuspius Fadus und den Tiberius Alexander, welche beiden das Volk in Frieden bewahrten, indem sie nicht gestatteten, sich in etwas von den reinen Gesetzen zu entfernen. Wenn aber auch jemand vom Wort des Gesetzes abwich, so ward er angeklagt den Gesetzeslehrern. Um so häufiger verjagten sie ihn (einen solchen) auch und sandten ihn vor das Angesicht des Kaisers. Und da sich zur Zeit jener beiden viele herausgestellt hatten als Knechte des vorher beschriebenen Wundertäters, und sie zu den Leuten sprachen von ihrem Lehrer, daß er lebendig sei, da (obgleich) er auch gestorben sei, und daß jener euch befreien werde von der Knechtschaft, so hörten viele aus dem Volke auf die Genannten und nahmen ihr Gebot in sich auf; nicht um ihres Ruhmes willen, sie waren ja von den Geringen, die einen geradezu Schuster, die anderen aber Sandalenmacher, andere Handwerker. Und wie wunderbare Zeichen vollbrachten sie, in Wahrheit, was sie wollten! Da aber jene edlen Landpfleger sahen die Verführung der Leute, bedachten sie mit den Schriftgelehrten, sie zu ergreifen und zu töten, damit das Kleine nicht klein sei, wenn es im Großen sich vollendet hat. Aber sie schämten sich und erschraken über die Zeichen, indem sie sagten: auf geradem Wege geschehen solche Wunder nicht. Wenn sie aber nicht von Gottes Ratschluß herstammen, so werden sie schnell überführt werden. Und sie gaben ihnen Gewalt, ihrem Willen gemäß zu handeln. Nachher aber, belästigt von ihnen, entließen sie sie, die einen zum Kaiser, die anderen aber nach Antiochien, andere aber in ferne Länder, zur Erprobung der Sache. Claudius aber entfernte die beiden Landpfleger, sandte den Cumanus.

3. In der Beschreibung des Tempels steht: Und über jenen Tafeln mit Inschriften hing eine vierte Tafel mit Inschrift, in jenen (d. h. hebräischen) Buchstaben angebend: Jesus habe als König nicht regiert, er sei gekreuzigt von den Juden, weil er verkündigte die Zerstörung der Stadt und die Verödung des Tempels.

4. Am Schluß der Beschreibung des Vorhangs: Dieser Vorhang war vor dieser Generation ganz, weil das Volk fromm war, jetzt aber war es jammervoll, ihn anzusehen. Er war nämlich plötzlich zerrissen von oben an bis zum Boden, als sie den Wohltäter, den Menschen und den, der durch sein Tun kein Mensch war, durch Bestechung dem Tode auslieferten. Und von andern vielen schrecklichen Zeichen wird man erzählen können, die damals geschahen. Und man sagte, daß jener, nachdem er getötet war, nach der Bestattung im Grabe nicht aufgefunden wurde. Die einen nun geben vor, er sei auferstanden, die andern aber, daß er gestohlen sei von seinen Freunden. Ich weiß aber nicht, welche richtiger sprechen. Denn auferstehen kann ein Toter von sich selbst nicht, wohl aber mit Hilfe des Gebets eines andern Gerechten, außer wenn es ein Engel sein wird oder ein anderer von den himmlischen Gewaltigen, oder Gott selbst erscheint wie ein Mensch und vollbringt, was er will, und wandelt mit den Menschen und fällt und sich legt und aufersteht, wie es seinem Willen gemäß ist. Andre aber sagten, daß es nicht möglich war, ihn zu stehlen, weil man rund um sein Grab Wächter gesetzt hatte, 30 Römer, aber 1000 Juden. Solches von jenem Vorhang. Auch gegen die Ursache seines Zerreißens gibt es (Aussagen).

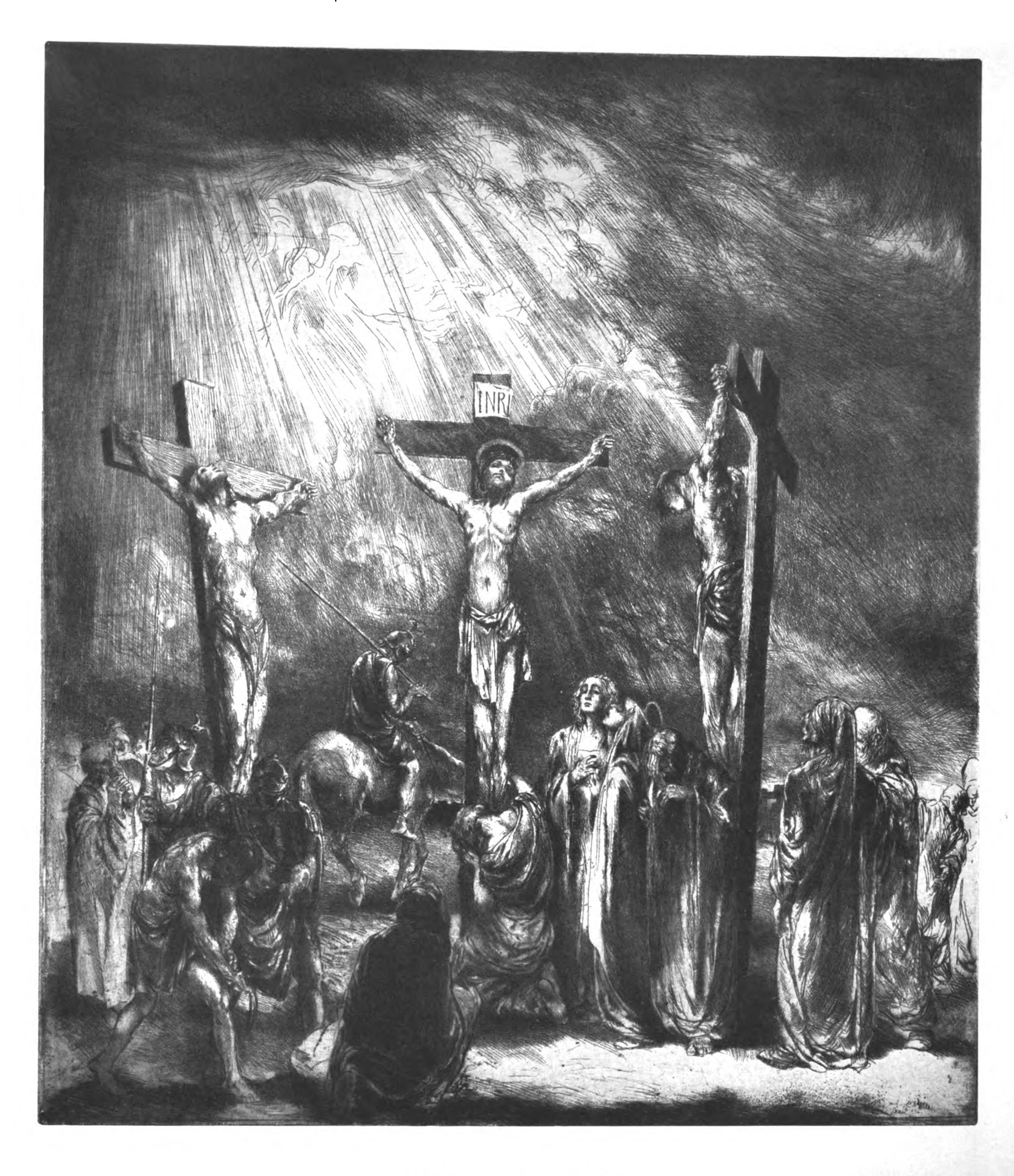
5. In dem Abschnitt von den Vorzeichen vor dem Untergange Jerusalems, und zwar bei Gelegenheit der Besprechung des zweideutigen Orakelspruchs, heißt es: Die einen nämlich verstanden darunter (d. h. unter dem zukünftigen Herrscher über das ganze Weltall, der aus dem jüdischen Lande hervorgehen sollte) Herodes, die andern aber den gekreuzigten Wundertäter Jesus, die andern aber Vespasian.

Bei den schweren Anfeindungen, denen unsere christliche Religion gerade in der Gegenwart ausgesetzt ist, kann es für jeden wahren Christen keine größere Osterfreude geben als diese ungewollte Bestätigung der vollen Glaubwürdigkeit unserer Evangelien. Da nun ferner an der Aufklärung des Sachverhalts Gelehrte beider Konfessionen einträchtig zusammengewirkt haben, so geht mein Wunsch und meine Hoffnung dahin, daß durch diese gemeinsame Arbeit die sonst so feindlichen Brüder etwas fester aneinandergeschlossen werden.

Prof. Fritz Kawerau.



Christus consolator. Nach einem Gemälde von E. Zimmermann.
(Photographieverlag von Franz Hanfstaengl, München.)



G O L G A T H A

Nach einer Originalradierung von Erhard Amadeus Dier, im Besitze der Albertina, Wien

(Mit Genehmigung des Tre-Fontane-Verlags, Luzern)

WIE SAH JESUS CHRISTUS AUS?



Christusbild im Zömeterium S. Domitilla in den Katakomben Roms (4.—5. Jahrh.).



Christus als Weltenrichter. (Barberinische Bibliothek, Rom.)



Der jugendliche Christus. Relief am Säulensarkophag des Junius Bassus in den Grotten von St. Peter zu Rom (4. Jahrh.).



Christus als der „Gute Hirte". Statuette (3.—4. Jahrh.) im Museo Christiano des Laterans, Rom.

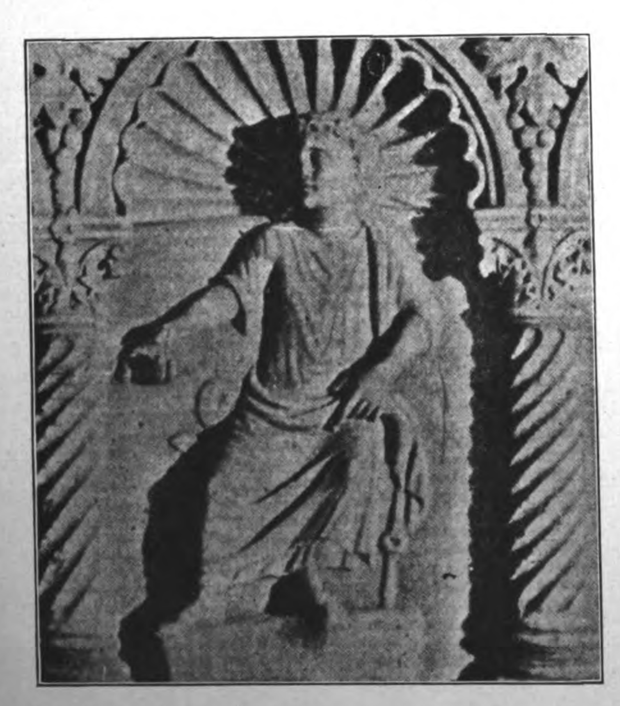
In der ganzen Weltgeschichte findet sich keine Gestalt, die so oft bildlich und plastisch dargestellt worden ist und immer noch wird wie die des Menschensohnes, Jesu von Nazareth. Lehrend und heilend, leidend und sterbend, auferstanden und verklärt tritt er uns im Bilde überall entgegen, ist er in der Tat der alle überragende Weltheiland geworden, zu dem heute 550 Millionen Gläubige als zu ihrem Meister aufschauen, mehr Anhänger als irgendeines anderen Religionsbekenntnisses.

Doch das Bildnis Jesu, das wir an geweihten Stätten, in den Gotteshäusern und Kapellen, in den Wohnungen der Lebenden und auf den Gräbern der Toten, ringsumher erblicken, zeigt uns den Messias nicht, wie er wirklich war, ist nicht historisch richtig. Wir müssen es gleich vorweg gestehen: wir besitzen gegenwärtig noch keine einzige Darstellung seiner äußeren Persönlichkeit von der Hand eines zeitgenössischen Künstlers, und wenngleich die Hoffnung keineswegs aufzugeben ist, daß später einmal ein solches Bildwerk durch archäologische Forschungen an verborgenem Orte zutage gefördert wird, so stehen wir doch heute noch mit leeren Händen da und sind nur in der Lage, Mutmaßungen über die äußere Erscheinung Jesu anzustellen.

Diese Lücke der Christus-Ikonographie darf übrigens nicht wundernehmen, sie schmälert nicht im geringsten die über jeden Zweifel erhabene Geschichtlichkeit Jesu. Zunächst findet sie ihre Erklärung in der kurzen Dauer der öffentlichen Wirksamkeit Jesu, die nur $3^1/_2$, höchstens 4 Jahre, bis zum Passahfest am 3. April des Jahres 33 unserer Zeitrechnung, währte, besonders aber in dem Umstande, daß die Lehre und die Person Jesu erst durch die heroische Opfertat der Kreuzigung die ihnen gebührende Würdigung in weiteren Kreisen fanden. Zudem mögen auch in Judäa und Galiläa, wo Christus sich zuletzt vorwiegend aufhielt, zu jener Zeit weniger berufene Künstler gelebt haben als etwa in Hellas, Rom und Ägypten. Das aber, was an bildlichen und plastischen Darstellungen des großen Nazareners nach glaubwürdigen Zeugnissen der Geschichtschreiber vorhanden war, wurde durch die Hierarchie des dem jungen Christentume todfeindlichen Sanhedrin, durch die grausamen Christenverfolgungen und durch die verheerenden Römerzüge (Titus) zweifellos zum weitaus größten Teil vernichtet.

Läßt sich nach diesen Feststellungen die Frage: Wie sah Jesus Christus aus? überhaupt beantworten? Bis zu einem gewissen Grade wird man sie bejahen können, sofern man nach Begründung, wie er nicht ausgesehen haben wird, gewisse Argumente beibringen kann, wie man sich ihn tatsächlich vorzustellen hat.

Bei einer Heerschau über die vorhandenen Bildnisse kommt für unseren Zweck nicht sowohl religiöses Empfinden und künstlerische Auffassung als vielmehr das archäologische Moment in Betracht, und von diesem Standpunkte dürfen, ja, müssen wir den Wert der Darstellungen in bezug auf Ähnlichkeit um so höher einschätzen, je älter die Werke sind. Wenn wir von den beiden legendären Bildern, dem Abgarusbilde, das der Heiland gelegentlich eines Briefwechsels mit dem kranken König Abgarus (Ukkama) von Edessa diesem selbst gesandt haben soll — jetzt in Genua — und dem Veronikabilde, das die heilige Veronika in dem Schweißtuch abgedrückt gefunden haben will, womit sie das Haupt des kreuztragenden Jesus trocknete — jetzt in der Peterskirche in Rom — absehen, reichen die ältesten bildlichen Darstellungen bis in das zweite Jahrhundert hinauf. Wohl können unter anderm der Bassus-Sarkophag in den Grotten von St. Peter, einige Säulensarkophage des Laterans, die Elfenbeintafel Trivulzi in Mailand und ein Bild der Prätextatus-Katakombe in Rom Anspruch auf ein sehr hohes Alter erheben, ihnen voran gehen aber nach Dütschkes Untersuchung noch einige in der Kirche S. Francesco



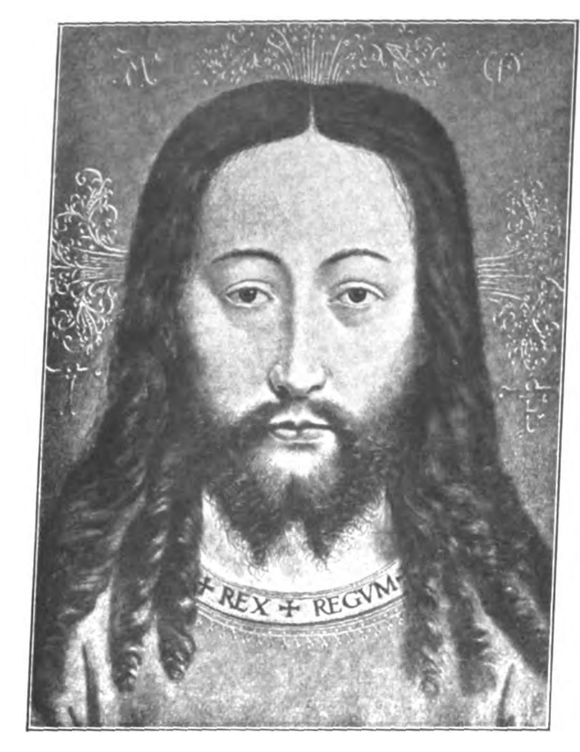
Christusrelief am Säulensarkophag in S. Francesco zu Ravenna (2. Jahrhundert).



Thronender Christus. Gemälde aus dem 6. Jahrhundert in der Kirche S. Vitale zu Ravenna.



Kopf der Figur Christi am Säulensarkophag in S. Francesco zu Ravenna (2. Jahrhundert).



Christus als König der Könige. Gemälde von Jan van Eyck († 1440).



Christus als König. (Elfenbeinerner Hostienbehälter [Pyxis] im Berliner Museum, 4.–5. Jahrh.)



Das sog. „einzig richtige Porträt unseres Heilands". Aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammende Nachbildung einer alten Smaragd-Gemme.

zu Ravenna erhalten gebliebene Kunstdenkmäler, namentlich zwei prächtige Marmorsarkophage mit figürlichen Darstellungen Christi. Der älteste und wertvollste von beiden zeigt uns den Heiland in königlicher Haltung auf einem Throne sitzend und einen Apostel heranwinkend. Das jugendliche, bartlose Haupt trägt keinen Nimbus, dagegen im lockigen Haar das Diadem der Königsbinde, und die Hand umspannt eine Rolle als Attribut des Herrschers. Edle Würde und Energie prägen sich in den Zügen des Antlitzes aus. In ähnlicher jugendlicher Gestalt und Haltung tritt uns Christus noch in Skulpturen anderer Sarkophage der folgenden Jahrhunderte, auf einer Terrakotta der Barberinischen Bibliothek in Rom, hier als Weltenrichter, auf einer Elfenbein-Pyxis im Berliner Museum und auf einem Gemälde in S. Vitale zu Ravenna entgegen. Daneben entwickelte sich bereits im Laufe des 3. Jahrhunderts eine abweichende Form: Christus als der „Gute Hirte"; der jugendliche Typus bleibt aber auch hier noch vorwiegend gewahrt, wie besonders schön eine Statuette des Laterans erkennen läßt.

Während in den ersten Jahrhunderten die bartlose Tracht nach Römersitte allgemein üblich war, wandelte sich dieser Brauch seit der Zeit des Kaisers Hadrian (117—138) und wurde auch von der christlichen Geistlichkeit befolgt — Clemens von Alexandria und Tertullian z. B. waren eifrige Verfechter der neuen, bärtigen Tracht. So entstand unter dem Zwange kirchlicher Anschauung im 3. und 4. Jahrhundert der bärtige, kallistinische Christustypus, so genannt nach einem früher fälschlich dem heiligen Kallistus zugeschriebenen Freskobild im uralten Zömeterium von S. Domitilla zu Rom, wo auch das hier wiedergegebene Gemälde sich befindet. Selbst einige Darstellungen des „Guten Hirten" zeigen bereits den



Der Auferstandene und Maria Magdalena. Gemälde von Giotto di Bordone (1266—1337) in einer Kapelle zu Padua.

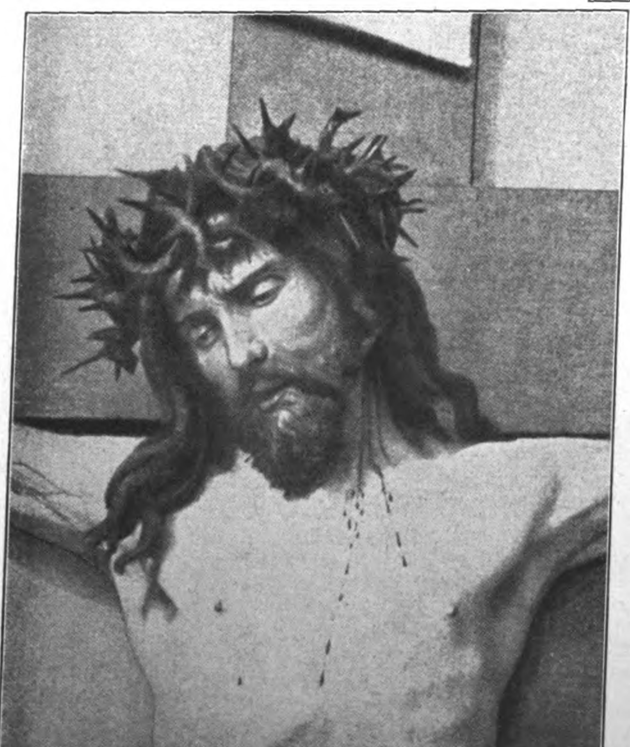
Vollbart. Vom späteren Mittelalter an gewann der kallistinische Typus vollkommen die Herrschaft in der christlichen Kunst und behielt diese bis auf den heutigen Tag, im Grundzuge gleich, in der Ausführung verschieden, je nach der individuellen Auffassung des Künstlers. Mag sich auch die Seele der Christenheit in diesem von ihr nun schon so lange gepflegten Christusbilde widerspiegeln, die Person des Stifters der christlichen Kirche führt es uns sicher nicht vor Augen, ebensowenig das zeitweise immer wieder auftauchende „einzig richtige Porträt unseres Heilands", das zwar auf den bekannten, doch stark angezweifelten Brief des P. Lentulus zurückgeführt wird, in Wahrheit aber als Geschenk des Sultans Bajazid II. an den Papst Innozenz VIII. ein Erzeugnis aus dem Ende des 15. Jahrhunderts ist.

Im Gegensatze zu dem Lentulus-Brief besitzen wir in den Schriften des Kirchenhistorikers Eusebios (etwa 270—340) eine durchaus echte Kunde über Bildnisse Jesu aus seiner Zeit, leider ohne nähere Beschreibung. Im Buch VII, Kap. 18 berichtet er von einer ehernen Statue Jesu, die das von ihm geheilte blutflüssige Weib vor seinem Hause in Paneas (Caesarea Philippi) habe aufstellen lassen, und fügt hinzu: „Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, als ich diese Stadt besuchte. Und man darf sich keineswegs darüber wundern, daß diejenigen Heiden, die einstens von unserem Erlöser Wohltaten empfingen, dergleichen machen ließen, da ich ja auch die Bildnisse seiner Apostel Petrus und Paulus, ja, Christus selbst mit Farben gemalt auf noch vorhandenen Gemälden gesehen habe."

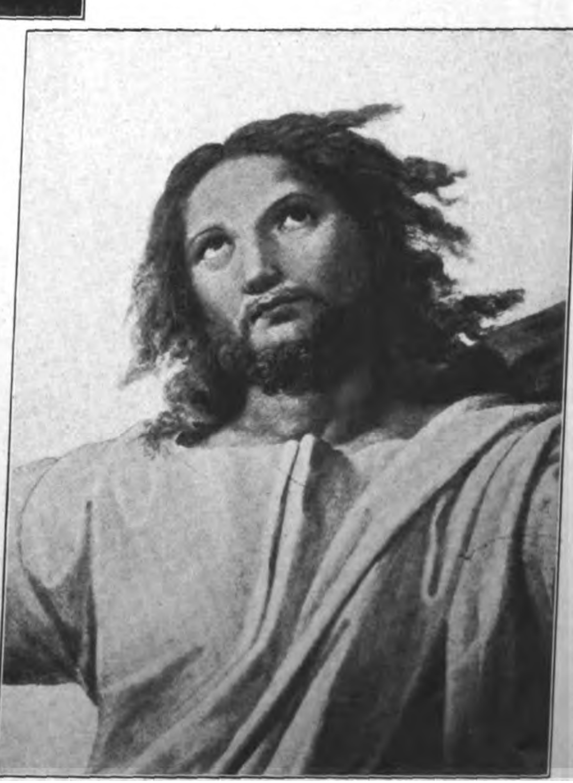
Auch von der dem 2. Jahrhundert angehörenden gnostischen Sekte der Karpokratianer wird berichtet, sie hätte teils gemalte, teils aus Metall hergestellte Christusbildnisse besessen und nach Art der griechischen Philosophenschulen verehrt. v. Dobschütz weist in „Texte und Untersuchungen" noch darauf hin, daß diese Porträte sogar auf Pilatus zurückgeführt wurden (Justin, Tertullian), und erinnert ferner an die Lukas- und Nikodemus-Christusbilder sowie an den angeblichen Brauch des Petrus und Paulus, für ihre Predigten Christusbilder zu beschaffen.

Sollte aber eines dieser ältesten Bilder bis jetzt erhalten geblieben sein und, durch Zufall oder systematische Forschung entdeckt, eines Tages die Welt überraschen, so wird es aller Wahrscheinlichkeit nach den schönen Traum von der Idealgestalt des Heilands mit dem weichen, fast femininen Antlitz zerstören und an seine Stelle die Wirklichkeit eines kraftvollen Mannes mit festem, energischem, hoheitsvollem und doch gütigem Ausdruck setzen, ähnlich vielleicht dem ravennatischen Kunstwerk. Nur ein solcher Christus vermochte die Händler aus dem Tempel zu treiben, vermochte seiner Lehre wegen in den Kreuzestod zu gehen, nur ein solcher Christus predigte gewaltig, und nicht wie die Schriftgelehrten.

Arthur Stentzel.



Der Gekreuzigte. Kruzifix von Friedrich Herlin († 1491) in der Kirche von Nördlingen.



Christuskopf von Raffael (1483—1520). (Galerie des Vatikans, Rom.)

ANTON RAUSCH,

ein fränkischer Madonnenmaler.

Es ist zu wetten, daß die meisten, wenn sie zum erstenmal Bilder von Anton Rausch sehen, den Namen Raffaels aussprechen und bei seinen Radierungen den Rembrandts. Das ist natürlich; denn es ist das Zunächstliegende. Und die Ähnlichkeit im Stilistischen und Technischen ist tatsächlich vorhanden. Sie ist sogar bis zu einem gewissen Grade beabsichtigt. Denn Rausch ist Archaist aus Gefühl für Tradition. Er sagt sich: wenn man heute eine Madonna darstellen will, so gibt es zwei Wege. Entweder man versucht, eine neue Form für den alten Inhalt zu finden. Aber das ist eine heikle Sache; denn die Kunstform der Gegenwart ist nicht wie die der Gotik und der Renaissance aus dem Geiste des Christentums hervorgegangen, sondern aus einem durchaus weltlichen, religionsfernen Geist. Darum müssen die zahlreichen Versuche der Gegenwart, mit den neuen Kunstmitteln religiöse Motive zu gestalten, schon an diesem inneren Widerspruch scheitern. Bleibt also nur der zweite Weg: die Formen, die in der unserem Empfinden und Schönheitsideal am nächsten gelegenen Zeit, nämlich in der Renaissance, geschaffen worden sind, in den allgemeinen Richtlinien als gegeben und bindend anzuerkennen. Das tut Rausch, aus dem richtigen Instinkt des wahrhaft gläubigen und naiv fühlenden Künstlers heraus. Aber im nämlichen Augenblick beweist er auch, daß ein wirklich künstlerisch empfindender Mensch diese alten Formen nicht als tote Schemen zu übernehmen braucht, sondern ihnen Geist und Empfinden der Gegenwart einzuhauchen vermag, so daß etwas tatsächlich Neues und Lebendiges entsteht. Wenn wir also diese Madonnen so liebgewinnen können wie die der alten Meister, so kommt das davon, daß wir hier das religiöse Symbol in seiner eigentlichen Materie unangetastet finden — das ist sehr wichtig und entscheidend! — und daß uns trotzdem die Wärme des mittelbaren Lebens und Erlebens aus diesen Bildern entgegenweht. Gar nicht zu reden vom absolut Künstlerischen, das bei den Radierungen hauptsächlich im Technischen, in der altmeisterlichen Beherrschung alles Graphischen offenbar wird, während bei den Bildern der schöne Einklang der farbigen und linearen Rhythmen den Eindruck wesentlich bestimmt. Über das Leben von Anton Rausch ist nur wenig zu sagen, da es der starken Zäsuren und ausladenden Kurven völlig entbehrt. Rausch ist 1882 in dem Landstädtchen Fladungen in der Rhön geboren. Sein Vater, ein Lackierer, Vergolder und Faßmaler, wollte, daß sein Sohn sich der „hohen" Kunst zuwende. Schon mit 16 Jahren kam Rausch an die Kunstgewerbeschule in Nürnberg und mit zwanzig an die Münchner Akademie zu Feuerstein, Wilhelm v. Diez und Peter v. Halm. Im Jahre 1904 entstand das erste Madonnenbild. Ihm sind seitdem viele gefolgt, auch einige Bilder mit anderen religiösen Motiven. Leicht war übrigens das Leben dieses abseits schaffenden gläubigen Idylliters nie. Aber es ist voll innerer und äußerer Schönheit für ihn selbst und für alle, die ihn lieben gelernt haben. Und darum ist es gesegnet, trotz allem.

Richard Braungart.



Madonna mit Kind und Johannes.



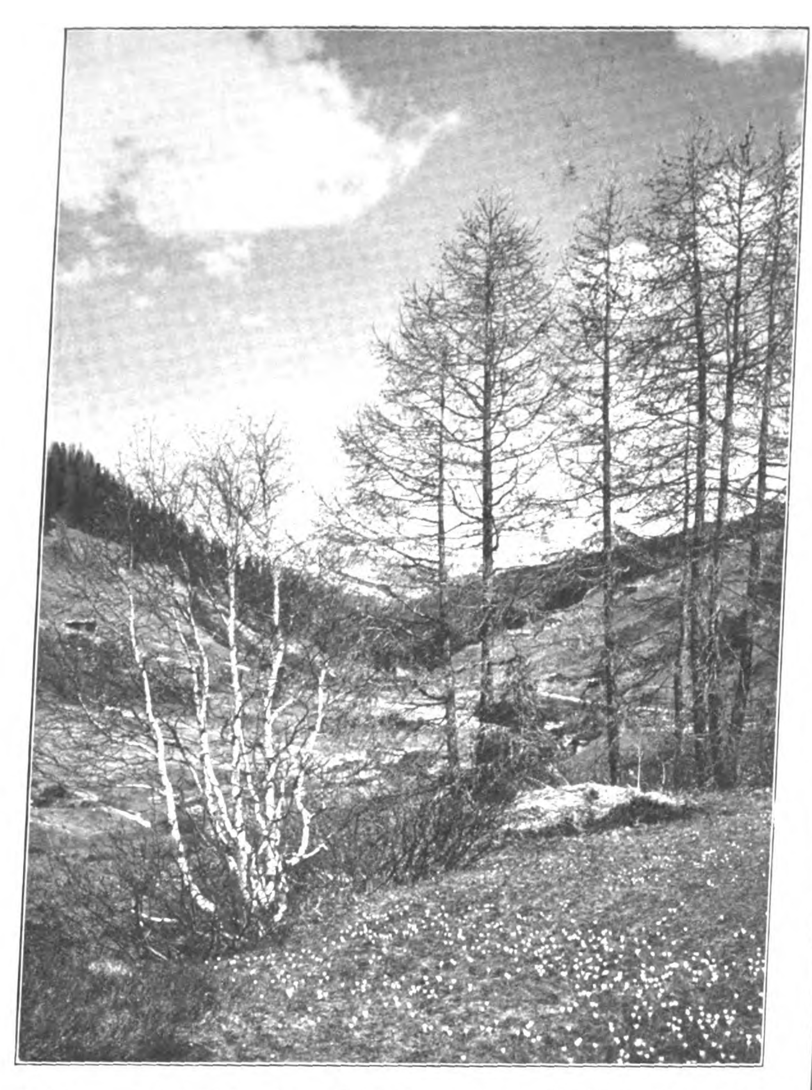
Madonna mit Kind und Engeln.



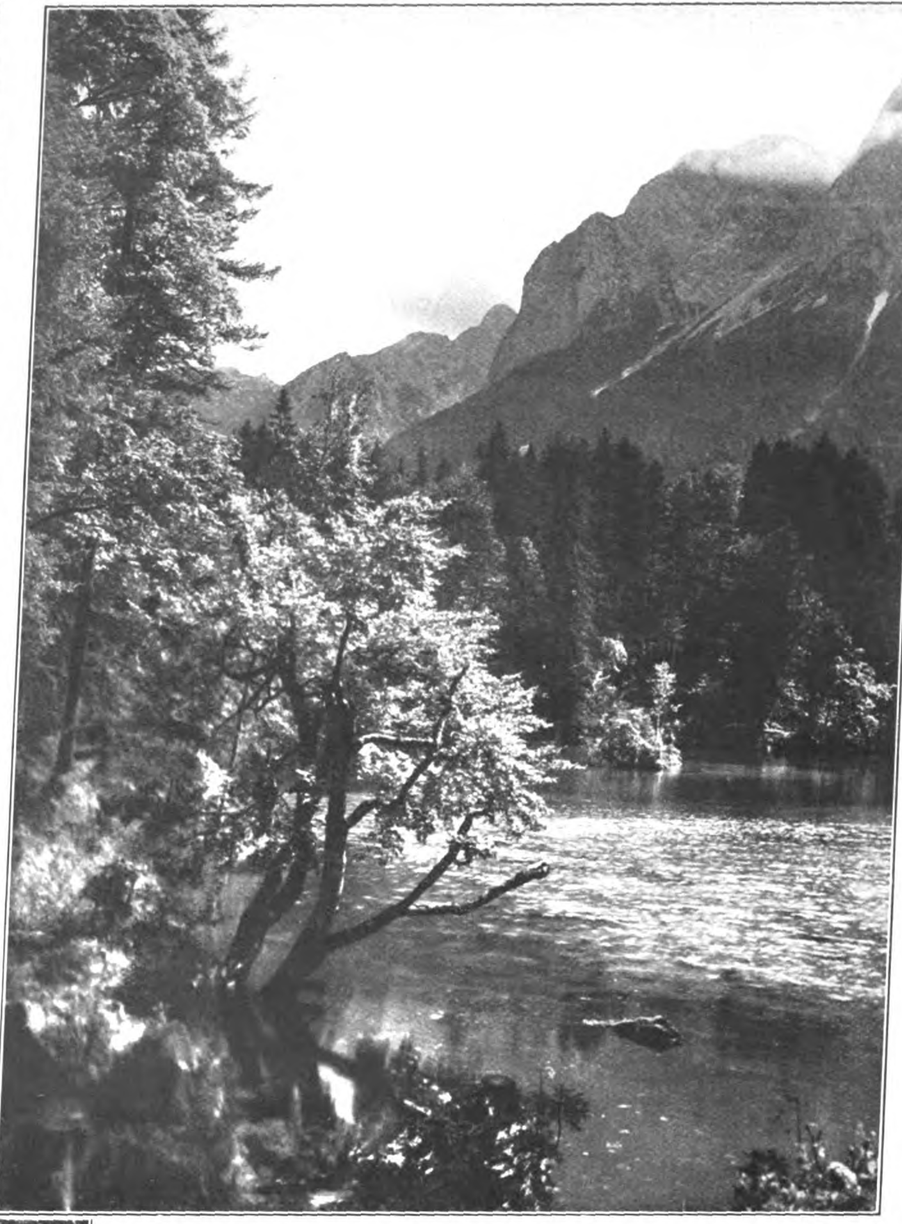
Madonna im Grünen.



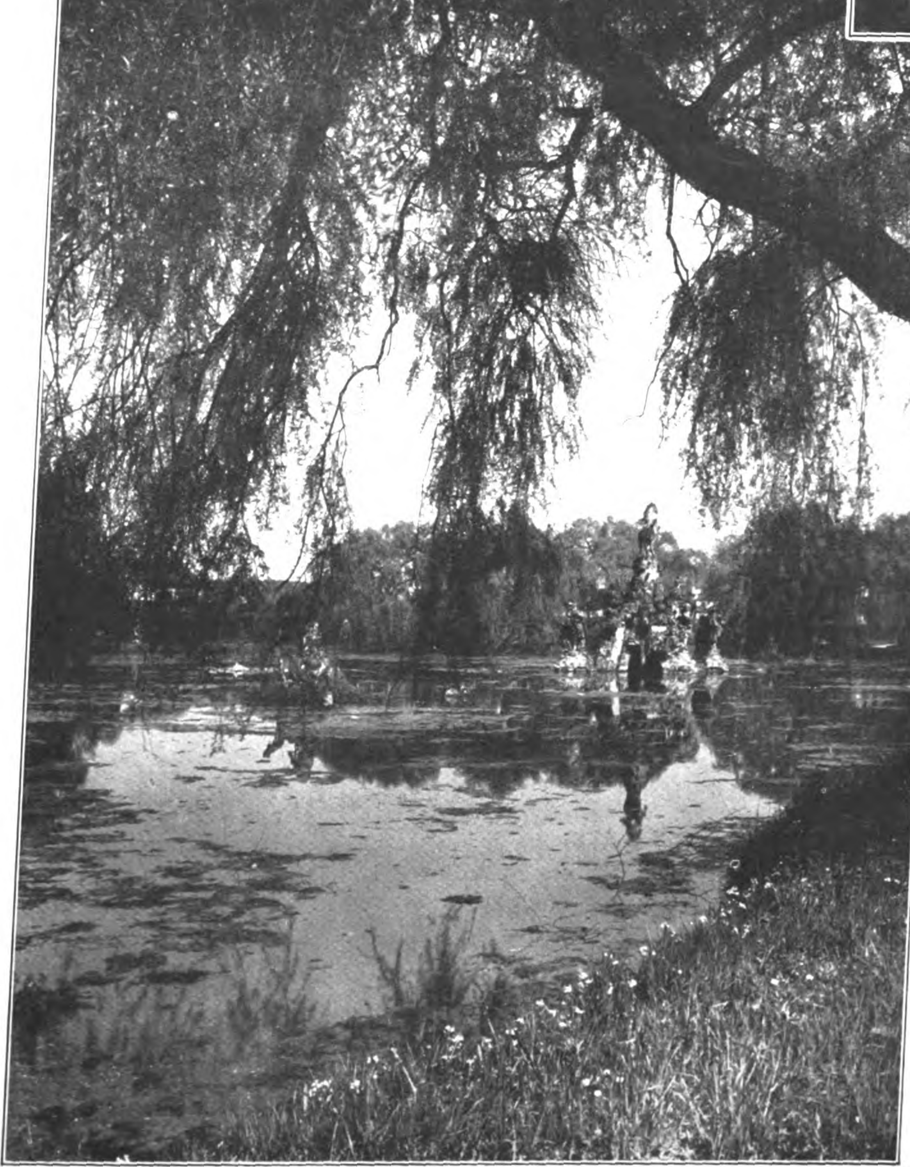
Schafherde.



Vorfrühling im Sertigtal bei Davos (Graubünden). (Phot. E. Meerkämper, Davos-Platz.)



Lenzstimmung am Badersee in Oberbayern. (Phot. Max Löhrich, Leipzig.)



Blick in den Hofgarten in Veitshöchheim bei Würzburg a. M. (Phot. Max Löhrich, Leipzig.)



Blühender Kirschbaum in Sommerhausen bei Ochsenfurt a. M. (Phot. Rester & Co., München.)

FRÜHLING IM LAND



ANDACHT

NACH EINEM GEMÄLDE VON PROF. FERDINAND SPIEGEL

B · I · E · N · E · N

VON FRITZ MÜLLER-PARTENKIRCHEN

Der Hofmusikus Zeitler war in seinen freien Stunden Imker. Bienensummen, sagte er, sei seine schönste Melodie. Harmonischer gäb's keine Symphonie. Lust und Arbeit, Kümmernis und Schöpferfreude seien darin beschlossen.

„Die im grünen Kasten haben kaum mehr Platz," sagte er nach seinem morgendlichen Rundgang, „sie werden heute oder morgen schwärmen. Wenn du den Schwarm entdeckst, Hansl, darfst du zusehen, wie ich ihn in diesen neuen Korb einfange."

„Aber, Vater, wie entdecke ich ihn?"

„Das ist deine Sache", lachte der Vater. „Wenn du ein Ohr hast für den goldigbraunsten Ton der Welt, kann's dir gar nicht fehlen. Komm mal her, ob dir der Korbhut paßt."

Scherzend stülpte er den leeren Korb über Hansls Köpfchen.

„Nun summe, Hansl, wie die Bienen, wenn sie schwärmen."

„Sss... sss... sss", summte es folgsam unterm Strohkorb, schwoll an, verebbte, schwoll stärker an. Stillverzückt horchte Vater zu. „Hans, mein Schwarm," murmelte er vergnügt, „du hast für den goldigbraunsten Ton der Welt das rechte Ohr."

Das Summen hörte auf. „Hans, noch einmal, es ist zu schön."

„Sss... sss... sss", summte es unter dem unbewegten Strohkorb stark und immer stärker.

„Herr Zeitler, Herr Zeitler!" schrie die Haushälterin durchs offene Fenster, „es schwärmt, ich höre summen!"

„Hahaha, Barbara, hahaha!" Vater Zeitler hielt sich die Schläfen vor Lachen. Neben ihm am Fenster lag ein leise schaukelnder Bienenkorb, an dem Patschhändchen von unten hinaufgriffen, und aus dem es vergnüglich summte: „Sss... sss, Barbara, sss..." Ein erhitztes Kindergesicht entstülpte sich den Korb.

Jetzt lachte auch die Barbara. Aber plötzlich wurde sie ernst: „Herr Zeitler, Viecher soll man nicht nachmachen, das bringt Unglück."

„Ägyptisches Traumbuch, Seite 27, nicht wahr, Barbara?" zog sie der Herr Zeitler auf und ging ans Klavier. Das Bienensummen ließ ihn nicht mehr los. Es umschmeichelte die Tasten, daß sie es wiedergäben. Wenn irgendeinem, so waren ihm sie willig. Sie mühten sich mit ihm eine Viertelstunde um die andere. Er neigte den Kopf: „Aha, jetzt? Ganz goldigbraun... nein, nur braun, Gold fehlt immer noch... Teufel, zehn Uhr! ich versäum' die Probe!" Ärgerlich klappte er den Deckel zu: „Die Barbara hat doch recht: Viecher soll man nicht nachmachen, es bringt Unglück."

Derweil er zum Vorortbahnhof stürmte, lag Hans hinterm Bienenhaus. Alle Völker waren still und fleißig wie stets in diesen Sommertagen. Nur im grünen Kasten rumorte es. Es war wie in einer aufgeregten Volksversammlung, die nicht einig werden kann. Dann und wann flogen hastig ein paar Bienen aus: Boten eines Volkes, das eine neue Heimat suchte. Wenn sie gefunden war, trat die Spaltung ein. Die Völker schieden sich, aus zog der neue Schwarm mit seiner jungen Königin ins verheißene Land.

Hans wartete und wartete. Die Zeit wurde ihm lang. Der sommerheiße Tag schläferte ihn ein. Er träumte, die Bienenkönigin besuche ihn: „Hans, immer wieder raubt ihr mir den Honig. Versprich mir, daß ihr es nicht wieder tut. Sonst stech' ich dich!"

„O je, ein Stich?" sagte Hans traummutig.

„Du irrst dich, Hans. Wenn ich steche, sticht mein Volk! Rasch, versprich!"

„Aber dein Honig ist so süß, so süß", stotterte Hans im Traum.

„Versprich, oder..." Ss, summte es von fern, ward zum Brausen, eine Bienenwolke schwebte her. Hans fuhr mit beiden Ärmchen aus dem Traum in die Luft und erwachte toderschrocken.

„Hansl!" rief die Barbara, „hast du deine Seite i und l schon fertig? Du weißt, wenn Vater heimkommt..."

Hans bedeckte eine halbe Seite mit i und l. Dann sank ihm der Griffel. Er horchte. Ss, sss, summte es zwischen den i und l. Er lief in den Garten. Den Abhang lief er hinauf, hinab. Auf alle Bäume sah er. In alle Hecken luchste er. Kein Schwarm. Zu seinen i und l ging er zurück. Aber aus der nächsten Zeile, sss, sss, fing's wieder an zu summen. Er hielt sich die Ohren zu. Aber da konnte er nicht mehr schreiben. Ha, wenn man den Ellenbogen um das linke Ohr bog, gelang es dem gereckten Mittelfinger der gleichen Hand, sich ins rechte Ohr zu stopfen! Hurra! Und mit der Rechten schrieb man ganz bequem.

Auf einmal wieder: Sss... sss... Er warf den Griffel hin. Er wußte nicht, daß es seine kleine Seele war, die summte. Nicht nur braun, wie das Klavier, sondern goldigbraun, wie es nur die Schwärme können, die in der Jugend durch das Blut ziehen.

Wieder rannte er die langen Gartenwege auf und nieder mit verrenktem Hals. Auf einmal erstarrte er: Wie kam Barabaras großer Auffpulknäuel in die Trauerweide dort drüben? Und wie konnte Wolle singen? Nein, auch krabbeln mit hunderttausend Füßen?

„Vater, der Schwarm! der Schwarm!" entrang es sich seiner kleinen Brust. Da kam auch schon der Vater durch die Gartentür, warf Hut und Mappe auf die Bank und lief ins Haus nach Korb und Maske.

Wie im Traume sah er den Vater mit der Leiter kommen. Sah ihn, die seltsam schaurige Maske vorm Gesicht, in die Äste steigen. Links in der Hand den Korb und rechts das Rutenbündel, um die Bienen abzustreifen.

Jetzt war er Angesicht zu Angesicht vor dem singenden Staat. Jetzt hob er das Reisigbündel. Ließ es aber wieder sinken. „Hans, Hans, geh weiter weg!" kam es wie aus einer unwahrscheinlich weiten Ferne.

Hans rührte sich nicht. Nur nicht versäumen, wie nun der Korb sich von unten über das summende Bienenreich schob, wie die Ruten weich und dennoch fest die Bienen in die neue Heimat wiesen.

„Ha, die Königin! Die Königin ist fortgeflogen!" schrie es aus der Weide. Im gleichen Augenblick fühlte Hans, wie ihm ein schwerer Tropfen auf den Scheitel klatschte. Er wollte danach schlagen.

„Hans, rühr' dich nicht!" kam es flehend von der Leiter. „Sie kommen, sie kommen! Um Gottes willen, rühr' dich nicht, mach' keinen Mucker!"

Etwas Furchtbares in des Vaters Stimme machte ihn gehorchen, als es langsam von seinem Scheitel abwärtskrabbelte. Als die Bienenkönigin über seinem Ohr saß. Als es um ihn schwirrte. Als es in Schwaden auf ihn niedersank. Als der Staat von zehntausend summenden Seelen traubenschwer um seinen Kopf hing, Stirne deckend, Augen, Mund und Ohren. Noch um sein Hälschen zottelten warm die goldbraunen Flechten des Bienenreichs. Das Kribbeln von hunderttausend Füßchen setzte sich zu einem Streicheln zusammen, wie er es das letztemal von Mutter fühlte, ehe sie starb. Ihm stieg's herauf wie ein erschütternd Schluchzen. Die Hände wollte es ihm vors Gesicht schlagen. Da drang Barabaras Stimme durch das lebendige Geflecht: „Jesus, Jesus, wenn die Königin sticht, stechen sie ihn alle!"

„Halt's Maul!" kam selten trocken seines Vaters Stimme durchgesegelt, „sie sticht ihn nicht. Ich kenne meinen Hans. Keinen Mucker macht er, kein—nen Muck—ser!"

Und jetzt der Königin summende Stimme dicht am Ohr: „Versprich mir, daß du meinen Honig schonst!"

Schlaff hingen ihm die Arme. Spielend hatte er vorhin das linke Knie gehoben. Spielend hing dasselbe Knie noch in der Luft.

„Versprich mir's, Hans, rasch, versprich es!" summte die Königin.

„Versprich es!" summte das Reich der Zehntausend.

Hans wollte es versprechen. Aber er durfte ja den Mund nicht öffnen. „Hans, lieber Hans, keinen Mucker, bitte, nicht den kleinsten Mucker!" flehte es draußen immer wieder, während eine Rute zitternd strich und strich.

„Versprich es, Hans!" schrillte ihm die Königin ins Ohr, „versprich es, oder...!"

„Ha... ha, die Königin im Korb!" jubelte des Vaters Stimme. „Hui, sie stürzen alle nach... Hans, Hans, gerettet!... Barbara, hinein mit ihm ins Bett... ins Bett!... gleich komme ich, gleich!"

Barbara riß ihn fort. Barbara streifte ihm die Kleider ab. Barbara steckte ihn ins Bett. Barbara übergoß ihn mit hundert Fragen, wie ein neuer Schwarm. Hans verstand kein Wort. Wächsern lag er im Bett, mit verdrehten Augen.

Sein Vater stürzte über ihn. Noch hatte er die grausame Maske an. Die Maske grub sich neben ihm ins Kissen: „Hans, mein Hans..."

Hansens Lippen bewegten sich.

„Herr, Herr, er will was sagen!" rief Barbara.

„Hans, was willst du? Komm, sag's deinem Vater in das Ohr." Und durch die Maske kam es seltsam kühl und sachlich: „Versprich es, oder... oder ich steche dich!"

*

Fünfundzwanzig Jahre verfitzten sich in der Trauerweide. Bienenvölker starben. Bienenvölker wurden neu geboren. Es summte unaufhörlich in der Welt von Werden und Vergehen. Wer will auf alles Summen achten! Oft ist's nicht der Rede wert, oft nur ein Skandal...

„Jawohl, jawohl," summte es durch die Stadt, „sie soll ihn in der Hochzeitsnacht ermordet haben."

„Dummes Zeug, sicher ein Geschwätz, das..."

„Geschwätz? Wo nächste Woche die Verhandlung ist? Oh, oh, wenn man denkt, der arme stille Musiker, der so sonderbare Augen hatte."

„Laßt ihn ruhen!"

„Ja, und sie, die immer als kalt und hochmütig verschrien war! Daß man sie noch frei herumgehen läßt, die... die Mörderin!"

„Hütet euch. Nur feige Zungen stechen, ehe die Richter sprechen!"

Die Verhandlung kam. Es summte im Gerichtssaal. Die Gerichtsdiener eilten wichtig hin und her.

„Ein großer Tag, hu, ein großer Tag!" gruselte es wohlig im Zuschauerraum. „Ha, jetzt vernehmen sie die Angeklagte... bst, paßt auf, sie wird gestehen."

„Oder zusammenbrechen... ich kenne das", sagte ein alter Roué.

„So, Sie kennen das? Wie ist das, sagen Sie..."

Die Angeklagte gestand nicht und brach nicht zusammen. Ruhig erzählte sie, wie ihr Mann, der Musiker Zeitler, mit ihr am Hochzeitstag in das Gebirgsdorf reiste, wo er in einem kleinen Gasthof Zimmer vorausbestellt hatte. Wie sie ihren Koffer auspackte. Wie er unterdes noch rasch aufs Postamt ging, um einen vergessenen Brief einzustecken. Wie er zurückkam, ganz wohl und heiter. Wie er plötzlich an seine Stirn griff, umsank und tot war.

„Ha, die Natter!" zischte es unterdrückt im Zuschauerraum. „Sie bleibt ganz kalt dabei!"

„Soll sie vielleicht Theater spielen?" flüsterte es entgegen.

„Nein, wenn mir der Mann so stürbe", bekreuzte sich eine alte Jungfrau, „ich weiß nicht, was ich täte!"

„Bst, der Präsident!"

Auch der Richter sprach ganz ruhig. Was sie gehört hätten, stünde schon in den Akten. Er begreife ja menschlich, daß dies alles peinlich für sie wäre. Aber auf weitere Einzelheiten, die Klärung bringen könnten, müßte das Gericht bestehen. Ob sie etwa freier spräche, wenn er die Öffentlichkeit ausschlösse?

Sie schien nachzudenken. Nein, sie könne nur dasselbe sagen. Der Richter zuckte mit den Schultern. Die Geschworenen schauten auf den Arzt. Dieser wurde aufgerufen. Er bestätigte, daß man ihn um fünf und ein Viertel hatte holen lassen...

„Um ein Viertel vor fünf war der Zug eingelaufen", wandte der Richter sich erklärend an die Geschworenen.

... holen lassen, daß er sofort gegangen sei und den Mann, noch mit der erhaltenen Einschreibequittung in der Hand...

„Wir haben festgestellt, daß es sich um eine einfache Bankanweisung behufs Nachsendung weiteren Reisegeldes handelt", unterbrach ihn der Richter, wieder erklärend gegen die Geschworenen.

... in der Hand entseelt vor dem Spiegel fand.

„Halt, vor dem Spiegel? Das sagten Sie nicht in der Vernehmung, Herr Doktor."

Er habe es angesichts des klaren Befundes eines plötzlich eingetretenen Herzschlages für unerheblich gehalten.

Gewiß! Aber ob für die Ursache eines Herzschlages nicht ein Spiegel von irgendwelchem Belang...?

Der Arzt lächelte über den Eifer des jungen Vorsitzenden. „Vielleicht," sagte er, „wenn er den Gesichtsausdruck des Mannes vor dem Tode hätte aufbewahren können."

Der Richter biß sich auf die Lippen: „Und der Gesichtsausdruck des Toten?" sagte er.

„War, wie bei jedem Herzschlag, zu Tode erschrocken; Schlüsse auf die psychische Verfassung vorher lassen sich nicht ziehen."

„Wie erklären Sie sich, daß er bei einem Herzschlag an die Stirn griff und nicht ans Herz?"

Wieder lächelte der alte Doktor: „Man stirbt auch bei einem Herzschlag mit dem Hirn, nicht mit dem Herzen", sagte er nüchtern.

Ein Geschworener meldete sich zum Wort: Ob der Doktor damit sagen wollte, daß über den Zeitler irgendeine niederschmetternde Erinnerung, durch seine Frau heraufbeschworen, gekommen sein könne?

„Durchaus möglich," sagte der Arzt, „freilich, ob durch eine Frau."

Alle sahen auf die Angeklagte. Sie regte sich nicht.

„Frau Zeitler," fragte der Richter, „wollen Sie sich nicht dazu äußern?"

Sie stand ruhig auf. „Ich war meinem Manne gut. Kein böses Wort ist zwischen uns gefallen", sagte sie einfach.

„Nein, diese — Komödiantin!" flüsterte es im Zuschauerraum.

„Herr Doktor," ging die Vernehmung weiter, „Sie erwähnten im Protokoll einen roten Tupfen auf dem Ohr, der von einer Nadel oder ... oder..."

Im Zuschauerraum flüsterte es, kicherte es, lachte es, kreischte es vor schmierigem Vergnügen.

Über des Richters Stirn zog eine dunkle Welle: „Wir sind in keinem Kino. Es handelt sich um das Schicksal einer Frau. Gerichtsdiener, räumen Sie die Tribüne!" Enttäuschtes Flüstern. Widerwillig schob sich die schillernde Schlange Publikum hinaus.

„Ich habe selbstverständlich Giftproben vorgenommen," sagte der Arzt, „der Tupfen auf dem Ohr ist unerheblich. Vermutlich eine scherzende Zärtlichkeit, der sich kein Mensch zu schämen braucht."

„Wir werden also auf der Suche nach der psychischen Erregungsursache zu den weiteren Zeugen übergehen", sagte der Vorsitzende.

Freunde des Verstorbenen wurden aufgerufen. Sie konnten nur bekunden, daß Zeitler immer friedsam lebte, daß er bei hervorragenden musikalischen Anlagen ganz von selbst in seines verstorbenen Vaters Stelle hineinwuchs, daß ein ruhigerer Entwicklungsgang kaum denkbar sei, und daß er, wenn auch keineswegs robust, doch niemals krank gewesen wäre, soweit sie sich erinnern könnten.

Andere Zeugen traten auf. Sie haben über die Frau Zeitler auszusagen. Summa: Scheinbar ein herber Mensch, stolz, den meisten gegenüber mit verschlossener Güte, zu wenigen, und auch da nur selten, seltsam überströmend.

Der Staatsanwalt wurde unruhig. „Wenn ich bitten dürfte, Herr Präsident, jetzt die eigentlichen Belastungszeugen."

Auf ging die Tür. Der Gerichtsdiener meldete, draußen sei eine alte Frau, die bei dem alten Herrn Zeitler Hausbesorgerin gewesen wäre, und die im Spital erst jetzt erfahren habe, daß...

Der Richter hatte sich mit den Geschworenen durch einen Blick verständigt. „Führen Sie die Frau herein."

Ein Mütterchen betrat den Saal. Gleich fing sie an zu klagen: „Nein, daß der arme Hans..."

Man unterbricht sie: Erst Namen, Stand, Geburtsort, dann warten, bis man frage.

„Ja, ja, wer hätte das geglaubt, daß der arme junge Hans..."

„Die Zeugin ist offenbar belanglos," sagte ungeduldig der Staatsanwalt, „ich beantrage, daß nunmehr die Belastungszeugen..."

Die zweite dunkle Welle schoß dem Vorsitzenden über die Stirn: „Herr Staatsanwalt, ich muß darauf aufmerksam machen, daß über Belang und Nichtbelang das Präsidium zu entscheiden hat, dessen Aufgabe ohnehin nicht immer Honig..."

„Nein, nein," babbelte die Alte, „Honig hat er nie angerührt, der Hans, den hat er g'scheut wie's Feuer, seit dem Bienenschwarm vom grünen Kasten."

Die Geschworenen lachten. Der Präsident verzog die Lippen. Er würde auf die wackelige Alte doch verzichten müssen...

„Herr Präsident," sagte der Arzt aufmerkend, „ich bitte, die Zeugin fragen zu dürfen, was es mit dem grünen Kasten und den Bienen damals für eine Bewandtnis..."

„Ei, ei," wackelte das alte Kinn, „das wissen Sie nicht, Herr? So was könnte ich nicht vergessen, wenn ich über hundert Jahr..."

„Erzählen Sie es knapp, wir haben noch anderes zu tun", sagte der Präsident, ärgerlich ein Lächeln des Staatsanwalts quittierend.

Merkwürdig anschaulich floß es jetzt von den alten redseligen Lippen: Wie der grüne Kasten ausgeschwärmt sei... hoch in die große Trauerweide... an die zehntausend Bienen... sss habe es gesummt, sss... wie der Vater von Hans mit dem Korb und der Maske auf die Leiter stieg... wie die Königin davonflog, g'rad auf Hansls Kopf... wie der ganze Schwarm ihr nach sei auf den armen Kopf... wie der Vater fürchterlich geschrien habe: „Hans, nicht rühren, um Gottes willen nicht gemuckst!"... wie der Hansl stockfteif dagestanden sei, so folgsam, ach, so folgsam... wie ihm die goldigbraunen Bienensträhne um den Kopf gehangen wären wie... wie...

Sie stockte. Sie schaute verwundert auf die Angeklagte, die so erregt aufgesprungen war, daß sich ihr das Haar gelöst hatte. Ein wunderbar reiches Haar, das in goldenbraunen Wellen herabzufallen begann, ohne daß sie es gewahr ward.

„Ja, ja, ja," babbelte die Alte mit vorgestrecktem dürren Zeigefinger, „gerade so sind sie ihm herabgehängt, die hunderttausend Bienen. Und denken Sie, denken Sie nur: wenn eine gestochen hätte... wenn die Königin ihn gestochen hätte, wenn er sich ein wenig nur gerührt hätte, dann... dann hätten alle hunderttausend ihn zu Tod gestochen, elendiglich zu Tod, meinen armen Hans." Sie wischte sich die Tränen. Still war es im Saal. Die Angeklagte saß wieder, das Gesicht vergraben.

Der junge Richter übersah es alles. „Und dann?" sagte er liebreich zu der Alten. „Und dann?"

„Und dann hat er doch sterben müssen, der arme Hans, der arme Hans", plapperte sie. „In der Hochzeitsnacht, sagen Sie."

„Ich meine, wie es damals mit den Bienen weiterging, gute Frau", sagte der Präsident geduldig.

Und folgsam erzählte sie, wie der Kleine stand und stand, wie der Vater strich und strich, wie der Vater jubelte, wie der Hans im Bett lag, wächsern, wie er tagelang im Fieber nur das eine hätte gemurmelt: „Versprich es, daß du keinen Honig nimmst, versprich es, oder ich steche dich!"

Eine verfangene Hummel brummte hartnäckig gegen das große Fenster: Sss... sss... sss...

Sonst war alles ruhig. Sogar der Staatsanwalt.

„Frau Zeitler," sagte der Vorsitzende respektvoll, „ich denke nicht fehlzugehen, wenn ich glaube, daß Sie jetzt..."

Da schmolz der Stolz, da sprengte es die Herbheit, da ist es seltsam überströmend ausgebrochen: Ja, jetzt könne Sie es sagen... die Alte, nein, die Bienen, die fürchterlichen Bienen, hätten nun den Schleier weggerissen, durch den sie selbst nicht sehen konnte... Ja, von der Post sei er zurückgekommen... unterdessen habe sie ihn überraschen wollen... ja, zärtlich neckend, wie's der Hochzeitstag verstatte... im Nebenzimmer habe sie ihr langes Haar gelöst... er habe sie gesucht, gerufen... ängstlich sei er neben dem Spiegel gestanden und habe hinter den Fenstervorhang gespäht... leise sei sie da von hinten hergekommen... überschüttet habe sie seinen Kopf mit ihren Haaren... wortlos, zitternd eingehüllt in langen Strähnen... dabei müsse ihn eine offene Nadel an ihrem Hals ins Ohr gestochen haben ... „Oh, sie stechen!" habe es da unter ihren Haaren voll Entsetzen aufgebrüllt... und der Liebste sei ihr in den Schoß gesunken... tot.

Erschüttert schwieg der ganze Saal. Nur die Hummel am Fenster summte weiter: Sss... sss... sss...

•

Eine Viertelstunde später, nachdem das Urteil gefällt war, standen die von der Tribüne Fortgeschafften noch immer auf der Straße.

„Habt ihr's gehört, man hat sie freigesprochen!"

„Was? frei!"

„Ja, eigentlich sollen ihn die Bienen getötet haben, sagt man."

„Haha, die Bienen! Glauben Sie an an Bienen?"

„Hrem, woran glauben Sie?"

„Freilich, daß ich mir den Mund verbrennte! Aber haben Sie denn nicht gesehen, wie sie die Glimmeraugen immerzu versteckte... nein, Herr, nein, die Sorte kenn' ich."

Sss, kam es von den Fenstern des Gerichtssaals, sss...

„Wie meinen Sie das mit der Sorte?"

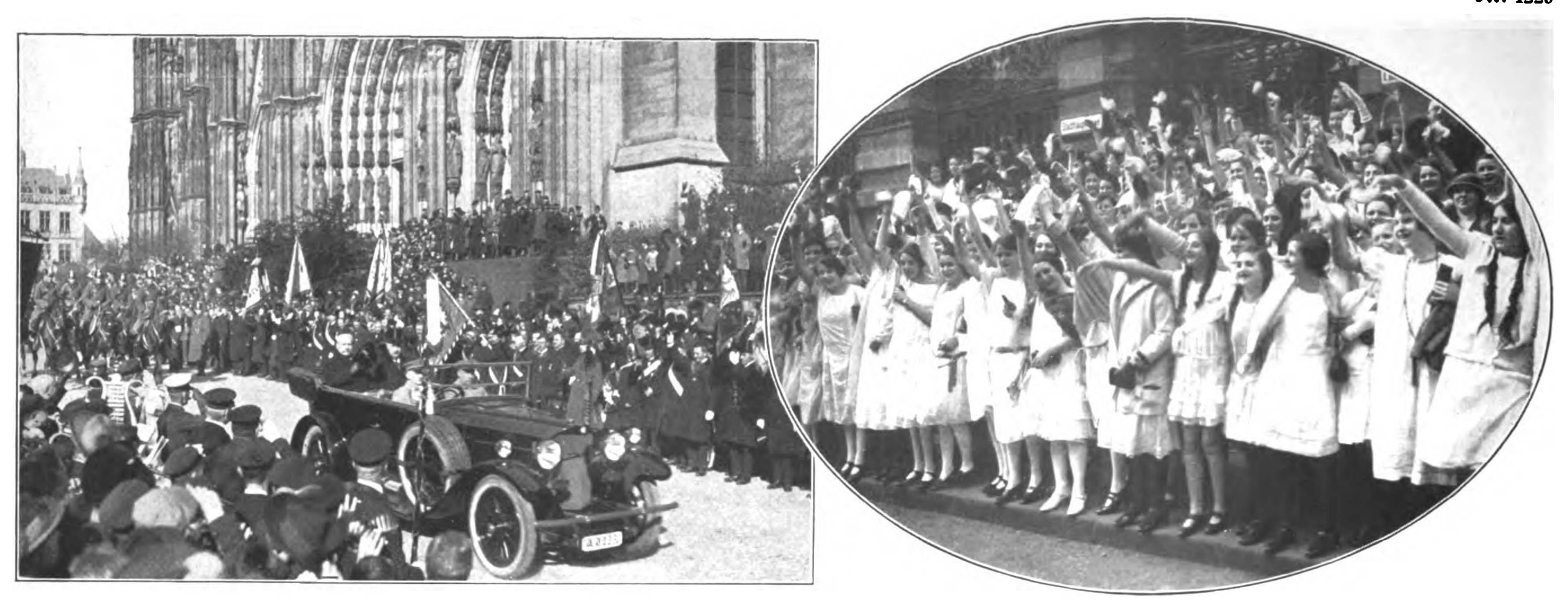
„Bst, unter uns: eine Hexe ist sie, ein Vampir... au, Teufel, mich hat was gestochen!"

„Aha, nun glauben Sie wohl auch an Bienen?"

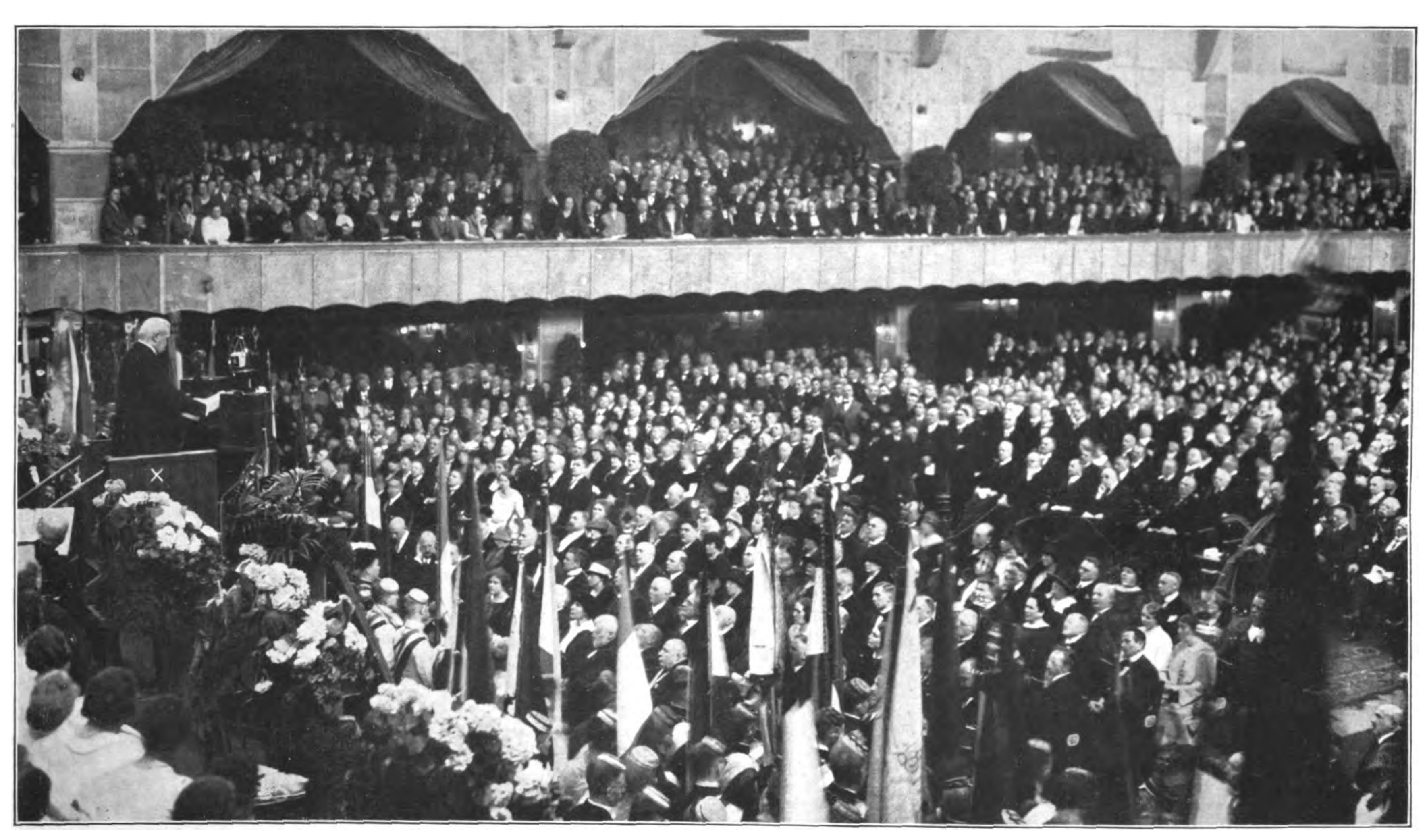
„I wo, es war nur eine Hummel."

F L O R A

NACH EINEM GEMÄLDE VON HERBERT ARNOLD



Hindenburgs Besuch in Köln anläßlich der Befreiungsfeier der Rheinlande am 21. März: **Links:** Begrüßung des Reichspräsidenten vor dem Kölner Dom durch die spalierbildenden Verbände und Vereine. **Rechts:** Die rheinischen Mädchen jubeln Hindenburg zu.



Während der Ansprache Hindenburgs (×) in der Großen Festhalle im Rheinpark bei der Befreiungsfeier in Köln.



Vom Empfang des Reichspräsidenten in Krefeld am Nachmittag des 22. März: Begrüßung Hindenburgs nach seiner Ankunft.

Vom Besuch Hindenburgs in Bonn am 22. März: Der Reichspräsident (×) beim Verlassen der Universität nach dem Festakt. (Phot. Plesser, Bonn.)

H I N D E N B U R G S B E S U C H I N D E R R H E I N P R O V I N Z

OSTERN DER VÖLKER

VON ERNST SMITHANDERS

Überall auf Erden, wo Christen wohnen, wird Ostern gefeiert: in Konstantinopel, ganz in der Nähe der Hagia Sofia, dem Mittelpunkt des Islams; in Ägypten, im Schatten der Pyramiden; ja selbst in den fernen Stillen Ozean haben Missionare das Osterfest gebracht. Dort werden auf einer Inselgruppe sogar Passionsspiele aufgeführt. Das Ostern der germanischen Völker hat sehr viel Gemeinsames: in England sowohl als auch in Skandinavien weichen nur die verschiedenen Lokalbräuche von den unsrigen ab, während die Grundformen der Feier dieselben sind. Osterhase und Osterei, die Ursymbole des altgermanischen Fruchtbarkeitsmythos, treten besonders in den Vordergrund. Das Land, in dem die auch bei uns beliebten Ostereierspiele am verbreitetsten sind, dürfte wohl Holland sein. Mit der Feier der Auferstehung Christi vereinen sich Erinnerungen an alte Sonnen- und Frühlingsfeste; heidnische Jubelklänge hallen hinein in die stilleren Melodien christlicher Andacht.

Die Feiern sind vielfach so eigenartig, manchmal sogar üppig, daß es sich wohl lohnt, einen Blick in die Festesfreude zu werfen, mit der in den betreffenden Ländern Ostern begangen wird.

In Griechenland wirken noch so manche Erinnerungen an das altgriechische Fest des Lichtes und des Frühlings mit. Die große Lichtprozession, die in Athen stattfindet, gemahnt an die großen Eleusinischen Mysterien, in denen im Altertum das Wiedererwachen der Natur und der Sieg der Sonne durch die Rückkehr der Persephone aus dem dunklen Totenreich gefeiert wurde. Daher nennen die Helenen auch noch heute Ostern „lampre“, d. h. Glanz.

Im allgemeinen hebt sich die stillere und innigere Feier der germanischen Länder deutlich ab von den prunkreicheren, auf starke Gegensätze gestellten Festen des romanischen Kulturkreises. Hier schaffen schon die großartigen kirchlichen Zeremonien einen glänzenden Rahmen, und das große Erlebnis ist stets auf jenen kontrastreichen Höhepunkt gestellt, da nach der Trauer und Verzweiflung des Opfertodes die jubelnde Osterfreude plötzlich losbricht.

Auf Malta ziehen fanatisch erregte Prozessionen zu den Kirchen, Männer mit schweren Fesseln an den Füßen, unter der Last von Kreuzen fast zusammenbrechend. Die düstere Trauer wird aber von schrankenlosem Jubel gelöst, wenn der Erzbischof die ersten Worte des Gloria beim Nachtgottesdienst am Samstag anstimmt. Die schwarzen Draperien fallen von den Wänden und Altären des Domes, eine jauchzende Musik ertönt, und alles drängt unter wildem Geschrei auf die Straßen, wo man sich mit Konfetti bewirft.

In Italien nimmt das Fest eine hochbedeutsame Rolle ein. In der Osterwoche trifft der Hauptstrom der Fremden ein, die kommen, um den eigentlichen Festhandlungen beizuwohnen. Die eindrucksvollen und auf der Welt einzig dastehenden päpstlichen Feierlichkeiten werden allerdings seit 1870 nicht mehr abgehalten; die letzte „cappella papale“ hielt Pius IX. Nun werden die Zeremonien mit weit größerer Feierlichkeit in allen Hauptkirchen ausgeführt.

Eingeleitet werden die Osterfeierlichkeiten durch die Palmenweihe, nach der die zahlreichen Kirchenfürsten, Prälaten und niederer Klerus, alle einen kunstvoll geflochtenen Palmenzweig tragend, in feierlicher Prozession durch die Kirche ziehen. An Stelle der deutschen „Palmkätzchen“, des so anmutigen Sinnbildes des Frühlings, bringt das italienische Volk den Olivenzweig zur Weihe; denn die gebleichten Palmwedel aus Bordighera sind teuer und werden nur von den Wohlhabenden gekauft. Am Gründonnerstag läuten die Glocken zum letzten Male, bis sie am Sonnabend das Osterfest einläuten. Bei uns sagt man bekanntlich, daß während dieser Zeit die Glocken aller katholischen Kirchen unsichtbar nach St. Peter wandern, um hier die Weihe zu empfangen. Für die Römer gehört es zum guten Ton, am Gründonnerstag die heiligen Gräber sieben verschiedener Kirchen zu besuchen.

Die eigenartigste Verrichtung an diesem Tag ist die Waschung des Hauptaltars. Wenn es dunkel zu werden beginnt, kommt der Klerus in langer Reihe aus der Sakristei, jeder ein in Form eines Schwammes geflochtenes Palmblatt in den Händen. Der Altar wird vollständig abgeräumt. Während der Chor einen klagenden Psalm anstimmt, gießen drei Kanoniker duftenden Wein über ihn aus. Dann treten die Priester paarweise an den Altar und beginnen die ziemlich lange dauernde Waschung; andere trocknen, wischen zuletzt mit feinem Linnen nach und bedecken dann den riesigen glatten Marmorblock, aus dem der Altar besteht, mit einem frischen weißen Altartuch. Inzwischen ist es völlig dunkel geworden. Nun werden auch die hundertzwanzig Lampen ausgelöscht, die sonst Tag und Nacht an der Gruft St. Peters brennen.

Wenn am Karsamstag die Glocken „gelöst“ werden, wozu die große Glocke von St. Peter das Zeichen gibt, verlassen zahlreiche Priester in Chorrock und Stola die Kirchen und gehen, begleitet von einem Ministranten, der den Weihwasserkessel trägt, in die Wohnungen. Hier besprengt der Priester Bett, Osterkuchen samt Eiern, Salami und Salz mit dem Weihwedel und spricht den Ostersegen über das Haus. Am Ostermontag kommen die Kinder zu den Eltern, sie um Verzeihung zu bitten, was bei den meist sehr verzogenen kleinen Römern keine unnötige Förmlichkeit ist. Dann geht die ganze Familie zur heiligen Messe. Nach der sehr üppigen Mahlzeit, bei der auch nie das Osterlamm fehlen darf, begibt sich ganz Rom zu Fuß oder zu Wagen in die Osterien, um hier den Tag zu beschließen.

Für Rußland ist Ostern das größte Fest, das der Glaube besonders charakterisierte. Das Schauspiel, das die Osternacht im Kreml in Moskau bietet, ist in seiner Art einzig. Die zwischen alten Kathedralen versammelte Menge, die in ihnen keinen Platz gefunden hat, wartet, mit der Kerze in der Hand, auf die Mitternachtstunde. Inzwischen findet in den Kirchen feierlicher Gottesdienst statt, bei dem herrliche altertümliche Gesänge angestimmt werden. Kurz vor Mitternacht nähert sich der Bischof in der Kirche der den Chor vom Allerheiligsten (Altar) scheidenden Bilderwand, die das heilige Grab verbirgt. Die Türen öffnen sich, der oberste Priester tritt hinter die Bilderwand, hebt das Schweißtuch hoch und sieht, daß der Heiland nicht mehr dahinterruht. Er zögert aber noch, die Auferstehung zu verkünden, und verläßt mit dem übrigen Klerus, der heilige Bilder und Kirchenfahnen trägt, das Gotteshaus, um, wie die Jünger im Evangelium, draußen den Heiland zu suchen. Die Geistlichen ziehen, gefolgt von der Gemeinde, um die Kirche. Um Mitternacht tritt die Prozession wieder in die Kirche ein. Schlag zwölf Uhr ertönen sämtliche Kirchenglocken. Aus der Ferne dröhnt der Donner der Geschütze zum Kreml herüber, und die bis dahin halbdunklen Kirchen erstrahlen im Licht von Tausenden bunter Lämpchen. Alle draußen harrenden Andächtigen entblößen ihre Häupter und zünden ihre Kerzen an. Der Bischof teilt der stummen Menge in der Kirche mit, daß Christus den Tod überwunden habe, mit dem Zuruf: „Christus ist erstanden!“ Die Gemeinde antwortet darauf: „In Wahrheit erstanden.“ Der Chor stimmt eine Freudenhymne an, und alle Anwesenden beginnen mit dem vorstehenden Gruß und Gegengruß einander dreimal auf den Mund zu küssen. Dann treten die Priester zu den Tischen und weihen die auf ihnen befindlichen Kuchen und Eier. Damit ist der Gottesdienst zu Ende, und die Gläubigen versuchen, mit den brennenden Kerzen die festlich geschmückten Tafeln in ihren Wohnungen zu erreichen. Auf dem Heimweg geben Bekannte einander den Osterkuß und beschenken sich untereinander mit Eiern.

Im fröhlichen Spanien tritt die düstere Trauer der Karwoche gegen das große Freudenfest am Ostersonntag zurück, an dem der Hof mit gutem Beispiel vorangeht in den Zeremonien der Palmweihe, der Fußwaschung, die der König an alten Leuten vollzieht, und des österlichen Lammessens. Arm und reich erscheint am Osterfest in neuen Kleidern, und da sich jeder in diesem Staat zeigen will, so entfalten sich die buntesten Bilder in den Straßen.

Die Kirchenfeste in Sevilla gehören zu den denkbar glänzendsten Schauspielen. Ein wahrer Rausch der Daseinswonne geht durch die liebliche Stadt am Guadalquivir. Die Gärten und Parke sind den Hainen Cytherens vergleichbar, und die Menschen, die während der strengen Fastenzeit ihrer Genußfreudigkeit Halt gebieten mußten, holen mit echt andalusischer Gründlichkeit das Versäumte nach. Der Gründonnerstag muß allerdings noch mit feierlichem Ernst verlebt werden. — Alle Geschäfte sind geschlossen, und es fährt kein Wagen, keine Straßenbahn; auch kein Gepäckträger würde eine Hand rühren. Aber wunderbarerweise erfährt der Karfreitag hier nicht die Rücksicht, die unseren Begriffen nach der Heiligkeit des Tages entspräche, sondern schon in der Nacht vom Gründonnerstag zum Karfreitag bleibt jedermann wach, und lauter Trubel erfüllt die Straßen der Stadt, die der Schauplatz eines Volksfestes zu sein scheint. Der erste Feiertag bringt die ersehnten Stierkämpfe, den Höhepunkt der Volksbelustigung. Die weltberühmten Prozessionen der Semana santa (Heiligen Woche) bilden den größten Stolz des Sevillaners. Tausende frommer und vergnügungssüchtiger Leute eilen aus allen Teilen Spaniens, ja, aus der ganzen Welt hierher, und mehr als 10000 Geistliche versammeln sich, um die Vorführungen zu organisieren und die „Pasos“ mit den „Imagenes“ zu begleiten. Erstere sind riesige Tragbahren in der Größe von Eisenbahnwaggons, letztere lebensgroße Figuren, zu Gruppen angeordnet und Szenen aus der Leidensgeschichte Christi darstellend. Die verschiedenen „Confradias“ (Bruderschaften) wetteifern nun miteinander, ihre Figuren am kostbarsten zu schmücken. So ist an Gold und echten Edelsteinen nicht gespart, und das Samtgewand der Jungfrau Maria, das von Metallstickerei starrt, schleppt viele Meter lang, von der Bahre herabhangend, auf dem Wege nach. Das Entzücken beim Anblick dieser Madonna bricht sich in lautem Jubel Bahn, und die Volksmenge stürzt diesem Paso, der, wie alle übrigen, durch alle Straßen Sevillas geführt wird, nach, bis eine neue Gruppe auftaucht, die man dann meist noch viel schöner findet.

Im Zuge sind natürlich auch die Geistlichen im vollen Ornat und die städtischen und staatlichen Behörden vertreten. Dazwischen tauchen Gruppen römischer Legionäre aus der Zeit Christi auf; ihnen gesellen sich Engel bei; Veronika trägt das Schweißtuch des Herrn, und eingereihte Musikkapellen schmettern ununterbrochen den gleichen Fanfarenmarsch. Die einzelnen Bruderschaften der Prozession werden auf dem Konstitutionsplatz von dem Stadtoberhaupt feierlich begrüßt. Der Platz gleicht einem Theatersaal. Die ihn füllenden Stuhlreihen sind bis auf den letzten Sitz verkauft, und auf den Balkonen der Häuser ringsum drängt es sich Kopf an Kopf.

Wenn dann die Nacht herniedersinkt, flammen auf den Bahren Hunderte von Wachslichtern auf, und jede der Büßergestalten trägt eine brennende Kerze in der Hand. So bewegt sich dieser endlose, geheimnisvolle, schöne Lichtzauber zur Kathedrale, durch ihre herrlichen Hallen hindurch und am andern Portal wieder hinaus auf die Straße.

Die Kathedrale hat für die Semana santa ihre Schatzkammern geöffnet und entfaltet ihren ganzen Prunk. Am Hochaltar brennen die riesigen erzenen Armleuchter (das berühmte Tenebrario) und die sieben Zentner schwere heilige Wachskerze. Im Mittelschiff ist ein gewaltiges Grabmal Christi erbaut, das das Allerheiligste in den Tagen aufbewahrt. Über hundert Lampen und fast hundert Kerzen umgeben den vierstöckigen, über dreißig Meter hohen, weißgoldenen Bau mit einem Lichtglorienschein seltsamster Pracht.

In der Nacht zum Karfreitag wird im Dom das berühmte Miserere von Eslava aufgeführt.

In einem andern Teile Sevillas, der Vorstadt Triana, rinnt dem Forschenden ein Schauer durch die Seele, wenn er sich vergegenwärtigt, daß hier die Wiege der Inquisition war, wo unter Torquemada Tausende „Ungläubiger“ dem Flammentod überliefert wurden. Und in dem einige Kilometer von Sevilla entfernten „Italica“, der einstigen römischen Kolonie, wo mehrere römische Kaiser geboren wurden, stehen noch die Ruinen der Arena, in der die Bekenner christlichen Glaubens von wilden Tieren zerrissen wurden! —

Formen, in denen die Leidenschaften der romanischen Länder unter einem heißen Himmel noch gesteigert sind, finden sich in Abessinien und Peru.

Im Reiche des Negus sind während der „Woche des Leidens“ alle Kirchen mit betenden Frommen gefüllt, denn die abessinischen Vorschriften verlangen, daß jeder Christ während der Passionswoche die ganze Bibel durchlese und Hunderte von Psalmen und Kirchenliedern singe. Die Nacht vom Karfreitag zum Samstag wird durchwacht, dabei streng gefastet, und so bemächtigt sich eine namenlose Erregung der Menge, die sich beim Anbruch des Ostersonntags in einem wilden Taumel der Verzückung entlädt.

In Peru ist der „Christus der Erdbeben“ eine der seltsamsten Osterprozessionen. Die Häuser sind prächtig geschmückt, Altäre auf den Straßen errichtet, die Kinder häufen Blumen auf den Weg. Kanonenschüsse verkünden den Beginn des Zuges. Von einer rauschenden Musik begleitet, werden die Heiligenbilder aus den Kirchen getragen. An einer bestimmten Stelle hält alles an; man erwartet den „Christus der Erdbeben“. Dieser erscheint, ganz mit Blut bedeckt. Um sein wundertätiges Gewand zu berühren, drängen sich alle heran; ein wildes Durcheinander entsteht. Dann werden die Heiligen wieder in die Kirchen zurückgetragen, und nun bricht ein Freudenfest an, bei dem sich die Paare auf der Straße beim Tanze drehen.

DER TAG DER GOLDENEN HOFFNUNG

Von Paul Georg Münch / (Siehe hierzu unsere Zeichnung »Am ersten Schultag« auf Seite 429)

Von Geschlecht zu Geschlecht geben wir Menschenkinder unsere Glückshoffnungen an unsere Kinder weiter, in unseren Söhnen und Töchtern wollen wir über uns selbst hinaus: sie sollen in das Kanaan unserer Sehnsucht einziehen, das uns verschlossen blieb. Dem Vater gibt sein Beruf keine innere Befriedigung; nun soll einmal sein Junge dem idealen Beruf zugeführt werden, von dem der Vater träumt. Die Mutter ist an der Seite ihres Gatten nicht restlos glücklich, sie fühlt sich unverstanden, und darum soll sich ihr Töchterlein in ihrer Jugend so viele Tugenden, Kenntnisse und Fertigkeiten erwerben, daß sie einmal unter idealen Freiern eine genügende Auswahl hat! Fest steht für jedermann: Der Weg zum Glück führt über die Schule. Die hat so unendlich viel Bildungsgut zu verschenken, man braucht nur zuzugreifen. Fritz und Liese sollen von diesem besten Gute alle Hände voll erhaschen und ganze Menschen werden, reich gesegnet an Seelenglück und an irdischen Gütern! Alle diese Gedanken und Wünsche, die in den ersten Jahren der Ehe Vater und Mutter bewegten, sind am ersten Schultage wuchtig zusammengeballt. Heute stehen Junge und Mädel auf der ersten Sprosse der Leiter, die in den siebenten Himmel führt! Nun empor zum Glück! Der erste Schultag, der Tag der himmelblauen Zuversicht!

Wenn die Mutter ihrem Kinde heute schon die Besuchskarte umhängen könnte, von der sie träumt, dann säßen in der Klasse der Elementaristen fünf Referendare, fünf Ingenieure, fünf Kaufleute (aber nur Prokuristen in Großhandlungen), ein Handwerksmeister (weil er Vaters Geschäft übernehmen wird), ein Musiker (aber nur Dirigent mit vertraglicher Amerika-Tournee), drei Mediziner (ausschließlich Spezialärzte mit Auto) und zwanzig Lehrer (wegen der Ferien)! Kein Arbeiter ist darunter, kein Schauspieler, kein Maler oder Bildhauer, um Gottes willen kein Dichter! — In den Mädchenklassen liegen die Dinge etwas anders. Man wäre nicht abgeneigt, sich einmal als Mutter einer Konzertsängerin oder prominenten Filmkünstlerin begrüßen zu lassen... Ja, wenn man am ersten Schultage in die Seelen der Väter und Mütter schauen könnte! Vierzig Schulneulinge — das sind vierzig Packen Glückshoffnung!

Eine Mutter nach der anderen kommt am ersten Schultage zum Lehrer und meldet vertraulich: „Unser Hans ist ein geweckter Junge, seien Sie nur recht streng mit ihm!" — „Unsere Käthe ist ein kluges Kind, aber ein bissel wild ist sie. Seien Sie nur recht streng mit ihr!" Am Abend des ersten Schultages weiß man es ganz genau: Unter den vierzig Kindern sind 37 ungewöhnlich intelligente, lauter „helle Jungens" und „vigilante Mädels", und nur drei sind — nein, das sagt man dem Lehrer lieber gar nicht erst, daß sie anscheinend mäßig begabt sind, vielleicht fällt es ihm nicht auf. Außerdem basteln die drei gern, zum Diplom-Ingenieur reicht es also immer noch.

Ist nicht der Lehrer zu beneiden, der zum Hüter von so viel Hochintelligenz bestellt ist? Es ist eine Lust, solches Jungdeutschland zu betreuen! Und wie schmuck die Kerlchen gekleidet sind! Das Taschentuch blitzsauber, das Haar mit dem Lineal gescheitelt, es ist ganz köstlich! Und wie liebevoll die Mütter dem Lehrer die Hand drücken! Und was für einen guten Eindruck der Lehrer auf die Mütter macht! Es ist alles in bester Ordnung. Und wenn man als junger Lehrer diesen Tag der himmelblau-goldenen Hoffnungen zum ersten Male erlebt, ist man glückselig: Lehrer sein, ist wahrhaftig ein leichter, ein köstlicher Beruf!

•

Nach drei Monaten hat sich das Bild ein klein wenig geändert. Hände und Hals einzelner Jungen setzen ein zartes Erdbraun an, aber es handelt sich nicht um Indanthren, des Lehrers Tafelschwamm scheuert die Farbe weg. Die Haarfrisur von Max und Moritz scheint lediglich der fünfzinkige Kamm zu besorgen. Hansjoachim kommt öfters einmal zu spät und ohne Kaffee zur Schule, weil es Mutti verschlafen hat. Und das vormals blitzsaubere Taschentuch — reden wir nicht davon! Die Eltern sind nicht mehr so stark an der Schule interessiert wie am ersten Tage, zumal der Lehrer, der einen so guten Eindruck machte, sich als einer von den Modernen entpuppte!

„Wir zu unserer Zeit lasen mit drei Monaten schon Hut, Uhu, Esel, schrieben schon wie angehende Buchhalter, rechneten bis zur Zehn die abstraktesten Aufgaben! Aber die Kinder bei dem da, die spielen ja nur, basteln und gehen spazieren. Wir hatten den Lehrer gebeten, recht streng mit unserem Jungen zu sein, aber einen Stock scheint der Herr überhaupt nicht zu besitzen. Der Junge ist zu Hause ungezogener und naseweiser als früher, und straffe Schulzucht sollte ihn doch so einschüchtern, daß er auch zu Hause recht gesittet wäre. Aber wenn man dem Kinde droht: Na wart', das sage ich dem Lehrer! da lächelt es, als wollte es sagen: Ein Lehrer von heute ist doch kein Popanz! In der Schule gibt es doch nicht das ewige Nörgeln wie zu Hause! Da darf man doch von Herzen lustig sein! Unser Lehrer schwört darauf: Freude ist alles!"

•

Nach drei Jahren.

Das Bild hat sich noch etwas mehr verändert. Von den 37 erklärt klugen Kindern haben sich nur 17 als gut befähigt erwiesen; die übrigen sind mittel bis schwach. Der kleine Walter, der mit vier Jahren schon Geburtstagsgedichte von sieben Strophen aufsagen konnte, hat ein Gedächtnis wie ein Sieb. Die Eitelkeit der Mutter hat schwer an dem Jungen gesündigt. Die kleine Liese, die mit fünf Jahren schon so entzückend, so himmlisch nett Beethoven spielte, ist ein nervöses Quecksilber, unfähig zu jeder straffen Sammlung. Aber die drei, von deren Qualitäten die Mütter kein Rühmens machten, sind in der Klasse obenauf! Sie waren mit sechs Jahren nicht abgerichtet, sie wurden nicht auf künftige Reichsgerichtsräte abgestimmt, aber sie brachten gesunde Nerven zur Schule mit! Sie waren nicht Schaustücke im Damenkränzchen, man kolportierte nicht ihre geistreichen Aussprüche, aber die kleinen Kerlchen waren seelisch gepflegt, sie saßen mit einem fein stillen Lächeln da, ihr Gemüt war durchsonnt, der Acker bereitet!

Der Lehrer ruft Väter und Mütter zu einem Elternabend, aber es findet sich nur die Hälfte der Eltern ein. Die Mütter, die sich am ersten Schultage gar nicht von ihrem Liebling trennen konnten und immer noch einmal sehen mußten, wie er sich in dem neuen Milieu ausnähme, die kommen nicht mehr zur Schule, denn die Zensuren ihrer Jungen sehen nicht danach aus, als ob sie zum Geheimen Medizinalrat reichten. Die vielen zukünftigen „Lehrer" zeigen ihre Liebe zur Schule dadurch, daß sie öfters einmal eine Stunde länger in der Schule bleiben müssen. Die Frau, die am inständigsten bat, ja recht, recht streng mit ihrem Fritz zu sein, hat den Lehrer bereits angezeigt, weil er in seiner sträflichen Ungerechtigkeit dem Jungen eine Strafarbeit gegeben hat...

Die Hoffnung gibt am ersten Schultage den Eltern eine große, verheißungsvolle Zuckertüte. Aber oft genug ist auch hier nur oben eine dünne Schicht von Kostbarkeiten, und unter den funkelnden Pralinen halten sich als Füllsel sehr nüchterne Dreierbrötchen versteckt... Und so wird mancher, der am ersten Schultag als der angehende Generaldirektor in der Klasse saß, zwar nur Dreierbrotbäcker, aber ein ehrenwerter, wackerer Mann, der in seinem Handwerk viel mehr Glück findet, als ihm ein anderer Beruf bieten könnte. Ja, es würde vielleicht das Ende des Erdenglückes bedeuten, wenn alle Glückshoffnungen, in die unsere Schulneulinge am ersten Schultage eingesponnen werden, in Erfüllung gingen.

Tagesgeschichte

Hindenburgs Rheinlandfahrt. Die Befreiungsfeier der Rheinlande in **Köln** am 21. März fand eine besonders festliche Betonung durch den Besuch des Reichspräsidenten v. Hindenburg. In Begleitung des Staatssekretärs Dr. Meißner und seines Adjutanten, des Majors v. Hindenburg, traf er 9 Uhr vormittags mit dem Sonderzug auf dem Hauptbahnhof ein. Gleichzeitig kamen an: Reichsjustizminister und Minister für die besetzten Gebiete Dr. Marx, Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius, Reichsarbeitsminister Dr. Brauns, der preußische Ministerpräsident Braun sowie der preußische Minister für Volkswohlfahrt Hirtsiefer. An den Empfang auf dem Bahnhof schloß sich eine Rundfahrt durch die Stadt an, in deren Straßen die vaterländischen Verbände, die Vereine und die Studentenschaft Spalier bildeten. Im Rheinpark fand dann in der großen Meßhalle die eigentliche Befreiungsfeier statt. Nach Musikvorträgen ergriff Oberbürgermeister Dr. Adenauer das Wort; im Anschluß daran sprach der preußische Minister des Inneren Severing, und Reichspräsident v. Hindenburg antwortete mit einer ausführlichen Rede, in der er dem Danke des Reichs für das tapfere Ausharren und die Treue des Rheinlandes während der Besatzungszeit Ausdruck verlieh. Nach Schluß dieser weihevollen Kundgebung begab sich der Reichspräsident in die Osthalle, wo der Rheinische Sängerbund verschiedene Männerchöre vortrug. Danach nahm der hohe Gast im Kasino auf dem Augustinerplatz ein Frühstück ein, das vom Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Dr. Fuchs, gegeben wurde. Am Nachmittag erfolgte dann im Sitzungssaal des Regierungspräsidiums die Vorstellung der leitenden Beamten der Kölner Behörden. Gegen 6 Uhr fuhr der Reichspräsident zum Festessen nach dem Gürzenich-Saal, bei dem Reichsminister Dr. Marx und der preußische Ministerpräsident Braun Ansprachen hielten. Den eindrucksvollen Tag beschloß ein prächtiger Fackelzug, der zu Ehren des Reichsoberhauptes unter Beteiligung einer zahllosen Menge veranstaltet wurde.

Am Vormittag des 22. März besuchte dann der Reichspräsident die rheinische Universitätsstadt **Bonn**. Oberbürgermeister Dr. Falk hieß ihn am Bahnhof willkommen. Darauf fand im Rathaus ein Begrüßungsakt statt, auf den eine Feier in der Universität folgte. Der Rektor der Friedrich-Wilhelms-Universität, Geheimrat Professor Dr. Dyroff, und der Prorektor der Landwirtschaftlichen Hochschule Bonn-Poppelsdorf, Prof. Dr. Samel, hielten Begrüßungsansprachen; Prof. Dr. Spiethoff verlieh im Namen der philosophischen und juristischen Fakultät Hindenburg den Doktor der Staatswissenschaften ehrenhalber, und der erste Vorsitzende der Studentenschaft übertrug ihm die Ehrenmitgliedschaft der Bonner Studentenschaft der Universität und der Landwirtschaftlichen Hochschule.

Am Nachmittag erfolgte die Weiterfahrt nach Krefeld. Unterwegs wurde in **Rheydt** und in **München-Gladbach** haltgemacht, wo die Bevölkerung dem Reichspräsidenten ihre Huldigung darbrachte. Auch **Krefeld** ließ es sich nicht nehmen, den Besuch Hindenburgs in festlicher Weise zu begehen. In der Stadthalle fand eine vaterländische Kundgebung statt, bei der, ebenso wie dann beim Festessen am Abend, der schweren Besatzungszeit gedacht wurde und Hindenburg Worte des Dankes für die treue deutsche Gesinnung der Bevölkerung aussprach. Mit dem Aufenthalt in Krefeld endete die Rheinlandreise des Reichspräsidenten, die von neuem die große Verehrung bewies, die der greise Heerführer des Weltkrieges überall im Reiche genießt.

In ganz **Deutsch-Oberschlesien** fanden am 21. März, dem fünften Jahrestage der **Volksabstimmung**, **Gedenkfeiern** statt. Überall wurden Umzüge veranstaltet, an denen die Bevölkerung aller Schichten und Stände teilnahm, und die mit Kundgebungen auf den Marktplätzen endigten. Die Redner erinnerten daran, wie im Jahre 1921 durch die fremden Diplomaten unter Frankreichs Führung der Volkswille Oberschlesiens mißachtet und trotz dem klaren, unbezweifelbaren Gesamtergebnis der Abstimmung entgegen der ursprünglichen Zusicherung ein Teil Oberschlesiens abgetrennt wurde, der heute unter der unheilvollen Zerreißung des Landes schwer zu leiden hat. Die deutschfeindliche polnische Kundgebung in Kattowitz fand im Gegensatz zu den Feiern im deutschen Gebiet nur geringen Widerhall bei der Bevölkerung.

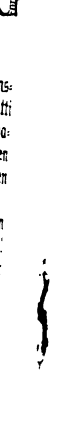
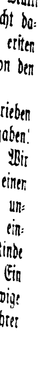
Am 20. März verschied auf Schloß Amalienborg in Kopenhagen an einer Lungenentzündung die **Königinmutter Luise von Dänemark** im 75. Lebensjahre. Die Verstorbene, eine Prinzessin von Schweden und von Norwegen, Mutter des regierenden Königs Christian X., war mit König Frederik VIII. verheiratet, der im Mai 1912 in Hamburg bei einem Spaziergang vom Tode überrascht wurde.

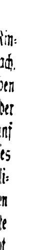
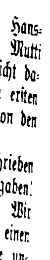
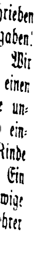
Der hervorragende Kenner des geistigen und gewerblichen Eigentumsrechtes, **Professor Dr. Albert Osterrieth** (geboren am 23. September 1865 in Straßburg), ist vor kurzem in Berlin an einer tückischen Grippeerkrankung gestorben. Durch verschiedene Werke über das Urheberrecht, den gewerblichen Rechtsschutz und besonders über das Patentrecht hat er sich einen Namen erworben. Er war in Berlin Generalsekretär des Deutschen Vereins für den Schutz des gewerblichen Eigentums und Herausgeber der Vereinszeitschrift. Später schrieb er einen Kommentar zum Gesetz über den unlauteren Wettbewerb, arbeitete an dem Kommentar von Schücking zum Friedensvertrag mit und nahm dann im Auftrage der Reichsregierung an der letzten Haager Konferenz für gewerblichen Rechtsschutz teil.

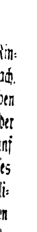
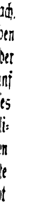
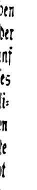
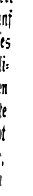
In **Geh. Kommerzienrat Carl Andreas Weichelt**, Inhaber der Eisen- und Stahlwerke Meier & Weichelt in Leipzig-Lindenau, ist ein Großindustrieller dahingegangen, der wie selten ein anderer sein Unternehmen aus kleinen Anfängen zu einflußreicher Bedeutung hat aufblühen sehen. Neben der mehr als fünfzigjährigen Arbeit in seiner Firma war er auch für allgemeine kaufmännische Interessen tätig und hat als Mitglied der Leipziger Handelskammer und des Börsen-Ehrengerichts verdienstvoll gewirkt.

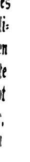
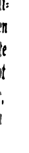
Das evangelische kirchliche Leben Ostpreußens und insbesondere Königsbergs hat durch den Tod des **Geh. Konsistorialrats D. Matthias Lackner** einen schweren Verlust erlitten. Er war ein vorbildlicher Seelsorger und wirkte als Superintendent des Landkreises Königsberg, als Mitglied des Evangelischen Konsistoriums und der Ostpreußischen Provinzialsynode segensreich über die Grenzen seiner Gemeinde hinaus. Im Jahre 1863 begann er als Gymnasiallehrer am Königsberger Friedrichskollegium, ging aber zwei Jahre später zum geistlichen Amte über; 1915 erfolgte seine Emeritierung. Er gehörte als Lektor der litauischen Sprache auch der Universität an und wurde für seine Verdienste durch Verleihung der Lizentiaten- und der theologischen Doktorwürde geehrt.

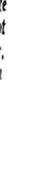
Die künstlerische Wirksamkeit des am 19. März auf einer Gastspielreise verstorbenen Kammersängers **Friedrich Brodersen** gehörte fast ganz der Münchner Oper an. Denn schon im Jahre 1903 rief man ihn vom Nürnberger Stadttheater in die bayrische Residenz. Vorher hatte er in Stuttgart Gesang studiert, nachdem er den Beruf des Architekten, für den er ursprünglich bestimmt war, aufgegeben hatte. Durch sein Ableben wird in das ganze deutsche Musikleben eine Lücke geschlagen, da er sich durch seine Gastkonzerte auch außerhalb Münchens mit seiner ausdrucksvollen Baritonstimme eine große und treue Verehrerschar erworben hatte.

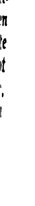













































Links: Von den Feiern in Oberschlesien am 21. März zur Erinnerung an die vor fünf Jahren vollzogene Abstimmung: Die Menge auf dem Ringe in Gleiwitz beim Leisten des Treuschwures. — Rechts: Königinmutter Luise von Dänemark, die am 20. März im 75. Lebensjahre verstorben ist.





















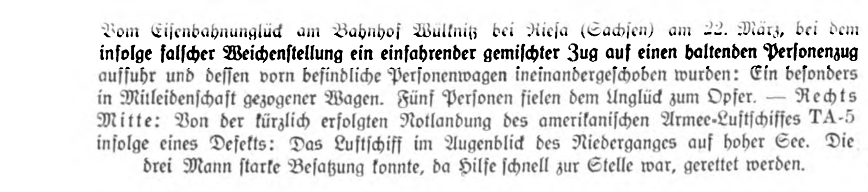










Vom Eisenbahnunglück am Bahnhof Wülknitz bei Riesa (Sachsen) am 22. März, bei dem **infolge falscher Weichenstellung ein einfahrender gemischter Zug auf einen haltenden Personenzug** auffuhr und dessen vorn befindliche Personenwagen ineinandergeschoben wurden: Ein besonders in Mitleidenschaft gezogener Wagen. Fünf Personen fielen dem Unglück zum Opfer. — Rechts Mitte: Von der kürzlich erfolgten Notlandung des amerikanischen Armee-Luftschiffes TA-5 infolge eines Defekts: Das Luftschiff im Augenblick des Niederganges auf hoher See. Die drei Mann starke Besatzung konnte, da Hilfe schnell zur Stelle war, gerettet werden.















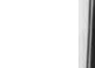


















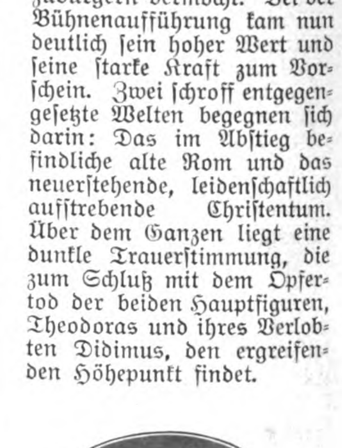






Von der prunkvollen Krönungsfeier des Maharadschas von Kaschmir (Hinterindien) Sir Hari Singh als Nachfolgers seines verstorbenen Vaters: Links: Die indische Ehrengarde auf dem Bahnhof zum Empfang der fremden Fürsten. Rechts: Der neue Maharadscha auf dem mit kostbarem Schmuck ausgestatteten Staatselefanten beim Festzug durch die Hauptstadt Jammu, umgeben von seinen Leibwächtern.





Übungen im Fallschirmabsprung in der Militärfliegerschule zu Henlow (England): Oben links: Absprung vom Flugzeug mit geschlossenem Fallschirm. Der Schirm beginnt gerade sich zu öffnen. Oben rechts: Eine andere Art des Absprungs. Der Pilot läßt erst, auf der Tragfläche des Flugzeugs stehend, den Schirm sich entfalten und wird dann von dem geöffneten Schirm durch den Luftstrom mitgerissen. Im Oval: Eine Neukonstruktion des Fallschirms, wie sie bei den Mannschaften der englischen Luftwaffe eingeführt werden soll. Durch Ziehen an dem Ringe, auf den der Pilot mit dem Zeigefinger weist, öffnet sich der Fallschirm.

Bühnenschau.

Die Erstaufführung von Guiseppe Verdis „Macht des Schicksals" (La forza del destino) in der Nachdichtung von Franz Werfel war wieder einmal eine Premiere in der Dresdener Staatsoper, die der hohen Tradition des Hauses ganz entsprach. Glänzende Ausstattung, ausgezeichnete Musik, hervorragende gesangliche Besetzung, eine geniale Komposition, der von dem bekannten Wiener Dichter bearbeitete Text — alle diese Momente gestalteten den Abend zu einem bemerkenswerten Theaterereignis. In Deutschland ist Verdi hauptsächlich als Komponist des „Troubadour", „Rigoletto", der „Aida" und „Traviata" bekannt, während die in Italien sehr beliebte Oper „La forza del destino" (sie wurde 1862 in Petersburg uraufgeführt) bisher bei uns trotz einzelnen Versuchen in Hamburg und Altenburg, sie auch hierzulande heimisch zu machen, infolge ihrer textlichen Mängel sich nie recht einführen konnte. Nun hat Franz Werfel, angeregt durch seinen Verdi-Roman, sich des von dem Verdifreund F. M. Piave stammenden Originaltextes angenommen und ihm eine erträglichere und unserem Empfinden angemessenere Gestaltung zu verleihen gesucht. Freilich mutet die Handlung bei aller Milderung und Vertiefung durch die Neubearbeitung noch immer wie eine verworrene Liebes- und Mordgeschichte an. Der Held Alvaro, der die Fürstentochter Leonore liebt, bringt durch das tückische Spiel des Zufalls nach und nach deren ganze Familie um. Nach jahrelanger Trennung trifft er die ehemalige Geliebte im Kloster wieder, und Leonore stirbt an seiner Brust.

Das Stadttheater in Münster hat sich mit der szenischen Uraufführung des Oratoriums „Theodora" von Händel um die deutsche Händel-Renaissance ein neues Verdienst erworben. Obwohl Händel selbst dieses Werk für eines seiner besten hielt, hat es sich doch in den deutschen Konzertsälen bisher nicht einzubürgern vermocht. Bei der Bühnenaufführung kam nun deutlich sein hoher Wert und seine starke Kraft zum Vorschein. Zwei schroff entgegengesetzte Welten begegnen sich darin: Das im Abstieg befindliche alte Rom und das neuerstehende, leidenschaftlich aufstrebende Christentum. Über dem Ganzen liegt eine dunkle Trauerstimmung, die zum Schluß mit dem Opfertod der beiden Hauptfiguren, Theodoras und ihres Verlobten Didimus, den ergreifenden Höhepunkt findet.



Von der Erstaufführung der von Franz Werfel textlich bearbeiteten Verdi-Oper „Die Macht des Schicksals" an der Staatsoper zu Dresden am 20. März: Szenenbild mit Ludwig Ermold als Fra Melitone. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)

Prof. Dr. Albert Osterrieth,
hervorragender Kenner auf dem Gebiete des Patentrechts und des Rechtsschutzes geistigen und gewerblichen Eigentums, Verteter Deutschlands auf der Haager Konferenz (1925) für gewerblichen Rechtsschutz, † vor kurzem im 61. Lebensjahre.



Geh. Kommerzienrat C. A. Weichelt,
Mitbegründer der Firma Meier & Weichelt in Leipzig, unter dessen mehr als fünfzigjähriger Leitung das Haus zu einem der größten Eisen- und Stahlwerke Deutschlands heranwuchs, † kürzlich im 79. Lebensjahre. (Phot. A. Richter, Leipzig-Li.)



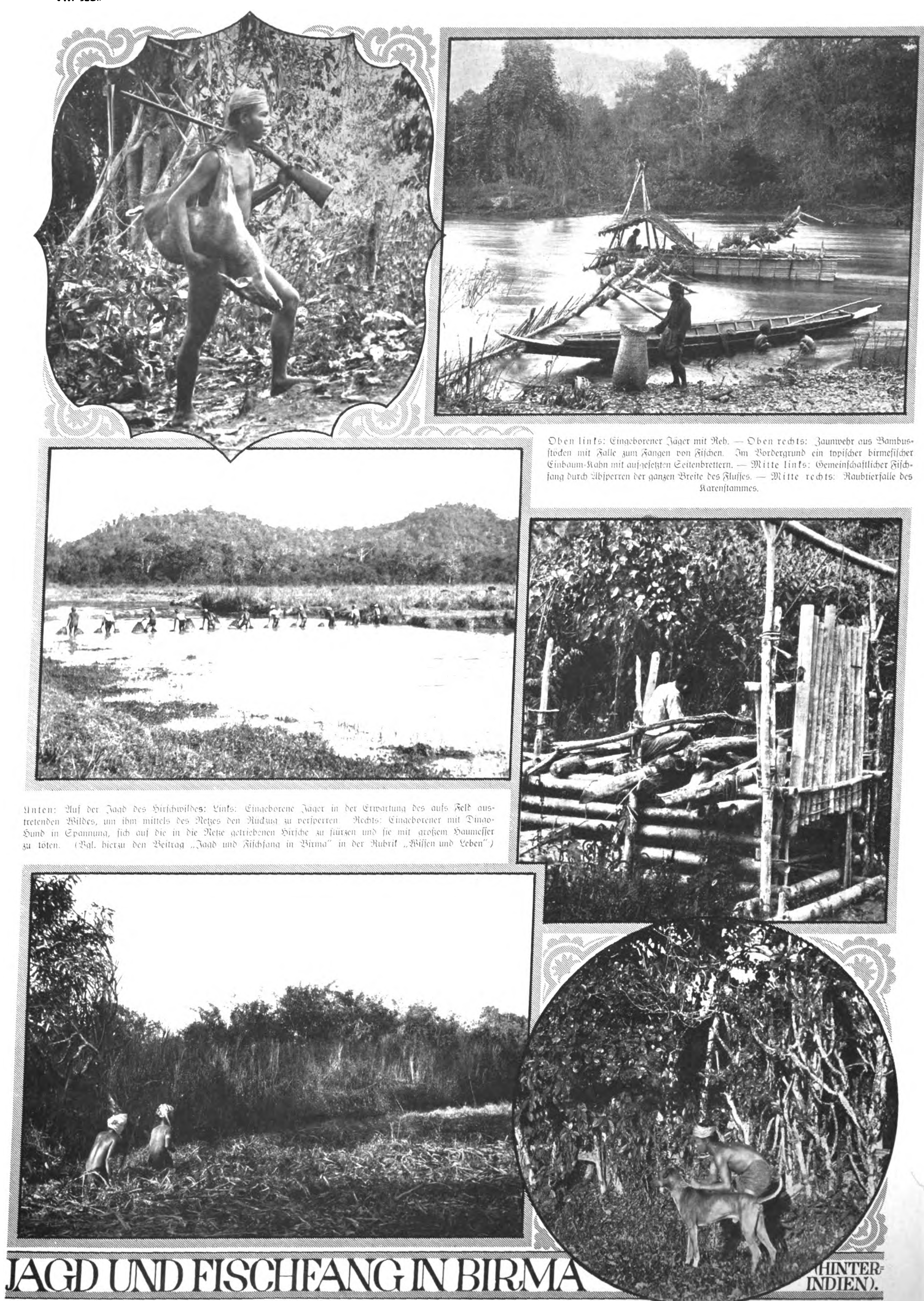
D. Matthias Lackner,
Geh. Konsistorialrat, Senior der ostpreußischen evangelischen Geistlichkeit, † am 15. März im Alter von 90 Jahren. (Phot. Kühlewindt, Königsberg.)



Szenenbild aus der kürzlich veranstalteten szenischen Uraufführung des Oratoriums „Theodora" von G. Fr. Händel (1685—1759) im Stadttheater zu Münster i. W.: Der römische Statthalter fordert zur Feier des Venusfestes auf und befiehlt, die Christin Theodora herbeizuschaffen. (Phot. Opitz, Münster.)



Kammersänger Friedrich Brodersen,
Mitglied der Staatsoper in München, bedeutender Sänger, † am 19. März im 53. Lebensjahre bei einem Gastspielbesuch in Krefeld.



Oben links: Eingeborener Jäger mit Reh. — Oben rechts: Zaunwehr aus Bambusstöcken mit Falle zum Fangen von Fischen. Im Vordergrund ein typischer birmesischer Einbaum-Kahn mit aufgesetzten Seitenbrettern. — Mitte links: Gemeinschaftlicher Fischfang durch Absperren der ganzen Breite des Flusses. — Mitte rechts: Raubtierfalle des Karenstammes.

Unten: Auf der Jagd des Hirschwildes: Links: Eingeborene Jäger in der Erwartung des aufs Feld austretenden Wildes, um ihm mittels des Netzes den Rückzug zu versperren. Rechts: Eingeborener mit Dingo-Hund in Spannung, sich auf die in die Netze getriebenen Hirsche zu stürzen und sie mit großem Haumesser zu töten. (Vgl. hierzu den Beitrag „Jagd und Fischfang in Birma“ in der Rubrik „Wissen und Leben“)

JAGD UND FISCHFANG IN BIRMA (HINTER-INDIEN).

Deutsche Denkmäler in Bozen.



Das Grabmal des Tiroler Freiheitskämpfers Peter Mayr.



Das Denkmal Walters von der Vogelweide.

Wohl keine Stadt hat, so sehr sich auch sinne, es verstanden, ihrer engeren Heimat Werden und Schicksal durch wenige Denkmäler so markant zu zeichnen wie Bozen. Und das ist auch eines Erinnerungsmals eigentliche Aufgabe. Die Vielheit erdrückt, verwirrt und geht leider meist auf Kosten künstlerischen Wertes. Hier aber schuf ein deutscher Stamm drei oder vier Monumente, die, aus den Erlebnissen der Südtiroler Volksseele erwachsen, es wohl wert sind, hier im Zusammenhange genannt zu werden. Denn sie sind auch Marksteine historischer Entwicklung jenes Vaterlandes, das von der Etsch bis an den Belt nur ein geeintes Volk deutscher Geschichte, deutscher Sprache und deutscher Kultur kennt.

•

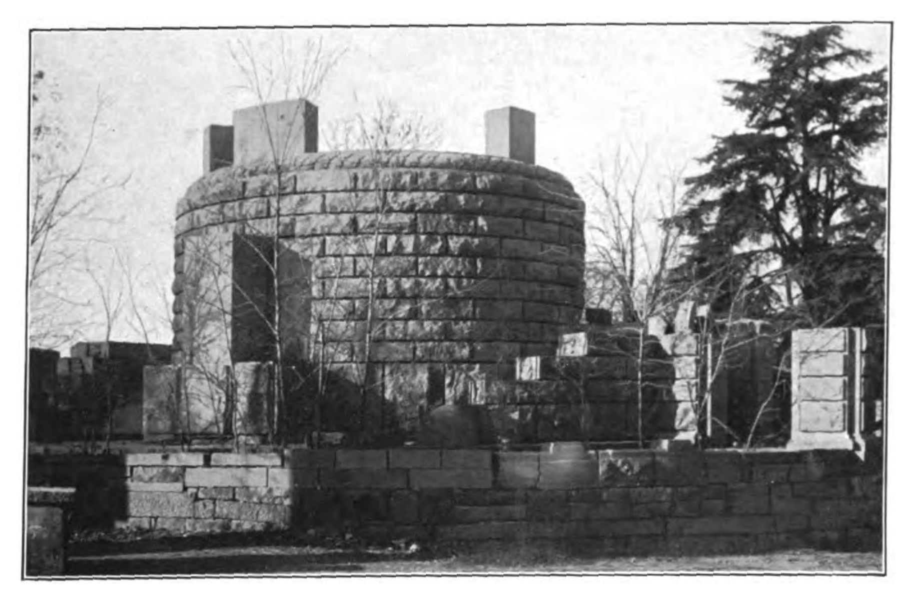
Völkerwanderung brandete. Germanische Flut brach Roms Weltmacht. Auf Trümmern der Antike wuchs der Goten Reich. In Verona hielt der große Theoderich Hof, in der Sage bekannt als Dietrich von Bern.

Saßen damals in den Tälern Tirols die wilden Stämme der Rätier. Ihnen galten Dietrichs verwegene Züge in die klüftige Wildheit der Berge. Und die Mär wandelte sie zu Riesen und Zwergen. Wer kennt es nicht, das Heldenlied von König Laurin und dem Rosengarten? Urdeutsch gleich dem Nibelungenlied.

In Bozen führt längs der Talfer eine Promenade. Über Stadt und Gärten, gegen Sonnenaufgang, zwingen grüne Berge das Auge in die Tiefe des Tals. Da sperrt kahl und kühn ein Felsmassiv rötlichen, verwitterten Dolomits den Blick: das Wunderland des Rosengartens. Und hier, angesichts der historischen Stätte, steht der Laurin-Brunnen, darstellend, wie Dietrich den tückischen Zwergenkönig zu Boden zwingt.

Wurde auch Südtirol nicht von Ostgoten besiedelt, sondern wenige Jahrzehnte nach Untergang des Reiches Theoderichs von Bajuvaren, so ist das Denkmal doch ein Symbol der Besitzergreifung durch deutsche Stämme.

•



Der unvollendete, für die Gefallenen des 2. Tiroler Kaiserjäger-Regiments bestimmte Denkmalsbau, den nach der Anordnung Mussolinis ein Denkmal des wegen seiner Verräterei im Weltkrieg gehenkten welschen Irredentisten Cäsare Battisti krönen soll.

Frühling im Tal. Nicht in der Herbheit deutschen Nordens. Üppiger, lockender. Aber auch nicht in der Schwüle Welschlands. Ein Leuchten steigt die Hänge hinan. Tag für Tag strahlender. Die Freude ist's am Wunder wiedererwachenden Lebens.

Frühling im Tal, Schnee auf den Bergen. Hier kämpft der Winter seinen letzten Kampf.

Weingärten, Burgen und Berge im Sonnenglanz. Das ist Südtirol, wenn im Norden und Osten des deutschen Vaterlandes noch Winterstürme ängstigen. Ein Land, so recht zum Singen und zum Sagen.

Das ist ein Stück deutscher Erde, in das die Heimat Walters von der Vogelweide gelegt wird, des deutschesten unter den Minnesängern. Hier fand er seine Weisen zum Lob der Frauen, zum Preis des Frühlings, in Leid um sein Vaterland.

Auf dem Walterplatz in Bozen steht sein Standbild. In Barett und Mantel. Die Linke hebt die Laute. Leicht vorgeneigten Hauptes, in schlichter Vornehmheit verharrt die hohe Gestalt. Als lausche sie einer Melodie, die nur das Dichterohr hört. Ist es das Lied, das gewaltigste unter den Liedern? Vom Rhythmus allen Geschehens? Von Tod und Wiedergeburt, vom Frühling der Freiheit? — Vielleicht ahnten es jene Welschen, die die Beseitigung des Denkmals forderten.

•

Napoleon spielte mit Thronen und Völkern. Tirol ward niedergeworfen und geteilt. Aber Tirol wollte nicht von Tirol lassen. Aufstand lohte von Berg zu Berg. Der Landsturm wehrte seine Heimat gegen cäsarische Willkür. Wieder und wieder. Doch der Feind blieb Sieger.

Neben der schlanken Pfarrkirche in Bozen, ihrem gotischen Stil angepaßt, steht ein Grabstein im Rahmen ernster Bäume. Er ist nicht allein ein Erinnerungsmal an einen Helden von 1809. Er gibt vielmehr Zeugnis von der Ehrlichkeit und Mannhaftigkeit Tiroler Charakters, von der Geradheit deutschen Wesens bis in den Tod.

Peter Mayr, Wirt an der Mahr im Eisacktal, war von den Franzosen gefangen worden. Er war Landsturm-Kommandant während des vierten Aufstandes. Aber nach erfolgtem Friedensschluß hatte er weitergefochten. Darauf stand der Tod. Nur ein Leugnen, die Bedingungen gekannt zu haben, konnte ihn retten. Kinder, Frau und Freunde flehten. Selbst der französische Kommandant war ihm wohlgesinnt. Aber er entschied: „Ich will mein Leben nicht mit einer Lüge erkaufen." Und wurde am 20. Februar 1810 auf der Holzreife zu Bozen standrechtlich erschossen.

Hinter der Pfarrkirche liegt Peter Mayr begraben, knapp ist die Inschrift des Grabsteines. Ein Relief schildert ergreifend den Augenblick seines Entschlusses. Darüber, in Plastik, eine Kreuzigungsgruppe: das leidende und trauernde Tirol.

•

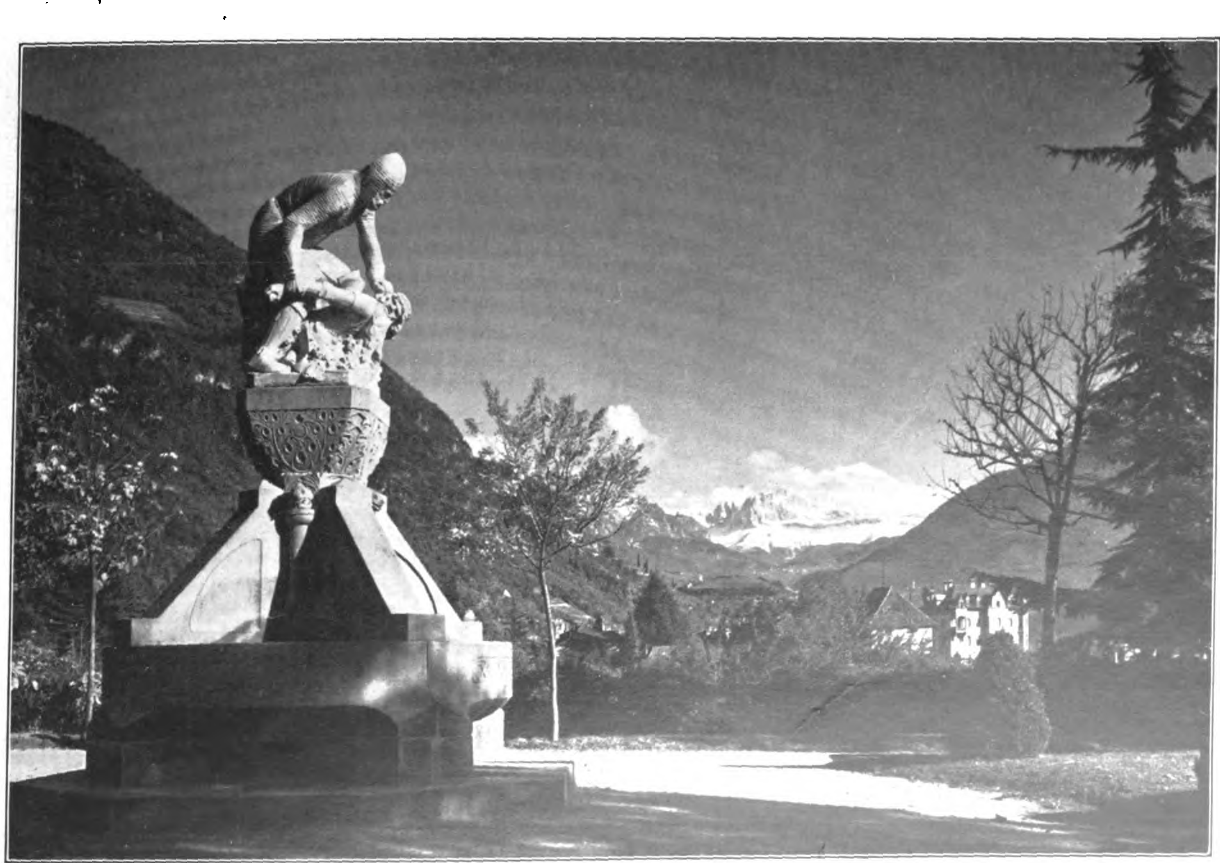
Weltkrieg! Deutschland und Österreich kämpfen um ein Schicksal, Seite an Seite. Das 2. Tiroler Kaiserjäger-Regiment ficht und stirbt bei Hujcze fern den Heimatbergen, Mann um Mann, die Fäuste verkrampft um die Fahne. — Ein Denkmal, zur Aufstellung auf dem Schlachtfeld bestimmt, aber durch den Ausgang des Krieges daran gehindert, gemahnt heute auf dem Berge Isel an dieses Heldenopfer.

Aber auch in der Heimat sollte den Toten ein Erinnerungs- und Ehrenmal errichtet werden. Im Frühjahr 1916 wurde in Bozen der Grundstein eines Monuments gelegt, klassizistischen Stils. Über einer Krypta mit einem Relief des auferstandenen, segnenden Heilands und den Namen der Gefallenen an den Wänden sollte sich ein offener Säulenbau erheben, der eine Opferschale umfriedet. Embleme an den Außenseiten sollten soldatische Tugenden und des Soldatenlebens Lust und Leid symbolisieren. Wahrlich kein Siegesdenkmal. Aber eine Ruhmeshalle den Toten, eine Stätte stiller Andacht den Lebenden.

Auf diesem Fundament will Mussolini das Battisti-Denkmal errichten lassen. Cäsare Battisti, der Verräter, als Symbol des Treubruchs Italiens im Mai 1915. Cäsare Battisti, der Gehenkte, als Triumphator über die ehrlich vor dem Feind Gefallenen. Ein Denkmal Cäsare Battistis, des welschen Irredentisten, in einem Lande, das deutsch war, deutsch ist und deutsch bleiben muß.

Der Laurin-Brunnen, das Standbild Walters von der Vogelweide und Peter Mayrs Grabmal lehren es uns.

Hans-Joachim Rust.



Laurin-Brunnen.



Am ersten Schultag: Aufnahme der Abc-Schützen im Klassenzimmer / Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus

IM SPORTDRESS





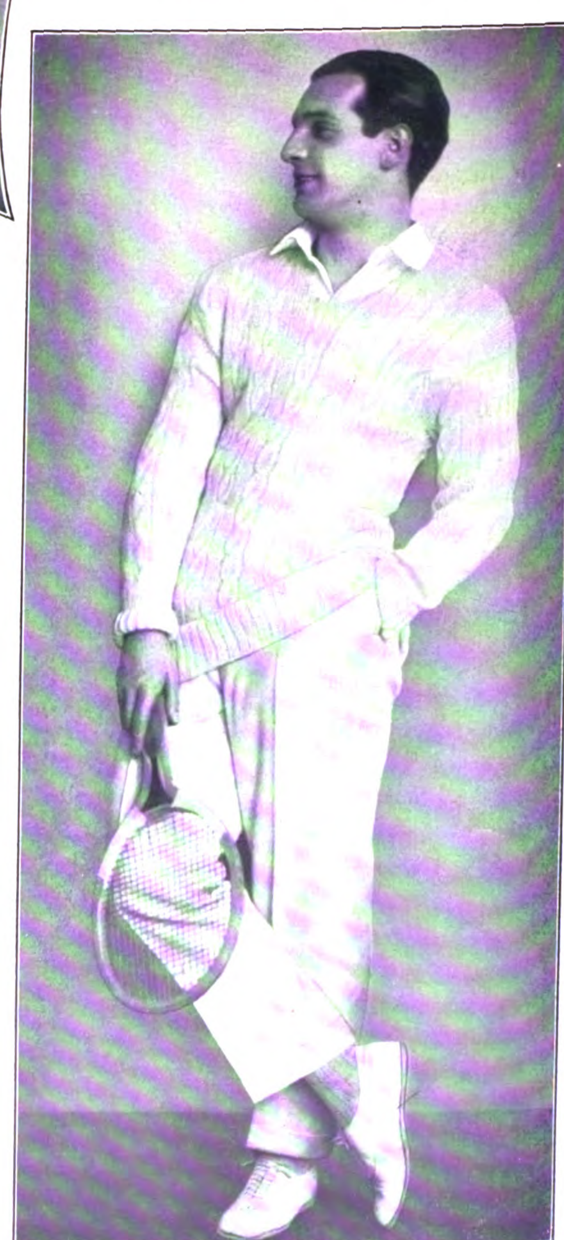
Willi Fränzel, Solotänzer der Staatsoper zu Wien, in weißem Pullover mit bunter Bordüre.

Der Wiener Operettensänger Oskar Karlweis im Golfanzug: Karierter Pullover und karierte englische Breeches.

Mitte rechts:

Der Damendreß für den Fußballsport: Ein farbenfreudiger Jumper zu kurzem plissierten Rock; die Beine nur mit kurzen Socken.





Zwei bekannte Filmkünstler beim Tennissport: Maria Mindszenti in weißem plissierten Rock und rotem, gelbgesticktem Jumper und Jaques Molong-Münz in weißem Tennisanzug. — Rechts: Willi Fränzel von der Staatsoper in Wien in weißem Tennisanzug.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek von Edith Glogau, Wien.

Die Verbannten

• Novelle • von • Karl • Federn •

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Pfarrer war in seiner Erregung durch das ganze Zimmer geschritten, und sich umwendend, sah er die Marquesa breit und verfallen auf dem niedrigen Sofa neben dem Tisch mit den Lichtern sitzen. Ihr Gesicht in dem schwarzen Spitzentuch, unter dem die silberweißen Haare hervorsahen, war auf die Brust gesunken. Es war völlig ausdruckslos. Auf einmal, während er betroffen nach ihr sah, hob sie, wie aus einem Schlaf erwachend, den Kopf, sah ihn an und schien sich zu erinnern. ‚Wir wissen, was Sie herführt, Herr Abbé,‘ sagte sie unvermittelt, ‚wir wissen, was jener Mann will, der heute bei Ihnen war. Bemühen Sie sich nicht für ihn. Sagen Sie ihm, es sei umsonst. Er möge zurückkehren, wie alle, die vor ihm kamen. Wir werden ihn nicht empfangen.‘

‚Ist es unmöglich, gnädige Frau? Könnte er nicht etwas Nützliches, etwas Angenehmes vorzubringen haben?‘

‚Nein. Wir kennen diese schönen Netze.‘

‚Gnädige Frau,‘ sagte der Pfarrer, ‚ich maße mir nicht an, auf Ihre Entschlüsse Einfluß zu nehmen. Aber da Herr von Saint-Eloi zu wünschen scheint, daß Sie jenen Mann empfangen, könnten Sie es nicht seinem Wunsch zuliebe tun?‘

‚Unser guter Freund, der Herr Marquis von Saint-Eloi, kennt unsere Gründe nicht. Auch ist mein Mann krank und schon deshalb außerstande, ihn zu sehen. Aber er kann mit Don Pascual sprechen, der sein Sekretär ist, wie Sie wissen, und all seine Geschäfte besorgt.‘

‚Gerade das, glaube ich, würde diesen Herrn nicht befriedigen.‘

‚Das glaube ich auch.‘

‚Vergeben Sie mir nochmals, gnädige Frau. Wie ich die Sache sehe, dürfte es gerade im Interesse vieler Menschen und in einem Sinn auch in dem des Herrn Abbé Azafas gelegen sein, daß Sie und Ihr Herr Gemahl diesen Herrn empfangen.‘

Die alte Dame sah ihn an, als ob sie ihn nicht begriffe. Ihr Ausdruck wurde der eines Kindes, das weinen will.

‚Ich weiß,‘ rief sie, ‚es geht doch alles nur darum, jenen Engel zu verderben, den einzigen, der uns treu geblieben ist, als alle anderen uns verließen; der nie an sich denkt, nur an uns und an sein Land und an unsere heilige Kirche; der darum nie einen andern Lohn gehabt hat als Haß und Elend, das er mit uns teilt, und den wir nun preisgeben und verraten sollen. Aber weder ich noch der Herr Marques werden je darein willigen. Nicht jetzt und niemals!‘

Sie wollte aufstehen, aber sie vermochte es nicht und sank schwer auf den Sitz zurück. Dicke Tränen liefen unter ihren schweren Lidern hervor über die faltigen Wangen, die schlaff geworden waren. ‚Ines!‘ rief sie in langgezogenem, klagendem Ton: ‚Ines!‘

Die Kammerfrau stürzte herein. Die alte Frau keuchte und atmete schwer. Der Pfarrer stand hilflos. Die Kammerfrau, die wieder hinausgeeilt war, ein starkes Riechmittel zu holen, warf einen finsteren Blick auf ihn. In seiner Bestürzung begann er ein Gebet, und die Kammerfrau neigte die Stirn, während sie das Mittel ihrer Herrin zum Riechen gab, und die Marquesa schien ruhiger zu werden.

Sehr unzufrieden kehrte der Abbé Chazin nach seiner Wohnung zurück. Er hatte nichts erreicht, und er wußte nicht, ob er nicht zuviel gesagt hatte. Er begriff und war ärgerlich darüber, daß Herr von Saint-Eloi sich aus dem Spiele zog und ihn vorschickte, und es war ihm nicht klar, um was es ging.

Am andern Tage kam Don Jaime de Leyva. Er trug ein graues Reitkleid mit erdbeerfarbener, goldgestickter Weste und ritt auf einem weißen arabischen Pferd mit langer seidiger Mähne und Schweif. Ein Mohr in kurzer gelber Seidenjacke, aus der weiße Linnenärmel sich bauschten, folgte ihm. Starr staunend, hielten die Leute in ihrer Arbeit inne, wo er vorüberkam. Bewundernd sahen die Weiber den schönen Herrn und erschrocken und seltsam angezogen zugleich, sich bekreuzigend, den nie gesehenen, mit den wulstigen Lippen, den weißen Augen und Zähnen einem Ungetüm gleichenden schwarzen Diener. Auf dem Marktplatz stieg de Leyva ab und ging in den Pfarrhof. Um den Schwarzen, der die edelgebauten, geäderten Pferde hielt, sammelte sich das Volk. Eine Weile später kam auch der Chevalier, von einem Reitknecht aus dem Schlosse gefolgt, und ging gleichfalls ins Haus.

Der Abbé Chazin berichtete seinen Mißerfolg. ‚Ja, natürlich,‘ sagte de Leyva mit seiner sanften, einschmeichelnden Stimme, ‚nun wird der Marques so lange krank sein, als ich hier bin. Was tun wir?‘

Der Pfarrer sagte noch, daß jede Andeutung gegen den Abbé Azafas die Marquesa aufs heftigste zu erregen schien.

‚Selbstverständlich. Sie zittert um ihren Geliebten. Wußten Sie das nicht? Durch sie beherrschte er ihren Mann, durch ihren Mann Spanien.‘

Mein Onkel mußte sich an den Tisch setzen und stützte das Haupt in die Hände. Mit diesem Sodom wollte er nichts mehr zu tun haben.

‚Der Herr Abbé Chazin hat Paris schon völlig vergessen‘, sagte der Chevalier.

‚Ja, und ich danke Gott dafür‘, erwiderte mein Onkel.

Der Chevalier zuckte die Achseln. Die beiden Männer gingen wieder fort, da sie offenbar allein beraten wollten. Verstört begleitete der Pfarrer sie an die Haustür und sah den Mohren unter dem gaffenden Volk stehen. In seiner Aufregung hatte er den Stimmenlärm vor seinen Fenstern nicht gehört. Ärgerlich über das Gedränge und das Aufsehen, ritt der Chevalier, sowie er im Sattel saß, rücksichtslos an. Weiber und Kinder fuhren schreiend auseinander; Männer murrten und redeten, aber erst als die Herren außer Hörweite waren. Dann bewegte sich der Schwarm vom Pfarrhof weg über den Platz der ‚Alten Glocke‘ zu. Der Abbé Chazin war ins Haus zurückgekehrt.

Nach dem langen Winter war eine frühe und ungewöhnliche Wärme geworden; gelbe und violette Blumen standen an den Wegrändern, und die Bäume trugen hellgrüne Knospen an den braunen Zweigen. Von dem warmen Wetter gelockt, hatte eine wandernde Seiltänzertruppe ihre Karren auf der Wiese halten lassen, die jenseits der Landstraße an den Marktplatz grenzte, und während sie ihre Stangen und Seile aufstellten, lud ein trommelschlagender bunter Polichinell die Leute zu den Vorführungen ein. Vor dem Wirtshaus zur ‚Alten Glocke‘ standen die Pferde der Maréchaussée; der Brigadier aus Garcheville war mit einigen Reitern eingekehrt. In der Gaststube mit den großen, viereckig gegitterten Scheibenfenstern saßen die Leute an den Holztischen und tranken. Der Wirt hielt seinen Sohn, dem er böse war und kein freundliches Wort gab, an dem riesigen Kaminherde, in dem ein rauchendes Feuer brannte, und an dem Holzschrank mit den vielen Krügen fest. Ich sah das alles, denn ich kam, da Ostern nahe war, an diesem Tage aus Sens und mußte an der Tür halten und viele Bekannte begrüßen und Hände schütteln. Gerade in diesem Augenblick kam die Spanierin aus dem alten Park mit ihren hochgesteckten Schleiern und sehr weißen Strümpfen in den kleinen Schuhen, von dem ernsten jungen Diener mit der schwarzen Schärpe begleitet. Unter den Gästen entstand eine gewisse Erregung; an den vordersten Tischen wurde es still. Der lange Simon Choquart erhob sich; aber der Brigadier in seinem blauen Tressenrock und sporenklirrenden Stulpstiefeln kam ihm zuvor und trat, den Dreispitz schwingend, auf die Fremde zu. Mehr sah ich nicht, denn ich mußte weitergehen.

Ich fand meinen Onkel, obwohl er sich meiner Ankunft wie sonst liebevoll freute, nachdenklich und trübe gestimmt. Wir speisten miteinander, und er fragte nach meinen Studien und ließ sich allerlei aus dem Seminar und vom Kapitel in Sens erzählen, aber ich merkte, daß seine Gedanken oft abwichen und er in Schweigen versank. Die alte Françoise, unsere Magd, sagte mir, daß Türken und Heiden im Orte wären, so daß ein christlicher Geistlicher wohl in Sorgen sein könne. Am dämmernden Nachmittag half ich dem Onkel seine Bücher und Papiere ordnen, und ich rief eben Françoise, sie möchte die Lampe bringen, als ein ungeheurer Lärm aus dem Gasthof herüberscholl, auf den eine plötzliche Stille eintrat. Dann neuer Lärm und wieder Stille und dann Rufe und eiliges Laufen auf dem Platz. Wir fühlten, daß etwas geschehen sein mußte. Mein Onkel eilte aus dem Hause, und ich folgte ihm. Als wir hinüberkamen, führten die Reiter der Maréchaussée eben den Sohn des Wirtes, der totenbleich war und sich nicht wehrte, aus dem Gasthof. Ebenso bleich und regungslos, die Lippen verbissen, stand sein Vater in der Tür. Die Weiber drängten nach, weinend und heftig redend. In der Gaststube lag Simon Choquart, Kopf und Gesicht blutüberströmt, auf der Erde. Einer der Reiter und eine Frau knieten neben ihm und suchten, mit Tüchern das Blut zu stillen. Eben drängte sich der bunte Polichinell durch die Leute und rief: ‚Lassen Sie mich, meine Herren; ich weiß mit Wunden Bescheid!‘

Den verworrenen Erzählungen der Leute entnahmen wir, daß Nicolas, vom Vater am Schanktisch festgehalten, mit wütender Eifersucht beobachtet hatte, wie die Spanierin mit dem Wachtmeister und dem langen Choquart schäkerte, bis er in einem Augenblick, in dem der Wirt nach der Küche gerufen worden, plötzlich an ihrem Tisch erschienen war. Was er ihr gesagt oder vorgeworfen, was sie erwidert, wußte niemand. Er hatte sie an der Hand gefaßt, die sie ihm zu entziehen suchte, und ihr ins Gesicht gesehen. Da hatte Simon sich dreingemischt, und ehe der Brigadier, der gleichfalls aufgesprungen war, dazwischentreten konnte, hatte Nicolas dem andern den schweren Krug über den Kopf geschlagen.

Bleich und mit finsterem Gesicht stand die Spanierin da. Sie hatte keine Hand gerührt, dem am Boden liegenden, blutenden Mann zu helfen. Drohend, als würden sie im nächsten Augenblick auf sie losfahren, und doch halb zurückweichend, standen die Frauen des Ortes um sie. Da trat mit schweren Schritten der Wirt auf sie zu und sagte mit einer Handbewegung: ‚Hinaus!‘

Hochmütig, ohne ihn anzusehen, hob sie den Kopf und winkte dem Diener. Der Brigadier bot ihr galant den Arm, aber sie dankte und schritt, von dem schweigenden Jungen gefolgt, ohne sich umzusehen, langsam aus dem Saal.

Lange schrien und erzählten die Leute noch durcheinander; die ganze Nacht währte der Lärm. Und auch an den nächsten Tagen ward keine Ruhe in Saint-Eloi.

Der Wirt war, seitdem er seinen Sohn im Gefängnis zu Sens wußte, ein veränderter Mann; er sprach fast nichts, und wenn seine Frau weinend an ihn herantrat, schob er sie nur schweigend weg. Den alten Choquart sah man jammernd und fluchend durchs Haus irren, während sein Sohn mit gebrochenem Schädel im Fieber lag.

In allen Leuten aber war ein heftiger Haß gegen die Fremden losgebrochen. Sie rotteten sich vor dem alten Park zusammen und drohten und schrien; sie kamen zum Pfarrer und zu Herrn Dubec und verlangten, daß jene aus dem Ort entfernt würden. Die Diener durften sich kaum auf der Straße zeigen.

Wir wußten, wie gefährlich die Leute unserer Gegend werden konnten. Sie haben es zwanzig Jahre später schrecklich bewiesen. Mein Onkel suchte, sie zu beruhigen; gleichzeitig aber schrieb er an den Herrn Marquis von Saint-Eloi, um ihm die Gefahr vorzustellen. Dagegen ließen der Chevalier du Prat und de Leyva vom Schloß aus die Stimmung der Leute, die ihnen genehm war, schüren — obwohl wir dies erst später begriffen.

In der zweiten Nacht nach dem Vorfall löste sich die unzeitige Wärme in einem frühen Gewitter mit furchtbaren Blitzen und Donnerschlägen und heftigem Regenguß, der die Wiesen überschwemmte und auch dann die Tage und Nächte weiter niederging, als das Gewitter vorüber war.

Durch den Regen fuhr ein Wagen ins Dorf, der von Paris kam, und in dem ein schwarz gekleideter Mann mit weißer Perücke saß, ein ebenso schwarz gekleideter Schreiber neben ihm. Ich weiß nicht, was die Leute sich dabei dachten und versprachen, aber es ging sogleich ein großes Gerede und eine Erwartung durch den Ort. Der Wirt und andere behaupteten, daß er einen Befehl der Regierung überbrachte, die Fremden auszuweisen.

Zwei Tage später schlug am frühen Morgen, als es noch dunkel war, jemand an unsere Tür. Die alte Françoise oben in ihrer Kammer hörte nicht; aber der Oheim hatte einen leisen Schlaf. Er weckte mich, und ich nahm ein Licht und öffnete. Draußen im Regen stand ein Diener aus dem alten Park und bat den Pfarrer, zu kommen, da es sich um das Viatikum handle. Mit dem Diener, der eine Laterne trug, gingen wir zur Kirche hinüber, die nur wenige Schritte entfernt auf einer kleinen Anhöhe hinter dem Pfarrhause lag. Mein Onkel öffnete die kleine Seitentür, die durch die Sakristei in die Kirche führte, dort warf er das Chorhemd und die Stola über und nahm den Kelch und den Leib des Herrn aus dem Tabernakel am Altar, in dem sie verwahrt wurden. Dann verlöschte er das ewige Licht und schritt aus der Kirche, die er wieder zuschloß. Die alte Françoise hatte inzwischen einen Wein geglüht, und er trank, so schnell es ging, um sich ein wenig zu wärmen; er hatte sich in den letzten Tagen nicht wohl gefühlt, und er nahm mich, da er ja doch einen Ministranten brauchte, auf meine Bitten mit.

Es war inzwischen heller geworden, und der Regen hatte aufgehört. In der Ferne zwischen den Wiesen brach ein trüber Tag an. Der Wind blies durch die Stoppeln. Wir gingen frierend durch den kalten Morgen. Der Onkel, in seinem alten Pelzmantel, schritt mit den großen Schnallenschuhen durch die Regenlachen; sein Gesicht war sehr nachdenklich. Noch war kein Mensch in den Straßen, und meines Glöckleins bedurfte es nicht. Der Diener mit seiner fahl brennenden Laterne ging voran.

Zum erstenmal sahen wir das Gittertor des alten Parks offen. Als wir die Allee durchschritten hatten, bemerkten wir mit Staunen den uralten braunen Reisewagen vor dem Hause stehen, in dem die Fremden vor einem Jahre nach Saint-Eloi gekommen waren. Es waren keine Pferde davorgespannt, die Stangen lagen zur Erde gesenkt, und er sah noch jammervoller, abgebrochener und fleckiger als ehedem aus.

Wir gingen um den Wagen herum ins Haus. Überall standen die Türen offen, die Vorzimmer waren leer. Wir wurden nach dem Schlafzimmer des Marques geführt. Er lag, wachsweiß im Gesicht, unter einer gelben Seidendecke. An der Wand über dem Bette hing ein großes Heiligenbild, auf dem Nachttisch standen ein silbernes Kruzifix, eine Sanduhr und viele Medizinflaschen. Sooft der Sand im Glase ablief, flößte der alte Diener dem Sterbenden einen Löffel mit irgendeinem Stärkungsmittel ein. An einem Betstuhl kniete vor einem riesigen bemalten hölzernen Kruzifix der Abbé Azafas und las murmelnd aus dem aufgeschlagenen Brevier. Die Türen zum nächsten Zimmer standen weit offen. Dort saß in einem schwarzen Seidenkleide, im dunklen Spitzenschleier die Marquesa; unter den schweren Lidern hervor liefen große Tränen über ihre schlaffen Wangen, und ihre Mundwinkel zuckten von Zeit zu Zeit. In den offenen Türen weiter rückwärts knieten Ines und Juan und ein Teil der andern Dienerschaft. Als der Pfarrer im weißen Chorhemd hindurchschritt, begann erst einer, dann andere laut zu schluchzen. Sogleich aber entstand eine tiefe feierliche Stille, da er sich über den Sterbenden beugte, um die Beichte zu hören. Ich, der, gleichfalls im weißen Überwurf, etwas ferner stand, weiß nicht, ob der Marques noch Worte mit Bewußtsein sprach. Mein Onkel erteilte ihm das Sakrament und die letzte Ölung, dann kniete er hin und betete. Ich sah, wie seine Hände dabei zitterten.

Die Marquesa wollte gleichfalls niederknien, aber ihren schweren Gliedern gelang es nicht. Ines eilte hinzu, doch wurde sie von der fallenden Marquesa mit niedergerissen. Die alte Dame wurde sogleich aufgerichtet; mit den Ellbogen auf eine Bank gestützt, die man ihr hinschob, betete sie. Aber ich sah wohl, daß die französischen Diener ihr Grinsen durch tieferes Senken der Köpfe zu verbergen suchten und ein Lachen nur mühsam unterdrückten.

Von dieser sonderbaren Störung wurden wir durch das Eintreten des Arztes abgelenkt, der eben aus Garcheville gekommen war. Er beschäftigte sich mit dem sterbenden Manne und traf leise und wichtig verschiedene Anordnungen.

Alles schien zu warten. Der Abbé Azafas trat auf meinen Oheim zu und bat ihn sehr, nicht fortzugehen und die Marquesa nicht zu verlassen. Ich sah, wie sein Ausdruck sich veränderte und abweisend wurde, als der Spanier ihn anredete, und dieser merkte es auch. Er nickte nur, zum Zeichen, daß er bleibe, aber er sah selbst so bleich und erschöpft aus, daß Don Pascual ihm Wein bringen ließ.

Der Marques begann zu röcheln. Nach einiger Zeit hörte das wieder auf, aber er lebte noch.

Eine endlose Zeit verging, in der gebetet oder doch so getan wurde. Merkwürdig, wie in das sonst so verschlossene Haus heute die Leute kamen. Ich glaubte Herrn Dubec zu sehen sowie Diener aus dem Schloß des Marquis, die irgend etwas brachten.

Plötzlich ging eine neue auffällige Bewegung durch alle Anwesenden. In dem hohen Mittelsalon mit den Pfeilerspiegeln und Wandteppichen standen, durch die Türen sichtbar, der Chevalier du Prat, groß, mit dem mächtigen Kinn, der Hakennase, der hämisch vorgeschobenen Unterlippe, neben ihm, prächtig gekleidet, mit kostbarsten Spitzen, den Hut unterm Arm, Don Jaime de Leyva und hinter beiden der schwarz gekleidete Herr mit der weißen Perücke, der aus Paris gekommen war.

Alles blickte sich nach ihnen um. Ich sah, wie Don Azafas die Lippen zusammenbiß. Die Marquesa schaute wie mit leeren Blicken; sie war in sich versunken und schien noch nicht zu verstehen.

Wer eine Anordnung getroffen, weiß ich nicht. Aber plötzlich wurden die Flügeltüren geschlossen, und im nächsten Augenblick war das Sterbezimmer fast leer. Auch ich fand mich draußen unter den anderen. Ob sie absichtlich oder ahnungslos durch die offenen Türen eingetreten, ob es eine bewußte oder unbewußte Brutalität war, der Chevalier und Don Jaime bewahrten eine sichere Miene und gingen, wenn auch mit leisen Schritten und Worten, in den Vorräumen, wie Leute, die im Hause zu gebieten hatten. Und sie sahen mit einer gewissen Erwartung auf den kleinen Herrn aus Paris, der eine seidene Aktentasche unterm Arm hielt, ihr ein Schriftstück entnahm und, auf seine Uhr sehend, zu einem der Diener sagte, indem er zugleich mit dem Zeigefinger auf die eben geschlossenen Türen wies: ‚Mein Freund, sagen Sie dem Herrn Abbé von Azafas, ich bedauerte unendlich, aber die Zeit sei um.‘ Der Diener, ein breiter großer Mensch, zuckte nur die Achseln; der Mann mit der Aktentasche sah fragend nach dem Chevalier, dann trat er ans Fenster. Da meine Blicke ihm folgten, sah ich den Brigadier und vier Reiter der Maréchaussée aus Garcheville in ihren blauen Uniformen in der Allee halten. In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und der Abbé Azafas trat heraus. Da der Beamte auf ihn zueilte und die Uhr herauszog, sagte er nur: ‚Ich weiß. Aber Seine Exzellenz, der ich seit dreißig Jahren diene, liegt im Sterben. Können Sie mir nicht noch eine kurze Zeit geben, bis es vorüber ist?‘

Mit beiden Händen machte der kleine Mann eine beteuernde Bewegung: ‚Der Befehl der Regierung, mein Herr Abbé, in vierundzwanzig Stunden! Unmöglich! Ganz unmöglich! Ich bedauere unendlich, in dieser Stunde stören zu müssen, aber es ist unmöglich.‘

Der Abbé richtete sich auf. Der Blick des Mannes mit der Perücke fiel auf ein kleines Köfferchen, das ein Bedienter eben aus dem Hause tragen wollte. ‚Sie können keine Schriften mitnehmen, Herr Abbé‘, sagte er.

‚Öffnen Sie!‘ erwiderte Don Pascual mit einer Handbewegung. Nie hatte er schöner und vornehmer ausgesehen als heute. ‚Sie haben Ihre Zeit nicht gut gewählt,‘ sagte er, zu dem Chevalier und de Leyva gewendet, die schweigend zusahen, ‚aber ich vergebe Ihnen. Ich empfehle mich Ihnen und werde für Sie beten!‘ Sie erwiderten nichts. Aus dem Innern des Hauses scholl ein Weinen wie das eines kleinen Kindes. Dann hörte man schwere, schleppende Schritte; die Flügeltüren gingen auf. Allein, nicht gestützt, von Ines nur gefolgt, kam die Marquesa heraus, und sich mit der einen Hand in dem Türrahmen haltend, das zerstörte, tränenvolle Gesicht hebend, rief sie in erschütterndem Ton, in dem alle Sorge und Liebe einer Frau lag: ‚Don Pascual!‘

Er wendete sich um: ‚Frau Marquesa?‘ fragte er ehrerbietig.

‚Ich gehe mit Ihnen‘, sagte sie.

Abwehrend hob der Abbé die Hand. Düster sah Don Jaime, der sich bei ihrem Eintreten tief verbeugt hatte, auf die alte Dame und den Geistlichen. Niemand sprach ein Wort. Da wendete sich die alte Frau schwer innerhalb der Tür um und schrie ins Zimmer zurück — auf spanisch, wie alles, was sie gesprochen: ‚Señor, Señor Marques! Don José! Er geht! — Wir auch! Stehen Sie auf, Señor! Sie müssen stark sein!‘

Ines bemühte sich um sie, auch mein Onkel war auf sie zugetreten, um sie zu beruhigen. Da geschah, was ich nie vergessen werde.

(Fortsetzung des redaktionellen Teiles auf S. 434.)





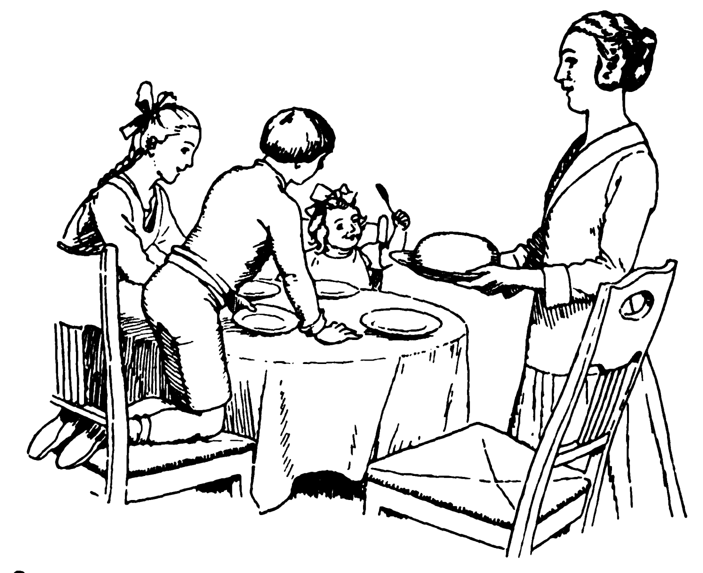
Geburtstagsfeier! – Rund um den Tisch sitzt die Familie fröhlich und frisch!
Kein Wunder, denn das Maizenagebäck den Grund des Wohlbefindens verrät.



Urahne erzählt: „Vor 60 Jahren
Hab' ich Maizena's Güte erfahren.
Du Tochter, warst fast schon aufgegeben,
Maizena rettete dein Leben,
Du konntest die Milch wieder bei dir behalten!
Von unserem Doktor, dem braven Alten
Hat' ich den guten Rat bekommen:
„Maizena wird immer zur Flasche genommen,
Dadurch tritt eine Gerinnung ein,
Genau wie Muttermilch so fein!" –



Da sagte die Tochter, jetzt Großmama:
„Ein ähnlicher Fall auch bei mir geschah,
Doch war meine Tochter schon etwa 3 Jahr,
Als Maizena der Retter aus Nöten war.
Nur Maizenabrei, Maizenasuppen
Behielt damals bei sich die kleine Puppen,
Als auch sie ergriffen zur Sommerszeit
Von der Krankheit, die herrschte weit und breit." –



Da lachte die Tochter und rief fröhlich aus:
„Wir sind ja das reinste Maizenahaus.
Mit Krankheitsgeschichten will ich Euch nicht quälen,
Nur das eine kann ich Euch heut' erzählen:
Meine Kinder sind alle gesund und frisch,
Jede Woche erscheinen bei mir auf dem Tisch,
Entweder von mir selbst erdacht
Oder nach „Kochbuch Maizena" gemacht,
Maizena-Flammeris, Puddings und Torten,
Rote Grützen, Fruchtsuppen und andere Sorten
Gebäcke und Kuchen aller Art,
Halb Mehl, halb Maizena köstlich und zart,
Die werden von meinen Mädels und Jungen,
Ich muß schon sagen, förmlich verschlungen." –



Nicht nur von den Jungen, Ihr lieben Gäste,
Zeigt Urgroßmütterchen, das allerbeste
Und auch noch nicht übertroffen bis heute,
Sind Maizenaspeisen für alte Leute.
Weil sie nahrhaft und leicht verdaulich zugleich
Wird Maizena herrschen im Küchenreich,
Denn das Gute trägt in sich selbst den Lohn
Es wird dann Familientradition!

K. Pauli.

Zeichnungen von Hans Schroedter.

(Fortsetzung des Romans „Die Verbannten“ von Seite 432.)

Im Zimmer hinter ihr, nur drei Schritte entfernt, stand in seinem weißen Spitzenhemd, die dünnen fleischlosen, fast violetten Beine nackt, der Marques, den man einen Augenblick unbeachtet gelassen hatte.

‚Wir gehen nicht, nicht,‘ sprach er, laut genug in der lautlosen Stille, die entstand, ‚wir gehen nicht ... nach Spanien ... zurück. Nie meinen Fuß ... ich setze meinen Fuß ...‘ Der Arzt war auf ihn zugestürzt und wollte ihn stützen, ihn am Arm fassen; aber mit unerhörter Hoheit, die grotesk war bei dem Aufzug, in dem er dastand, sagte er: ‚Geben Sie acht, daß Sie nicht, ohne daß ich es erlaube, mich berühren! ... Nie zurück!‘ wiederholte er. Da fiel sein Blick auf de Leyva, der unwillkürlich vorgetreten war: ‚Nie zurück nach Spanien, du ... du Hund!‘ sagte er, ihn mit unsäglicher Verachtung anblickend. Seine Augen blickten starr. Er öffnete noch ein- oder zweimal den Mund, ohne zu sprechen, dann wankte er und schlug hin, mit dem Kopf an den Fuß einer Truhe, und war tot.

Man hob ihn auf und legte ihn auf das Bett; man deckte ihn mit der gelbseidenen Decke zu bis an den Hals und legte ein kleines silbernes Kruzifix auf die Brust. Der Abbé Chazin schloß ihm die Augen, dann kniete er wieder am Lager hin und betete. Kerzen wurden angezündet, und die Türen wurden wieder geschlossen.

Draußen standen noch alle in wirrem Schreck. Die Marquesa, die beständig leise schrie, war in ihr Zimmer gebracht worden. Kalt entfernte sich der Chevalier. ‚Sie können dem Herrn Abbé Zeit geben!‘ sagte er zu dem Perückenmann.

De Leyva war schon vorher hinausgeschritten. —

Drei Tage später traf der Marquis von Saint-Eloi aus Paris ein. Ein Begräbnis erfolgte, wie der Ort es nie gesehen hatte. Es kamen Herren von der spanischen Gesandtschaft, Herren vom Hofe und von den Ministerien und die Edelleute und Geistlichen der Umgebung. Wagen auf Wagen rollte in den stillen Ort und über den schlecht gepflasterten Platz, rasselnd, tosend, wie der Abbé Chazin es geträumt hatte.

Man hatte den Toten einbalsamiert. Unzählige Kerzen brannten um den Sarg. Teppiche lagen vom Sterbezimmer bis in die Allee hinaus. Vier Herren trugen den Sarg. Hinter ihm schritt Juan, in schwarzseidener Tracht, und trug auf einem violetten Kissen eine Fürstenkrone mit der Kette und dem Orden des Goldenen Vließes. Wagen auf Wagen folgte, und in dem ersten saß in langen Witwenschleiern, unkennbar, die Marquesa mit dem Abbé Azafas.

Der Koadjutor von Sens war herübergekommen, und in großem Ornat zelebrierte er die Totenmesse. Das De profundis ertönte, und auf unserem kleinen Friedhof wurde der erste Herzog von Torrias vorläufig beigesetzt. Unzähliges Volk aus Saint-Eloi und aus der Umgebung stand schweigend um die Kirche und vor dem Friedhofstor angesammelt.

Zwei Tage nach dem Leichenbegängnis — die Trauergäste hatten Saint-Eloi verlassen, und der Ort war wieder leer — kam noch ein sechsspänniger Wagen von der Landstraße über den Platz und nach dem Schlosse gefahren, in dem ein hagerer, schwarzgekleideter Mann mit fahlem, verbissenem Gesichte saß. Auch er trug einen Stern, und der Marquis von Saint-Eloi kam ihm bis ans Tor entgegen, als er mit einem andern schweigenden Herrn aus dem Wagen stieg. Seine Augen sahen kalt auf den Marquis, während er sich mit gemessener Höflichkeit nach den Vorfällen im alten Park erkundigte und nach Herrn de Leyva fragte, der gerade einige Stunden vorher mit dem Chevalier abgereist war. Dann fuhr der Marquis selbst mit ihm nach dem alten Park. Aber als sie dort ankamen, wurden sie zwischen den Gartenmauern durch eine Menge Volks aufgehalten, das in lebhafter Erregung schien. Ein Reisewagen fuhr aus dem Tor. Es war nicht jener alte zerbrochene, aber doch ein einfacher dunkler Reisewagen, in dem die Marquesa und der Abbé Azafas weiter ins Exil fuhren. Neben dem Kutscher saß Juan, und in einem zweiten Wagen folgten Ines und der alte Diener mit Koffern und Truhen. Gegen sie drohte und schrie das Volk. Aber sie saß mit ihrem olivfarbenen finsteren Gesicht so unbewegt, wie sie gekommen war. Der Wagen, der vom Schlosse kam, hatte halten müssen, schon um die anderen aus dem Tor zu lassen. Dabei hatten die Insassen des einen die des andern erblickt. Der hagere Mann mit dem blassen Gesicht und den kalten Augen wurde noch blasser; stumm wies er mit dem Finger auf den Schlag, den einer seiner Begleiter rasch öffnete. Er stieg aus, der Marquis folgte ihm. Die Leute gaben Raum. Er trat an den Schlag des andern Wagens, öffnete ihn, sich tief verneigend, und wollte der alten Dame die Hand küssen. Sie sah ihn starr an, zuckte zusammen: ‚Weiterfahren!‘ rief sie dem Kutscher zu und wendete sich ab, während der Abbé Azafas schweigend und gleichsam bedauernd grüßte. Aber in seinem Gesicht lag ein unverkennbarer Hohn, während der vornehme Fremde, dessen Züge noch finsterer wurden, ohne sich um den Marquis oder sonst jemanden zu kümmern, nach seinem Wagen zurückschritt und einstieg.

Dies wurde uns nachher vom Herrn Marquis von Saint-Eloi erzählt, als mein Onkel und ich ihn auf seinen Wunsch im Schlosse besuchten. Der Marquis ließ sich seinerseits von meinem Onkel alles genau berichten, was in seiner Abwesenheit geschehen war. Er schien verstimmt, und ich würde sagen, verlegen, wenn man dieses Wort auf einen so großen Herrn, und der sich so sehr in der Gewalt

hatte, anwenden könnte. Er fühlte, daß mein sonst so gütiger Oheim ihm die Rolle nicht vergab, die er ihn hatte spielen lassen. Wir saßen im selben spanischen Zimmer, in dem der Marquis ihm einst die Geschichte seiner Gäste erzählt hatte, und von ihren Bildern sahen sie seltsam genug in Jugendglanz auf uns herüber, die wir nur die traurigen Schatten gekannt hatten, die unter uns gewohnt. Es war kein froher Besuch.

Mein Oheim schrieb später alles auf, was er erlebt und über die Sache in Erfahrung gebracht hatte, aber er sprach nicht gern davon. Er alterte schnell, und ich bin einige Jahre später sein unwürdiger Nachfolger in Saint-Eloi geworden, bis die Gönnerschaft meines gnädigen Herrn" — der Erzähler verneigte sich vor dem Bischof — „mich nach Auxerre berief und der gleiche Sturm uns beide aus Frankreich jagte. Das ahnte ich damals nicht, als ich dem Reisewagen mit den beiden alten Leuten nachblickte, wie er zwischen den nassen Feldern entschwand, daß ich einst auf gleichen Wegen würde gehen müssen. Nur daß wir unschuldiger in dieses gastliche Schloß gekommen sind."

Der Erzähler schloß und verbeugte sich vor der Dame des Hauses, die Tränen in den Augen hatte. Sie, der Hausherr und die Tochter dankten lebhaft.

„Wir sind unschuldiger dazugekommen", wiederholte der Marquis von Faverolles seufzend. Der weißhaarige Bischof lächelte. Der Fürst, der, ohne den Wein zu vernachlässigen, zugehört hatte, sagte: „Man hatte damals noch mehr Respekt" und hustete kurz, daß es wie ein ärgerliches Knurren klang. Sein Adjutant und der preußische Offizier, die erst während der Erzählung an den Tisch getreten waren, kamen sogleich wieder auf die Nachrichten aus Madrid und Bayonne zu sprechen. „Auch dort war ein de Leyva beteiligt", sagte der Adjutant, „und wieder beim Exil und Sturz eines Mächtigen, nur daß diesmal die königliche Familie mitstürzte. Der Napoleon macht die Sachen ganz."

„Ja, man hatte damals noch mehr Respekt", sagte der Fürst nochmals, das Gesicht verziehend, und stand auf.

„Es wird derselbe de Leyva sein", meinte der Abbé Chazin. „Der Mann mußte Karriere machen."

„Aber was ist aus den Memoiren des Abbé Azafas geworden?" fragte der Hausherr, der ein Büchersammler war.

„Wer weiß es? Vielleicht hat er sie noch vor seiner Abreise vernichtet, vielleicht aber sind sie erhalten und kommen noch einmal zum Vorschein und werfen ein neues Licht auf jene alten Geschichten und die Vorgänge im Hause Balmacer."

WISSEN UND LEBEN

Parzivals Gralsburg — eine deutsche Burg im Odenwald? Daß das Urbild der uns Deutschen zuerst durch Wolfram von Eschenbach, dann durch Richard Wagner vertraut gewordenen Gralsburg Parsifals irgendwo im südlichen Frankreich, wahrscheinlich in der Nähe der Pyrenäen zu suchen sei, war bisher — wenn man überhaupt einen dinglich-greifbaren Ursprung der Gralsburg annahm und sie nicht lieber als eine reine Phantasieschöpfung ansehen wollte — wohl die allgemeine und geradezu als selbstverständlich betrachtete Überzeugung. Scheint doch sowohl ihr Name „Montsalwatsch" wie der ganze Lebensboden der Parzivalsage, die bekanntlich in einer Dichtung des mittelalterlichen französischen Dichters Chrestien de Troyes ihren reifsten literarischen Ausdruck vor Wolfram gefunden hat, mit aller Ausschließlichkeit auf ein französisches Vorbild der Burg hinzuweisen. Wenn daher ein deutscher Forscher mit der Behauptung auftritt, daß Parzivals Gralsburg Montsalwatsch nach Name und Sache ihr Vorbild in einer deutschen Burg im Odenwald gehabt habe, so wird er für diese Behauptung zunächst wenig Glauben finden; ja, man wird vielleicht gar eine Art von literarischem Imperialismus darin erblicken wollen und ihr schon aus diesem Grunde mit Mißtrauen begegnen. Indessen sind die Gründe, die der Generaldirektor der Fürstl. Leiningischen Güterverwaltung in Amorbach i. O., Herr Dr. Albert Schreiber, in seinem unlängst als Frucht dreißigjähriger Forschung im Verlag Moritz Diesterweg zu Frankfurt a. M. erschienenen Buche „Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach" für seine Annahme anführt, so beachtenswert, daß eine bedingungslose Ablehnung seiner Ansicht ganz ausgeschlossen sein muß, vielmehr die deutsche Literaturforschung allen Grund haben dürfte, sie als eine sehr beachtenswerte, ja äußerst wahrscheinliche Annahme gelten zu lassen. Nach Schreibers Ansicht ist die noch heute als Ruine vorhandene, einst den Herren von Durne (Walddürn i. O.) gehörige Burg Wildenberg im Odenwald das Vorbild, das Wolfram von Eschenbach bei seiner Gralsburg vorschwebte; die Gründe aber, die er zur Stütze seiner Annahme anführen kann, sind die folgenden. Es ist zunächst gewiß sehr auffällig, daß Wolfram den gleichen Namen, den diese Burg trug, auch in verwelschter Form der von ihm so eindrucksvoll geschilderten Gralsburg beigelegt hat; denn das Wort „Munsalvaesche" („Montsalwatsch"), mit dem bei ihm diese Burg benannt ist, bedeutet keineswegs einen Heils- oder Rettungsberg, wie man dies Wort bisher wohl fast allgemein gedeutet hat, sondern es ist die richtige mittelfranzösische Form für Wildenberg = Mont salvage, im heutigen Französischen Mont sauvage, in deutscher Schreibweise. Nun gibt es in Deutschland wohl mehrere Burgen, die diesen Namen tragen, und an die man somit an sich als Vorbilder für Wolfram denken könnte; es scheiden aber selbstverständlicherweise nicht nur alle kleineren Burgen dieses Namens, sondern auch alle außerhalb des Wolframschen Lebenskreises gelegenen aus der in Frage stehenden Möglichkeit aus. Wohl aber entspricht Burg Wildenberg im Odenwalde allen Voraussetzungen, die wir für eine Burg, die als Vorbild für Wolframs Gralsburg in Betracht kommen kann, annehmen müssen. Ist doch diese Burg nicht nur — nach dem Urteil eines Fachmannes wie Dehio — auch heute noch, trotz ihrer Zerstörung im Bauernkrieg, eine der schönsten deutschen Burgruinen, die sich aus romanischer Zeit erhalten haben, Gelnhausen und Münzenberg nicht nachstehend und

dazu mit einem ungewöhnlichen Aufwand an Kunstmitteln erbaut, sondern es finden sich selbst in Einzelheiten zwischen ihr und Montsalwatsch geradezu auffällige Übereinstimmungen. Wenn beispielsweise Wolfram von der Burg Montsalwatsch rühmt, daß darin so große Feuer brennen, wie man sie nicht einmal zu Wildenberg kenne, wo sie doch wahrlich groß genug seien, so stimmt dazu vortrefflich, daß im Palas von Wildenberg noch heute eine ungewöhnlich große Kaminanlage mit einer Heizfläche von 2 bis 3 Geviertmeter nachweisbar ist. Nimmt man hinzu, daß der Name „Munsalvaesche" nicht nur bei Wolframs dichterischem Vorbild Chrestien de Troyes, sondern auch bei allen früheren Bearbeitern der Gralssage fehlt, so wird die Annahme, daß der Name „Munsalvaesche" oder „Montsalwatsch" lediglich die mittelfranzösische Übersetzung von „Wildenberg" in deutscher Schreibweise darstellt, wohl zur Gewißheit. Schreiber nimmt an, daß der höchstwahrscheinlich zu Eschenbach im heutigen Mittelfranken als Lehnsmann der Grafen von Wertheim geborene Wolfram — der nach seinen eigenen Angaben seinen Parzival „hie zu Wildenberg" schrieb — etwa um das Jahr 1200 als Gast Ruperts von Durne nach dessen Schloß Wildenberg übersiedelte, um dort, frei von Nahrungssorgen, seinem dichterischen Schaffen zu leben. Ja, es spricht sogar vieles dafür, daß Rupert von Durne, der gleich hervorragend war als Staatsmann wie als Freund der Künste und ritterlichen Übungen, selbst es war, der Wolfram den Auftrag zur deutschen Bearbeitung der Parzivalsage erteilte, und daß des weiteren er ihm auf Grund seiner persönlichen Beziehungen zu Südfrankreich die französischen Vorlagen — vor allem den „Conte del graal" des Chrestien de Troyes — verschaffte, nach denen dann Wolfram seine deutsche Graldichtung schuf. War doch Rupert von Durne, ein treuer Anhänger des staufischen Kaiserhauses, unter den wenigen deutschen Rittern, die Friedrich I. auf seinem Zuge in das Arelat begleiteten, in dessen Hauptstadt Arles dieser am 30. Juli 1178 zum König gekrönt wurde. Wie beim Parzival würde sich dann auch die genaue Kenntnis, die Wolfram in seinem zweiten Hauptwerk, dem „Willehalm", von den örtlichen und persönlichen Verhältnissen des Königreichs Arelat an den Tag legt, zwanglos aus der Annahme erklären, daß ihm für dieses Wissen der mit diesem Lande und seinem Adel wohlvertraute Rupert von Durne als Quelle diente. Dr. Karl Schneider.

Jagd und Fischfang in Birma. (Vgl. hierzu die Bildertafel nach photographischen Aufnahmen des Verfassers auf Seite 427.) Das in Hinterindien gelegene Birma ist mit seinen großen und dichten Waldungen und den zahlreichen Wasserläufen ein wahres Dorado für den Jäger und Fischer. Die Ausübung der Jagd ist bei der großen Menge von Tieren, die den Menschen gefährlich werden, für den Eingeborenen gewissermaßen eine Pflicht der Selbsterhaltung. Aber auch für die Nahrung geht der Birmese auf die Jagd, obgleich Buddha das Töten der Tiere mit hohen Strafen bedroht. Zahlreiche jagdbare Tiere geben gute Aussicht auf Jagdbeute. Obwohl nun der Birmese den Gebrauch der Jagdwaffe bereits seit dem 14. Jahrhundert kennt, ist er doch ein schlechter Schütze geblieben, und noch heute steht das alte Flintenschloß bei ihm in hohem Ansehen, da er die Munition für diese altmodischen Flinten leichter herzustellen vermag. Er weist aber sonst große Fähigkeiten in der Erjagung des Wildes auf. So erbeutet er den Thamin, ein mit einem knorrigen Geweih versehenes, in Form und Statur unserem Rothirsche sehr ähnliches Tier, indem er in dunklen Nächten mit einer abgedunkelten Laterne an dieses Tier heranschleicht und dann plötzlich den Laternenschein auf den Rothirsch richtet. Dieser ist dabei auf kurze Zeit so verwirrt, daß der Jäger bis auf nächste Nähe herankommen und ihn mit einer Art Haumesser töten kann. Den kleineren Sat (dyi oder gestreiften Bellhirsch) jagt er mit Netzen, in die er dieses Wild mit Hilfe von Hunden treibt. Die in das Netzwerk sich verfangenden Tiere werden hierauf niedergeschlagen. Die Raubtiere, Tiger und Panther, fängt der Birmese vornehmlich in starken Raubtierfallen, in deren hinterem, abgetrenntem Teil ein als Köter dienender Hund untergebracht ist. Neben diesen Tieren bilden noch viele andere das Jagdziel des Birmesen. So pirscht er auf wilde Büffel (Bisons), auf wilde Ziegen und fängt den Elefanten in großen Fallgruben, und auch das Wildschwein wird gern gejagt. Von den in buntester Mannigfaltigkeit die Wälder belebenden Vögeln werden besonders Marabus und Pelikane ihrer Federn wegen geschossen. Die geradezu grausame Reiherjagd aber lediglich der schönen Federn wegen wird fast ausschließlich von fremden Einwanderern ausgeführt. Der Fischfang erfolgt oft durch recht sinnig erdachte Einrichtungen. Eine solche bietet eine typische Fischwehr, ein den ganzen Fluß absperrender Bambuszaun, durch den die Fische nicht hindurchkönnen. Auf der Suche nach einem Ausweg gelangen sie in die in der Mitte des Zaunes angebrachte Falle, in der sie dann festgehalten und von den dort auf Posten befindlichen Eingeborenen mühelos herausgeschöpft werden. Eine solche Fischwehr dient nur für eine Saison, da das reißende Hochwasser der Regenzeit alles fortschwemmt. Die Birmesen, überaus geschickte Fischfänger, haben hunderterlei verschiedene, gut durchdachte Fischfänge. Eine andere sehr bekannte Fischereimethode ist die, daß die Nebenarme zu dem Hauptfluß durch Zäune u. dgl. abgesperrt werden, so daß die Fische nicht in den Hauptarm gelangen können. Sobald das Wasser gefallen ist, so daß die Fische sich in dem schlammigen Untergrund nicht mehr bewegen können, werden sie mit großen, aus Bambus hergestellten Gefäßen, wie dies auch in einer Abbildung gezeigt wird, herausgeschöpft. Fr. O. Koch.

Die Unsterblichkeit der Einzeller. Wenn ein Einzeller — ein Bakterium, eine Amöbe oder ein Stentor — durch Wachstum seine endliche Größe erreicht hat, so tritt die Teilung ein. Aus dem Mutterindividuum entstehen zwei Tochterindividuen, die nun wieder durch den Stoffwechsel größer werden, um sich später wieder zu teilen. Von einem Tod kann hierbei nicht die Rede sein, wenn auch das Mutterindividuum aufhört zu existieren. Weismann sagt mit Recht: „Was stirbt denn? Wo ist die Leiche?" — Der französische Forscher Maupas beschäftigte sich eingehend mit der Teilung der Wimperinfusorien und fand, daß nach einer größeren Reihe von Generationen endlich der Tod eintrat, wenn nicht eine Verjüngung durch Konjugation zweier Individuen herbeigeführt wurde. Als Zeichen des Alterns glaubte er ein Depressionsstadium zu beobachten, das den physischen Tod zur Folge hatte, wenn nicht durch die Verschmelzung eine Auffrischung des Lebens bewirkt wurde. Diese Einwände gegen die Unsterblichkeit der Einzeller hat aber Woodruff glänzend widerlegt. Es gelang ihm, das kleine, etwa $1/4$ mm große Pantoffeltierchen Paramaecium aurelia, das sich in jedem Heuaufguß in dem weißen Häutchen an der Oberfläche des Wassers zeigt, durch viele Generationen hindurch lebensfrisch zu entwickeln. $5^1/_2$ Jahre lang erzielte er so von einem Exemplar, das sich teilte, eine Entwicklungsreihe bis zur 3340. Generation, indem er immer nur ein Tochterindividuum zur Zucht verwendete. Die letzte Generation zeigte keine Alterserscheinung. Zur Ernährung verwendete er nur pflanzliche Stoffe aus gekochten Extrakten ohne künstliche chemische Reizung. Bei der Überrechnung der Masse des gesamten Protoplasmas aller Paramaezien ergab sich ein Volumen, das das der Erde um das 10^{1000}fache (10 mit tausend Nullen) noch übertrifft. Rudolph Schiffel.

Vom klassischen Altertum. Das während des ionischen Aufstandes im Jahre 494 v. Chr. zerstörte, einst so mächtige und reiche Milet ist seit 25 Jahren ein wichtiges Gebiet archäologischer Forschung. Die Ergebnisse dieser Ausgrabungen und Untersuchungen erscheinen als Publikation der Staatlichen Museen in Berlin, von Theodor Wiegand herausgegeben, im Verlag von Schoetz und Parrhysius in Berlin. Nun liegt Heft 7 des ersten Bandes vor: „Der Südmarkt und die benachbarten Bauanlagen" von Hubert Knackfuß. Er schildert einen jener im Altertum so bedeutsamen Seehandelsplätze mit seinen Pracht- und Nutzbauten mannigfacher Art. Da wertvolle Äcker und eine alte Moschee mit umgebendem Friedhof eine gründliche Durchforschung des ganzen Terrains nicht gestatteten, mußte man die Grabungen nur auf die wichtigsten Teile beschränken. Immerhin konnte die ganze Anlage, die ein Rechteck bildet, erkannt und im wesentlichen die baugeschichtliche Ent-

wicklung dieses großartigen Marktes festgestellt werden. Die zahlreichen gefundenen Baureste weisen bis tief in die römische Zeit. Die vielen Abbildungen und Pläne geben einen sehr anschaulichen Eindruck von der gewaltigen Architektur, die einst diese tote Stadt schmückte, nicht minder von der herrlichen Kunst, die hier blühte. Dem verdienstvollen Herausgeber des Werkes über Milet und dem um die Ausgrabungen so verdienten Archäologen widmeten zu seinem 60. Geburtstag die Freunde und Verehrer eine Mappe, die den Titel „Stephanos" trägt (Verlag Schoetz & Parrhysius, Berlin) und auf Tafeln einige köstliche Funde (Reliefs, Büsten, Statuetten und Schollen) mit erläuternden Beschreibungen enthält. Über „Die antike Münze als Kunstwerk" von der früharchaischen Zeit bis zum Ausgang des dritten Jahrhunderts n. Chr. hat Dr. Kurt Regling im gleichen Verlag ein stattliches Werk veröffentlicht, das den Zweck verfolgt, den Nachweis zu erbringen, daß die Münze dem Pulse der „großen Kunst" Schlag auf Schlag folgt. Dieses ist dem Verfasser auch ausgezeichnet gelungen; die auf 45 Lichtdrucktafeln abgebildeten 907 Münzen zeigen eklatant, wie sich das Kunstempfinden parallel den jeweiligen Plastiken in diesen Miniaturwerken äußert. Wer den griechischen Geist zur Zeit seiner stärksten Ausbreitung eingehend und in leicht faßlicher Darstellung kennenlernen möchte, wird in Theodor Birts Buch „Alexander der Große und das Weltgriechentum bis zum Erscheinen Jesu" (Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig) einen fesselnden Führer finden. Sehr plastisch werden die Jahrhunderte des Hellenismus dem Leser nahegebracht, und von blutvollem Leben erfüllt, wirken die Menschen und Geschehnisse so gegenwärtig und echt, daß man bei der Lektüre den Abstand von zweieinhalb Jahrtausenden, der uns von ihnen trennt, völlig vergißt. Seitdem der tote Tutanchamon die Gemüter der ganzen Welt so rege beschäftigt, ist unter den Ländern des klassischen Altertums Ägypten in den Vordergrund getreten. Vor allem aber zieht die Königsstadt der Pharaonen — das hunderttorige Theben — den Strom der Reisenden an. Ihnen wird darum das Buch A. M. Blackmans, das nun in deutscher Übersetzung von Günther Roeder in der Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen, besonders willkommen sein, führt es doch, ohne gründliche Kenntnisse vorauszusetzen, in das damalige Leben sehr geschickt ein, so daß die herrlichen Überreste der Vergangenheit aus ihrer toten Zeugenschaft zu beredsamen Kündern einer großen Kultur erwachsen. —rn—

Das Eisenbahnnetz der Erde hatte nach der jetzt erst fertiggestellten Gesamtstatistik für das Jahr 1924 eine Schienen-Länge von 1206504 km. Diese Zahl kommt etwa dem 30fachen Äquator-Umfang gleich. Rund ein Drittel aller Eisenbahnen findet sich in einem einzigen Land, in den Vereinigten Staaten von Amerika. Deutschland, das vor dem Kriege, in knappem Abstand von Rußland, stets am zweitreichsten mit Bahnen ausgestattet war, hat durch seine gewaltigen Landverluste in West und Ost rund ein Zehntel seiner Eisenbahnen verloren und ist auf den 5. Platz zurückgeworfen worden. Eigenartig berührt es, daß zwei nichteuropäische Staaten, Kanada und Indien, die noch vor $1^1/_2$ Jahrzehnten hinter den meisten anderen großen Ländern zurückstanden, heute mit ihrem Bahnnetz auf die 2. und 3. Stelle aufgerückt sind, so daß sich ein europäisches Land, Rußland, erst mit der 4. Stelle begnügen muß. Indiens Eisenbahnreichtum geht auch daraus hervor, daß die runde Hälfte aller asiatischen Schienenwege sich in diesem einen Lande findet! — Folgende sind gegenwärtig die eisenbahnreichsten Länder der Welt: Vereinigte Staaten 425230 km, Kanada 64150, Indien 60590, Rußland 58239, Deutschland 58041, Frankreich 49695, England 38181, Argentinien 35291, Brasilien 29484, Mexiko 25344, Italien 20118, Südafrika 18626, Polen 18411, Japan 13144 und China 11345 km. Als beachtenswert muß es immerhin hervorgehoben werden, daß die Länge der vereinsstaatlichen Bahnen sich von 1924 auf 1925 um 1700 km — verringert hat, und zwar durch die ungeheure Menge von Automobilen, die das Land besitzt, vielleicht auch durch das rasche Emporkommen des Flugverkehrs. — Die einzelnen Erdteile weisen folgende sehr ungleichmäßige Verteilung der Eisenbahnlinien auf: Amerika 613782 km, Europa 361065, Asien 123986, Afrika 60654 und Australien 47017 km. Wenn somit auch Deutschlands Stellung im Eisenbahnnetz der Welt gegenüber 1914 empfindlich geschwächt ist, so besitzt es doch noch immer fast ebenso viele Bahnen wie ganz Afrika zusammengenommen. R. Hennig.

Künstliche Detektorkristalle. Der gewöhnliche Kristalldetektor, so alt sein Gebrauch ist, ist bis heute noch der Wissenschaft ein Rätsel. Über die von ihm hervorgebrachte Gleichrichtung hochfrequenter Wechselströme gibt es eine Anzahl von Theorien, von denen aber keine unbedingte Beweiskraft beanspruchen kann. Auch der Radio-Amateur merkt diese Unklarheit an dem unsicheren Arbeiten seines Detektors; ein solcher Kristall hat einige empfindliche, lautstarke Stellen, neben denen unmittelbar vollkommen unempfindliche liegen, ohne daß äußerlich ein Unterschied zu erkennen ist. Daher kommt dann das oft recht störende „Suchen", das namentlich für die Besitzer von Reflexapparaten sehr unangenehm sein kann. Möglicherweise rühren diese örtlichen Ungleichmäßigkeiten von Verschiedenheiten der Verwitterung her, der jeder Kristall unterworfen ist; aber auch ein Abschaben der Kristalloberfläche bringt keine durchgreifende Änderung hervor. Dagegen zeigte es sich, daß aus reinsten Ausgangsstoffen künstlich hergestellte Preßkörper ganz ausgezeichnete Eignung zum Detektor besaßen. Sie waren nicht nur gleich empfindlich wie die natürlichen, sondern hatten auch an ihrer ganzen Oberfläche vollkommen gleichmäßige Eigenschaften; zudem sind sie gegen Stromüberlastung (Verbrennen) nicht so empfindlich wie die Kristalle. Die Gewinnung solcher Preßkörper ist eine verhältnismäßig einfache Sache. Hauptsächlich kommen Bleisulfid und Eisensulfid als Ausgangsstoffe in Betracht, da die bekanntesten und besten Detektoren (Bleiglanz und Pyrit) aus ihnen aufgebaut sind. Beide sind in chemisch reiner Form in Gestalt der Kahlbaumschen oder Merckschen Präparate überall erhältlich, doch ist es noch besser, sie selbst aus der Lösung eines Blei- oder Eisensalzes durch Schwefelwasserstoff oder Schwefelkohlenstoff auszufüllen, weil sie dann gleich pulverförmig erhalten werden. Dieses Pulver wird von der Mutterlösung durch Filtrieren getrennt und auf dem Filter durch Übergießen mit destilliertem Wasser sehr sorgfältig ausgewaschen. Dann wird es getrocknet, und zwar muß die Trockentemperatur etwa 150° betragen, sonst bleibt merkwürdigerweise die Detektorwirkung aus. Das getrocknete Pulver wird zusammengepreßt, bis es so hart ist, daß es sich mit der Feile bearbeiten läßt. Eine leicht spiegelnde Oberfläche zeigt an, daß die Detektorwirkung besonders gut sein wird; sie läßt sich durch Pressen mit einem polierten Stempel leicht erreichen. Zweckmäßig ist es, das Pulver gleich in eine gut leitende Hülle zu pressen, da der künstliche Stein sich so am besten in einen Detektor einsetzen läßt. Recht gut geeignet sind z. B. Patronenhülsen, die aus Kupfer oder Messing bestehen. Sind sie aber ausgeschossen, so müssen sie im Innern sorgfältig von dem anhaftenden Pulverschleim befreit werden. Untersucht man einen solchen Kristall in einer Schaltung, wie sie zur Durchmessung von Detektoren dient, so kann man feststellen, daß die einseitige Leitfähigkeit genau so gut ist wie die eines Bleiglanz- oder Pyritkristalles; auch die Prüfung in einer Empfangsanordnung führt zum gleichen Ergebnis. Unterschiede der einzelnen Punkte der Oberfläche sind dagegen nicht mehr vorhanden, so daß das Gesamtergebnis sogar noch besser ist. Merkwürdigerweise ergibt ein Bleisulfidpulver, das durch Zerstampfen von Bleiglanzkristallen gewonnen wurde, nach dem Pressen keine Detektorwirkung, in der Meßanordnung zeigt es sich, daß der Strom in beiden Richtungen gleichmäßig gut durchgelassen wird, die Gleichrichterwirkung aber fehlt. Sie tritt jedoch sofort auf, wenn das Pulver auf eine hinreichend hohe Temperatur erwärmt wird, mindestens auf 120°. Auch das chemisch gewonnene Pulver hat keine Gleichrichterwirkung, wenn man es bei weniger als 120° trocknet, so daß hier also die Ursache der Detektoreigenschaft zu suchen ist. Möglicherweise wird die Wissenschaft an diesem Punkte einsetzen können, um die noch ungeklärte Eigenart der Detektorwirkung festzustellen. Das praktische Ergebnis ist jedenfalls davon unabhängig und wertvoll genug. Dipl.-Ing. Dr. Hamm.



Welche Vorteile bietet Hausfrauentuch „Treffer" gegenüber anderen Wäschestoffen:

1. „Treffer" ist billiger, weil statt der teuren Füllappretur Qualität geliefert wird.
2. „Treffer" ist haltbarer, weil anstelle Füllappretur reine Baumwolle geliefert wird.
3. „Treffer" verliert nach der Wäsche nicht, sondern ist nachher noch dichter und voller, als in ungewaschenem Zustande.

„Treffer"-Hausfrauentuche sind in allen einschlägigen Geschäften zu haben.



Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne und Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.
Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz i. Sa. 1

Verlangen Sie gratis u. franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum u. Parkett sachgemäss?"

J. J. Webers Klassiker-Ausgaben

Unsere Klassiker sind Ganzleinenbände in geschmackvoller Ausführung mit Goldaufdruck und Goldkopfschnitt, auf holzfreies Papier in kräftiger Fraktur gedruckt. Die Ausgabe jedes Dichters enthält ein Bild und eine Einleitung. Jeder Klassiker ist einzeln lieferbar. Von Klassikern, die aus mehreren Bänden bestehen, werden einzelne Bände nicht abgegeben.

„... in saubersten Textgestaltung (bei unseren vielen Neudruck-Serien keine Selbstverständlichkeit!) ..."
„Hamburgischer Correspondent".

Hebbels Werke. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 2 Bde. 8.75 R.-M.

Kleists Werke. In Auswahl herausgegeben u. eingel. v. Prof. Dr. Werner Deetjen. 1 Bd. 5.25 R.-M.

Lessings Werke. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 1 Bd. 5 R.-M.

Mörikes Werke. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 1 Bd. 4.50 R.-M.

Novellen der Romantik. Herausgegeben u. eingeleitet von Professor Dr. Max Hecker. 1 Bd. 5 M.-R.

Schillers Werke. In Auswahl herausgegeben u. eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 4 Bde. 18.75 R.-M.

Sturm und Drang. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Karl Hoppe. 1 Bd. 5 R.-M.

In Vorbereitung:

Goethes Werke. In Auswahl herausgegeben von Prof. Dr. Max Hecker u. Dr. Hans Wahl. 10 Bde.

Gottfried Kellers Werke. In Auswahl herausgegeben von Dr. Karl Hoppe. 4 Bde.

Weitere Klassikerausgaben werden folgen.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

BERGER's mediz. u. hygienische Seifen

40%ige Teerseife, Borax-, Schwefel-, Schwefelteerseife u. s. f. bewährt **gegen Hautausschläge und Hautunreinheiten.**
Stets lagernd in Apotheken, bezw. Drogerien und Parfümerien.
Chemosan-Hellco G. m. b. H., Neisse, Hohenzollernstr. 27.

DAS JAGDREITEN

Erfahrungen und Erlebnisse eines alten Masters von **Generalleutnant a. D. VON EBEN.**

Mit 83 Abbildungen. In Leinen gebunden, mit farbigem Umschlag von A. Stöcke. — Preis 15.— RM.

„... Für unseren gerade jetzt zu neuem Leben allerorts wieder erwachenden deutschen Reitjagdsport gibt es keinen besseren Ratgeber, wie dieses Buch ... Nicht nur unsere Jagdreiter, sondern alle, welche sich für das edle Pferd und den Reitsport interessieren, müssen das Erscheinen dieses Werkes mit herzlichem Danke begrüßen". „Illustrierte Rundschau für Vollblutzüchter".

„... Über dieses Thema sind ja bereits einige Bücher erschienen, aber keines, das von überragender Bedeutung war. Erst dieses dürfte den Kenner vollauf befriedigen". „Sportblatt für Züchter und Liebhaber von Rassehunden".

„... Für unsere Jagdreiter, insonderheit auch unsere jüngeren Offiziere, bietet der Inhalt des Buches eine Fundgrube reichster Erfahrung. ..." „Zeitschrift für Gestütkunde und Pferdezucht".



Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Strasse 1—7.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ✱ J.J. WEBER ✱ LEIPZIG

NR. 4230. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 8. APRIL 1926

Ein großer Irrtum ist es, wenn viele meinen, daß für den Klavierunterricht eines Kindes ein minderwertiges Instrument genüge und mit den Jahren erst ein neues und besseres angebracht ist. So unerläßlich aber ein tüchtiger Lehrer für den ersten Unterricht erscheint, in welchem der Grund zu einer gediegenen oder mangelhaften Ausbildung gelegt wird, so gewöhnen sich auch Ohr und Geschmack an den schönen oder schlechten Klang eines Klaviers, das die schlummernden Anlagen eines Kindes erwecken, es zum steten Üben ermuntern und für die Musik begeistern soll. Diesen Zweck erfüllt ein „echter Steinway", dessen Tonzauber nicht allein Erwachsene bestrickt, sondern seine wunderbare Macht auch auf das Kind ausübt. Man verlange die Steinway-Tonbroschüre „T" von der Fabrik Steinway & Sons in Hamburg 6.

Das Evang. Pädagogium in Godesberg a. Rh. liegt seit 1. Februar wieder auf unbesetztem Gebiet, ebenso wie seine Zweiganstalt in Herchen an der Sieg. Die Godesberger Anstalt ist als Realgymnasium und Oberrealschule bis zum Abiturienten-Examen ausgebaut bei einer Gesamtzahl von 450 Schülern, von denen 250 im Internat wohnen. Herchen ist eine Realschule mit 100 Schülern, von denen etwa 90 dem Internat angehören. Die Eigenart des Godesberger und des Herchener Internats besteht darin, daß die Zöglinge auf einzelne von den Lehrern und ihren Frauen geleitete Familienhäuser verteilt sind (in Godesberg 13, in Herchen 7), so daß bei dieser familienhaften Erziehung das Schullernen ebenso wie Körper und Gemüt gepflegt werden kann. Das Abiturienten-Examen der Oberprimaner, wie auch die Versetzungsprüfung nach Obersekunda wird von den Lehrern der Anstalt unter Vorsitz eines staatlichen Kommissars rechtsgültig abgenommen. Beim diesjährigen Abiturienten-Examen bestanden alle 28 Oberprimaner, von denen 17 vom Mündlichen befreit werden konnten. Von 69 Sekundanern konnte 27 das mündliche Examen geschenkt werden.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4230. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

8. April 1926.

Allgemeine Notizen.

Dreißig Cook-Gesellschaftsreisen durch Deutschland. Während bei den vorjährigen Cook-Touren von 32 Europareisen nur 19 Deutschland berührten, sind im Programm für 1926 insgesamt 33 Europareisen ausgeschrieben, von denen 30 auch durch Deutschland gehen. Das Reisebureau Charles C. Jlgard in Boston, das seit zwanzig Jahren nur hochrangige Gesellschaftsreisen betreibt und in dieser langen Zeit bei keiner Europatour bisher mehr als drei Tage für Deutschland eingeräumt hatte, betreibt für 1926 zwei Europareisen. Die erste dieser Gesellschaftsreisen sieht einen viertägigen Aufenthalt in Berlin vor, danach einen dreitägigen in Dresden, einen fünftägigen in München, einen siebentägigen im Schwarzwald und am Rhein, also insgesamt 19 Tage in Deutschland; die zweite Jlgard-Gesellschaftsreise beabsichtigt einen zwanzigtägigen Deutschlandaufenthalt. Bei der Ausarbeitung der Gesellschaftsreisen, die durch Deutschland führen, hat German Railroads Information Office, das neuyorker Bureau der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung, praktisch mitgewirkt und insgesamt 87 solcher Touren für Schiffahrtsgesellschaften, Touristenbureaus und Einzelunternehmer von Gesellschaftsreisen ausgearbeitet.

Das Nordseebad Norderney hat zu Ostern die Vorsaison eröffnet. Dieser frühe Saisonbeginn ist sehr zu begrüßen. Die Heilkraft der Nordsee ist gerade im Frühjahr und im Herbst am stärksten und wirksamsten. Bekanntermaßen finden sich von Ostern an immer zahlreicher die Heilung und Ausspannung suchenden Gäste ein. Sie bevorzugen Norderney besonders deshalb, weil es als Ort durch seine Anlage besonders geeignet und infolge der großen Konkurrenz besonders billig ist (volle Pension von 5 Mk. an). Dabei bietet es neben der herrlichen Strandpromenade als einzigste ostfriesische Insel geschützte Waldspaziergänge. Warme Seebäder das ganze Jahr. Der Anblick des Meeres bietet im Frühjahr nicht weniger Reize als im Sommer. Die Luft an der See ist schon im zeitigen Frühjahr unter dem Einfluß des Wassers weicher und milder als auf dem Festland, vor allen Dingen aber ist an der See, wenn der Boden der Wälder noch lange feucht ist und Lagern und Wandern verbietet, der Dünensand genau so trocken wie im wärmsten Sommer. Erfrischung und Erholung, Genuß der großartigen Natur, bietet die Frühlingszeit auf Norderney.

Hochseeregatten um Helgoland. Unter Beteiligung des Norddeutschen Regatta-Vereins, des ehemaligen Kaiserlichen Jachtklubs, des Weserjachtklubs sowie der Kieler Segelvereinigung werden vom 6. bis zum 9. Juni die im Vorjahr zum erstenmal ausgesegelten Hochseeregatten zum Austrag kommen. Eingeleitet werden diese Regatten, zu denen bereits zahlreiche Meldungen vorliegen, durch einen großen Fußballwettkampf um den von der Hamburg-Amerika Linie gestifteten Hapag-Pokal. Da ein lebhafter Fremdenverkehr nach Helgoland zu erwarten ist, wird der Dampfer „Kaiser“ für den 5. Juni eingelegt, der Hamburg mittags verläßt und gegen 6 Uhr abends in Helgoland eintrifft. Für die Hundertjahrfeier Helgolands als Badeort ist als Hauptfesttag der 9. August mit einem historischen Festzug und Enthüllung eines Gedenksteins für Jacob Andresen Siemens, den Begründer des Bades Helgoland, geplant.

Handbetriebs-Fahrräder und Krankenfahrstühle. Seit über fünfzig Jahren besitzen die erstklassigen Qualitätserzeugnisse der Firma H. W. Voltmann, Erste Oeynhauser Krankenfahrzeugfabrik, infolge ihrer glänzenden Bewährung Weltruf. Der Spezialfabrikation von Krankenfahrzeugen (Krankenfahrstühle, Zimmerfahrstühle, Handbetriebsfahrräder usw.) boten sich besonders in Bad Oeynhausen, dem bedeutendsten Weltbad für Gelähmte und Fußleidende, durch ständige Fühlungnahme mit den Kranken und Anregungen der Badeärzte außerordentlich günstige Voraussetzungen, die in Verbindung mit langjährigen Erfahrungen ermöglichten, daß sich die Voltmannschen Krankenfahrzeuge durch ihre unübertroffene Vollkommenheit größter Wertschätzung erfreuen und eine so große Verbreitung gefunden haben. Da die Zahl der Modelle und Ausführungen sehr reichhaltig ist, besteht die Gewähr, daß hier jeder Kranke das findet, was er sucht, nämlich in seinen Bedürfnissen und Wünschen in jeder Hinsicht entsprechendes Krankenfahrzeug. Mit Angeboten und illustrierten Preislisten steht die Firma H. W. Voltmann, Bad Oeynhausen gern zu Diensten.

Enameline-Ofenputz und -Politur verschönern und erhalten eiserne Öfen, Herd, Heizplatten, Ofenrohre; sie dürfen in keinem Haushalt fehlen. Niemand wird es bereuen, von den Enameline-Werken G. m. b. H. in Höchst a. M. den kostenlos erhältlichen Prospekt kommen gelassen und dieses unübertreffliche Putzmittel eiserner Gegenstände kennen gelernt und in Gebrauch genommen zu haben.











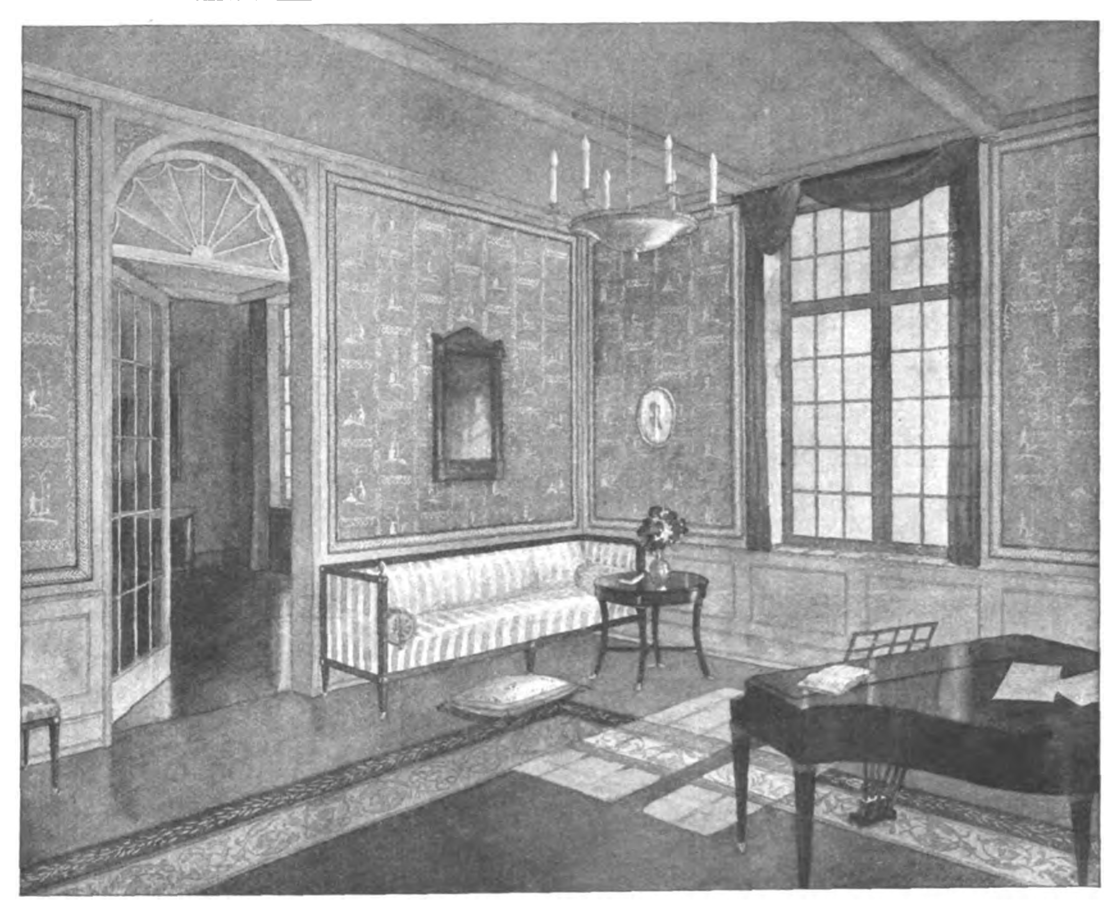
LEIPZIG, COLONNADENSTR 30

Bad Neuenahr (Rheinland). Der Vorfrühling ist die geeignetste Zeit zum Beginn einer Vor- oder Hauskur mit dem berühmten „Neuenahrer Sprudel“, den einzigen alkalischen Thermalquellen Deutschlands gegen Zucker-, Gallenstein-, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden, Gicht, Katarrhen. Erhältlich ist er in allen Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien. Die Trink- und Badekur in Bad Neuenahr selbst wurde bereits zugleich mit dem Kurhotel, dem einzigen Hause mit den Bädern aus den Heilquellen, am 27. März eröffnet. Auch konzertiert bereits eine kleine Hauskapelle im Kurhotel. Der Kurpark und die daran anschließenden Parks und Anlagen stehen schon im herrlichsten Frühlingsschmuck. Der Badeort selbst hat alles getan, um Neuenahr auch in diesem Jahr wieder von seiner besten Seite zu zeigen. Der ärztlich verordneten diätetischen Verpflegung wird wie immer in Neuenahr auch in diesem Jahr von seiten der Hotels und Pensionsinhaber die größte Sorgfalt zugewendet, und zwar ohne Erhöhung der an und für sich niedrigen Unterkunfts- und Verpflegungssätze. Zimmer mit voller Verpflegung sind bei bescheidenen Ansprüchen schon von 5 Mk. ab erhältlich. Zu erwähnen ist noch, daß Bad Neuenahr nach Räumung der Kölner Zone nunmehr an der äußersten Peripherie der zweiten Koblenzer Zone liegt. Die Neuenahr umgebenden Weinberge liegen schon im unbesetzten Gebiet. Ebenso wie das ganze Ahrtal hat Neuenahr nach wie vor keinerlei fremde Besatzung.

Schenkt Bücher zu jedem Fest.

Umtausch alter Rasierklingen

Für jede Mulcuto-Goldklinge wird 1 alte Mulcutokl. m. 1 M. in Zahlung genommen, alte Mulcuto-Apparate m. 3.30 M.
Mulcuto-Werk, Solingen.



Kleider machen Leute, die Tapete macht den Raum!

Wie oft hat schon der geringe Schuh den „Elegant-sein-wollenden“ verraten. Damen sehen in dieser Beziehung besonders scharf. Wir sind wieder zum Echten, zur Qualität vorangeschritten. Der blosse Schein wird gering geschätzt, verpönt. Dasselbe gilt auch für alle Räume. Das Kleid der Wand und der Decke gibt dem Raum das Gepräge. Alle Ihre Möbel und Kostbarkeiten verlieren, wenn das Wandkleid bloss für das Auge geschaffen ist. Der ganze Raum, die Gegenstände, die Stimmung gewinnen ganz erheblich, wenn Sie Ihren Wänden und der Decke eine Tapete geben, die sie nicht bloss überzieht, sondern kleidet.
Diese Tapeten müssen absolut unveränderlich bleiben, auf Jahr und Tag. Die Flächen neben den Bildern müssen genau gleich bleiben, wie jene hinter den Bildern. Sie müssen Möbel verstellen können, wann es Ihnen beliebt. Flecken müssen entfernt werden können, ohne dass die Tapete irgend welchen Schaden leidet.

Solche Tapeten gibt es und zwar eine ganze, grosse Klasse: Die Tekko- und Salubra-Tapeten, die einzigen, aus den gleichen Ölfarben hergestellt, mit denen unsere alten Meister ihre Wunderwerke schufen. Die sengende Sonne kann den Tapeten auf Jahrzehnte nichts antun. Sie können jederzeit gewaschen werden wie eine Wandtafel. Mit ihren Farben können ganz besonders stimmungsvolle Wirkungen erzielt werden, wie mit keiner anderen Tapete.
Sie zieren Fürstenschlösser, die Repräsentations- und Empfangsräume der Regierungspaläste, und trotzdem sind sie nicht unerschwinglich (in jeder Preislage von Mark 3.60 bis Mark 34.— die Rolle). Wir laden Sie höfl. ein, sich diese waschbaren lichtechten Tapeten im Grossen mit Anwendungs-Beispielen in ihrer ganzen Mannigfaltigkeit im nächsten erstklassig. Tapetengeschäft anzusehen. Tekko- und Salubramuster sowie Vorbilder guter Räume kostenlos von

SALUBRA A.-G., GRENZACH 5d (BADEN)

In der Literatur werden die lichtechten, waschbaren Wandbekleidungen Tekko und Salubra als die Höchstleistungen der Tapetenindustrie genannt. Siehe „Die Tapete“, Beiträge zu ihrer Geschichte und ästhetischen Wertung, von Prof. Dr. E. Pazaurek (Mk. 5.—). Erschienen im Walter Hædecke Verlag in Stuttgart.

Vor 18 Jahren erhielt ich für einige Hotelzimmer Tekko / jetzt noch im besten Zustande / mehrere Male m. Seifenwasser gebürstet / durch Licht, in Farbe imstand geblieben. Wenn auch d. Anschaffg. teuer, so sind die Wandbekleidungen die Jahre hindurch billiger geworden, als gewöhnl. Tapeten. Hotel Mon. Metr., Düsseldorf.



Illustrirte Zeitung



Zu Hindenburgs 60jährigem Militärjubiläum am 7. April: Reichspräsident v. Hindenburg als Generalfeldmarschall.

Nach einer Radierung von Erich Heermann.
(Mit Genehmigung des Verlags Alf Häger, Berlin.)



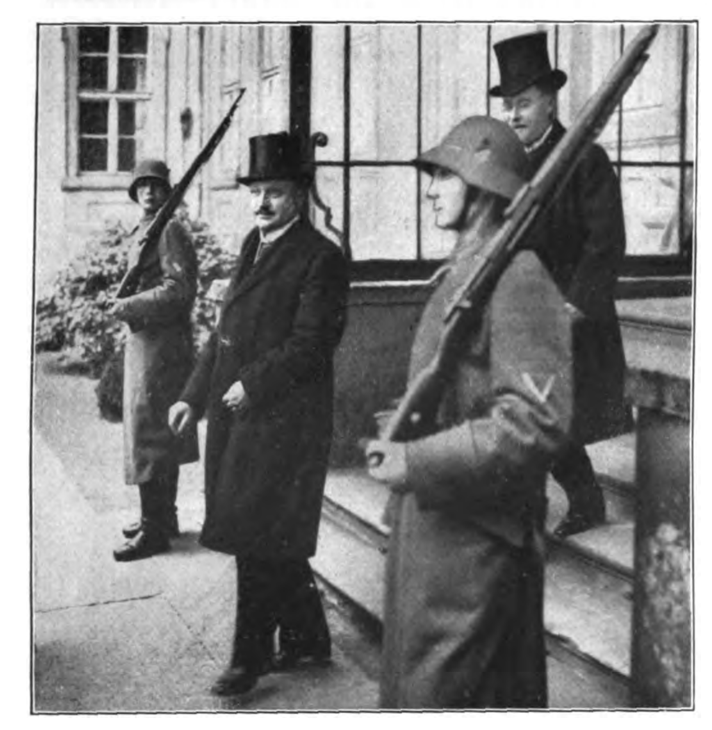




Als Kadett (1860). — Im Oval: Als Generalmajor und Chef des Generalstabs des 8. Armeekorps in Koblenz (1897).

Als junger Leutnant im 3. Garderegiment zu Fuß in Hannover nach seinem am 7. April 1866 erfolgten Eintritt in die Armee.

Zu Hindenburgs 60jährigem Militärjubiläum am 7. April: Aus seiner militärischen Laufbahn.





Vom Besuch des österreichischen Bundeskanzlers Dr. Ramek in Berlin: Links: Dr. Ramek beim Verlassen des Reichskanzlerpalais nach seinem Besuch bei Hindenburg am 27. März. Rechts: Der Empfang zu Ehren des österreichischen Bundeskanzlers in der österreichischen Gesandtschaft am 28. März. Sitzend von links nach rechts: Staatssekretär Dr. v. Schubert; Reichsaußenminister Dr. Stresemann; der päpstliche Nuntius Pacelli; Bundeskanzler Dr. Ramek; Reichskanzler Dr. Luther; der österreichische Gesandte Dr. Frank; Staatssekretär Dr. Meißner.





Vom Antrittsbesuch des neuen deutschen Gesandten Graf Welczek in Madrid bei König Alfons von Spanien am 24. März. Links: Der Galawagen mit dem deutschen Gesandten, von einer großen Eskorte begleitet, beim Überqueren der Puerta del Sol, des Hauptverkehrspunktes von Madrid. Rechts: Graf Welczek (×) beim Eintritt in das Königliche Schloß.

Der Staatsbedarf des Deutschen Reiches in den Jahren 1913 und 1926

In den nebenstehend wiedergegebenen schematischen Zeichnungen der Ausgaben des Deutschen Reiches sind diese nach ihren Verwendungszwecken dargestellt. Dabei sind alle Doppelbuchungen und durchlaufenden Posten ausgeschieden. Wenn man bei den Betriebsverwaltungen nur die Überschüsse in Ansatz bringt, zeigt sich, daß der Staatsbedarf im Jahre 1913: 2672,2 Mill. Mark, im Jahre 1926 4941,9 Mill. Reichsmark beträgt. Der Bedarf 1926 hat sich also gegen 1913 um 2269,7 Mill. Reichsmark oder um 84,9 Proz. vermehrt. Hierbei wird man berücksichtigen müssen, daß eine Reichsmark heute nicht dieselbe Kaufkraft hat wie eine Mark vor dem Kriege. Man geht nicht fehl, die Minderung der Kaufkraft mit 25 Proz. anzusetzen. Vor dem Kriege nahmen Heer und Marine weit mehr als drei Viertel der Ausgaben (77,17 Proz.) in Anspruch; 1926 sollen die Aufwendungen dafür verhältnismäßig geringfügig sein. Sie beanspruchen 1319,5 Mill. weniger als 1913 und nur 15,03 Proz. des Gesamtbedarfs.

1913:
Allgemeine Hoheitsverwaltung 6,0
Äußere Angelegenheiten 41,1
Innere Verwaltung 4,6
Soziale Maßnahmen u. Gesundheitswesen
Sonstige soziale Maßnahmen u. Gesundheitswesen 5,1
Militärische Versorgungsgebührnisse einschl. Kriegsbeschädigten- u. -hinterbliebenenfürsorge 70,2
Land- u. Forstwirtschaft, Industrie, Handel u. Gewerbe 15,1
Bildung u. Schule 3,7
Justizverwaltung 3,0
Allg. Finanzverwaltung
Sonstige Allgem. Finanzverwaltg. 3,2
Übrige Reichsverwaltung
Zivilversorgung 4,1
Sonstige Ausgaben 6,8
Schuldentilgung 58,3
Verkehrswesen 58,2
Zoll- u. Steuerverwaltung 94,8
Schuldenverwaltung 235,8
507,7 Marine
1560,5 Reichsheer
Insgesamt 2672,2 Mill. M.

1926:
Übrige Reichsverwaltung
sonstige Ausgaben 17,8
Allgemeine Hoheitsverwaltg. 9,4
Sonstige innere Verwaltg. 22,0
Sonstige soziale Maßnahmen u. Gesundheitswesen 42,9
Innere Verwaltung insgesamt
Soziale Maßnahmen u. Gesundheitswesen
98,6 Zivilversorgung
Äußere Angelegenheiten 50,2
Für Zwecke polizeilichen Schutzes 190,0
Sozialversicherung 252,0
Erwerbslosenfürsorge 100,0
208,8 Marine
516,9 Reichsheer
114,0 Sonstige Schuldenverwaltg.
194,5 Zur Ablösung d. Markanleihen d. Reichs
Allgem. Finanzverwaltung (Reichsschuldenverwaltung)
405,6 Zoll- u. Steuerverwaltung
Verkehrswesen
211,0 Verkehrswesen
600,3 Zur Erfüllung des Londoner Abkommens
Innere Kriegslasten 298,4
Militärische Versorgungsgebühren einschließlich Kriegsbeschädigten- u. -hinterbliebenenfürsorge 1491,8
Sonstige Allgemeine Finanzverw. 20,3
Justizverwaltung 4,8
Bildung u. Schule 19,1
Land- u. Forstwirtschaft, Industrie, Handel u. Gewerbe 24,9
Sonstige unmittelbare Ausgaben infolge des Krieges u. d. Besatzung 32,0
Insgesamt 4941,9 Mill. M.

1913 1926

Die Bruttoausgaben des Deutschen Reiches 1913 und 1926 (in Millionen Goldmark).

Wenn die Reichsausgaben trotz dieser Herabsetzung der Rüstungsausgaben sich vermehrt haben, so liegt das zuerst an den Kriegskosten, die Deutschland zu zahlen hat. Sie betragen 49 Proz. der Ausgaben und setzen sich, wie folgt, zusammen:

1. Militärversorgungsgebührnisse, also Pensionen, Renten, Kriegsbeschädigten- und Kriegshinterbliebenenfürsorge: 1491,8 Mill. Reichsmark = 30,2 Proz. (1913: 70,2 Mill. Mark = 2,63 Proz.).
2. Sonstige unmittelbare Ausgaben als Kriegsfolge 18,8 Mill. RM. = 0,4 Proz.
3. Unmittelbare Ausgaben infolge der Besatzung 13,2 Mill. Reichsmark = 0,3 Proz.
4. Innere Kriegslasten 298,4 Mill. Reichsmark = 6 Proz.
5. Zur Erfüllung des Londoner Abkommens 600,3 Mill. Reichsmark = 12,1 Proz.

Es sei hier ausdrücklich hervorgehoben, daß mit diesen Summen der Aufwand Deutschlands für die Kriegsentschädigung noch keineswegs erschöpft ist. Die deutsche Reichsbahn-Gesellschaft hat 572,5 Mill. Reichsmark aus dem Schuldverschreibungsdienste zu zahlen; außerdem ist die Wirtschaft mit 187,5 Mill. Reichsmark für die Industrie-Obligationen belastet. Diese Summen sind in dem Schema nicht enthalten, weil sie den Reichshaushalt nicht unmittelbar belasten, sondern nur durchlaufen. Hinzuweisen wäre noch auf die 190 Mill. Reichsmark, die das Reich für Zwecke des polizeilichen Schutzes aufwendet (Schutzpolizei).

Die Ausgaben für die sozialen Zwecke sind erheblich gestiegen: von 2,18 auf 5,10 Proz.; hauptsächlich infolge der zahlreichen Kriegerwitwen und Kriegswaisen. Für das Verkehrswesen (einschl. des Luft- und Kraftfahrwesens) sind für 1926 211 Mill. Reichsmark veranschlagt. Im Jahre 1913 betrug die entsprechende Ausgabe nur 58,2 Mill., davon allein 45,5 Mill. zur Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals.

Die Aufgaben waren 1913 zwischen Reich und Ländern anders verteilt als 1926. Die hierdurch und durch die Folgen des Krieges vermehrten Ausgaben des Reiches decken sich fast mit den Minderausgaben bei Heer und Marine: 1319,5 Mill. Reichsmark.

K. v. Oertzen.

Die Schweiz in der franko-italischen Pression

Wie die an den Mündungen des Rheins gelegenen Niederlande, so hat auch die das Quellgebiet dieses deutschesten Stromes umschließende Schweiz sich schon früh (bereits im 13. Jahrhundert) selbständig gemacht und ist allmählich aus dem Reichsverbande ausgeschieden. Ursprünglich ein Bund von Landschaften und später auch von Städten zur Wahrung der Reichsunmittelbarkeit und des Landfriedens und zur Abwehr der Übergriffe des ihre Freiheiten bedrohenden Landesfürstentums, war die Eidgenossenschaft, die so wichtige Paßstraßen auf dem Wege von Deutschland nach Italien hütet, anfänglich kaiser- und reichstreu, bis sie durch die Umtriebe der Habsburger in einen Gegensatz zu den Kaisern und damit auch zum Reich selbst getrieben wurde. Die aus der Schweiz stammenden Habsburger wollten naturgemäß die an der strategisch so hochbedeutsamen Südwestecke des Reiches gelegene und auch handelspolitisch so wertvolle Paßstaatengemeinschaft der Eidgenossen ihrem einheimischen, auch über den Sund- und Breisgau sich erstreckenden Machtbereich einverleiben, doch an dem mannhaften Widerstande der freiheitstrutzigen Schweizer Bauern und Bürger scheiterten diese Bestrebungen der habsburgischen Hauspolitik. Aus der Erbfeindschaft gegen Habsburg erklärt sich die allmähliche Abkehr der Schweizer vom Reich, die durch die Niederlage Kaiser Maximilians I. bei Dornach a. d. Birs 1499 tatsächlich besiegelt war, wenn auch der formelle Austritt aus dem Reich erst 1648 erfolgte. Der Verlust der Schweiz bedeutete für Deutschland nicht bloß die Einbuße eines starken natürlichen Bollwerks an einer der bedrohtesten Stellen der Reichsgrenzen, sondern damit ward zugleich auch, wie später durch die Loslösung Österreichs, die alte Verbindung Deutschlands mit dem Mittelmeer abgeschnitten, die einst eine Lebensverbindung war.

Die Zerreißung der politischen Lebensbande mit dem deutschen Mutterlande beeinträchtigte zwar die innige Kulturgemeinschaft, die zwischen dem Reich und der so früh emanzipierten Schweizer Tochter besteht, bis jetzt nicht erheblich, hatte jedoch zur Folge, daß der ursprünglich rein deutsche Charakter des schweizerischen Staatswesens im Laufe der Jahrhunderte, insbesondere im vergangenen, mehr und mehr getrübt wurde. Die Zurückziehung der Schweiz aus dem gesamtdeutschen Lebenszusammenhang bedeutete nicht bloß für Deutschland einen schweren politischen Schlag, zumal wenn man bedenkt, daß 1648 mit dem südlichen auch der nördliche Flügel (die Niederlande) der Rheinlinie vom Reiche losbrach, sie blieb auch auf die Schweiz selbst nicht ohne Rückwirkung, indem die an einem nationalen Knotenpunkt Mitteleuropas gelegene Schweiz mit der Zeit in einen Nationalitätenstaat sich wandelte. Denn nach und nach nahm die Eidgenossenschaft auch romanische Gebiete in ihren Staatsverband auf, teils durch Bündnisse, teils durch Eroberung. Lange Zeit, bis 1798, bildeten diese französischen und italienischen Anhängsel der Schweiz nur „Untertanenländer", erst die Französische Revolution brachte ihnen Gleichstellung mit den deutschen Kantonen. So geschah es mit den rein romanischen Kantonen Waadt und Tessin, und so wurden Genf und Neuenburg aus früher nur „zugewandten Orten" ohne Stimmrecht auf dem Bundestag 1815 vollberechtigte Mitglieder. Die Romanen der Kantone Wallis und Freiburg erlangten allmählich das Übergewicht und bestimmten dadurch den welschen Charakter dieser ursprünglich von deutschen Landesteilen regierten Kantone, und die Bundesverfassung von 1848 erklärte das Französische und Italienische neben dem Deutschen offiziell als Nationalsprachen, ohne der einstigen deutschen Staatssprache gesetzlich den Vorrang vor diesen beiden einzuräumen. Die beiden romanischen Minderheiten arbeiteten kraftvoll und zielbewußt auf die weitere Stärkung ihrer Stellung im Schweizer Bundesstaat hin, während die Deutschschweizer im sicheren Gefühl ihrer bisherigen ziffernmäßigen Überlegenheit und wohl auch in selbstgefälliger Erinnerung an ihre einstige Vorherrschaft sich mehr passiv verhielten. So kam es, daß gerade im letzten Jahrhundert der rein deutsche Charakter der Schweiz nicht unbedenklich verwischt wurde.

Diese langsame Aushöhlung der ehedem rein deutschen Grundlagen des Schweizer Landes muß man im Auge behalten, wenn man sich die heutige Lage dieses herrlichen Gottesländchens innerhalb der Großmächte Europas, dieser „Friedensinsel" inmitten der gefährlichen Wogenbrandung des ländergierigen Imperialismus, richtig vergegenwärtigen will. Es ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn man die bisherige Erhaltung der Selbständigkeit der Schweiz neben dem kraftbewußten Staatsgefühl ihrer Bewohner hauptsächlich der Uneinigkeit der Großmächte zuschreibt, deren keine der anderen den kleinen, aber wertvollen Besitz dieses Berglandes gönnen will. Die seit 1815 völkerrechtlich verbriefte Neutralität der Schweiz erklärt sich nicht allein aus dem eigenen Willen der Schweiz, den Welthändeln fernzubleiben, sondern auch aus der Rücksicht auf das europäische Gleichgewicht, das gar erheblich verschoben würde, wenn die Schweiz mit ihrem strategisch so hochwichtigen Gebiet einer Großmacht zum Opfer fiele.

Allein durch den Ausgang des Weltkriegs ist auch das europäische Gleichgewicht unheilvoll zerstört worden. Solange ein starkes Deutsches Reich im Bunde mit Österreich-Ungarn den Westmächten ein Paroli zu bieten und auch die nationalen Leidenschaften des an sie angeschlossenen Italiens zu zügeln vermochte, so lange blieb der Weltfrieden erhalten und war deshalb auch der Besitzstand der Schweiz und ihre Unabhängigkeit aufs beste gesichert. Seit dem Zusammenbruch der Mittelmächte aber sind Umstände eingetreten, die in dieser Hinsicht zu schweren Befürchtungen Anlaß geben.

Die Schweiz befindet sich heute, bei der militärischen Ohnmacht des Deutschen Reiches und der machtpolitischen Bedeutungslosigkeit der Republik Österreich, in Gefahr, mit der Zeit den nationalistischen Umtrieben des französischen und italienischen Chauvinismus zur Beute zu fallen. Sie steckt augenblicklich ganz bedenklich in der welschen Zange und fühlt deutlich von Osten und Süden her den unheimlichen Druck der franko-italischen Pression. Im mittleren Teil des Alpenbogens zwischen Frankreich und Italien gelegen, ist die staatliche Selbständigkeit der ehemals deutschen Grenzmark heute nicht mehr durch den Gegendruck gesichert, den die einst so militärgewaltigen Mittelmächte den welschen Machtgelüsten entgegenzusetzen vermochten. Man betrachte sich nur die Karte, um zu sehen, wie verhängnisvoll auch für Deutschland die einstmals ringsum von deutschem Reichsgebiet umschlossene Schweiz, nachdem sie Grenzland und selbständig geworden, im franko-italischen Schraubstock steckt.

Frankreich umfaßt heute von drei Seiten, von Süden, Osten und Norden, die Schweizer Grenze. Von der insgesamt 347 km langen Schweizer Nordgrenze bestreitet Frankreich seit dem Wiedergewinn des Elsaß bereits 74 km, also ein gutes Fünftel, noch dazu an der Achillesferse Deutschlands, an der Burgundischen Pforte, die heute ein Ausfallstor Frankreichs darstellt. Der französische Druck wirkt sich aber hier noch weiter nach Osten aus, da die Südgrenze der entmilitarisierten Zone Deutschlands bis über das schweizerische Waldshut hinausreicht. Die außerordentlich stark gegliederte Südgrenze der Schweiz von ungefähr 680 km Ausdehnung wird fast auf der ganzen Länge von Italien umklammert, das seit der Einverleibung Südtirols nahezu die Hälfte der 256 km langen Schweizer Ostfront einnimmt.

Der aggressivere Geist entfaltet sich von Italien her, wo namentlich seit Begründung des Faschismus die Wogen des unduldsamen Nationalismus besonders hoch gehen. Nachdem die italienische Irredenta ihre österreichischen Hochziele verwirklicht hat, richtet sie ihr Augenmerk auf die Schweiz, die im Kanton Tessin und auch in Graubünden viele italienisch sprechende Staatsbürger besitzt, und die auch eine große Anzahl von Reichsitalienern beherbergt. Die Einwanderung aus Italien hat in den letzten Jahren einen beängstigenden Umfang angenommen. Es handelt sich dabei nicht um bloße Wanderarbeiter, die sich nur vorübergehend in der Schweiz aufhalten, wenngleich sich davon in den Städten wie auch auf dem Lande starke

„Kolonien" vorfinden, es haben sich auch sehr viele Italiener angesiedelt und einbürgern lassen, so daß die Gefahr der „Überfremdung" immer größer wird. Das italienische Element schließt sich immer enger zusammen, bildet Ortsgruppen des Dante-Alighieri-Vereins, hat seit 1898 mehrere Zeitungen gegründet, von denen insbesondere „Adula" und „Gazette Ticinese" oft irredentistische Aufsätze bringen. Im Tessin ergaben sich in den letzten Jahren manche politische Reibungen, zumal auch die Gegensätze zwischen Faschisten und Sozialisten — es haben sich auch anderwärts faschistische und antifaschistische Kampfverbände gebildet — hereinspielen. So kam es wiederholt zu Beschwerden des Schweizer Bundesrats bzw. der italienischen Regierung. Wenn auch letztere offiziell der irredentistischen Propaganda in der Schweiz fernsteht, so ist doch zu bedenken, daß kein Geringerer als Mussolini selbst 1921 als Abgeordneter erklärte, daß der St. Gotthard als „natürliche Grenze" Italiens noch gewonnen werden müsse. Auch der von Mussolini approbierte faschistische Katechismus fordert offen die Rückgewinnung des Tessins und von Teilen Graubündens, dessen Talschaften Puschlav, Bergell und Misox sich nach der oberitalienischen Tiefebene öffnen. Noch ist die italienische Gefahr für die Schweiz nicht akut geworden, allein, wer vermag abzusehen, wohin dieser irredentistische Heißhunger noch führen wird? Wer möchte dafür bürgen, daß nicht eines Tages der sacro egoismo der Italiener sich an Schweizer Boden vergreift und damit die Frage der Erhaltung der Schweiz überhaupt ins Rollen bringt?

Dann aber würde Frankreich gewiß jede Zurückhaltung aufgeben und im Wettbewerb mit Italien auch seinerseits Schweizer Gebiet besetzen. Man halte das nicht für Utopien, sondern erinnere sich, daß Frankreich schon einmal nicht bloß das Protektorat über die „Helvetische Republik" innegehabt, sondern auch schweizerische Landesteile sich unmittelbar einverleibt hat (Neuenburg, das Gebiet von Münster-Biel, Pruntrut, und das Wallis als besondere Republik). Auch den heutigen Schweizern sollten die Worte noch zu denken geben, die einst Napoleon I. an die Abgesandten dieses neuen Vasallenstaates gerichtet hat: „Mir gegenüber ist eure Neutralität ein Wort ohne Sinn, sie dient euch nur, solange ich will." Darum wies der Herausgeber der „Schweizer Monatshefte", die fast in jeder Nummer die welsche Gefahr erörtern, schon vor Jahresfrist auf die geheimen Absichten der französischen Staatsmänner hin: „Die siegreiche französische Republik gedächte, unverzüglich die Rolle ihrer königlichen und kaiserlichen Vorfahren wiederaufzunehmen, und erinnerte sich, daß die Schweiz zu fünf Sechsteln Rheingebiet ist, eine militärische Bedeutung besitzt, und daß ihre allgemeine Schwächung und insbesondere die ihrer Westgrenze ein altes und zeitweise vollumfänglich verwirklichtes Postulat der französischen Politik war." Der Druck, den Frankreich auf die Schweiz seit 1918 ausübt, trat deutlich in die Erscheinung bei der Drangabe der vollen Neutralität der Genfer Schutzzonen und der freien Rheinschiffahrt. Durch die Entneutralisierung Savoyens und der Genfer Freizonen hat sich Frankreich eine weitere Angriffsfläche auf die Schweiz von Süden her gesichert. Durch die Beherrschung des Oberrheins aber vermag es die Schweizer Wirtschaft immer mehr in Fesseln zu schlagen.

Frankreich treibt schon längst in der Welschschweiz mit Hilfe der Alliance française eine sehr geschickte Politik der „Pénétration pacifique" und erstrebt durch das „Übergewicht der französischen Kultur" zunächst die „Annexion der Intelligenzen". Frankreich arbeitet mehr im stillen, während der irredentistische Faschismus offen seine Absichten verkündet.

Noch ist das Staatsgefühl in der Schweiz so lebendig, daß eine staatsgefährliche innerpolitische, nationale Krise vorerst nicht zu befürchten steht. Diese wird um so leichter vermieden, wenn die Deutschschweizer, wie aus Anzeichen ersichtlich ist, die deutsche Kulturgemeinschaft wieder mehr betonen und so durch Wahrung ihres sprachlichen Besitzstandes dem Vorrücken der französischen und italienischen Sprache Einhalt tun. Sie mögen aber bedenken, daß jeglicher Stillstand einem Rückschritt gleichkommt. Jeder Fortschritt der anderen wird deren nationale Begehrlichkeit reizen und letzten Endes nicht ohne Einfluß auf die geheimen Absichten der hinter ihnen stehenden Nationalstaaten bleiben.

Georg Widenbauer.

Berlins neueste Schulzahnklinik

Von Stadtarzt Dr. Alfred Korach, Berlin

Die Kinder sollen gern zur Schulzahnklinik kommen" — dieses Losungswort war maßgebend für die ganze Einrichtung der neuesten städtischen Schulzahnklinik der Reichshauptstadt, die in deren Verwaltungsbezirk Prenzlauer Berg unlängst geschaffen wurde. In einer architektonisch besonders schön gestalteten Gemeindeschule hoch oben im Berliner Norden liegen die Räume der neuen Anstalt. Neben zwei großen, ganz in Weiß gehaltenen Behandlungszimmern findet man zwei Wartezimmer, einen Raum für den Leiter der Schulzahnklinik, ein „Spülzimmer", Toilettenräume und einen breiten Korridor, auf dem sich auch die Garderobeanlagen befinden.

In den Wartezimmern ist alles dazu angetan, die Kinder zu zerstreuen und bei ihnen unangenehme Empfindungen zu vertreiben, die nur allzuoft vor dem Besuch des Zahnarztes selbst den erwachsenen Menschen noch zu beschleichen pflegen. Die Wände sind mit lichten Farbanstrichen versehen und tragen Bildschmuck, der dem kindlichen Empfinden entspricht: Landschaftsbilder, Tierbilder, Märchenbilder. Zahlreiche gute Bilderbücher sind ausgelegt, und Blumen in Krippen und Töpfen machen den Aufenthalt in den Wartezimmern behaglich. Große Aufmerksamkeit erregt immer wieder ein schmuckes Aquarium. Das große Wartezimmer ist für die klassenweise, meist unter Aufsicht des Lehrers erfolgenden Besuche der Schulzahnklinik bestimmt. Das kleinere Wartezimmer dient Kindern, die sich in laufender Behandlung befinden, als Aufenthaltsraum.

Für die Einrichtung der Behandlungszimmer war der Grundsatz der Zweckmäßigkeit maßgebend. Die Klinik ist mit den modernsten, allen Ansprüchen genügenden Apparaten und Instrumenten ausgestattet, mit erstklassigen Behandlungsstühlen (Olympstühlen mit stoßfreier Pumpe), Instrumentenschränken und Wascheinrichtungen. Aller Putz, alle Schnörkel, die man bei zahnärztlichen Gebrauchsgegenständen leider sonst so häufig findet, fehlen gänzlich. Der künstlichen Beleuchtung dienen Bachus-Lampen. Die gesamten Kartotheken, die für 36000 große Karten eingerichtet sind, hat man in besonders angefertigten weißen Schreibtischen in zweckvoller Weise untergebracht, da die gewöhnlichen umfangreichen Kartothekschränke im Raum unschön wirken würden.

Die Behandlungszimmer sind mit dem großen Warteraum durch eine sinnreiche elektrische Lichtsignalanlage verbunden, die in dieser Art zum ersten Male bei einer Schulzahnklinik Verwendung findet. Der Beginn der Behandlung für jedes neu eintretende Kind wird von dem betreffenden Schulzahnarzt durch ein Lichtsignal, das auf einer Schalttafel im Wartezimmer sichtbar wird, angezeigt. Hierdurch erübrigt sich für die behandelnden Zahnärzte und die Schwestern jedes Hin- und Herlaufen zum Rufen der Kinder; eine bedeutende Zeitersparnis wird auf diese Weise erzielt, und die Kinder freuen sich über das Aufleuchten der bunten Lämpchen.

Die Schulzahnklinik dient der Betreuung von etwa 30000 Schulkindern und außerdem von solchen Kleinkindern, die durch die städtischen Kleinkinderfürsorgestellen zur Behandlung überwiesen werden. Die planmäßige Sanierung der Gebisse soll dem Fortschreiten der Zahnfäule bei den Schülern so früh wie möglich Einhalt gebieten. Zu diesem Zwecke erfolgt zunächst die Auswahl der Kinder in den Schulen durch den Schulzahnarzt. Gewöhnlich ist es etwa die Hälfte der Kinder, die als sanierungsbedürftig bezeichnet wird und dann unter Führung eines Lehrers zu genau festgesetzter Zeit nach der Schulzahnklinik kommt. Die tägliche poliklinische Sprechstunde ist hauptsächlich für Kinder vorgesehen, die an Zahnschmerzen leiden und eiliger Zahnbehandlung bedürfen.

In der Schulzahnklinik ist genügend Platz vorhanden, um an vier Stühlen gleichzeitig arbeiten zu können, und es besteht sogar noch die Möglichkeit der Erweiterung. Die Leitung der Klinik liegt in den Händen Dr. Ahlerts, eines früheren Assistenten von Professor Kantorowicz-Bonn, dem Vater der „planmäßigen Sanierung" auf dem Gebiete der Schul-Zahnpflege.

Die Zahnfäule (Karies) ist in Deutschland als eine wahre Volksseuche verbreitet. Will man sie niederkämpfen — und dies ist durchaus möglich — so kann dies nur durch eine vorbildliche Zahnpflege in guten Schulzahnkliniken erfolgen. Das Interesse, das die Einrichtungen der geschilderten modernsten Berliner Schulzahnklinik in weiten Kreisen hervorgerufen haben, gibt zu der Hoffnung Anlaß, daß der Ausbau der Zahnpflege in den Schulen des ganzen Reichs zum Nutzen der gesundheitlichen Volkswohlfahrt nach besten Kräften beschleunigt wird.

Tagesgeschichte

Hindenburgs 60jähriges Militärjubiläum am 7. April ruft die militärische Laufbahn des größten deutschen Heerführers des Weltkrieges ins Gedächtnis zurück. Am 2. Oktober 1847 in Posen geboren, kam Hindenburg als Offizierssohn frühzeitig in das Kadettenkorps, wurde dann am 7. April 1866 als Leutnant des in Hannover stehenden 3. Garderegiments zu Fuß in die Armee aufgenommen und konnte noch am Feldzug gegen Österreich teilnehmen. Auch der Deutsch-Französische Krieg sah ihn im Felde; zum Regimentsadjutanten befördert, kehrte er in die Heimat zurück. Nach verschiedenen Stellungen bei der Truppe und im Generalstab erlangte er schließlich die höchste Befehlshaberstelle im Friedensheere, indem er 1903 zum Kommandierenden General des 4. Armeekorps in Magdeburg aufrückte. Am 17. März 1911 wurde er dann, nachdem er acht Jahre die Kommandogewalt ausgeübt hatte, zur Disposition gestellt. Als der Weltkrieg ausbrach, rief ihn Kaiser Wilhelm am 22. August 1914 an die Front und ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der 8. Armee, die gegen Rußland kämpfte. Hier leitete Hindenburg die denkwürdige Schlacht von Tannenberg (26.—30. August 1914) und die Kämpfe an den Masurischen Seen (8.—11. September 1914). Am 18. September übernahm er dann die strategische Leitung auf dem östlichen Kriegsschauplatz, und am 27. November erfolgte seine Ernennung zum Generalfeldmarschall. Der 29. August 1916 brachte seine Berufung zum Chef des Generalstabs des Feldheeres. Am 26. Juli 1919 trat er dann vom Oberbefehl zurück. Höchste Ehren und Auszeichnungen sind ihm während seiner langen glänzenden Militärlaufbahn zuteil geworden, und noch heute sieht das deutsche Volk voll Verehrung und Bewunderung zu ihm auf, als dem großen deutschen Strategen des Weltkrieges.

Am 27. März traf der **österreichische Bundeskanzler Dr. Ramek zum Besuch der Deutschen Reichsregierung in Berlin** ein. Es ist dies eine Erwiderung des Besuches, den seinerzeit die Reichsregierung durch den Reichskanzler a. D. Dr. Marx in Wien abgestattet hat. In dem ehemaligen Fürstenzimmer des Anhalter Bahnhofs in Berlin waren die Vertreter der Reichsbehörden und der österreichischen Gesandtschaft zur Begrüßung versammelt. Am gleichen Tage wurde Dr. Ramek von Hindenburg empfangen, welchem er als dem deutschen Staatsoberhaupt das österreichische Goldene Ehrenzeichen, die höchste Auszeichnung des deutschösterreichischen Bundesstaates, überreichte. Auch bei Reichskanzler Dr. Luther und Reichsaußenminister Dr. Stresemann machte er die offiziellen Besuche und folgte gegen Mittag der Einladung des Reichspräsidenten zu einem Frühstück. Am Abend wohnte er einer Festvorstellung in der Staatsoper bei. Am darauffolgenden Sonntag fand in den Räumen der österreichischen Gesandtschaft ein zu Ehren des Bundeskanzlers vom österreichischen Gesandten veranstaltetes Frühstück statt, während am Abend Dr. Ramek bei Dr. Luther als Gast weilte. In den Ansprachen, die die beiden Kanzler dabei hielten, kam der Gedanke der Schicksalsgemeinschaft und der notwendigen Zusammenarbeit beider Bruderstaaten eindringlich zum Ausdruck.

Als **Auftakt für den am 6. April eröffneten planmäßigen deutschen Luftverkehr** dieses Jahres fand am 29. März für die Vertreter der Presse und Behörden auf dem Berliner Flughafen eine Besichtigung der Flugzeughallen und der verschiedenen im deutschen Luftverkehr verwendeten Flugzeugtypen statt. Mehr als zwanzig Maschinen standen in Paradeaufstellung vor den beiden Flughallen. Besondere Aufmerksamkeit erregte das neue Udet-Großflugzeug „Kondor", das für die internationalen Strecken vorgesehen ist. Es besitzt vier luftgekühlte Siemens-Motoren und bietet außer drei Mann für die Bedienung elf Passagieren Raum.

In **Konstantin Fehrenbach** ist am 26. März eine Persönlichkeit dahingeschieden, deren politische Laufbahn nicht ohne Bedeutung für unser Vaterland gewesen ist. Er stammte aus dem badischen Schwarzwald und widmete sich dem Studium der katholischen Theologie und der Rechtswissenschaft. In Freiburg i. Br. ließ er sich im Jahre 1882 als Rechtsanwalt nieder und wandte sich dann dem politischen Leben zu. Er wurde Abgeordneter im badischen Landtag und im Reichstag, schließlich Vorsitzender im Hauptausschuß des Reichstages und im Juni 1918 Reichstagspräsident. Auch von der Nationalversammlung in Weimar wurde er zum Präsidenten gewählt. 1920 übernahm er dann auch die Kanzlerschaft. Das Scheitern der Londoner Verhandlungen 1921 unter Dr. Simons bewog ihn, vom Kanzlerposten zurückzutreten. In Freiburg, seinem Sterbeort, erfolgte am 29. März die Beisetzung, zu der als Vertreter der Reichsregierung Dr. Luther und die Reichsminister Dr. Marx, Dr. Geßler und Dr. Brauns erschienen waren.

Die am 20. März auf Schloß Amalienborg in Kopenhagen verstorbene **Königinmutter Luise von Dänemark** wurde nach feierlicher Überführung am 28. März im Dom zu Roskilde auf der Insel Seeland beigesetzt. Dieses schönste kirchliche Bauwerk Dänemarks, im 13. Jahrhundert errichtet, beherbergt die Grabstätten und Grabmonumente von über dreißig Königen und Königinnen sowie von namhaften Adligen und Gelehrten. Die Trauerfeier in dem altehrwürdigen Raum gestaltete sich überaus eindrucksvoll.

Der Berliner „**Hungerkünstler Jolly**", der am 29. März unter Verlust von 14 kg seines Körpergewichts eine 44tägige Hungerzeit beendete, hat damit den bisher von einem Italiener gehaltenen Weltrekord um einen Tag überboten. Die gegenwärtige Manie der Hungerwettbewerbe in Deutschland könnte man den Beteiligten eher nachsehen, wenn dabei die aus ärztlichen Untersuchungen der Hungerkünstler gezogenen Erfahrungen und nicht der materielle Gewinn im Vordergrund stünden.

Moderne Gesundheitspflege der Schulen: Im Wartezimmer einer neuen Berliner Schulzahnklinik / Nach einer Zeichnung von R. Koch-Zeuthen

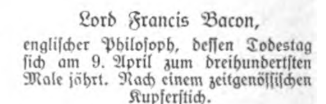
Die neue Schulzahnklinik in Berlin, Bezirk Prenzlauer Berg, gehört zu den besteingerichteten Anstalten ihrer Art. Die freundliche Ausstattung des Wartezimmers mit Blumen, Bildern und allerlei Unterhaltungsmöglichkeiten soll die Gedanken der Kinder zerstreuen und sie die Angst vor der Behandlung vergessen lassen. Die aufleuchtende Ziffer über der Tür zeigt an, welches von den mit den modernsten Hilfsmitteln der Zahnheilpraxis versehenen drei Behandlungszimmern frei geworden ist.



Der Dichter Novalis (Friedrich Leopold Freiherr v. Hardenberg), dessen 125. Todestag auf den 25. März fällt.



Ein neuer Prachtbau in Schwedens Hauptstadt: Das Konzerthaus in Stockholm, dessen feierliche Einweihung demnächst erfolgen soll. Das Gebäude, eine Schöpfung des schwedischen Architekten Prof. Tengbom, enthält außer sieben kleineren zwei große Konzertsäle, deren einer im klassischen Stil gehalten ist und 2000 Zuhörer faßt, während der andere im Stil des Rokokos ausgeschmückt ist und für 600 Zuhörer Raum hat. Auf dem Dach befinden sich zwei Terrassen, die eine herrliche Aussicht auf die Stadt bieten.



Lord Francis Bacon, englischer Philosoph, dessen Todestag sich am 9. April zum dreihundertsten Male jöhrt. Nach einem zeitgenössischen Kupferstich.

Gedenktage.

Am 25. März wurden es 125 Jahre, daß **Friedrich v. Hardenberg**, in der Literatur unter dem Namen **Novalis** bekannt, in dem jugendlichen Alter von 28 Jahren starb. Er gehört der „Romantischen Schule“ an, jener bedeutungsvollen dichterischen Richtung, die in Deutschland um die Wende des 18. u. 19. Jahrhunderts insbesondere von den Brüdern Schlegel und von Tieck eingeleitet wurde. Grundzug der Romantik war die Absage einmal an den rationalistischen Geist der damals blühenden Aufklärung und zum andern an das vor allem durch Goethe und Schiller vertretene klassische Kunstideal. Die ganze Neigung der Romantiker richtete sich auf das Leben und die Poesie des Mittelalters, zu dessen religiöser Innigkeit und tiefer Gemütsandacht sie sich hingezogen fühlten. Das Hauptverdienst der Romantischen Schule liegt nicht so sehr in ihren dichterischen Leistungen als in der nachhaltigen Anregung, die sie dem gesamten deutschen Geistesleben gegeben hat. Novalis zählt zu den Dichtern jener Zeit, dem die deutsche Literatur wirklich eine Bereicherung verdankt. Er wurde am 2. Mai 1772 auf dem Familiengute Oberwiederstedt bei Mansfeld geboren. Eine tiefreligiöse Erziehung ließen ihm seine der Herrnhuter Brüdergemeinde nahestehenden Eltern zuteil werden. Auf der Universität Jena, die er im Jahre 1790 bezog, gehörten Fichte, Schelling und Schiller zu seinen Lehrern. Als seine bedeutendsten Werke sind die „Hymnen an die Nacht“, sein Romanfragment „Heinrich von Ofterdingen“ und seine unvergessenen „Geistlichen Lieder“ zu bezeichnen. Ein früher Tod schloß dem edlen Sänger der Romantik den Mund.

Vor dreihundert Jahren, am 9. April, endete ein Mann sein Leben, dem es vergönnt war, als Philosoph gleichermaßen wie als Staatsmann zu höchstem Range zu gelangen: **Lord Francis Bacon** (geb. am 22. Januar 1561). Nach anfänglichen Schwierigkeiten im politischen Leben stieg er schließlich 1619 zum Kanzler des Königs von England auf. Diese glänzende Laufbahn endete mit einem jähen Sturz; er wurde wegen Bestechlichkeit plötzlich seines Amtes enthoben. Die folgende Zeit der Muße hat er dazu verwendet, sich einen Namen zu gründen, der dauerhafter und bedeutungsvoller als der in der politischen Arena erworbene geblieben ist. Sein wahres Verdienst liegt auf dem Gebiete der Philosophie, wo er ungemein fruchtbar gewirkt hat. Er kämpfte gegen die überlieferten metaphysischen Dogmen und verlangte Vorurteilslosigkeit bei der Grundlegung der Philosophie. Die Aufnahme des Experiments in die wissenschaftliche Forschung und die Begründung der Erfahrung als Erkenntnisquelle sind sein größtes Verdienst. Ein ausgebautes System hat er nicht hinterlassen, aber die Anregungen, die der Philosophie durch ihn zugeflossen sind, sichern ihm eine bleibende Bedeutung in der Geistesgeschichte. Eine Anerkennung der erstaunlichen Vielseitigkeit seines Wirkens spricht aus der Tatsache, daß sich vor Jahren ein Streit darüber erheben konnte, ob er nicht der wirkliche Autor der Shakespeare zugeschriebenen Dramen sei.



Von den Beisetzungsfeierlichkeiten für die am 20. März verstorbene Königinmutter Luise von Dänemark in Kopenhagen: Zwölf hohe Stabsoffiziere tragen den Sarg in die Bahnhofshalle, von wo aus die Leiche nach Roskilde übergeführt wurde, in dessen Domkirche am 28. März die Beisetzung stattfand. Rechts: König Christian X. von Dänemark (×) mit dem Trauergefolge.

Konstantin Fehrenbach, bekannter Zentrumspolitiker, 1918 Reichstagspräsident und 1919 Präsident der Deutschen Nationalversammlung, **1920/21 Reichskanzler, † am 26. März in Freiburg i. Br. im Alter von 74 Jahren. (Phot. A. Binder, Berlin.)**

Vom Begräbnis des ehemaligen Reichskanzlers Konstantin Fehrenbach in Freiburg i. Br. am 29. März: Die Vertreter der Reichsregierung im Trauerzuge.

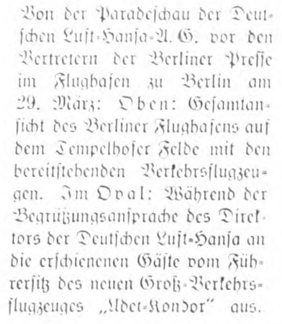


Dr. Paul Zweifel, Geh. Medizinalrat, früherer Professor für Gynäkologie an der Universität Leipzig und Direktor der Universitäts-Frauenklinik, konnte am 1. April sein 50jähriges Professorenjubiläum feiern. (Phot. L. Pernitzsch, Leipzig.)





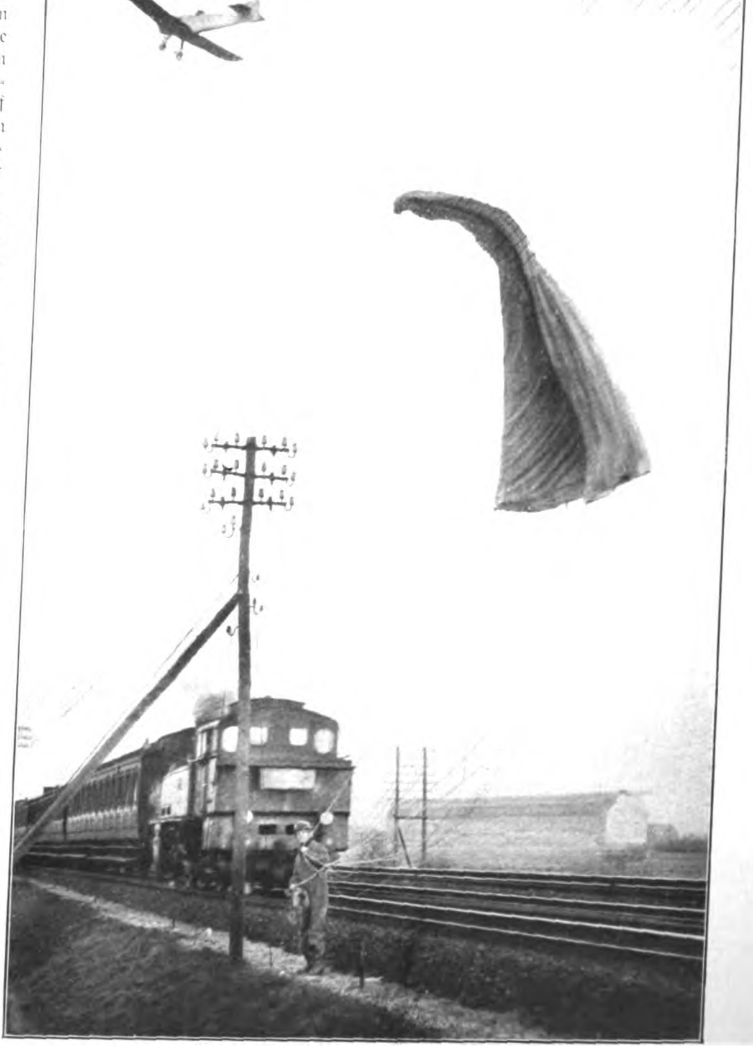




Von der Paradeschau der Deutschen Luft-Hansa-A. G. vor den Vertretern der Berliner Presse im Flughafen zu Berlin am 29. März: Oben: Gesamtansicht des Berliner Flughafens auf dem Tempelhofer Felde mit den bereitstehenden Verkehrsflugzeugen. Im Oval: Während der Begrüßungsansprache des Direktors der Deutschen Luft-Hansa an die erschienenen Gäste vom Führersitz des neuen Groß-Verkehrsflugzeuges „Udet-Kondor" aus.

Links nebenstehend: Von den kürzlich erfolgten Krönungsfeierlichkeiten in der Hauptstadt Bangkok anläßlich der Thronbesteigung des Königs Prajadhipok von Siam: Der König salbt das Haupt der Königin.





Links: Ein neuer Weltrekord im Hungern: Der Berliner Hungerkünstler Jolly, der am 29. März nach einer 44tägigen Hungerzeit sein Glashaus verließ, bei seiner ersten Mahlzeit, einem Glas Tee und einem Teller Suppe. — **Rechts:** Gefährliche Landung eines Fallschirmspringers: Der Fallschirm-Pilot Ernst Streit kurz nach dem Niedergehen auf den Gleisen der Eisenbahn in der Nähe von Staaken bei Berlin. Anläßlich einer vor kurzem veranstalteten Prüfung der Berliner Luftpolizei sprang der Pilot aus 550 m Höhe ab, wurde vom Winde weggetrieben und landete auf der Bahnstrecke, da sich der Fallschirm in den Telegraphendrähten verfing. Ein eben nahender Zug konnte rechtzeitig zum Halten gebracht werden.

Neue Goldfunde in Kanada



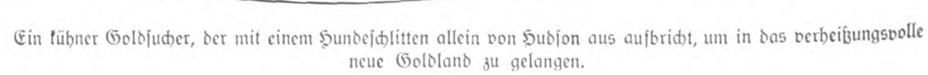
Zur Luftverbindung mit dem neuentdeckten Goldgebiet am Red Lake (Rotsee) bestimmte Flugzeuge nach dem Ausladen auf der kleinen Station Hudson der Canadian National Railways.



Goldsucher nach der Ankunft auf der Hudsonstation, dem Ausgangspunkt nach dem 240 km entfernten Red-Lake-Gebiet.



Ein treuer Helfer des Goldsuchers von Goldeswert: Ein Wolfshund (Husky) vor dem Start nach den Goldfeldern.



Ein kühner Goldsucher, der mit einem Hundeschlitten allein von Hudson aus aufbricht, um in das verheißungsvolle neue Goldland zu gelangen.



Mit dem Schneemotor ins „Glück": Abfahrt des Goldsuchers von der Hudsonstation.

Nordamerika wird gegenwärtig wieder von einem Goldfieber durchschauert, wie es vor 30 Jahren bei der Veröffentlichung der ersten Berichte über Goldfunde in Klondike ergriffen wurde. In Ontario, der zwischen den fünf großen Lorenzseen und der Hudsonbai gelegenen kanadischen Provinz, sind im Gebiete des Red Lake (Rotsees) Goldlager entdeckt worden, denen nun aus allen Gegenden Nordamerikas goldgierige Abenteurer zustreben. Daß das neuentdeckte Goldgebiet etwa 240 km weit von der nächsten Eisenbahnstation Hudson der Kanadischen Eisenbahnen entfernt liegt und der Weg bis dahin bei Schnee und Eis, auch selbst im Sommer mit großen Schwierigkeiten und Gefahren verbunden ist, schreckt die Goldsucher nicht zurück. Einige kühne Männer brechen allein auf, um mit dem Hundeschlitten das neue Golddorado zu erreichen. Andere wieder machen sich die Errungenschaften der modernen Verkehrstechnik zunutze. Mit Schneemotor, sogar im Flugzeug geht es in die verheißungsvollen Goldfelder. **Auch besteht bereits eine ständige Luftverkehrslinie zwischen diesem Goldgebiet und der kleinen Hudsonstation.**

BEETHOVEN

NOVELLE VON GRETE MASSÉ

Graf Gallenberg wünschte, man hörte endlich mit Musizieren auf. — Stundenlang gab es in diesem Saal nichts anderes als Musik. Die Anwesenden schienen es nicht gemerkt zu haben, daß die Sonne gesunken war und über den Baumwipfeln des Parkes, der, einem Gemälde gleich, hinter den Fenstern sichtbar wurde, der Mond am dunkelnden Sommerhimmel hervortrat, schwebend und schmal, die Sichel strahlend von Silberglanz.

Der Rheinländer, der sich schon geraume Zeit am Flügel in freien Phantasien erging, brauchte kein Licht. Unter seinen Fingern sangen die Tasten von selbst. Es war Musik, wie man sie in Wien seit Mozarts Tod nicht mehr gehört. Es gab niemanden, der sich der Macht und der Gewalt dieser Improvisationen entziehen konnte. Selbst so gefürchtete und strenge Musikkenner wie der Fürst Lichnowsky und der Baron van Swieten, der ehemalige Freund und Beschützer Mozarts, weigerten der eigenartigen und einzigartigen, kühnen und dämonischen Kraft des in Wien Eingewanderten die Gefolgschaft nicht. Wenn er, der Graf Gallenberg, sich diesem Zauber gegenüber, der alle bestrickte, kühl und gewappnet erhielt, so wußte er wohl: die Urkraft dazu war der Haß.

Seit wann hasse ich ihn? dachte Gallenberg, während er sich in dem damastüberzogenen Sessel zurücklehnte. Bereits seit jenem Augenblick, da ich ihn hier, in Lichnowskys Saal, zum erstenmal sah, wie er finster und trotzig, unwillig und wie von unsichtbarer Faust mühsam vorwärtsgestoßen zum Klavier ging, obwohl ihn, wie ich nachher erfuhr, die Gönner und Freunde schon eine Viertelstunde bestürmt hatten, ihnen den Wunsch zu erfüllen und zu spielen? Oder hasse ich ihn erst seit der Minute, da Julia, als sie mit mir sprach, plötzlich ihn bemerkte und mir nicht antwortete, sondern nur ihn ansah und glühte und zitterte? Sie sollte sich besser beherrschen und daran denken, daß im Salon überall prüfende und musternde Augen auf jeden gerichtet sind. Es wundert mich, daß sie nicht mehr Haltung zu bewahren weiß und sich nicht daran erinnert, daß sie eine Gräfin Guiccardi ist.

Der Graf wandte sich ein wenig seitwärts, so daß er dem Mann am Klavier direkt ins Gesicht sehen konnte. Wuchtig, mit breiten Schultern wuchs der Oberkörper des Spielers aus dem Halbdunkel empor. Der Mond, den eine vorüberziehende Wolke verdeckt, trat frei hervor und leuchtete. Gallenberg sah jeden Zug des Gesichts mit den hervorstehenden Backenknochen. Der Teint war pockennarbig und braun, um die mächtige Stirn ein schwarzes Haargestrüpp, die Nase kurz und mit breiten Flügeln, in den Partien um die Augen herum, jetzt, da Beethoven phantasierte, Kreise großer Blässe, als wolle das Blut aus den Wangen weichen, die Augen erhoben und die Pupillen weitgeöffnet und von gesteigertem Glanz.

Er hat Talent! Nun gut! Es läßt sich nicht abstreiten! dachte Gallenberg. Die Musiknarren sagen sogar, er ist ein Genie. Meinetwegen auch das zugestanden. Aber warum bleibt der Mann nicht in seiner Sphäre? Man weiß hier sehr gut, daß er der Sohn eines trunksüchtigen Bonner Tenorsängers und einer ehemaligen Kammerjungfer ist. Glaubt er im Ernst, Susanna, Gräfin Guiccardi, vermählte ihre Tochter Julia einem Gatten von solcher Herkunft?

Gallenbergs Blick suchte in dem Halbkreis der Gestalten im Hintergrund die Gräfinnen. Dort, rechts, unter dem Bildnis der Kaiserin Maria Theresia, schimmerte das weiße, gelockte Haar der Gräfin Susanna Guiccardi. Neben ihr saß Julia in einem Kleide aus resedenfarbener Seide. Ein Band von gleicher Farbe war in ihrem braunen Haar. Ihre Augen, sonst von einem tiefen, kindlichen Blau, erschienen jetzt schwarz. Ihr bleiches Antlitz trug den verzückten Ausdruck einer ganz Versunkenen und Hingegebenen. Diese Hingabe und Versunkenheit erregte Gallenberg aufs tiefste. Die Beherrschung, die er mit Tadel an Julia vermißt, verließ ihn plötzlich selbst. Eifersucht verzerrte seine Züge. Das Blut in seinen Adern rauschte und schwoll. Schwindel ergriff ihn.

Er stand so jäh und unvermutet auf, daß alle erschraken. Beethovens rechte Hand griff präludierend fehl. Er zog auch die linke von den Tasten.

„Ich bitte um Verzeihung", sagte Gallenberg in die Stille hinein, die entstand. „Ein Unwohlsein, ein jäher Schwindel kam über mich."

Die Herrin des Hauses, die Fürstin Lichnowsky, goß aus einer Karaffe Wein in einen Silberbecher. Während Gallenberg trank, entzündeten die Diener die Kerzen und zogen vor den Fenstern die Vorhänge zusammen. Hinter den Scheiben blieben die Parklandschaft, der Mond und die Nacht.

„Sie haben sich erholt, nicht wahr?" fragte die Fürstin, als Gallenberg den geleerten Becher niedersetzte. „Ihre Wangen haben wieder Farbe bekommen."

Da Gallenberg antwortete, daß er sich in der Tat wieder wohler fühle, wandte sich die Fürstin zu Beethoven und bat ihn, sein Spiel fortzusetzen. Beethoven aber schüttelte den Kopf.

„Ich spiele nicht," sagte er endlich, da sich auch die Gäste herandrängten, ihre Bitten mit der Gastgeberin zu vereinigen, „ich spiele nicht! Der Herr Graf Gallenberg scheint von sehr empfindlicher Konstitution. Meine Musik soll nicht der Anlaß sein, ihn noch in Ohnmacht zu stürzen."

Die Blicke der beiden Männer trafen sich und brannten ineinander. Gallenberg fühlte, auch in den Augen des Musikers glomm Feindseligkeit. Beethoven hatte also bemerkt, daß er, Gallenberg, um Julia Guiccardi warb? So mochte es denn Kampf geben, in Gottes Namen. Über ein Weilchen würde man wissen, wer der Sieger war.

„Mich strengt in der Tat ein Übermaß von Musik ein wenig an. Sie können nicht verneinen, Herr van Beethoven, daß Ihre Musik oft von heftiger, ungewöhnlicher und ungewohnter Art ist!"

Beethoven antwortete nicht, aber um seinen Mund ging ein verächtliches Lächeln, und sein Blick ging an Gallenberg vorbei, als sähe er ihn nicht. — — —

An der Tafel hatte Beethoven seinen Platz gegenüber von Julia Guiccardi. Über die silbernen Fruchtschalen hinweg, in denen das Obst zu kunstvollen Pyramiden aufgebaut war, sahen sie sich manchmal an. Dann lächelte Julia, strahlend und kindlich. Beethovens Augen aber blieben ernst. Sinnend sah er sie an, fast finster. Wieviel Leid und Sehnsucht habe ich schon um dich getragen, Julia! dachte er. Ward ich nicht um dich zu einem Narren der Liebe?

Er dachte an die dunklen Nächte, in denen es ihn, während rings um die Menschen im Schlaf den Frieden gefunden, hinaus ins Freie trieb. Dann irrte er umher, stundenlang, die Füße feucht vom kalten Tau des Grases, durch das er gestürmt, den Wind der Nacht im gesträubten, hochwehenden Haar, die Sterne zu Häupten, in der Brust aber die Sehnsucht nach dem jungen Geschöpf, das den Brand geworfen in seine innere Welt. Da, wo sonst nur Musik gewesen, Harmonien und Dissonanzen, Akkorde und Phantasien, waren jetzt die Flammen. Es brannte höllisch, das schreckliche Feuer. Ein Wissender hätte es bezwingen, beherrschen können. Er aber, unwissend, wie er war, dessen Herz bisher nur die Kraft der Musik und nicht die Kraft der Liebe in Stößen hochgetrieben, litt und wußte sich nicht zu helfen.

Er war nicht ohne Selbstgefühl und Schöpferstolz. Die Aristokraten in Wien hatten ihn wie ihresgleichen in ihre Kreise aufgenommen, und er achtete es gering und bewegte sich unter ihnen, als wären es die anderen, die empfingen und zu danken hätten. „Denn", pflegte er zu sagen, „der schöpferische Mensch allein ist der wahrhaft königliche Mensch." Der Fürst Lichnowsky hatte ihm in seinem Schloß eine Freiwohnung angeboten. Drei Zimmer warteten hier auf ihn mit Gobelins an den Wänden, seidenen Sesseln, Teppichen, Spiegeln, Vasen voll immer frischer Blumen und einem guten Klavier. Er aber rastete nur dann und wann in diesen Räumen und mietete sich lieber irgendwo in einem bescheidenen Hause Wiens, vier Stiegen hoch, ein Quartier mit kahlen Wänden und nacktem Fußboden, arm und schlecht, aber sein eigen. Wie oft warteten sie an der Lichnowskyschen Mittagstafel vergebens auf ihn, indes er in irgendeiner Fuhrmannskneipe saß, umwölkt von Qualm, vertieft in den politischen Teil einer Zeitung, und zerstreut den Löffel in die dünne Brühe tauchte, die eine schlampige Magd vor ihn hingestellt.

Er war nicht ohne Selbstgefühl. Jene Baronin ließ er es empfinden, die ihn bei der Anwesenheit des Prinzen Louis Ferdinand in Wien zum Musizieren geladen hatte. Ohne Gruß verließ er sofort ihren Salon, als er bemerkte, daß sie ihn nicht mit an die Tafel setzen wollte, an der der Prinz speiste. Und mit ihr hatte es noch mancher fühlen müssen, der einen Musikanten um einen Grad niedriger werten wollte — aber um Julia Guiccardi zu werben, dazu fehlte ihm der Mut. Es war nicht allein der Respekt vor dem altadligen Geschlecht der Guiccardis, dem eine Anzahl berühmter Staatsmänner und siegreicher Generale angehört hatte — es war die Furcht, so blühende Jugend an einen zu ketten, der des Lebens Mitte schon erreicht; es war die Scheu, die kindliche Seele herüberzuziehen zu der seinen, die das Dunkel kannte und den Sturm und das Ringen mit den Dämonen der Tiefe; es war die Angst, die Leichte, die Schwebende, die Heitere zu verbinden mit seiner Schwerfälligkeit, seiner Rauheit und Reizbarkeit.

Und als er sah, wie Gallenberg immer mehr der Ritter und der Schatten der Gräfinnen Guiccardi wurde, ihnen tausend Artigkeiten und Gefälligkeiten erwies, sich unentbehrlich machte, für alles sorgte, dachte er ingrimmig: Wenn ich wäre wie er, blond und rosig, ein Bürschchen wie aus Biskuit, jung, ein Graf, ein Tänzer und Plauderer und Süßholzraspeler, ich brauchte nicht zu leiden. Ich dürfte lieben und es ohne Scheu bekennen.

Drüben an der Tafel schälte Gallenberg einen Apfel für die Gräfin, die seine Nachbarin war. Er schälte die rotfarbene Schale kunstvoll in schmale Streifen und legte sie so geschickt auf dem Obstteller zurecht, daß sie den Anfangsbuchstaben von Julias Namen bildete.

Dann schälte er einen zweiten Apfel, formte aus der Schale den Anfangsbuchstaben seines eigenen Namens und legte ihn neben den ersten Buchstaben. Beethoven beobachtete das törichte Spiel. „J. v. G.", murmelte er, „Julia v. Gallenberg..."

Er sah, wie Julia errötete, die Augen niederschlug und mit der Spitze ihres Obstmesserchens die kunstvoll geringelten Buchstaben aus Apfelschalen durcheinanderwarf.

Ihn überkam plötzlich die Sehnsucht, fortzugehen. In die Nacht hinaus, in den Wald hinein — oder besser, fort von Wien, zurück an den Rhein, wo er die Jugend verlebt, wo der Wind den Duft von den Rebenhügeln an das Grab der Mutter trug, wo die Freunde und Gefährten seiner Kindheit lebten, Stephan und seine kleine Kameradin: Eleonore von Breuning, die seine erste Musikschülerin gewesen.

Nun war sie schon viele Jahre vermählt. Er aber trug sie in seinen Gedanken noch immer als ein ernsthaftes kleines Mädchen mit kurzem Ringelhaar, um dessen Knie die Röckchen beim Laufen flogen, als ein kleines Mädchen, das doch schon mit betreuender Mütterlichkeit für ihn sorgte, seinen Anzug flickte, wenn er ihn beim Klettern oder Springen beschädigt hatte, und das ihm nach jeder Musikstunde einen Teller mit Brotschnitten und Kuchen brachte.

Es war ihm eine Erlösung, als die Fürstin die Tafel aufhob und man sich zwanglos in den anstoßenden Salons bewegen konnte. Nun mußte sich der Augenblick ergeben, da er unbemerkt seinen Hut nehmen und das Palais verlassen konnte.

Aber er hatte nicht mit van Swietens Adlerblick gerechnet. Der Baron stelzte ihm, steif, dünn und gerade aufgereckt wie ein Spazierstock, durch alle Säle hindurch nach, nahm seinen Arm, führte ihn zurück und sprach auf ihn ein: „Aber Sie wollen doch nicht schon fort, liebster Beethoven? Das dürfen Sie mir nicht antun. Mit wem soll ich denn von Musik reden, wenn Sie gegangen sind? Es gibt keine Musikkenner mehr in Wien. Die Leute da wissen keinen Unterschied zwischen einem Mozart und einem Spohr oder Salieri. Sehen Sie, der Kaffee wird bereits herumgereicht. Ihr Lieblingsgetränk! Wie schade, wenn Sie ihn versäumt hätten. Der Mokka bei Lichnowskys ist superb!"

Beethoven nahm die Tasse vom Tablett des Dieners, den van Swieten herangewinkt hatte. Der Baron nahm gleichfalls eine Tasse, setzte sich und bemühte sich, Beethoven in ein Gespräch zu verwickeln, das seine Fluchtpläne vergessen machte. Er hätte es nicht nötig gehabt, so dringlich und überredend auf Beethoven einzusprechen. Der saß in seinem Sessel, plötzlich aschgrau im Gesicht und in den Knien eine Schwäche, die es ihm unmöglich machte, sich zu erheben. Er hatte gesehen, daß Gallenberg drüben die Tür der Veranda geöffnet hatte und mit Julia in den Park hinabgegangen war. Dort draußen, irgendwo im Schatten, zwischen Gesträuch und Blumenbeeten, standen sie nun in der kupplerischen Sommernacht, die in jungen Herzen die Sehnsucht weckt und die Lust nach Küssen, nach Seufzern und Trunkenheit.

Mag es denn geschehen! dachte Beethoven. Mag es denn sein! Wie kann ich es hindern? Ich bin nicht geschaffen, in Wettbewerb zu treten in den Künsten, die ein Gallenberg beherrscht. Ich werde elend sein, einsamer noch als bisher. Auch das muß getragen werden mit zusammengebissenen Zähnen und einem Nacken, der sich nicht beugt!

Er warf den Kopf zurück, als gälte es im Augenblick, dem Schicksal zu zeigen, daß er ihm zu trotzen wußte. Seine Augen blitzten. Seine Hand ballte sich zur Faust. Mit einem Ruck stand er auf seinen Füßen.

„Beethoven, bleiben Sie", rief van Swieten. „Oder warten Sie wenigstens. Ich komme mit. Ich werde Sie in meinem Wagen nach Hause fahren."

Aber der Musiker antwortete nicht. Er ging geradeaus. Vorbei an den Kavalieren und den Damen mit Fächern und Geschmeide, an den Wänden, behangen mit kunstvollen Gobelins, an den Spiegeln, den Statuen. Er ging die Treppen hinab, nahm im Garderobenraum seinen Hut und verließ das Haus. Er schlug einen Seitenweg des Parkes ein, der zu einer Ausgangspforte führte, die nur den Eingeweihten bekannt war. Da sah er Julia daherkommen. Julia, vor der er fliehen, die er aus seinen Gedanken, aus seinem Hirn, aus seinem Herzen reißen wollte.

Eine Umkehr war unmöglich.

Er blieb stehen, um sie vorüberzulassen. Aber sie ging nicht vorbei. Sie blieb neben ihm stehen, und er sah, daß sie erregt war, daß ihre Finger an den Fransen des seidenen Schals zupften, der um ihre Schultern geschlungen war, daß ihre Lippen zitterten.

„Wie gut, daß Sie es sind, Herr van Beethoven", sagte Julia. „Ihr Gesicht ist das einzige, das ich augenblicklich ertragen kann."

„Warum gerade das meine? Wer glücklich ist, pflegt nicht acht darauf zu geben, ob er diesem oder jenem begegnet."

„Ich bin nicht glücklich, Herr van Beethoven. Glauben Sie es mir!"

Beethoven sah in das junge Gesicht. Es war blaß und wehmütig. Es war nicht das strahlende Antlitz einer Braut.

„Ich sah Sie mit dem Grafen Gallenberg in den Garten gehen. Man merkte es ihm schon den ganzen Abend an, daß er eine Frage an Sie auf den Lippen hatte."

„Er fragte mich, ob ich seine Frau werden wolle."

„Meinen Glückwunsch, gnädigste Gräfin."

Julia schlug die Augen auf und sah ihn an. Dunkel waren die Augen und traurig, in die sein finsterer Blick tauchte.

„Ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nicht heiraten kann, weil ich einen andern liebe."

„Wen lieben Sie, Julia? Wen lieben Sie? Schweigen Sie nicht! Zum Teufel! Sprechen Sie! Ich bin auch nur ein Mensch. Ich bin am Ende meiner Kraft."

Noch immer schwieg Julia Guiccardi, aber ihre Arme streckten sich empor, und ein Lachen und Weinen war in ihrem Gesicht.

Eine Wolke zog über den Mond. Die Schatten ringsum vertieften sich. Im Dunkel preßte sich glühend Mund auf Mund. — — —

Jemand riß vom Fenster den Vorhang zurück. Tageshelle strömte brennend und stark ins Zimmer. Die plötzliche Helle weckte den schlafenden Musiker. Er öffnete die Augen und sah verwirrt um sich. Noch vermochte er sich nicht zurechtzufinden in diesem Zimmer, das das seine war. Halb blieb seine Seele noch im Traum. Er war den Rhein hinabgefahren. Neben ihm auf dem Schiffsdeck stand Eleonore von Breuning. Deutlich hatte er den Sattel der Sommersprossen auf ihrem Nasenrücken, den hohen Bogen der Augenbrauen, die Narbe an der linken Schläfe gesehen, die einst bei einem Wettlauf entstanden war, als sie, zwei mutwillige Kinder, einander jagten und sie auf der Flucht vor ihm mit dem Kopf an einen im Wege stehenden Weidenbaum geschlagen.

„Wie geht es dir, Ludwig?" hatte Eleonore gefragt. „Man hört nichts von dir. Man schreibt an dich, Brief um Brief, aber du antwortest nicht."

„Das darf dich nicht kränken, Lorchen", hatte er geantwortet. „Ihr wißt, das Briefeschreiben wird mir sauer. Ich setze mich hin, will diesen oder jenen Buchstaben malen, aber ein Notenkopf wird daraus und noch einer, und ich fange an zu summen, zu brummen oder zu heulen. Die Musik hat mich wieder beim Wickel, und mit dem Briefeschreiben ist's vorbei. Schreib du nur fleißig! Oder besser noch, schreib nicht, bleib selbst bei mir! Dir kann ich's ja sagen, Lorchen! Oft kommt die große Angst über mich, eine Angst, so gewaltig, daß ich aufbrüllen könnte wie ein Tier im Urwald. Dann hadere ich mit Gott! Dann höhne ich den Himmel! Dann fluche ich der Erde!"

„So werde ich bei dir bleiben", hatte Eleonore geantwortet. „Werde ich dich beschützen, für dich sorgen."

Sie hatte ihm die Hand entgegengestreckt. Er wollte sie nehmen und drücken. Aber bevor er die Finger der Kindheitsgespielin berührt, stand Julia Guiccardi zwischen ihnen, legte ihre Hand in die seine und sagte: „Weißt du nicht, Ludwig, daß ich deine Julia bin?"

Nun war Julia verschwunden, die Ufer, die grünen Rebenhügel und der strömende Rhein. Vier Wände umschlossen ihn mit fleckiger Tapete. Auf einem Tisch lag sein Hut. Auf dem Fußboden seine Schuhe und seine Kleidungsstücke, wie er sie nach Mitternacht eilends vom Körper gerissen und hingeworfen. Auf dem Stuhl lag ein Stück Notenpapier. Darauf der Anfang einer Komposition, die er entworfen in der Nacht, in der das Herz in ihm so glückselig hämmerte.

„Ich habe dreimal geklopft", sagte sein Bruder Karl, der jetzt vom Fenster zurücktrat.

„Du hast geklopft? Dreimal? Hast du stark geklopft?"

„Ein Toter hätte davon erwachen können. Früher fuhrst du aus dem Schlaf empor, wenn eine Tür im Hause klappte oder eine Stiege knarrte. Dein Schlaf muß sich sehr gewandelt haben."

Beethoven stöhnte. Seine breite Hand legte sich über die Augen.

„Bist du krank, Ludwig?"

„Nein! Nein!"

Beethoven ließ die Hand sinken, seufzte und stand auf. Er begann sich zu waschen, mit eiskaltem Wasser, wie er es gewohnt war. Er tauchte den ganzen Kopf in die Waschschüssel, goß immer wieder Wasser nach und achtete nicht darauf, daß rings um ihn auf dem Fußboden sich das überflutende Wasser zu kleinen Tümpeln staute.

Karl war ins Nebenzimmer gegangen und hatte die Tür zwischen beiden Räumen offen gelassen. Während sich Beethoven mit derbem Handtuch Brust und Rücken frottierte, ging Karl im anderen Zimmer auf und ab.

„Ich komme so früh..." begann er, stockte und sagte schließlich gerade heraus: „Ich bin in einer scheußlichen Klemme, Ludwig! Ich brauche Geld! Meine Frau hat nicht einen Heller mehr im Hause. Sie hat eine leichte Hand im Geldausgeben. Sie hätte besser zur Frau eines Millionärs als zur Frau eines Kassierers der österreichischen Nationalbank gepaßt."

„Du sagst das so bitter, Karl! War es nicht dein eigener Wunsch? Den Kassiererposten habe ich dir doch nur auf dein sehnliches Drängen hin verschafft. Es war schwer genug! Hätte sich nicht zuletzt noch Lichnowsky für dich verwandt, es wäre nicht geglückt."

„Es blieb mir keine Wahl. Ein verheirateter Mann muß zugreifen, wenn sich ihm ein sicherer Verdienst bietet. Ich habe ja einmal andere Träume gehabt. Ich hätte auch ein Musiker von Rang werden können. Nicht du allein von der Familie hast Musik im Leibe! Für deine Lehrer, für dein Studium hat noch der Vater gesorgt. Als ich in die Jahre kam, hat er mehr Neigung für seine Schnapsflasche gehabt als für seine Söhne. Er stolperte selbst und konnte niemanden mehr stützen, sondern mußte noch gehalten und gestützt werden. Was hilft das Grübeln und das Deuteln heute! Jeder muß einen Traum begraben. Für mich kann keine Ausnahme gemacht werden."

(Fortsetzung folgt.)

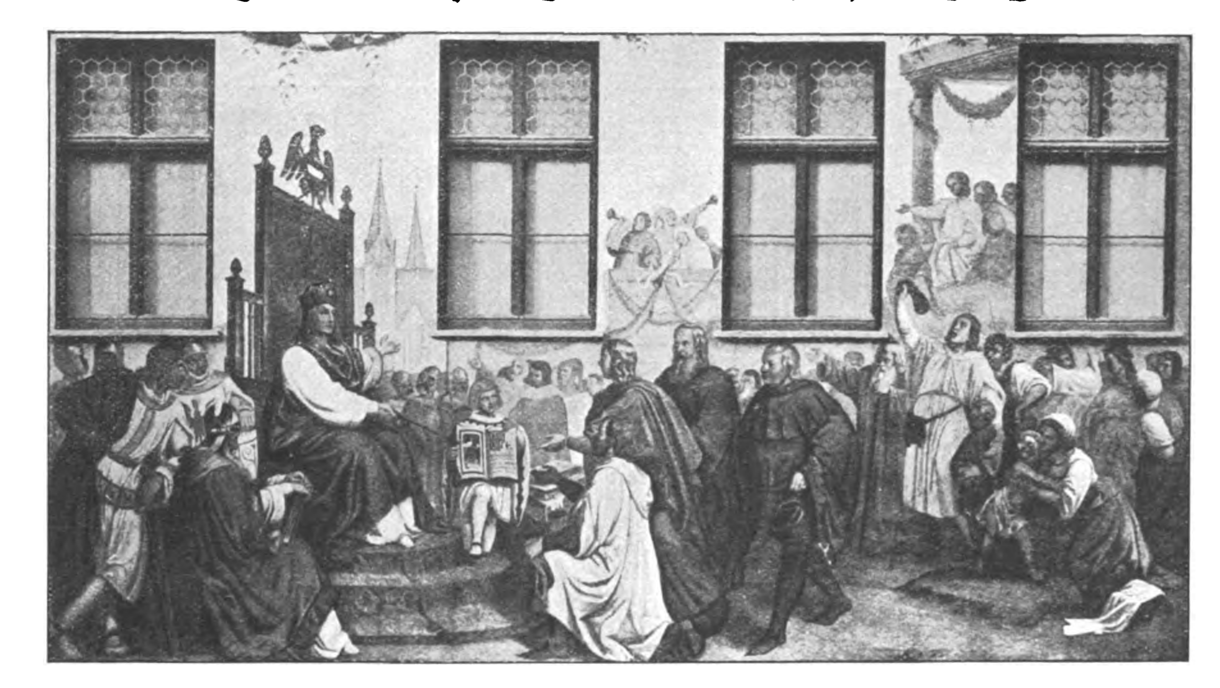


Alte Mühle / Nach einem Gemälde von Constantin Gerhardinger

Augsburg

Zur 650-Jahrfeier der Bestätigung als Freie Reichsstadt

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Fritz Hoefle, Augsburg



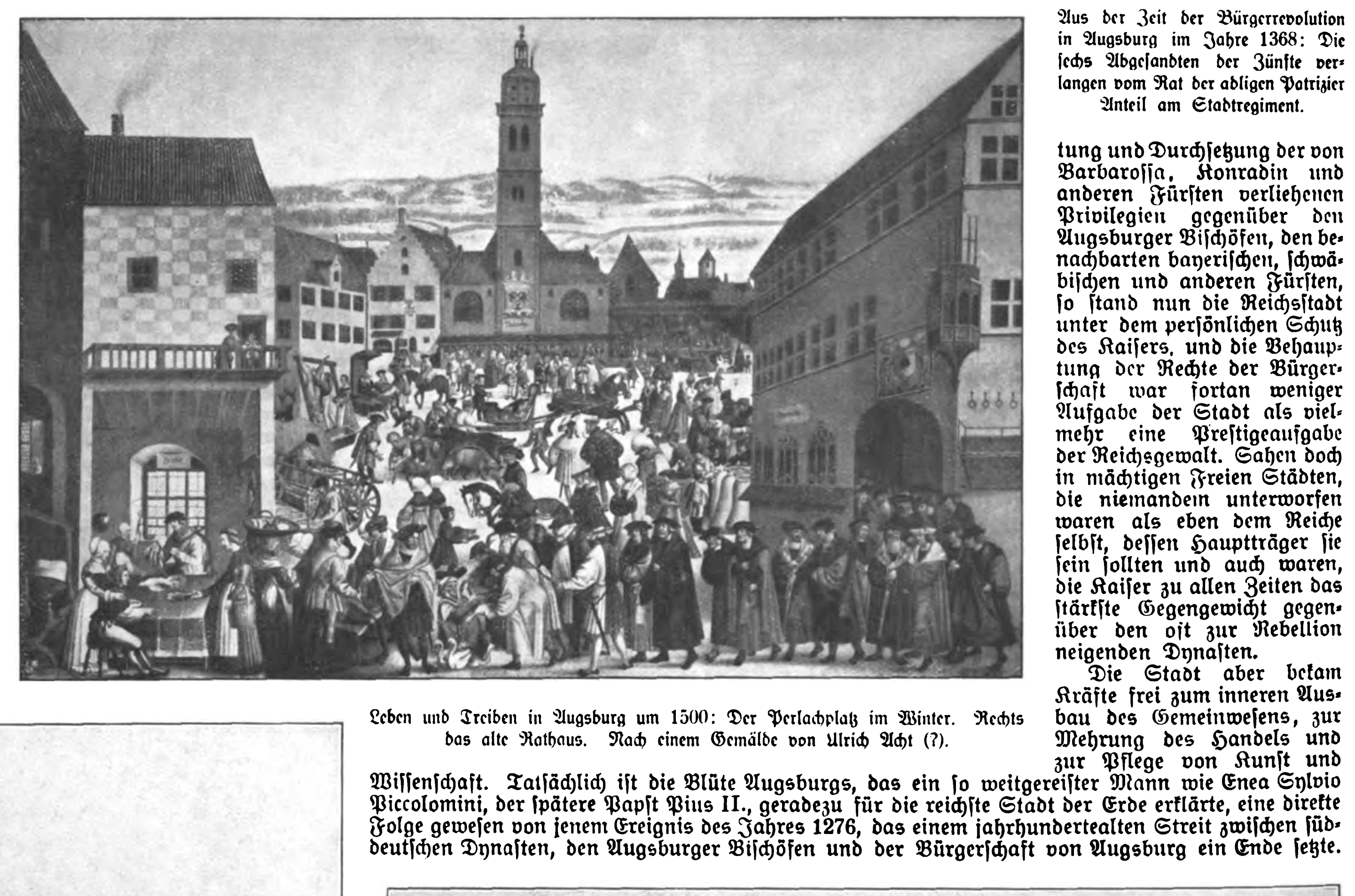
Rudolf von Habsburg bestätigt Augsburg als Freie Reichsstadt am 7. März 1276. Freskogemälde am Fuggerhaus.



Aus der Zeit der Bürgerrevolution in Augsburg im Jahre 1368: Die sechs Abgesandten der Zünfte verlangen vom Rat der adligen Patrizier Anteil am Stadtregiment.

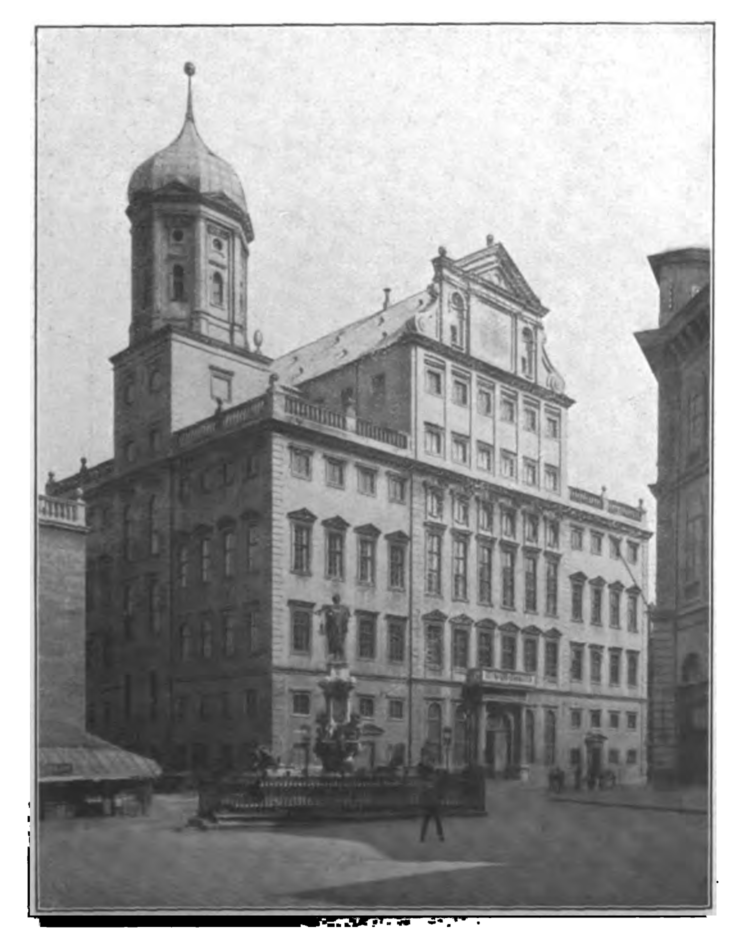
Als am 7. März 1276 König Rudolf von Habsburg auf dem Fronhofe zu Augsburg den Bürgern dieser Stadt ihre alten Rechte bestätigte, da schuf er eigentlich keinen neuen Rechtszustand, sondern die Bestätigung des Augsburger Stadtrechtsbuches von 1276 (das übrigens, in deutscher Sprache abgefaßt, eines der merkwürdigsten germanischen Rechtsdenkmäler darstellt) bedeutet nur die Anerkennung der de facto den Augsburgern zustehenden Rechte durch die königliche Gewalt und deren Kodifizierung. Das Jahr 1276 bildete aber trotzdem in der Entwicklungsgeschichte der Stadt Augsburg einen Wendepunkt zur Blüte und Macht.

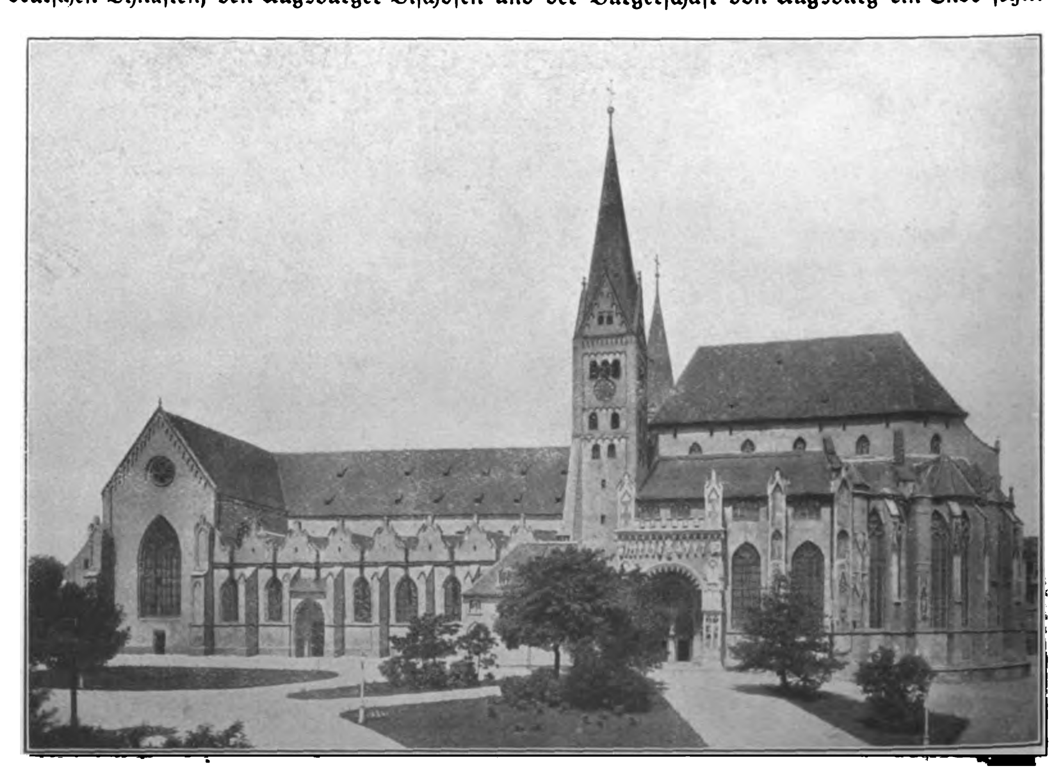
Wurden bisher die besten Kräfte der Stadt in Anspruch genommen durch die Behauptung und Durchsetzung der von Barbarossa, Konradin und anderen Fürsten verliehenen Privilegien gegenüber den Augsburger Bischöfen, den benachbarten bayerischen, schwäbischen und anderen Fürsten, so stand nun die Reichsstadt unter dem persönlichen Schutz des Kaisers, und die Behauptung der Rechte der Bürgerschaft war fortan weniger Aufgabe der Stadt als vielmehr eine Prestigeaufgabe der Reichsgewalt. Sahen doch in mächtigen Freien Städten, die niemandem unterworfen waren als eben dem Reiche selbst, dessen Hauptträger sie sein sollten und auch waren, die Kaiser zu allen Zeiten das stärkste Gegengewicht gegenüber den oft zur Rebellion neigenden Dynasten.



Leben und Treiben in Augsburg um 1500: Der Perlachplatz im Winter. Rechts das alte Rathaus. Nach einem Gemälde von Ulrich Apt (?).

Die Stadt aber bekam Kräfte frei zum inneren Ausbau des Gemeinwesens, zur Mehrung des Handels und zur Pflege von Kunst und Wissenschaft. Tatsächlich ist die Blüte Augsburgs, das ein so weitgereister Mann wie Enea Sylvio Piccolomini, der spätere Papst Pius II., geradezu für die reichste Stadt der Erde erklärte, eine direkte Folge gewesen von jenem Ereignis des Jahres 1276, das einem jahrhundertealten Streit zwischen süddeutschen Dynasten, den Augsburger Bischöfen und der Bürgerschaft von Augsburg ein Ende setzte.

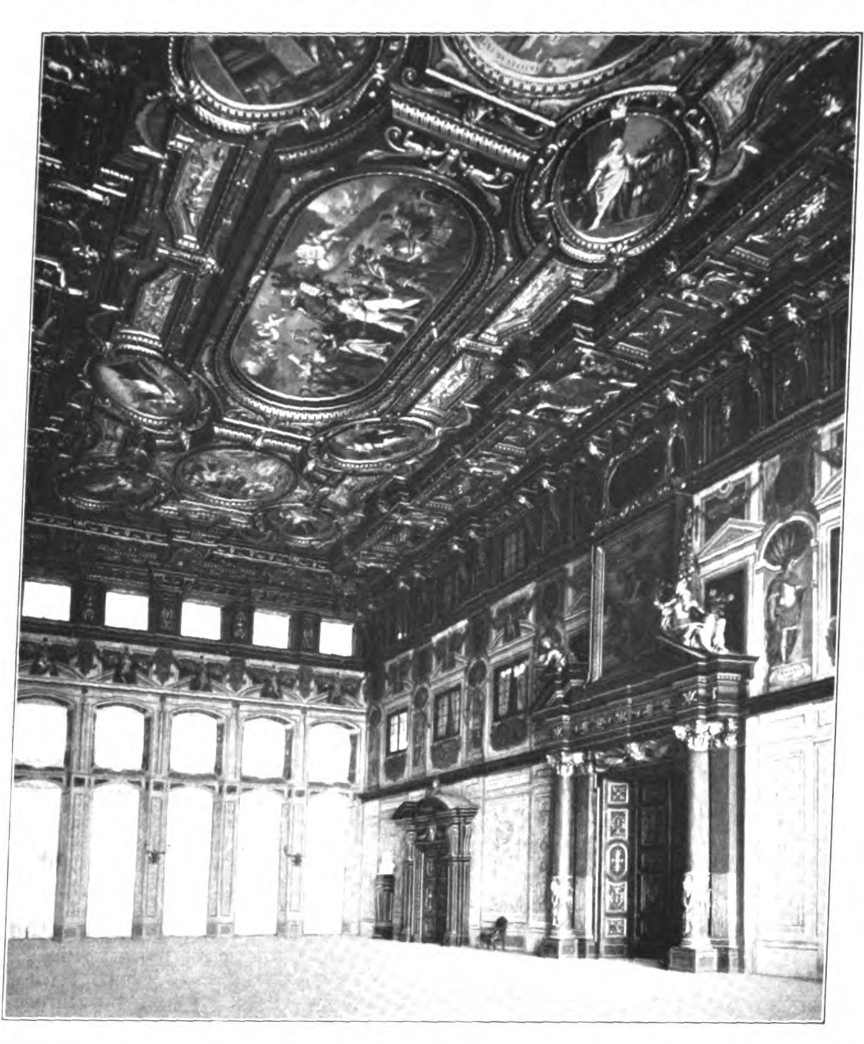




Links: Das Rathaus in seinem jetzigen Aussehen. (Erbaut von Elias Holl 1615—1620.) — Rechts: Der Dom zu Augsburg. Nach dem Einsturz des ersten Baues, dessen Entstehungszeit unbekannt ist, begann im Jahre 994 die Ausführung des zweiten Baues, aus dem in mannigfacher Wandlung der Dom in seiner jetzigen Gestalt hervorgegangen ist.

Allerdings bedurfte es nochmals einer inneren Revolution, des unblutig verlaufenen Zunftaufstandes von 1368, um den Bürgern das Stadtregiment in die Hand zu spielen, das bisher der Adel, die alten stolzen Geschlechter der Schongauer, Stolzhirsch, Rappold, Argon, Welser, Hörwart, Gossembrot, Paumgartner, für sich beansprucht hatten.

Unter Führung des Zunftmeisters der Weber, Hans Weiß', hielten die Verschwörer gegen das Adelsregiment 1368 in der Pilgerkirche bei St. Jakob ihre heimlichen Zusammenkünfte; „Jakobiner“ nannten sie die Augsburger, und dieser Begriff ist in die Weltgeschichte übergegangen, wie denn auch die Augsburger Revolution damals nicht ein lokales Ereignis, sondern Anfang und Auftakt gewesen ist für den Sturz der Adelsherrschaft in fast allen Städten Deutschlands! Heute noch steht zu Augsburg jene St.-Jakobs-Kirche mit ihren alten gotischen





Im Fuggermuseum.
Links: Der Goldene Saal im Augsburger Rathaus.
Rechts: Das Nordportal des Domes.
Unten: Das Simpertuschor in St. Ulrich und St. Afra.





Fresken, die Zeuge gewesen ist von der ersten, unblutigen deutschen Revolution.

„In der Jahrzahl unseres Herrn 1368 am Montag nach Simonis und Juda, da erhub sich ein großer Auflauf allhie zu augspurck in der stat. Da kam viel Volk gewappnet auf den Verlach (= Perlach) und verlangte Zünfte zu haben. Die wollten sie machen mit guetem Frieden und sollte niemand für Leib und Guet dabei zue fürchten haben. Da geschah alles mit gueten Frieden“, meldet uns ein anonymer Chronist mit breitem Selbstbehagen.

Diese Revolution von 1368 war die logische Folge der Stadtrechtsbestätigung von 1276 gewesen, denn wie früher der Bischof und der Burggraf, so übte jetzt der Stadtadel

ARCHITEKTONISCHE KUNST IN AUGSBURG



Höchstetter- und Stettenhaus.

Das Reichsgotteshaus St. Ulrich und St. Afra. Erbaut 1474—1500 von Burkhardt Engelberger.

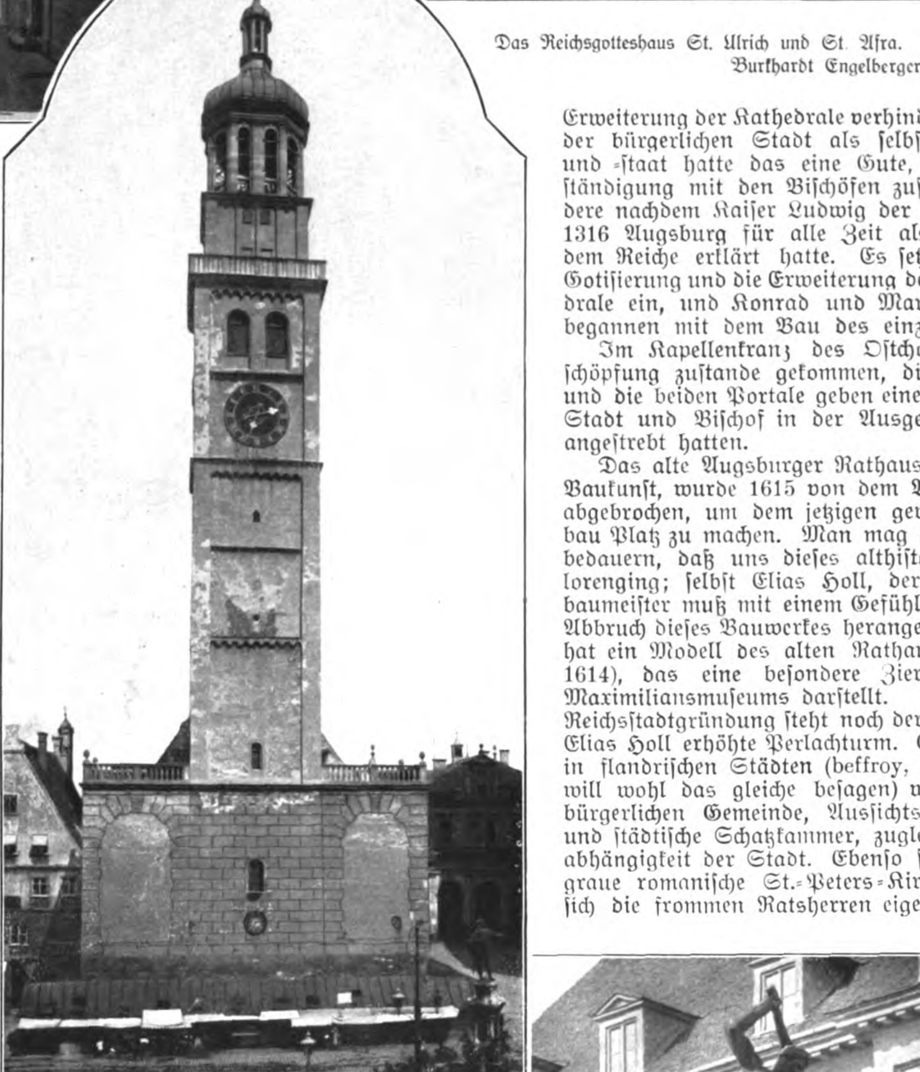
einen unerträglichen Druck auf Stadt und Bürgerschaft aus, der jede Entwicklung hemmte. Der Adel war aber so klug, sich in die Neuordnung der Dinge zu schicken, und nun begann ein beispielloser Aufstieg, der Augsburg seinen Anteil an der Weltherrschaft sicherte (mit diesen Worten ist nicht zuviel gesagt) und alle Kräfte sich frei entfalten ließ. In kluger Weise zogen sich die Adeligen keineswegs in den Schmollwinkel zurück, sondern sie wetteiferten mit den „Bürgerlichen“ in Bekundung ihrer bürgerlichen Tugenden und auch ihrer Geschäftstüchtigkeit. Die Gossembrot und Meuting gründeten die ersten Handelsgesellschaften in Deutschland, ebenso erwiesen sich die Welser und Paumgartner als ganz außerordentlich tüchtige Kaufleute. Von den adeligen Meutings und Welsern wurden so unter der Zunftherrschaft die ersten kapitalistischen Handelsgesellschaften gegründet, die dann die „bürgerlichen“ Höchstetter, Arzt, Adler, Ulstett und vor allem Fugger mit so großem Erfolg kopierten. Die patrizischen Hörwart gründeten in Lyon einen mächtigen Bankkonzern, die Welser und Böhlin unternahmen großartige Importgeschäfte, und der Chronist Burkhard Zink erzählt uns, daß er im Auftrage seines Augsburger Hauses um 1440 nicht nur nach Venedig, Ungarn, Rom, sondern auch nach der Insel Rhodos zu reisen hatte!

Augsburg war so stark, daß es mit benachbarten bayerischen Fürsten wiederholt siegreiche Kämpfe bestand. Ludwig der Reiche von Bayern-Ingolstadt konnte 1462 bei Giengen wohl ein kaiserliches Heer vernichten, an den festen Mauern Augsburgs aber brach sich seine Kraft. Damals dürfte es gewesen sein, daß der Bürger Konrad Hackher, den die Augsburger als den „steinernen Mann“ verehren, durch das Hinauswerfen des letzten Brotlaibes in das feindliche Lager die Belagerer täuschte und zum Abzug bewegte.

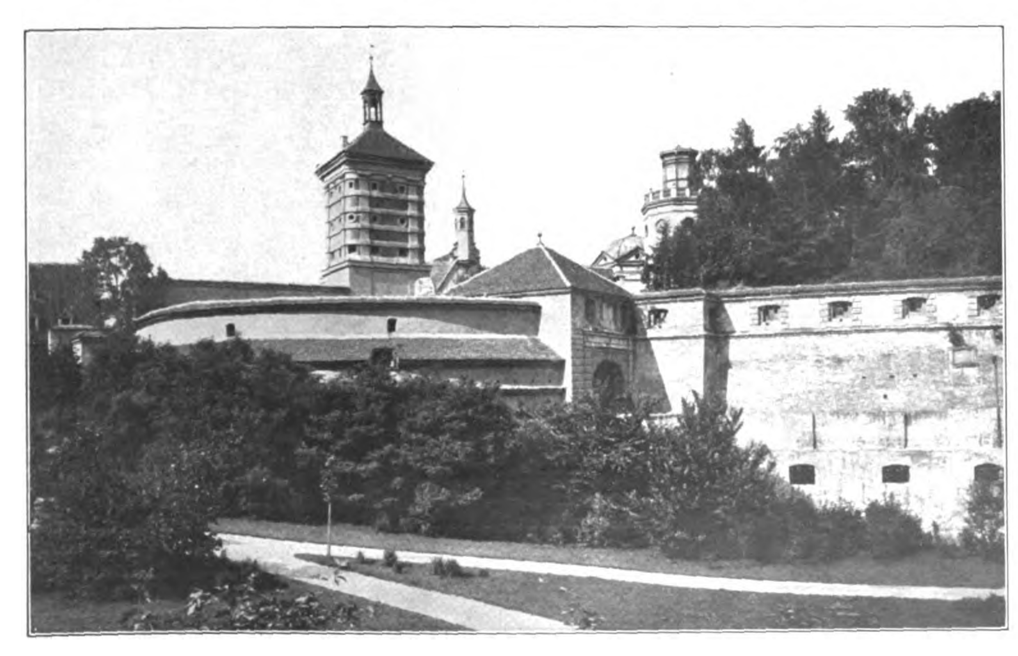
Die bedeutendsten architektonischen Aufgaben Augsburgs nach der Bestätigung als Freie Reichsstadt war der Bau eines heute nicht mehr stehenden Rathauses und der Ausbau des Domes. Der ständige Hader mit den Bischöfen hatte bisher die so dringend notwendige Erweiterung der Kathedrale verhindert; die Anerkennung der bürgerlichen Stadt als selbständiger Reichsstand und -staat hatte das eine Gute, daß auch eine Verständigung mit den Bischöfen zustande kam, insbesondere nachdem Kaiser Ludwig der Bayer am 9. Januar 1316 Augsburg für alle Zeit als unzertrennbar mit dem Reiche erklärt hatte. Es setzten nun alsbald die Gotisierung und die Erweiterung der bischöflichen Kathedrale ein, und Konrad und Marquard von Randegg begannen mit dem Bau des einzig schönen Ostchores.

Im Kapellenkranz des Ostchores ist eine Raumschöpfung zustande gekommen, die ihresgleichen sucht, und die beiden Portale geben einen Begriff dessen, was Stadt und Bischof in der Ausgestaltung des Ganzen angestrebt hatten.

Das alte Augsburger Rathaus, eine Perle gotischer Baukunst, wurde 1615 von dem Baumeister Elias Holl abgebrochen, um dem jetzigen gewaltigen Renaissancebau Platz zu machen. Man mag es in gewissem Sinne bedauern, daß uns dieses althistorische Bauwerk verlorenging; selbst Elias Holl, der geniale Renaissancebaumeister muß mit einem Gefühl von Wehmut an den Abbruch dieses Bauwerkes herangegangen sein, denn er hat ein Modell des alten Rathauses angefertigt (um 1614), das eine besondere Zierde des Augsburger Maximiliansmuseums darstellt. Aus den Zeiten der Reichsstadtgründung steht noch der allerdings 1614 von Elias Holl erhöhte Perlachturm. Gleich den Belfrieden in flandrischen Städten (beffroy, das Wort „Perlach“ will wohl das gleiche besagen) war er der Turm der bürgerlichen Gemeinde, Aussichts- und Festungsturm und städtische Schatzkammer, zugleich Symbol der Unabhängigkeit der Stadt. Ebenso steht noch die altersgraue romanische St.-Peters-Kirche am Perlach, die sich die frommen Ratsherren eigens als Ratskirche er-



Der Perlachturm, der „Belfried“ von Augsburg.





Links: Das Rote Tor. Im Jahre 1622 erbaut von Elias Holl. — **Rechts:** Der Herkulesbrunnen. Nach dem Entwurf von Adrian de Vries gegossen von Wolfgang Neidhardt (1596—1602).

STADTBILDER AUS AUGSBURG



Bei schwerwiegenden Entschlüssen / Nach einem Gemälde von Leo Küppers

bauten, in der sie vor den Sitzungen die Messe hörten. In ihr wurden auch die offiziellen Gottesdienste der Stadt abgehalten.

Als Merkwürdigkeit sei erwähnt, daß, von der Freien Reichsstadt rings umgeben, aber von dieser durch Mauern, Tore und tiefe Gräben getrennt, sich die bischöfliche Stadt erhob, die als Hauptstadt des Fürstbistums Augsburg der Judikatur des Rathauses nicht unterworfen war, sondern dem Bischof unterstand. So wies Augsburg die Merkwürdigkeit auf, daß auf dem gleichen Grund und Boden zwei Reichsstände, Fürstbistum und Freie Stadt, nebeneinander bestanden, jedes Staatswesen ganz unabhängig vom anderen, und daß zwar die Reichsstadt das Gebiet der bischöflichen Stadt ringsum einschloß, daß aber wiederum das Gebiet der Freien Reichsstadt nach außen an das ausgedehnte Territorium des Fürstbistums angrenzte, ein Zustand, der bis 1805 dauerte.

Als 1806 die Bayern durch Napoleons Machtspruch von Augsburg Besitz ergreifen konnten, das an sich zu bringen schon Max Emanuel versucht hatte, ebenfalls im Bunde mit Frankreich, da beschlagnahmten sie auch das alte Augsburger Stadtrechtbuch von 1276 und brachten es nach München. Aber sie konnten doch nicht verhindern, daß in den Jahren 1860—1863 der Augsburger Kunstmaler Ferdinand Wagner die denkwürdige Bestätigung der Augsburger Freistadtrechte zum Gegenstand einer seiner weitbekannten Fresken am altbewährten Augsburger Fuggerhause machte.

Nachdem im Jahre 1806 die Freie Reichsstadt Augsburg im neuen Königreich Bayern aufgegangen war, wurde sie alsbald zur Hauptstadt der schwäbischen Landesteile erhoben und ist heute noch die Hauptstadt der vom Bodensee und den Bergen des Algäus über die Donau bis zum Ries reichenden Provinz Schwaben. Die eigentliche Bedeutung des modernen Augsburgs liegt aber auf dem Gebiete des Handels und der Industrie. Rings um die fast unversehrt erhaltene Altstadt, der man die moderne Großindustriestadt nicht ansieht, baut sich an den Flußläufen von Lech und Wertach die hauptsächlich Werke der Textil- und Maschinenindustrie umfassende Großindustrie auf. In glücklicher Weise vereinigt sich so in der alten Römerstadt Augsburg das Bild einer bedeutenden alten Kunststätte mit dem einer neuzeitlichen Groß- und Industriestadt. Prunkvolle Bauten und glänzende Museen künden noch vom mittelalterlichen Glanz der alten Augusta.

Die innere Welt.

Skizze von Margarete Liebmann.

Die äußere Welt ist begrenzt von unseren Sinnen. So weit das Auge reicht, nehmen wir ihr Bild in uns auf, so weit das Gehör trägt, erfassen wir ihre mannigfaltigen Stimmen. Sie ist gebunden an unseren eigenen, fest umrissenen Körper, an die Form, aus der wir nicht herauskönnen. —

Die innere Welt ist unsere Unendlichkeit. —

In die Gärten unserer Erinnerung kann niemand dringen, den Sturz unserer Gedanken niemand hemmen. In uns leben Geheimnisse aus Urzeiten, Wünsche, Hoffnungen, Leiden unzähliger Ahnen. Wir sind Erben von aus Jahrtausenden tönenden Tiefen. Und der schöpferische Geist, der unseren Körper hineinbannt in das enge Gefängnis der Form, sprengt sie selbst durch das ewige Feuer des Gedankens. Unsere Phantasie, die Gebäude errichtet, welche ihre Spitzen in die Wolken schleudern, sie bevölkert mit ihren ureigensten Gestalten, vernichtet sie wieder im Bruchteil einer Sekunde. Zerbricht spottend Maße von Zeit und Raum, die sie selbst sich erschuf, betet sie an und verhöhnt sie zu gleicher Zeit.

Die innere Welt ist unendlich. Ihre Geheimnisse tiefer, als wir je ergründen können. Sie rauscht in uns als Strom der Vergangenheit, dessen dunkles Brausen in unser Bewußtsein tritt, wenn wir stumm uns neigen, ihrem Tönen zu lauschen.

Was sich sehnt in uns, ist Erinnerung an süßes Glück in unserem Blute, empfunden vielleicht vor Jahrtausenden; ist bitterer Schmerz um Dinge, die wir nicht wissen. Dunkle Schwermut, die uns aus Träumen der Nacht, aus zweiter, tieferer Existenz vage in die Empfindung tritt, ist Grübeln über das ewige Rätsel, wer wir sind.

Menschen mit feineren Sinnen, begabt mit dem, was wir Hellsehen, Ahnungsvermögen nennen, durchbrechen für die Zeit eines vorüberfliegenden Gedankens die zarte Scheidewand, die sie vom Unbewußten trennt. Sie sind in Gefahr, hinabzustürzen in die Wirrnis des Abgrundes, der unter uns allen sich öffnet.

Das eigentliche Erlebnis ist das Erlebnis der Seele. Die Welt ist nicht außerhalb des Menschen, sie ist in ihm. Von dem mit den äußeren Sinnen Erfaßten nimmt er nur die Umrisse und füllt sie mit dem Wesentlichen, seiner Empfindung und seinen Gedanken. —

Die Einsamkeit, die jede Existenz, auch die pflanzliche und tierische, umfaßt, ist ebenso im Leben wie in der Geburt und im Tode. Der Wunsch, sie zu durchbrechen, inbrünstig und dauernd. Aller Drang nach Gemeinschaft uneingestandene Angst, ihr zu verfallen. —

Die Sprache ist eine schwankende Brücke, auf der Worte zueinandergehen, die Mißverständnisse vermitteln. Der Tanz als Ausdrucksform noch ungenügend, einzig vielleicht Musik nebelnde Künderin nie zu erklärender Sehnsucht.

Der Künstler ist der Mensch, der die Einsamkeit am tiefsten empfindet und, kämpfend und leidend, immer von neuem sein Inneres herausschleudert in die Umwelt, um, sie umwerbend, Verständigung zu erzielen. Mit stets erneuter Leidenschaft sucht er die Schranken zu durchbrechen, die ihn bitter trennen von fremden Welten. Er fühlt seine Einsamkeit in jedem Moment und kämpft sich wund gegen sie mit aller Gewalt seiner Seele. Die Angst um das Rätsel des eigenen Daseins, der Erlösungsdrang von dunklen Geheimnissen, der die meisten Menschen zur Religion führt, treibt ihn schmerzvoll und gläubig zur Wirkung aus sich heraus. —

Je reifer der Mensch ist, je tiefer er einzudringen sucht in seelische Zusammenhänge, desto mehr arbeitet er an seiner inneren Welt und sucht sie fernzuhalten von störenden und gefährlichen Einflüssen. Desto intensiver bemüht er sich, das eigene Ich, als den einzigen Umgang, den er besitzt, in sich zu steigern.

Der ungeheure Irrtum von der Wichtigkeit äußerer Erlebnisse offenbart sich in dem Moment, da wir sie schonungslos vor das Tribunal innerer Wirklichkeit ziehen. Hier sitzen die wahren Richter, die, getrieben vom uralten Ethos der Seele, das unbestechliche Urteil sprechen.

Das Ende des Wiener Fiakers.

In Wien soll dem Aussterbenden, man kann wohl sagen: dem ausgestorbenen Fiaker im Herzen der Stadt ein Denkmal errichtet werden. Am „Graben", wo die nobelsten Vertreter dieses Genres mit rassigen Pferden und blitzblanken Wagen reihenweise aufmarschiert standen, diensteifrig umsprungen von ihren treuen Helfern, den Wagenwaschern — „Wasserer" genannt — wird sich sein Standbild erheben, in jener altmodischen, traditionellen Kavalierstracht, die so bezeichnend für die eigenartige soziale Stellung des richtigen Fiakers war: in karierten Hosen und kurzem Sakko, den geradkrempigen Zylinder schief auf dem Kopf, den Schnurrbart unternehmungslustig aufgedreht.

Wiener Fiaker aus der Zeit um 1820.



Familienausflug im Fiaker. (Um 1830.)

Niemals war der Wiener Fiaker (sprich Fiaker) schlechthin und einfach ein Verkehrsmittel wie in anderen Städten. Er war ein Wahrzeichen, ein kulturhistorisches Kuriosum von unnachahmlicher lokaler Eigenart. Er war, sozialwissenschaftlich gesprochen, das Bindeglied zwischen der Klasse der Herrschenden und dem Volk, die Verzahnung zwischen Hochadel und Kleinbürgertum. Durch ihn ehrte das Volk die Hochgeborenen, in ihm ehrte der Adel das Volk. Stets war etwas von chevaleresker Freiwilligkeit in seiner Dienstleistung. Gewiß, man bezahlte ihn, aber er stellte sich auch in überschwenglicher Weise zur Verfügung. Niemals trug er Livree, wie in anderen Städten, oder einen Hut mit Kokarde. Sein Gewand war das des Kavaliers. Der Fiaker war stolz und ehrerbietig. Saß er auf dem Kutschbock, so war er eins mit seinem Fahrgast, in Herz und Seele. Er war der Vertraute des Grafen und sein würdevoller Leporello. Denn er war verschwiegen wie eine Hofcharge. Er war ein Stückchen Hofstaat für jedermann, der ihn gebührend bezahlen konnte, und dann wieder ein Herr und Herrscher, wenn er bei den alljährlichen Fiakerrennen im Prater unter den jubelnden Zurufen der Menge auf der Rennbahn dahinsauste. — Fast alle kaiserlichen Prinzen hatten neben ihren Hofequipagen ihre Leibfiaker, schlicht in Zivil gekleidet, die um ihre zarten Geheimnisse und Beziehungen wußten; zumeist waren es begabte Natursänger, die nicht selten auf Ausflügen oder in verborgenen Vorstadtgasthäusern mit ihren hochgeborenen Herren am gleichen Tische saßen und für stimmungsvolle musikalische Unterhaltung sorgten. Dabei waren diese Leibfiaker nicht etwa Angestellte des Hofes, sondern blieben nach wie vor auf ihren Standplätzen auch anderen Sterblichen zur Verfügung, wenn es ihre Zeit gestattete. Unter ihnen gab es eine ganze Reihe von Berühmtheiten. Noch ist es bekannt, welche verhängnisvolle Rolle Bratfisch, der Leibfiaker des Kronprinzen Rudolf, in der Tragödie des Thronfolgers mit der Baronesse Vetsera spielte, und daß er als Mitwisser der näheren Umstände dieses aufsehenerregenden Falles für einige Zeit nach Amerika verschwinden mußte.



„Fahr'n ma, Eu'r Gnaden?" Nach einer Zeichnung der „Illustrirten Zeitung" aus dem Jahre 1848.

Neben der charakteristischen Tracht und dem urwüchsigen Humor war eines der wesentlichsten Merkmale des echten Fiakers der Spitzname. Nur unter ihm war er bei seinen Fahrgästen bekannt. Ein kleines, kalligraphisch geschriebenes Heft aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — vermutlich von einem Polizeiorgan angelegt — das sich in meinem Besitze befindet, enthält 656 Wagennummern und ebenso viele Spitznamen. Da finden wir den „Porzellanenen", „das Mondkalb", den „Krautsalat", den „Marokkaner", den „Tu-dich-um", den „Fetzenfresser". Nummer 335 heißt „die größte Makrone", Nummer 404 „der Verstanden". Heute gibt es nur noch 28 Fiaker in ganz Wien, und kaum sieht man mehr eines dieser frohen Gespanne mit fliegenden Hufen dahinsausen. Was heute noch aus der großen Zeit der Fiaker lebt, aus jener Zeit, da sie auf dem Graben ihren Fahrgästen freigebig die höchsten Adelstitel verliehen — „Fahr'n ma, Herr Baron?" — ist Autolenker oder Pflegling des städtischen Versorgungshauses. Der letzte Fiakerenthusiast aus dem Adel, der tollkühne Fahrer und Traberstallbesitzer Graf Simon Wimpffen, wurde im verflossenen Jahre — o Ironie des Schicksals! — in einem Leichenauto zu Grabe gefahren. Es ist aus. Eine kurze Zeit noch, und der berühmte Wiener Fiaker bezieht für immer als Denkmal seinen Standplatz auf dem Graben. Rudolf Wehr.



Fiaker beim Pferdehandel. Nach einer Zeichnung der „Illustrirten Zeitung" aus dem Jahre 1849.



Wettfahren auf dem Rennplatz im Wiener Prater um 1890. Nach einem Gemälde von R. Rosenbaum.

Der „Wasserer", der treue Gehilfe des Fiakers.

Verbänderungen bei Pflanzen. / Von E. Ulbrich, Berlin-Dahlem.

Zu den sonderbarsten Bildungsabweichungen bei Pflanzen gehören die Verbänderungen oder Faszîationen. Man versteht hierunter die Ausbildung bandartig verbreiterter Stengel oder Zweige statt der normalen, drehrunden Sprosse. Am häufigsten kann man derartige Verbänderungen bei krautigen Pflanzen mit reichblütigen Blütenständen beobachten. Sie treten bei kultivierten und gut ernährten Pflanzen auf nährstoffreichem Boden nicht selten auf; in solchen Fällen können wir wohl annehmen, daß die Üppigkeit des Wachstums infolge der reichlichen Ernährung Bedingungen schafft, welche die Ausbildung verbänderter Sprosse begünstigen. Derartige Verbänderungen kann man bei Primeln, z. B. bei der wegen ihrer zierlichen, zartrosa oder weißlichen Blüten vielkultivierten Primula Forbesii *Hemsley*, oder bei Levkoien (Matthiola annua), Goldlack (Cheiranthus cheiri), Rittersporn (Delphinium), Löwenmaul (Antirrhinum majus) und anderen Gartenpflanzen hin und wieder beobachten. Die Neigung zur Ausbildung solcher Verbänderungen ist erblich; daher lassen sich diese Formen durch Züchtung vermehren. Das bekannteste Beispiel hierfür ist die sogenannte „Bürstenpflanze", ein Fuchsschwanzgewächs (Celosia cristata), das vor Jahren als Modepflanze in unseren Anlagen und Gärten wegen der leuchtend roten oder gelben, zu einer samtigen Bürste verbänderten Blütenstände sehr beliebt war. Eine ganz ähnliche Verbänderung einer Mohrrübe

1. Spieräe (Spiraea ulmifolia).

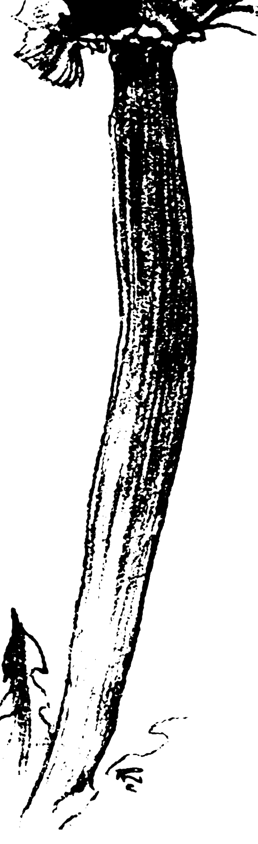
(Daucus carota *L.*) zeigt unsere Abbildung 6 nach einer Pflanze, die ich 1908 in Marienfelde fand. Unsere Abbildung 4 stellt eine ähnliche Verbänderung des bekannten und allverbreiteten Löwenzahns (Taraxacum officinale *L.*) dar, die 1891 bei Liegnitz gefunden wurde. Vom knolligen Hahnenfuß (Ranunculus bulbosus *L.*) fand ich eine gleiche Verbänderung 1902 in der Nähe von Cladow bei Landsberg a. W. (Abbild. 2). Diese Verbänderung ist besonders auffällig, da die Pflanze nur eine oder wenige Blüten bildet. Die sonderbarste Verbänderung bei einer krautigen Pflanze, die ich je beobachtet habe, gibt unsere Abbildung 3 wieder: selbst der beste Pflanzenkenner würde nicht in der Lage gewesen sein, festzustellen, was für eine Art hier vorlag, wenn nicht normal ausgebildete Exemplare der Art in unmittelbarer Nachbarschaft gestanden hätten. Es handelt sich um das Bitterkraut (Picris hieracioides *L.*); die Pflanze wurde im August 1912 bei Posen an einem Ackerrande gefunden. Die Spitze der Verbänderung zeigte Reste eines bürstenförmigen Blütenstandes, sonst fehlten Blüten. Viel seltener sind Verbänderungen bei Gehölzen und hier, wie es scheint, auf schnellwüchsige Arten beschränkt. Unsere Abbildung 5 zeigt eine solche Verbänderung bei einer Weide (Salix nigricans), die Paul Neumann-Karlsberg, dessen Künstlerhand alle hier wiedergegebenen Abbildungen schuf, bei Karlsberg a. Queis im März 1917 fand. Das Stück ist dadurch besonders wirkungsvoll, daß es mit Blütenkätzchen besetzt ist, die sich von dem dunklen Zweige leuchtend abheben. Bei Weiden sind derartige Verbänderungen öfter beobachtet worden, namentlich bei der Purpurweide (Salix purpurea *L.*), Silberweide (S. alba *L.*), Ohrweide (S. aurita *L.*), Grauweide (S cinerea *L.*), Korbweide (S. viminalis *L.*) u. a. Bei anderen Gehölzen sind sie viel seltener. Unsere Abbildung 1 zeigt eine Verbänderung von Spiraea ulmifolia, die im Botanischen Garten in Berlin gefunden wurde. Eine ganz ähnliche Verbänderung beobachtete ich vor einigen Jahren auf dem Fichtenberg in Steglitz bei Spiraea hypericifolia: sie entstand hier an der Bruchstelle eines abgebrochenen Zweiges. Störung der Saftzirkulation mag daher wohl eine der Ursachen der Bildung solcher Verbänderungen sein. Anatomisch sind die Verbänderungen auf Überproduktion von Knospenanlagen zurückzuführen: statt der normalerweise einzigen Endknospe entstehen zahlreiche nebeneinander, deren Sprosse beim Austreiben zu bandförmigen Gebilden verschmelzen. Zerstörung der ursprünglichen Endknospe veranlaßt die zahlreichen Neubildungen. Auch bei Pilzen, namentlich bei Trichterlingen (Clitocybe-Arten) und anderen, kommen ganz ähnliche Verbänderungen vor, die zum Teil auf Verwachsung nebeneinanderstehender Fruchtkörperanlagen zurückzuführen sind.



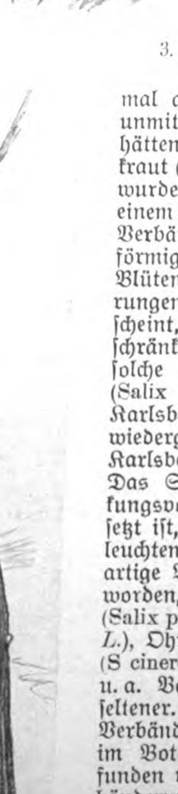
2. Knolliger Hahnenfuß (Ranunculus bulbosus *L.*).



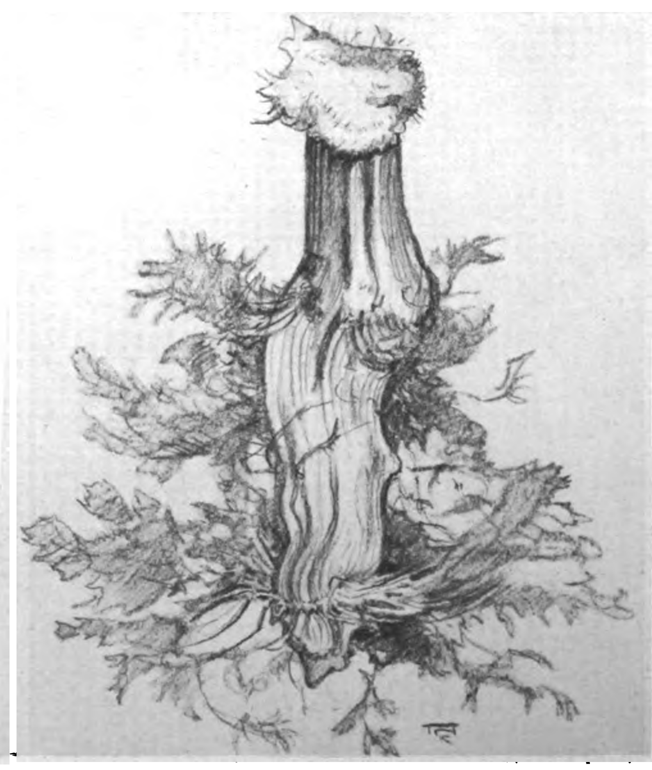
3. Bitterkraut (Picris hieracioides *L.*).



4. Löwenzahn (Taraxacum officinale *L.*).



5. Schwarze Weide (Salix nigricans).



6. Mohrrübe (Daucus carota *L.*).

STILLE WALDWEGE

NACH EINEM GEMÄLDE VON PAUL HERRMANN-WALBURG



Sylvias Entzauberung

Novelle von Erich Karl Schmidt

Sylvia war siebzehn Jahre alt, als sie Sartorius begegnete. Sie dachte, da seine Hand zum erstenmal ihre Finger fest umschloß, an die warmen, gütigen Hände ihres Vaters. Und fast glaubte sie, als Sartorius sprach, ihres Vaters vertrauten Tonfall zu hören.

Sartorius war berühmt, von den Frauen verwöhnt; im Bannkreis seines Ruhmes, in der Atmosphäre seines ichbewußten, zielsicheren Wesens mußten sich auch die Männer ihm im Augenblick unterlegen fühlen.

Er zog Sylvia, die noch fremd und unsicher war in dieser Stadt, in eine Nische. Sie spürte, erblassend, daß viele Augen ihr heimlich neidisch folgten. Aber sie gewann äußerlich bald ihre Sicherheit wieder, weil sie fühlte, an einem Wendepunkt ihres Lebens zu stehen.

„Sie wollen also Schauspielerin werden?" fragte Sartorius; seine dicken Augenbrauen runzelten sich streng. Aber er betrachtete zugleich die schmale Gestalt, die kindlich erwartungsvollen, beherrschten Augen, Hände und Füße mit einem Blick.

„Ich möchte wohl..." erwiderte Sylvia, und sie wurde tiefrot dabei. „Wenn mir nur jemand sagen könnte, ob ich Talent besitze. Ich fühle in mir eine ungeheure Begeisterung — aber ach! das haben Sie wohl schon oft von jungen Mädchen gehört?"

„Diese Selbstkritik ist bereits ein Vorzug. Kommen Sie zu mir, und wir werden weitersehen."

Und nun fühlte sie wieder den weichen und doch energischen Händedruck. Während Sartorius diagonal das Parkett überschritt, um, überragend, in einen Kreis von Männern einzutreten, saß Sylvia, heiß, rot, betäubt in den Polstern.

Nach einer Weile kam die Dame des Hauses, lieblich lächelnd, auf Sylvia zu und sagte freundlich:

„Wird er Sie prüfen? Habe ich das nicht gut arrangiert, mein Kind? Wir wollen morgen, wenn Sie zu mir kommen, an Ihre liebe Mama schreiben. Ich glaube, sie kann über das Schicksal ihrer Tochter ganz beruhigt sein."

Es wurde still, und eine Dame am Flügel sang.

*

Als Sylvia über Marmorstufen stieg, deren Läufer jeden Schall verschluckten, fühlte sie wohl, daß dieser Weg bestimmend für ihr Schicksal war, die Bedeutung der kommenden Stunde aber konnte auch ihr weiblicher Instinkt kaum erahnen.

Ein Diener öffnete, mit eisigem Gesicht, die Tür zum weitgeschweiften dämmerigen Dielenrund; man konnte sich, sitzend, in vielen riesigen Spiegeln sehen.

Sylvia überlegte, voll fiebrigen Gefühls, was sie wohl zuerst sprechen solle: eine Ballade, Klassisches oder eine Strindbergrolle. Die Worte, ach, sie saßen fest. Aber würden auch die Gefühle, würde die Brandung des Herzens plastische Gestalt gewinnen, um diese strengen Augen zu bestechen?

Sie hatte Sartorius einmal erst auf der Bühne gesehen. Er wirkte so hinreißend, daß Sylvia besinnungslos den orgiastischen Beifall der Leute rings um sich her mit ihrem wilden Klatschen verstärkte, während Sartorius, merkwürdig steif nun nach dem Spiel, mit kurzem Ruck oftmals den Nacken bog.

Sie hatte gehört, daß er noch gern Rollen spielte, die eigentlich Jüngeren zugedacht waren. Doch wer wollte, unter Schminke und Perücke, wer konnte bei diesen elastisch hinschnellenden Gebärden das Alter des Künstlers erkennen? Selbst nachdem sie Sartorius bei der mütterlichen Freundin getroffen hatte, war sie überrascht, als sie erfuhr, er habe die Fünfzig überschritten.

Sie preßte die brüchigen Rollenbücher, die von tüchtiger Arbeit zeugten, erregt zwischen den Händen.

Eine grauhaarige Dame ging, kurz grüßend, zur Korridortür — eine würdige Matrone, die Wirtschafterin vielleicht, dachte Sylvia — da rief sie der Diener aus einer seitlichen Tür an.

Die Füße Sylvias — sonst pries man ihre geschmeidige Schrittart — gingen wie über eine schiefe Ebene. Sie hörte ihr Herz stark klopfen.

Sartorius erwiderte gelassen ihren Gruß. Er ragte, in bequemer Hausjoppe, grauköpfig, doch voller Hoheit, aus dem mächtigen geschnitzten Stuhl hervor.

„Sie wollen — ja, richtig, ich soll Sie prüfen. Also gehen wir den Dingen unverzüglich auf den Grund."

„Eine Schillerballade? Nein? Dann vielleicht die Tochter Indras aus dem Traumspiel?"

Sylvia stand wieder auf und nahm einen tiefen Atemzug, der ihre Scheu zu verjagen, der sie ganz und gar zu verwandeln schien. Sie sprach:

„Dem Blitzstrahl folgte ich vom hohen Äther
Und nahm zum Reisewagen eine Wolke..."

Schon sank Sylvia nieder in irdische Tiefen, die Stimme des göttlichen Vaters verklang in ihrem Ohr. Der hohe Raum füllte sich mit schwingenden, gleitenden Wolkenballen; sie sah nur noch in zwei Augen, die die Dämmerung wie Strahlen zerteilten.

Sartorius spürte, wie Sylvia, eingespannt in den Bogen der dichterischen Vision, vibrierte, von starken Impulsen erfüllt war. Hier schoß ein junger künstlerischer Wille, noch grenzenlos brandend, wie eine Stichflamme ihm entgegen. Es war unverkennbar, daß hier nicht nur die Begeisterung einer Siebzehnjährigen sich offenbarte. Eine nie gehörte Stimme voll sanfter Färbung klang auf, der Schrecken machte sie klein und schluchzend, die Ekstase wuchtig und groß — ein Schauder lief, wie Wind durch Espen, den schmalen Körper entlang.

„Die Wolke sinkt, die Luft will mich ersticken..."

Sartorius vergaß, die Stichwörter anzugeben, und weder spürte Sylvia, daß sie nicht gesprochen wurden, noch merkte Sartorius, daß sie die Lücken des Dialogs überflog — es war ein reiner künstlerischer Rausch, der beide umspannte.

Sartorius war um ein Menschenalter verjüngt. Ja, nur die Jugend kennt diese beispiellosen Ekstasen, die Jugend nur kennt diese ungehemmte Auflösung des Ichs. Er hörte nicht mehr die Worte Sylvias, er hörte nur ihre Stimme noch, so wie man in Melodien einsinkt, eindämmert in Träume, die das Blut glätten, ohne daß man ihren Sinn begreift.

Er sah sich, in schemenhafter Vision, als Zwanzigjährigen, der aus den Brettern der Provinzbühnen Funken schlug, die Partnerin im Arm. Die Frauen im Parkett schienen inbrünstig entfacht — es war Überschwang und göttliches Feuer in ihm, er war der Dichtung ein hingerissener Diener, ausgelöscht das Ich, brennend nur das Herz, klingend nur die jubelnde, schluchzende Stimme.

Und dann kam der Ruhm, Begeisterung wurde Routine; aber auch Routine ließ sich wieder so echt spielen, daß selbst Verständige getäuscht wurden. Man wurde Komödiant. Die Dichtung war nicht Dichtung mehr, sie war ein Rollengefäß, gut oder schlecht dafür, man durfte souverän entscheiden. Aber hier kamen nun die Jungen heran, sie rissen sich wieder die Brust wund, sie gruben ihr Herz heraus mit Schluchzen und Schreien — bald war man verdrängt, die Jugend ließ sich nicht lange mehr täuschen, so wie sich die eigene Jugend nicht ewig bewahren ließ.

Sartorius sah Sylvia plötzlich kalt und prüfend an. Sie schien ihm berückend in ihrem knospenfrischen Jungmädchentum, an das noch keine Hand gerührt hatte. Sie war eine köstliche Gabe des Schicksals an sein Alter, das er in schwachen, einsamen Stunden verfluchte.

Er konnte Sylvia nicht fesseln, wenn er zugleich ihren Ehrgeiz nicht schürte...

„Halt!" rief er da, und Sylvia erschrak. Peinliche Gefühle rissen sie in die Wirklichkeit zurück. Sie hatte zu lange gesprochen, die Zeit vergessen, Geduld und Güte mißbraucht. Röte überzog nun auch die Ohrläppchen, Scham machte auch die Haut im schmalen Ausschnitt des Kleides rot.

Aber Sartorius lachte, er stand auf, lachte und legte ihr beruhigend die Hand auf den Scheitel.

„Ah, Sie Kind", sagte er, wie wenn Begeisterung seine Worte ruckweise durch die Kehle stieße. „Natürlich haben Sie Talent, ungewöhnliche Gaben. Man muß Sie nur noch erziehen, dann wird man viel erwarten können."

Unmerklich ging in Sylvia die künstlerische Erregung, zart abgestuft, in eine rein körperliche über, als sie die männlichen Finger auf den Haaren, den erregenden Atem sich nahe fühlte. Sie zitterte leise, und die junge Brust drückte mit harter Knospe den Hüllen entgegen.

Sartorius merkte im Augenblick, wie das Mädchen einsank und bebte; er legte die Hand um die weichgegürteten Hüften und zog den elastischen Körper an sich.

Sylvia fühlte, daß sie sich nun wehren müsse; eine ohnmächtige Angst machte sie gliederlos, aber sie öffnete die Lippen ergeben. Sie dachte mit zergehenden Sinnen: Wenn doch der Diener sein eisiges Gesicht zeigte! Kam die würdige Matrone nicht zur Tür herein? — Da fühlte sie den herrischen Mund über sich, und eine weiche Stimme sagte — so zärtlich, wie der Vater einst:

„Wir werden die kleine Sylvia zu einer großen Künstlerin machen. Nur Geduld!"

*

So klug und beherrscht Sylvia bisher in ihrem Leben gewesen war, jetzt geriet sie tief in die Strudel ihres aufgeschürten Blutes. Sie fühlte sich erwählt, sie war stolz auf den Ruhm dieses Mannes, der im Reich seiner Kunst zu den Besten zählte. Sie spürte in sich die Wunder jungen Weibtums erblühen, das Leben klang fanfarenhell in sie hinein.

Sartorius schien sich selbst ein Verwandelter. Jetzt wurde sein Schritt auch zu Hause wieder elastisch, am Kamin durften des Nachts nicht mehr die weichen Hausschuhe stehen — der Diener ließ eine gewölbte Augenbraue in seinem eisigen Gesicht ironisch zucken...

Das Automobil schnurrt bremsend in der einsamen Straße. Sartorius hebt Sylvia rasch aus dem Wagen, er schließt die Haustür und sieht das Mädchen schon am ersten Treppenabsatz stehen. Silbrige Lockung weht unter Pelzwerk hell hervor.

Kaum daß die Überkleidung hängt, da sind die Mädchenarme auch schon um des Schauspielers Nacken geschlossen. Die kleine, übermutfiebernde Gestalt hängt frei schwebend vor seiner Brust, die Beine blitzen wagerecht. Wie oft, denkt Sartorius, mußte man nach solchen Liebkosungen die Spuren des Puders beseitigen! Er drückt Sylvia, während sie ihn küßt, heftig an sich und setzt sie energisch auf den Teppich.

„Wollen wir einfach verhungern? Hast du nicht Pflichten übernommen, die du lästerlich vernachlässigst? Nun aber rasch!"

Und Sylvia fliegt, den Rock raffend, zur Teemaschine, schiebt den silberklingenden, mit Leckerbissen beladenen Wagen heran und weiß sich kaum zu meistern vor lauter Geschäftigkeit. Dabei aber ist sie glücklich in dem Bewußtsein, daß jede ihrer Gesten gewürdigt wird. Sie weiß schon längst, daß der Geliebte durch die seidigen Reflexe über dem hohen Spann, durch die zierliche Haltung des gespreizten kleinen Fingers, durch den bei rastlosem Tun gar eifrig gespitzten Mund unendlich begeistert und entzückt wird. Ist es schlecht, denkt sie, daß man so bewußt, beinahe schamlos alle Register spielen läßt? Aber es ist ein flüchtiger Gedanke. Sie lächelt dem vom Seidenschirm halbverdeckten Antlitz Sartorius' lustig entgegen und sagt, wieder voll heimlicher Freude am Klang wie an der Wirkung ihrer Stimme:

„In der Nachbarloge wäre heute eine Dame vor lauter Begeisterung über dich beinahe ins Parkett gefallen. Der Gatte ging am Schluß ernstlich böse davon."

Sartorius schlägt die Beine übereinander. Er hat ein Gefühl der Wärme, strahlenden Behagens in sich wie seit Jahren nicht, aber er muß ein wenig mit Sylvia hadern.

„Also auf die anderen Leute achtest du. Mich siehst du wohl gar nicht, wie? Anderen Männern blickst du verstohlen nach, und ich, der ich doch nur für dich spiele, der ich mich bezähmen muß, um nicht nach deiner Loge emporzuschielen, ich —"

„Ach, du", ruft Sylvia in hohem Entsetzen aus, weil sie noch alle rhetorisch gesteigerten Worte für bare Münze nimmt, „wie kannst du nur so etwas Schreckliches glauben!" Und sie fällt flockig zu seinen Füßen nieder, umfaßt seine schmalen Gelenke, auf die er noch wie ein Knabe stolz ist. „Du weißt doch, daß mein Leben seit kurzem ganz von dir erfüllt ist. Ich sehe die anderen Menschen nur noch wie Traumgestalten. Meiner Mutter schrieb ich seit zwei Wochen nicht mehr, weil ich nur noch für dich da bin — ja, freilich, weil ich mich auch ein bißchen vor den Menschen schäme. Du brauchst mir das gar nicht so stumm mit deinen ironischen Augen mitzuteilen. Und nun sprichst du so garstige Worte..."

Sie schluchzt an seinen Knien. Er fühlt ihren Busen beben und sieht die weit enthüllte, krampfhaft geschwellte Haut. Es wird ihnen beiden kaum noch bewußt, ob sie im Innern erschüttert sind oder schon ein wenig Komödie spielen. Sartorius hebt Sylvia auf seine Knie und beruhigt sie unter unendlichen Liebkosungen. Er schließt die Augen, weil sie so ganz aus Seide ist. Dann aber schilt er doch wieder leise, da er Hunger fühlt; er hat seit Mittag nichts gegessen.

„Sylvia, hörst du nicht, wie der Teekessel zischt? Ich muß mich doch wieder vom Christian füttern lassen, der zwar ein eisiges Gesicht, doch viel mehr Gefühl für seinen Herrn im Busen birgt als du Böse."

Sylvia gleitet vom Knie herab. Ihre kindlichen Wangen sind ein wenig welk, die Augen scheinen verschleiert, die Bewegungen müde. Aber sie gießt beherrscht den Tee ein, läßt den Zucker aus der Zange gleiten und hält Sartorius die Tasse mit müder Grazie entgegen.

Sie hatte am Morgen viel studiert, war inzwischen schon einmal bei Sartorius gewesen, um ihm Blumen zu bringen. Er hatte sie eine halbe Stunde etwas vorsprechen lassen, dann gingen sie speisen, fuhren spazieren, und schließlich begleitete sie ihn zum Theater.

Manchmal überkommt Sylvia eine jähe Müdigkeit, und sie vermag dann kaum noch zu reden. Sartorius scheint damit nicht ganz einverstanden zu sein. Er schläft höchstens fünf, sechs Stunden des Nachts. Aber selbst seine Ironie vermag sie nicht zu ermuntern.

Ja, es ist etwas von Sylvia gewichen, die kindliche Ruhe. Sie ist entweder ekstatisch erregt, fiebernd verliebt oder unendlich müde. Die Großstadt stürmt ihr am Tage mit flutenden Menschenscharen, mit einer betäubenden Polyphonie von Tönen, des Nachts mit gleißendem Licht, entzückender Musik in heimlichen Tavernen, rauschenden Orchestern in riesigen Cafés entgegen. Selbst im Automobil spürt sie, atemlos und erregt, den flimmernden Flug durch die Straßen wie ein traumhaftes Gleiten durch lichtdurchzuckte Lüfte; die Hupe scheint immer tief von der Erde her als letztes irdisches Zeichen zu tönen. Und in all den vergangenen Tagen und Nächten fühlte sie ihr Blut wie Gischt und Brandung durch die Adern stoßen, bis es von fiebernder Hand erlöst und beruhigt ward...

„Willst du denn gar nichts essen, Kind?" hört sie nun Sartorius, wie durch einen Vorhang, fragen. Sie lächelt und nippt an dem kalt gewordenen Tee.

Da nimmt Sartorius sie auf den Arm, ihre Glieder hangen gelöst wie bei einer Marionette. Aber unter der kühlen Daunendecke im breiten Bett wird sie noch einmal halb wach. Sie blinzelt verschlafen in das Ampellicht, das wie aus einer riesigen gläsernen Orange fällt.

•

Sylvia sitzt in ihrem kleinen Zimmer, das sie nicht weit vom Hause des Freundes gemietet hat. Er hatte sie gebeten, zu ihm zu ziehen, aber Sylvia fühlte instinktiv, daß sie sich wenigstens äußerlich ihre Selbständigkeit bewahren müsse.

Sie schreibt der Mutter, aber die Worte fließen nur zögernd aus der Feder, und wenn sie aufblickt, sieht sie zwei Augen, ängstlich fragend, auf sich gerichtet.

Aber Sylvia fühlt, daß wir alle auf einem vom Schicksal längst vorgezeichneten Wege schreiten; auch mit größter Energie lassen sich die Hemmungen des Charakters, die Wallungen des Blutes kaum überwinden. Sie scheint zwar durch die Erlebnisse in letzter Zeit vielfach gewandelt, aber sie muß sich nun, da Sartorius auf einer Gastspielreise weilt und ihr somit, gezwungenermaßen, Ruhe zum Überlegen läßt, gestehen, daß alles gekommen ist, wie es vorbestimmt war.

Sie ist noch immer stolz auf diesen Geliebten, obwohl sie viele fremde Augen skeptisch prüfend von sich zu Sartorius schweifen sah, weil nicht so schnell zu erkennen war, ob man Vater und Tochter vor sich hatte, oder ob ein anderes Band sie beide verknüpfte. Es gab auch schon Momente, da Sylvia sich schämte, wenn sie solchen kühl sezierenden Augen begegnete. Aber die großen Abende, an denen Sartorius, umjubelt, an die Rampe trat, erweckten Schwingungen in Sylvia, die sie auch noch wie betäubende Opiate fühlte, wenn sie nach der Vorstellung sich unter Menschen begaben. Dann schritt man, unter einem Kreuzfeuer beherrschter Blicke, durch die blendenden Lichter der großen Weinlokale, bis endlich eine schützende Nische Erlösung brachte. Es schien Sylvia, als zeigte sich Sartorius gern mit ihr vor vielen Augen. Er ließ sie ein wenig voranschreiten, und sie fühlte, daß er sowohl ihren elastischen Gang genießerisch verfolgte als auch die Blicke junger Männer und erstaunter Frauen als Tribut an sein unüberwindliches Eroberertum befriedigt einsog.

Sie aßen kleine paprizierte Speisen, die im Blute brannten, und der prickelnde Sekt ließ eine köstliche Laune entstehen, die sich bei Sylvia, wenn die Musik betäubend girrte, in perlendem Gelächter löste. Dann schien Sartorius ein Jüngling zu werden, und er küßte ihr heimlich die Hände. Aber wenn Sylvia, aufblühend, fühlte, daß die Augen junger Männer sie von fern mit glühenden Blicken suchten, dann mahnte Sartorius schroff zum Aufbruch, und sie flogen im Automobil um viele Kurven, während seine Hände sie mit entnervender Kühnheit umfaßten.

Wo aber blieben die schönen Ziele der Mädchentage? dachte Sylvia mit plötzlich getrübtem Blick. Wollte nicht Sartorius am Anfang auch Lehrer und Führer sein?

Sie schreibt der Mutter nur von den regelmäßigen Stunden bei Sartorius und fühlt sich schamvoll erglühen, weil sie daran denkt, wie wenig sie in letzter Zeit geübt und memoriert hat. Sartorius ließ sich zehn Sätze vorsagen, rügte ein paar Tonfehler, unterstrich etliche Worte mit den richtigen Akzenten, nahm Sylvia auf den Schoß und begann, sie mit seinen unerschöpflichen Liebkosungen einzuhüllen. —

Sylvia rafft sich zusammen und schüttelt alle Gedanken ab. Sie wird Sartorius fragen, ob sie noch immer eine Zukunft habe. Was würde geschehen, wenn er sie verließe? Oh, er solle nur nicht sagen, daß das undenkbar sei. Nein, Sylvia ist kein Backfisch, den man liebt, solange ihn die Jugend reizend macht.

Sylvia nimmt ein neues Rollenbuch und beginnt zu studieren. Aber immer wieder schweifen ihre Gedanken zu Sartorius ab. Sie fürchtet seine Rückkehr, weil sie ihm vieles unumwunden zu sagen hat.

Aber es ist nicht leicht, mit Sartorius unumwunden zu sprechen.

•

Als Sartorius aus dem Abteil gestiegen ist, bemerkt Sylvia, daß er gealtert und krank aussieht.

„Ja, ich habe mich erkältet. Die vielen Stunden im Abteil — nichts mehr für mich!"

Sie fahren schweigend zu seiner Wohnung. Sylvia fühlt, daß seine Hände kalt und feucht sind. Er hat Fieber.

„Ach, ich bin nur noch jung, Sylvia, wenn ich hier auf meiner alten Bühne stehe, oder wenn ich dich fühle."

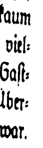
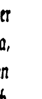
Sartorius sagt diese Worte in einem Tone, daß Sylvia alle harten Vorsätze schwinden fühlt. Kann man mit einem Kranken unumwunden reden? Ihre schönste Tugend, das Mitleid, nimmt ganz und gar von ihr Besitz. Nun erinnert Sartorius sie wieder an ihren Vater, wie in jener Zeit, da sie ihn kennenlernte. Sie muß wieder an des Vaters Hände denken; sie hatten den gleichen zärtlichen Druck.

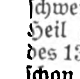
Aber dann, als sie im Zimmer stehen, als Christian mit seinem undurchdringlichen Gesicht verschwunden ist, fühlt sich Sylvia emporgehoben, und Sartorius preßt die Arme um sie, daß ihr der Atem stockt. Sie muß ihm sagen, ob sie Bekanntschaften gemacht habe — nicht nur mit Herren, nein, auch solche mit jungen Mädchen. Sie soll sagen, ob —

„Aber so laß mich doch erst los!" bettelt Sylvia. „Ich bekomme ja gar keine Luft, wenn du mich so drückst!"

(Fortsetzung folgt.)





Religiöser Fanatismus in Indien.

Der Mann mit den 50 Speeren im Körper, die noch durch einen Baldachin beschwert werden. Bei der Prozession muß dieser Mann sehr vorsichtig gehen, da selbst der leiseste Stoß ihm an 50 Stellen Schmerzen bringt

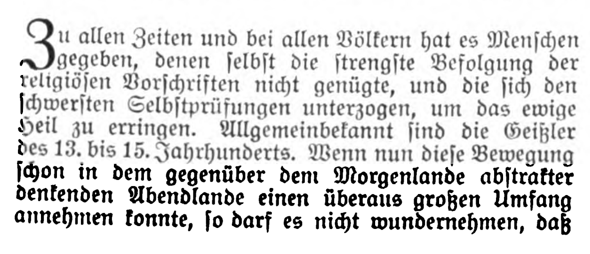
Mit nadelgespickter Brust und durch Speiler an den Wangen festgehaltener Zunge.

Die im Fleisch steckenden 50 Speere lassen den Oberkörper wie in einem Käfig befindlich erscheinen. Außerdem muß der Mann einen Kinderwagen ziehen, dessen Zugseile an den in den Backen sitzenden Fleischhaken befestigt sind.

Bei Beginn der Prozession. (Vgl. hierzu unser Ovalbild Mitte oben.)

Ein menschliches Nadelkissen mit 500 im Fleisch steckenden Nadeln.

Ein qualvoller Marsch unter brennender Sonne. Die Holzschuhe sind mit Nägeln ausgeschlagen, die silbernen Näpfe an Haken im Fleisch befestigt und Gesicht, Arme und Glieder mit Nadeln übersät.



Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat es Menschen gegeben, denen selbst die strengste Befolgung der religiösen Vorschriften nicht genügte, und die sich den schwersten Selbstprüfungen unterzogen, um das ewige Heil zu erringen. Allgemeinbekannt sind die Geißler des 13. bis 15. Jahrhunderts. Wenn nun diese Bewegung schon in dem gegenüber dem Morgenlande abstrakter denkenden Abendlande einen überaus großen Umfang annehmen konnte, so darf es nicht wundernehmen, daß im Orient mit seiner mystischen Versenkung in alles Religiöse die Selbstgeißelungen in oft grauenerregender Weise erfolgen. Unsere Bilder zeigen, wie Mitglieder einer Geißelbruderschaft (Torture Club) sich bei einer Prozession zum Hindu-Neujahr in Singapore den raffiniertesten Selbstquälereien unterwerfen, in dem Glauben, dadurch der Glückseligkeit im Jenseits sicher zu sein.



WIE ERZIEHE ICH MEINEN HUND?

Stolz, selbstbewußt, lebensfreudig, temperamentvoll und doch voll Hingebung — kriechend, scheu, Angstbeißer, das sind die beiden Extreme, zwischen denen sich die Liebhaberhunde, je nach Erziehung und Dressur, bewegen. Vieles ist als quantitative Abstufung zwischen den einzelnen Rassen angeboren; aber den Grundzug ergibt die Behandlung und Erziehung im Jugendalter, in dem, genau wie beim Kind, der ausschlaggebende Teil der späteren Gefühlsrichtungen entsteht. Eine wesentliche Erleichterung der Erziehung bildet die richtige Wahl der Rasse. Bei dieser wird, da meist ein Zufall über die Anschaffung des ersten Hundes entscheidet, viel gesündigt. Rassen, die infolge Muskeltriebs und Herkunft von uralten Arbeitsschlägen, wie Schäferhunde, Rottweiler, Dobermannpinscher, Airedale- und Foxterrier, reichlich Auslauf, sogar Arbeit fordern, gehören nicht in die Großstadt oder gar Mietwohnung, es sei denn, daß ihr Herr täglich zur Ausspannung und Erfrischung seiner Nerven einige Stunden sich im Freien ergeht. Dann wird die Fürsorge für den Hund ein gesundheitsfördernder Faktor sein. Für die Auswahl unter den Größenschlägen sollen räumliche Wohnungsverhältnisse den Ausschlag geben. Wo ein Tisch mehr in dem Wohnzimmer beengen würde, wähle man eine Rasse unter Tischhöhe. Wo schon ein Stuhl mehr im Zimmer störend wäre, sind etwas kleinere Rassen am Platze. Selbstverständlich soll der Laie und Anfänger sich niemals eine Hündin aufschwätzen lassen; diese gehört nur in Züchterhände und auch nur dahin, wo genügend Raum vorhanden und günstige Verhältnisse zur Aufzucht gegeben sind.

Es kann wohl keine Frage sein, daß die Anschaffung eines Welpen oder Junghundes, der direkt in seine zukünftige Umwelt hineinwächst, immer dem Ankauf eines fertigen Charakters, mit dem man sich abfinden muß, vorzuziehen ist. Mit einem wohldressierten Hund wird man allerdings kaum fehlgehen, wenn man ihn fest in der Hand behält und seinem Muskeltrieb Gelegenheit zur Betätigung gibt; aber es ist nicht unser Hund, er ist der des Aufzüchters und Erziehers, dem wir Unterkunft geben, und den wir uns zum Freund zu machen haben. Pflege, Erziehung und Dressur sind den Altersstufen, Welpe, Junghund, Jährling, je entsprechend den Seelenvorgängen im Sein, Bewußtsein, Selbstbewußtsein, anzupassen. Für den mit Milchzähnen ausgerüsteten Welpen, der nur Daseinstrieb hat, die liebevolle Pflege. Scheinbar parallel mit dem Willen des allmählich das endgültige Gebiß erhaltenden Junghundes, der sich seiner selbst bewußt wird, sich selbst erlebt, die kluge Erziehung. Mit vollendetem zweiten Gebiß reifen der **Geschlechtstrieb und das Selbstbewußtsein; der Jährling nimmt selbst Stellung zur Umwelt, zum Herrn, zu anderen Hunden,** soweit wir es nicht schon verstanden, ihn zu leiten. Dann gibt die öfter gegen Willen und Neigung sich richtende konsequente Dressur den letzten Schliff und die Zuverlässigkeit zum unbedingten Gehorsam. Kommt der gekaufte Welpe an, so öffnet der zukünftige Herr den Korb oder das Kistchen selbst, ihn erlösend; das erste Lager wird aus dem Heu mit Heimatsgeruch in flacher Kiste oder im Korb bereitet. Man bestellt so, daß er morgens eintrifft, sich also tagsüber schon etwas eingewöhnt, damit er nachts nicht die Hausruhe stört. Dem Welpen (bis 12 Wochen) sind nur wenige Dinge erzieherisch wehrend beizubringen: sein „Platz“ (Lager), Zimmerreinheit, Gehen an der Leine, unbedingtes Unterwerfen unter die Hausordnung (verbotene Küche, nichts anzubeißen oder anzunagen, nächtliche Ruhe, sein Futter- und Wassergeschirr) und erste Straßenordnung (nicht Wagen, Radfahrer nachprellen oder nachkläffen, nicht zu fremden Menschen oder Hunden laufen), auf den Herrn beständig achten. Ein Mehr ist nicht nötig; keins aber davon erläßlich als Grundlage jeder weiteren Erziehung und Dressur. Als Utensilien benötigen wir vorerst nur eine Gerte zum Wehren und Drohen, einen weichen Riemen als Halsband, eine Schnur mit Karabiner (später die lange Leine). Vor Ankunft des Welpen stehen bereit: das Lager (eine flache Kiste oder ein sog. Schlafkorb) und sein Futter- und Wassergeschirr (sog. Kaninchenfutterschüsseln), die nicht leicht umfallen. Die Hundepeitsche, Dressurmittel des Schnell- oder Parforcedresseurs, benötigt der erziehende Liebhaber nicht. Das erste ist Anweisung des „Platz!“, der so angewiesen wird, daß der Hund sieht und gesehen wird, als erstes Erziehungsmittel zu Ordnung und Gehorsam. Er wird öfter zur Übung hingebracht, sanft niedergedrückt: „Platz!“, das Verlassen gewehrt. Worte und deren tieferen Sinn versteht kein Tier, nur den Klang und die Bedeutung. Jeder Hund muß zeitweilig zur Ruhe abgestellt, allein im Zimmer gelassen werden; man beschäftige sich nicht den ganzen Tag mit dem neuen Spielzeug, man macht ihn sonst unrastig und anspruchsvoll. Verläßt der Welpe den Platz, bewegt sich unruhig mit tiefer Nase im Zimmer herum, sucht nach einem Winkel, so beobachte man scharf; denn jetzt will er sich lösen oder nässen. Er muß sofort erfahren, daß das nie im Zimmer, sondern nur im Hof und Garten oder auf der Straße erledigt wird, wohin man ihn trägt, sobald er dazu Miene macht. Es ist unsinnig, ihn zu strafen, bevor er nicht erfaßt hat, daß dazu nicht das Zimmer da ist. Hat man einen solchen Augenblick, wozu der Drang auf etwas Bewegung, fast nie in Ruhe



Erziehung ohne Schläge: Der unreinliche Fips in der Schlafkiste.



Gewöhnung an Zimmerreinheit „Pfui, Spitz, was hast du da gemacht!“



Spitz stellt sich an die Tür und verlangt hinaus.



Richtige Führung des Hundes an kurzer Leine in linker Hand.



Falsche Führung des Hundes auf der rechten Seite an langer Leine in linker Hand.



Bobby als Beschützer der Kinder.

erfolgt, übersehen, so wird nicht nur aufgewischt, sondern auch die betreffende Stelle verwittert (etwas Septoform in dem Eimer), da sonst dieser Platz durch den Geruch Reize auslöst. Hat man öfter vorgebeugt, so trägt man den Hund nicht mehr, sondern lockt ihn unter Anruf „Hinaus!" zur Tür und eilt voraus. Nach kurzer Zeit läuft der Schüler auf Anruf „Hinaus!" selbst zur Tür. Futter (je jünger, desto kleinere Rationen und desto öfter) gibt es nur auf derselben Stelle in seinem Napf, nie auf einem Eßteller: das wäre der erste Weg zum Naschen. Während der Mahlzeiten darf der Hund nie an den Tisch treten, winseln, betteln oder gar Leckerbissen erhalten. Wasser nicht beständig, nur nach den Mahlzeiten eine Kleinigkeit in seiner Schüssel. Hat er Durst, so stellt er sich von selbst an diese. Nach den Mahlzeiten kein Spaziergang, sondern Ruhe! Zeitweilig wird der Welpe mit kurzer Kette am Lager (Ringschraube in Scheuerleiste) angelegt als Vorübung zum Leineführen, zur Gewöhnung an Ruhe und Abstellung, die einmal bei Ausgang nötig sein mag, und endlich, um ihn nachts zimmerrein zu machen, da Hunde weder das Lager noch dessen Nähe verunreinigen. Nach einigen Vorübungen nimmt man die Leine zum Ausgang mit, läßt den Hund erst ausspringen und hängt ihm dann erst auf dem Rückweg die Leine an das Halsband. Allmählich wird die Leine immer mehr gekürzt, der Hund auf linker Seite dicht am Fuß gehalten, Vorprellen mit Gerte leicht korrigiert, so daß später das Stachelhalsband („Torquatus") zu systematischer Dressur selbst bei temperamentvollen Rassen kaum mehr nötig ist. Allenfalls ist ein Ruck daran nützlich, wenn der Junghund bei Annäherung anderer Hunde durch Rückenhaarsträubung Neigung zu unfreundlicher Auseinandersetzung, beim Vorübersausen von Auto oder Motorrad Lust zum Nachprellen, beim Anblick von Geflügel Hetzgelüste verrät. Alle diese Untugenden werden meist vom Besitzer selbst großgezogen, der sich über Energie-Kundgaben des kleinen Helden freut und ihn anhetzt, statt zu dämpfen. Eine Grundregel lautet: Dulde beim Welpen nie, was du später wehren und strafen mußt! Es ist harmlos oder drollig, wenn der unbeholfene Welpe Kinder anbellt, im Zimmer Menschen anspringt, mit einem alten Stiefel kämpft oder auf einem Stuhl sitzt. Aber der Junghund versteht nicht, weshalb er Kinder nicht umwerfen, neue Schuhe nicht anbeißen, bei Regenwetter sich nicht an der Herrin aufrichten soll. Gegen das Anbeißen von Teppichen, Möbeln, Stiefeln, als mechanischen Drang für durchbrechende Zähne und Betätigung der Kaumuskeln, helfen einmal weiche Kalbsknochen (Halswirbel, Schwanz), die zudem zum Knochenwachstum unentbehrlich sind, andererseits Verwittern gefährdeter Teppichdecken oder Diwanfransen mit Pfeffer. Auf einen Schuh stellt man zur Korrektur eine kleine Mausefalle fängisch (ohne Köder), die zuschnappt und straft, ohne daß die Hand des Herrn sichtbar ist. Sie dient auch in der Küche, um von Naschen und Diebstahl zu kurieren. Einige eigene üble Erfahrungen wirken nachhaltiger als hundert Lektionen und Strafen. Unerläßlich ist es, das Hinlaufen auf der Straße zu fremden Menschen oder Hunden zu unterbinden. Hier heilt einzig und dauernd ein bestellter Gehilfe, der mit einer verborgenen Gerte vor dem Haus steht, anfangs ohne, später mit einem Hund. Sobald der Welpe trotz Zurückruf auf ihn zuläuft, versetzt ihm dieser einige kräftige Schläge über die Schnauze. Heulend flüchtet der Vorwitzige zum schützenden Herrn zurück. Ein andermal greift ihn bei Annäherung ein Gehilfe auf, legt ihn an die Leine und zerrt ihn unsanft vom Hause fort, um ihn noch in Sicht loszulassen und mit einigen Schlägen fortzujagen. Nach solcher Erfahrung läßt sich der Junghund nicht mehr anlocken und stehlen, weicht sogar derartigen Versuchen von Hundedieben scheu aus. Ein kleiner Schritt weiter ist die systematische Arbeit mit einem drohenden Gehilfen; während der Herr den schon etwas reiferen Jährling an der Leine hält, ihn zum Bellen animiert, weicht der Gehilfe zurück, so daß der Hund das Gefühl hat, überlegen und Sieger zu sein. Auf dieser Methode baut jede kluge Manndressur auf. Blindes Anhetzen ist gefährlich, macht überscharf, was durch Verwechslung von Kommando, falsches Auffassen von Armbewegungen bei temperamentvollen Hunden leicht zum Unglück führt. Also auch hier Maß halten, je nach Veranlagung der Rasse!

Den Übergang von der ersten Erziehung durch Wehren zur ausführenden Betätigung bildet das „Leg' dich!" und „Setz' dich!". „Leg' dich!" wird zuerst in Verbindung mit „Platz, leg' dich!" geübt, durch Niederdrücken und Verbot des Aufstehens; falls zur Verlängerung nötig durch Anlegen an kurzer Kette. Versteht der Hund das Kommando, und führt er es flott aus, so erfolgt es an anderem Ort (also nicht in Sicht des „Platz") nur mit „Leg' dich!", zum Verstehen unterstützt mit Niederdrücken. Befolgen wird belohnt. Auf scharfes „Leg' dich" mit Pfeifen der Gerte muß der Junghund sich förmlich hinwerfen. Wie die Kommandos, so die Ausführung. Scharf, kurz, vom Unterhaltungston wohl unterschieden, doch eher leise, nie schreiend. Die nächste Übung „Setz' dich", anfangs immer mit angehängter Leine, unter Niederdrücken der Hinterhand mit rechter, Hochhalten des Kopfes mit linker Hand unter dem Kinn. Womöglich, daß der Herr selbst sitzt oder sich hinabbückt. Auf „Setz' dich!" folgt Rast. Der Hund soll dabei, was unerläßlich, dem Herrn ins Gesicht sehen, auf das nächste Kommando warten, die Worte von den Lippen ablesen lernen. Spätere Dressurübungen beginnen immer mit „Setz' dich". Endigen auch oft so, z. B. hat sich der apportierende Hund zur Ablieferung vor den Herrn zu setzen.

Das Wichtigste, Schwierigste und Unerläßlichste der Erziehung ist endlich der sog. Appell oder bedingungslose Gehorsam auf Anruf. Vorübung dazu ist das Anlocken des Welpen unter Händeklatschen (das immer zur Beschleunigung dienen soll) zur Belohnung, nie zu einer Bestrafung. Bei letzterer kommandiert man: „Leg' dich!", geht zum Sünder und leint ihn an. Auf dem Lager wird nach Kommando „Platz!" nie gestraft. Die systematische Appellübung erfolgt im stillen Hof, nicht vor dem Spaziergang, und unter Ausschaltung äußerer Ablenkungen. An das Halsband wird die lange Leine (4—6 Meter lange Schnur) angehängt: „Hektor, herein!" Dazu Händeklatschen. Auf Gehorsam Lob. Nach einiger Zeit Wiederholung. Bei Nichtbeachtung: Heranziehen unter „So schön". Aber niemals Verzicht auf eine Ausführung! Keine Übung wird je bis zur Ermüdung oder zum Überdruß wiederholt; jede Lektion schließt mit einem Kommando, das der Hund gern befolgt, und zuletzt mit Belohnung. Alsbald wird die Appellübung in einer Ruhepause auf dem Spaziergang vorgenommen, während man sonst im Freien möglichst wenig übt, kommandiert, schult, aber mit dem Hund öfters spricht. Setzt der Hund dem Appell Harthörigkeit und Unlust entgegen, so hilft nur die sog. „lange Peitsche", d. h. die Gummischleuder (Katapult), die auch zur Abwehr fremder Köter, bei Nachprellen hinter Radfahrer oder Auto, Versuch zu Hasenhetzen usw. unschätzbare Dienste leistet. War der Junghund schon zimmerrein, folgt er auf „Platz! Leg' dich! Setz' dich!", so darf die Erziehung, auf der sich die spätere Dressur für Nutzzwecke (Wächter, Schutz-, Polizeihund) aufbaut, als vollendet betrachtet werden, und man kann bei körperlicher Reife dem Hund, je nach Anlage, das Folgen zum Rad, Wagen, Wasserarbeit, Apportieren leicht beibringen. Auf den Spieltrieb, der nichts anderes ist als Betätigung von Kräfteüberschuß, baut die sogenannte spielende Dressur auf, bei der wir nicht mit dem Hund spielen, sondern seinen Spieltrieb, z. B. zum Apportieren, ausnützen. Statt den Hund Steine oder Holzscheiter herantragen zu lassen, geben wir ihm den Apportierbock, einen Stock, Korb, oder lassen ihn nach dem Hartgummiball springen, wobei der gefaßte Gegenstand nie dem Hund zum spielerischen Herumschleudern, Zerbeißen oder Wegwerfen gelassen werden darf, sondern unter Lob abgenommen werden muß. Durch Umgang und Übungen bei der Erziehung lernt der Herr die Anlagen eines Hundes kennen, weiß, wie er ihm beikommen und etwas begreiflich machen muß, so daß sich die Dressur aus der Erziehung von selbst ergibt und für den Haushund kaum der Erklärung bedarf. Zuviel kann der Hund nie lernen; auch scheinbar „brotlose Künste" helfen, jenen innigen Zusammenhang zwischen Hund und Herrn herzustellen, auf dem Verständigung, Anhänglichkeit und Treue beruhen.

E. v. Otto, Bensheim (Hessen).



Wissen und Leben

Die fahrenden Eilposten in Deutschland 1826—1926. Wohl ist die alte gelblackierte Postkutsche mit dem schwarzen Lederdach seit geraumer Zeit von der Bildfläche des Alltagslebens verschwunden. An ihre Stelle ist das Postauto getreten als unentbehrliches Verkehrsmittel nach jenen Orten, zu denen noch kein Schienenstrang führt.

Die Entwicklung der Kraftpostlinien hat nach dem letzten Krieg einen ungeheuren Umfang angenommen, und täglich bringen die Zeitungen Berichte über die Errichtung neuer Autolinien.

Hundert Jahre sind es jetzt her, daß die fahrenden Eilposten (Diligencen) in Deutschland aufkamen. Diese zweckmäßige Einrichtung, gleichzeitig, um die Schnelligkeit des Briefpostenumlaufs zu fördern, war das Verdienst der ehemaligen Fürstlich Thurn-und-Taxisschen Post. So wurde 1826 statt der wöchentlich dreimaligen eine tägliche Briefpostverbindung zwischen Deutschland, Frankreich und den Niederlanden hergestellt, der zur Beschleunigung reitende Eilboten (Estafetten) beigegeben waren. In dem Frankfurter Postsachenverkehr nach Straßburg, Dijon, Lyon und Marseille war ein voller Tag gewonnen worden. Seitdem bestand eine tägliche Postverbindung zwischen Frankfurt a. M. und Paris, die den gewöhnlichen Postenlauf ebenfalls um einen ganzen Tag beschleunigte und somit in weniger als drei Tagen ihren Bestimmungsort erreichte. Ebenso hatten die Verbesserungen der Postkurse in Bayern und Württemberg seit Übertragung der Posten an das Haus Thurn und Taxis gewonnen. Auf den Poststraßen nach Basel, Straßburg und Heidelberg hatte Taxis mit Baden Eilwagenkurse nach Heilbronn und Stuttgart, Ulm und Tübingen eingerichtet, auch wurden noch im Laufe des Sommers 1826 Eilwagen zwischen Frankfurt und Kassel sowie zwischen Frankfurt und Leipzig eingeführt. Ein solches Streben, die Postanstalten im Interesse des Publikums zu vervollkommnen und gemeinnützig zu machen, verdiente schon seinerzeit ehrende und rückhaltlose Anerkennung. Die Eil- und Extraposten boten die bequemste Reisegelegenheit, noch ehe die Eisenbahn in Deutschland aufkam. Es entstanden immer mehr Posthaltereien, und wer eine Reise antreten wollte, bestellte sich einfach bei der nächsten Posthalterei eine „Postchaise" und die dazu erforderlichen Pferde. Bei der Extrapostbeförderung war der Passagier ganz unabhängig von jedem sonstigen Postengang, und er konnte auch nicht von unsympathischen Mitreisenden belästigt werden. Allerdings war diese Extrapost ein kostspieliges Vergnügen. So kostete vor hundert Jahren eine dreispännige Extrapost auf etwa 12¾ Meilen Entfernung, z. B. von Dresden nach Leipzig, etwa an die 20 Reichstaler.

Heute beherrscht die Eisenbahn das weitaus größte Verkehrsnetz in Deutschland. Trotz alledem hat es aber die Lokomotive doch nicht vermocht, im Laufe eines Jahrhunderts die Postwagen gänzlich zu verdrängen. Im Gegenteil, nur in anderer Gestalt, als Postkraftwagen, erscheinen sie vor unserem Auge und bilden ein zweckmäßiges und nützliches Bindeglied zwischen Post und Eisenbahn. Der Postkraftwagenverkehr der Deutschen Reichspost ist heute eines der größten Unternehmen, das gegenwärtig mit über 2800 Post-Autobussen arbeitet und mit diesen seinen Kraftwagen täglich 65000 km zurücklegt. Diese Kraftwagen, die zur Personen-, Brief- und Paketpost-Beförderung dienen, sind nach den neuesten technischen Erfindungen mit 40- bis 50-P.S.-Motoren versehen und haben eine Durchschnittsgeschwindigkeit bis zu 40 km. Die Inneneinrichtung der Personen-Postkraftwagen ist sehr geschmackvoll und praktisch, und je nach ihrer Größe können

Aus der „guten alten" Zeit: Die Fürstlich Thurn-und-Taxische Fahrpost in Frankfurt a. M.

darin 15 bis 32 Personen bequem Platz finden. Ein sonderbares Geschick hat es gefügt, daß mit der fortschreitenden Entwicklung der Postkraftwagen der Schwager Postillion dem nimmermüden Rad der Technik zum Opfer fiel, noch ehe das Jahrhundert des Bestehens der fahrenden Eilposten in Deutschland sich vollendete.

Max Ton, Weimar.

Zur Geschichte der Fettleibigkeit und ihrer Bekämpfung. Fette Leute hat es immer gegeben. Bereits in der altindischen Medizin wird erwähnt, daß bei der Fettsucht sich das Fett besonders am Bauch anhäuft. Dasselbe wird im Alten Testament bestätigt. Hier sei auch des linkshändigen Ehud gedacht, der dem Moabiterkönig Eglon das Schwert in den fetten Bauch stieß, so daß nach der Klinge auch das Heft noch eindrang. Neben der Fettheit des Bauches heißt es im Buch Hiob, „weil er sein Gesicht mit Schmer bedeckte" und Fett ansetzte an der Lende. Wir haben hiermit zwei Typen der Fettleibigkeit kennengelernt. Die erstere würden wir heute als die exogene Form bezeichnen, die durch Steigerung der Nahrungsaufnahme bedingt ist und daher „Überernährungsfettsucht" genannt wird. Die zweite Form, die endogene Fettsucht, ist bedingt durch fehlerhaftes Sezernieren der hormonalen Drüsen, in erster Linie der Schilddrüse, ferner der Hypophyse. Sonst ist es schwer, nach Schilderungen eine Diagnose auf die Art der in Frage stehenden Fettsucht zu machen. Das Vollmondgesicht und der Schmerbauch, den drei Männer nicht umspannen, wie der Dichter Bürger sich ausdrückt, ist gut beobachtet, noch besser die Bemerkung des buckligen Professors Lichtenberg, wonach es Leute gibt, die so fette Gesichter haben, daß sie unter dem Speck lachen können. Bei dem römischen Dichter Persius ist Fettwanst ein Schimpfwort, und Rubens hat den plumpen Silen, der, trunken, von einem hinter ihm herschreitenden Mohren gestützt wird, köstlich dargestellt. Im allgemeinen werden die Fettleibigen, da sie oft phlegmatisch sind, als gutmütige Naturen geschildert. Bekanntlich läßt Shakespeare den Julius Cäsar sagen: „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen." Dagegen meidet er den hageren Cassius mit dem Bemerken: „Wär' er nur fetter!" Goethe hat in Karlsbad einmal Gelegenheit gehabt, sich an der wunderlichen Kugelgestalt zweier Damen zu erbauen, an denen er besonders die Dehnbarkeit der menschlichen Haut bewunderte. Daß bei den beiden Damen die Nahrungsaufnahme überreichlich war, sah er daran, daß jede sechs harte Eier zum Spinat aß, vom Trinken ganz abgesehen. Und im Ernste, setzte Goethe hinzu, er habe manches von den Damen gelernt. Übrigens war Goethe von Jugend auf mager, nach der italienischen Reise wurde er dicker, und im Alter verlor sich das Fett wieder. Mein Vater, Wilhelm Ebstein, hat in seinem Buch über die Fettleibigkeit und ihre Behandlung, die 1882 — in einem Jahre — sieben Auflagen erlebte und 1904 die achte, diese Krankheit in drei Stadien eingeteilt, die noch heute zu denken geben und den Besitzer des Fettes, möge es nun sitzen, wo es wolle, mahnen, es loszuwerden oder wenigstens es zu mindern. Das erste Stadium ist das beneidenswerte. In diesem ist der Gang stattlich, und so ist es zu verstehen, daß z. B. die Gordier immer die Dicksten zu ihrem König wählten. Im zweiten Stadium wird der Fettleibige nicht mehr beneidet, er wird eine komische Person. Der dicke Falstaff, der der populärste Vertreter der niederen Komik ist, gehört schon in das dritte, bemitleidenswerte Stadium. Denn Falstaff klagt über sich selbst: „Ein Mann von meinen Nieren, der so wenig Hitze verträgt wie Butter, der im ewigen Auftauen und Evaporieren lebt!" In diesem Stadium kommt es zu den Höchstgewichten der Fettleibigkeit. Im Sommer 1914 wurde in der Klinik in München ein 38jähriger Gastwirt aus Wien behandelt, der 480 Pfund wog und stark mit Atemnot zu kämpfen hatte. So ist es erklärlich und einleuchtend, daß nach den zahlreichen vorliegenden Statistiken die Fettleibigkeit die Lebensdauer verkürzt. In Laienkreisen sind die Anzeigen zur Entfettung meist äußerer Art. Die ärztlichen Anzeigen sind sehr verschieden, wie vor kurzem Professor Schreiber in Magdeburg ausgeführt hat. Er empfiehlt z. B. aus eigener Erfahrung, zur Bekämpfung des lästigen Durstgefühls etwas reine Butter zu essen. Außerdem redet er der Beschränkung der Flüssigkeit während des Essens das Wort. Als Füllsel werden empfohlen: rote Rüben, Tomaten, Gurken. Von besonderer Bedeutung sind Karenztage und Milchtage, die aber in besonderer Weise unter ärztlicher Aufsicht oder Anordnung einzuhalten sind. Sehr wichtig sind sportliche Betätigung, Terrainkuren, Bergsteigen und Radfahren zur Verminderung des Körpergewichts. Arzneimittel können, allein genommen — ohne angemessene Diät — mehr Schaden als Nutzen stiften. Um sich die Diät berechnen zu können, gibt es viele Bücher, auch für Laien. Sie werden aber meistens nach kurzem beiseitegelegt. Eine rühmliche Ausnahme machen zwei eben erschienene Bücher. Das eine ist von dem Münchener Arzt Dr. W. Schweisheimer (Verlag J. F. Bergmann, München) geschrieben: es führt den Titel „Dickwerden und Schlankbleiben". Schweisheimer betont darin sehr richtig, daß es beim Schlankwerden nicht so sehr auf die Menge als auf die richtige Auswahl der Nahrungsmittel ankommt. So finden wir dort den Weg zur richtigen Auswahl gegeben. Beigefügte Nährwerttabellen und Kostzettel erleichtern und ermöglichen die Berechnung. Auch die einzelnen Diätkuren werden genau beschrieben, unter denen drei Stufen der Entfettungskost, dann Milchkuren, Kartoffelkuren, sog. Entlastungstage, Obstkuren besonders hervorgehoben sind. Instruktive Abbildungen beleben das flott geschriebene Buch, dem die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Es sei hier bemerkt, daß nach wenigen Monaten die erste Auflage vergriffen war. Die amerikanischen Schlankheitsbestrebungen, die auch Schweisheimer berücksichtigt, kommen besonders in dem anderen Buch zur Geltung, das auch vor kurzem erschienen ist. In sehr ansprechender Weise hat eine amerikanische Ärztin, die selbst die Fülle ihres Körpers verdroß, in einem Büchlein ihre Erfahrungen niedergelegt. Sie spricht darin, wie man Diät, Normalgewicht, Gesundheit durch Berechnung nach Kalorien erzielen kann. Die Berechnung ist nicht schwer, selbst Freiübungen sind durch kleine Skizzen vorgeführt, und das wirklich aufrüttelnde Buch, das Lulu Hunt Peters zur Verfasserin hat, führt den warnenden Titel





„Hallo!! Dein Gewicht!" (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin). Die Verfasserin hätte noch den Mahnruf Shakespeares als Motto auf den Titel setzen können: „Den Körper mindre, mehre deinen Wert; / Laß ab vom Schlemmen, wisse, daß das Grab / Dir dreimal weiter gähnt als andern Menschen!" Dr. Erich Ebstein.

Psychologisches vom Regenwurm. Seit mehr als zwanzig Jahren hat in Nordamerika eine neue Richtung tierpsychologischer Forschung eingesetzt, die sich durch originelle Methoden und exakte Versuche auszeichnet, und die sich vielfach mit dem Problem des Lernens der Tiere befaßt. Spezielle Erlernungsmethoden werden mittels Labyrinths und Vexierkastens vor allem geübt, und zwar müssen die Tiere aus solcher Umgebung sich zu befreien suchen, was naturgemäß eine große Anzahl von Versuchen bedingt. Des weiteren wurden andere Verfahren geübt, so das Nachahmungsverfahren, die Wahlmethode und ähnliches. Dabei wurden die Tiere entweder durch Furcht oder durch Hunger zum Handeln angetrieben; sie wurden auch belohnt oder bestraft. Solche Verfahren und Versuche, die hier aufzuzählen zu weit führen würde, knüpfen sich vor allem an die Namen Kinnaman, Small, Hobhouse, Berry und Yerkes. Auch in Europa und namentlich in Deutschland ist man vielfach auf diese Methoden eingegangen. Man hat sie teils völlig übernommen, teils abgeändert, teils hat man neue hinzugefügt. In nachstehendem sei auf die Art und Weise verwiesen, wie man ein selbst so niederes Tier wie den Regenwurm zum Lernen veranlassen kann und der Wurm gewissermaßen eine Intelligenzprüfung vor unseren Augen ablegt. Nach den Mitteilungen von Heck (Zeitschrift „Lotos", Prag) handelt es sich darum, ob der Regenwurm imstande ist, aus Erfahrungen zu lernen, d. h. bestimmte zusammengehörige Momente zu erkennen und durch sein weiteres Verhalten zu zeigen, daß das Erlernte wirklich sein Verhalten zu ändern vermag. Man hat den Wurm gezwungen, durch eine T-förmige, oben mit einer abnehmbaren Glasplatte bedeckte Röhre hindurchzukriechen. Ohne weiteres begab er sich in das Stammstück der Röhre und je nachdem dann durch dessen rechte oder linke Gabel. Nachdem an 500 Vorversuchen mit zehn Würmern bewiesen werden konnte, daß 259 mal die linke und 241 mal die rechte Seite durchkrochen wurde und eigentlich bei dieser annähernden Gleichheit von einer Bevorzugung des einen oder anderen Röhrenstückes nicht gesprochen werden konnte, brachte man im linken Röhrenstück eine Elektrode an, und wenn ein Tier die Rinne verlassen wollte, schaltete man ein. Es erhielt einen elektrischen Schlag, der ihm sicher nicht angenehm war und es gewissermaßen warnte, nicht nach der linken Seite hinauszugehen. Wie verhielten sich nun die Würmer? Zunächst krochen sie in derselben Wahllosigkeit durch die beiden Ausgänge, und die Schläge schienen keinen Einfluß auf die einzuschlagende Richtung auszuüben. Jedoch nach etwa 80 Versuchen änderte sich die Sachlage; die Tiere lenkten häufig rechts ein und gingen immer seltener nach links. Auch krochen sie nicht immer bis an die gefährliche Stelle, sondern bogen bereits vor ihr um und gingen nach rechts. Aber erst nach 200 Versuchen bildete sich die feste Verbindung (Assoziation) „Linkswendung—Schlag" heraus, und sie bogen von da ab fast ausnahmslos nach rechts ab, um die Röhre auch rechts zu verlassen. Nun kam die Gegenprobe. Die Elektrode wurde in den rechten Schenkel des T verlegt, und die Würmer bekamen wiederum ihren Schlag, wenn sie nach rechts krochen. Gewohnheitsgemäß behielten die Tiere zunächst die Rechtsrichtung bei, lenkten aber dann nach ungefähr 65 Versuchen nach links ein. Somit war der Beweis erbracht, daß wirklich eine Assoziation vorliegt. Auch der Regenwurm lernt, wie man sieht, aus Erfahrung. Prof. Dr. Bastian Schmid.

Absichtliche Verunstaltungen des menschlichen Körpers. Das Bemalen des Körpers, besonders der unbedeckt getragenen Stellen, war bei den Frauen des alten Ägyptens, den Griechen, Römern und Germanen so allgemein wie heute noch bei den Indianern Nordamerikas, den Negerinnen der Sierra-Leone-Küste und auch so manchen Damen der vornehmen Gesellschaft unserer Kulturländer. Nur das Schönheitsideal ist verschieden nach Zeitalter, Himmelsstrich, Stand oder Mode. Das Tätowieren, das das dauernde Festhalten von Farben in der Haut gestattet, wird von fast allen wilden Völkern teilweise mit unleugbarer Kunstfertigkeit geübt. Auch bei uns bilden oft junge Burschen dankbare Objekte. Die Wilden in den Wäldern von Tabatinga und andere dunkelfarbige Volksstämme bringen sich zum Zeichen ihrer Würde und Stärke tiefe Schnittwunden am Körper bei. Zur Durchbohrung der Nasenscheidewand, der Wangen, der Ober- und Unterlippe hat man sich bisher in Europa noch nicht bereit gefunden, wenn auch die Ohrringe unserer Schönen immerhin daran erinnern. Was aber hierin von amerikanischen, asiatischen und afrikanischen Volksstämmen an Tollheiten zur „Verschönerung" des Gesichts geleistet wird, übersteigt jegliches Maß. Die unglaublichsten Gegenstände, Ringe, Edelsteine, Tierknochen und -zähne, Muscheln, bunte Federn und Blumen, ja sogar Zigaretten und Zigarrenstummel werden in den durchlochten Stellen getragen. Das absonderlichste ist wohl die sog. Pelele, ein Ring von ansehnlichem Durchmesser, der in ein Loch der Ober- oder Unterlippe oder in beide eingespannt wird und das menschliche Antlitz aufs widerlichste entstellt. Auch die Zähne werden bei vielen Völkern verändert, durchlöchert, ganz oder teilweise eingeschlagen, gefärbt, zugespitzt oder abgefeilt. Solche Veränderungen konnten auch bei ägyptischen Mumien nachgewiesen werden. Bei uns werden des öfteren von Halbweltdamen Edelsteine in künstlich gebohrten Öffnungen der Schneidezähne getragen. Selbst den knöchernen Schädel hat Mutter Natur manchen Völkern nicht zur Zufriedenheit gestaltet. Er erhält, meist schon im Kindesalter, durch martervolle, jahrelang angewandte Kompression mit Brettern, Bändern oder Tüchern die gewünschte Form und erscheint

dann als zuckerhutförmiger Turmschädel, als abgeplatteter, stark nach hinten ausladender Flachschädel oder in sonst einer bizarren, unnatürlichen Form. Noch heute versucht man in gewissen Gegenden Frankreichs, durch geschickt angelegte Binden und Hauben bei kleinen Kindern eine besondere Kopfform zu erzielen. Die systematisch angestrebte Verkrüppelung der Füße bei der vornehmen Chinesin ist bekannt, ebenso die körperlich verunstaltende und gesundheitsschädigende Wirkung des Korsetts, das auch heute noch keineswegs seine Herrschaft in der Frauenmode völlig verloren hat. Dr. med. Hermann Dreßler, Hannover.

Splitterfreies Sicherheitsglas. Die durch Glassplitter verursachten Verletzungen, wie sie sich bei Wagenunfällen und ähnlichen Vorkommnissen ereignen, zählen zu den gefürchtetsten Unfällen. Wie mancher Zusammenstoß von Automobilen usw. würde nur mit einem Sachschaden ablaufen, wenn dieses unglückselige Zersplittern der Scheiben verhütet werden könnte. Und wie oft hat auf der Straße liegendes zersplittertes Glas so manchen schweren Verkehrsunfall verursacht. Diesen Übelstand vermag das splitterfreie Triplex-Sicherheitsglas zu beseitigen. In ihm bietet sich heute ein Glas mit allen Vorzügen des herkömmlicherweise z. B. für Wagen- und Windschutzscheiben verwendeten Glases, das aber infolge der ihm eigentümlichen Innenbindung die Möglichkeit der Splitterbildung so vollständig vermeidet, daß eine solche selbst bei gewaltsamer Zerstörung, einem Schlag oder Stoß, auch einem Wurf oder Schuß bei ihm nicht hervorgerufen wird. Darin liegt die hervorragende Bedeutung des neuen Sicherheitsglases für unseren heutigen, zum Schnellzugstempo übergegangenen Verkehr. Wenn im vorstehenden des Hauptzweckes der Wagen- und Windschutzscheiben gedacht wurde, sei hierbei auch noch ein Nebenzweck erwähnt, dem dieses Triplexglas dient infolge der weitgediehenen Verfeinerung und Vervollkommnung seiner Herstellung. Jeder kennt die Gefahr, die die Gläser der Schutzbrillen für den Träger bedeuten, und die unter Umständen größer ist als der eigentliche Nutzen, den die aufgesetzte Schutzbrille z. B. dem Automobilisten durch Fernhalten des aufgewirbelten Staubes bringen kann. Auch hierin schafft dieses neue Sicherheitsglas erfreulicherweise Wandel durch seine Splitterlosigkeit, die für den Schutz des menschlichen Auges von ganz besonderer Bedeutung ist. Hierfür fein und leicht gearbeitet, läßt sich Triplexglas in allen Schutzbrillen verwenden, sofern sich die Brillengestelle gerader und nicht gewölbter Gläser bedienen. So in der Industrie beim Schleifen usw., wo ebenfalls durch Gegenschlagen kleiner Schrotteile das Glas zersplittert und das Auge beschädigt werden kann; des weiteren beim Bearbeiten und Aushauen von Steinen, Granit usw. Dieses neue Glas ist ebenso durchsichtig wie das gewöhnliche Glas, nicht etwa mit Draht usw. durchzogen, wie das sog. Drahtglas, sondern vollkommen frei von derartigen Bindeteilen. Das Triplexglas ist jedenfalls von großer Bedeutung. Ingenieur M. Berger.

Der Flugverkehr in Deutschland befindet sich, trotz allen künstlichen Beschränkungen, die uns das Ententegebot auferlegt hat, in kräftigem Aufblühen. In keinem anderen europäischen Lande ist die Zahl der beförderten Personen so groß wie in Deutschland, wo sie im Vorjahr 62 000 erreichte, während z. B. in England 1924 nur 15313 Fluggäste befördert wurden. Insgesamt wurden 4 Mill. km in Deutschland durchflogen. Allerdings ist die Zahl der beförderten Waren und Postsachen noch gering, da die lächerliche Beschränkung der in Deutschland zugelassenen Flugzeuge auf 900 kg Nutzlast einen Gütertransport neben der Personenbeförderung im allgemeinen unmöglich macht. Es wurden nur insgesamt 780 t Waren von deutschen Flugzeugen befördert. Ungemein günstig ist die Unfallstatistik. Während man im Eisenbahnverkehr auf 1 Mill. km durchfahrener Strecke etwa 5, im Automobilverkehr sogar 12 Unfälle rechnen muß, haben sich auf 4 Mill. km fahrplanmäßig beflogener Strecken 1925 nur insgesamt 7 Unfälle (1 Todesfall, 1 schwere, 5 leichte Verletzungen) ereignet, also noch nicht 2 auf 1 Million Flugkilometer. Bei den fahrplanmäßigen Flügen des Junkers-Unternehmens im Jahre 1924 hat sich bemerkenswerterweise auch nicht ein einziger Unfall ereignet; bei den außerfahrplanmäßigen kamen 3 leichte Verletzungen vor. Da insgesamt 1875371 km durchflogen wurden, ist der Unfall-Index also auf rund $1^1/_2$ auf 1 Mill. km heruntergedrückt.

Gekrönte Häupter. Die Literatur über Friedrich den Großen zeitigt immer noch neue interessante Bücher, deren Inhalt sich bemüht, dem komplizierten Wesen des Preußenkönigs, bald von diesem, bald von jenem Standpunkt ausgehend, gerecht zu werden. Dem fundamentalen Prachtwerk von Petersdorff (Verlag Carl Henschel, Berlin), das in Wort und Bild am einwandfreiesten das Schicksal Friedrichs in seiner Gesamtheit aufrollt, gesellt sich jetzt Reinhold Conrad Muschlers Buch „Friedrich der Große“ (Verlag Fr. Wilh. Grunow, Leipzig), das nicht auf die kriegerischen und politischen Fähigkeiten des Königs das Hauptgewicht legt, sondern seine menschlichen Eigenschaften in den Vordergrund rückt. Die persönliche Kraft und Eigenart des Herrschers sind in all ihren Schattierungen durch die ganze Skala des Charakteraufbaus hindurch in der Notwendigkeit ihrer Entwicklung geschildert. Ein anderes Werk mit gleichem Titel von Prof. Dr. Karl Jacob (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) bemüht sich, in populärer Darstellung dem Volk und der Jugend diese Herrschergestalt zugänglich zu machen, indem zwei Gesichtspunkte maßgebend hervortreten: die segensreiche persönliche Arbeit des großen Hohenzollernfürsten für den preußischen Staat und seine bis auf die Gegenwart wirkende Bedeutung. Im Verlag K. F Koehler, Leipzig, hat Heinrich Otto Meisner Kaiser Friedrichs III. Kriegstagebuch von 1870/71 herausgegeben. Als Professor Geffcken im Oktober 1888 in der „Deutschen Rundschau“ einige kurze Auszüge in vielfach bis zur Unkenntlichkeit verkürzter Form veröffentlichte, machte Bismarck gegen den Herausgeber den Reichsanwalt mobil. Die Tagebücher sollten nach der Bestimmung des Kaisers nicht vor 1922 publiziert werden. Nun liegen sie vollständig vor. Damit ist etwas Einzigartiges und völlig Neues der aufhorchenden Leserwelt übergeben, die nach diesen Aufzeichnungen ein Bild nicht nur des Kaisers, sondern auch der Personen seiner Umgebung und vor allem der Reichsgründung gewinnen und manches aufhellende Wort darüber erfahren wird. Lytton Stracheys Werk „Queen Victoria“ ist nun in der Übersetzung Hans Reisigers im Verlag S. Fischer, Berlin, erschienen. Ein bedeutsames Kapitel Weltgeschichte zieht hier vorüber. Die Schilderung ist nicht belastet mit schwerem, urkundlichem Material. Völlig unauffällig tritt dieses in der fesselnden Darstellung des Verfassers zurück, der das Leben der einflußreichen Königin wie einen Roman zu gestalten weiß, und man steht ganz im Bann eines seltsamen Frauenschicksals auf dem Thron. Dr. T.







A.W.FABER



DIE BESTEN
BLEI-KOPIER-TINTEN u. FARBSTIFTE
·DER GEGENWART·



Es reizt zum Spiel
nicht Glück allein,
Auch das Material
muß edel sein!

Galalith
Spielartikel

Man achte beim Einkauf stets darauf, daß der Artikel selbst oder die Verpackung die Qualitätsmarke Galalith (eingetr. Schutzmarke) trägt

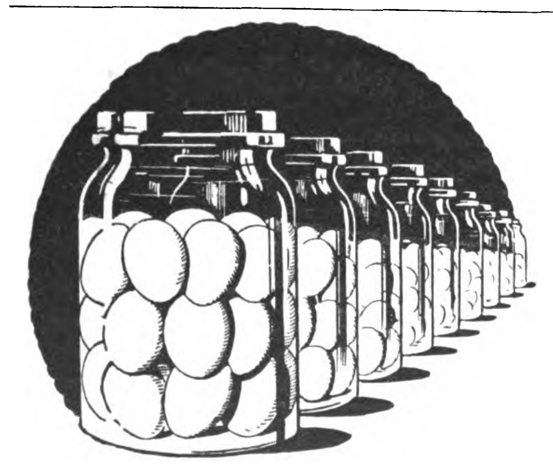
Internationale Galalith-Gesellschaft Hoff & Co.
Harburg/Elbe



Für Ladengeschäfte eine wirksame u. unentbehrliche **Schaufenster-Reklame** sind die Aktuellen Bilder des Verlages J. J. Weber in Leipzig

Die neuesten Tagesereignisse aus aller Welt,

die das Publikum in größtem Maße interessieren, bringen die „Aktuellen Bilder“ in wöchentlichen Serien. Jedes Ladengeschäft sollte einen Versuch mit den „Aktuellen Bildern“ als Schaufenster-Reklame machen. Probebilder und Bezugsbedingungen auf Wunsch kostenlos.



500 Millionen Eier

werden jährlich durch Garantol frisch erhalten. Sichern auch Sie sich gute und billige Wintereier, indem Sie solche jetzt bei billigen Preisen einlegen, jedoch nur in dem altbewährten **Garantol,** dem laut gerichtlichen Aussagen besten Eierkonservierungsmittel.
Kleinste Packung für 120 Eier 40 Pfg.
Erhältlich in Drogerien, Apotheken und Kolonialwarenhandlungen.

Deutsche

im In- und Ausland erfüllen eine Ehrenpflicht, die wichtigste Trägerin deutscher Kultur, die

Leipziger
„Illustrirte Zeitung“

von J. J. Weber in Leipzig nicht bloß zu lesen, sondern sie gegen die verhältnismäßig geringe Bezugsgebühr von vierteljährlich 13.50 Mk. bezw. monatlich 4.50 Mk., zuzüglich Zustellungsgebühr vor allem ständig zu halten.

Walther L. Fournier

VOM JAGEN, TRINKEN UND LIEBEN

Erinnerungen aus meinem Jägerleben

4. Auflage. In Halbleinen gebunden 3.80 R.-M. Brosch. 3.- R.-M.

Inhalt: Wie ich Weidmann wurde. Erinnerungen aus der Blattzeit. Wie mein Freund Grenzmarder eine Wette gewann. Gut Weidwerk im Zarenreich: I. Zur Auerhahnbalz nach Kurland; II. Der Dekorationshahn; III. Mit der „Rehlocke“ beim Oberförster „Brathahn“. Erinnerungen aus der Feist- und Brunftzeit.

Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig 26

J. J. Webers Klassiker-Ausgaben

Unsere Klassiker sind Ganzleinenbände in geschmackvoller Ausführung mit Goldaufdruck und Goldkopfschnitt, auf holzfreies Papier in kräftiger Fraktur gedruckt. Die Ausgabe jedes Dichters enthält ein Bild und eine Einleitung. Jeder Klassiker ist einzeln lieferbar. Von Klassikern, die aus mehreren Bänden bestehen, werden einzelne Bände nicht abgegeben.

„. . . in sauberster Textgestaltung (bei unseren vielen Neudruck-Serien keine Selbstverständlichkeit!) . . .“
„Hamburgischer Correspondent“.

Hebbels Werke. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 2 Bde. 8.75 R.-M.

Kleists Werke. In Auswahl herausgegeben u. eingel. v. Prof. Dr. Werner Deetjen. 1 Bd 5.25 R.-M.

Lessings Werke. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 1 Bd. 5 R.-M.

Mörikes Werke. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 1 Bd. 4 50 R.-M.

Novellen der Romantik. Herausgegeben u. eingeleitet von Professor Dr. Max Hecker. 1 Bd. 5 R.-M.

Schillers Werke. In Auswahl herausgegeben u. eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 4 Bde. 18.75 R.-M.

Sturm und Drang. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Karl Hoppe. 1 Bd. 5 R.-M.

In Vorbereitung:

Goethes Werke. In Auswahl herausgegeben von Prof. Dr. Max Hecker u. Dr. Hans Wahl. 10 Bde.

Gottfried Kellers Werke. In Auswahl herausgegeben von Dr. Karl Hoppe. 4 Bde.

Weitere Klassikerausgaben werden folgen.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J. J. WEBER, LEIPZIG

NR. 4231. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 15. APRIL 1926

KARL HOLL
Professor an der Techn. Hochschule zu Karlsruhe.

Geschichte des deutschen Lustspiels

Mit 100 Abbildungen.

Geb. 13.50 R.-M.

„. . . ein wertvolles und sehr bedeutsames Werk literarhistorischer Forschung, das zugleich nach Form und Inhalt bestimmt und geeignet ist, auf alle literarisch interessierten Kreise, insbesondere auf Erzieher und Theaterkreise zu wirken ... Man wird diesem Buch eine lange Geltungsdauer zusprechen dürfen. Ein sorgsamer Apparat (Register und Quellenangabe) macht es für jedes Studium und jeden Nachschlag brauchbar und es spricht für die moderne Grundeinstellung des Autors, wenn er sich entschloß, dem Texte hundert höchst interessante und apart ausgewählte Bild-Tafeln beizufügen". „Heidelberger Tageblatt".

„. . . den verdienstlichen und sehr schätzbaren Versuch einer entwicklungsgeschichtlichen Darstellung unseres komischen Bühnenspiels . . . für das wir dem Verfasser zu lebhaftem Dank verpflichtet sind . . . Besonderen Beifall verdient der umsichtig ausgewählte und technisch vortrefflich ausgeführte ebenso reichhaltige wie anschauliche Bildteil als willkommene Ergänzung des Textes". „Deutsches Philologenblatt".

HANS HEINRICH BORCHERDT
Professor an der Universität München.

Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland

Teil I: Vom frühen Mittelalter bis zu Wieland. Geb. 14.50 R.-M.

Das Werk geht davon aus, daß Roman und Novelle zwei zusammengehörige Grundtypen der Erzählungskunst sind, die also nicht getrennt behandelt werden können. Andererseits sind aber die Lebensbedingungen beider Formen so verschieden, daß die Frage zur Erörterung steht, ob sich nicht aus der geschichtlichen Entwicklung die Ursachen zur Ausgestaltung der einen oder anderen Form erkennen lassen. Die geschichtliche Darstellung beginnt im frühen Mittelalter, sie behandelt die mittelhochdeutsche Blütezeit (Wolfram, Gottfried), greift dann auf die Novelle der Renaissance hinüber und schildert eingehend den Roman des Barock. In dem Schlußkapitel des ersten Bandes, das vor allem der Bedeutung Wielands gerecht zu werden versucht, werden die Grundlagen gegeben, auf denen sich der moderne Roman erhebt. Es wird in dem ganzen Werke versucht, den Ablauf der durch die beiden Grundtypen Roman und Novelle bestimmten, zur Untersuchung stehenden Dichtungsgattung auch aus den soziologischen und geistesgeschichtlichen Verhältnissen zu erklären, so daß sich der Rahmen wesentlich weiter spannt und mit der Entwicklungsgeschichte der einen Dichtungsgattung gleichzeitig der Ablauf der ganzen Literatur- und Kunstentfaltung Deutschlands und in gewissem Sinne auch ein Spiegelbild seiner Kulturgeschichte geboten wird.

H. A. KORFF
ordentlicher Professor an der Universität Leipzig.

Geist der Goethezeit

Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte. — Erster Teil: Sturm und Drang. — Geb. 8.50 R.-M.

„. . . Ungemein klar in Gliederung und Formulierung, reich und tief im Finden neuer Gesichtspunkte ist dieses Werk . . . Es bedeutet ein Geschenk für die ganze Goethegemeinde Deutschlands und bei aller wissenschaftlich glänzenden Fundierung auch für den Laien eine leicht lesbare willkommene Lektüre". „Heidelberger Tageblatt".
„. . . zugleich historisches und systematisches Werk von monumentalem Charakter . . ." „Bund".
„. . . eine tiefschürfende gewaltige Leistung". „Frankfurter Zeitung".

Humanismus und Romantik

Die Lebensauffassung der Neuzeit und ihre Entwicklung im Zeitalter Goethes. 5 Vorträge über Literaturgeschichte. Geb. 3.20 R.-M.

„. . . die Antwort, die H. A. Korff darauf gibt, ist in dieser Schärfe, Klarheit und Bestimmtheit bisher noch nie ausgesprochen worden . . . Schon diesen wenigen kurzen Andeutungen ist zu entnehmen, welche entscheidende Bedeutung der an Umfang so kleinen, an tiefen Gedanken so reichen Schrift Korffs zukommt. Sie kann nicht dringend genug empfohlen werden". „Deutsche Allgemeine Zeitung"
„. . . Jedenfalls handhabt Korff seine Methode mit Meisterschaft, mit einer glänzenden Gabe scharf zu formulieren . . ." „Frankf. Zeitung".

Die Lebensidee Goethes

Geb. 6.50 R.-M.

„Der Reichtum einander ablösender und ergänzender Ideen scheint unerschöpflich; eine bedeutende Wahrheit reiht sich an die andere. Die ausgezeichnete Ausstattung des Buches entspricht dem hohen Werte des gediegenen Inhalts". „Kölnische Zeitung".

„. . . Der schmale Band, dem in Klarheit und Fülle der Gedanken wenig vergleichbares in der neueren Goetheliteratur zur Seite gestellt werden kann, sei allen Freunden unserer Klassik nachdrücklichst empfohlen". „Bremer Nachrichten".

DR. FRANZ KOCH

Goethe und Plotin

Geb. 14 R.-M.

„. . . in Anlage und Ausführung ein Muster tiefeindringender Forscherarbeit . . . Die Darstellung des Verfassers wirft auf Grund- und Leitbegriffe des Goetheschen Denkens, wie den der Polarität, der Spiegelung, der Anschauung, der inneren Form, des Urphänomens, der Metamorphose manches neue Licht, und wer tiefer in diese Gedankenwelt eindringen will, findet in dem Verfasser einen zuverlässigen Wegebereiter und Wegweiser". „Die Deutsche Schule".

Auf Höhen Ettersburgs

Blätter der Erinnerung von Werner Deetjen.

Mit 31 Abbildungen.

Geb. 3.50 R.-M.

Aus diesen Blättern spricht die glanzvolle Geschichte, die Ettersburg von den Zeiten Anna Amalias bis zu denen Karl Alexanders erlebt hat. Es wird hier zum ersten Male der Versuch unternommen, durch Sammlung und Verarbeitung aller vorhandenen Zeugnisse aus vergangener Zeit zu zeigen, was Ettersburg uns bedeutet.

Goethe in Dornburg

Geschehenes, Gehörtes und Erlebtes von K. A. Ch. Sckell, Großherzogl. Hofgärtner zu Dornburg.

Herausgegeben von Hans Wahl.

Geb. 1.40 R.-M.

Mit schlichten Worten sind die Züge und Gewohnheiten, die Sckell an Goethe beobachtet hat, wahrheitsgetreu festgehalten. Der Neuausgabe des Sckellschen Buches sind 13 Abbildungen beigegeben. Entsprechende Erläuterungen der Abbildungen machen das Büchlein gleichzeitig zu einem Führer durch Dornburg.

FRANZ NEUBERT

Goethe und sein Kreis

Erläutert und dargestellt in 651 Abbildungen.

Mit einer Einführung in das Verständnis von Goethes Persönlichkeit.

16.—25. Tausend. Geb. 13 R.-M.

„Die Einleitung erweitert sich zu einer, Biographie und Charakteristik gewandt vereinenden Gesamtübersicht von Goethes Werden; die Schlußbemerkungen ergänzen die Bilder durch eingehende zuverlässige Nachweise, ein kleines Goethe-Handbuch in alphabetischer Form. Jedem Besitzer muß die schöne Gabe zur Quelle dauernder genußreicher Belehrung werden". „Literar. Echo".

OTTO GÜNTTER

Friedrich Schiller. Sein Leben und seine Dichtungen.

Mit 701 Abbildungen nach zeitgenössischen Bildern und Illustrationen.

Geb. 22.50 R.-M.

„Der Verlag von J. J. Weber in Leipzig hat sich durch seine ausgezeichneten Veröffentlichungen ‚Goethe und sein Kreis' von Franz Neubert und ‚Martin Luther' von Schreckenbach und Neubert große Verdienste um die deutsche Kulturgeschichte erworben. Ein ungeheures Anschauungsmaterial, von kundiger Hand sorgsam ausgewählt und musterhaft wiedergegeben, lehrt uns den Mann und sein Werk aus unmittelbarer Nähe erfassen und läßt eine Fülle von Tönen wieder erklingen, die einstmals die Zeitgenossen entzückten und die uns das gedruckte Wort verbirgt. Nun hat der gleiche Verlag das entsprechende Schillerwerk veröffentlicht . . . Es wird vom deutschen Volke mit gleicher Freude aufgenommen werden wie seine Vorgänger. Aber auch die Forschung ist dankbar für das Gebotene . . . So schließt sich der Schillerband seinen Vorgängern würdig an und sei unserem Leserkreise warm empfohlen". „Hamburgischer Correspondent".

PAUL SCHRECKENBACH und FRANZ NEUBERT

Martin Luther

Ein Bild seines Lebens und Wirkens.

Mit 384 Abbildungen, vorwiegend nach alten Quellen.

17.—26. Tausend. Geb. 13.50 R.-M.

„. . . Auf lange Zeit hinaus wird diese Sammlung von zeitgenössischen Darstellungen der wichtigsten Persönlichkeiten, von Bildern der hauptsächlichsten Lutherstätten, von Wiedergaben geschichtlicher Dokumente und bedeutsamer Handschriften, der wertvollste Bilderschatz zu Luthers Leben und Wirken sein". „Mitteilungen der Luthergesellschaft", Wittenberg.

Faust. Erster und zweiter Teil

Mit Bildern nach 7 Handzeichnungen von Goethe und zahlreichen Illustrationen zeitgenössischer deutscher Künstler. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Neubert. Textlich nachgeprüft von Max Hecker.

2. Auflage. Geb. 6 R.-M.

„Es ist eine außergewöhnlich beachtenswerte Publikation. Dem von Max Hecker mit gewohnter Meisterschaft herausgegebenen Text gliedern sich mehr als hundert Abbildungen von künstlerischen Zeitgenossen Goethes an, denen sich noch sieben Zeichnungen zum Faust zugesellen, die von des Dichters eigner Hand stammen . . . Die sorgfältige Einleitung zum Bildteil behandelt kurz aber feinsinnig Goethes Verhältnis zu den zeitgenössischen Faustillustratoren". „Deutsche Literaturzeitung".

Die Leiden des jungen Werther

Mit 71 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und einer Einführung in Werther und seine Zeit von Fritz Adolf Hünich. Textlich nachgeprüft von Max Hecker.

Geb. 4 R.-M.

„Ein Meisterwerk einer literarischen Neuausgabe . . . Bis in alle Einzelheiten meisterhaft ist die geschichtliche Einleitung von Hünich. 71 Abbildungen aus der zeitgenössischen Wertherliteratur beleben den Inhalt aufs anschaulichste, und die restlos vorzügliche Ausstattung vollendet den Wert des Ganzen in einer Art, die keine Wünsche mehr offen läßt". „Neues Land".

Reineke Fuchs

Mit Illustrationen nach den 57 Radierungen von Allart van Everdingen.

Eingeleitet und herausgegeben von Johannes Hofmann.

Geb. 4 R.-M.

„Wie sich Goethe zeitlebens an Everdingen erfreut hat, können wir nun auch uns an ihm ergötzen. Aber abgesehen von diesem köstlichen Schmuck des Buches hat der Herausgeber in seiner Einführung noch anderes geboten. Er läßt uns die Entstehung und Entwicklung der Tiergeschichte von Reineke Fuchs von ihren ersten Anfängen an verfolgen; er gibt uns einen Einblick in die Arbeit des Dichters, die diesem ein Trost wurde in dem ihn so anwidernden Treiben der französischen Revolutionszeit". „Tägl. Rundschau".

Hermann und Dorothea

Herausgegeben mit 56 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und eingeleitet von Hans Wahl.

Textlich nachgeprüft von Max Hecker.

Geb. 2.80 R.-M.

„Eine Gabe von eigenartigem Reiz . . . Diese fesselnden Bilder finden ihre kunstgeschichtliche Erläuterung in einer sachverständigen Einleitung". „Literarisches Zentralblatt".

Das Märchen

Mit zehn farbigen Abbildungen nach Gemälden von Hermann Hendrich.

Textlich nachgeprüft und durch ein Nachwort erläutert von Max Hecker.

2. Auflage. Gebunden 3.25 R.-M.

„In ausgezeichneter Weise erläutert Prof. Dr. Max Hecker das schwer zu erfassende Werk . . . Die Blattgröße und der batikartige Einband dazu verleihen dem Buche einen Zug luxusartiger Ausstattung". „Neues Land".

Goethes Gedichte

Mit 93 Abbildungen nach zeitgenössischen Vorlagen und einem erläuternden Nachwort von Dr. Karl Hoppe.

Ausgewählt und textlich nachgeprüft von Max Hecker.

2 Bände. Geb. 11.50 R.-M.

Die Gedichte sind chronologisch geordnet. Dr. Karl Hoppe gibt in seinem Nachwort eine Darstellung der Entwicklung von Goethes Lyrik im Zusammenhang mit des Dichters Leben. Er beschäftigt sich auch mit den wiedergegebenen frühesten Illustrationen Goethescher Gedichte von der Hand von Johann Heinrich Meyer, Joh. Heinrich Ramberg, Adele Schopenhauer, Franz Catel, C. Eberhard, Eugen Neureuther, Carl Gustav Carus u. a. m.

J. J. Webers Klassiker-Ausgaben

Unsere Klassiker sind Ganzleinenbände in geschmackvoller Ausführung mit Goldaufdruck und Goldkopfschnitt, auf holzfreies Papier in kräftiger Fraktur gedruckt. Die Ausgabe jedes Dichters enthält ein Bild und eine Einleitung. Jeder Klassiker ist einzeln lieferbar. Von Klassikern, die aus mehreren Bänden bestehen, werden einzelne Bände nicht abgegeben.

„. . . in saubersten Textgestaltung (bei unseren vielen Neudruck-Serien keine Selbstverständlichkeit!) . . ." „Hamburgischer Correspondent".

Hebbels Werke
In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 2 Bde. 8.75 R.-M.

Kleists Werke
In Auswahl herausgegeben u. eingel. v. Prof. Dr. Werner Deetjen. 1 Bd. 5.25 R.-M.

Lessings Werke
In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 1 Bd. 5 R.-M.

Mörikes Werke
In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 1 Bd. 4.50 R.-M.

Novellen der Romantik
Herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Max Hecker. 1 Bd. . . . . . . 5 R.-M.

Schillers Werke
In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Hans Wahl. 4 Bde. 18.75 R.-M.

Sturm und Drang
In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Dr. Karl Hoppe. 1 Bd. . . 5 R.-M.

In Vorbereitung:

Goethes Werke
In Auswahl herausgegeben von Professor Dr. Max Hecker u. Dr. Hans Wahl 10 Bde.

Weitere Klassikerausgaben werden folgen.


Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Straße 1—7


Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4231. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 15. April 1926.

Der Flügel im eigenen Heim. Die berühmte Klavierfirma Steinway & Sons bringt einen, in kleinen Abmessungen gehaltenen, sogen. Stutzflügel auf den Markt, der sich ohne Schwierigkeit auch in kleineren Räumlichkeiten unterbringen läßt. Dieser „echte Steinway" wetteifert mit seiner bezaubernden Tonfülle erfolgreich mit seinen größeren Kollegen und hat beim Publikum eine äußerst günstige Aufnahme gefunden. Die Steinway-Klaviere sind das Ergebnis einer fortschreitenden Entwicklung durch vier Generationen praktisch und wissenschaftlich gebildeter Pianofabrikanten, deren Erzeugnisse schon vor über einem halben Jahrhundert von einer Jury von Fachleuten rühmlichst hervorgehoben wurden. Heute befinden sich mehr als 200 000 Steinway-Klaviere in allen Weltteilen in stetem Gebrauch. Die Verkaufsabteilung der Fabrik in Hamburg 6, Schanzenstraße 20, versendet auf Wunsch gern und kostenlos Preislisten und andere Druckschriften über die Steinway-Klaviere.



Allgemeine Notizen.

Im besetzten Gebiet ist Personalausweiszwang! Wir wiederholen im Interesse unserer Leser nochmals, daß sich der Reisepaß- und Personalausweiszwang nicht nur auf die mit der Eisenbahn in das besetzte Gebiet einreisenden Personen, sondern auch auf Touristen, Radfahrer und Autofahrer aller Art erstreckt. Die Führerscheine der letzteren genügen nicht, desgleichen nicht Ausweise von Vereinen, Reiselegitimationskarten, Postausweise, Jagd- und Wandergewerbescheine. Die Einreisenden müssen neben diesen Papieren gültige Reisepässe oder gültige Personalausweise zur Einreise in das besetzte Gebiet haben, da sie sonst von den Besatzungsbehörden zu hohen Geldstrafen usw. verurteilt werden, was im deutschen Interesse dringend zu vermeiden ist. Man lasse sich also Reisepaß und Personalausweis vor Antritt der Reise bei der Heimatsbehörde ausfertigen.

Frühlingstage in Wiesbaden. Die Bäderstadt im Taunus hat ihre Frühjahrssaison in glanzvoller und abwechslungsreicher Weise eröffnet. Es wird wieder Wiesbadener Festwochen in Wort, Ton, Tanz und Bild geben. Gerade zu einer Frühlingskur ist Wiesbaden hervorragend geeignet, und sein Weltruf stammt nicht zuletzt aus den Frühlingstagen. Die heilkräftige Wirkung der Kochbrunnenthermen, in erster Linie bei rheumatischen, gichtischen und nervösen Erkrankungen wird durch unzählige Heilerfolge immer wieder bestätigt, eine Wirkung, die durch das frühzeitige angenehme Frühlingsklima in jeder Art gefördert wird. Es darf nicht unbeachtet bleiben, daß die englische Besatzung, die die Franzosen in Wiesbaden abgelöst hat, im Kurleben nicht im geringsten störend in die Erscheinung tritt.

Ein großer norddeutscher Verkehrsverband, umfassend die Städte Lübeck, Eutin und Plön, die Provinz Lübeck, die Holsteinische Schweiz, die Lauenburgischen Kurorte, die Bäder der Provinz Lübeck und die an der Lübecker Bucht gelegenen Ostseebäder, ist gegründet worden. Sein Zweck ist die Hebung des Fremdenverkehrs und Einrichtung von Verkehrsverbesserungen in den genannten Städten, der Holsteinischen Schweiz und den Bädern.

Die Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung der Jahresschau in Dresden 1926 wird bestimmt am 23. April mit einer großangelegten prächtigen Frühjahrsblumeneröffnungsschau, die bis zum 2. Mai dauert, eröffnet wer-

den. Diese erste Sonderschau findet in den Hallen des Ausstellungspalastes statt. Zum gleichen Termin werden alle Vorarbeiten auch im Gelände des Großen Gartens, soweit er zur Gartenbauausstellung mit einbezogen wurde, fertiggestellt sein. Um einen geregelten Verkehr sowohl innerhalb des riesigen Ausstellungsgeländes als auch mit Rücksicht auf den öffentlichen Reit-, Fahr- und Fußgängerverkehr zu ermöglichen, wurde die Hauptallee in Linie der Hauptachse der Ausstellung vom Konzertplatz bis zum Grünen Dom überbrückt. Auf den prächtigen alten Baumbestand der Hauptallee ist bei der Schaffung dieser Brücke, deren Entwurf und Ausführung von Architekt Otto Wilhelm Wulle stammt, selbstverständlich Rücksicht genommen worden. Sowohl die beiden Brückenzüge als auch die mit ihnen in Verbindung stehenden Baulichkeiten werden mit gelbgrünen Dolomit-Edelputz verkleidet werden, so daß auch rein farbig schon ein wirkungsvoller Verkehrsbau entstehen wird, der sich dem Park- und Straßenbild vorzüglich anpaßt.

Die diesjährige Innsbrucker Messe wird vom 3. bis zum 10. Oktober abgehalten werden. Im Rahmen der Messe wird eine Tiroler Jagdausstellung veranstaltet. Den Ehrenschutz über die Veranstaltungen übernahm Bundespräsident Dr. Michael Hainisch, den Ehrenvorsitz Minister Thaler und Landeshauptmann Dr. Stumpf.

Beleuchtung von Heidelberg und Wimpfen. In Heidelberg findet außer der bekannten bezaubernden Schloßbeleuchtung nun auch eine Illumination des Schloßhofes statt. Auch Wimpfen, die ehemalige Kaiserpfalz am Neckar, plant derartige Beleuchtungen seiner malerischen Stadtsilhouette mit ihren alten Häusern und Höfen, Türmen und Mauern. Als Illuminationstage Wimpfens sind der Pfingstsonntag (23. Mai) sowie die beiden Sonntage des 18. Juli und 29. August festgesetzt. Während der Monate Mai bis Oktober finden außerdem an jedem Sonntag Einfahrten in die unterirdischen Hallen und Kapellen des benachbarten Salzbergwerkes Kochendorf statt.

Ein Dorniergroßflugzeug für Spanien hat die Dorniermetallbauten G. m. b. H. in Manzell bei Friedrichshafen (Bodensee) mit einer Flügelspannweite von 19,6 Metern, einer Flügeltiefe von 3,26 Metern und einer Höhe von 3,4 Metern gebaut. Das Flugzeug wird in Spanien als Sanitätsflugzeug Verwendung finden. Die Maschine ist als Wasser- und Landflugzeug konstruiert und mit einem Vierhundert-PS-Motor ausgerüstet.

Karlsbad geht anscheinend einer guten Saison entgegen. Schon vor drei Wochen verzeichnete die Kurliste seit Jahresbeginn einen Gesamtbesuch von 683 Gästen. Daraus ist zu schließen, daß das Leben bei den Brunnen, der Jahreszeit angemessen, schon ein recht reges ist. Auch seiner Eigenschaft als Kongreßstadt wird sich Karlsbad wieder würdig erweisen. Unter anderm sind angesagt: Tagung des Verbandes der Elektrizitätswerke zum 13., 14., 15. Mai, Ingenieurkongreß für den 22., 23., 24. Mai und Besuch englischer Ärzte und Balneologen zum Studium der mustergültigen Einrichtungen Karlsbads. Wie im vergangenen Jahr werden die Bahnverbindungen auch dieses Jahr auf der Höhe sein. Ab 15. April verkehrt z. B. wieder der direkte Bäderzug Berlin—Karlsbad.











Nr. 4231

Illustrirte Zeitung



Aus dem klassischen Lande des Segelsports: Vorbereitungen für die Sommersaison im Hafen von Burnham in der englischen Grafschaft Essex.

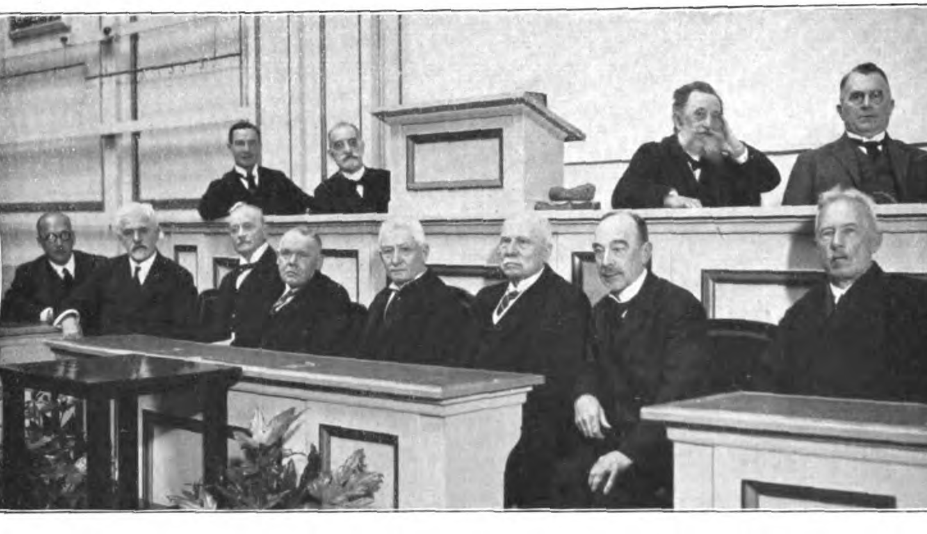
Nach einer Zeichnung von Lancelot Speed.

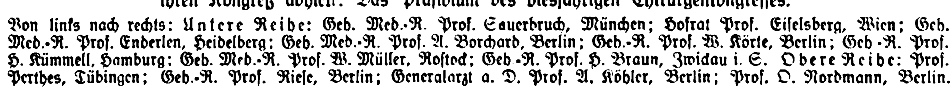
Burnham am Crouch ist Londons nächster und bedeutendster Hafen für Segeljachten. Hier herrscht jetzt zum Frühjahr eine fieberhafte Tätigkeit. In einem Wirrwarr von Drahtseilen, Tauwerk, Blöcken, Mastbäumen und Farbtöpfen regen sich die geschäftigen Hände der Werftarbeiter, um die Boote nach der Winterruhe für die kommende Zeit der Wett- und Vergnügungsfahrten instand zu setzen.



August Thyssen,

bedeutender rheinischer Großindustrieller, Ehrenbürger der Stadt Mülheim a d. Ruhr, † am 4. April im 84. Lebensjahre. (Phot. Gertrud Hesse, Duisburg.)





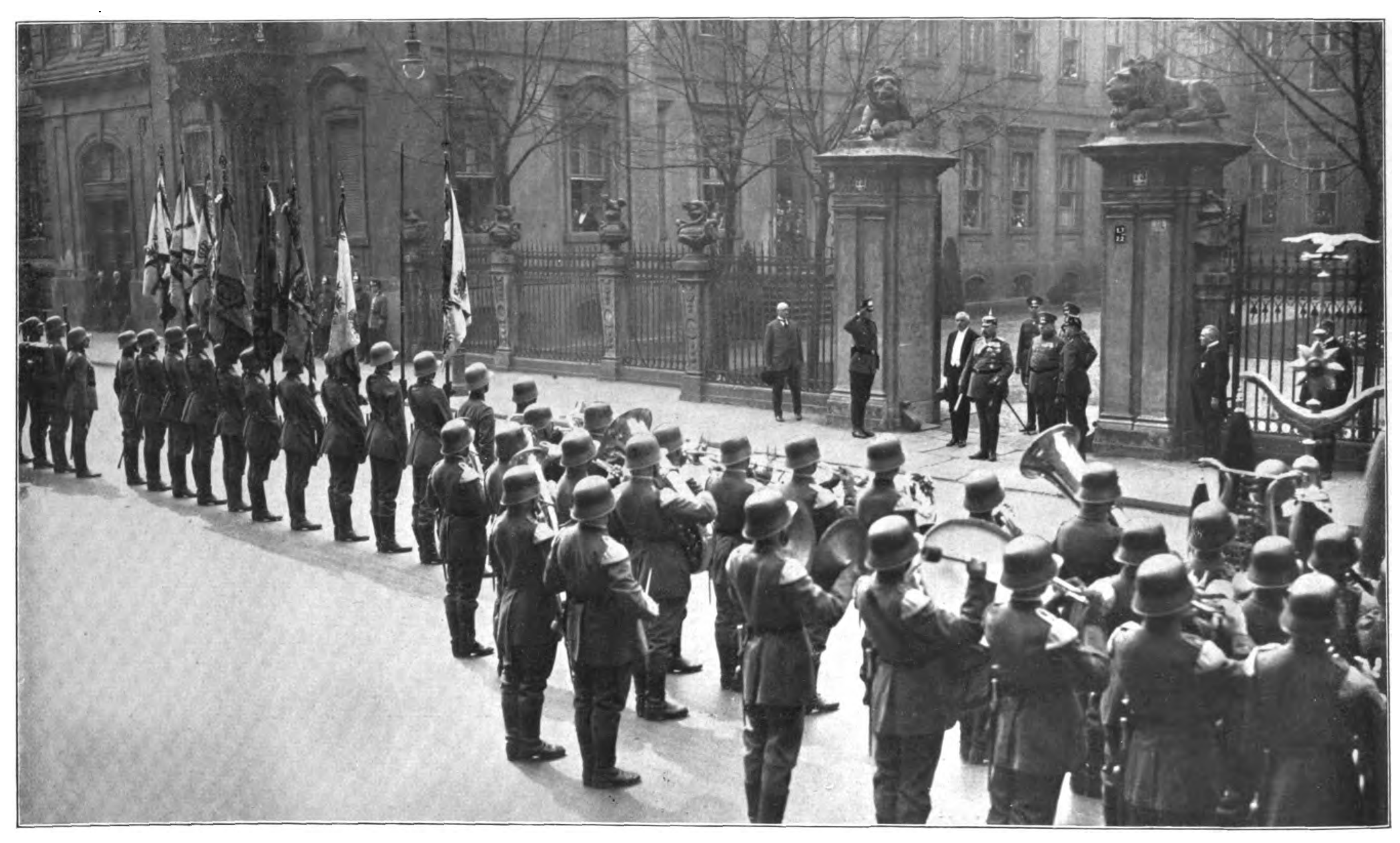
Vom 50jährigen Jubiläum der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, die vom 7. bis zum 10. April in Berlin ihren Kongreß abhielt: Das Präsidium des diesjährigen Chirurgenkongresses.

Von links nach rechts: Untere Reihe: Geh. Med.-R. Prof. Sauerbruch, München; Hofrat Prof. Eiselsberg, Wien; Geh. Med.-R. Prof. Enderlen, Heidelberg; Geh. Med.-R. Prof. A. Borchard, Berlin; Geh.-R. Prof. W. Körte, Berlin; Geh.-R. Prof. H. Kümmell, Hamburg; Geh. Med.-R. Prof. W. Müller, Rostock; Geh.-R. Prof. H. Braun, Zwickau i. S. Obere Reihe: Prof. Perthes, Tübingen; Geh.-R. Prof. Riese, Berlin; Generalarzt a. D. Prof. A. Köhler, Berlin; Prof. O. Nordmann, Berlin.



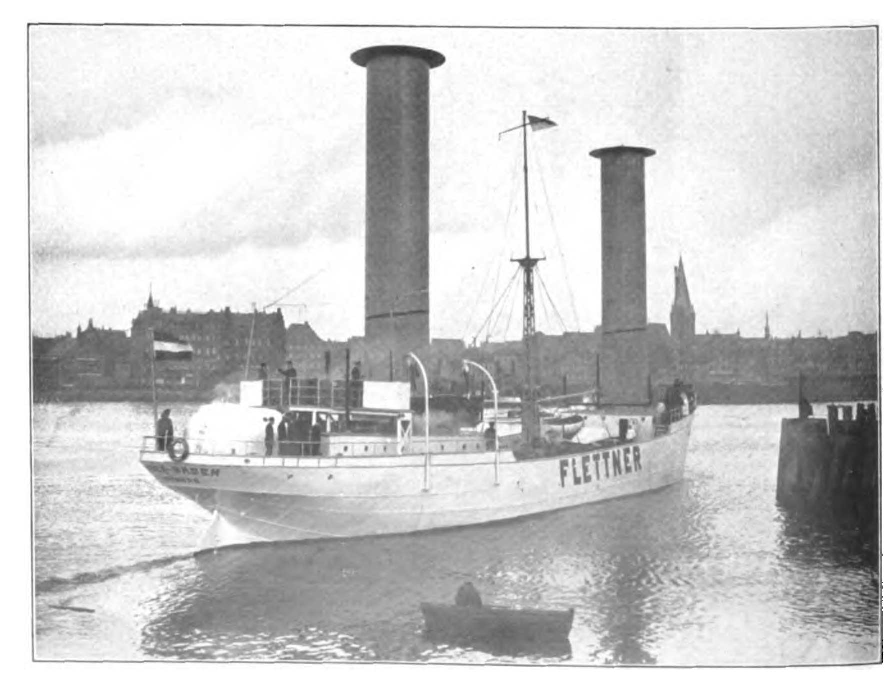
Dr. jur., Dr. theol. Adolf Wach,

Exzellenz, Wirkl. Geh. Rat, berühmter Vertreter der Rechtswissenschaft, früher Professor an der Universität Leipzig, † am 4. April im 83. Lebensjahre. (Phot. Hoenisch, Leipzig.)



Von der Feier des 60jährigen Militärjubiläums Hindenburgs in Berlin am 7. April: Hindenburg (im Portal des Reichspräsidentenpalais in der Wilhelmstraße stehend, in Generalfeldmarschallsuniform mit dem Marschallstab) begrüßt die Fahnen seiner Regimenter. Neben Hindenburg Reichswehrminister Dr. Geßler (im Frack).





Von der Amerika-Reise des Flettner-Rotorschiffes „Baden-Baden", das am 2. April Hamburg verließ: Links: Oberbürgermeister Fiese, Baden-Baden (×) in Kiel bei der Ansprache vor der Umtaufe der alten „Buckau" in „Baden-Baden". Hinter ihm Direktor Flettner (××) und rechts der Kapitän mit den Offizieren des Schiffes. Rechts: Die „Baden-Baden" bei der Ausfahrt aus dem Kieler Hafen.

DAS LAND AM NIL

(Vgl. hierzu unsere Bildertafel „Das Wunderland Ägypten“ auf S. 492 und 493)

Das politische Geschichtsfeld und kulturelle Gesichtsfeld unseres Erdbezirks lag durch Jahrtausende am östlichen Mittelmeer — dort, wo die Schulgeographie drei Erdteile: Afrika, Asien, Europa, trennt, indes hundert menschliche Generationen hier einen zusammenhängenden Kulturkreis gesehen haben. Was wir „europäische“ Geschichte nennen möchten, ist schlechtweg unlösbar mit jenem Ostmittelmeerkreis, mit seinen nordafrikanischen und vorderasiatischen Randländern verbunden. Nur ein populäres Wort: „Joseph floh aus Ägypten“ — und vor unserem Auge steht die Tatsache der alten Pharaonen-Herrschaft im Lande am Nil, die weltgeschichtliche Rolle Palästinas, der Siegeszug des Christentums durch Europa — kurzum, eine ganz innige, unlösliche Verschmelzung eines erdräumlich verwachsenen Gebietes, das nur als uralte kulturgeschichtliche Einheit verstanden werden kann. Was wir als „Geschichte“ zu behandeln pflegen, war durch die bisher längste Epoche die Geschichte der Ostmittelmeerländer; der spätere Zusammenfall des weltpolitischen Kernpunktes mit dem räumlichen Mittelpunkt des Gesamtmittelmeers stempelt in der Zeit der römischen Weltherrschaft und darüber hinaus das damalige geschichtliche Zeitalter zu einem mittelmeerischen schlechthin, dem das festlandeuropäische mit nördlicher Verlagerung und das atlantische, späterhin, in unseren Tagen, das globale gefolgt sind.

Die ersten Jahrtausende der historischen Zeit aber gehören, auch von Europa aus gesehen, nun einmal dem östlichen Mittelmeer an. Und wenn wir uns vor Augen halten, daß der weitaus größte und zugleich der fruchtbarste Strom des Mittelmeergebietes durch den nordostafrikanischen Teil dieses Länderkomplexes dreier Erdteile fließt, so werden wir keinen Augenblick im Zweifel darüber sein können, daß hier ein bedeutsamer Schauplatz geschichtlichen Werdens, politischer, kultureller und wirtschaftlicher Entwicklung gelegen haben muß.

Der Nil ist das Schicksal Ägyptens. Ägypten aber war lange Zeit das Schicksal des Ostmittelmeers, d. h. der damaligen Kulturwelt. Heute ist es vielleicht zu betrachten als das Schicksal Afrikas, sicher aber als das Schicksal des Weges von Europa nach Indien und Ostasien. Und diese politischen Zusammenhänge verleihen ihm auch noch heute oder heute wieder eine so außerordentliche Bedeutung, daß man wohl sagen kann: Ägypten ist auch in unseren Tagen ein Scheitelpunkt der Weltpolitik und Weltgeschichte, weil der Weg über Ägypten der Schicksalsweg des größten heutigen Kolonialreiches ist.

In früheren Jahrtausenden wogte, nachdem das Nilland lange ein selbständiges, kulturell überragend entwickeltes Reich gebildet hatte, der politische Kampf zwischen dem Südrande und dem Ostrande des östlichen Mittelmeers, zwischen Ägypten und Syrien. Weiterhin erwies sich dieses Nilland als ganz besonders empfänglich für griechische Kultur, dann auch für die Einflüsse des Christentums. Es ist eine ganz merkwürdige Erscheinung, wie dieses Gebiet einer so außerordentlich frühen Kulturentwicklung auf dem eigenen Boden geistiger Befruchtung durch fremde Kulturen ebenso anheimfällt, wie das Nilland selbst von der natürlichen Befruchtung durch den Schlamm des weit über seine Ufer tretenden Stromes lebt.

Hatten die politischen Gewichte der Zeitenuhr einst zwischen Nordostafrika und Vorderasien geschwankt, so ging mit der Verlegung des weltgeschichtlichen Zentrums nach Rom der Ausschlag auch für das uralte Kulturgebiet des Ostmittelmeers weiter nördlich. Ägypten mußte sich zunächst einfügen in die Umrundung des gesamten Mittelmeerbeckens durch das römische Imperium und fiel später der oströmischen und der auf ihrem Boden erwachsenden byzantinischen Herrschaft anheim. Auch dem Islam gelang es schnell, dieses merkwürdig feminine Land zu durchdringen, und als der Islam am Bosporus die Herrschaft antrat, lag die Hand des Beherrschers von Konstantinopel auch auf dem Nillande.

Der Übergang der Weltgeschichte aus der mittelmeerischen in die atlantische Periode ließ das Nilland politisch unberührt. Erst nachdem durch Jahrhunderte Westeuropa auf dem Seewege seine Herrschaft weit vorgetragen, befestigt, umkämpft und wiederholt neu verteilt hatte, leitete Bonaparte den Kampf um den kürzesten Weg nach Indien ein. Seitdem der Korse davon geträumt, in Anknüpfung an die hundertjährigen Kämpfe zwischen Frankreich und England um indischen Kolonialbesitz, die den Kämpfen um den europäischen Boden gefolgt waren und jene um das nordamerikanische Kolonialreich begleiteten, ein französisches Kaiserreich des Orients zu gründen, wurde das afrikanische Nachbarland Westasiens, wurde der Torwart auf dem Wege nach Indien Gegenstand der Weltpolitik.

Die Engländer, die einstmals ihren Wettbewerbern die südlichste Ecke der afrikanischen Erdteile entrissen hatten, weil sie ihrer als Stützpunkt auf dem Wege nach Indien bedurften, konnten nicht dulden, daß Frankreich nach altrömischem Vorbild das Mittelmeer umrundete und über das Nilgebiet einen Weg nach Indien erschloß, der wesentlich kürzer war als der alte Seeweg. Aber noch rund hundert Jahre, nachdem Nelson die Seeschlacht bei Abukir gegen Bonaparte gewonnen, versuchten die Franzosen, von der Landseite her wenigstens gegen den Oberlauf des Nils vorzustoßen, um die inzwischen aufgerichtete britische Herrschaft am Mittel- und Unterlauf bei passender Gelegenheit aufrollen zu können. Unfähig, sich zu jener Zeit einem neuen Wett- und Weltringen mit England auszusetzen, mußten sie 1898 den unrühmlichen Rückzug nach Faschoda antreten.

In der Mitte jenes Jahrhunderts, das den französisch-englischen Kampf um Ägypten umschließt, ragt als höchster französischer Triumph, als härtester Schlag Frankreichs gegen England die Erbauung des Suezkanals, die Erschließung des kürzesten Weges von Westeuropa nach Indien unter französischer, nicht unter englischer Leitung.

Diese französische Tat kostete in weiterer Folge dem Lande Ägypten die politische Selbständigkeit. Wenn es auch schon lange in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zur Hohen Pforte gestanden hatte, so erfreute es sich doch als Vizekönigreich eines Eigenlebens, nur einem Herrscher gleichen Glaubensbekenntnisses tributpflichtig, ein Bundesstaat sozusagen im Weltreich des Islams. Nachdem aber die Franzosen den Kanal von Suez gebaut, war Englands ganzes Bestreben darauf gerichtet, nicht nur den Kanal, sondern auch alle Randgebiete des Roten Meeres unter seine Hoheit zu bringen. Es brauchte damals nicht einmal Gewalt gegen Frankreich anzuwenden oder einen europäischen Krieg gegen den alten Erbfeind heraufzubeschwören, sondern kam durch List und Geld erstaunlich leicht zu dem so ungeheuer wichtigen Ziel.

Einmal an der Nilmündung eingenistet — denn den Suezkanal konnte England nicht sicher beherrschen, ohne nicht dieses Gesamtgebiet fest in der Hand zu halten — strebte England naturgemäß stromaufwärts bis an die Quellen. Das hat lange und ungewöhnlich harte Kämpfe gekostet, da der Sudan abfiel und sich der englischen Herrschaft mit überraschend großer Kraft widersetzte. Im Rücken des Sudans aber hatte sich England bereits eine feste Stellung gesichert, als es mit Deutschland den sogenannten Sansibar-Vertrag abschloß und gegen Hergabe des Eilandes Helgoland die Carl-Peters-Erwerbungen in Uganda eintauschte. Nunmehr war es Englands Ziel, nicht nur den Suezkanal und zu seinem Schutze das ganze Nilland in der Hand zu halten, sondern für alle Fälle neben dem Suezkanal auch noch einen Reserveweg nach Indien durch Nordostafrika zu legen, und zwar den ganzen Nil aufwärts und daran anschließend durch eine Bahn, die Uganda bis zur Küste durchquert. Dieses Ziel wurde erreicht, der Sudan unterworfen, die Ugandabahn gebaut.

Einmal im Besitz des Nillandes, hat England erkannt, wie wichtig und — wie leicht es ist, Ägypten vom Oberlauf des großen Stromes her zu beherrschen. Einst als Kornkammer geschätzt, hat Ägypten sich in der neueren Zeit zu einem sehr wichtigen Baumwoll-Lande entwickelt. Die Nil-Überschwemmungen sind der Baumwollkultur äußerst dienlich. Aber sie müssen reguliert werden, und dieser Regulierung dienen die großen Staudämme, die England im wirtschaftlichen Interesse (unter rücksichtsloser Hintansetzung des Gedankens an die Erhaltung ältester Kulturdenkmäler) gebaut hat. Diese großen Staudämme in der Hand der Engländer aber sind zugleich Festungen und Trutzburgen, sind unter Umständen auch Hungertürme im Kampf gegen ägyptisches Selbständigkeitsstreben. Von hier aus kann das Land zur Unzeit überschwemmt, kann es bei dringendem Bedarf ohne Wasser gelassen werden. Im Sudan hat England es in der Hand, Ägypten verhungern und verdursten zu lassen!

Als die Engländer nach dem Kriege gerade in Ägypten erkannten, daß das Schlagwort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker doch eine recht zweischneidige Waffe ist, gaben sie Ägypten zunächst eine Scheinfreiheit, um sie bei erster Gelegenheit wiederaufzuheben. Auf die beibehaltene Herrschaft am oberen Nil bauen sie um so mehr, als ihre Politik es verstanden hat, die einst so hart umkämpften Sudanesen durch die Einräumung von Sonderrechten, besonders durch große Bevorzugung auf kulturellem Gebiet, willfährig zu machen. Während der Sudan eigene Universitäten bekam, um Beamte heranzubilden, die auch in Ägypten Posten finden, lockte man die studienbeflissenen Ägypter selbst auf englische Universitäten und überließ sie dort einem möglichst ausschweifenden Lebenswandel, der ihre Energie ersticken sollte.

Der Freiheitskampf der Bewohner des unteren Nillandes ist wesentlich erschwert durch den unkriegerischen Charakter des Volkes, zu dem noch die für einen Aufstand ungünstigen geographischen Verhältnisse des Landes kommen, und durch die oben angedeutete Bedrohung durch wirtschaftliche Zwangsmaßnahmen seitens der Engländer. Nicht nur wegen seiner wirtschaftlichen Bedeutung als Baumwollgebiet, sondern in erster Linie wegen seiner Lage zum Suezkanal ist Ägypten für England von lebenswichtiger Bedeutung, zumal seitdem die Franzosen wieder in Syrien einen Flankenposten nahe dem Kanal beherrschen. Übrigens ist auch die einseitige Bevorzugung der Baumwollkultur, die das Land ganz vom Weltmarkt abhängig macht, in gewissem Sinne eine britische Waffe gegen positive Erfolge der ägyptischen Freiheitsbewegung.

Einige Zeit nach dem Zwischenfall von Faschoda haben England und Frankreich (in Anbahnung der Entente gegen Deutschland) sich dahin geeinigt, daß Frankreich allen Ansprüchen auf Nordostafrika entsagen, dafür aber völlig freie Hand in Nordwestafrika haben sollte. Frankreichs Festsetzung in Syrien hat die ägyptische Frage für England wieder zu gesteigerter Bedeutung erhoben. Sie bleibt ein weltpolitischer Brennpunkt, wie sie es seit den Tagen des Korsen gewesen ist.

Dr. Arthur Dix.

ILLUSIONISMUS

Zeitglosse von Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Illusionismus ist eine fast scherzhafte Bezeichnung für die Einstellung auf gewohnheitsmäßige Illusionen. Aber der scherzhafte Name sollte nicht hinwegtäuschen über den Ernst der Sache, über die beträchtliche Gefahr, die insbesondere die künstlich genährte, windgeschützte, vor dem Wehen der Wahrheit allzu gut bewahrte Illusion darstellt, möge sie uns selbst oder anderen zum Trug bestimmt sein.

Um so gefährlicher sind Illusionen, als sie nicht durchaus Lügen sind, nur verwandt der Lüge, ein Zwitterding, das man auch als Basis des Dichtertraums ansehen könnte, als die gemeine Theatermutter, welche die Schönheit ins Weltheater begleitet und des öfteren kompromittiert. Unlauteren Bewerbern lächelt sie mit feilen Blicken, sie hat die Natur der Gelegenheitsmacherin.

Darum ist der wahren, der edlen, der strengen Schönheit nichts feindlicher und im innersten Wesen verhaßter als das Gewerbe, das die Illusion allzuoft mit Schönfärberei treibt, mit Schöntun, Schönreden in Szene setzt. Am sichersten entfernen wir uns von wahrer Schönheit, wenn wir uns mit dem Ersatz begnügen, den der Illusionismus bietet.

Eine sehr heikle Sache ist es, zu unterscheiden, wie weit der Optimismus gehen darf, ohne dem Trug oder Selbstbetrug der Illusion zu verfallen, der, je stärker er war, desto kläglicher zu unmännlicher Wehklage und völliger Verzagtheit umschlägt. Nicht ohne Grund haben die großen pessimistischen Philosophen für die edelsten gegolten, denn ihr Pessimismus verschmähte die Schönfärberei und wollte nichts von der Klapper wissen, mit der man weinende Kinder tröstet. Er war voll stolzer Wahrheitsliebe. Freilich kann dieser Stolz zu eisiger Kälte erstarren. Er kann unbarmherzig barmherzige Schleier lüften, lebensnotwendige Eitelkeiten ausjäten, die Hoffnung selbst so tödlich treffen, daß uns die Welt das scheint, was sie ist, ein Grab. Darum wandelten die Stoiker mit wehem Lächeln. Alle Philosophen des Pessimismus blicken streng auf das katzenhaft naive Schmeicheln der Illusion.

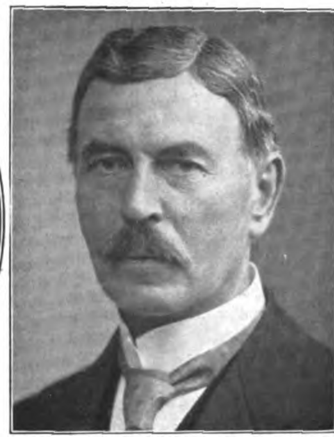
Nur von Fall zu Fall ließe sich wohl entscheiden, wann und inwieweit die Illusion berechtigt sein mag. Meistens wird sich überraschend herausstellen, daß sie „Mimikry“ übt, bald der Schönheit, bald der Hoffnung, bald dem Glauben sich nachäffend nähert, und daß die ähnlichen Blüten oder Früchte, die sie bietet, nicht selten giftig sind, so daß der Genuß schlimme Krankheitserscheinungen zeitigt.

In der Kunst spielt die Illusion eine große Rolle. Verschiedenemal wurde die Kunst auf allen ihren Gebieten dahin verkannt, daß ihr als Aufgabe zugesprochen war, die Natur bis zu möglichster Illusion nachzuahmen. Also aufgefaßt, wird die Kunst zu einer gemeinen Attrappe oder zu einem wahnwitzigen Streben nach Unmöglichkeit. Die Enttäuschung der Illusionskunst brachte immer eine Reaktion, die auf monströse Art schematische oder unschematische Stilisierungen versuchte als heftigen Protest gegen jede Illusion. Wahre Kunst steuert zwischen diesen Klippen stets hindurch; sie nähert sich mit liebreicher Andacht der Natur, nicht um sie illusionistisch nachzuahmen, sondern um ihr das zu entnehmen, was für die Kunst und deren besonderes Reich geeignet ist. Da und dort will sie das Schönste aussuchen und wieder mit dem Schönsten verbinden, um sich gültig auszudrücken, aber in keiner Technik strebt sie nach Täuschung, Trug, Illusionismus.

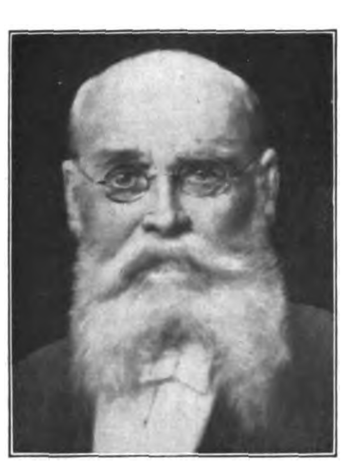
Es ist eine liebenswürdige Eigenschaft, das Schönste und Beste in allen Dingen zu suchen, und irgend etwas Wertvolles, irgend etwas Lobenswertes findet der Edle wohl immer, wie Jesus in Victor Hugos Legende die schönen Zähne des toten Hundes lobt. Allein, die gewollte Illusion, die beschönigt und trügt, kann kein gutes Ende nehmen. Sie ist verlogen auf Kosten von irgend jemand und



August Sperl,
Archivdirektor in Würzburg, Verfasser von geschichtlichen Schriften und vielgelesenen historischen Romanen, † am 7. April im 64. Lebensjahre.



Kommerzienrat Alfred Sperling,
Führer in der Entwicklung der Buchbinderei zum modernen Großbetrieb, beging am 9. April die 50-Jahr-Feier als Chef der Firma H. Sperling, Leipzig und Berlin.



D. Dr. Franz Böhme,
Präsident des ev.-luth. Landeskonsistoriums in Dresden, verdienstvolle Persönlichkeit im kirchlichen Leben Sachsens, feierte am 7. April seinen 70. Geburtstag.



Dr. Franz Klein,
nahmhafter österreichischer Rechtsgelehrter, ehemaliger Justizminister, Begründer der österreichischen Strafgesetzordnung, † am 6. April im 72. Lebensjahre.



Fritz Mackensen,
bekannter Landschafts- und Genre-Maler, Begründer der Künstlervereinigung Worpswede bei Bremen, wurde am 8. April 60 Jahre alt.

irgend etwas, ein Mittelding zwischen Notlüge und gemeiner Lüge, schwer definierbar, scheinbar und vielleicht in Wirklichkeit manchmal harmlos, dann wieder überraschend harmvoll.

Am schlechtesten bewährt sich der Illusionismus in der Politik; hier wächst er sich zum Unfug aus, zum Unrecht, zum Gemeingefährlichen. Vielleicht kann man in der Politik nicht pessimistisch genug sein, dem philosophischen Pessimismus entsprechend, der unbedingt nach nackter Wahrheit strebt. Hier darf die Nacktheit des Wahren nie für unanständig gelten und nie mit den mannigfachen modischen Mäntelchen verhüllt werden, die der Illusionismus bereit hält. Politiker können zwar entgegnen, das Publikum sei ein schwieriger Patient und müsse wie ein solcher ständig mit Illusionen unterhalten, beruhigt und begütigt werden. Damit kommt man nie aus der Atmosphäre der Krankenstube voll dumpfer Notlügen heraus; der Patient wird immer mehr Patient, immer kränker von Quacksalber zu Quacksalber, die ihm die Illusionen teuer verkaufen. Hier ist der springende Punkt: Illusionen sind nur dann erlaubt, wenn sie Träume sind, die nichts kosten. Als Verkaufsobjekten muß man ihnen mit dem größten Mißtrauen begegnen, denn von ihnen fristet der Scharlatan sein Leben.

Der Mensch will nicht nur essen, er will auch hoffen, und die Illusionsverkäufer, die ihre unfehlbaren Pulver und Elixiere anpreisen, haben ein verhältnismäßig leichtes Geschäft. Aber diese Pfuscherei ist verwerflich, auch wenn die Mittel nur Zucker und Zuckerwasser sind, weil der vertrauende Patient dadurch abgehalten wird, zum Arzt zu gehen, der bittere Tropfen gibt oder die Wunde ausbrennt.

Illusionismus packt uns an unserer Feigheit, die vor dem rechten Arzt bangt, an unserer Eitelkeit, die sich auf das Unfehlbare unserer Person und Nation verläßt, an unserer Trägheit und Entschlußunfähigkeit ernsten Entscheidungen gegenüber, indem er flüstert: Es wird so weitergehen, es ist noch immer gegangen, warum auch nicht in dieser zum Besten entwickelten Welt, man meint es gut, man wird es schon machen, es macht sich, es geht besser ... Und er stützt sich letzten Dings auf unseren Geiz, behauptend, er käme überall billiger durch. Für diesen Glauben wird vom Schicksal die längste Rechnung vorgelegt.

Tagesgeschichte

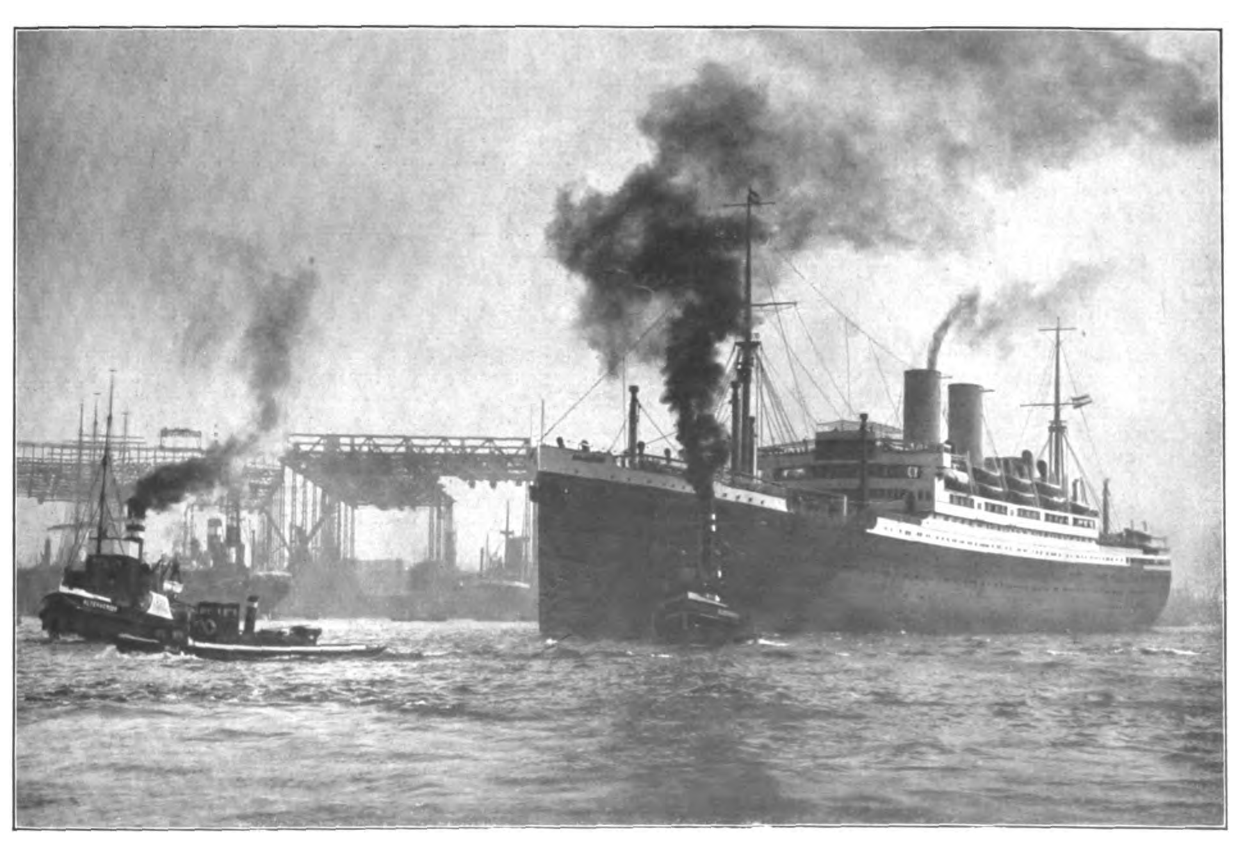
Zur Feier von Hindenburgs 60jährigem Militärjubiläum waren am Morgen des 7. April die drei Bataillonskapellen des Infanterie-Regiments 9 im Garten des Reichspräsidentenpalais erschienen, um Hindenburg mit ihrer Musik zu begrüßen. Gegen Mittag begann dann die Anfahrt der Ehrengäste zur Beglückwünschung. Die Fahnenkompanie des Wachtregiments Berlin überbrachte die Fahnen der Regimenter Hindenburgs, des 3. Garde-Regiments zu Fuß, des Hindenburgischen Infanterie-Regiments Nr. 91 und des (2. Masurischen) 147. Infanterie-Regiments Generalfeldmarschall v. Hindenburg. Nachdem der Jubilar die Front des Wachtregiments abgeschritten hatte, zog es im Paradeschritt davon. Danach fand im Großen Saal des Präsidentenpalais die Erinnerungsfeier statt, an der neben den führenden militärischen Persönlichkeiten auch Abordnungen der genannten Traditionstruppenteile und eine Abordnung der früheren Besatzung des einstigen Panzerkreuzers „Hindenburg“ teilnahmen. Reichswehrminister Geßler sprach die Glückwünsche der deutschen Wehrmacht aus, worauf der Reichspräsident mit herzlichen Worten dankte. Während der Feier versammelten sich große Volksmengen vor dem Hause zu einer begeisterten Glückwunschkundgebung.

In dem südlich von Dresden gelegenen Heidenau ereignete sich am 7. April ein folgenschweres Explosionsunglück in der Zellulosefabrik von Hoesch & Co., die zu den größten derartigen Werken in Deutschland gehört. Ein 10 m langer Kessel, ein sog. Kocher, in dem der Verwandlungsprozeß des Holzes in Zellulose vor sich geht, brach auseinander. Der Mittelteil des Fabrikgebäudes stürzte zusammen, während die Seitenteile weniger beschädigt wurden. Dem Unfall fielen mehrere in der Nähe des Kessels beschäftigte Arbeiter zum Opfer.

Ein merkwürdiges Eisenbahnunglück geschah an demselben Tage auf der Strecke zwischen den Stationen Garmisch und Ehrwald. Der Lokomotivführer war unterwegs abgestürzt, und der Zug fuhr nun führerlos mit immer steigender Geschwindigkeit auf Ehrwald zu, bis die Maschine und die Wagen entgleisten. Todesopfer sind glücklicherweise trotz der Schwere des Unglücks nicht zu beklagen.

Durch den Tod August Thyssens hat Deutschland den Verlust einer führenden Persönlichkeit auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens erlitten. Sein zäher Unternehmergeist und seine bewundernswerte Organisationsgabe haben ihn aus kleinen Anfängen zu einem der größten Vertreter der Schwerindustrie werden lassen. Er wurde am 17. Mai 1842 in Eschweiler bei Aachen geboren. Nach dem Besuch der Technischen Hochschule in Karlsruhe und der Handelsschule in Antwerpen trat er in das Geschäft seines Vaters ein. Im Jahre 1871 gründete er in Mülheim a. d. Ruhr zusammen mit seinem Vater unter der Firma Thyssen & Co. ein Puddel- und Walzwerk für Band- und Stabeisen, das 70 Arbeiter beschäftigte. Nun begann der gewaltige Aufstieg. Eine ganze Reihe anderer Unternehmen ging nach und nach in den Besitz der Firma über, unter denen das ausgedehnteste die Anlagen der Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“ in Hamborn sind. In seinem Werke wird August Thyssen fortleben.

Zwei Juristen von internationalem Rufe sind mit Adolf Wach und Franz Klein dahingegangen. Adolf Wach war am 11. September 1843 in Culm a. d. Weichsel geboren. In Königsberg habilitierte er sich 1868 und wurde bald darauf in Rostock Professor. Nach kurzem Wirken an den Universitäten Tübingen und Bonn berief man ihn im Jahre 1875 nach Leipzig, wo er 45 Jahre eine fruchtbare Lehrtätigkeit ausgeübt hat, bis er am 1. April 1920 in den Ruhestand trat. Sein Wirken erstreckte sich vor allem auf das Gebiet des Zivilprozesses, des Strafrechts und des Strafprozesses. Auch an den mannigfachen Fragen des Tages hatte er zu jeder Zeit regen Anteil genommen. — Franz Klein, ein geborener Wiener (24. April 1854), wandte sich anfangs der Rechtsanwaltslaufbahn zu, habilitierte sich dann aber in Wien, wo er bald Professor wurde. Er ist der eigentliche Schöpfer der neuen österreichischen Zivilprozeßordnung; auch leitete er die maßgebenden Arbeiten für die Reform des österreichischen Bürgerlichen Gesetzbuches. In den Jahren 1904—1908 bekleidete er das Amt des Justizministers. Nach der Revolution trat er noch einmal vorübergehend im politischen Leben auf, beschränkte sich aber nach den trostlosen Verhandlungen von St.-Germain auf seine wissenschaftliche Tätigkeit.



Von der ersten Ausreise des neuen Hapag-Dampfers „Hamburg“ nach Neuyork am 9. April: Die „Hamburg“ im Hamburger Hafen. Die „Hamburg“ ist ein Schwesterschiff der Dampfer „Albert Ballin“ und „Deutschland“ und besitzt wie diese eine neuartige Anlage, die das Schlingern des Schiffes fast ganz aufhebt und auf diese Weise die Gefahr der Seekrankheit außerordentlich herabmindert. Der 21 000 t große Dampfer vermag in seinen drei Klassen insgesamt 1157 Fahrgäste zu befördern.

Bühnenschau

Die Staatsoper in Dresden machte in der Premiere am 27. März mit einer Oper des 25jährigen Busoni-Schülers Kurt Weill „Der Protagonist“ bekannt, deren Text von Georg Kaiser stammt. Ihre Idee ist die Tragödie des genialen Schauspielers, dem bei seiner leidenschaftlichen Hingabe an die Kunst die Grenzen zwischen Schein und Wirklichkeit sich verwischen. Der „Protagonist“, Direktor einer Wanderbühne in England zur Zeit Shakespeares, ersticht bei einer Probe in der Erregung seiner Rolle die eigene Schwester. Besonders reizvoll wirkte das Erscheinen einer Bühne auf der Bühne und die Teilung des Orchesters in ein Haupt- und Bühnenorchester. Die Musik Kurt Weills, die in der Dresdner Aufführung eine glänzende Verkörperung fand, zeigte neue beachtliche Wege zeitgenössischer Musik.

Tanzkunst der Kleinen: Vorübungen zu einem Ballett für eine Theateraufführung / Nach einer Zeichnung von Lotte Oldenburg-Wittig

Die Übungen, denen sich die jungen Elevinnen aussetzen müssen, um den gestellten Anforderungen zu genügen, sind keineswegs leicht. Sie erfordern Anmut — kommt es doch auf die graziöse Haltung eines jeden Fingers an! — und zugleich Kraft und Gelenkigkeit. So ist z. B. bei den in der Mitte des Bildes dargestellten „Kreisen“, zehnmal hintereinander ausgeführt, manches Seufzen zu hören. Doch Fleiß, Eifer und Begeisterung helfen über die Mühen und Plagen der Ausbildung hinweg, denn fast in einer jeden der jungen Tanzbeflissenen lebt ja die stille, aber ungebrochene Hoffnung, dereinst eine große und berühmte Tänzerin zu werden.



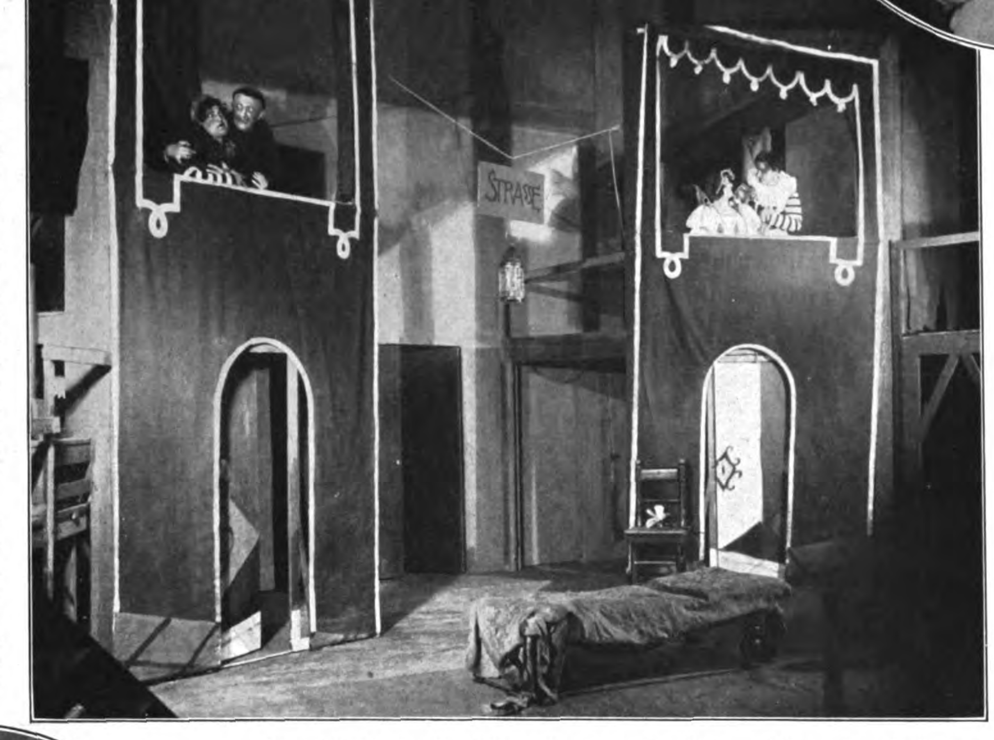
Von der Uraufführung des Lustspiels „Der Gefällige" von Albrecht Schäffer im Städtischen Schauspielhaus zu Chemnitz am 11. März: Schlußbild aus dem letzten Akt. (Phot. Th. Kästner-Hahn, Chemnitz.)



Das älteste und das jüngste Mitglied des Burgtheaters in Wien zu dessen 150jährigem Bestehen am 8. April: Die 82 Jahre alte Frau Auguste Wilbrandt-Baudius, die einstige Gemahlin des Dichters Adolf v. Wilbrandt († 1911), des ehemaligen Leiters des Burgtheaters (1881—1887), und Frau Alma Seidler. (Phot. Willinger, Wien.)

Im Hessischen Landestheater zu Darmstadt fand die Uraufführung der symbolischen Zukunftsgroteske „Fußballspieler und Indianer" von dem deutsch-österreichischen Dichter Melchior Vischer statt. Einen eifrigen Fußballspieler verschlägt das Schicksal zu den Indianern, die von ihm das Fußballspiel erlernen und dann in den Städten damit gewaltige Erfolge erzielen. Da erleidet ihr Lehrmeister einen urwald-romantischen Rückfall und unterliegt dann seinen einstigen Indianer-Schülern, die seiner melancholischen Sentimentalität gegenüber Zivilisation und Sportgesinnung vertreten.

Einen neuen, nicht allzu belangvollen Pirandello brachten die Kammerspiele des Deutschen Theaters in Berlin in dem Drama „Die Nackten kleiden!" Ersilia, Erzieherin im Hause des Konsuls Grotti, geht wegen Liebesunglücks in den Tod, die Beschönigung des grausam-nüchternen Daseins durch Lüge und Schein proklamierend.



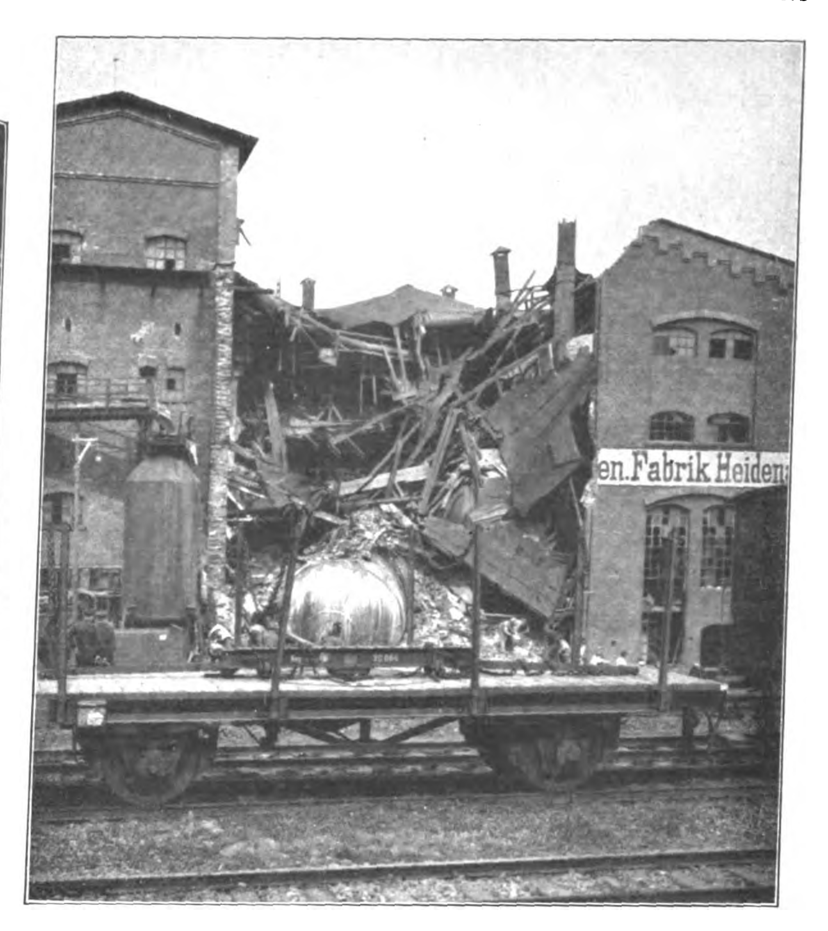
Szenenbild von der Uraufführung der Oper „Der Protagonist" von Kurt Weill (Text von dem bekannten modernen Dichter Georg Kaiser) an der Staatsoper in Dresden am 27. März. Auf dem linken Balkon: Rudolf Schmalnauer und Robert Büssel; auf dem rechten Balkon: Elfriede Haberkorn und Curt Taucher (in der Titelrolle). (Phot. Ursula Richter, Dresden.)

Albrecht Schäffers Lustspiel „Der Gefällige", das am Stadttheater zu Chemnitz uraufgeführt wurde, geht auf ein Lustspiel zurück, das Diderot, der berühmte französische Enzyklopädist des 18. Jahrhunderts, einst für eine Liebhaberbühne geschrieben hat. Ein Dichter, namens Hardouin, will seinen lieben Mitmenschen helfen, wo er nur kann, zeigt aber dabei keineswegs Skrupel in der Wahl seiner Mittel. Daraus ergeben sich die schönsten Intrigen. Der emsige Wohltäter bekommt aber am Ende trotz der Großzügigkeit seines Gewissens doch den Lohn für alle Mühen: Die von ihm angeschwärmte junge Witwe reicht ihm ihre Hand. Das Stück fand wohlwollenden Beifall.

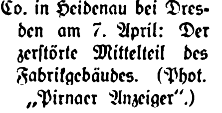


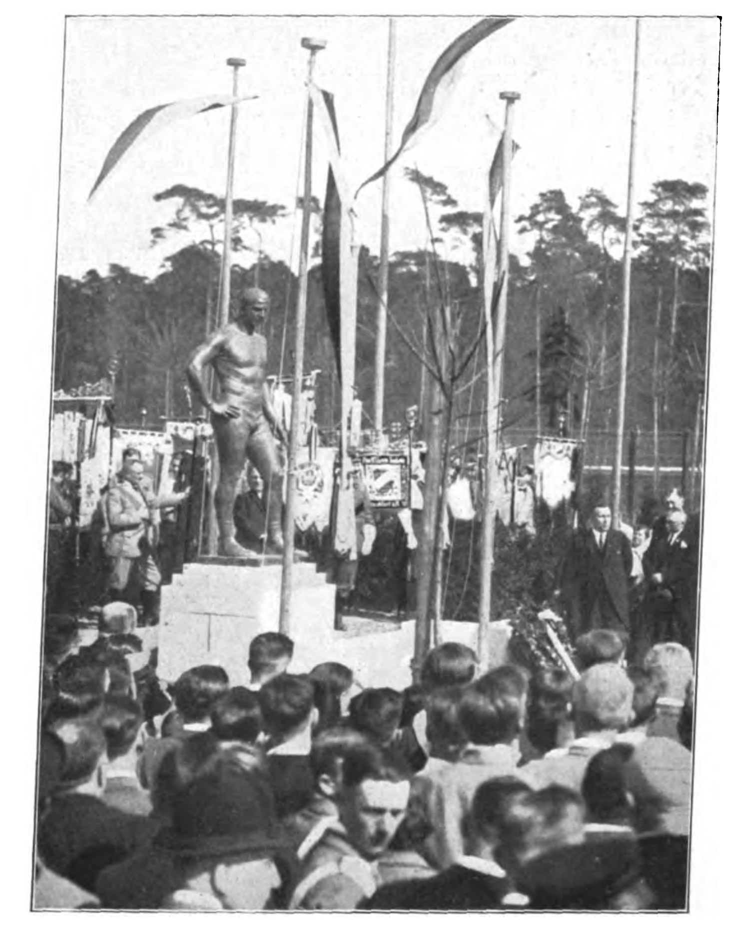


Links: Von der Erstaufführung von Luigi Pirandellos Drama „Die Nackten kleiden!" in den Kammerspielen des Deutschen Theaters in Berlin am 1. April: Szenenbild mit Maria Orska als Ersilia und Hermann Vallentin als Konsul Grotti. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.) — **Rechts:** Szene aus der Uraufführung von Melchior Vischers „Fußballer und Indianer" im Sonderspielplan der „Jungen Bühne" am Hessischen Landestheater in Darmstadt am 27. März. Hinter der Schranke: Paul Maletzki als Chester, Präsident des Fußballklubs (im Zylinder); daneben Robert Klupp als Fußballagent Schimsa; vor der Schranke: Max Nemitz als Mittelstürmer Bill Week, Held des Stückes, und die beiden Rivalinnen Bessie Hoffart als Indianerin Wana (hinten) und Mirjam Lehmann-Haupt als Fußballbraut Milly. (Phot. Hohl, Darmstadt.)



Vom Eisenbahnunglück in Ehrwald (Tirol) am 7. April: Blick auf die Unfallstelle. Das Unglück, bei dem mehrere Personen verletzt wurden, wurde durch das Entgleisen eines Personenzuges, dessen einziger Führer vorher von der Lokomotive herabgestürzt war, herbeigeführt. (Phot. C. Johannes, Garmisch-Partenkirchen.) Nebenstehend: Von der Explosionskatastrophe in der Zellulosefabrik von Hoesch & Co. in Heidenau bei Dresden am 7. April: Der zerstörte Mittelteil des Fabrikgebäudes. (Phot. „Pirnaer Anzeiger".)







Vom 2400-km-Flug eines Daimler-Leichtflugzeuges: Start auf dem Eise des Zeller Sees (Salzburg). Der Flug, an dem Chefpilot Guritzer und Dr.-Ing. v. Langsdorff teilnahmen, führte von Stuttgart über München, Salzburg, Graz und Budapest und von da über Wien, Linz zurück nach Stuttgart, schon durch die Alpenüberfliegung eine Glanzleistung für ein Kleinflugzeug mit einem 19-P. S.-Mercedes-Motor. — Links: Die Einweihung einer von Bildhauer Emil Hub (Frankfurt) entworfenen Statue für den Rad-Weltmeister August Lehr im Stadion zu Frankfurt a. M. am 4. April: Während der Enthüllungsfeier.





Links: Von dem am 4. April in Paris eröffneten Weltkongreß der russischen Emigranten, zu dem etwa 400 Delegierte der in alle Welt verstreuten russischen Flüchtlinge erschienen waren: Der zum Vorsitzenden des Kongresses ernannte Professor Struwe bei einer Ansprache. — Rechts: Von den Vorbereitungen zu Amundsens Nordpolflug: Die feierliche Übergabe des Luftschiffes, mit dem der Nordpolflug erfolgen und das den Namen „Norge" (Norwegen) führen soll, an Amundsen auf dem Flugplatz Ciampino bei Rom. Links am Tisch Mussolini.

BEETHOVEN

NOVELLE VON GRETE MASSÉ

(1. Fortsetzung.)

„Ich habe gestern den Mietzins für die alte Wohnung bezahlt. Auch meine Geldschatulle ist im Augenblick leer."

„Es ist ein unerhörter Leichtsinn von dir, zwei oder drei Wohnungen auf einmal zu haben. Sobald es dir irgendwo zu laut ist oder dir die Nase vom Nachbarn nicht gefällt, oder sobald du merkst, daß jemand auf dem Flur stehen bleibt und dir zuhört, wenn du spielst, mietest du neue Räume und hast immer ein Vierteldutzend Wohnungen zu gleicher Zeit zu bezahlen, da du vergißt, zur richtigen Zeit zu kündigen."

„Nimm aus der Schreiblade die goldene Dose, die der Erzherzog mir geschenkt. Sie ist schwer und wertvoll. Ihr Erlös wird dir aus deinen Nöten helfen."

Einen Augenblick blieb es im Nebenzimmer still. Dann trat Karl auf die Schwelle. Sichtliche Verlegenheit lag auf seinem leeren, unfrohen Gesicht. Die Stimme, die eben noch so scharf geklungen, als er dem Bruder Vorwürfe über den Wohnungsluxus machte, war merkwürdig sanft und ergeben, als sie sagte: „Die Dose habe ich schon im vorigen Monat mitgenommen. Ich habe dich so verstanden, als ob du keinen Wert darauf legtest! Wie oft beklagst du dich, daß solche Geschenke deiner Gönner dir nur die lästige Verpflichtung auferlegen, sie zu bewachen und vor Dieben in Sicherheit zu bringen."

Beethoven trat an einen Schrank und begann zu suchen. „Ich werde sehen, ob ich unter den früheren Kompositionen aus Bonn noch ein Blatt finde, das man dem Verleger anbieten kann."

„Deine Kompositionen aus Bonn haben Johann und ich schon lange untergebracht. Du bist zu bescheiden! Die Jugendwerke, die du als untauglich verwirfst, bringen noch eine Stange Gold."

An Beethovens Schläfe schwoll die Zornesader. Seine Fäuste ergriffen einen Stuhl und hielten ihn, als wollten sie ihn zerbrechen.

„Ich lasse mir viel von euch gefallen, weil ihr meine Brüder seid," rief er, „weil es dasselbe Herz ist, unter dem wir geruht, da wir noch Ungeborene waren. Ich dulde es, daß ihr mich aussaugt und an mir schmarotzt! Daß ihr mich bevormundet und gängelt! Daß ich euch Amt und Würden verschaffen muß, die ihr nachher als Plunder anseht! Aber merkt es euch! Da ist eine Grenze! Wenn ihr die überschreitet, springe ich euch an wie ein Wolf! Hände weg von meiner Musik! Über das, was davon leben soll, was nicht, entscheide ich — keiner sonst!"

Die mächtige Brust des Musikers wogte in Stößen, sein Atem kam keuchend hervor. Schweißperlen standen auf seiner Stirn. Er schloß die Augen, als wollte er sich ganz in sich zusammenfassen, in sich zusammenziehen, in sich verkriechen. Wohl zwei Minuten stand er so. Dann stellte er den Stuhl nieder, ging ins Nebenzimmer und setzte sich ans Klavier. Er griff in die Tasten. Dumpf klang es und grollend, es schwoll an wie nahendes Gewitter, Sturm stand auf, der Bäume entwurzelte und Mauern zu krachendem Zusammenstürzen brachte, Donner brauste in der Ferne. Langsam, langsam wandelten sich die Töne zur Klage. Ein Herz sang in die Stille, sang von seiner Einsamkeit, seinen Leiden und seiner Verzweiflung. Da kam süß und hell die Stimme der Liebe. Sie ward immer stärker und brausender. Sie sang endlich ganz allein in einem Park, in dem über den Baumwipfeln der Mond aufgegangen.

Karl saß auf der Kante des leeren Bettes und wagte es nicht, sich zu rühren. Er wagte es nicht, aufzustehen und einen Schritt vorwärts zu machen. Er wagte es kaum, zu atmen. — — —

Sie gingen durch das Sommergras. So hoch war es, daß Julias helle Schuhe darin versanken. Der Himmel über ihnen war blau und weit und mit leichten, weißen Wolkengebirgen betupft. Gelb hing die runde Sonne in Scheitelhöhe. Der Wind war warm. Kühe weideten und rupften die Halme. Fern zeichneten sich die Linien der sanft geschwungenen Hügel ab vom Horizont.

„Gehe ich zu rasch, mein Kind?" fragte Beethoven plötzlich, blieb stehen und strich über Julias Locken, die im Winde wehten. „Verzeih! Ich bin es gewohnt, immer allein vorwärtszustürmen. Ich muß es mir erst ins Bewußtsein hämmern, daß ich einen kleinen Kameraden habe, der mit mir wandern will."

Er legte den Arm um die schmächtigen Schultern, die das großgeblümte Sommerkleid freiließ. Julia lehnte das Haupt zurück und sah zu ihm empor. Er streichelte ihre Wange, zartfarben wie eine junge Apfelblüte. Ihr schmales Gesichtchen verschwand fast in seiner breiten Hand, die es umfaßte.

„Wirst du mich immer lieben, Ludwig? Es ängstigt mich oft, zu sehen, wie sich alle an dich drängen, dir huldigen und dich verehren. Es sind so schöne, stolze und königliche Frauen darunter. Sie werden mich in den Schatten drängen. Du wirst Julia vergessen..."

„Julia redet Torheiten! Julia lästert! Wie könnte ich dich je vergessen, mein liebstes Herz?"

Er löste den Arm von ihrer Schulter. Trauer bedrängte auf einmal seine Brust. Es schien ihm, die bunte Sommerwelt ringsum wäre plötzlich verdunkelt, und der, der allem Strahlenden das Strahlen nahm, wäre er selbst.

Sie gingen weiter. Hier und dort tauchten Häuschen aus dem Wiesengrund empor. An kleinen Fenstern sah man Gardinen wehen, sah Wäschestücke an der Leine sich lustig blähen, sah aus den Schornsteinen den Rauch gen Himmel ziehen.

Julias kindliches Geplauder verscheuchte die Wolke, die sich um Beethoven gelagert. Sein Auge glänzte heller, als er die friedlichen Heimstätten sah. — Wir werden auch ein Heim haben hier draußen, nahe den Hügeln und dem Wald, dachte er. Musik wird darin sein und Glück. Das ganze Haus wird weit in die Runde tönen. Ich werde schaffen für Julia! Ich werde eine Oper komponieren.

Sie kamen an eine ländliche Behausung. Ein Hund bellte. Eine Ziege lag im Gras. Hühner und allerlei Tiere waren sichtbar. Eine Magd mit nackten, drallen Waden stand auf einer Leiter und pflückte Obst aus den schwer herniederhangenden Zweigen eines fruchtbeladenen Baumes.

„Hier lebt Nanette Streicher, Julia", sagte Beethoven. „Du wirst in ihr meine treue Freundin kennenlernen."

Sie traten auf die Diele. Die war halbdunkel und kühl. Ein Zugwind fuhr hindurch, der die Kühle noch verstärkte und den Eingetretenen nach der Wanderung in der Gluthitze eine Erquickung war.

Eine Stubentür sprang auf. Heraus kollerten fünf oder sechs Buben und Mädelchen.

„Das sind die Streicherschen Banditen, Julia", lachte Beethoven, hob einen Dreijährigen in die Höhe und schwang ihn über seinem Kopf, daß das Kerlchen vor Vergnügen krähte und jauchzte.

Im Zimmer saß Nanette Streicher und hatte ihr Jüngstes auf dem Schoß. Sie war rundlich und blühend. Munter und mütterlich. Ihr Haar war schwarz. Ihre Wangen frisch und rot.

Sie legte rasch den Säugling in den Wiegekorb, der ihr zur Rechten stand und ging den Gästen entgegen.

„Das ist recht, daß Sie kommen, lieber Beethoven", sagte sie. „Andreas hat schon oft nach Ihnen gefragt. Sie haben sich hier lange nicht sehen lassen."

„Mir ging's nicht gut, Nanette! Sie hätten an mir einen mürrischen Gast gehabt. Aber jetzt ist das Glück gekommen, und Sie sollen die erste sein, die davon erfährt."

Er nahm Julia bei der Hand mit leuchtendem Stolz und leuchtender Freude und sagte: „Ein Wunder ist geschehen! Sie sehen diesem Püppchen nicht an, was es für Courage hat. Es hat die Courage, meine Frau werden zu wollen!"

„Oh, das ist schön!" rief Nanette Streicher aus. „Das ist schön! Eine liebe Frau wird noch einen Menschen aus Ihnen machen, Beethoven!"

Beethoven lachte dröhnend.

„Das ist gut! Was bin ich denn bis jetzt gewesen, Nanette?"

„Mein Sorgenkind", seufzte Frau Streicher.

Sie führte die Gäste in den Garten, wo ihr Mann in einer Laube saß und ein Spielzeug für die Buben verfertigte. Seine geschickte Hand, die sich im Geschäft seines Schwiegervaters, des Klavierbauers Stein, schon so oft als hilfreich und erfinderisch erwiesen, brachte zur Bewunderung der jauchzenden Jungen ein prächtiges Kunstwerk zustande.

Julia sah prüfend den Mann an, der einmal in der Nacht, an Spähern und Wachtposten vorbei, den jungen Schiller auf der angstgelähmten Flucht in die Freiheit begleitet hatte. Andreas Streicher hatte ein längliches, blasses Gesicht, unschön und mit farblosen Augen, deren Ränder wie von einer Entzündung leicht gerötet waren. Aber der Eindruck von Geduld, Zuverlässigkeit und Hilfsbereitschaft, der von ihm ausging, erweckte Sympathien für ihn.

Sie blieben den ganzen Nachmittag in diesem Garten, der einfach, bunt und blühend war, der in seiner Erde die Nahrung für die Menschen wachsen ließ, der Blumen gab für ihren Mittagstisch und Schatten für den Abend, wenn die Ermüdeten nach ihrem Tagewerk mit frohem Seufzer sich in ihm zur Rast niederließen.

Nanette Streicher ließ auf den Tisch bringen, was das Haus an Genüssen zu bieten hatte: Frisch gemolkene Milch, selbstgebackenes Brot, Eier, Salat, Gemüse und Obst. Nur Forellen, Beethovens Lieblingsgericht, vermochte sie so spät nicht mehr herbeizuschaffen.

Nach der Mahlzeit, als die Männer in eine Debatte gerieten über die Klaviere, die in den Wiener Fabriken und jenen, die von Nanettens Vater mit Unterstützung von Streicher in Augsburg hergestellt wurden, nahm Nanette Julias Arm und führte sie in das Haus. Sie zeigte ihr die geräumigen, niedrigen Stuben, die Küche im Keller, die Vorratskammern, die Leinenschränke und zuletzt die Schlafkammern, in der die Kleinsten bereits schliefen. Aus den ver-



Beim letzten Büchsenlicht / Nach einem Gemälde von Prof. W. Arnold

schobenen Hemdchen drängten sich die prallen, sonnengebräunten Arme und Beinchen. Ein Duft von Klee und Heu und Erde ging von ihnen aus. Die Unterlippe des Dreijährigen war trotzig geschürzt, die Stirn gerunzelt, die Hand zur Faust geballt. Er mochte träumen, daß er mit den größeren Brüdern spielte, und auch im Traum mußte er, genau wie im Wachen, seine ganze Kraft zusammenfassen und zusammenhalten, denn es ist für einen Kleinen nicht leicht, sich zu behaupten gegen Riesen, die zwei Köpfe größer sind als er selbst.

Nanette küßte ihren Jungen, und auch Julia neigte sich und drückte einen Kuß auf die runde, heiße Wange des Schlafenden.

Nanette faßte plötzlich fest die beiden Hände des Mädchens und sah sie treu und herzlich an.

„Es wird Zeit, daß er ein Heim bekommt, der Beethoven, eine Frau, viele Kinder, daß er Menschen hat, die zu ihm stehen.“

„Er hat doch zwei Brüder hier in Wien, Frau Streicher.“

Nanette ließ die Hände des Mädchens los.

„Kennen Sie Karl van Beethoven? Kennen Sie Johann van Beethoven?“

„Nein, ich habe sie noch niemals gesehen.“

„Es sind zwei tadellose Kavaliere! Sie wissen sich scharmant und nach der neuesten Mode zu kleiden. Es kann ihnen nicht passieren, daß man sie wie Beethoven im vertragenen Rock oder mit geflickten Stiefeln trifft. Aber es fehlt ihnen hier — und hier!“ Nanette legte die Hand erst auf den Kopf und dann aufs Herz.

„Sie hangen an dem Ludwig wie zwei Blutegel und saugen ihn aus. Sie machen ihn zu ihrem Versorger und bestehlen ihn um die Goldsachen und Juwelen, die Geschenke seiner Gönner. Sie treiben Handel mit seinen Widmungen und seinen Notentakten aus alten Stammbuchblättern. Sie verschachern Kompositionen aus seiner Jugendzeit.“

„Was antwortet er, wenn man ihn darauf aufmerksam macht und ihn bittet, seinen Vorteil zu wahren?“

„Ich darf ihm viel sagen! Er hört von mir ruhig an, was er sich bei einem andern unter Aufbrausen verbitten würde. Aber über Karl und Johann spreche ich nicht wieder zu ihm. Ich hab's einmal getan! Da wurde er wild. Auf das verwandte Blut läßt er nichts kommen! Er steht zu ihm und läßt es dann uns andere fühlen, daß wir Fremde sind.“

„Es soll anders mit ihm werden! Bestimmt!“

„Heiraten Sie bald! Es ist das beste!“ sagte Nanette. „So ist er den Dienstboten ausgeliefert, mit denen er ständig wechselt, ohne je einen besseren Tausch zu machen. Wertvolle Noten und Korrespondenzen gehen verloren, weil sie in seinen verschiedenen Wohnungen verstreut sind, oder weil die Dienstleute sie als Einwickelpapier benutzen! Im Winter, wenn wir in Wien leben, tue ich ja für ihn, was ich kann, und kümmere mich um seine Garderobe. Aber ich kann nur ein Notbehelf für ihn sein! Mein Sorgen für ihn ist Flickwerk und Stückwerk! Er braucht die Frau, die immer für ihn lebt!“

Als Beethoven und Julia gegangen waren, blieben Andreas Streicher und Nanette auf der Schwelle ihres bäuerlichen Hauses stehen und sahen ihnen lange nach. Sie sahen die fernen Gestalten ferner und kleiner werden und schließlich ganz verschwinden.

„Es ist ein liebes Geschöpf, die Julia“, sagte Nanette endlich. „Zart wie eine Blume ...“

„Und er braucht einen festen Stab, auf den er sich stützen kann, braucht ihn nötiger mit jedem Tag!“

Nanette sah ihren Mann verwundert an.

„Hast du nicht bemerkt, daß er kaum versteht, was wir zu ihm reden? Sonst war es nur das rechte Ohr. Jetzt scheint er auch mit dem linken nur noch schwer zu hören. Er will's nicht wahr haben. Er verschweigt's und schiebt's auf seine Zerstreuung, wenn er merkt, daß er jemanden mißverstanden hat. Er drängt von Arzt zu Arzt und glaubt, der neue Arzt wäre mächtiger als der alte. Aber es ist umsonst! Eines Tages wird sein Ohr vollkommen verschlossen sein!“

„Das wäre schlimmer für ihn als der Tod! Stelle dir das vor! Ein Musiker, der nicht einmal mehr hört, was er selber spielt!“

In Nanettens Augen standen Tränen, und ihre frischen, roten Wangen waren blaß.

Julia und Beethoven aber gingen, Hand in Hand, den Weg zurück, den sie am Mittag gekommen. Es lag wie ein lila Flor über allen Dingen, und in der Weite hing ein goldener Dunst. Die Wolken waren perlgrau und manche an den Rändern von scharfem Grün. Das Licht, das von dem abendlichen Himmel floß, blieb über dem Kranz der Hügel stehen als opalfarbener Schein. Ringsum war eine Stille voll Feierlichkeit. Drüben stieg ein alter Hirte mit seiner Herde von den Hügeln zu Tal. „Wie schön er singt!“ sagte Julia. „In seiner Stimme und in seinem Lied ist etwas von der Kraft seines einfachen, starken Lebens, ist etwas von der Einsamkeit, von der Natur, vom Tier, von Gott!“

„Wer singt?“ fragte Beethoven. „Ich höre nichts!“

„Der Hirte singt!“ antwortete Julia. „Es klingt doch so deutlich hierher.“

Beethoven blieb stehen. Man sah, wie er lauschte mit aller Macht. Das Blut stieg ihm vor Anstrengung dunkelrot zu Kopfe. Die Muskeln in seinem Gesicht zogen sich zusammen. An seinen Schläfen schwollen die Adern an.

„Ich höre nichts!“ stöhnte er. „Ich höre keinen Ton!“

Und plötzlich warf er die Arme hoch, während über seine Züge ein Sturz dunkelnder Qual sich hinwälzte, und rannte querfeldein, besinnungslos, wie vorwärtsgepeitscht von unsichtbarer Geißel, bis er im Walde verschwand. — — —

Rasch wurde es in Wien bekannt, daß Beethoven verschwunden war.

Man suchte in allen drei Wohnungen, die er gemietet hatte. Aber in keine hatte der Musiker seit Tagen den Fuß gesetzt.

„Entweder hat er sich eine vierte Wohnung gemietet, oder er ist nach Bonn gefahren“, sagte Johann van Beethoven zu seinem Bruder Karl.

Karls Stirn krauste sich sorgenvoll.

„Ich glaube nicht das eine und nicht das andere“, antwortete er. „Ich habe Schreckliches erfahren. Ein Kollege von mir hat eine Schwester, die im Hause des Arztes Schmidt eine Vertrauensstellung bekleidet, bei dem Ludwig in Behandlung war. Schmidt ist der Überzeugung, daß Ludwigs Schwerhörigkeit rettungslos in Taubheit ausartet!“

„Aber das ist ja eine Katastrophe!“ rief Johann. „Male dir die Folgen aus, die das für uns haben wird. Ein Musiker, der nicht hört, ein Pianist, der sein eigenes Spiel nicht kontrollieren kann, bleibt zurück in der Konkurrenz. Unmöglich, daß Ludwig seinen Rang hier in Wien, in der Welt behaupten kann. Sein Kurs sinkt! Seine Einnahmen werden zurückgehen. Er wird vergessen werden, übergangen werden.“

„Wäre er weniger schweigsam gewesen, man hätte nicht geruht, bis man Hilfe gefunden“, zürnte Karl. „Ich hätte mich nicht auf die Wiener Ärzte verlassen. Auswärts leben Kapazitäten von Ruf. Man hätte alle durchprobieren müssen. Aber statt zu sprechen, verstummte er. Vertuschte er! Niemand sollte ahnen, wie es um ihn stand!“

Es war eine Gewitternacht, in der Nanette Streicher während der Stille, die einem Donnergrollen gefolgt war, Schläge an der Haustür vernahm. Ihr Mann war nicht im Hause. Er war mit einem Schüler Beethovens fortgefahren, eine Spur zu verfolgen, von der sie hofften, daß sie zu dem Verschwundenen führte.

Rasch entschlossen sprang Nanette aus dem Bett und warf einen Mantel über. Als sie die Haustür öffnete, erkannte sie im ersten Augenblick nichts. Ein feuriger Blitz spaltete den Himmel. Die Helle, die aus dem Schlunde des Firmaments hervorbrach, war so grell und blendend, daß sich ihre Augen schmerzend schlossen. Mit furchtbarem Getöse scholl ein lang hinrollender Donner über ihr.

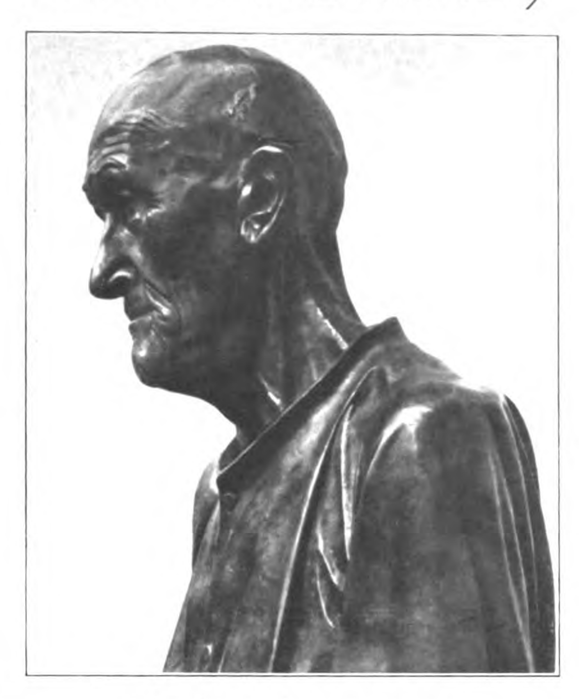
Als sie die Augen wieder öffnete, hatte Dunkelheit die blaue Glut des entzündeten Himmels verschlungen. Nur das Lämpchen in ihrer Hand gab Licht. In seinem Schein sah sie Beethoven vor sich stehen. Aus seinem Mantel, aus seinen Haaren floß die Nässe zu Boden. Sein Gesicht war gelb wie Lehm. Seine Augen, die sie so oft brennend gesehen und voll Glanz, sahen aus, als wären sie blind. Um eine trübe und stumpfe Pupille war ein lichtloser Kreis von leerem Grau.

(Schluß folgt.)





ERNST PAUL HINCKELDEY


Johann Friedrich Stahl. (Porträtbüste.)

Der verlorene Sohn.


Der heilige Christophorus mit dem Jesuskind.


Der Samariter.

Wie ein Blatt aus einer mittelalterlichen Chronik, so mutet Rothenburg ob der Tauber an. Es liegt viel Sagenversonnenheit in dieser Stadt, so viel Ritterbilderbogenhaftes, so viel Putziges, Winkliges und Landsknechtsherbes. Man muß plötzlich auf der Gasse stillstehen und lauschen: War's ein Hämmern aus einer mittelalterlichen Bauhütte? — War's eine Strophe aus einem bittenden Choral? — War's ein Lachen, das aus wildbärtigen Lippen kam und über plumpe Tische hüpfte, darauf schwerfällige zinnerne Kannen stehen und die Würfel fliegen? Ach ja, überall, wo man in Rothenburg steht und geht, fühlt man den bezaubernden Hauch der Chronik. Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß sich Künstler hier verkriechen, vor allem Bildhauer und Maler, die aus dem Strudel der großen Stadt kamen, um nun ganz ihrer Innerlichkeit zu leben, um sich nun ganz in die versinkende Kultur dieses Restes einzuspinnen. — Auch Ernst Paul Hinckeldey, ein Thüringer, hat sich hier eingenistet. Er war Meisterschüler Manzels und Träger des Staats- und Michael-Beer-Preises. Manchmal taucht er auf mit seinen steingewordenen Gesichten und zeigt sie hier und dort auf verschiedenen Ausstellungen.

Die heutige Zeit, die trotz allem ihre Blicke nach innen senkt, scheint in Hinckeldey einen bildhauerischen Gestalter gefunden zu haben. Seine Kunst hat ein nazarenerhaftes Profil, ist herb, keusch, voller Eigenart und ergreifender Schlichtheit. Hier erleben sie eine Wiederkehr, die Lichter und Melodien mittelalterlicher Meister. Hier ist die deutsche Seele, wie sie kniend vor gotischen Altären liegt und sich spintisierend in gotischen Sternen spiegelt.

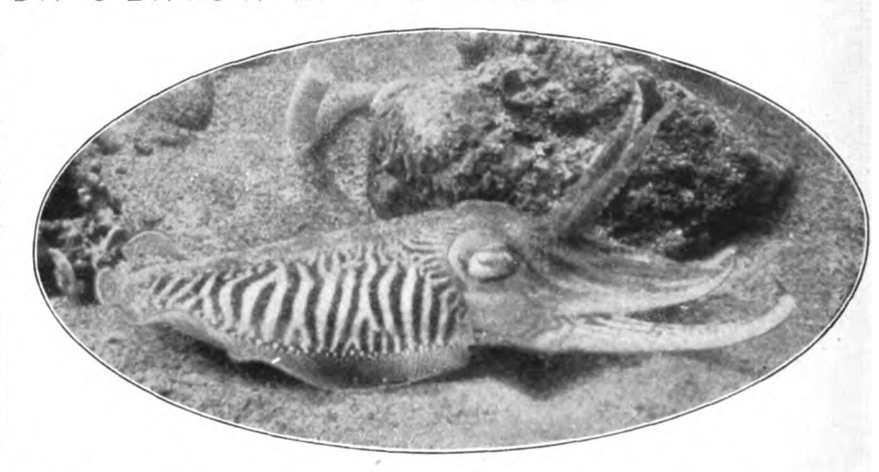
Hinckeldey wurde nicht von einer Modeströmung getrieben. Bei ihm gestalteten eine naive Frömmigkeit, Einsiedlerandacht, Legendenzauber und eine handwerkliche Tüchtigkeit: alles von schmerzlicher Seele bewegt. Jede seiner Gestalten scheint von tragischen Selbstgesprächen durchzittert zu sein, scheint umwittert von einem geisterhaft feierlichen Satz des Johann Sebastian Bach. Gestalten, wundblutend, die die Krallen des Lebens gefühlt haben und sich nun, in unbewußter Göttlichkeit, emporreden zu himmlischen Lichtern. Eine Kunst, halb kirchlich, halb weltlich. Und vor allem: eine Kunst, die in ihrem feierlichen Unterton die Melodien dieser Zeit eingefangen hat.

Das eine, was Hinckeldey heute noch fehlt, ist der selige, zarte Hauch der Phantasie. Er sieht seine Gestalten oft zu sehr im pathetisch-feierlichen Licht, hat sich zu sehr in die Leidensmelodie eines Grünewald hineingelebt. Man steht vor seinen Werken mit einer leisen Erschrockenheit, die in Kälte zerfließt. Die blauen Lichter der Ewigkeit und den Goldglanz der Heiterkeit hat er vorläufig noch nicht. Er hüte sich vor allem, immer nur auf der tragisch grauen Linie zu bleiben. Er ist heute fünfunddreißig Jahre. Auf seine Entwicklung dürfen wir gespannt sein. Max Jungnickel.

DER TINTENFISCH

VON Dr. ULRICH K. T. SCHULZ

Einer jener Sommertage am Adriatischen Meer, deren unendliche Reize mit wenigen Worten zu beschreiben, man kaum in der Lage ist, neigt sich seinem Ende zu! Fischerboote ziehen hinaus, im Vorderteil der Fahrzeuge stehen seltsame Aufbauten, unförmige Laternen, die, mit Azetylen gespeist, zum nächtlichen Werke leuchten sollen. — Es ist Nacht geworden! Auf dem tiefdunklen Meer tauchen bald hier, bald dort blitzende Sternchen auf: die Reihe der Fischerboote, zum Fange bereit! Ein Boot sondert sich ab und nähert sich wie ein leuchtendes Riesenauge. Strahlende Lichtkegel treffen die dunkle Flut: Da nahen, wie von magischer Gewalt angezogen, ganze Scharen von Meerestieren, zahlreiche Fische, vor allem Sardinen, Krebse und endlich auch ganz sonderbare Gesellen mit spindelförmigem Körper von etwa 30 cm Länge! Der italienische Fischer nennt uns auf unsere Frage hin bereitwillig ihren Namen: Calanaji, was, wortgetreu übersetzt, eigentlich Tintenfässer heißt. Wir werden sogleich sehen, wie zutreffend der Name für diese Tiere ist.



Die Sepia, auf dem Grunde des Meeres ruhend: Die Farbstoffzellen der Haut bilden ein Zebramuster. (Phot. Siewerssen-Ufa.)



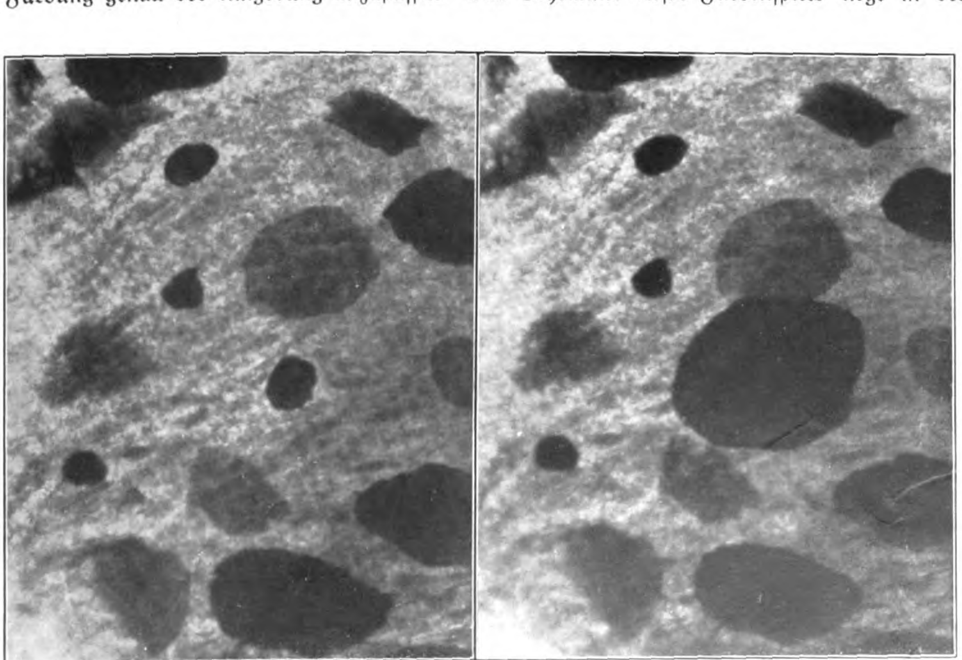
An dem ovalen, abgeplatteten Körper einer solchen Tintenschnecke, die in der Wissenschaft Sepia officinalis genannt wird, lenken vor allem die acht kurzen sowie die zwei längeren Arme unsere Aufmerksamkeit auf sich (die Sepia gehört daher auch zu den zehnfüßigen Tintenfischen oder Dekapoden). Bei ihrem räuberischen „Handwerk", das sie in ihrem Wohngebiet in der Nähe der Küsten auf schlammigem oder sandigem Grunde betreibt, bedeuten diese muskelkräftigen Arme wertvolle Werkzeuge zum Fangen und Festhalten der flüchtigen Beute. Die beiden längeren werden wie Lassos ausgeworfen, legen sich fest um das gepackte Tier und bringen das Opfer, wenn sie sich zusammenziehen, in den Bereich der acht kürzeren Arme. Diese halten die Beute mit ihren Hunderten von Saugnäpfen so fest, daß es für diese kein Entrinnen gibt, und führen sie dem mit zwei scharfen Hornkiefern bewehrten Maule zu.

Ganz besonders fallen an unserer Sepia des weiteren die großen, fast intelligent blickenden Augen auf. Sie stehen in ihrer Feinheit des Innenbaues und in ihrer Leistungsfähigkeit den Augen der höheren Tiere und des Menschen kaum nach.

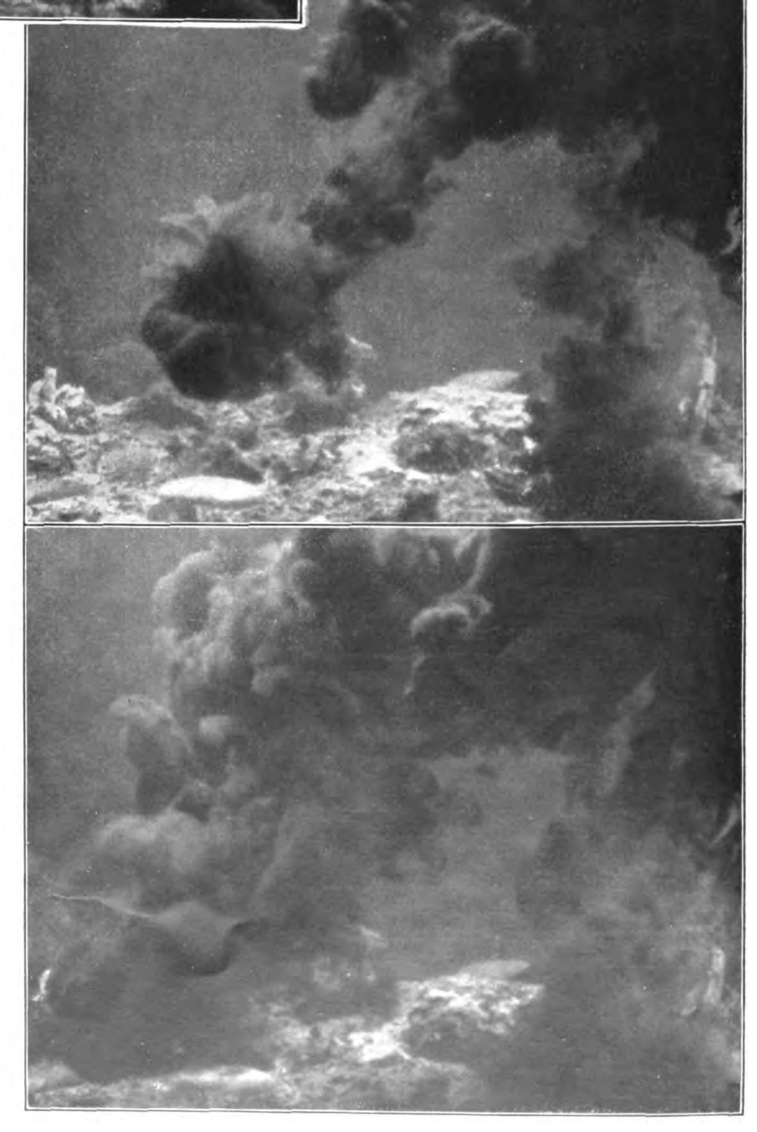
Wie steht es nun mit der Ausrüstung dieser Weichtiere zur Erhaltung ihrer Art. Bekanntlich herrscht in der Natur das Recht des Stärkeren. Die ganz Kleinen werden von den Kleinen verzehrt, die Kleinen von Größeren und so fort. Mit anderen Worten: Auch unsere Sepien sind von zahlreichen und gefährlichen Feinden bedroht. Selten hat nun Mutter Natur Tiere so glänzend mit Schutzmitteln gegen ihre Feinde ausgestattet wie die Tintenfische.

Einmal durch die Fähigkeit des Farbwechsels, der der Sepia es ermöglicht, sich in der Färbung genau der Umgebung anzupassen. Das Geheimnis dieses Farbenspiels liegt in der Haut der Tintenschnecken verborgen. Indem Tausende und aber Tausende von kleinen kontraktilen Farbstoffzellen, sogenannten Chromatophoren, bald von der einen, bald von einer anderen Farbe, bald hier, bald dort, sich ausdehnen oder zusammenziehen, kommt ein unaufhörlicher Wechsel von Farben zustande.

Zum Schluß wollen wir noch der wichtigsten Verteidigungswaffe unserer Sepia gedenken, des Tintenbeutels! Sieht sie sich einem überlegenen Feinde gegenüber, so macht sie ihrem Namen „Tintenschnecke" alle Ehre! Sie entleert aus ihrem Tintenbeutel eine kleine Menge des darin aufgespeicherten schwarzbraunen Sekrets. In demselben Augenblick trübt ein wahrer Vulkanausbruch tiefdunkler Flüssigkeitswolken in einem Raume von mehreren Kubikmetern das klare Meerwasser, und ein „ehrenvoller" Rückzug ist damit der Sepia gesichert.



Das Geheimnis des Farbenspiels: Hautpartie der Sepia, stark vergrößert, mit den Chromatophoren. Links: Mit kontrahierter Pigmentzelle in der Mitte. Rechts: Mit völlig ausgedehnter Farbstoffzelle.



Schrägreihe von links oben nach rechts unten: Der Tintenabschuß der Sepia in fünf aufeinanderfolgenden Bildern. (Phot. Siewerssen-Ufa.)



Links: Das Riesen-Fernrohr der Treptower Sternwarte. Rechts und links die großen Gegengewichte. Da bei dieser Konstruktion der Schwerpunkt im Objektiv liegt, braucht der Beobachter bei der Betrachtung verschiedener Himmelskörper seinen Platz nicht zu wechseln. — Im Oval: Dr. Fr. Archenhold, der Leiter der Sternwarte. — **Rechts: Gesamtansicht der Treptower Sternwarte.**

ZUM DREISSIGJÄHRIGEN BESTEHEN DER STERNWARTE IM TREPTOWER PARK ZU BERLIN.

Die Treptower Sternwarte wurde Anfang Mai des Jahres 1896 unter Führung von Dr. Fr. Archenhold — noch heute ihr Leiter — von einem Verein gegründet, der es sich als Aufgabe stellte, astronomische Kenntnisse in weiteren Kreisen zu verbreiten. Diesem Zweck dient nun das 21 m lange Riesenfernrohr, das längste der Welt, das von jedermann benutzt werden kann; ferner ein reichhaltiges astronomisches Museum und eine große Fachbibliothek sowie Vorträge aus dem Gebiete der Sternenkunde.

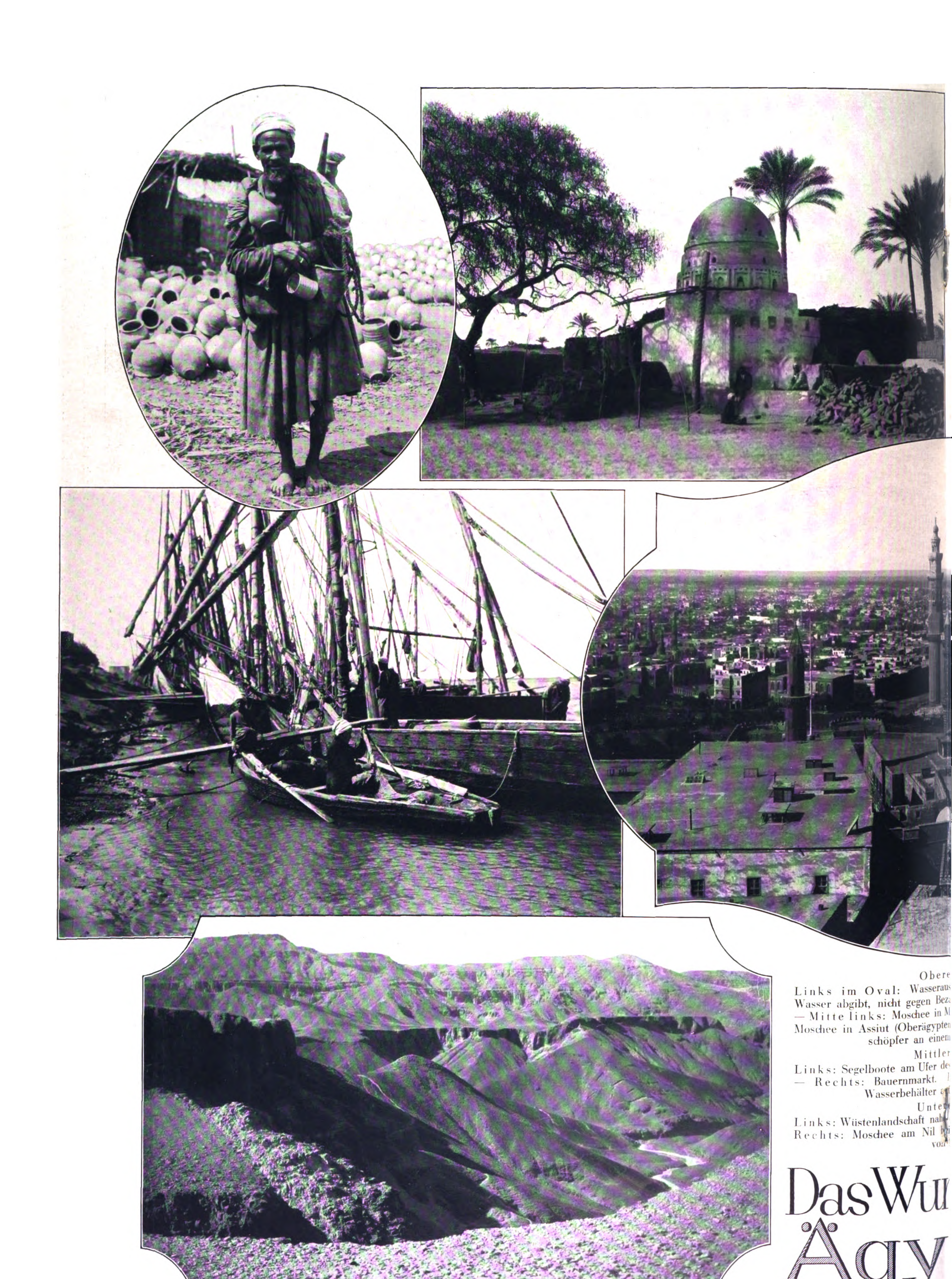
Im Jahre 1876 wurde in Berlin, als erste derartige Anlage in Deutschland, die Rohrpost eingerichtet. Sie dient der raschen Beförderung von Postsachen, die, in Büchsen eingeschlossen, mittels Druck- bzw. Saugluft durch unterirdische Rohrleitungen nach der gewünschten Empfangsstelle getrieben werden. Heute sind in Berlin etwa 80 Postämter angeschlossen. Das Röhrennetz hat eine Länge von 250 km. Die Beförderungsgeschwindigkeit beträgt jetzt etwa 10 bis 12 m in der Sekunde; sie soll aber auf besonderen Schnellbetriebslinien, von denen bereits eine in Betrieb ist, auf eine Sekundengeschwindigkeit von 20 m gesteigert werden (= 70 km in der Stunde, D-Zug-Schnelligkeit).



Der Raum mit den **Abfertigungsapparaten im Haupttelegraphenamt. Links Fertigmachen der Sendungen.**

Das Gewirr des Röhrennetzes der Rohrpost im Keller des Haupttelegraphenamtes.

FÜNFZIG JAHRE ROHRPOST IN BERLIN.



Obere

Links im Oval: Wasseraus
Wasser abgibt, nicht gegen Bez
— Mitte links: Moschee in M
Moschee in Assiut (Oberägypten
schöpfer an einem

Mittler

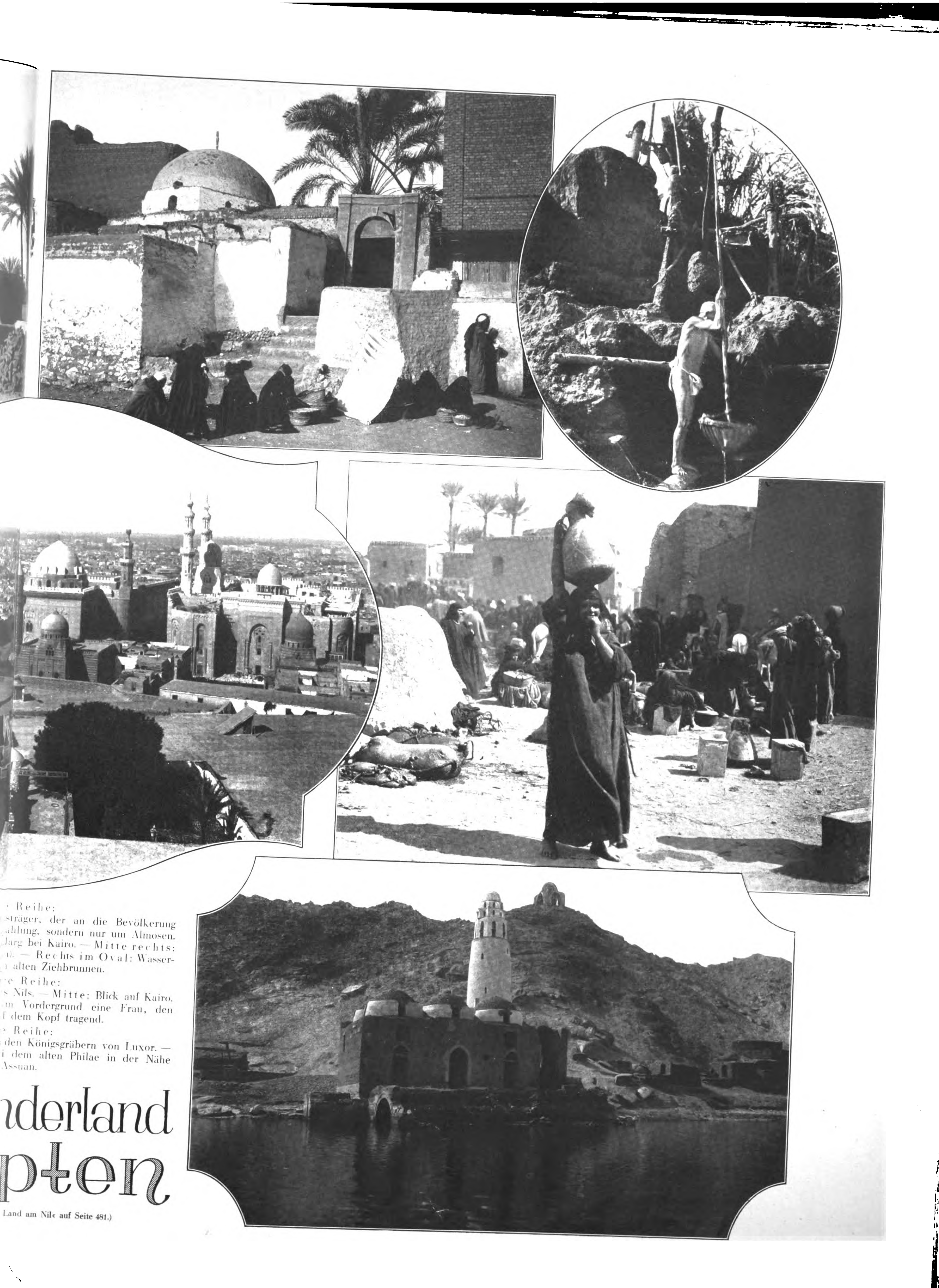
Links: Segelboote am Ufer de
— Rechts: Bauernmarkt.
Wasserbehälter a

Unte

Links: Wüstenlandschaft nah
Rechts: Moschee am Nil b
von

Das Wun
Ägy

(Vgl. hierzu unseren Beitrag »Da



· Reihe:
sträger, der an die Bevölkerung
ahlung, sondern nur um Almosen.
larg bei Kairo. — Mitte rechts:
n). — Rechts im Oval: Wasser-
ı alten Ziehbrunnen.
re Reihe:
s Nils. — Mitte: Blick auf Kairo.
m Vordergrund eine Frau, den
f dem Kopf tragend.
e Reihe:
den Königsgräbern von Luxor. —
i dem alten Philae in der Nähe
Assuan.

nderland
pten

Land am Nil« auf Seite 481.)

DIE GEBÄRDENSPRACHE DER TAUBSTUMMEN

Von Taubstummenlehrer G. Große, Leipzig.

Linkes: „weil." — Rechts: „warum?"

„Du lügst."



„wild."

Nur wenige finden Gelegenheit, einer Unterhaltung Taubstummer beizuwohnen; sie würden gewiß überrascht sein von der scheinbar zahllosen Fülle von Zeichen und von der Schnelligkeit, in der sie der eine zu geben und ein anderer aufzufassen vermag. Vor einer unbegreiflichen Erscheinung steht hier der Laie — und doch ist das, was er da „reden" sieht, etwas Einfaches, ganz Ursprüngliches, größtenteils Natürliches. In richtigem Fluß bekommt man ein Stück Gebärdensprache ja nur zu sehen, wenn Schicksalsgenossen miteinander reden; denn wenn ein Tauber etwa einmal zu dir, einem Hörenden, spricht und dabei einzelne Gebärden zur Erklärung seiner Worte verwendet, dann ist das nicht die Gebärdensprache, von der ich jetzt erzählen will. Das, was wir alle anwenden, was unsere Soldaten einst im Feindesland zu Hilfe nahmen, um sich dem Quartierwirt oder im Kaufladen verständlich zu machen, und was wohl auch ein Taubstummer zur Unterstützung seiner Lautsprache einem Hörenden gegenüber verwendet, das sind einzelne, oft im Augenblick aus der gegebenen Lage nur gebildete Gebärdengesten. Zur wirklichen Gebärdensprache der Taubstummen gehört weit mehr.

Um so recht in ihr Wesen einzudringen, wollen wir im Geiste ein kleines taubgeborenes Kind auf all seinen Entwicklungsstufen verfolgen und gewissermaßen mit ihm hineinwachsen in den Gebrauch und das Verständnis dieser Sprache. Da erleben wir eines Tages den Augenblick, wo es der Mutter, den Geschwistern irgend etwas mitteilen möchte, wo es einen Gegenstand haben will, einen Gedanken zum Ausdruck bringen möchte. Aber wie soll es das anfangen? Da kommen ihm die kleinen Händchen zu Hilfe. Es sieht den Gegenstand und deutet darauf hin. Wenn es Hunger hat, zeigt es mit den Fingerchen auf den Mund. Wenn es trinken will, macht es ein Schnutchen und die Schlürfbewegung. Will es das Pferdchen zum Spielen haben, so tut es wie ein Reiter, der die Zügel führt, oder zieht wie an einer Schnur, an der sein Spielzeug hängt. So macht es irgendein Zeichen, das zu dem Gewünschten in Beziehung steht. Vielleicht ist es ein ganz unwesentlicher Teil, den es zur Bezeichnung des ganzen Dinges oder Vorganges herausgreift. Oft deutet es von einem Gegenstand auch mehrere Merkmale an. Meint es sein neues Kleidchen, so zeigt es an die Körperstelle, wo ein schönes Schleifchen anzuliegen kommt, oder wenn das Kleid schöne Knöpfe hat, deutet es diese an. Wie es dem kleinen Geiste gerade beliebt, so werden die Gebärden gebildet und angewandt. Und wenn das kleine Kerlchen einmal geärgert wird oder das Erstaunen oder einen Schreck zum Ausdruck bringen will, was tut es dann? Schau' ihm ins Gesicht. Es gibt Gebärden, mimische Ausdrucksbewegungen, die man mit Recht vererbt nennen könnte; denn schon die Kleinsten können sehr „grätige" Gesichter schneiden, wenn ihnen etwas nicht behagt, und können „süße" Miene machen, um ihr Wohlgefallen auszudrücken.

All diese Hilfen, die sich das kleine taubstumme Kind selbst bildet, unterscheiden sich ganz wesentlich von den Handbewegungen und Gesichtsausdrücken, die wir beim kleinen Kind finden, das hören kann. Dieses begleitet seine sprachlichen Äußerungen durch allerhand Gesten; das taube aber setzt an die Stelle der gesprochenen Worte, des lautsprachlichen Ausdrucks etwas anderes: die Gebärde. Und das ist der große Unterschied zwischen Gebärde und Geste überhaupt: tritt jene an Stelle der Lautsprache ein, so tritt ihr diese nur unterstützend zur Seite. Alles das, was sich das kleine taube Kind an Zeichen zurechtlegt, kann und wird bei jedem Kind ein wenig anders sein. Was dem einen wesentlich scheint, ist dem anderen nebensächlich. All diese Zeichen tragen also streng persönlichen, individuellen Charakter. Sie alle sind natürlich, nicht nach einer Übereinkunft mit anderen irgendwie geformt, sondern lediglich dem eigenen Denken des Kindes aus der Beobachtung des Bezeichneten heraus entsprungen. Es sind nur wenige Zeichen; denn außer den leiblichen und den Spielbedürfnissen kennt ein Kind ja kaum etwas anderes. Die Eltern und Geschwister lernen rasch verstehen, welchen Bedeutungsinhalt jede dieser Gebärden trägt, und können alle Wünsche erfüllen. Da naht der Tag der Aufnahme in eine Taubstummenschule, wo es nun noch viele, viele andere Kinder findet, die auch jedes eine ähnliche Welt von Eindrücken um sich her kannten und sich ihre Zeichen selbständig zurechtgelegt haben. So wie ihm, erging es all den Kindern hier: diese Sprache war und ist ihm die natürlichste. In ihr konnten sie alles, was ihr Herz begehrte, äußern, und was Wunder, wenn es ihr Ausdrucksmittel im Verkehr untereinander blieb? Hier war Mutter Natur nicht stiefmütterlich gewesen: die gelenkigen Fingerchen und Arme sind da; im Gesicht spiegeln sich alle Seelenzustände wider, und Augen, das alles zu erfassen, sind auch vorhanden.

Es hat eine Zeit gegeben, da wollte man die taubstummen Kinder zwingen, sich gegenseitig nur durch die mühselig und trotzdem nur zum Teil erlernbare Lautsprache zu verständigen; man verbot ihnen den Gebrauch der Gebärde — ein verkehrtes und sinnloses Beginnen!



Links: „Puppe." — Rechts: „Kind."

Des kleinen Kindes „Gebärdenschatz" muß nun manchen Wandel über sich ergehen lassen. Doch ganz schmerzlos vollzieht sich das. In kindlicher Kameradschaft, beim Spiel und Hineinwachsen in die kindliche Anstaltsgemeinschaft wendet es fast unmerklich nach und nach die Zeichen an, die in diesem Kreise üblich sind. Denn im Laufe der Jahre und durch den Verkehr der vielen Taubstummen untereinander sind für viele Dinge und Begriffe feste Gebärden entstanden. „Fest" sind sie wenigstens, insoweit es sich um einen bestimmten Bezirk handelt. Es ist ähnlich wie mit den einzelnen Dialekten, innerhalb derer sich manche Verschiedenheiten zeigen, trotz der gemeinsamen Grundzüge.

Doch nun zu diesen Gebärden selbst, die auf Grund stiller Übereinkunft angewandt und weiter„vererbt" werden. Ganz allgemein ist eine Taubstummengebärde ein mit einer oder beiden Händen ausgeführtes Zeichen, das ein Wort unserer Sprache, oft auch einen ganzen Gedanken vertritt. In letzterem Falle tritt zu dem einfachen Zeichen noch ein erklärender, die ganze Stimmung widerspiegelnder mimischer Gesichtsausdruck. Ein Beispiel erläutert dies am besten: Sieh dir unter den Bildern das an, was die Gebärde „wahr" zeigt. Der Sinn dieser Gebärde, zu der nicht nur das Aufeinanderklatschen der Hände gehört, ist der, daß der Knabe seinem Gegenüber sagen will: „Es ist wirklich wahr! Da hast du gar nicht zu zweifeln!" Ganz anders würde der Gesichtsausdruck sein, wollte der Knabe etwa die Frage stellen: „Ist das auch wahr?" — Unter diese Gruppen fallen alle die Gebärden, die einen Seelenzustand des Redenden gleichzeitig mit „abbilden" und nicht nur Ausdruck für irgendein äußerliches Ding sind.



„Es ist wahr."

So erfordert auch die Gebärde „freundlich", „liebevoll", „gutgesinnt" (für all das wird die gleiche Gebärde gemacht) eine wirklich freundliche Miene, dazu eine Bewegung mit Daumen- und Handfläche in der Art, wie sie etwa ein Mann macht, der seinen Spitzbart streicht. Hierher gehören all die verschiedenen Gefühlsausdrucksgebärden, z. B. „wild" = das Aufbrausen ist durch das Aufwärtsstoßen der gespreizten Hände dargestellt; „ärgern" = eine Faust reibt die Magengegend im Kreise; „lügen" = der verschlossene Mund wird mit dem Zeigefinger beklopft; „frech" = Bestreichen des Kinnes mit Mittel- und Zeigefinger.



„Du bist frech."

Anders sind nun die Gebärden, die zur Bezeichnung von Gegenständen dienen. Man betrachte das Bild mit den beiden kleinen Mädchen. Die Gebärde für „Kind" greift einen wesentlichen Zustand auf, das Getragen- und Geschaukeltwerden. Die „Puppe" ist das Spielzeug, das, wie das Kind von der Mutter, getragen wird. Der „Reiter" wird so dargestellt, daß auf dem Zeigefinger der einen Hand (das Pferd veranschaulichend) die andere Hand so wie ein Reiter auffitzt, d. h. die Beine (Zeige- und Mittelfinger) auseinanderspreizend. Hier werden also einzelne Zustandsformen dargestellt, um den ganzen Gegenstand zu bezeichnen. In anderen Fällen wieder werden auffallende Eigenheiten des zu bezeichnenden Gegenstandes durch eine Gebärde dargestellt: Für „Kuh" die beiden Hörner; für „Affe" die vorstehende Unterkieferpartie (die Zunge unter die Unterlippe gedrückt!) und Kratzen in der Lendengegend; für „Esel" die beiden langen Ohren; für „Vogel" der Schnabel, d. h. Zeige- und Mittelfinger neben die Nase gehalten. Wenn es möglich ist, wird die Form des ganzen Gegenstandes dargestellt. Man sehe das Bild „Schmetterling" an. Ist diese Gebärde nicht ganz eindeutig? Von dieser Art sind auch die Gebärden für Flasche, Tisch, Teller, Tasse, Waschen, Schuhputzen, Kehren usw.

Eine weitere, größere Gruppe umschließt alle die Zeichen, die nicht ohne weiteres wesentliche Merkmale darstellen, oder wo diese Darstellung mehr oder weniger durch den Gebrauch „abgeschliffen" ist. Hierzu zählen zunächst die Gebärden für alle rein geistigen Dinge. Für die Begriffe „gut", „schön", „heilig", „traurig", „mutig", „schwach" usw. gibt es Handzeichen, die zunächst den Eindruck erwecken, als wären sie ganz willkürlich gewählt. Aber bei genauem Hinsehen lassen sie doch eine innere Verbindung mit dem Dargestellten erkennen. Der



„lieb." „Schmetterling." „freundlich."

In der Gebärdensprache der Taubstummen tritt an die Stelle des gesprochenen Wortes die Gebärde, die mit einer Hand oder mit beiden ausgeführt und durch einen mimischen Gesichtsausdruck unterstützt wird.



Blick auf Ochsenfurt am Main von Frickenhausen aus / Nach einer Radierung von Bernard Schumacher

(Aus dem Kunstantiquariat Arthur Merkel, Berlin)

Begriff „traurig“ sei als Beispiel herausgegriffen: er wird durch ein langsames Zufahren mit der wagerecht liegenden Faust auf die Brust dargestellt, wobei ein kurzer Druck mit dem Daumenrücken gegen die Brust ausgeübt und damit gewissermaßen das Wühlen des dort nagenden Schmerzes verkörpert wird.

Für solche geistige, unsichtbare Tatsachen verwendet man Zeichen, wie sie für die jenen ähnelnden Vorgänge der sichtbaren Welt üblich sind; z. B. wird „etwas erfassen“ „etwas verstehen“ so gegeben, als ob ein Gegenstand fest ergriffen, „vergessen“ so, als ob man etwas von der Stirn wegwische. Bei all diesen letztgenannten Arten stehen wir schon auf der Brücke, die von den natürlichen zu den künstlichen Gebärden hinüberführt. Als künstliche bezeichnen wir eben die Gebärden, die rein durch Übereinkunft „gebildet“ worden sind. Hierher gehören insbesondere all die Zeichen, die unsere Fragewörter „wie“ „warum“ „wieviel“ wann“ usw. und all die Gedanken verbindenden Wörtchen, wie „und“, „mit“, „ob“, „weil“, „in“, „unter“ usw. vertreten.

Bevor wir uns das geläufige „Satzsprechen“ betrachten, ist noch eine wichtige Tatsache hervorzuheben. Im Laufe der Zeit und aus dem Streben heraus, die Gebärdensprache möglichst flüssig und geläufig zu gestalten, sind viele Zeichen vereinfacht worden. Das geht oft so weit, daß die ursprüngliche Form und damit meist der Zusammenhang mit dem Bezeichneten nicht mehr ohne weiteres zu erkennen ist. Ein Beispiel dafür ist die Gebärde für „Pferd“. Ursprünglich wurde die Bewegung dargestellt, die der Reiter mit der Hand beim Zügelhalten ausführt. Im Laufe der Zeit wurde diese Bewegung so abgeschliffen, daß heute nur noch ein Stoßen mit dem Daumen (bei geballter Faust) gegen die Brust übriggeblieben ist. Bei der Gebärde für „Schrank“ wurden früher mit den flach nebeneinanderliegenden Händen die vielen Fächer veranschaulicht; heute genügt, um dasselbe zu bezeichnen, ein einmaliges Zusammenschlagen der flach gehaltenen Hände mit den Zeigefingern.

Von einem festgelegten Satzbau der Gebärdensprache zu reden, ist nicht möglich, da für die Stellung des „Wortes“ im Satz ganz und gar das eigene Empfinden, die Bedeutung des Ausgedrückten maßgebend ist. Will z. B. ein Taubstummer durch Gebärden das „sagen“, was wir in die Worte kleiden: „Ich war gestern mit meinem Bruder in H. Aber da hat uns unterwegs ein Unwetter überrascht. Wir sind abends vollständig durchnäßt heimgekommen“, so macht er der Reihe nach folgende Gebärden: „Gestern Bruder mein ich nach H. Laufen sehr regnen. Sehr naß zu Hause.“ So können wir das „Gebärdenreden“ des Taubstummen am besten als ein „Gebärdegeben in der Ereignisfolge ohne Bindeglieder“ bezeichnen. — Daß hierbei Mißverständnissen Tür und Tor geöffnet ist, leuchtet wohl ein. Oft muß deshalb eine Sache mehrfach umschrieben werden. Und noch aus einem anderen Grunde ist dies nötig: Viele Gebärden haben eine verschiedene Bedeutung. So besagt eine Bewegung mit dem rechten Zeige- und Mittelfinger auf der Flachseite der gleichen Finger der linken Hand wie beim Abschneiden sowohl „Messer“ als auch „schneiden“, „abschneiden“, „zerschneiden“, „geschnitten“, „Schnitt“ und auch „scharf“. Das gleiche gilt von vielen anderen Gebärden.

Natürlich hat die Schulung der Taubstummen es mit sich gebracht, daß auch für all die kleinen „Hilfswörtchen“ unserer normalen Satzsprache Gebärden vorhanden sind. Die werden aber bei der Umgangsgebärde nie verwendet. Sie treten nur da in die Erscheinung, wo von einem hörenden Lehrer oder Geistlichen in unserer Lautsprache zu einem Kreise gesprochen wird, dem Hörende und Taube angegliedert sind. Hier begleitet der Redner vielfach jedes seiner Worte mit der ihm zukommenden Gebärde.

Zum stillen Überdenken des hier im Zusammenhang Gesagten seien noch die Gebärden für einige Dinge aus der Umgebung wohl jedes Lesers kurz skizziert. Am interessantesten sind dabei die, denen man ihren Zusammenhang mit dem Bezeichneten nicht ohne weiteres ansieht.

Haus: Die Hände wie ein Dach aneinandergehalten und dann, gleichsam wie das Haus bestreichend, nach unten fahrend.

Blume: Die Handstellung, in der man einen Strauß hält — und so die Hand bis an die Nase bewegen.

Keller: Eine Hand flach halten, mit der anderen schiebend darunterfahren.

Wurst: Man fährt gleichsam an der Rundung einer Bratwurst mit beiden Händen herum.

Husten: Zeigefinger seitlich an den Hals setzen und Arm auf und abwärts bewegen.

Arzt: Mit dem Zeigefinger (gekrümmt) der rechten Hand auf den Handrücken der linken tupfen.

Bier: Linke Faust aufrecht, mit der rechten hammerähnlich daraufschlagen.

Holz: Beide Hände flach in senkrechter Richtung aneinander vorbeischlagen, so daß sich die Handteller berühren.

Schnupfen: Bewegung des Ausschnaubens (Daumen- und Zeigefinger).

Glas: Auf dem flachen linken Handteller mit dem kleinen Finger der senkrecht gehaltenen rechten Hand von der Handwurzel bis zur Spitze des Mittelfingers vorfahren.

FIGARO IM SPOTTBILD

VON HOFRAT Dr. ANTON KLIMA

Der Balbierer.



Ich bin beruffen allenthalbn/
Kan machen viel heilsamer Salbn/
Frisch Wunden zu heyln mit Gnaden/
Dergleich Beinbrüch vnd alt Schaden/
Frantzosen heyln/den Staren stechn/
Den Brandt leschen vnd Zän außbrechn/
Dergleich Balbiern / Zwagen vnd Schern/
Auch Aderlassen thu ich gern.
D iij

Der Balbierer. Holzschnitt aus Jost Ammans „Beschreibung aller Stände“. Text von Hans Sachs. (Frankfurt, 1568.)

Als Beaumarchais im Jahre 1775 im „Theatre français“ den Parisern zum ersten Male seinen „Barbier von Sevilla“ vorführte, dem er neun Jahre später die „Hochzeit des Figaro“ folgen ließ, da ahnte er wohl nicht, daß er in der Gestalt des Titelhelden beider Komödien eine unsterbliche Gestalt geschaffen habe. Die beispiellose Popularität des lustigen Gesellen hat allerdings erst mit dem nachhaltigen Erfolge der gleichnamigen Meisterwerke Mozarts (1785) und Rossinis (1816) ihren Höhepunkt erreicht, deren Textbücher sich szenisch und beinahe auch wörtlich an die so berühmt gewordenen Originale Beaumarchais' gehalten haben. Erst viele Jahre später hat Peter Cornelius in seinem köstlichen „Barbier von Bagdad“ dem romanischen Springinsfeld seinen ergötzlich umständlichen morgenländischen Kollegen an die Seite gestellt, dessen Urbild er der Märchensammlung „Tausendundeine Nacht“ entnommen hatte.

Seit Beaumarchais gilt Figaro — der Name stammt von dem spanischen Worte Picaro (Schelm, Gauner) — als der Typus des gegen Geld und gute Worte stets dienst- und hilfsbereiten, jederzeit zu tollen Streichen aller Art aufgelegten Tausendsassas, der aber seinen Beruf, die Menschen in ihrem Äußern zu verschönern, verteufelt ernst nimmt und dabei als trefflicher Menschenkenner stets eine lustige Miene zur Schau trägt. Immer darauf bedacht, seine P. T. Kunden bei guter Laune zu erhalten, verwendet er seine Lustigkeit als harmlosen Geschäftstrick, den nur unheilbar Griesgrämige übelnehmen werden. Um den Kunden das nicht sehr angenehme Verweilen in seiner kleinen Stube so erträglich wie möglich zu machen, tischt er ihnen, sobald er die Behandlung begonnen hat, stets die allerletzten Neuigkeiten auf, über die er gerade verfügt, und nur selten mißlingt ihm der Versuch, ein angeregtes Gespräch zu entfachen, das ihm mitunter auch wieder neues Material für die Unterhaltung der später an die Reihe Kommenden liefert. Diese primitive Art der Verbreitung interessanter Neuigkeiten durch die Barbierstuben ist sicherlich der Grund gewesen, weshalb das bekannte Pariser Boulevardblatt „Le Figaro“, das seinen Ruf vor allem durch die geschickte Aufmachung von allerlei politischem und gesellschaftlichem



Der Barbier.
Holländisches Schwarzkunstblatt von Jan Gole (1660—1737) nach Cornelius Dusart.

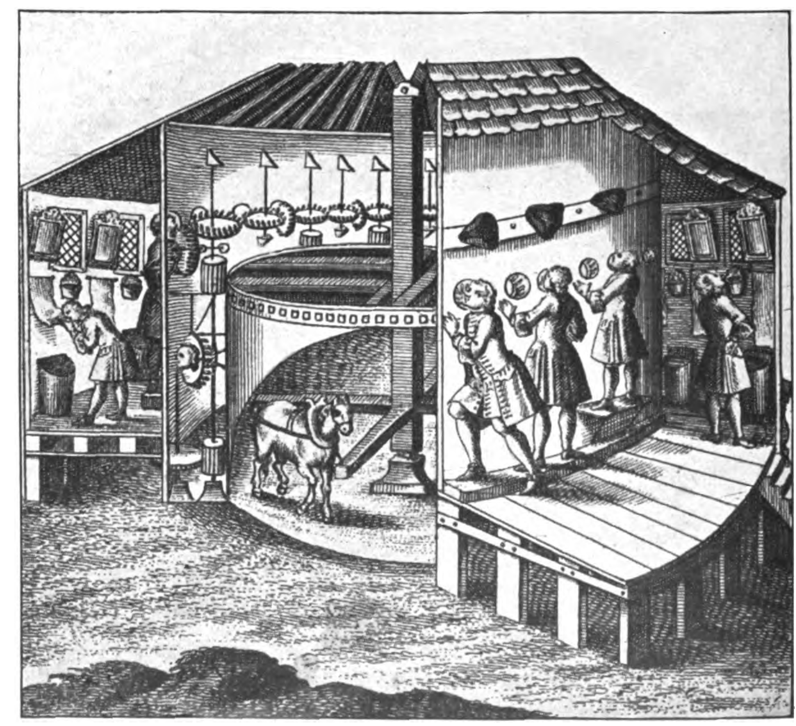


In der Bader-Chirurgenstube. Italienischer Kupferstich nach einem flämischen Meister. (17. Jahrhundert.)

Klatsch und Tratsch begründet hat, sich seinen originellen Titel bei dem geschwätzigen Gesellen geholt hat. Auch die Titel mehrerer Witzblätter (Dorfbarbier, Wiener „Figaro“) sind gewiß auf diesen Umstand zurückzuführen.

Wo eine große Popularität vorliegt, da stellt sich auch der Spott regelmäßig ein, und wir finden daher, daß sich die Satire mit der Person des Barbiers und mit der Ausübung seines Gewerbes zu allen Zeiten recht lebhaft beschäftigt hat. Auch gibt es nur wenige Berufszweige, die im Laufe der Jahrhunderte so mannigfaltigen Wandlungen unterworfen waren wie das Barbiergewerbe.

Bis in die neuere Zeit hinein hatte sich z. B. der Barbier neben dem einfachen Haarschneiden und Rasieren als „Bader“ mit Verrichtungen zu befassen, die zu der sog. „niederen“ Chirurgie gezählt wurden. Er besorgte namentlich in früheren Jahrhunderten das Schröpfen und Aderlassen, schnitt Hühneraugen, zog Zähne, verabreichte Klistiere und hatte ständig allerlei Haus- und Geheimmittelchen auf Lager. Daß es bei dem Tiefstande des damaligen medizinischen Wissens dabei ohne Scharlatanerie und Quacksalberei



Die automatische Rasierstube des Engländers Hallezius. Kupferstich aus dem Jahre 1753.

nicht abging, war nur zu begreiflich, und deshalb erfreuten sich auch Bader und Balbierer in den früheren Jahrhunderten keines besonders guten Leumundes.

Neben seinen medizinisch-chirurgischen Funktionen erwuchsen aber dem Barbier im Laufe der Zeiten dank den Launen der Göttin Mode neue,

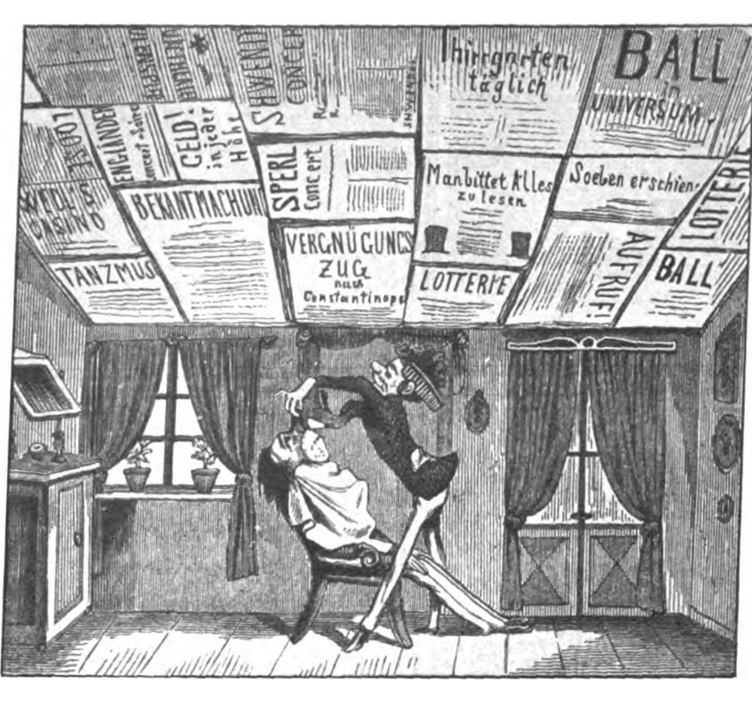


Figaro als Architekt. Anonyme Karikatur. (Paris, um 1785.)

Der Beruf des Barbiers im Spiegel humoristischer Bilddarstellung.

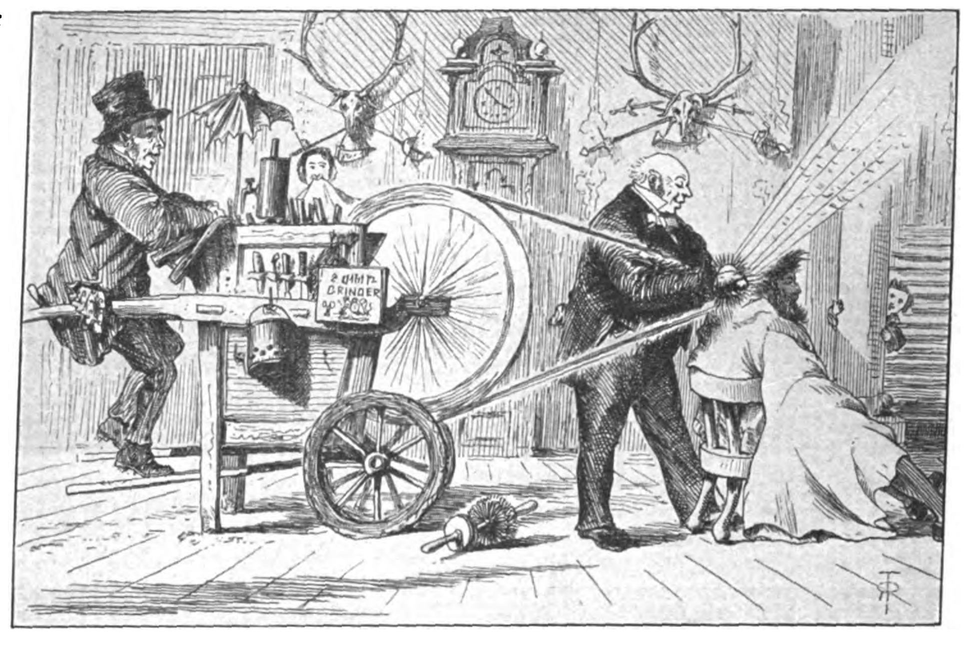


Figaro als Professor der Frisierkunst. Satirisches Blatt von L. Th. Debucourt. (Ende des 18. Jahrhunderts.)



Praktische Reklame für Barbierstuben. (Wiener „Kikeriki", 1865.)

höhere Aufgaben. Man denke nur an die Zeiten der Allonge- und Staatsperücken des 17. und 18. Jahrhunderts und insbesondere an die gigantischen und erschreckend phantastischen Haartrachten der Damen während der Zeit vor dem Ausbruche der großen Französischen Revolution im Jahre 1789. Da war es denn kein Wunder, daß die kühnen Schöpfer solcher Bauwerke als Künstler und — Architekten gefeiert und ebenso verspottet wurden. Auch die uns heute so völlig unbegreifliche Mode des 18. Jahrhunderts, das Zöpfetragen der Männer — eine Mode, die bekanntlich von Preußen aus sogar in allen Heeren Europas Eingang fand — eröffnete der Zunft der Barbiere und Friseure ein reiches Feld der Betätigung. Mit der Französischen Revolution verschwanden dann alle die großen Frisuren der Frauen und Männer, und damit hat auch die „klassische" Zeit der Haarkünstler, der sogar eine kunstgeschichtliche Epoche (Zopf- oder Perückenstil) ihren Namen verdankt, das verdiente Ende gefunden.

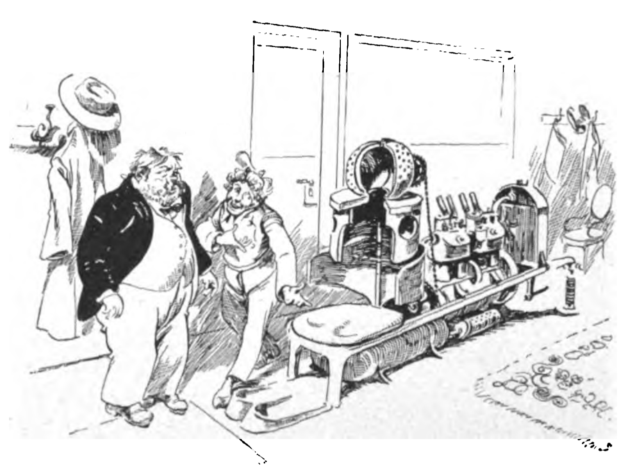


Die Einführung maschineller Haarbürsten auf dem Lande. („Punch", 1864.)

Die Gegenwart hat das moderne Barbier- und Friseurgewerbe endgültig seines schon recht zerschlissenen chirurgischen Mäntelchens entkleidet. Der Figaro von heute verrichtet dank den strengen behördlichen Vorschriften in einer peinlich reinen Stube mit hygienisch einwandfreien Hilfsmitteln seine Arbeit. Er ist nicht mehr der geschwätzige Geselle von einst, er respektiert die Eigenart jedes Kunden und reicht ihm wortlos eine Zeitung oder das unvermeidliche Witzblatt, wenn er merkt, daß sein Gespräch über Wetter und Zeitläufte nicht erwünscht ist. Angesichts der ernsten Miene, die der Figaro von heute aufgesetzt hat — sie entspricht so ganz dem geschäftigen Hasten unserer Zeit, die den Aufenthalt in der Barbierstube bloß als eine unerwünschte Störung im Alltagsgetriebe empfindet — ist auch die moderne Satire recht einsilbig geworden. Die typischen Figuren der Witzblätter aus dem vorigen Jahrhundert: der Lehrjunge, dem der Meister nur die Kunden anvertraut, die weniger zahlungskräftig und daher auch weniger anspruchsvoll sind, der geschniegelte, immer verliebte Barbiergeselle mit dem hochgekräuselten Kopfhaar und selbst der Dorfbarbier, der seine Kunden mit rustikaler Derbheit behandelt und als Chirurg immer Blut fließen sehen muß — sie alle sind heimgegangen in jene Gefilde, wo sie mit den übrigen Repräsentanten des anspruchslosen Spießerhumors von ehedem ein Wiedersehen gefeiert haben.

Bemerkenswert ist übrigens, daß die großen technischen Fortschritte unserer Zeit nur in sehr bescheidenem Umfange in das Metier Figaros Eingang gefunden haben. Das liegt wohl daran, daß die streng individuelle Behandlung jedes einzelnen Kunden eine weitgehende Mechanisierung des Barbierbetriebes nicht gestattet. Mit diesem Probleme beschäftigt sich auch die Satire der Gegenwart mitunter in recht gelungener Weise, doch finden sich Ansätze hierzu schon in außerordentlich früher Zeit. Eine besonders merkwürdige Darstellung des 18. Jahrhunderts zeigt uns eine automatische Rasierstube mit der heute so modernen Devise „Bediene dich selbst". Die motorische Kraft ist ganz im Sinne der damaligen Zeit ein Pferd, das einen Göpel treibt, dessen Welle die Kreisbewegung auf mehrere vertikale Zahnräder überträgt. An der Achse eines jeden Zahngetriebes ist ein Ring mit zentrisch angeordneten federnden Rasiermessern aufgekeilt. Die Ringe rotieren an der inneren Mantelfläche eines zylindrischen Gehäuses, in dessen kreisrunde Löcher die Kunden ihre Wangen zum Rasieren hinhalten. Die Idee war englischen Ursprungs und angeblich ernsthaft gedacht. Aber schon von zeitgenössischer deutscher Seite wurde sie als eine nur humoristisch wirkende Utopie verspottet, denn es war schon damals klar, daß kein Rasierbedürftiger seinen Kopf einer Maschine anvertrauen werde, deren Eigentümer eine Garantie für die Unversehrtheit von Nasen und Ohren der Kunden wohl schwerlich übernehmen kann.

Mögen die Techniker noch so viele Berufe und ihre Hilfskräfte in der Zukunft durch neue Erfindungen entbehrlich machen, Figaro und die Seinen können ruhig sein; für ihre gesicherte Zukunft sorgen unsere unaustilgbare Bequemlichkeit und die ewig herrschende Göttin — Mode.





Der Friseur mit Motorbetrieb. Karikatur von Schaberschul. („Motor", 1913.)

Der Beruf des Barbiers im Spiegel humoristischer Bilddarstellung.

Friesenhochzeit auf der westdänischen Insel Fanö / Nach einem Gemälde von Prof. August Wilckens



Im Waldesschatten / Nach einem Gemälde von Max Mayrshofer

Sylvias Entzauberung

Novelle von Erich Karl Schmidt

(1. Fortsetzung.)

Nun steht Sylvia, schlank und gereckt, vor Sartorius und sieht ihn mit ihren klaren, ruhigen Augen an.

„Bist du mir immer treu gewesen, Sylvia? Hat dich kein Mann geküßt?"

„Nein doch, nein, wie du fragst!" ruft Sylvia, erschreckt lächelnd.

Aber erst muß Sylvia schwören; sie, die in Sartorius' Abwesenheit nur von den heiligsten Vorsätzen erfüllt war, sie muß bei ihrem Leben schwören, daß sie ihm in allem treu gewesen. Doch sie denkt dabei: Wie närrisch die Männer sind, die alten und die jungen! Sie werden von unzuverlässigen Frauen betrogen — und glauben fest an deren Treue. Sie haben die treuesten Frauen — und vertrauen ihnen nicht.

„Jetzt mußt du gleich ins Bett", sagt sie energisch. „Ich bereite Tee und hülle dich warm ein."

Sartorius scheint kindhaft mild zu werden. Er läßt sich beim Ausziehen helfen und läßt sich einpacken, schluckt brav den Tee und ißt ein paar Zwiebäcke dazu.

„Wirst du bei mir bleiben, Sylvia?" fragt er aus den Kissen des breiten Bettes heraus.

„Ja, ich bleibe bei dir, bis du gesund bist", sagt Sylvia. Aber da bemerkt sie, daß sein Gesicht ganz weiß ist.

Seine großen gewölbten Augen blicken zur Decke, die Hände schweben zuweilen im Raum, als griffen sie nach unsichtbaren Gestalten. Als Sylvia ihm nahe kommt, erschreckt, entsetzt, haben die Hände ein Ziel und umklammern sie fest.

„Komm zu mir, Sylvia, ganz dicht, damit ich dich fühle. Ich friere."

Sylvia legt noch eine Decke über ihn. Sartorius scheint ihr fremd, ein alter Mann, den sie fliehen müsse.

Sie steht neben dem Bett, in dem hohen, weiten, todstillen Raum, nur die Ampel gießt ein unbestimmtes Licht durch ihre Poren. Sylvia sieht, wie der Kranke sich fröstelnd windet, wie seine Zähne zusammenschlagen. Sie möchte fliehen, den Diener oder die Haushälterin rufen und nach dem Arzt schicken, doch da ist der Anfall schon wieder vorbei, und Sartorius lächelt sie müde an, seine Lippen sind trocken und welk.

„Willst du gehen, Sylvia, den alten Knaben verlassen? Habe keine Angst, es ist schon vorüber."

Sylvias Hände knacken unter Sartorius' nervösen Griffen. Sie wird von Gefühlen zerfetzt, aber sie weiß, daß sie auch diese Stunde ertragen muß. Nie darf man fahnenflüchtig werden, wenn das Leben seine dunkle Seite zeigt.

„Natürlich bleibe ich bei dir", sagt sie tapfer und bestimmt, obwohl ihre Hände schmerzen. „Soll ich den Arzt rufen lassen? Sage mir, was ich tun soll."

„Nichts, nichts. Nur bei mir sein. Etwas Fieber, das bald vorübergeht. Ach, nun sehe ich auch die vielen Blumen in den Vasen. Wer hat die wohl hineingestellt?"

Er streichelt Sylvias Haare, ihre Schultern und beugt sich mühselig vor, um ihre Hände zu küssen. Sylvia ist ganz feierlich zumute.

Aber dann wirft Sartorius sich wieder in die Kissen zurück; er bebt. Die Decken drohen fortzukleiden. Sylvia hält sie mit beiden Händen fest; sie ergreift auch seine eiskalten Finger. Schließlich kommt sie auf den Gedanken, ihm Pulver zwischen die Lippen zu schütten. Sartorius wird wieder ruhiger, er flüstert:

„Dank, Sylvia, Dank." Und, kaum hörbar: „Du tapferes Mädchen ..."

Doch so tapfer ist Sylvia nicht. Sie denkt an ihren Vater, den sie sterben sah. Es ist noch nicht so lange her, als ihn zwei Schlaganfälle hintereinander trafen. Entsetzlich war sein lahmes, schiefes Gesicht, aus dem die guten Augen sie verzerrt ansahen, bis dann der Tod ihn erlöste. Aber auch damals hatte Sylvia alle Angst bezwungen, an seiner Seite ausgehalten, während die Mutter schluchzend im Nebenzimmer saß und nur zuweilen mit verweinten Augen durch die Tür blickte.

Daß das Leben Energie verlangt, hatte Sylvia früh kennengelernt.

Sartorius beginnt im Fieber röchelnd zu phantasieren, er streckt die Arme aus. Sekundenlang zögert Sylvia, weil sie fürchtet, in diesen Händen umzukommen, dann aber ergreift sie die zitternden Finger und drückt Sartorius mit ganzer Kraft in die Kissen zurück. Und nach einer Weile fängt er an leiser zu atmen. Sie legt sich, in ihren Kleidern, dicht neben ihn, damit er noch ruhiger werde, und endlich schläft er ein. Sie trocknet seine Stirn, will sich leise entfernen, um im Nebenzimmer auf dem Diwan zu schlafen, aber sooft sie sich bewegt, fühlt sie, wie der mächtige Kopf sich aufseufzend fester an ihre Schulter schmiegt.

Sylvia bleibt mit offenen Augen liegen, die Ampel wird fahl, der Morgen blickt grau durch die Spalten der Vorhänge.

*

Die Fieberwochen sind vorüber — welcher Beifall, als Sartorius sich wieder zum erstenmal auf der Bühne zeigt! Das Gewebe der Dichtung wird von den klatschenden Händen zerfetzt, auch Geschmackvolle finden es verständlich, daß man Sartorius nach so langer Abwesenheit enthusiastisch grüßt. Sylvia sitzt glücklich im Hintergrund ihrer Loge. Sie klatscht nicht, aber sie bemerkt, wie Sartorius mit schweifenden Augen in die Höhe blickt.

Das Spiel geht weiter, und Sartorius scheint wieder von dem strahlenden Genius erfaßt, der seine Darstellung so oft zu einem Blendwerk für die Zeitgenossen machte.

Sylvia hört seine Stimme, die werben und schmeicheln, die so ekstatisch aufbrausen kann, und sie ist glücklich, die Geliebte eines Mannes zu sein, an dem die Augen der Tausende wie festgeheftet hangen. Sie, nur sie weiß, wer eigentlich Sartorius heute ist.

Sie hörte, hinter einem Vorhang zitternd versteckt, in den Tagen seiner Rekonvaleszenz die Kollegen kommen. Die jungen und die alten Schauspielerinnen brachten Blumen; viele hatten einen girrenden Ton, wenn sie sprachen. Auch einige Damen der Gesellschaft ließen sich nicht mehr zurückweisen; es schuf Sartorius schließlich sogar ein wenig Abwechslung, in die heißerregten Augen verehrungsvoller Frauen zu blicken. Nein, wie schön sie sich gemacht hatten! Und ihre Ehemänner wußten kaum von diesen heimlichen Vormittagsbesuchen.

Sartorius lag gleich einem Kardinal auf seinem Paradebett. Er wußte, daß Sylvia fiebernd hinter dem Vorhang wartete, bis sie gingen, diese hysterischen Weiber. Was liebten sie an dem Schauspieler? Sie liebten seine Stimme, seine großen, imponierenden Augen, ach, vielleicht auch die gewölbten Schenkel in historischen Trikots, seinen Ruhm, die Glorie um seine Stirn, wenn der Scheinwerfer sie wie ein Schild entzündete — aber nur sie, Sylvia, kannte ihn ganz, liebte ihn, wie er war, mit seinem eisernen Willen zum Jungsein, mit der Sucht, die Gemüter aufzuwellen, wie Wind den Wasserspiegel rollen macht. Sie wußte nun auch, daß er in seinen trüben Stunden alt war, sinnlich und eifersüchtig, nach der Krankheit mehr als zuvor. Aber sie nahm das alles wie eine Fügung des Himmels hin. Sie war und blieb ihm ergeben, weil seine harte Männlichkeit sie von den unklaren Süchten ihrer Mädchenjahre entbunden hatte. —

Im letzten Akt geht Sylvia leise davon, nimmt an einer Straßenecke ein Auto und fährt vor den Bühnenausgang, um Sartorius abzuholen. Sie muß noch lange warten. Fast glaubt sie den Schall der Ovationen bis in den verschlossenen Wagen hinein zu hören. Es sammeln sich auch schon junge Leute vor der Bühnentür, Gesichter sind nahe an den halbverhängten Scheiben des Wagens. Sylvia macht sich ganz klein in ihrer Ecke, damit niemand sie sehe.

Erste Schauspieler verlassen das Haus, die Partnerin Sartorius' schlüpft zu ihrem vor Sylvias Wagen verhalten bebenden Automobil — da endlich sieht sie Sartorius, glücklich strahlend, erscheinen. Sie hört die immer dichter werdende Schar der jungen Menschen begeistert seinen Namen rufen. Wahrhaftig, Backfische heben im falben Licht einiger Laternen sein Bild empor, damit er seinen Namen daraufschreibe. Sartorius winkt und dankt und grüßt, aber seine Augen suchen das Automobil, in dem er Sylvia vermutet. Sie öffnet die Tür, und nun sehen die Nahestehenden eine schmale Hand in weißem Glacé sekundenlang im geheimnisvollen Dunkel des Wagens aufleuchten. Sartorius hat im Augenblick sein Ziel erkannt. Er bahnt sich lachend einen Weg durch die Schar der Enthusiasmierten, der Wagenschlag klappt.

„Gut, daß man nicht mehr Pferdedroschken braucht. Sie würden mir heute die Gäule ausspannen. Aber wie geht es meinem Kinde?"

Oh, Sylvia sieht lieblich aus. Die aschblonden Haare sprühen auf, wenn das Licht hinhuschender Kandelaber sie entzündet; der Abendmantel fällt am Knie weit auseinander, um ein duftendes Kleidgespinst zu enthüllen. Die Lippen sind ganz dunkel vor Röte, und der fliegende Atem läßt die halb enthüllte Brust verlockend schwellen. Sartorius muß die Hände senken, um einen Reflex auf den seidig gekreuzten Beinen einzufangen; er fühlt, daß sein Spiel auch die junge Geliebte mit heftigem Fieber erfüllte.

Ein ganzer Saal gerät in leise vibrierende Bewegung, als Sartorius neben Sylvia elastisch über die Läufer geht. Die Musik überfällt sie mit flirrenden Streichtönen; die Lampen und Lämpchen glühen aus allen Ecken, von der Decke und von den Tischen.

Sie sitzen mitten unter soupierenden Herren und Damen — welche Kontraste zwischen dem feierlichen Schwarz der Smokings und der blühend weißen Nacktheit enthüllter Rücken und Arme!

Sylvia spürt selbst, daß sie heute schön ist; kein Puder und keine Schminke braucht ihre helle Haut mit abendlichen Schmelzfarben zu bedecken — keine der Frauen ist jünger als sie.

Sylvia scheint die Jugend selbst. Die heimliche Erregung, die sie anfangs oft befiel, wenn sie sich den kreuzweise hinschießenden Blicken ausgesetzt fühlte, ist von ihr gewichen, ihre Gesten sind von sicherer

Anmut getragen, und alle ihre Schüchternheit ist längst entschwunden. Sie saugt die verstohlene Bewunderung aus unzähligen Augen wie ein betäubendes Narkotikum ein.

Auch Sartorius ist es schon so sehr gewohnt, sich mit seiner jungen Geliebten zu zeigen, daß ihn selbst die kühnen Blicke der Männer ringsumher kaum noch berühren.

Ein junger Kapellmeister von der Oper sitzt mit seiner Gattin am Nebentisch und macht sich allmählich bemerkbar. Sartorius grüßt mit winkender Hand, indes die Kellner sie tonlos umschweifen.

Als sie gegessen haben, kommt der Kapellmeister zu Sartorius und Sylvia herüber, läßt sich vorstellen und beginnt, seine Begeisterung in gedämpft ekstatische Worte zu kleiden.

„Wollen Sie uns nicht mit Ihrer Gattin bekannt machen?" sagt Sartorius nach einer Weile. Es ist dabei nicht zu erkennen, ob er die Aufforderung gern macht, denn noch immer wußte er zu verhüten, daß Sylvia durch ihn jüngere Männer kennenlernte.

Aber er glaubt, daß die beiden Gatten glücklich miteinander sind. Außerdem hat der große Erfolg des heutigen Abends Sartorius in eine Stimmung versetzt, die der Sekt noch verstärkte, in einen Überschwang und Übermut, der ihn auch den strahlendsten Nebenbuhler nicht mehr fürchten läßt.

So sitzen sie bald zusammen, und heitere Dialoge enden immer wieder in perlendem Gelächter der jungen Frauen.

Die Gattin des Musikers ist voll reizender Beweglichkeit des Geistes. Sie hat vor Sartorius durchaus nicht den Respekt verehrungsvoller Damen, nein, sie zieht ihn in ein humorvolles Gespräch über den Ruhm im allgemeinen und besonders jenen der Bühnenkünstler.

„Ovationen sind schön," meint sie lächelnd und kraust die Stirn zwischen dem wirren Gesprüh rotblonden Haares, „aber es müssen doch nicht gleich die Nähte an den Handschuhen platzen, wie ich es heute bei einer Nachbarin sah. Es gab hysterische Damen, die Ihren Namen nur noch röcheln konnten. So oft schrien sie ihn zur Rampe empor. Na, ich meine doch, daß man vor Begeisterung nicht gleich Handschuh und Kehle zu ramponieren braucht."

Sartorius lacht belustigt, und Sylvia sieht, daß seine Augen flimmernde Pupillen bekommen. Ist es ihm selbst bewußt, daß sein Stuhl ein wenig von ihrer Seite wegrückt, daß er sich zu der jungen Musikerfrau vorbeugt?

Nun, auch der Kapellmeister ist kein übler Gesellschafter. Er hat einen merkwürdig schrägen, zutraulichen Blick, und Sylvia fühlt, daß seine Augen abschweifen, sobald sie ihn nur nicht direkt anblickt.

Ob er seiner Frau wirklich gut ist? denkt Sylvia, während sie den Sekt auf ihren Lippen zerprickeln läßt und von einem zum andern blickt. Für Sartorius scheint sie ja überhaupt nicht mehr vorhanden zu sein; er hat eine rote Stirn, und seine Augen flimmern. Soll sie tun, was ihrer Artung kaum entspricht, und mit dem kleinen Kapellmeister flirten, damit Sartorius nicht ganz und gar vergißt, wie schön sie sich für diesen Abend gemacht hat? Und sie fühlt flüchtig das Untertauchen im Bade am Morgen, das Schlüpfen in die seidene Wäsche, und ihre Haare duften noch, von parfümierten Essenzen durchtränkt.

Der Kapellmeister sieht flüchtig zu seiner Frau, blickt Sylvia wieder anhaltend von der Seite an und macht ihr heimlich Komplimente über die irisierenden Goldfäden in ihrem aschblonden Haar.

Sylvia sagt lächelnd: „Ich glaube doch, daß diese ganz goldroten Haare noch schöner sind." Und sie weist mit einem flüchtigen Blick auf des Musikers Gattin.

Dabei bemerkt sie, daß Sartorius deren Hand ergriffen hat, um einen Stein im Ring zu betrachten... Wie lange er die schmalen weißen Finger hält!

Doch nun scheint es Sylvia, als würde ihr Lackschuh flüchtig berührt. Sie weiß nicht, wer es war, der sie anstieß, blickt momentlang unter den Tisch, indes sich der Kapellmeister schon entschuldigt. Aber so unauffällig sich auch die kleine Szene abspielte — Sartorius hat es doch bemerkt. Langsam legt er die schmale Hand der jungen Frau auf den Tisch und sieht Sylvia an.

Sie weiß im Augenblick nicht, ob sie unschuldige Augen machen soll, weil diese Berührung wirklich Zufall war, oder ob es besser wäre, ihn mit einem halb unsicheren Blick zu reizen, damit er wieder an ihr selbst Interesse nehme. Und wie in kleinem Trotz schiebt sie ein wenig die Unterlippe vor.

Da erkennt sie, wie die Adern auf Sartorius' Stirn sich unmerklich verdicken, wie seine Hände heftig zum Glase greifen.

Er trinkt ihnen allen zu, aber seine Augen sind über dem Kelchrand starr, beinahe drohend, in ihre Pupillen gerichtet.

Während die junge Frau die Geschichte ihres Ringes erzählt, anmutig wie zuvor, während Sartorius und Sylvia interessiert scheinen, ohne eigentlich zuzuhören, und der Musiker lächelnd die Stirn senkt, als zöge die Vergangenheit mit vertrauten Bildern an seinem Geiste vorbei, vollzieht sich doch in allen ein Umschwung der angeregten Stimmung, so daß die Erzählende mitten in einem Satze abbricht und, in komischer Gekränktheit, sagt:

„Es scheint ja alle tüchtig zu interessieren, was ich hier berichte. Man soll doch nie von sich selbst reden."

Sartorius widerspricht mit oratorischem Aufwand, Sylvia wirft ein „Aber gnädige Frau!" dazwischen, der Kapellmeister blickt schräg in ihre Gesichter.

Nach etlichen nicht mehr ganz herzhaften, um nicht zu sagen, erzwungenen Worten leert man die Sektgläser; die Damen hüllen in der Garderobe ihre helle Pracht in dunkle Pelze ein, während die Herren schweigsam warten. Automobile tragen sie, nach akzentuierter Verabschiedung, in verschiedenen Richtungen davon...

„Warum bist du so still?" fragt Sylvia, indes der Wagen wieder gleich einem Flugzeug durch nächtliche Straßen zu schwirren scheint.

Schweigen.

„Warum gibst du mir keine Antwort, Liebster?"

Sartorius blickt starr vor sich hin, als Sylvia in flüchtigem Laternenlicht seine Augen sieht.

Sie versucht es, da noch der Wein in ihrem Blute glüht, mit einer kleinen Verlockung: sie legt die Beine auf das gegenüberliegende Polster, so daß der Pelz sie enthüllt. Bei jeder Laterne sieht sie selbst die fleischhellen Seidenfäden aufblitzen. Doch Sartorius scheint nichts zu bemerken.

Der Wagen hält, Sylvia schlüpft die Stufen empor, bleibt plötzlich stehen, so daß Sartorius sie nun in ihrem ganzen Reiz erkennen muß. Sie würde sich willenlos fallen lassen, wenn er sie nur an der Schulter berührte — doch Sartorius geht schweigsam vorbei.

Der Diener erscheint mit verschlafenen Augen und weicht, wie immer, wenn er Sylvia in des Herrn Begleitung sieht, stumm zurück. Sartorius knipst das Licht in seinem Zimmer an, als sie beide eingetreten sind, und scheint sich um Sylvia gar nicht zu kümmern.

Tonlos wandert er auf dem Teppich auf und ab, während Sylvia, unsagbar im Reiz ihrer jungen Schönheit, die niemand sehen will, sich auf einen Stuhl niederläßt, der dicht neben dem Türpfosten steht.

Nach einer Weile spricht sie ganz leise vor sich hin:

„Warum hat man mich denn mitgenommen? Was habe ich denn nur getan?"

Da bleibt Sartorius plötzlich vor ihr stehen:

„Glaubst du, ich habe dein kokettes Spiel mit dem Musiker nicht bemerkt?"

„Ich habe doch gar nicht mit ihm kokettiert."

„Oh, ich sah, wie er deinen Fuß berührte, du bist ja erschrocken zusammengezuckt."

„Das war Zufall, wir hatten beide keine Ahnung, wer den anderen berührte. Außerdem hat er sich sofort entschuldigt."

„Nimmst du ihn noch in Schutz? Wer weiß, was alles er dir zugeflüstert hat. Es fehlte nicht viel, und er hätte dir noch die Knie gestreichelt."

„Aber wie ungerecht du bist. Wer hat mit der jungen Frau ganz offensichtlich geflirtet? Wer? Das warst du! Ich ließ mir nicht das geringste zuschulden kommen!"

Sartorius nimmt eine ganz überlegene Miene an.

„Wenn ich mich für die Dame zu interessieren schien, so war es nur, um dich zu beobachten. Ich wollte sehen, ob du dem jungen Kapellmeister gegenüber kühl bleiben würdest. Du hast die Probe schlecht bestanden."

Sylvia erhebt sich rasch, um Sartorius zu umarmen; sie ist sehr müde und möchte schlafen, denn es muß wohl bald die dritte Morgenstunde schlagen.

Aber Sartorius stößt sie zurück, als wäre sie unrein, als hätten sie, beim Zusammensein mit dem Musiker, unkeusche Gedanken ganz und gar besudelt.

Sylvia torkelt zu ihrem Stuhl an der Tür zurück.

„So laß mich doch nach Hause gehen, wenn du mich nicht magst", schluchzt sie wie ein kleines Mädchen.

„Damit du morgen mit ihm zusammentreffen kannst, nicht wahr? Nein, du bleibst hier!"

Sartorius spricht ganz sinnlose Worte. Weiß er, wie töricht er redet? Er fühlt sich seit der Krankheit nicht mehr so stark wie früher, er braucht Anreize, um sich aufzupeitschen; seine Leidenschaft muß zu unreinen Mitteln greifen, um die Phantasie durch eifersüchtige Wallungen zu entfachen. In manchen Nächten faßt ihn eine Sucht, Sylvia zu quälen. Beinahe haßt er sie. Er haßt ihre Jugend, den frischen Atem ihres schlafenden Mundes, die elastische Haut ihrer Glieder. Er fühlt das Alter nahen und weiß, daß er Sylvia, die letzte leidenschaftlich Geliebte, nicht lange mehr wird halten können.

In seinen Gedanken sieht er sie in den Armen eines jungen Mannes, der sie in die Glut von Ekstasen stürzt. Noch ahnt die Junge kaum, wie die Liebe eines Jünglings sie entzünden würde. Aber Sartorius fühlt den Tag mit Entsetzen nahen.

Sylvia sitzt mit gesenkten Augen auf ihrem Stuhl, sie scheint vor Müdigkeit zu schwanken. Sie hält den Mantel mit verschränkten Armen fest. Nur die Schuhe und ein Teil der Strümpfe lugen unter dem Pelzrand hervor.

„Willst du den Mantel nicht ablegen?" sagt Sartorius heiser zu ihr.

„Nur, wenn du wieder gut bist. Ich habe doch gar nichts getan", stammelt Sylvia wie im Schlaf.

Aber als sich Sartorius ihr nähert, steht sie auf und läßt sich den Pelz von den nackten Schultern heben. Doch ihre bittenden Augen rühren Sartorius nicht. Er blickt an ihren Armen, an den kindlich-schmalen Hüften nieder und sieht auf die glänzenden Haare herab. Verlangen und Mißtrauen stoßen in ihm steinhart zusammen.

(Schluß folgt.)



Wissen und Leben

Influenza (Grippe) und ihre Erscheinungen im Munde. Die Influenza oder Grippe ist eine epidemische Erkrankung von großer Ausbreitung. Mit Sicherheit läßt sie sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. So brach 1510 in Malta eine Epidemie aus, die ganz Europa überzog. Im Jahre 1557 kam über Europa wieder eine schwere Epidemie, 1580 über Asien, Europa und Afrika. Im 17. wie 18. Jahrhundert zogen viele Epidemien über Europa hinweg, und im 19. Jahrhundert gingen die Epidemien von 1831 und 1836 von Rußland aus. Die Epidemien von 1857/58 und 1874/75 waren in der ganzen Welt ausgebreitet. Eine sehr schwere Epidemie verbreitete sich 1889/90 von Sibirien aus über Europa und Amerika. Die letzte Epidemie, 1918/19, nahm von Spanien ihren Ausgang. Während große Epidemien alle 20 bis 30 Jahre auftreten, zeigen sich viele kleinere Epidemien bald hier, bald dort. Diese gewöhnliche Grippe wählt sich meist die unfreundliche Übergangszeit vom Winter zum Frühjahr und vom Herbst zum Winter. Mit der Entdeckung des Influenzabazillus durch Richard Pfeiffer 1892 schien die Ursache der Erkrankung geklärt. Jedoch haben bei der letzten großen Epidemie die bakteriologischen Untersuchungen ganz verschiedene Resultate gegeben, so daß bis heute die Frage bezüglich des Erregers nicht geklärt ist. Teilweise wird ein filtrierbarer Virus angenommen. Andere Autoren sprechen dem Influenzabazillus nur die Rolle eines Begleitbakteriums zu. Der Influenzaerreger schafft, wie die klinische Beobachtung lehrt, eine Disposition für eine Sekundärinfektion durch die Eitererreger Strepto- und Staphylokokken und durch die Erreger der Lungenentzündung (Pneumokokken). Einfache, leichte Schleimhautinfektionen gehören zum Wesen der Erkrankung, während die schweren Formen durch neu hinzutretende pathogene Bakterien ausgelöst werden. Manche Komplikation kann zum Tode führen, so vor allem die Lungenentzündung (Pneumonie) und die Gehirnentzündung (Encephalitis). Vor dem eigentlichen Ausbruch der Krankheit fühlt sich der Befallene matt und schwach. Dann setzt die Krankheit unvermittelt meist mit Fieber ein, und es treten örtliche Erscheinungen auf in Form von Schleimhautkatarrhen der Atmungsorgane, seltener des Magen- und Darm-Kanals, wie auch eine ausgesprochene infektiöse Allgemeinerkrankung, die sich in Körperschwäche, Kopf-, Augen- und Gliederschmerzen äußert. Der Influenzavirus verschont aber kein Gewebe und ruft daher auch in der Mundhöhle an der Schleimhaut wie am Zahn- und Kiefersystem Erscheinungen hervor. An der Schleimhaut der Lippen und Wangen, des Gaumens, der Gaumenbogen und der Zunge zeigt sich die Influenza in Form einfacher katarrhalischer Prozesse (Stomatitis gripalis) bis zum geschwürigen Zerfall als Folge von Gefäßschädigungen. Der weiche Gaumen, die Gaumenbogen und das Zäpfchen sind geschwollen und lebhaft gerötet. Der harte Gaumen wird von der Entzündung nicht heimgesucht und hebt sich daher deutlich ab; es entsteht so der charakteristische „Influenzagaumen". Das Zahnfleisch zeigt Schwellung, Rötung, Schmerzempfindlichkeit und Neigung zu Blutung bei geringster Berührung. Zerfällt die Schleimhaut geschwürig, so werden häufig die Zahnfleischpapillen mitzerstört, und es kommt dann leicht zur Zahnfacheiterung (Paradentitis), die infolge der Zerstörung des Halteapparats allmählich zur Lockerung der Zähne führt. Typisch sind auch die Veränderungen an der Zunge bei akuter wie chronischer Influenza. An der geröteten Spitze treten die Papillen deutlich hervor. Diese krankhafte Veränderung geht mit einer abnormen Empfindlichkeit der Zungenspitze bei Berührung einher. Der übrige Zungenrücken ist meist grauweißlich belegt. Diese Schleimhautveränderungen, die fast immer zur Grippe gehören, erschweren das Sprechen und vor allem die Kautätigkeit und den Schluckakt. Die Ernährung ist also schlecht, und somit wird auch die Widerstandskraft des Körpers bedeutend herabgesetzt. Dazu kommt oft eine Verminderung des Speichels. Der Mund wird trocken, die Selbstreinigung ist bedeutend herabgesetzt, und es tritt ein lästiges brennendes Gefühl auf. Während des Verlaufes oder als Folgeerscheinung der Grippeerkrankung treten auch oft im Bereich des Ober- und Unterkiefers (V. Gehirnnerv, Trigeminus) Schmerzen auf. Kommen die Schmerzen blitzartig auf einer Seite, verschwinden bald wieder, zeigen sich aber nach längerer oder kürzerer Zeit wieder, dann handelt es sich um eine Neuralgie, deren Ursache in einer organischen krankhaften Veränderung des Nerven zu suchen ist. Hingegen sprechen auch oft blitzartig auftretende, aber längere Zeit bestehende Schmerzen für neuralgieforme Gesichtsschmerzen, die zurückzuführen sind auf eine Reizung des Nerven, hervorgerufen durch Erkrankung der Zähne oder der Oberkieferhöhle. Die klinische Beobachtung hat nämlich gezeigt, daß vor allen anderen Krankheiten die Influenza einen speziellen Einfluß auf die Zähne ausübt. Guido Fischer konnte beobachten, daß Personen mit kräftigem Gebiß, die sich lange Zeit ihrer gesunden Mundhöhle erfreuen durften, nach erlittener Influenzaerkrankung eine auffällige Verschlechterung ihres Gebisses darboten. So kann das Zahnmark (Pulpa) auf dem Wege der Blutbahn infiziert werden und die Erscheinungen einer akuten Zahnmarkentzündung (Pulpitis) hervorrufen, oder manchmal zerfällt das Zahnmarkgewebe vollständig ohne subjektive Beschwerden. Im letzten Fall kann sekundär die Wurzelhaut infiziert werden, und es kommt dann zu einer schmerzhaften Wurzelhautentzündung (Periodontitis). Siedeln sich die pathogenen Erreger im Kieferknochen selbst an, so führt dies oft zur Entzündung des Knochenmarks (Osteomyelitis) oder zu einer Knochenbeinhautentzündung (Periostitis). Die allgemeine Verminderung der Abwehrkraft und des Gewebeschutzes bei Influenza ruft Veränderungen im biologischen Gleichgewicht des Organismus hervor, die auch im Bereich des Zahnsystems zur Geltung kommen. So können vorhandene chronische, latente Erkrankungen in der Umgebung der Wurzelspitze wieder akut werden, wenn auch nicht hochgradig. Derartige Infektionsherde beeinflussen bei Gesunden den allgemeinen Zustand gar nicht oder nur unbedeutend, da der Körper die toxischen Einwirkungen durch Kompensationen auszugleichen sucht. Sie können aber zu eitriger Lymphdrüsenentzündung und in schweren Fällen auch zu einer Knochenmarkseiterung führen. Die Ausführungen zeigen, daß die Grippe kein Gewebe oder Organ der Mundhöhle verschont. Manch schwere Komplikation kann vermieden werden durch gründliche Sanierung der Mundhöhle und bei Ausbruch einer Influenza durch gründliche Reinhaltung des Mundes.

Dr. Karl Frz. Hoffmann, München.

Der Geruch der Erde. Wodurch entsteht er? Die Frage wurde lebendig, als der forschende Geist des Menschen, der Geheimnisse der Natur enthüllen möchte, lebendig wurde. An der Wende des vergangenen Jahrhunderts suchten ihn zwei französische Forscher, Berthelot und André, durch das Vorhandensein einer neutralen, mit Wasserdämpfen flüchtigen organischen Verbindung im Boden zu erklären. Sie stützten sich auf die Beobachtung, daß die taufeuchte Erde im Spätsommer und Herbst besonders stark den charakteristischen Geruch ausströmt. Ihre Vermutung bewahrheitete einige Jahre später Rullman, ein deutscher Forscher, der den Riechstoff tatsächlich in Form kleiner, das Licht doppelt brechender Kristalle in chemisch reiner Form erhielt. Ihm gelang es auch, den Erdgeruch auf biologische Ursachen zurückzuführen, indem er aus verschiedenen Erdböden ein Bakterium als Erzeuger des Riechstoffes isolierte, das er Cladothrix odorifer nannte (odorifer = Geruchträger). Wenn der Forscher sich auch botanisch irrte, wenn der Geruch bildende Organismus später auf Grund seiner morphologischen und biologischen Eigenschaften auch als Strahlenpilz erkannt wurde und den Namen Actinómyces odorifer erhielt, so schmälert es seinen Ruhm

nicht, der Natur als erster das Geheimnis entlockt zu haben. In jeder Ackererde, auf Gräsern, Stroh und Getreideähren finden wir die Strahlenpilze (Actinomyces), und ihre Kultur ist so einfach, daß sie auch dem Laien gelingt. — Wir füllen eine geräumige Glasschale zum Teil mit ausgeglühtem Sand, durchfeuchten diesen mit abgekochtem Wasser, feuchten dann einige Ähren und Grannen mit Wasser an und stecken sie in den nassen Sand. Die Schale bedecken wir mit einer doppelten Scheibe Filtrierpapier. Das Wachstum erfolgt am besten bei 22 bis 25 Grad Celsius; es genügt aber schon Zimmertemperatur, die interessanten Strahlenpilze zum Leben zu erwecken. Bereits nach einigen Tagen, spätestens nach einer Woche beobachtet man auf einigen Ähren kreidestaubähnliche Auflagerungen, die Kolonien von Strahlenpilzen. Impft man nun diese Actinomyces-Kolonien in etwas (0,5 v. H.) Glyzerin enthaltende künstliche Nährböden über, die reich an Kohlehydraten sind, so tritt unter günstigen Bedingungen schon nach fünf Tagen ein starkes Wachstum ein, verbunden mit intensivem Erdgeruch. — Wollen wir den Pilz als solchen näher studieren, einen tieferen Einblick in sein Leben gewinnen, so müssen wir natürlich das Mikroskop zu Hilfe nehmen und ihn auch unter verschiedenen Lebensbedingungen züchten. Es ist eine hochinteressante Erscheinung, daß sich auch auf Gelatinenährböden neben geruchlosen Kolonien Geruch erzeugende bilden. Wurden die geruchlosen Kolonien auf kohlehydratreiche Nährböden, wie sterilen Semmel- oder Erbsenbrei, übertragen, so trat wieder der Geruch der atmenden Erde ein. Dr. Hugo Kühl, Berlin.

Wie groß ist das Körpergewicht des Menschen? Die Frage nach dem Körpergewicht ist in der Zeit der Schlankheitsbestrebungen besonders aktuell. Aussehen und Schätzung täuschen oft. Nur die Wage gibt einwandfreie Auskunft. Am besten bewährt sich bei der Berechnung des normalen Körpergewichtes die Bezugnahme auf die Körpergröße. Natürlich spielt auch das Lebensalter dabei eine Rolle. Im höheren Alter findet normalerweise stärkere Fetteinlagerung statt. Höheres Gewicht ist daher mit steigendem Alter etwas durchaus Normales. — Aus dem Gewicht allein kann nicht auf den Gesundheitszustand eines Menschen geschlossen werden. Ein gleichaltriger, gleich großer Mensch braucht deswegen, weil er mehr wiegt, noch nicht kräftiger oder leistungsfähiger zu sein. Bei Tabellen handelt es sich immer nur um Durchschnittswerte. Wenn im Einzelfall der gefundene Wert von dem Tabellenwert abweicht, so darf das nicht beunruhigen. Zur ungefähren Feststellung, wieviel man wiegen soll, ist nach wie vor die alte Formel geeignet, die besagt: man solle so viele Kilogramm wiegen, wie die Körpergröße in Zentimetern über 1 m beträgt. Ein Mann von 1,70 m Größe soll danach also rund 70 Kilogramm wiegen. Bei Frauen ist das Durchschnittsgewicht etwas geringer. Auch in der von v. Noorden angegebenen Formel zur Berechnung des Normalgewichtes ist die Körpergröße zugrunde gelegt. Danach ist: Normalgewicht = Produkt aus Körperlänge (in Zentimetern) × 430 als untere und × 480 als obere Grenze. Berechnet man danach das Beispiel von dem 1,70 m großen Mann, so wäre sein Normalgewicht zwischen 73 und 81 kg, also höher als in der obigen Schnellformel. Diese Formel hat den Vorzug, nicht eine einheitliche Zahl, sondern eine kleine Möglichkeitsbreite zu liefern. Das ist aber gut, um immer erkennen zu lassen, daß es sich bei derartigen Berechnungen nur um ungefähre Werte handelt. Die Berechnungen beziehen sich auf das Körpergewicht ohne Kleider. Das Mehrgewicht in Kleidern, ohne Überzieher und ohne besonderen Inhalt der Taschen, beträgt bei Männern im Sommer 3—4 kg, im Winter 4—5 kg, bei Frauen im Sommer 2—3 kg, im Winter 3—4 kg im Durchschnitt. Dr. W. Schweisheimer.

Die Zahl der Automobile in der Welt, die der Personen- oder Lastenbeförderung dienen, belief sich am 1. Januar 1926 auf 25973928. Nicht weniger als 77% hiervon, also fast vier Fünftel, entfallen auf die Vereinigten Staaten von Amerika allein, nämlich ziemlich genau 20 Millionen (19999436)! Sonst besitzt nur England noch mehr als 1 Million (1474593). Deutschland hat es noch nicht auf $1/2$ Million gebracht. Aber auch bei uns geht die Zahl der Automobile rasch in die Höhe, denn 1924 gab es in Deutschland erst 239032, zu Neujahr 1926 aber 425826 Autos. Es entfiel ein Auto zu Neujahr 1926: in Deutschland auf 150 Bewohner; in Frankreich auf 71; in England auf 60 und in den Vereinigten Staaten auf 6 Bewohner (!). Im letztgenannten Lande nähert man sich rapide dem Zeitpunkt, wo nicht nur jede Familie, sondern bald schon jeder Erwachsene, einschließlich des Arbeiterstandes, über ein eigenes Auto verfügt. In dem langgestreckten Ort Long Beach ist man bereits so weit. Dort kommen auf rund 69000 Bewohner 41269 Autos, also fast 2 Automobile auf je 3 Köpfe. Man kann sich in den Vereinigten-Staaten nämlich unsere kostspieligen Garagen ersparen, denn unbesorgt läßt dort jeder nötigenfalls sein Auto nachts einfach auf der Straße stehen, da sich niemand an so „geringwertigen" Dingen vergreift. R. Hennig.

Kennzeichnung von Verbrechern. In früheren Zeiten war es üblich, Schwerverbrecher mit einem glühenden Eisen zu kennzeichnen. Diese mittelalterliche Methode wurde erst 1832 abgeschafft. Es ist aber für die Wiedererkennung von unverbesserlichen Verbrechern von außerordentlicher Wichtigkeit, eine Methode zu finden, die es gestattet, Verbrecher an bestimmten Körperstellen so zu kennzeichnen, daß ein Wiedererkennen keine Schwierigkeiten bereitet, und daß man aus dem Sitz der Kennzeichnung am Körper auch sofort auf die Kategorie, zu welcher der Kriminelle gehört, schließen kann. In Frankreich hat man nun versuchsweise zu diesem Zwecke die Tätowierung verwendet, jedoch ist der Erfolg nicht den Erwartungen entsprechend gewesen. Tätowierungen sind heute in vielen Fällen, besonders wenn diese nicht sehr ausgedehnt sind, restlos zu entfernen, ein Umstand, den sich die Verbrecherwelt natürlich zunutze gemacht hat. Beachtung verdient daher eine neue Methode, die das Problem in vollkommenerer Weise löst. An bestimmten Stellen des Körpers wird Verbrechern Paraffin unter die Haut gespritzt. Da Paraffin bei Körperwärme nicht schmilzt, bildet sich an der Injektionsstelle ein Knoten aus erhärtetem Paraffin.

Dieser ist auf keinem Wege zu entfernen, außer durch Operation, die aber eine gut sichtbare Narbe hinterlassen und daher sofort Verdacht erwecken würde. Je nachdem, welcher Kategorie der Kriminelle zugehört, ändert sich die Injektionsstelle, wobei sich die mannigfaltigsten Möglichkeiten ergeben, sämtliche Arten von Verbrechen sowie die Stelle, an der die Injektion vorgenommen wurde, zu kennzeichnen. Eine derartige Paraffininjektion unterscheidet sich in nichts von einer normalen erhärteten Geschwulst, macht also den Kriminellen seinen Mitmenschen gegenüber nicht verdächtig. Durch den Arzt läßt sich aber sofort feststellen, ob eine wirkliche Geschwulst oder ein Paraffinknoten vorliegt. Die Methode ist an sich nicht ganz neu, denn man hat schon früher in der kosmetischen Medizin mittels Paraffininjektionen eingesunkenen Nasenrücken und anderen Körperstellen ihre ursprüngliche Form wiedergegeben. Paraffin ist physiologisch völlig indifferent, so daß von medizinischer Seite aus gegen die neue Methode keine Bedenken erhoben werden können. Von juristischer Seite aus stehen aber der Anwendung dieser Methode vorläufig noch so viele Bedenken entgegen, daß eine allgemeine Einführung wohl nicht so bald zugelassen werden wird. Dr. Freitag.

Wohltätigkeitsbriefmarken. Die Durchführung des Gedankens, Wohlfahrtsbriefmarken bei der Post auszugeben, gehört nicht der neuesten Zeit an, sondern geht auf das Jahr 1897 zurück, in dem Großbritannien zum 60jährigen Regierungsjubiläum der Königin Viktoria Wohltätigkeitsmarken herausbrachte. In weiterem Umfange verwirklichte sich die Absicht, durch Ausgabe besonderer Marken die Wohltätigkeit anzuregen, erst nach dem Kriege. Zwei Möglichkeiten in der Form der Ausgabe lagen vor: man konnte die Wohlfahrtsmarken als Zusatzmarken ohne Frankaturwert oder als vollgültige Briefmarken mit einem Wohlfahrtszuschlag verkaufen. Beide Wege sind beschritten worden. In Deutschland gelangten Wohlfahrtsmarken erstmalig im Jahre 1919 zur Ausgabe, 1922 folgten die Wohltätigkeitsmarken für die Alters- und Kinderhilfe und dann zugunsten des besetzten Gebietes anläßlich des Ruhreinfalles Marken mit dem Überdruck „Ruhr- und Rheinhilfe". Auf Anregung der „Deutschen Nothilfe" wurden dann Anfang 1924 zum ersten Male zugunsten dieser Wohltätigkeitsorganisation Wohlfahrtsbriefmarken vom Reichspostministerium ausgegeben. Auch im vergangenen Winter ist wieder eine Reihe von Wohltätigkeitsmarken herausgekommen, die dank ihrer künstlerischen Ausführung den Wohltätigkeitsbestrebungen sicherlich den erwarteten Erfolg bescheren werden. Über Erfahrungen, die mit Wohltätigkeitsmarken auch in anderen Ländern erzielt worden sind, berichtet eingehend und erschöpfend das im Auftrage der Deutschen Nothilfe von Dr. A. Meyer (Berlin) herausgegebene Büchlein „Die Briefmarke im Dienste der Wohltätigkeit" (Verlag von C. F. Lücke, Leipzig). Ein vollständiges, mit Abbildungen versehenes Verzeichnis aller bisher in der Welt erschienenen Wohltätigkeitsmarken mit postalischer Gültigkeit ist der interessanten Schrift beigefügt. Hy.

Feldherrenporträte. Der Verlag K. F. Koehler in Leipzig hat es sich zur Aufgabe gemacht, Lebensbilder bedeutender deutscher Feldherrngestalten herauszugeben. „Scharnhorst und wir" von Generalleutnant L. v. Estorff zeigt uns den großen Erneuerer der preußischen Wehrmacht nach der Katastrophe bei Jena in fesselnder, plastisch wirkender Darstellung. Einem andern Organisationsgenie, dem Reformator der türkischen Armee, Generalfeldmarschall Freiherrn Colmar von der Goltz-Pascha, widmet sein bester Jugendfreund, Oberstleutnant Bernhard v. Schmiterlöw, eine Schilderung, in der das Leben dieses hochintelligenten Offiziers behandelt wird, und die außerdem durch Beigabe von Briefen einen besonderen persönlichen Reiz erhält. Alfred Niemann zeichnet ein Lebensbild Hindenburgs. Er schildert die militärische Laufbahn des Marschalls ausführlich in ihren bemerkenswerten Einzelheiten und markiert Charakter und Persönlichkeit dieses hervorragenden Feldherrngenies in scharfen, treffenden Strichen. Mit jeder Zeile erkennt man deutlicher, warum dieser Mann sich solche Sympathien im Volk erwerben mußte. Die Biographie führt bis zum Amtsantritt Hindenburgs als Reichspräsident. Jede dieser Darstellungen ist mit Bildern geschmückt. V. S.







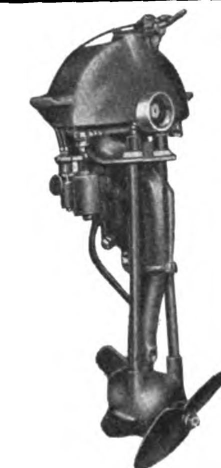


4 PS
AN DER BREMSE
GETRIEBE-MASCHINE
MODELL 1926

Ballonbereifung / Kupplung / Kickstarter Stoßdämpfer / Sozius-Maschine Vorder- und Hinterrad-Innenbacken-Bremsen. 206 ccm.

Kassa-Preis nur M. **835.–** ab Werk
zuzüglich M. 15.— gemäss Gummipreiserhöhung.
Elektrisch Licht M. 60.– extra.

Verlangen Sie außerdem unsere Ratenbedingungen bei
Ratenzahlung von
M. 12.50 pro Woche

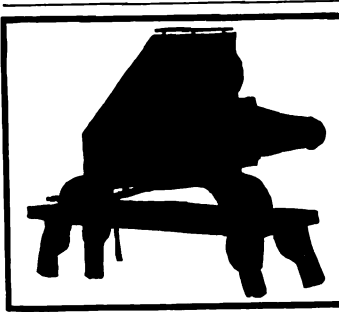


DKW
BOOTSMOTOREN
Außenbordsmotor
Innenbootsmotor
mit
DKW-Motor 4 PS. Gewicht betriebsfertig nur 22 kg

Automatische Kühlung
Leichtes, sicheres Anwerfen mittels Sperrad und Gurt
Geringster Raumbedarf / Erschütterungsfreier Gang
Für jedes Ruder- oder Segelboot geeignet

Kassa-Preis nur M. **395.–** ab Werk
Günstige Ratenzahlung

ZSCHOPAUER MOTORENWERKE
J. S. RASNUSSEN A. G., ZSCHOPAU i. SA.



LEITZ-EPIDIASKOP Vc

Der anerkannt beste kleine Projektions-Apparat
entwirft von undurchsichtigen Gegenständen und Glasbildern helle und randscharfe Bilder auf 8 m Entfernung. Film-Vorsatz für Stehbilder, Mikro-Vorsatz.
Lassen Sie sich sofort kostenfrei Liste Nr. H 460 kommen.

Ernst Leitz, Optische Werke, Wetzlar. **Gegr. 1849.**
Vertreter an allen grösseren Plätzen.

Die Jagd geht auf!

Eine Sammlung farbiger Kunstblätter

Mit einem Begleitwort von
Ernst Ritter v. Dombrowski.

In Mappe 8 R.-M.

Die in vollendetem Vierfarbendruck wiedergegebenen Bilder nach wahrheitsgetreuen Originalen hervorragender Tiermaler müssen nicht nur das Entzücken jedes Jägers, sondern wegen ihrer landschaftlichen Schönheit auch das jedes Naturfreundes und Kunstliebhabers hervorrufen. Die Kunstblätter sind in eine Mappe eingelegt, deren Titelseite ein in vielen Farben erglänzendes prächtiges altdeutsches Jagdwappen schmückt und können auch herausgenommen und als Zimmerschmuck verwendet werden. Die Einleitung, ein hohes Lied auf die weidgerechte Jagd, stammt von dem bekannten Fachschriftsteller Ernst Ritter v. Dombrowski.

Verlag J. J. Weber in Leipzig 26.





Wiesbadener Gesellschaft für Grabmalkunst
Vereinigung zur Förderung der Kunst auf den Friedhöfen
gegründet 1905
Leiter: Professor Dr. v. GROLMAN, Wiesbaden, Kapellenstr. 41.

ca. 50 Zweigstellen in Deutschland, Oesterreich, Schweiz.

Ansichtskollektionen in jeder Preislage gegen Einsendung von 30 Pf. Porto in Briefmarken. Angaben über Größe, Lage der Grabst. etc. bitten wir beizufügen.



BEINE
heilt
Beinkorrektions-Apparat
(ohne Berufsstörung)
Broschüre und Beratung kostenlos
Wissenschaftlich orthopädische Werkstätten
Arno Hildner, Chemnitz (Sa.) 26,
Berlin W, Am Zoo, Joachimsthaler Str. 43/44
KÖLN / LUZERN / WIEN / HAMBURG / BRESLAU



500 Millionen Eier
werden jährlich durch Garantol frisch erhalten. Sichern auch Sie sich gute und billige Wintereier, indem Sie solche jetzt bei billigen Preisen einlegen, jedoch nur in dem altbewährten **Garantol**, dem laut gerichtlichen Aussagen besten Eierkonservierungsmittel.
Kleinste Packung für 120 Eier 40 Pfg.
Erhältlich in Drogerien, Apotheken und Kolonialwarenhandlungen.

Butter
aus Sennereien des Allgäuer Hochlandes gegen Nachnahme postfrei ins Haus:
9 Pfund frische Teebutter M. 19.—
9 Pfund Alpenstangenkäse M. 5.90
9 Pfund vollfetten Romadur M. 10.20
Johann Ebner, Kempton i. Allgäu, Alpenrosenweg 120.



HANDBUCH DER GEMÄLDEKUNDE von Dr. THEODOR v. FRIMMEL. Dritte, umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Mit 42 in den Text gedruckten Abbildungen. Gebunden R.-M. 2.80. **Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26, Reudnitzer Strasse 1—7.**

V W KABINET VEREINIGTE WEINGUTSBESITZER QUALITÄTSWEINE V W
KOBLENZ — WEIN – U. — SEKTKELLEREIEN G.M.B.H. KOBLENZ

Bei Zucker, Gallensteinen, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden, Gicht und Katarrhen
Bade- u. Hauskurschriften durch Kurdirektion Bad Neuenahr (Rhld.).

Neuenahrer Sprudel

Erhältlich in Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien.

die einzigen alkalischen Thermen Deutschlands
rein natürl. Füllung.

Zur Vorkur einer Trink- und Badekur in Neuenahr oder als Hauskur ohne Berufsstörung.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

JLLUSTRIRTE·ZEITUNG



VERLAG · J.J.WEBER · LEIPZIG

NR. 4232. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 22. APRIL 1926





Vor kurzem erschien:

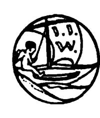
HANS HEINRICH BORCHERDT
Professor an der Universität München

Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland

Teil I: Vom frühen Mittelalter bis zu Wieland

Broschiert 12.50 R.-M. In Leinen gebunden 14.50 R.-M.

Das Werk geht davon aus, daß Roman und Novelle zwei zusammengehörige Grundtypen der Erzählungskunst sind, die also nicht getrennt behandelt werden können. Andererseits sind aber die Lebensbedingungen beider Formen so verschieden, daß die Frage zur Erörterung steht, ob sich nicht aus der geschichtlichen Entwicklung die Ursachen zur Ausgestaltung der einen oder anderen Form erkennen lassen. Die geschichtliche Darstellung beginnt im frühen Mittelalter, sie behandelt die mittelhochdeutsche Blütezeit (Wolfram, Gottfried), greift dann auf die Novelle der Renaissance hinüber und schildert eingehend den Roman des Barock. In dem Schlußkapitel des 1. Bandes, das vor allem der Bedeutung Wielands gerecht zu werden versucht, werden die Grundlagen gegeben, auf denen sich der moderne Roman erhebt. Der später erscheinende zweite Band soll die Entwicklung vom Sturm und Drang bis zur Gegenwart darstellen. Das großangelegte bedeutende Werk von Borcherdt berücksichtigt im wesentlichen nur den deutschen Roman und die deutsche Novelle. Ausländische Schriftsteller, die in die Weltliteratur hineinragen (für den ersten Band z. B. Chrétien von Troyes, Boccaccio, Cervantes, Richardson, Sterne) werden aber eingehend behandelt. Es wird in dem ganzen Werke versucht, den Ablauf der durch die beiden Grundtypen Roman und Novelle bestimmten, zur Untersuchung stehenden Dichtungsgattung auch aus den soziologischen und geistesgeschichtlichen Verhältnissen zu erklären, so daß sich der Rahmen wesentlich weiter spannt und mit der Entwicklungsgeschichte der einen Dichtungsgattung gleichzeitig der Ablauf der ganzen Literatur- und Kunstentfaltung Deutschlands und in gewissem Sinne auch ein Spiegelbild seiner Kulturgeschichte geboten wird.

Verlagsbuchhandlung  J. J. Weber, Leipzig 26

SALSOMAGGIORE
(Provinz Parma)
Italiens schönstes und mondainstes Thermalbad
an der Hauptlinie Mailand-Bologna.
Ab Borgo San Donnino Auto- und Trambahnverbindung (9 km)
Die stärksten radioaktiven Jod-, Brom- und salzhaltigen Quellen der Welt. Bade- und Inhalationskuren. Unvergleichliche Heilerfolge.

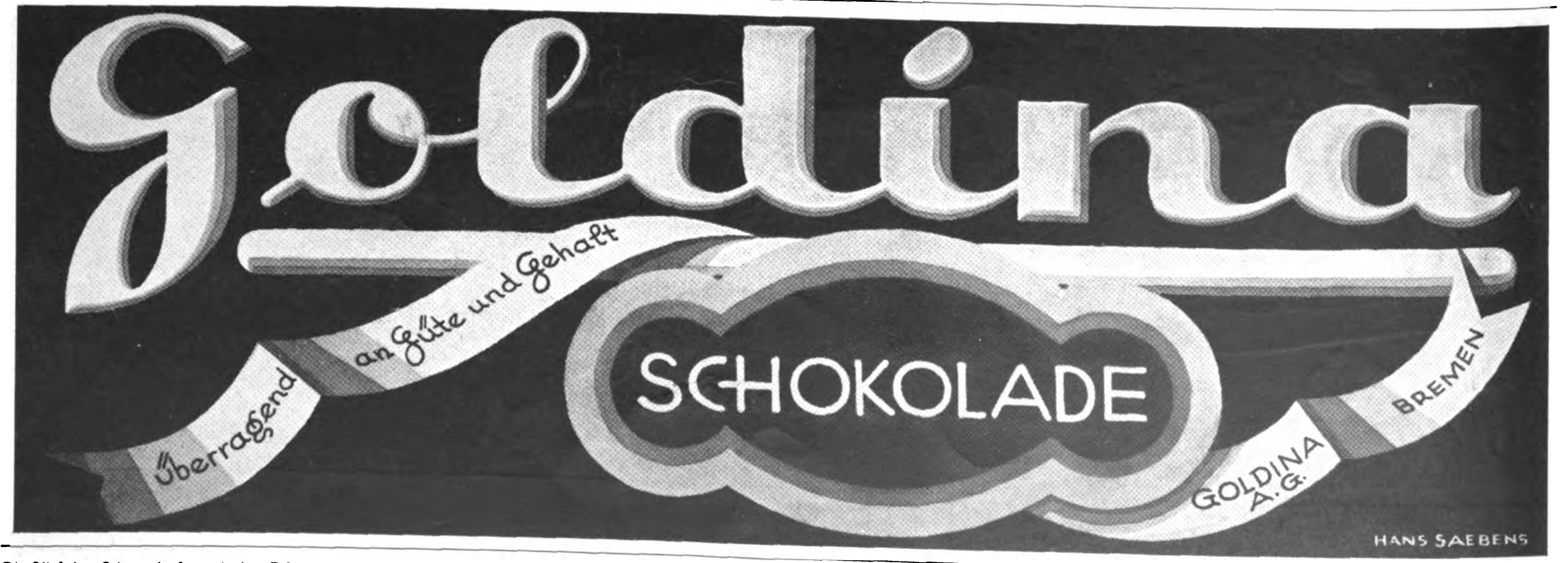
Saison April bis November.

Die führenden Häuser (Societa Grandi Alberghi):
Grand Hotel delle Terme: Luxushotel der internationalen Elite.
Grand Hotel Milano: erstklassig, vornehm-elegant, gemütlich.
Grand Hotel Central Bagni: Ruhiges, feinbürgerliches Familienhaus.
Alle drei Häuser (1000 Betten) in bester Lage. Thermalbäder. Grosse Parks.
Hervorragende und reichliche Verpflegung. Mässige Preise.
Grosse internationale sportliche, künstlerische und gesellschaftliche Veranstaltungen. Eigenes Theater, Konzerte, Tanz. 3 Jazz Bands.
Deutsche Leitung: Gen.-Inspektor Georg Merkt,
früher Grand Hotel Gardone am Gardasee.



Bad Flinsberg

im schlesischen Isergebirge. Gebirgs-Stahlquellen-Kurort. Natürliche arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Heilt Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- und Nervenleiden Gicht. Brunnenversand. Grosses Kurhaus. Ganzjähriger Betrieb. Wintersport.
Prospekte frei durch die Badeverwaltung.



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4232. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 22. April 1926.

Eine Brunnen-Trinkkur zu Hause





mit dem
altberühmten heilkräftigen

Lauchstädter Brunnen

ist zur Förderung der Gesundheit jedem zu empfehlen.

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

Rheumatismus, Gicht, Nervosität,
Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit,
schlechter Blutbeschaffenheit.

Bestes Kurgetränk bei

Zucker- und Nierenleiden.

Gesundes Blut ist die Grundlage der Lebenskraft, schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.
Deshalb ist es **für jeden Menschen,** ganz besonders aber für den, der **nervös, abgespannt** und **überarbeitet** ist, wichtig, sein Blut von Zeit zu Zeit aufzufrischen, um die Spannkraft und Elastizität des Körpers zu erhalten oder wiederzugewinnen durch eine Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen. Schon von Goethe, Schiller, Gottsched und anderen Geistesheroen getrunken.
Was sich aber Jahrhunderte hindurch so außerordentlich bewährt hat, das muß schon zuverlässig und gut sein.

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch die Niederlagen
— Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte —
oder direkt durch den
Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen.

Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos durch den Brunnenversand, Lauchstädt in Thüringen.

Allgemeine Notizen.

Der XIV. Internationale Geologen-Kongreß findet im Mai d. J. in Madrid statt. Es ist hervorzuheben, daß dabei ausdrücklich Deutsch als vollberechtigte Kongreßsprache neben Spanisch, Englisch und Französisch aufgenommen ist. Die Anmeldungen zum Kongreß sind bis zum 1. Mai an das Geologische Institut von Spanien in Madrid, Plaza de los Mostenses 2 zu richten. Vor und nach dem Kongreß, der in der Pfingstwoche in Madrid tagt, finden Reisen durch ganz Spanien und bis nach Spanisch-Marokko und den Kanarischen Inseln statt.

Das VI. Deutsche Brahmsfest der Deutschen Brahms-Gesellschaft findet in Heidelberg vom 29. Mai bis zum 2. Juni d. J. statt. Die musikalische Leitung hat Prof. Wilhelm Furtwängler übernommen. Mitwirkende sind die Berliner Philharmoniker, Solisten, unter anderm Adolf Busch, Elly Ney, Paul Grümmer, das Busch-Quartett, der Aachener A-cappella-Chor (Leitung Dr. Peter Raabe), der Mannheimer Musikverein (Richard Lert), der Heidelberger Bach-Verein (Dr. H. M. Poppen), ein Frauenchor (Dr. Poppen). Karten und Auskünfte bei der Deutschen Brahms-Gesellschaft, Berlin W 50, Nürnberger Str. 9—10, beim Städtischen Verkehrsamt Heidelberg, Anlage 2, sowie in der Musikalienhandlung Bote & Bock, Berlin W 8, Leipziger Straße 37.

Einen Orden für Kunst und Wissenschaft plant die österreichische Regierung. Das Ehrenzeichen, das vom Bundespräsidenten auf Vorschlag der Regierung an hervorragende Vertreter der Kunst und der Wissenschaft verliehen werden soll, wird in zwei Graden abgestuft. Überdies ist noch eine besondere „Ehrenklasse" vorgesehen, deren Verleihung eine ähnliche Bedeutung erhalten soll wie die „Palmen" der französischen Akademie.

Billige deutsche Bücher. Das „British Medical Journal" schreibt in Nr. 3401 vom 6. März 1926, anläßlich der Besprechung des in den „Klinischen Lehrkursen der Münchner medizinischen Wochenschrift", Band 5, erschienenen Werkes von Geh. Hofrat Professor Dr. Fritz Lange: „Die Behandlung der Knochenbrüche für den praktischen Arzt", München, J. F. Lehmanns Verlag (brosch. Mk. 3.50; geb. Mk. 5.—) wie folgt: „Dieses Buch ist gut gedruckt und die Abbildungen sind ausgezeichnet; sein niedriger Preis veranlaßt uns, unsere deutschen Brüder (!) zu beneiden, denen solche Aufklärung

zu einem Preis zur Verfügung steht, der für alle erschwinglich ist. Ein solches Buch hätte in Großbritannien für mehr als das Doppelte oder das Dreifache des deutschen Preises herausgegeben werden müssen." Dieses Urteil aus englischem Mund widerlegt schlagend die Behauptung, daß die deutschen Bücher auf dem Weltmarkt nicht konkurrenzfähig seien. Es zeigt, daß auch heute noch in Deutschland Bücher erzeugt werden, die nach Form, Inhalt und Illustrationen erstklassig und deren Preise nicht nur ebenbürtig, sondern nicht einmal halb so teuer sind als wie gleichartige englische Werke.

Westerland auf Sylt eröffnet seine Bäder wie in Vorkriegszeiten am 15. Mai. Die Seebäder Westerlands weisen im Frühjahr wegen der Nähe des Golfstromes und der weiten Entfernung Sylts von den Mündungen größerer Flüsse Temperaturen wie zu Beginn des Sommers auf. Über alles sonst Wissenswerte berichtet eingehendst der von der Badeverwaltung neuerdings herausgegebene Führer von Westerland, der in allen Reisebüros oder durch die Badeverwaltung direkt erhältlich ist.

Eine internationale Weltausstellung soll am 22. Februar 1932, dem Tage des 200jährigen Geburtstages Georges Washingtons, in Neuyork eröffnet werden, wie sie an Ausdehnung und Großartigkeit bisher noch nicht gesehen wurde. Die Pläne und Entwürfe sind bereits in großen Zügen festgelegt. Präsident Coolidge und Vizepräsident Dawes stehen an der Spitze der Kommission.

Vierzehn Billionen Dollar geben die Amerikaner alljährlich für ihre Automobile aus. Diese Riesensumme hat das Bureau of Industrial Technology errechnet. Das Bureau gibt weiter die folgenden interessanten Daten: In Amerika laufen 20 000 000 Automobile. Im Jahr werden durchschnittlich 4 000 000 Automobile hergestellt. Die Reparatur der Wagen verschlingt jährlich 2 000 000 Dollar, die Abnutzung ist mit 2 560 000 000 Dollar anzusetzen, der Verbrauch an Gasolin und Petroleum beträgt 1 500 000 000 Dollar, die Pneumatiks kosten 600 000 000 Dollar, die Steuern belaufen sich auf 625 000 000 Dollar und die Versicherungskosten auf 800 000 000 Dollar. Die Unterhaltungskosten für den Wagen betragen 700 Dollar im Jahr. Das Geschäft hatte keinen Abbruch, im Gegenteil sind die Verkaufsziffern im letzten halben Jahr um 25 bis 30 v. H. gestiegen. Die Summe der letztes Jahr verkauften Wagen übertrifft den Wert der gesamten Jahresernte Amerikas.



ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Der lockende Frühling: In Werder an der Havel zur Zeit der Baumblüte.

Nach einer Zeichnung von Kurd Albrecht.

Das auf einer Insel in der Havel gelegene Städtchen Werder, die „Obstkammer“ Berlins, bildet ein beliebtes Ausflugsziel für die Bewohner der nahen Reichshauptstadt. Namentlich zur Zeit der Obstbaumblüte spielt sich hier ein geradezu volksfestartiges Treiben ab, und die Berliner „Blütenzüge“ bringen ungezählte Scharen von Besuchern in die reizvolle Gegend.



Geh. Kommerzienrat Benno Orenstein, bekannter Berliner Industrieller, Mitbegründer u. Generaldirektor der Firma Orenstein & Koppel A.-G., starb am 11. April, 74 Jahre alt. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

General Hans v. Seeckt, seit 1920 Chef der Heeresleitung, 1913 Chef des Generalstabs des 3. Armeekorps, im Kriege Generalstabschef verschiedener Heeresgruppen, begeht am 22. April seinen 60. Geburtstag. (Phot. A. Binder, Berlin.)

Nebenstehend: Vom Siebenbürgischen Baußnernfest, das aus Anlaß des 60. Geburtstages des bekannten, aus Siebenbürgen stammenden Tondichters Wilhelm v. Baußnern in seiner Heimat vor kurzem veranstaltet wurde: Die Hauptveranstalter des Musikfestes. Von links nach rechts, stehend: Stadtkantor Prof. F. X. Dreßler, Hermannstadt; Stadtkantor und Musikdirektor V. Bickerich, Kronstadt; Dr. R. Burmaz, Sekretär des Festausschusses, Hermannstadt; Musikdir. und Stadtkapellmeister P. Richter, Kronstadt. Sitzend: Musikdir. A. Stubbe, Hermannstadt; Prof. W. v. Baußnern, Sekretär der Musiksektion und Senator der Akademie der Künste in Berlin; Musikdir. und Stadtkapellmeister Prof. A. Nowak, Hermannstadt. (Phot. Emil Fischer, Hermannstadt.)

Von der Beisetzung des Generals der Infanterie v. Graberg, Mitkämpfers der Feldzüge von 1866 und 1870/71, am 13. April in Berlin: Reichspräsident v. Hindenburg erweist dem Toten am Grabe die letzte Ehre. Nebenstehend: Vom Besuch des Wiener Lehrer-Sängerchors in Berlin: Während der Begrüßung am Anhalter Bahnhof am 14. April.

Links: Eine mexikanische Studienreise durch Deutschland: Die Teilnehmer der mexikanischen Studienkommission während ihres Besuchs in Bremen bei der Besichtigung der Getreide-Transportanlage im Freihafen. — **Rechts:** Von der Feier des türkischen Beiramfestes in Berlin: Teilnehmer an dem Gottesdienst beim Verlassen der neuen Moschee in der Briennerstraße (Wilmersdorf) nach der Feier.

DER WELTLUFTVERKEHR 1926

Ein Ausblick anläßlich der Wiedereröffnung des Luftverkehrs

Der Fortschritt der Weltluftfahrt geht in rascher Weise von Jahr zu Jahr vor sich. Im Jahre 1925 hat das Streckennetz des Weltluftverkehrs schon eine Zunahme von beinahe 100 Prozent gegenüber dem Jahre 1924 erfahren. Das Jahr 1926 wird wiederum eine erhebliche Erweiterung des Luftverkehrs mit sich bringen. Mit der Eröffnung der diesjährigen Flugsaison sind bereits verschiedene neue Luftverbindungen in Deutschland sowohl als auch nach dem Ausland in den Flugplan aufgenommen. Und außerdem liegen in allen Ländern noch zahlreiche Pläne vor, die im Laufe des kommenden Jahres verwirklicht werden sollen.

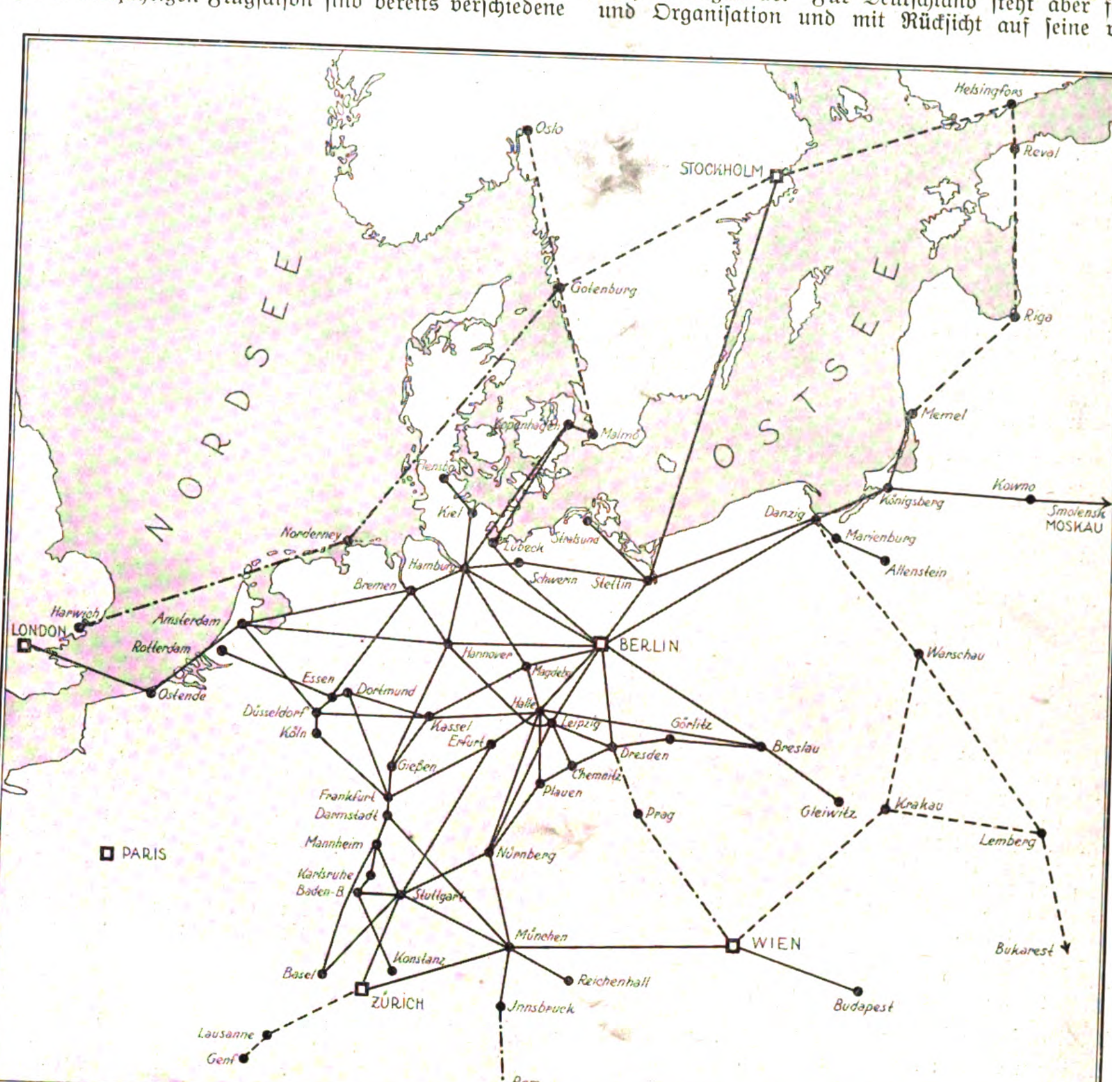
Die deutsche und die ausländische Außenpolitik der Luftfahrt stehen allerdings im Zeichen der Pariser Luftverkehrsverhandlungen, deren Ergebnisse von ausschlaggebendem Einfluß auf die internationale Luftpolitik im Jahre 1926 sein werden. Da in Paris noch immer keine endgültigen Beschlüsse gefaßt worden sind, ist die luftpolitische Lage die gleiche wie vor Wochen. Das deutsch-französische Luftverkehrsabkommen scheint zwar so gut wie abgeschlossen; aber in der Frage der Aufhebung der Begriffsbestimmungen ist noch keinerlei Einigkeit erzielt worden. Für Deutschland gilt nach wie vor als erstrebenswertes Ziel: die völlige Freiheit für den Bau von zivilen Flugzeugen und völlig gleichberechtigte Behandlung Deutschlands im internationalen Luftverkehr. In Frankreich dagegen suchte man immer die Pariser Verhandlungen zum Nachteil Deutschlands zu beeinflussen und warnte vor zu großem Entgegenkommen der Alliierten gegenüber Deutschland. Dies mag wohl auf die Furcht der französischen Flugzeugindustrie zurückzuführen sein, die die Konkurrenz der deutschen Technik nach Möglichkeit ausschalten will. Aber es besteht kein Zweifel, daß der Fortschritt des Luftverkehrs nur durch internationale Verständigung zu erreichen ist. Auch kann beim Ausbau der großen Luftrouten auf die Zusammenarbeit mit Deutschland nicht verzichtet werden. Denn Deutschland ist nicht nur wegen seiner hervorragenden technischen Leistungen, sondern auch wegen seiner günstigen geographischen Lage dazu berufen, im Weltluftverkehr eine besondere Rolle zu spielen. Es ist als Herzstück Europas dazu bestimmt, nicht nur das Durchflugland für den Nah- und Fernverkehr in jeder Richtung, sondern auch darüber hinaus der Zentral-Umschlagplatz des ganzen Weltluftverkehrs zu werden.

Von besonderer Bedeutung für die Entwicklung des internationalen Luftverkehrs war daher die kürzlich in Paris abgehaltene Konferenz der IATA (International Air Traffic Association), bei der die in dieser internationalen Verkehrsvereinigung zusammengeschlossenen Luftverkehrsgesellschaften Englands, Frankreichs, Belgiens, Hollands, Dänemarks und Deutschlands vertreten waren. Hier wurde über die internationalen Anschlüsse im diesjährigen Luftverkehr verhandelt und völlige Übereinstimmung über das 1926 zu befliegende Streckennetz erzielt. Die endgültigen Ergebnisse dieser zivilen Konferenz hängen naturgemäß auch von dem guten Ausgang der offiziellen Pariser Luftfahrtverhandlungen ab. Für Deutschland steht aber fest, daß es dank seiner Technik und Organisation und mit Rücksicht auf seine verkehrspolitisch außerordentlich vorteilhafte zentrale Lage bereits im Flugjahr 1926 nicht nur bei der Bildung des internationalen Europanetzes, sondern auch im Weltluftverkehr eine maßgebende Stellung einnimmt. Von Deutschland aus geht jetzt schon eine ganze Reihe von Linien nach dem Ausland, deren rechtzeitige Anschlüsse sichergestellt sind. Und weitere werden folgen, sobald die gegenwärtigen Luftfahrtverhandlungen zu einem Erfolge geführt haben werden.

Mit der Wiedereröffnung des Luftverkehrs nach vierteljähriger Winterpause, die in Deutschland zur Gründung der Einheits-Luftverkehrs-Gesellschaft „Deutsche Lufthansa A.-G." und Neuordnung des ganzen Luftverkehrs unter einheitlichen Gesichtspunkten benutzt worden ist, sind die für den Ausbau des Verkehrsnetzes gehegten Erwartungen in weitgehendem Maße erfüllt worden.

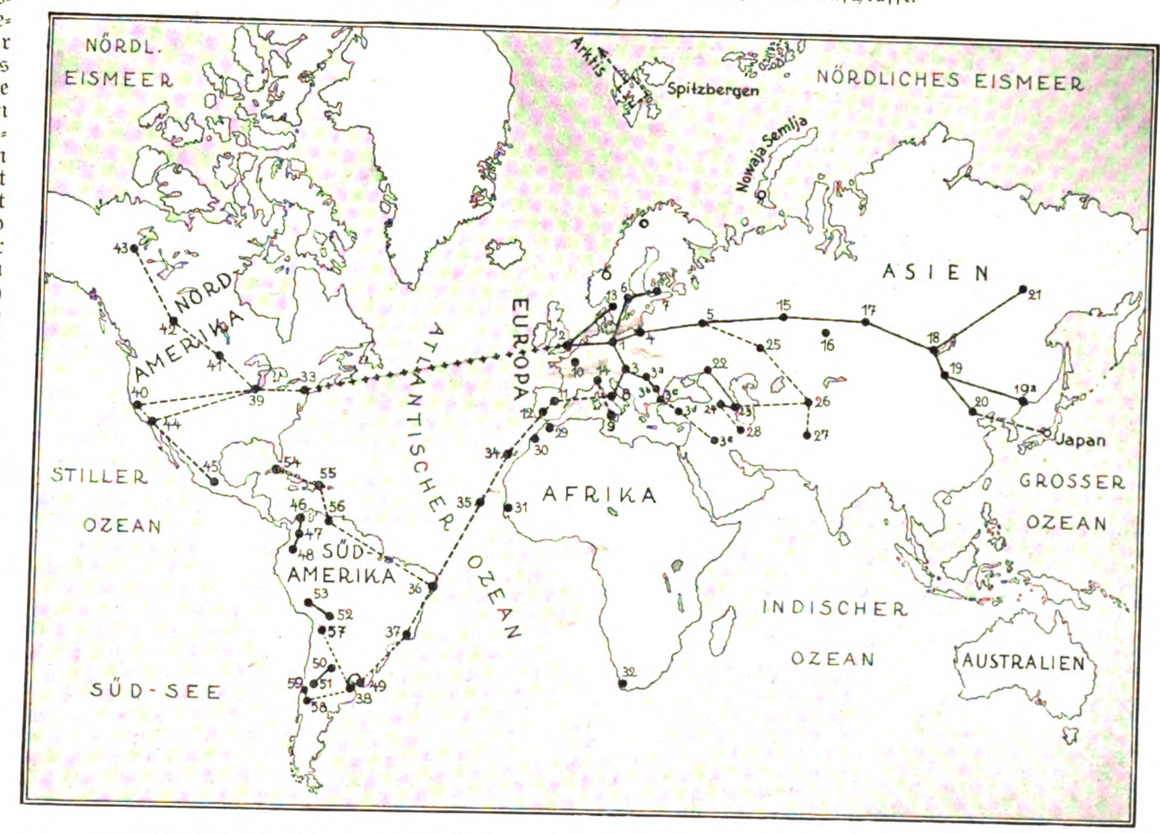
Die Deutsche Lufthansa hat am 6. April die diesjährige Flugsaison auf dem Zentralflughafen Berlin, Tempelhofer Feld, mit einem Flugzeugpark von 110 Maschinen der verschiedensten Typen auf 43 Fluglinien eröffnet. Berlin ist die einzige Großstadt der Welt, die den unermeßlichen Vorzug besitzt, einen durch seine Lage unübertrefflichen Flughafen für den internationalen Luftverkehr im Zentrum ihres Weichbildes zu haben. Die Pause im Luftverkehr ist zur Errichtung von Neuanlagen und Verbesserung der bestehenden Einrichtungen auf diesem Flughafen ausgenutzt worden. Da schon in diesem Jahr ein planmäßiger Nachtverkehr durchgeführt wird, waren vor allem umfangreiche, neue Beleuchtungsanlagen notwendig geworden. Der Flugzeugpark der Lufthansa enthält sämtliche modernen Typen, bei denen überdies hinsichtlich mancher Konstruktionseinzelheiten die Erfahrungen des letzten Flugjahres und die erforderlichen Neuerungen für den Nachtbetrieb berücksichtigt worden sind.

Das Flugnetz 1926 der Deutschen Lufthansa weist manche Änderung und Neuerung gegenüber dem Flugplatz 1925 auf. Im innerdeutschen Netz ist vor allem eine Ausschaltung doppelt beflogener Strecken vorgenommen und der Schwerpunkt von Leipzig nach Halle verlegt worden. Neu sind die Strecken Berlin–Köln und Dresden–Prag–Wien, deren letztere in ihrer Durchführung aber noch vom Ausgang der Pariser Verhandlungen abhängt. Auf der Strecke Berlin–Königsberg und weiter nach Moskau ist Nachtbetrieb eingeführt und damit die Reise Berlin–Moskau auf einen Tag zusammengezogen worden, während bisher zwei Tage benötigt wurden. Nach dem



———— Luftstrecken der Deutschen Lufthansa seit Eröffnung der Flugsaison 1926. —·—·—·— Beabsichtigte Luftstrecken mit deutschen Flugzeugen. – – – – – – Ausländische Gesellschaften mit deutschen Flugzeugen.

Flugstreckennetz 1926 der Deutschen Lufthansa und Anschlüsse.



———— Mit deutschen Flugzeugen im regelmäßigen Luftdienst beflogene oder in nächster Zeit beabsichtigte Linien. ·················· Zeppelin-Nordatlantik-Linie. – – – – – – Sonstige mit deutschen Flugzeugen bisher zurückgelegte Großstrecken.

Städte: 1 Berlin. 2 London. 3 Wien. 3a Budapest. 3b Bukarest. 3c Konstantinopel. 3d Angora. 3e Bagdad. 4 Königsberg. 5 Moskau. 6 Stockholm. 7 Helsingfors. 8 Rom. 9 Palermo. 10 Paris. 11 Madrid. 12 Sevilla. 13 Gotenburg. 14 Genua. 15 Jekaterinburg. 16 Omsk. 17 Tomsk. 18 Irkutsk. 19 Urga. 19a Wladiwostok. 20. Peking. 21 Jakutsk. 22 Rostow. 23 Baku. 24 Tiflis. 25 Orenburg. 26 Taschkent. 27 Kabul. 28 Teheran. 29 Tetuan. 30 Casablanca. 31 Dakar. 32 Kapstadt. 33 Neuyork. 34 Kanarische Inseln. 35 Kapverdische Inseln. 36 Pernambuco. 37 Rio de Janeiro. 38 Buenos Aires. 39 Chikago. 40 San Franzisko. 41 Brandon. 42 Edmonton. 43 Ft. Norman. 44 Los Angeles. 45 Mexiko. 46 Barranquilla. 47 Bogota. 48 Neiva. 49 Montevideo. 50 Cordoba. 51 Mar Chiquita. 52 Santa Cruz. 53 Kochabamba. 54 Habana. 55 San Domingo. 56 La Quaira. 57 Tucum. 58 Santiago. 59 Valparaiso.

Weltkarte über die Ausbreitung deutscher Luftfahr-Technik und -Organisation.

Ausland starten die Maschinen der Deutschen Lufthansa nach allen Himmelsrichtungen, nach London und Moskau, nach Stockholm und Zürich. Die schon im Vorjahre beflogenen Strecken London–Amsterdam–Hamburg, Berlin–Malmö und Hamburg–Malmö werden auch dieses Jahr wieder unter Mitarbeit der Lufthansa betrieben. Neu dazu kommt die Strecke Berlin–Stockholm, die nicht mehr über Danzig, sondern über Stettin und von hier aus mit Wasserflugzeugen beflogen wird. Diese Strecke erhält dann entsprechenden Anschluß nach Finnland, so daß eine direkte Verbindung Berlin–Helsingfors ermöglicht ist.

Seit geraumer Zeit ist man schon mit den Vorbereitungen für die transalpine Strecke München–Mailand–Rom beschäftigt. Sie wird technisch auf dem Einsatz des neuen, viermotorigen Udet-Großflugzeugs „Kondor" aufgebaut, das eigens für Gebirgsflüge und den Nachtverkehr konstruiert worden ist und nach wohlgelungenen Probeflügen in seinem ersten Streckenflug in einer Rekordflugzeit von 3 Std. 20 Min. ohne Zwischenlandung kurz vor der Saisoneröffnung von München in Berlin eingetroffen war. Nach Einstellung dieses Flugzeuges wird mit ihm die Strecke München–Berlin und dann auch die internationale Linie Kopenhagen–Berlin–München–Rom beflogen.

In Schweden beschäftigt man sich eingehend mit der schon im Vorjahre versuchsweise beflogenen Strecke Gotenburg–Harwich, die vom 1. Juni ab mit Dornier-Wal-Flugbooten betrieben werden soll. Diese neue Strecke wird über die Nordsee mit nur einer Zwischenlandung auf Norderney geführt. Damit wird die Nordsee zum Mittelpunkt aller Verbindungen zwischen Skandinavien, Jütland, London, Amsterdam sowie Paris; und Norderney wird der Stützpunkt dieses Verkehrs.

Italiens Luftverkehrspläne, die bisher immer noch keine greifbare Form gewonnen hatten, nehmen mit der ebenfalls von Dornier-Wal-Flugbooten zu befliegenden Strecke Genua–Palermo ihren Anfang. Außerdem scheinen die Pläne der Luftverbindungen Triest–Turin und Rom–Cagliari der Verwirklichung näherzukommen.

Von der Schweiz ist die baldige Eröffnung einer regelmäßigen Alpenstrecke Lausanne–Mailand beabsichtigt. Die Tschechoslowakei plant die Anschaffung mehrerer Verkehrsflugzeuge; 1926 sollen fünfzehn gebaut werden, darunter acht Großflugzeuge des Typs Farman-Goliath. Die Skoda-Werke wollen sich in Zukunft außer dem Flugmotorenbau auch dem Flugzeugbau widmen.

In Rußland liegen weitgehende Pläne für die Schaffung von Luftverkehrsstrecken im extremen Osteuropa und in Sibirien vor. Vor allem ist beabsichtigt, die weiten, fast verkehrslosen Strecken Sibiriens durch den Luftverkehr zu erschließen und zu beleben. Zunächst ist eine Linie längs der Lena geplant, die sich von der Quelle bis zur Mündung über rund 2000 km erstrecken und die nördlichste Flugstrecke der Welt sein wird. Des weiteren sollen die Städte Amur–Aldanski-Bergwerke–Jakutsk, dann Udinsk am Baikalsee mit Urga in der Mongolei sowie Turuchansk–Jenisseisk–Krasnojarsk den Jenissei aufwärts und endlich Wladiwostok–Chabarowsk–Sachalin durch Luftverkehrslinien miteinander verbunden werden. Für Rußland, das entschlossen ist, seinen asiatischen Besitz festzuhalten, ist die Ausbreitung des Luftverkehrs nach und in dem Fernen Osten von höchster wirtschaftlicher und politischer Bedeutung. Außerdem sollen noch die Strecken Baku–Tiflis und Baku–Rostow mit Dornier- und Farman-Flugzeugen eröffnet werden.

Im Zusammenhang damit sei auch die geplante Einrichtung einer fernöstlichen Luftverkehrslinie Berlin–Peking auf der transsibirischen Strecke erwähnt, die zwar 1926 noch unregelmäßig, sozusagen als Probelinie, von 1927 an aber im regelmäßigen Flugdienst beflogen werden soll. Die Fernstrecke, die von Berlin über Königsberg–Moskau–Kasan–Jekaterinburg–Omsk–Nikolajewsk–Krasnojarsk–Irkutsk–Urga–Kalgan nach Peking führt, wird von Berlin aus westlich nach London und Paris–Madrid weitergeführt und stellt mit 10000 km Streckenlänge die gewaltigste aller Überlandstrecken dar. Die Vorarbeiten für diese große Kontinentallinie sind unter Mitwirkung der Lufthansa, der Deutsch-Russischen Luftfahrtgesellschaft und der zuständigen russischen Stellen bereits im Gange.

In England beschäftigt man sich vor allem mit der Strecke London–Kapstadt, die natürlich als „ganz britische" Linie durchgeführt werden soll. Nach Erkundung bietet ein Luftdienst den Nil entlang bis Mongalla keine Schwierigkeiten und könnte daran ein regelmäßiger Luftpostverkehr Kenia–Kairo eingerichtet werden. Im Zusammenhang damit stehen Pläne für den Verkehr Khartum–Kisumu. Die Teilstrecke London–Kairo–Karachi (Indien) soll noch einmal überprüft werden, namentlich hinsichtlich Zwischenlandeplätze und Tankstationen.

Nun haben aber die Bestrebungen Südafrikas, zu einer Zusammenarbeit mit den Junkers-Werken zu kommen, inzwischen konkretere Formen angenommen. Nach neueren Meldungen ist die Durchführung eines Luftverkehrs zwischen Kapstadt und Durban unter Verwendung von Junkers-Flugzeugen geplant. Aber wie zu erwarten war, setzen von englischer Seite gegen die Verwendung deutscher Flugzeuge auf britischem Gebiete lebhafte Proteste ein.

Von irischer wie auch von englischer Seite plant man neben der schon bestehenden Strecke Streanrear–Belfast weitere Verbindungen, vor allem eine solche von Liverpool oder Manchester nach Belfast. Außerdem ist man der Ansicht, daß Irland in absehbarer Zeit ein bedeutendes Luftfahrtzentrum für die Überquerung des Nordatlantiks wird. Der Bau des Riesen-Zeppelins auf den Goodyear-Zeppelin-Werken in Acron, der den Luftverkehr zwischen Neuyork und London in regelmäßigen Zweitage-Fahrten aufrechterhalten soll, beweist die Richtigkeit dieser Ansicht.

Von besonderer Bedeutung für die Überwindung des Südatlantiks ist der mit einem Dornier-Wal-Flugboot in fünf Etappen erfolgreich durchgeführte Fernflug des spanischen Majors Franco von Spanien über die Kanarischen und Kapverdischen Inseln nach Pernambuco und weiter über Rio de Janeiro nach Buenos Aires. In dieser ersten Flugverbindung zwischen den südamerikanischen Staaten und ihrem Mutterlande erblickt man den Vorläufer eines regelmäßigen Luftverkehrs, dessen Bedeutung bei dem ungeheuren Gewinn an Reisezeit jetzt noch gar nicht überblickt werden kann. Da die eigentliche Flugzeit für die obige Flugstrecke etwa 55 bis 60 Stunden beträgt, wird es möglich sein, die wichtigste Eilpost, Bilder, Verträge, Zeichnungen, kurz, alles, was sich telegraphisch nicht übertragen läßt, in etwa drei Tagen über den Ozean zu bringen, wozu jetzt etwa drei Wochen Zeit erforderlich sind. Mit dieser erfolgreichen Ozean-Überquerung sind auch weitere technische Möglichkeiten eröffnet, die von weittragender weltwirtschaftlicher Bedeutung sind.

Dieser Erfolg deutscher Flugzeugkonstruktion und spanischer Navigationsleistung ist aber auch eine nicht zu unterschätzende Konkurrenz gegenüber den französischen Plänen, die sich mit der Einrichtung eines Flugbootdienstes zwischen Spanien und Südamerika beschäftigen. Frankreich betätigt sich bekanntlich ganz besonders auf der südamerikanischen Atlantiklinie. In Afrika wird die Linie von Casablanca nach Dakar verlängert, und auf dem südamerikanischen Festland ist man bemüht, die Erinnerung an die Brasilienflüge der Junkersflugzeuge zu verwischen. Man bezeichnet sogar auf französischer Seite die ganze Linie Paris–Rio de Janeiro bereits rundweg als französische Organisation, überläßt dabei aber natürlich die Verwirklichung späteren Jahren. Der Flug Francos mit dem deutschen Flugzeug läßt aber deutlich erkennen, daß auf der Geraden, die Berlin, Paris, Rio de Janeiro und Buenos Aires verbindet, auch noch andere Kräfte tätig sind, die scheinbar eher zum Ziele führen.

Auf dem europäischen Kontinent hat Frankreich die Nachtstrecke Paris–London mit Farman-Goliath-Flugzeugen eröffnet, und der Ausbau dieser Strecke zu einem regelmäßigen Nachtluftverkehr steht bevor. Weitere Luftverbindungen sind zwischen Lyon und Zürich, Marseille und Algier, Bordeaux und Madrid geplant.

In den Vereinigten Staaten von Amerika nimmt die Entstaatlichung des Luftverkehrs ihren Fortgang, indem die Konzession für verschiedene Strecken an Privatunternehmungen vergeben worden ist. So werden die Strecken Detroit–Cleveland, Los Angeles–Salt Lake City sowie Winnipeg–Toronto–Kanada und außerdem eine ganze Reihe von Luftpoststrecken von Privatgesellschaften betrieben werden. Zwischen Nord- und Südamerika ist ebenfalls eine Verbindung geplant, deren nördlicher Teil von einer in den Vereinigten Staaten von Amerika zu gründenden Gesellschaft betrieben würde, die zum Teil mit deutschem Kapital finanziert werden soll. Wahrscheinlich handelt es sich hier um die Pläne des Kondor-Syndikats, das im Vorjahre gegründet worden ist.

In Südamerika beabsichtigt die dort mit gutem Erfolg tätige Junkers-Mission, einen regelmäßigen Flugverkehr Buenos Aires–Montevideo einzurichten, dessen Eröffnung schon im April erwartet wird. In Argentinien wird in Kürze die neue Strecke Cordoba–Mar Chiquita eröffnet. In Bolivien erfreut sich die erst im vergangenen Sommer eröffnete Strecke Kochabamba–Santa Cruz, eine der höchsten Luftlinien der Welt, einer starken Frequenz. Und auch in Parana setzen jetzt Bestrebungen zur Errichtung eines Luftverkehrs ein, und es sollen nunmehr Luftverbindungen zwischen Konkordia, Uruguay und Buenos Aires sowie zwischen Parana, Santa Fé, Rosario und Buenos Aires eingerichtet werden.

Unsere Weltkarte gibt einen anschaulichen Überblick, welchen maßgebenden Anteil die deutsche Flugzeugtechnik und die deutsche Organisation an der Ausbreitung des Weltluftnetzes haben.

Hauptmann a. D. Heinr. Oefele.

Tagesgeschichte.

Die Deutschlandfahrt des durch seine künstlerische Leistung berühmten Wiener Lehrer-A-capella-Chors in Stärke von 57 Mitgliedern hat sich zu einem hervorragenden musikalischen Ereignis und zugleich zu einer Kundgebung für den Anschlußgedanken gestaltet. Auf der Durchreise nach Berlin wurden die Sänger im Rathaus zu Dresden von Oberbürgermeister Blüher und den städtischen Körperschaften feierlich begrüßt und dann bei der Ankunft in Berlin am 14. April am Anhalter Bahnhof vom Berliner Sängerbund, dem Österreich-Deutschen Volksbund, dem Österreichischen Hilfsverein, von einem Vertreter der Österreichischen Gesandtschaft sowie von einer großen Volksmenge herzlich willkommen geheißen. Am Nachmittag fand zu Ehren der Wiener ein Empfang im Reichstag statt, und am Abend gab der Chor ein Konzert in der Hochschule für Musik, das den Teilnehmern erhebende Feierstunden schenkte. Ferner veranstaltete der Berliner Lehrergesangverein zu Ehren der Gäste einen Festkommers im Landwehr-Offizierskasino am Zoo, bei welchem dem Gedanken der Deutsch-Österreichischen Volksgemeinschaft begeisterte Worte gewidmet wurden. Auf seiner Weiterreise gab der Sängerchor noch in verschiedenen größeren Städten Deutschlands Konzerte.

Auch aus Mexiko kamen Gäste nach Deutschland. Auf ihrer Europa-Studienreise besuchten Mitglieder der mexikanischen Handelskammer, Industrielle, Kaufleute, Landwirte, Beamte und Gelehrte, auch Deutschland, um sich über den Stand unseres wirtschaftlichen und kulturellen Lebens zu unterrichten. Nachdem sie Bremen, Hamburg und Kiel aufgesucht hatten, trafen sie am 12. April in Berlin auf dem Lehrter Bahnhof ein, wo sie von Vertretern des Auswärtigen Amtes empfangen wurden. Am folgenden Tage fand eine Besichtigung des im Bau befindlichen Großkraftwerkes in Rummelsburg statt, an die sich ein Frühstück im Rathaus und am Abend ein Empfang durch die Reichsregierung anschloß. Am 14. April besuchte die mexikanische Studienkommission die Siemenswerke in Berlin-Siemensstadt, und am Abend bereitete die Stadt Berlin den Gästen im Anschluß an eine Festaufführung in der Städtischen Oper einen feierlichen Empfang. An weiteren Veranstaltungen zu Ehren der mexikanischen Studiengesellschaft folgten ein Ausflug nach Potsdam, ein Festessen in der Handelskammer, veranstaltet von den wirtschaftlichen Verbänden, ein Empfang durch den Reichspräsidenten sowie die Besichtigung des Flughafens von Tempelhof und der Werke der AEG. In den verschiedenen Ansprachen wurde von beiden Seiten auf die Jahrhunderte alten wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zwischen Mexiko und Deutschland hingewiesen.

Das Hinscheiden des Generals der Infanterie v. Graberg, der am 13. April auf dem Friedhof der Jerusalemer Kirchengemeinde in Berlin beigesetzt wurde, hat eine neue Lücke in die Reihe der Veteranen gerissen. Der Verstorbene gehörte zu den bekanntesten Generälen der alten preußischen Armee. Im Kriege 1870/71 zeichnete er sich besonders aus. Zu seinem Begräbnis hatte sich außer zahlreichen Vertretern der alten und neuen Wehrmacht auch Reichspräsident v. Hindenburg eingefunden.

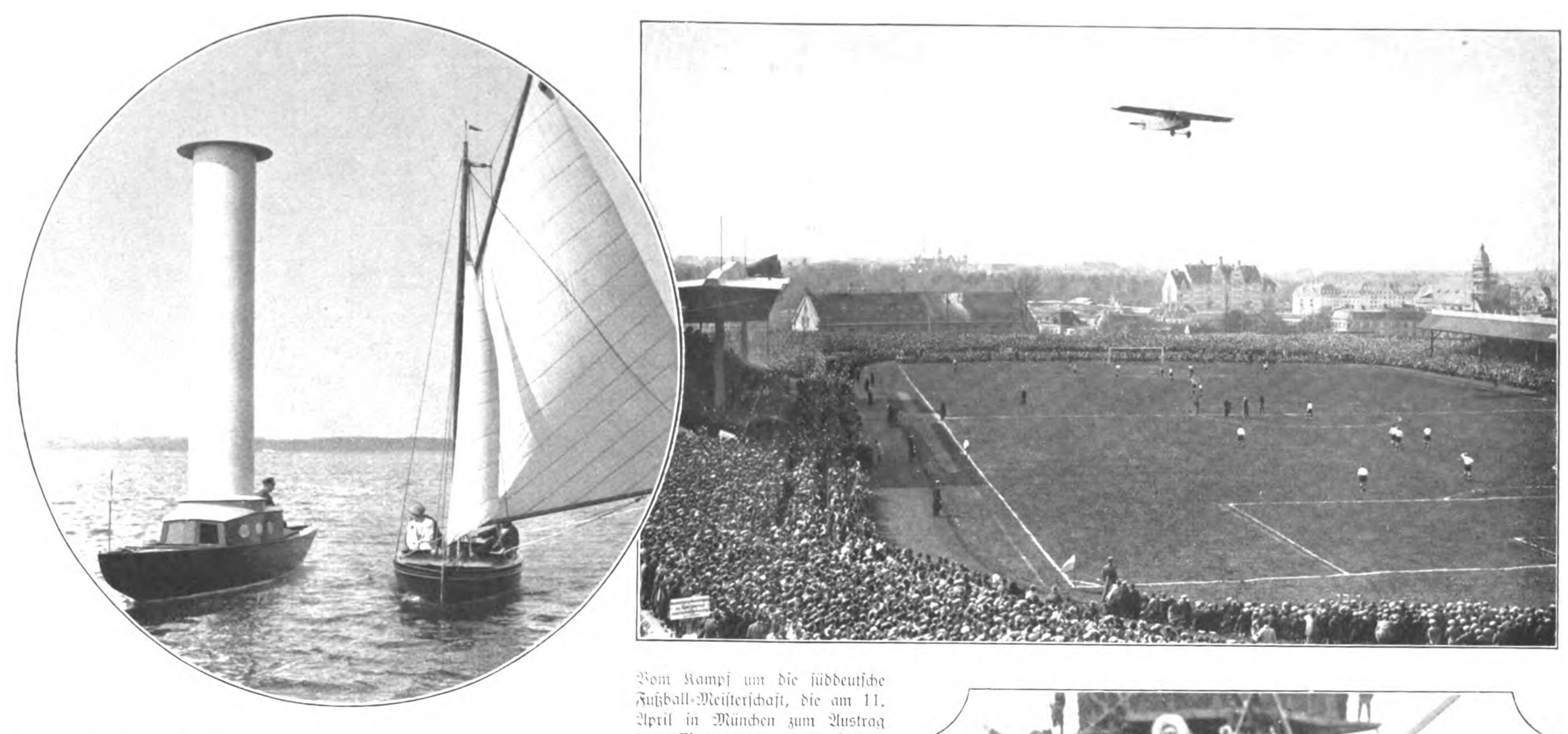
Geheimrat Benno Orenstein, der am 11. April im 75. Lebensjahre verstarb, war einer von den deutschen Wirtschaftsführern, die ihre Unternehmen aus kleinen Anfängen emporgebracht haben und ihren Erfolg ganz ihrer Tüchtigkeit verdanken. Am 2. August 1851 wurde er in Posen geboren und trat nach Besuch des Gymnasiums 1868 als Lehrling bei einer Eisenfirma ein. Am 1. April 1876 gründete er gemeinsam mit Arthur Koppel die Firma Orenstein & Koppel A.-G., die sich zuerst mit dem Handel mit Feld- und Kleinbahnen, später mit deren Fabrikation befaßte und allmählich einen gewaltigen Umfang annahm.

Das norwegische Polarschiff „Norge", mit dem Amundsen zum Nordpol gelangen will, flog am 10. April vom Flugplatz Ciampino bei Rom ab und langte nach dreißigstündiger Fahrt in Pulham bei London an. Die Landung bereitete außerordentliche Schwierigkeiten und nahm $2^1/_2$ Stunden in Anspruch. Am 14. April traf dann das Luftschiff in Norwegens Hauptstadt Oslo ein, wo es mit lautem Jubel empfangen wurde. Da aber dem Kommandanten wegen der unsicheren Wetterlage der dortige Ankermast nicht sicher genug erschien, startete die „Norge" bald wieder und erreichte am 15. April Leningrad (Petersburg), wo sie in der Flughalle des nahe gelegenen Gatschina untergebracht wurde. Hier soll nun günstiges Wetter für die Weiterfahrt nach Spitzbergen abgewartet werden.

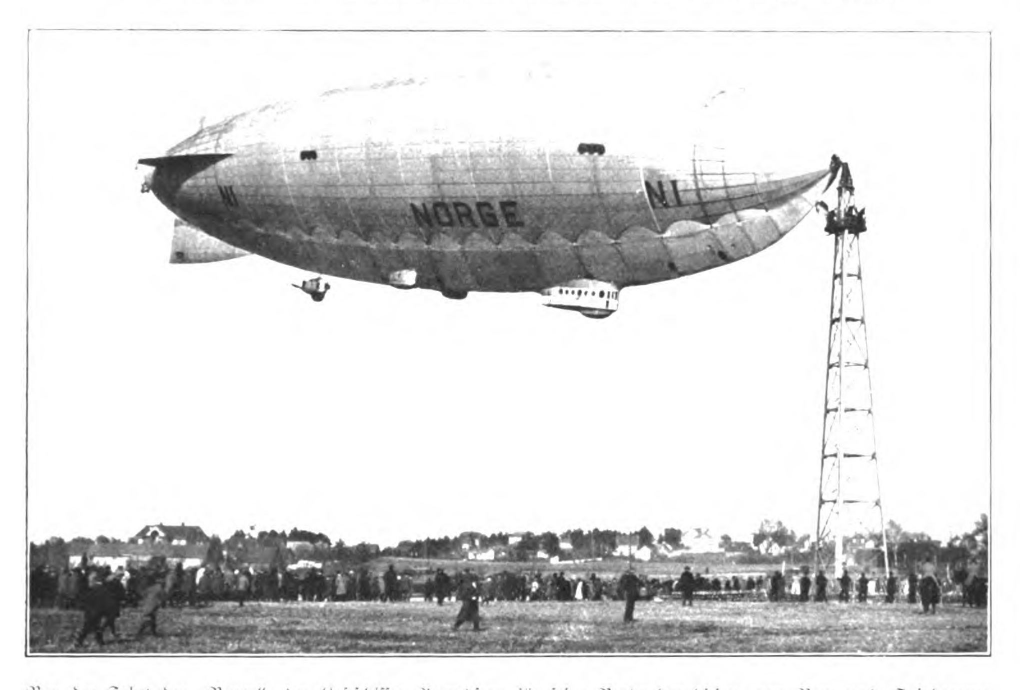
Bei seiner Tripolisreise ist Mussolini unter dem Donner der Geschütze gleich einem Souverän empfangen worden. Stolz wie ein Napoleon, eine riesige weiße Feder auf dem Hut, hat er mit theatralischer Pose seinen Einzug in die Stadt Tripolis gehalten. Das Schaugepränge des Empfanges wurde noch durch den rhetorischen Aufwand übertroffen, den der italienische Diktator aufbrachte bei der Verkündung seiner phantastischen Pläne für Italiens Zukunft.

Bühnenschau.

Des Russen Leonid Andrejews Drama „Der Ozean" wurde im Neuen Schauspielhaus zu Königsberg unter Fritz Jeßner uraufgeführt. Es ist eine gewaltige Symphonie des Meeres, ein Mythos der unendlichen Weite und ewigen Bewegung. Der Seeräuber Haggart verliebt sich in einem Fischerdorfe in Mariette, die Tochter des Priesters, heiratet sie und tötet dann aus Eifersucht ihren einstigen Verlobten. Als er wegen der Untat vor Gericht gestellt werden soll, kauft er sich mit geraubtem Golde los. Voll Verachtung und aus Ekel vor der Habgier der Fischer geht er wieder hinaus aufs große freie Meer, denn Sturm und Wogen sind sein Lebenselement, und läßt Mariette zurück, die ihm nicht zu folgen vermag, weil auch ihr Vater erschlagen worden ist. Die See bedeutet gewissermaßen den Hort der Wahrheit, während das Land die Lüge symbolisiert. Der Inhalt des Stückes erinnert in manchem an die Sage vom „Fliegenden Holländer". — Die Spielleitung vermochte die in der Dichtung ruhende Musikalität hervorragend zu erfassen.



Vom Kampf um die süddeutsche Fußball-Meisterschaft, die am 11. April in München zum Austrag kam: Moment während des Spiels, bei dem die Bayern-München gegen Spielvereinigung Fürth mit 4:3 siegten. Gegen 30000 Zuschauer nahmen an dem fesselnden Spiele teil. — Im Oval: Frühlingsleben auf dem Wannsee bei Berlin: Eine Flettner-Rotorjacht und eine Segeljacht während einer Wettfahrt, bei der das Flettner-Boot den Sieg davontrug.





Von der Fahrt der „Norge", des Luftschiffes Amundsens für seine Nordpolexpedition, von Rom nach Spitzbergen: Das am Ankermast befestigte Luftschiff nach der Zwischenlandung in Oslo, der Hauptstadt Norwegens, am 14. April.

Rechts Mitte: Von der Reise des italienischen Ministerpräsidenten Mussolini nach Tripolis, wo er am 11. April eintraf: Mussolini beim Abschreiten der Ehrenkompanie an Bord des Kriegsschiffes „Cavour", das ihn nach Tripolis brachte. Mussolini, der am 7. April, dem Vortage seiner Abfahrt nach Tripolis, bei einem Revolverattentat einer Irländerin durch einen Schuß durch die Nasenflügel verletzt worden war, trägt noch ein Pflaster an der Wundstelle.



Eine Versammlung buddhistischer Priester in Japan, bei der über die Errichtung eines Massendenkmals für die Opfer des im Jahre 1923 erfolgten großen Erdbebens beraten wurde.



General Theodores Pangalos,
der Diktator Griechenlands, gegen den sich die Militärmeuterei in Saloniki am 9. und 10. April richtete.



Alexander Moissi als Prinz Hamlet in der Aufführung von Shakespeares „Hamlet“ in modernem Gewande am Deutschen Volkstheater zu Wien am 10. April. (Phot. Willinger, Wien.)



Von der Erstaufführung des Stückes „Das Spiel vom Doktor Faust“, aus den beiden Teilen von Goethes „Faust“ für die Aufführung an einem Abend zusammengestellt von Paul Mederow, am Stadttheater zu Aachen am 28. März: Valentin-Szene.

Alexander Granach als Mephisto (oben) mit Heinrich George als Faust bei der Aufführung von Goethes „Faust“ (1. Teil) in neuzeitlicher Ausstattung an der Volksbühne in Berlin am 6. April.

Neuartige Bühnenversuche an klassischen Stücken.

Das **Reußische Landestheater** in **Gera** brachte in Uraufführung die einaktige **Oper** des Österreichers **Roderich v. Mojsisovics** (Graz) „**Der Zauberer**“. Der Text dieses musikalischen Lustspiels ist eine Bearbeitung des Stückes „Die Höhle von Salamanca“ von Miguel de Cervantes, dem Dichter des „Don Quijote“; die darin vorkommenden Figuren des übertölpelten Ehemanns, des fahrenden Scholaren voller Streiche und Witze und der verliebten Frau boten ein dankbares Motiv. In der Aufführung trat unter der musikalischen Leitung von Generalmusikdirektor Dr. Ralph Meyer die heiterfrische und lebendige Melodik der Komposition aufs schönste zutage. A. M. Rabenalts Spielleitung packte die Oper geschickt im Sinne der Stegreifkomödie an und verstand durch flottes Spiel zu fesseln, während die von Hans Blanke entworfenen Bühnenbilder der Aufführung mit zur Geschlossenheit des Eindrucks halfen.

Das **Deutsche Volkstheater** in **Wien** hatte sich den englischen Regisseur H. K. Ayliff bestellt, um dessen im August vorigen Jahres am Kingsway-Theater in London unternommenen Versuch, Shakespeares „Hamlet“ den Zeitgenossen im Gewande der gegenwärtigen Mode schmackhaft zu machen, dem Wiener Publikum vorzuführen. Die Herren traten also im Gesellschaftsanzug und die Damen in den neuesten Pariser Toiletten auf, Zigaretten erglühten, und der Revolver knallte. Man hat genug von der Zeitlosigkeit dieses Dramas gesprochen — hier ist die Probe auf diese Behauptung und vielleicht der Beweis. Denn ihr hat schließlich der starke Erfolg der Aufführung recht gegeben, wenn man dabei auch nicht übersehen darf, daß die Wirkung wenigstens zu einem Teile dem Reiz des Neuen, Ungewohnten zuzuschreiben ist. Das Mystisch-Dunkle, das bei der üblichen Darstellung dem Stücke innewohnt, erleidet allerdings hier ohne Frage starke Einbuße, und so interessant manches erscheinen mag, es bleibt ein peinlicher Rest, der barbarisch und banal anmutet.

Einen gewagten Bühnenversuch stellte ebenfalls die Aufführung von **Goethes „Faust“** (1. Teil) an der **Volksbühne** in **Berlin** dar. Auch die Personen der Faust-Tragödie traten (unter der Regie Fritz Holls) nach der Mode unserer Tage gekleidet auf, und auch hier stellte sich der gleiche Eindruck wie bei dem modernisierten „Hamlet“ ein: Sehr interessant, aber dennoch nicht restlos befriedigend. Am Ende wurzeln doch die Voraussetzungen des „Faust“ in der Vergangenheit, so daß manche Stellen des Stückes bei der auf unsere Zeit zugeschnittenen Aufführung oft eine leicht komische Wirkung nicht ganz zu meiden vermochten.

Als ein solches Experiment mit klassischen Stücken, freilich in anderer Richtung, ist auch die Aufführung des Stückes „**Das Spiel vom Doktor Faust**“ am **Stadttheater** zu **Aachen** in der Bearbeitung der beiden Teile des Goetheschen „Faust“ durch den Dresdener Schauspieler **Paul Mederow** zu betrachten. Mederow ging von dem Gedanken aus, daß der zweite Teil von Goethes „Faust“ mit seinem vielfach dunklen, unverständlichen Inhalt auf der Bühne sich als wenig wirksam erweist und der erste Teil, der gewöhnlich allein aufgeführt wird, schließlich immer nur einen Torso darstellt. Er hob aus dem zweiteiligen Werke die für den Gang der Handlung wesentlichen Stücke heraus, wob sie ineinander und gelangte so zu einem einheitlichen, abgeschlossenen „Faust“, der sich für eine Darstellung an einem Abend eignet. — Die Aufführung des Stückes wurde beifällig aufgenommen.



Szenenbild aus dem Schauspiel „Der Ozean“ von dem russischen Dichter Leonid Andrejew, mit Viktoria Strauß als Priestertochter (rechts an der Pforte), das im Neuen Schauspielhaus zu Königsberg i. Pr. am 20. März zur Uraufführung gelangte. (Phot. A. Kühlewindt, Königsberg.)



Die Uraufführung der Oper „Der Zauberer“ von Roderich v. Mojsisovics am Reußischen Theater zu Gera (Reuß) am 1. April. Von links nach rechts: Hans v. Stenglin als Don Pankrazio, Gatte der Leonarda; Lillian Ellerbusch als Leonarda; Karl Heinz Barth als Dorfbarbier; Walter Hageböcker als fahrender Student (auf der Leiter); Alfred Voigt als Alkalde und Liebhaber Leonardas; Käte Benad als Jose Christina. (Phot. Hans Jahr, Gera.)



Aus der aufblühenden Hauptstadt des mittleren Oder-Gebiets: Die Scharrnstraße in Frankfurt a. d. Oder.
Nach einer Zeichnung von Martin Frost.

DER MAINZER DOM IN GEFAHR



Gesamtansicht des Domes.

Ein Architekturdenkmal, das in Deutschland, ja, in der ganzen Welt einzigartig dasteht, eine Perle romanisch-gotischer Baukunst, droht zu verfallen! Es ist die Kathedrale zu Mainz am Rhein!

Ein wechselvolles Schicksal hat der Dom zu Mainz von seinem Baubeginn im Jahre 978 an erlebt. Seit dem Tage der Einweihung durch Erzbischof Willigis im Jahre 1009 bis zu Beginn des letzten Jahrhunderts hatte der Dom eine Reihe von Bränden, Erdbeben und Belagerungen durchzumachen.

Mit der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts nahm das Unheil erneut seinen Lauf. Von Feuersbrunst blieb der Dom zwar verschont, aber der unterirdische Feind, dessen unheimliches Wirken man Jahrhunderte hindurch nicht bemerkt hatte, regte sich. Merkwürdige Erscheinungen am Bauwerk zeigten, daß sein Untergrund nicht mehr tragfähig war. Gewaltige Risse und Senkungen machten sich beim Ostbau bemerkbar. In die Jahre 1868 bis 1879 fallen die weitgehenden Veränderungen und Ausbesserungen, die dem Ostturm seine heutige Gestalt gaben. Doch den wahren Feind, die wirkliche Ursache der Gefährdung hatte man damals noch nicht erkannt. Man glaubte sie in der zu starken Überlastung der Ostkuppel suchen zu müssen.

Schon nach wenigen Jahrzehnten zeigten sich wieder neue Bewegungen, neue Gefahr drohte, und neue Sicherheitsmaßregeln mußten zur Rettung des Baues ergriffen werden. Aber erst in der Jetztzeit erkannte man die Wurzel des Übels.

Die Fundamente der gewaltigen Mauermassen hingen auf lange Strecken in der Luft. Wie konnte das möglich sein? Ein großer Teil des Domes stand ursprünglich auf einem Pfahlrost eingetriebener Eichen-, Linden- und Lärchenpfähle. Diese etwa 2 bis 3 m tiefe Grundlage des Domes war immer reichlich von Grundwasser durchtränkt. Durch die Rheinregulierung in den letzten fünfzig Jahren erfolgte eine Senkung des



Die Risse in der Decke infolge der 30-cm-Pfeilerabweichungen.

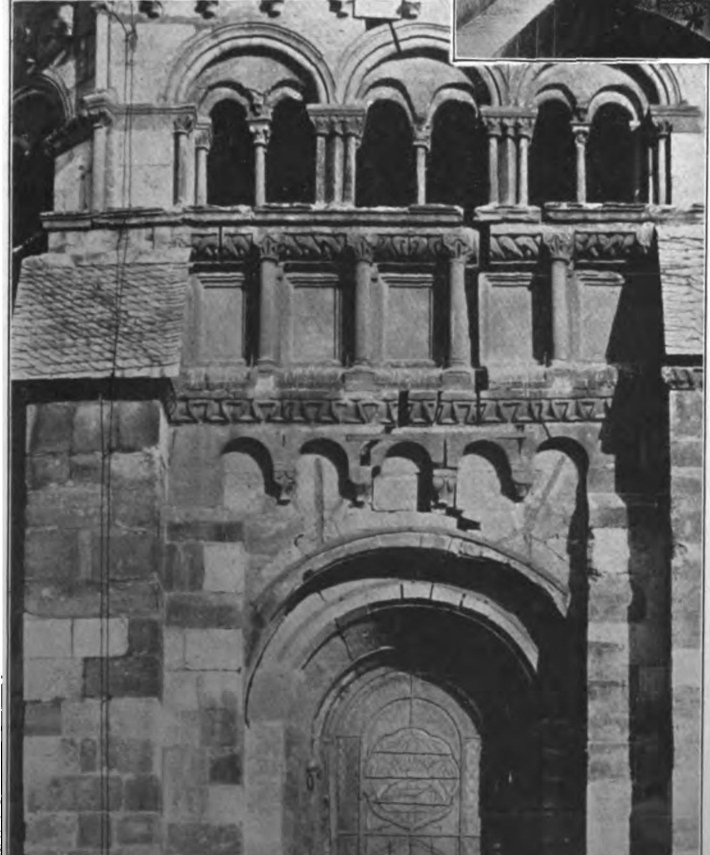
Rheinwasserspiegels, die als Ursache für das Nachgeben der Fundamente des mächtigen Bauwerks anzusehen ist. Solange nämlich die Pfahlroste, auf die der Dom gebaut war, einen bestimmten Feuchtigkeitsgrad hatten, war die Holzunterlage unverwüstlich. Mit dem Augenblick, da dem Pfahlholz die Feuchtigkeit entzogen wurde, setzten Fäulnis und Zersetzung ein.

Im Laufe der Jahre wurde dem Dom mehr und mehr die sichere Fundamentierung durch diesen Zersetzungsprozeß genommen. Besonders interessant ist die Feststellung, daß die auf große Strecken hohl stehenden Fundamente trotz ihrer schweren Auflasten von der seitlichen Reibung des Erdreiches wenigstens so weit im Gleichgewicht gehalten wurden, daß Einstürze nicht eingetreten sind. Dieser Gleichgewichtszustand, wie er besonders bei der auf ihrer ganzen Länge von 60 m vollständig hohl stehenden Nordwand vorhanden war, hätte die Ursache eines großen Unglücks werden können, wenn durch irgendwelche Erschütterungen oder andere Wirkungen die Reibung aufgehoben und die Nordwand plötzlich abgesackt wäre. Es hätte dies nicht nur den Einsturz der Nordwand mit den beiden Seitenschiffen, sondern auch eine Gefahr für die Standsicherheit des Hochschiffes verursachen können.

Um die Schäden zu heilen, wurden bis heute etwa 6500 cbm Beton unter den Bau gebracht. Es war aber auch höchste Zeit; denn schon hatten die beiden Seitenschiffe starke Außenneigung. Das nördliche Seitenschiff hängt noch heute bis 30 cm über und wäre zweifellos gefallen, wenn man nicht ein weiteres Absinken durch die Betonunterbauten unmöglich gemacht hätte. Der Einsturz der Seitenschiffe hätte aber naturgemäß den ganzen Dom zur Ruine gemacht.

Aber noch können wir peinlich überrascht werden! Die Westgruppe mit dem herrlichen Westturm ist ebenfalls in größter Gefahr. Allzu kühn hat der Sohn Balth. Neumanns, Franz Ignaz Neumann, nach dem großen Brand im Jahre 1767 Turmhelm und Bedachung der Westapsiden in die Höhe geführt. Wohl folgte er hierbei dem künstlerischen Gedanken seines Vaters, doch erwies sich die Materie als unbezähmbar! Die klaffenden Risse, die namentlich in der Nordwand und am großen Westturm entstanden sind, führte man ursprünglich auf die schlechten Fundamente zurück. Eingehende statische Berechnungen ergaben jedoch, daß die gefährlichen Schäden durch Überlastung der Gurtbogen des Westchores, die dazu bestimmt sind, die Last des achteckigen Westturmes zu tragen, entstanden.

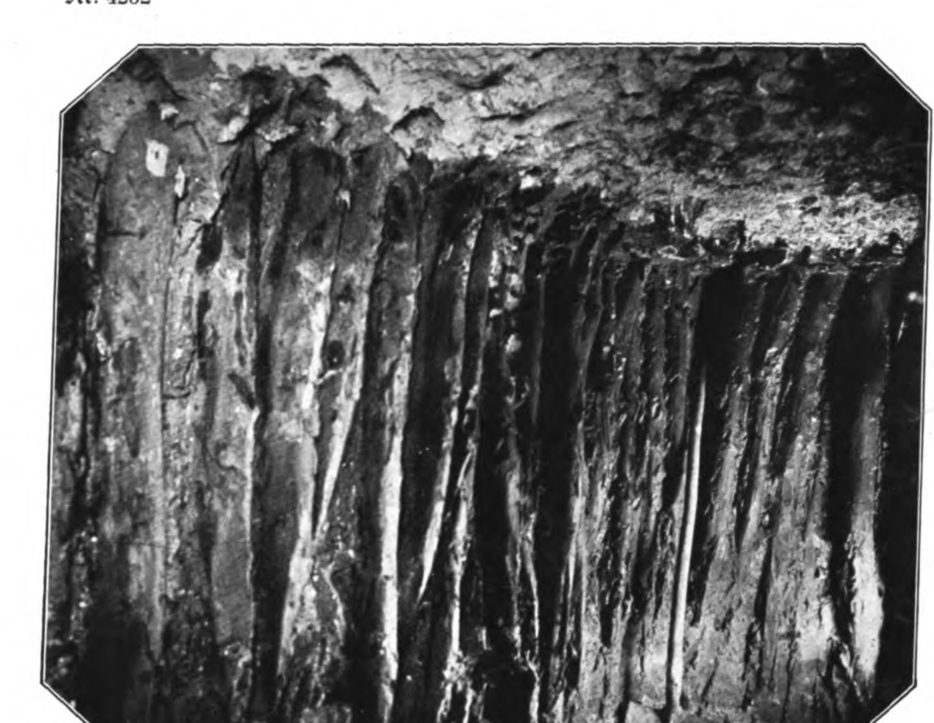
Eine Vorstellung von dieser Last gibt die Tatsache, daß dies Gewicht einem Eisenbahnzug von 200 Waggons entspricht. An und für sich könnten die Pfeiler den Turm tragen, aber die fehlerhafte Konstruktion ist die Ursache der

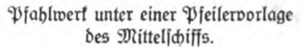


Der große Riß an der Westwand.

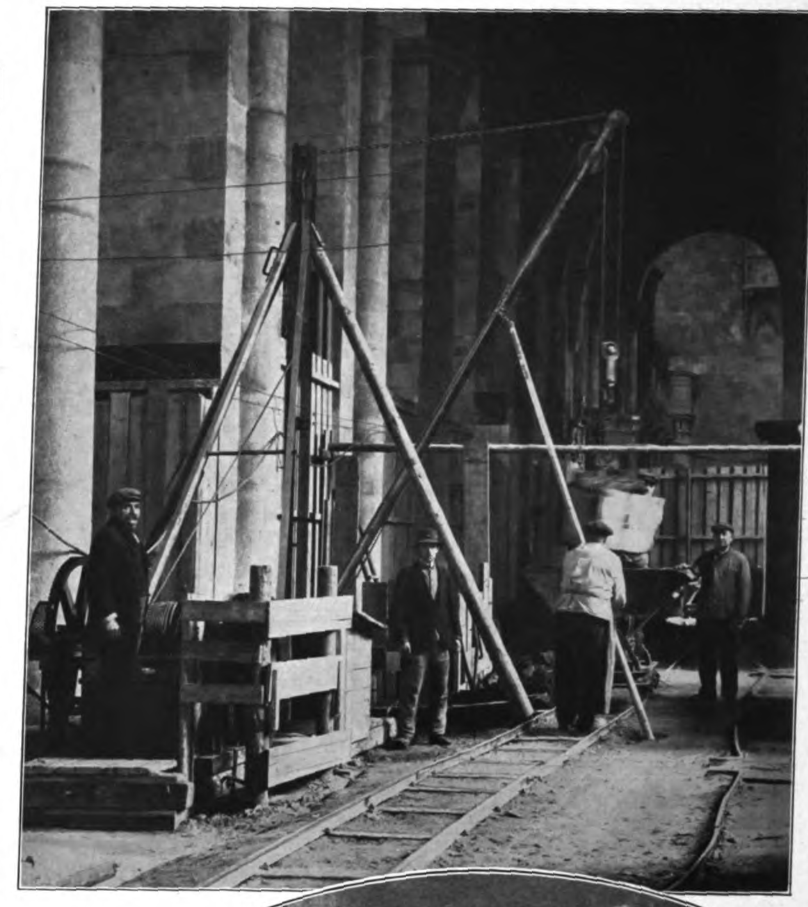


Quermauer der nördlichen Kapellenreihe (Nazariuskapelle), rechter Teil an die Außenmauer anstoßend.

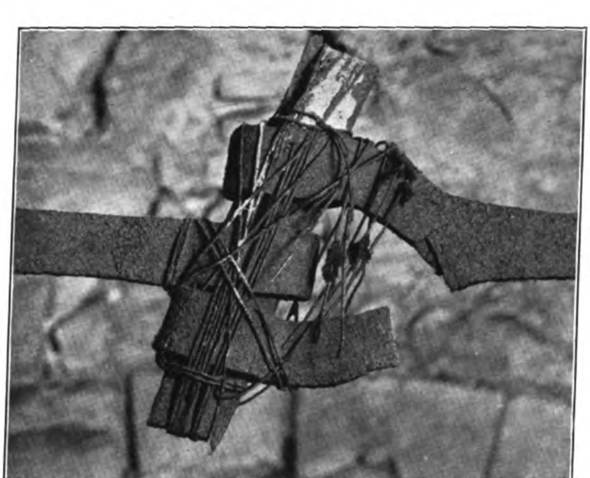




Pfahlwerk unter einer Pfeilervorlage des Mittelschiffs.



Rechts nebenstehend: Baubetrieb im nördlichen Seitenschiff.



Links nebenstehend: Das zerrissene Schloß eines Zugankers.

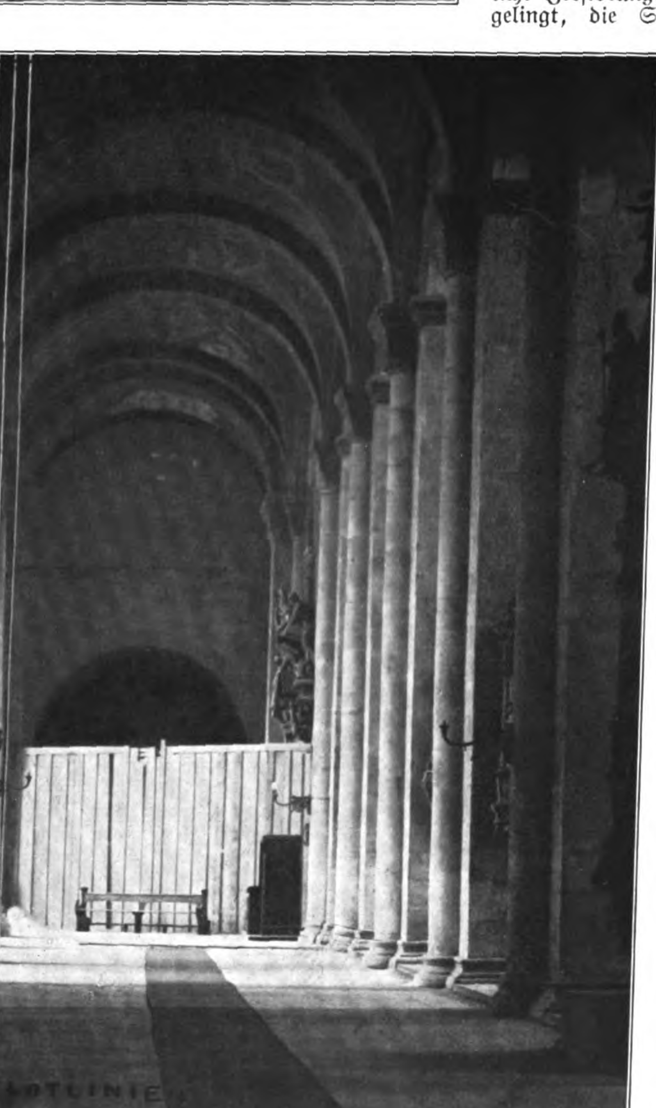
Schäden an der Übergangsstelle vom Viereck ins Achteck. Besonders ins Auge fallen die Zerstörungen an den Gurtbogen, die eine Folge der falschen Lastübertragung sind. Auch die klaffenden Risse der Übermauerung und der mittelalterlichen Bilder sind darauf zurückzuführen. Die Stärke der Beanspruchung zeigt sich am anschaulichsten durch das Ausweichen der Turmwände nach außen.

Während die erwähnten Schäden die Sicherheit des Turmes bedrohen, hat der obere Teil nur durch Verwitterung äußerliche Zerstörungen erlitten. Wenn es nun gelingt, die Sicherungsarbeiten für den Westturm durchzuführen, dann dürften uns auch das Westchor und der Westturm in ihrer jetzigen Gestalt erhalten bleiben. —

Die photographischen Vorlagen zu unseren Abbildungen wurden uns von der Domverwaltung und dem Caritasverband der Diözese Mainz, in dessen Händen die Wiederherstellung des Domes liegt, zur Verfügung gestellt.

Dr. phil. Dr.-Ing. Kurt Roos.

Rechts nebenstehend: Der große Riß der Westwand, vom Innern der Säulengalerie aus gesehen.



Abweichungen der Pfeiler des Seitenschiffes aus der Senkrechten, die am Kapitell 28 cm betragen.



Hohlräume und abgesunkenes Erdreich unter den Fundamenten der Mittelschiffspfeiler.

Was ziehe ich an?



Der neue Paillettenmantel für kühle Abende, getragen von Eveline Duffek. Modell: Gerstel, Berlin. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)

Lavendelblauer Pyjama mit weißer Handstickerei und passender Mütze. Trägerin: Els Wichmann von der städtischen Oper in Charlottenburg. Modell: Schiller, Berlin. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)

Bunt und blau gemustertes Chiffonkleid und marineblauer Mantel mit passendem Futter. Modell: Marbach, Berlin. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)

Links: Die Filmschauspielerin Lilian Harvey in einem rosa Crêpe-Georgette-Kleid mit Seidenapplikationen und in grauem Crêpe-Georgette-Mantel mit Tüten und Graufuchs-Besatz. Dazu champagnerfarbener Bangkokhut mit Bandverzierung. Modell: Emma Oppenheimer, Berlin. (Phot. A. Binder, Berlin.) — **Mitte:** Eleganter Frühjahrsmantel aus weicher terra Seide mit Rosenrüschen, getrogen von Jutta Jol-Teuber. Modelle: Jules Bister, Berlin (Kleid), und Gallewski, Berlin (Hut). (Phot. E. Sandau, Berlin.) — **Rechts:** Lilian Harvey in einem Jumperkleid, bestehend aus plissiertem Chiffonrock mit Rosenmuster und weißem Pongé-Jumper mit roten Paspeln. Dazu rotes Leinen-Cape und weißer Bandhut. Modell: Emma Oppenheimer, Berlin. (Phot. A. Binder, Berlin.)

Sylvias Entzauberung

Novelle von Erich Karl Schmidt

(Schluß.)

Er schüttelt ihre Schultern, so daß Sylvia wieder ganz wach wird.
„Sage mir deine Gedanken! Willst du von mir fortgehen? Hast du Sehnsucht nach der Jugend, da du doch selbst noch so jung bist?"

„Ich will bei dir bleiben, doch du darfst mich nicht quälen. Ich bin so müde, warum läßt du mich nicht schlafen gehen?"

Sylvia machte ein paar schwankende Schritte durch den Raum.

„Wärst du jetzt auch müde, wenn der Kapellmeister vor dir stände, wie? Nur bei mir bist du müde."

„Was soll ich denn so spät noch tun? Soll ich dir etwas vorsingen? Willst du, daß ich tanze?"

„Gib dir keine Mühe mehr!"

Sylvia bleibt stehen und sieht seine Augen von Gefühlen erfüllt, die sie grauen machen. Sie möchte fliehen, doch sie ist ganz machtlos fremder Gewalt untertan. Sie erschrickt, als die Standuhr zum Schlage ausholt. Wie ruhig es war! Nun, nach den drei Schlägen, ist es wieder still.

„Soll ich nicht schlafen gehen? Ich werde mich auf den Diwan legen", sagt Sylvia mit tonloser Stimme.

„Nein, geh nach Hause! Ich will dich nicht mehr."

Die kalten Worte stoßen scharf in Sylvias Brust. Sie kennt Sartorius nicht wieder. Noch nie ist er so roh gewesen.

Sie nimmt ihren Mantel und hüllt sich fröstelnd ein. Aber als sie an die Tür kommt, ruft ihr Sartorius böse nach:

„Nein, du bleibst hier!"

Und sie läßt sich wieder auf den Stuhl am Türrahmen nieder, gleichgültig, was weiterhin mit ihr geschehe. Sie fühlt, geschlossenen Auges, wie Sartorius ruhelos auf und ab wandert.

Sylvia sieht ihre Mädchentage, als der Vater sie noch auf seinen Sattel nahm, auf den Rücken der Stute Mignon, die so fröhlich galoppieren konnte. Und Sylvia denkt an ihr kleines Zimmer, in dem sie so viel studieren wollte. Da liegen all die Rollenbücher auf dem Schreibtisch, viele rote Striche sind darin eingezeichnet, aber niemand sieht mehr hinein. Wollte sie nicht einmal eine Künstlerin werden? Sartorius scheint vergessen zu haben, warum sie damals zu ihm kam... Sie hat ihn gepflegt, als er krank war — er dankt es nicht gut. Hatte Sylvia nur jemals das geringste Interesse für junge Männer gezeigt? Viele sahen sie an in dieser großen Stadt, viele folgten ihr durch zahllose Straßen nach. Das wußte sie wohl. Aber hatte sie jemals ein einziges Wort mit ihnen gewechselt oder sich auch nur umgewandt? Sie hatte sich immer voll Stolz als die Geliebte eines berühmten Künstlers gefühlt. Doch war dieser große Künstler auch ein großer Mensch? Heute mußte sie einmal zweifeln. Und all die schönen Ziele — wie konnte man sie je erreichen, wenn man so unnötig gequält würde?

Da fährt Sylvia zusammen, Sartorius steht so nahe vor ihr, daß er mit den Knien ihren Pelz berührt. Seine Augen sind ganz entzündet, als habe er geweint. Er hebt Sylvia auf und trägt sie zum Bett. Er legt sie in die weißen Kissen, ohne ihr Pelz und Kleid, ja, ohne ihr die Schuhe auszuziehen.

*

Es gibt junge Menschen, die sich wie blind von ihren Leidenschaften durch die Tage rollen lassen — es dauert unendlich lange, bis sie Zweck und tiefere Bedeutung des Daseins erkennen.

Es gibt junge Menschen, namentlich Frauen, die durch ihre Erfahrungen früh reifen, dem Schicksal beherzt in die Speichen fassen und das Leben energisch nach eigenem Willen biegen...

Sylvia erkennt, daß Sartorius' Liebe irdischer Art ist. Nie sucht er ihre Seele. Sein grenzenloser Egoismus zerreibt ihre Körperkraft; es gibt sonnenhelle Morgen, die einen so trübe dünken wie Novembertage, weil man, trotz des unendlich langen Schlafes, müde durch die Straßen geht, einen schalen Geschmack auf den Lippen.

Sylvia sieht in eilige Augen, alle Menschen sind von einem Zweck getrieben, und wie auch immer dieser Zweck geartet sei, sie sind doch von irgendwelchen Pflichten erfüllt. Alle, die da rennen, von den Straßenbahnen springen, in Automobile steigen — sie arbeiten, schaffen. Kopf und Hände haben zu tun. In den Klüften aufgewühlter Straßen stehen nacktbrüstige Männer, die den Hammer schwingen, damit die Straße wieder eben werde. Von den Brücken sieht man in Kähne, deren Fruchtkasten gekrümmte Rücken zum Ufer tragen. Eine alte Frau vermag kaum noch den Namen ihrer Zeitung aufmunternd in die Reihen der Passanten zu krächzen.

Sylvia verwertet ihre früh erlernten Kenntnisse, bewirbt sich um eine Stellung und geht nun täglich mit flinken Füßen im Marschtempo eilender Menschenbataillone zur Arbeit.

Ihre neue Wohnung liegt fern von Sartorius. Sie hat alle Spuren sorgfältig ausgelöscht; sie glaubt sich auch vor den Anfechtungen des eigenen Blutes sicher wie in verschollenen Mädchentagen.

Die Bedeutung des Sonntags wird ihr bewußt, anders noch als in der Kinderzeit, da man am Morgen nur die kleine Schultasche nicht zu ergreifen, keine langweiligen Aufgaben niederzuschreiben brauchte.

Die Sonntage werden nun zu feierlichen Inseln inmitten eines großen, treibenden, rauschenden Stromes, der Erwerb und Arbeit heißt.

Es stehen Veilchen auf dem Tisch; lieblich schwingen kleine Duftwellen um die Blüten. Schräge Sonnenstreifen fallen durch das hoch gelegene Fenster auf den weißgedeckten Frühstückstisch.

Sylvia ist wieder frisch und munter wie in vergangenen Tagen. Oh, wie ausgeruht sie sich fühlt! Aber wenn sie in den Spiegel blickt, dann entsteht unwillkürlich eine kleine Falte zwischen den Augenbrauen, und auch von den Mundwinkeln zum Kinn hinab kann die Haut leicht straff werden — vor lauter Energie.

Jetzt soll es niemand mehr wagen, die fortschreitende Klärung zu hemmen, den inneren Frieden zu stören, wer es auch sei.

Dichtungen, nunmehr in größerer Ruhe gelesen, zeigen Offenbarungen, daß man plötzlich wie ins Herz der Dinge blickt. Ja, auch das Erlebnis mit Sartorius war Sylvia vom Schicksal vorbestimmt, das fühlt sie nun deutlich. Er war berufen, sie zu erwecken, damit sie wissend werde. Er war auch bestimmt, ihr zu zeigen, daß das Leben voller Abgründe ist.

Am Sonntag muß man die großen Dichtungen lesen — dann fühlt sich die Seele von Schauern erfaßt, die dunklen Mysterien beginnen sich zu lichten, der Alltag scheint nur noch gedämpft wie durch Milchglasscheiben in die feierliche Stille des Erhobenen hinein.

Sylvia genießt die Tragödien der Weltliteratur, und sie ist glücklich, wenn sie darin ein Wesen findet, das sie dereinst verkörpern will. Stärker als früher fühlt sie, trotz ihrer nüchternen Arbeit, daß sie berufen ist, Gestalten darzustellen, wie sie in ihrer Phantasie Umriß und Inhalt gewinnen.

Die Abende sind ausgefüllt von großen Sensationen. Sylvia geht in Vortragssäle, um aus der Kunst bekannter Rezitatoren zu lernen. Sie besucht die vielen Schauspielhäuser der Stadt; sie meidet nur jenes Theater, in dem Sartorius spielt, aber sie ersieht aus manchen Kritiken, daß den großen Künstler zuweilen Müdigkeit beherrscht. Sie fühlt sich von Mitleid gepackt, sie möchte ihn trösten, ihm gut sein wie einem Vater — doch sie ahnt, daß sie seiner Suggestion von neuem erliegen muß, wenn sie ihn wiedersieht.

Heute aber weiß Sylvia, daß er nicht mehr ihr Führer und Meister sein kann; sie erkennt, wie eine neue Kunst der Menschendarstellung unter den jungen Schauspielern zu herrschen beginnt — vertieft, von innen her leuchtend, ohne die großen Mittel der Rhetorik, schlicht und demütig im Werke untertauchend. Sartorius ist der letzte große Pathetiker, der noch wirken wird, solange er auf der Bühne steht, die machtvolle Persönlichkeit, die jung und alt in ihren Bannkreis zwingt.

Aber mit den neuen Werken entstehen neue Gesetze, und selbst die großen Dichter der Vergangenheit müssen sich ihnen beugen. Es ist nicht nur ein anderer Stil, wie Sylvia deutlich spürt: nein, das ganze schauspielerische Erlebnis ist in eine neue Sphäre gehoben, die sich kühn der äußeren Emphase entrafft und die wilde Pathetik einschmelzt in die großen Gluten inneren Erlebens. — — —

Wie sich die jungen Energien sammeln! Es ist, als schössen Bäche von allen Seiten in ein großes Staubecken, und wenn Sylvia in die Übungsabende ihrer Schauspielschule geht, dann öffnet sich das Schleusentor — und Kaskaden von gesammelter Kraft entstürzen ihrer jung aufjauchzenden Seele, daß alle still werden und ahnen: in dieser Frau liegen schon Erlebnisse aufgespeichert, die sie befähigen, den Sinn der Dichtung in unsagbaren Nuancen zu enthüllen. Der junge Regisseur bekommt fanatische Augen und denkt begeistert: Mein Werk! Mein Werk!

Doch er brauchte nur einen köstlichen Rohstoff zu meißeln. Er mußte unmerklich bändigen, ziselieren. Aber er weiß auch: dieser Timbre, der in hingehauchten Molltönen schwelgt, diese Ekstase, die Penthesileas Sturmgefühle zu hellem Brand entfacht — das ist nicht zu erwecken, nicht zu veredeln! Es ist da! Einmalig und das hingegebene Ohr mit unvergleichlichen Nuancen bedrängend. Und wenn man Sylvia ansah, so geriet auch das Auge in einen Wirbel der Verzückung hinein, die man als Lehrer nicht zeigen durfte; die aber alle Begabteren mit heller Begeisterung, mit wetteifernden Rivalinnenneid, entzündet anerkannten!

Sylvia steigt von dem kleinen Podium, mit geklärten Augen, obwohl der künstlerische Rausch ihre Hände noch vibrieren läßt. Sie trennt sich von den anderen, die sie mit aufgeregten Komplimenten

überfallen. Mit stürmischen Schritten geht sie nach Hause, durch nächtliche, hallende Straßen, denn sie muß frühzeitig aufstehen, um ihre Alltagspflicht zu erfüllen, bis ihre Stunde gekommen ist...

An einem der von großen Gesichten beherrschten sonntäglichen Vormittage wird Sylvias Tür geöffnet, ohne daß sie die schrille Glocke noch Stimmen auf dem Korridor vernommen hat. In ihren Ohren tobt noch die herrische Gewalt dichterischer Dialoge, ihre Augen sehen noch tief in die hymnische Welt einer sagenhaften Epoche, so daß sie Sartorius wie eine Vision vor sich stehen sieht.

„Ich habe dich lange gesucht, Sylvia, warum bist du denn so rücksichtslos verschwunden?"

Sylvia möchte die törichte Glut von ihren Wangen bannen, sie will nicht rot werden, weil sie fühlt, wie fremd ihr Sartorius wurde. Sie hat keine Angst mehr vor ihm, nur sich selbst fürchtet sie, denn sie sieht, daß Sartorius welk geworden ist. Er trägt noch seinen Winterpelz, obwohl schon viele junge Mädchen in lichter Gewandung durch frühlingshelle Straßen wandeln.

Es ist nur das Mitleid, das sie ein wenig ängstlich macht.

Sartorius legt den Pelz auf einen Stuhl, blickt in der kleinen Stube umher, und Sylvia verfolgt seine Augen, ob er die Kargheit ringsum etwa mit ironischem Lächeln betrachte. Doch Sartorius bleibt ernst, als sehe er in eine fremde, merkwürdige Welt hinein.

„Guten Tag, Sylvia. Darf man sich setzen?" sagt er nun, und Sylvia fühlt, daß seine Hände die ihren mit kaltem, energischem Druck umpressen.

Sie spürt, daß sie all ihre Energie zusammennehmen muß, um bei dieser Begegnung nicht als Besiegte zu unterliegen — es wäre eine ganze Skala von neuen Kämpfen zu bestehen, und sie braucht ihre Kraft, um vorwärtszumarschieren.

„Ich werde etwas Tee bereiten", sagt sie dann mit resoluter Stimme und gießt den Spiritus in die Maschine. Sie setzt sich Sartorius mit gesenktem Kopf gegenüber und vergräbt ihre Fäuste in den Taschen der geöffneten Wolljacke, damit sie gegen alle Schwankungen besser gewappnet sei.

„Ich denke, du wirst nun, da ich dich gefunden habe, wieder zu mir zurückkehren, ich brauche deine Nähe — ich bin ja ganz einsam ohne dich."

Seine Augen suchen, ihre junge Gestalt wie mit Netzwerk zu umstricken — er fühlt ihren Reiz so heftig wie nie, nun, da sie ein Gitter von ihm trennt. Er glaubt, daß seine Worte ihre Seele treffen, sie weich machen werden, so daß er nur die Hand zu öffnen braucht, um sie wieder einzufangen.

Und er erschrickt beinahe, als Sylvia plötzlich den Kopf hebt und ihm mit unendlich klaren, ruhigen Augen gerade ins Antlitz blickt. Sie geht, um das kochende Wasser aufzugießen, um Tassen und Gebäck auf das weiße Tischtuch zu stellen, und Sartorius bewundert die Sicherheit ihrer Gebärden. Sie sagt, im Umherschreiten, so beiläufig, als spräche sie alltägliche Worte:

„Nein, Sartorius, man irrt. Ich kehre nicht zurück, nachdem ich einmal gegangen bin."

Und sie gießt den Tee in die Tassen, macht eine einladende Handbewegung und trinkt so ruhig, als säße ihr ein Knabe gegenüber.

„Als ich an jenem Morgen endgültig fortging, wußte ich genau, daß ich nur aus eigener Kraft etwas werden könnte. Ich habe keinen Groll, das wäre lächerlich, es ist alles Bestimmung. Aber nach all den Erlebnissen mit dir will ich nun versuchen, mein Leben nach Gesichtspunkten aufzubauen, die ich als richtig erkannt habe."

„Wie klug die kleine Sylvia spricht! Wer hat ihr die neuen Weisheiten eingeblasen? Ein junger Freund?"

Sylvia macht eine gleichgültige Handbewegung, als wäre solch ein Einwand zu töricht, um auf ihn einzugehen, und Sartorius erkennt im Augenblick, daß er auf falschem Wege ist.

„Nun, ich habe immer in dir besondere Energie vermutet, Sylvia. Ich weiß, wohin du willst. Wärst du nicht fortgerannt, so hätte ich dir mit allen Kräften geholfen."

„Ich denke, daß wir alle vom Egoismus gelenkt werden. Keiner vermag dem andern zu helfen; wir müssen es mit eigener, angespannter Kraft versuchen, wenn wir etwas erreichen wollen. Oh, ich bin klug geworden in jenen Monaten, da ich an deiner Seite lebte, Sartorius! Aber nun mußt du vergessen, daß ich nicht mehr das törichte kleine Mädel bin, das einmal zu dir kam. Ich glaube, daß alle deine Worte vergeblich sind —"

„Vergißt du auch, was für Stunden wir gemeinsam verlebten, wie oft wir in Wallungen gerieten, wenn wir nur einander fühlten, Sylvia?"

Sartorius beginnt, mit klug gedämpften Worten von den Abenden zu sprechen, da sie aus erregenden Weinstuben, hinwehenden Automobilen in seine schweigsamen Zimmer traten, da Sylvia aufgelöst in seinen Armen lag.

Er sieht, daß sie den Kopf wieder senkt, als störe Erregung den reinen, festen Blick ihrer Augen; er bemerkt ihr einfaches, schmales Jungmädchenbett in der Ecke und tritt leise auf sie zu, um ihre Schultern zu umfassen. Es ist, als schwanke Sylvia einen Augenblick auf ihrem Stuhl, als entbrenne ihr Blut von neuem, da sie den vertrauten Griff an ihrer Achsel fühlt. Aber sie hat sich rasch gefaßt, schüttelt seine Hand ab, daß diese frei im Raum schwebt, und steht vor dem gealterten Mann mit trotzigem Blick, gesammelter Energie, mit dem ganzen eindringlichen Kontrast, der seine entnervten Finger von ihrer spröden Jugend zurückbeben läßt.

Da fallen Sartorius' Hände schlaff herab, die mächtigen Kapseln seiner Augen flattern hoffnungslos auf und nieder. Sekundenlang scheint es, als flackere ein brutales Gefühl in seinen Pupillen: — das Mädchen packen, mit Griffen, die er wie kein anderer kennt, und alles ist, wie es war — in sinnlichen Schauern löst sich das wilde Widerstreben auf...

Aber dann erkennt Sartorius, daß er diese neue, durch und durch gewandelte Sylvia nicht mehr besiegen kann. Vor ihm steht leuchtende, willensstarke Jugend. Keine Gewalt kann sie zwingen. Bitten vielleicht —

Aber auch, als Sylvia den großen Sartorius niedersinken sieht, seine Stirn an ihren Knien, die Hände zuckend an den Hüften fühlt, ist sie nichts als eine gute, kleine Mutter, die ihn wieder aufhebt und dabei sagt:

„Nein, nein, das darfst du nicht tun."

Da steht Sartorius auf. Er nimmt Sylvias Kopf zwischen seine kalten Hände und küßt sie auf die Stirn. Sylvia aber sträubt sich nicht, weil sie spürt, daß ihn nun gute Gefühle beherrschen. Sie ist froh, weil sie frei wurde, ganz frei, ohne daß sie in häßlichen Gedanken, mit bösen Worten sich voneinanderlösten.

Sie geleitet Sartorius bis zur Tür, sieht ihm so strahlend in die Augen, daß auch er beinahe lächeln muß — und hört die Korridortür, endgültig trennend, ins Schloß fallen.

Da geht Sartorius, vielgeliebt, auch ihr vom Schicksal vorbestimmt. Doch nun schreitet da ein alter fremder Mann quer über die Straße, in einen Pelz gehüllt, obgleich es beinahe Frühling ist. Er blickt sich nicht um, obwohl er weiß, daß ihre Augen ihn verfolgen. Er stolpert am Straßenbord und hinkt ein paar Schritte vorwärts, dann ist er im lauten, drängenden Gewühl der großen Stadt verschwunden.

Sylvia hebt die Arme, ein Krampf schüttelt ihren Körper. Sie weint, sie lacht, sie schluchzt. Jetzt ist der Weg ganz frei. Jetzt ist sie entzaubert. Sie muß sich sammeln, alle Sehnsucht in eine Dichtung ergießen, damit sie sich von Erdenschwere löse. So ergreift sie das „Traumspiel" und spricht, was Indras Tochter durch des Dichters Mund einst sprach:

„Ich fühle jetzt den ganzen
Schmerz des Daseins,
So also ist es, Mensch zu
sein . . ."



Die Kapelle. Nach einem Holzschnitt von Hans Venter.

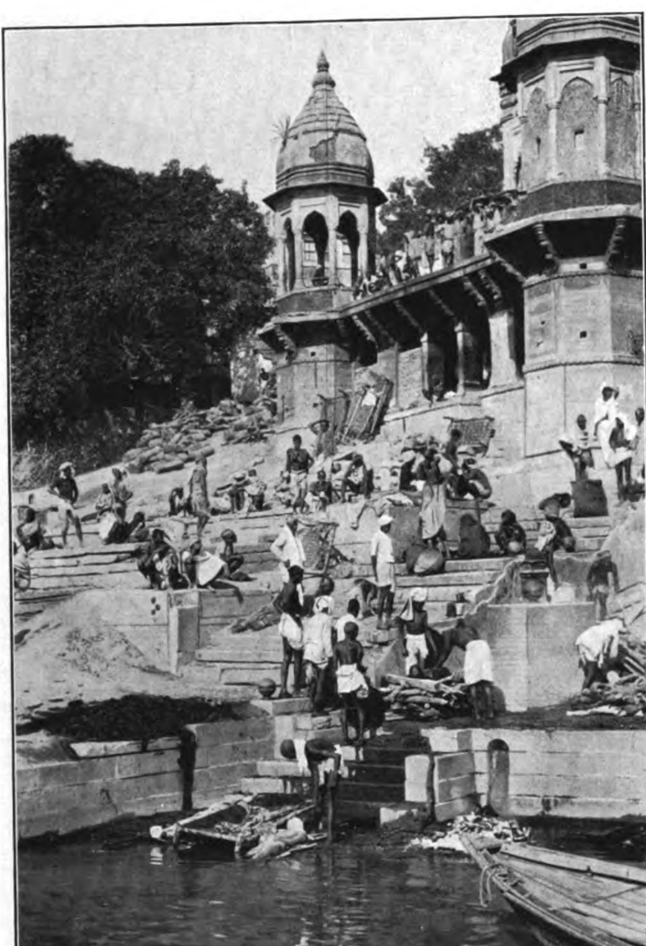


SICHERNDER ELCH

NACH EINER FARBIGEN ZEICHNUNG VON RICHARD FRIESE

Benares. / Ein Reisebericht von Dr. Rudolf Teller.

Mit fünf Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.



Leichenverbrennungsplatz am Ganges.

Ich sah die Ufer von Benares vor mir. Ich sah die märchenhaften Paläste und Terrassen, die sich vom hohen Ufer glanzvoll herabsenken zu den Wellen des heiligen Stromes. Ich sah die Hunderttausende in erhabener Ungeordnetheit, in erhabener Schönheit, in erhabenem Wahnsinn die Räume zwischen den Tempeln auf den Terrassen, die Stufenwege und Stufenabhänge füllen, im Flusse untertauchen und von seinem Wasser trinken; ich sah sie ihre Toten verbrennen und dem Siwa dienen, dem fürchterlich wilden Gott der Zerstörung. Ich sah die Hunderttausende brauner Gestalten mit schwarzen Haaren und weißen Laken und reichfarbigen Gewändern dem Strome in ihrem betörenden Gewimmel zudrängen, auf den Bänken sich ihrer Kleider entledigen, herabsteigen in die Wellen, ihre Waschungen vornehmen, die Hände der Sonne entgegenstrecken, die Augen schließen, beten, versinken im Gebete und, frei von Sünden, den Strom verlassen. Der heilige Ganges wäscht die Sünden ab. Die Millionen der Hindus in Indien haben den einen höchsten Wunsch: in Benares, wo ihre heiligsten Tempel stehen, zu sterben, geborgen durch die Gunst der Priester, die sie mit Gold und kostbaren Gaben erwerben, und zu wissen, daß ihre Asche in den heiligen Fluß Ganges gestreut werden wird. Denn in diesen jammervollen Erdenleib ist des Menschen Seele nur aus Verwirrung geraten, indem sie sich auf unerklärliche Weise von Brahma, ihrem göttlichen Urquell, losriß. In reiner Gestalt nur kann sie sich mit ihm wiedervereinigen: zu ihrer Läuterung muß der unreine Körper durch die Elemente vernichtet werden.

Sie verbrennen ihre Toten mit einer furchtbaren Nüchternheit. In Terrassen sinkt das Ufer zum Fluß; Scheiterhaufen sind aufgerichtet, auf denen die Leichen verbrennen. Die Männer von der Domra-Kaste, Leute der tiefsten Klasse, die allein das Recht der Verbrennung besitzen und Reichtümer damit erwerben, versehen kalt und unbeteiligt ihr Amt.

Ein Scheiterhaufen für die Leichenverbrennung.

Den Fluß abwärts reiht sich ein Verbrennungsplatz an den anderen. Überall liegen die Leichname am Flußrande, mit den Füßen im Wasser; die Männer in weiße, die Frauen in bunte Tücher gehüllt. Nun ist ein Platz frei geworden: man ergreift einen Toten, flößt ihm den letzten Trunk Gangeswasser ein und legt ihn auf die neuen Hölzer. Einer der Verwandten schreitet um die Leiche herum, die Fackel in der Hand; er vollführt die letzten Zeremonien, dann zündet er das trockene Holz an. Die Terrassen rundum und alle die Plätze und Wege sind dicht besetzt von Gaffern, die hocken und plaudern und schauen, wie die Feuer fressen. Nach einigen Stunden wird die Asche der Verbrannten in den Ganges geworfen, und ihr Geist kann zu Brahma einkehren.

Oft ist der Körper nicht ganz verbrannt; halb verkohlte Stücke werfen sie dann in den Fluß. Unheimliche Dinge schwimmen an der Wasseroberfläche, Krähen stehen darauf und picken in ihren Fund, fliegen auf und kommen wieder zum guten Futter. Das Gangeswasser heiligt und reinigt alles; es bleibt heilig und rein trotz Menschenasche und Menschenfleisch. Dieses Wasser fließt um die Schultern und schlägt zusammen über den Köpfen der Hunderttausende von Menschen, die darin ihre heiligen Waschungen vornehmen und davon trinken und damit Krüge füllen, welche sie aus den entlegensten Zonen mitbrachten, um sie hierauf wieder heimzutragen, als das köstlichste Opfer, das ihren Göttern dargebracht werden kann.



Hinduistische Büßer.





Links: Am Ufer des Ganges, des heiligen Flusses der Hindus. Oben auf der Terrasse Paläste reicher Inder. Im Mittelgrund die großen Schutzschirme für die Brahmanen. — **Rechts:** Einer der zahllosen Hindu-Tempel von Benares, dem „Mekka" der Hindus.

Ich sah Gesichter und Gestalten, die ich im Leben nie vergessen werde: Eine Frau, bis zur Brust im Wasser; es lösen sich darinnen ihre Gewänder wie zu einem Kranz in den Wellen; die geschlossenen Augen sind gegen die Sonne gerichtet. Mein Boot gleitet langsam an ihr vorüber, und sie verharrt in ihrer Entrücktheit, einzig vom Gotte erfüllt. Männer in schwarzen Locken, die Heiligen gleichen und schönen Göttern zugleich. Sie alle tauchen nieder und heben betend die Arme und lassen aus den Fingern das Wasser träufeln unter andächtigen Gebeten und trinken aus der heiligen Flut. Ihr Gnadenquell heiligt und stärkt diese Millionen Armer, Verblendeter und bringt gewiß Tausenden von ihnen den Tod, diesen schönen Wahnsinnigen, die da in der Wunderwelt der Steinbauten und Terrassen selbst wie wunderbare Menschen aus einem Volke erscheinen, das nicht von dieser Erde ist. —

Lange, schlanke Bambusstangen stecken im Uferboden, an denen schwimmende Bretter befestigt sind: darauf die Menge, ins Wasser steigend, sich waschend, die Hüllen umnehmend, betend. Auf den Stufen und Steinbänken, die in der Sonne brennen, stehen unter riesigen Schirmen die Priester, die Opfergaben anzunehmen: von ihrem Verhalten ist das Glück des einzelnen und des Landes abhängig. Tausende, unzählige Tausende, in braun leuchtender Verschwendung, in allen Stellungen und Bewegungen der Welt, ein Bild, das, strotzend von nackter Körperlichkeit, das Auge berauscht. Der Hintergrund für diese Symphonie des Fleisches ist die Symphonie aller orientalischen Architektur: die Säulengänge droben, die Kuppeldächer, die hinter den laubreichen Bäumen versteckt sind, die maurischen Bogenfenster, die geheimnisvollen Türen in Quaderbauten, die Nischen in Mauern, darin seltsame Götter sitzen, die wuchtigen Pfeiler und Wälle der Paläste, die Ruinen von Bauten, die prunkend versinken, die Pavillons, die Estraden und Terrassen, das Kreuz und Quer von Stein und edler Formung und darauf die braune Menschheit und die wehenden Tücher. Dazwischen werden Blumen zu Opfern und Früchte verkauft und Futter für die Kühe und Stiere, die dem Schiwa heilig sind.

Am Fluß empfand ich stärker als den Wahnsinn der Massen die Allmacht des Schauspiels. Droben aber, wo die wilden Tempel liegen, in den engen Gassen, wo die heiligen Kühe schreiten, wo von ihrem Unrat und vom Gangeswasser, das die Pilger überall herumsprengen, die Wege schlüpfrig werden, dort beschleicht mich eine sprachlose Befremdung. Dieses Volk scheint mir grauenhaft fern von unseren Möglichkeiten, von unseren Notwendigkeiten. Ihre Götzengötter residieren da droben: Hanuman, der Affengott, Durga, die scheußliche Gattin Schiwas, der man früher Menschen opferte, Dhalbyeshwar, der Regengott, dessen Bild in Wasser getaucht wird, wenn er seines Amtes nicht waltet, Ganesch mit rotem, ekelhaft aufgedunsenem Körper und dem Elefantenhaupte aus Silber.

Der heiligste Tempel, der Bisheshwar geweiht ist, hat goldene Spitzkuppeln und liegt tief drinnen in Enge und verpesteter Luft. Durch die schmierige Tür in der Mauer pilgert die Masse hinein und geht murmelnd und singend durch den Säulengang rund um das Standbild des heiligen Stieres. Kühe gehen frei zwischen Männern und Frauen, zwischen Götterbildern und Säulen. Der Schmutz, den sie werfen, ist heilig; man sammelt ihn, und die Yogis, die brahmanischen Büßer, vermischen ihn mit Kalk und beschmieren sich damit Gesicht und Körper. Ihre langen Haare vermengen sie mit Wolle, und so tragen sie lange Mähnen, zottig, in widerwärtigen Fransen. Viele färben ihre Bärte blau oder rötlich gelb. Ähnlich machen es die Fakire, die mohammedanischen Büßer. Nur in Fetzen gehüllt oder fast vollkommen nackt, warten sie auf die Almosen der Pilger. Manche von ihnen schlafen auf Lagern, die dicht mit eisernen Zacken besetzt sind. Andere sollen die Hände in starrer Lage absterben oder den Daumennagel durch die Handfläche wachsen lassen.

Vom Gesumm und Geschrei ist die Luft erfüllt. Endlos ziehen durch die engen Straßen Züge von Pilgern. Bettler, aussätzig und häßlich wie Höllenerscheinungen, strecken die Knochenhand aus. Zuckende, murmelnde Gestalten wandern umher. Ein nackter Fakir trägt eine lange Posaune, ab und zu hineinblasend. Laden steht an Laden, darin unzüchtige Bildwerke verkauft werden im Zeichen des mächtigen Schiwa. Dieser selbst sitzt unten im Brunnen des Wissens, darein einst ein Priester sein Bild versenkte. Nur Männer dürfen in die unheimliche Öffnung hinabsehen. Um den Brunnen modern faulende Blumen, und die Luft ist verpestet.

Eine Prozession, aus der man Glockenschlagen und Plärren und Heulen hört, zieht toll und nüchtern zugleich zum Mondtempel; denn dort wird alle Krankheit geheilt. Schlangenbändiger stehen am Wege und blasen Flöte, während die glatten Tiere aus den Körben und Säcken auf den Boden rieseln und die Köpfe heben. Eine enge Straße ist ganz dicht besät mit Lingam (Phallus)-Formen jeder Größe, und Frauen nahen sich, um im Gebet Nachkommenschaft zu erflehen.

Auf den nackten Armen der Männer sind Ringe aufgemalt, und auf der Stirn, oft tief hinab bis auf den Nasenrücken, über den Augen leuchten die schreienden Farben der Kastenzeichen.

Ramjan, mein Führer, trägt keine Kastenzeichen und hat wohl nie im Gangeswasser gebadet und davon getrunken. Er gehört zu keiner der vier Kasten, er gehört zu den Elendesten, zu den Parias. Aber er besuchte die Missionarschule von Lahore und wurde getauft. Nun ist er frei von der alten Schmach. Damals war es ihm ja nicht einmal erlaubt, sich frei seinen alten Göttern im Gebete zu nahen. Denn solches gestatteten die alten Gesetze nur den obersten drei Klassen: den Priestern und Kriegern und allenfalls den Kaufleuten, wenn sie die Gebetformen kannten. Wurde ein Paria dabei ertappt, so ward ihm die Hand oder der Kopf abgeschlagen. Er erzählte mir: Die Welt ist heute voller Sünde. Die Menschen trinken Wein, sie haben mehr als ein Weib; die Tugend der Tapferkeit verschwindet. So wird das große Wasser wiederkommen. Zuletzt wird nur das Bild des Gottes Wischnu auf der Oberfläche schwimmen. Dieser erschafft dann Brahma, der eine neue Welt hervorbringen wird. Das goldene, silberne und das eiserne Zeitalter werden wiederkommen in immer neuem Wechsel.



Oben: Unterbringung des Vogels, der als Schießziel dienen soll, in dem umstürzbaren Blechkasten. Mitte: Im Augenblick des Abschusses: Der aus dem linken, umgelegten Kasten befreite Vogel bildet das Ziel. Unten: Ein Schießstand am Meeresstrand in Ventimiglia (Riviera).

Ein brutaler Sport: Abschießen von Singvögeln in Italien.

Von jeher führt der Italiener einen Vernichtungskrieg gegen die gefiederten Sänger, die alljährlich auf ihrem Zuge über die Alpen kommen. Mit Fangreusen, Leimruten und anderen Vorrichtungen lauert man den Vögeln auf. Während die kleineren sofort getötet und als Leckerbissen verkauft werden, benutzt man die größeren gern als Zielobjekte bei den Schießkonkurrenzen der Schützenvereine, die Sonntags in eigens dazu angelegten Schießständen stattfinden. In verschiedenen Blechkästen wird je ein Vogel untergebracht. Durch Umwerfen eines der Kästen durch einen Verbindungsdraht vom Stand aus wird jedesmal ein Vogel frei und nun von dem Schützen abgeschossen. — Es wäre fürwahr an der Zeit, daß ein Staat wie Italien, der doch sonst überall an der Spitze zu marschieren glaubt, sich endlich entschlösse, ein Vogelschutzgesetz zu erlassen, das dem brutalen Unfug ein Ende macht.



DIE HISTORISCHEN RÄUME IM BERLINER STADTSCHLOSS

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen der Staatlichen Bildstelle, Berlin.

Am Ostersonntag wurden im Berliner Stadtschloß die Räume eröffnet, die bis zur Revolution die kaiserliche Familie bewohnt hat. Das Mobiliar des täglichen Gebrauches war im Laufe der letzten Jahre nach Doorn geschafft worden. So war es also nicht möglich, die Gemächer in jenem Zustande zu zeigen, in dem sie sich in den Jahrzehnten vor dem Krieg befanden. Die Frage erhob sich, wie weit rückgreifend man rekonstruieren wolle. Sollte man die ursprüngliche Situation herstellen? Dies war nicht empfehlenswert, weil unterdessen schon künstlerisch wertvolle Umbauten vorgenommen worden waren, so von Schinkel und Langhans. Es ergab sich demnach die Lösung fast von selbst, die darin bestand, den letzten künstlerisch wertvollen Zustand festzuhalten vor dem Hereinbrechen der allgemeinen Stilverwirrung um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Wer in der Regierungszeit des Kaisers Gelegenheit hatte, die Privaträume zu betreten, der fand durchweg die Wände mit Stoffen bezogen, auf dem Boden lagen große Teppiche, die Räume selbst waren mit Polstermöbeln überfüllt. Besonders beim Sternsaal wird dies noch in der Erinnerung all derer sein, die dort einmal zugelassen waren. Er besaß rote Bespannung, auf der Marinebilder hingen. Große Vitrinen mit silbernen Schiffsmodellen waren aufgestellt.

Zur Rekonstruktion, die in ihrem architektonischen Teil vorgenommen wurde von dem Oberhofbaurat Geyer und in der inneren Einrichtung durch Dr. Hildebrand von der Krongutverwaltung, einer dem Finanzministerium unterstellten Abteilung, bediente man sich vor allem der alten Beschreibungen, der alten Inventare und einiger Aquarelle vom Anfang des 19. Jahrhunderts, auf die wir noch zu sprechen kommen werden. Grundsatz war, durch emsige wissenschaftliche Nachforschungen die Möbel in den vielen kaiserlichen Schlössern festzustellen, die ehemals in einem bestimmten Raum des Berliner Stadtschlosses sich befanden oder, besser gesagt, für ihn geschaffen waren. Wo dies nicht mehr möglich war, hat man versucht, aus dem zur Verfügung stehenden Material ähnliche Objekte auszuwählen, um auf jeden Fall einen künstlerisch geschlossenen Eindruck zu vermitteln und den Geist der Zeit von neuem heraufzubeschwören, der einst in den schönen Räume geherrscht.

Besonders günstig aber lag es da, wo, abgesehen von Rechnungen, Aufzeichnungen und Inventaren, zeitgenössische Bilder vorhanden waren. Sie fanden sich in Gestalt von Aquarellen von Schinkel, Hintze, Graeb und Gärtner. — Am meisten zeitgetreu ist denn auch

Der Teesalon. Erbaut von K. Fr. Schinkel († 1841).

die Wiederherstellung des Wohnzimmers der Kronprinzessin Elisabeth, der Gemahlin des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV., geworden. Ihr lag ein Aquarell von Karl Friedrich Schinkel aus dem Jahre 1826 zugrunde. Die allermeisten Möbel konnten wiederaufgefunden werden und sind genau an jenen Plätzen aufgestellt, an denen sie sich ehemals befanden. Man sieht den Erker mit der Büste und den Blattpflanzen, den Schreibtisch mit den vielen Ziergegenständen, die überfüllte Vitrine, das Musikinstrument, das steife Ruhesofa, die charakteristischen Mullvorhänge, genau wie es ehemals gewesen. Wieder hangen enggedrängt an den Wänden die Bilder in den großen Goldrahmen. An der einen Seite des Zimmers jedoch hat man die mäßigen Kopien nach Werken der Renaissance durch die herrlichen Originale von Kaspar David Friedrich ersetzt, die wohl ehemals sich nicht an dieser Stelle befanden, aber die immerhin zur Wohnung des Königs gehörten. Wir nennen den „Mönch am Meer", die „Ruine Eldena", das „Kreuz auf der Felsenspitze" und das „Schloß Erdmannsdorf".



Der Sternsaal. Entwurf: K. Fr. Schinkel.

Als vorzüglich gelungen muß auch die Wiederherstellung des Teesalons Friedrich Wilhelms IV. bezeichnet werden, wozu ebenfalls ein Aquarell des Erbauers K. Fr. Schinkel von 1826 vorlag. Wir sehen die entzückenden Statuetten von Tieck, die sich lange Zeit im Baudepot befanden, und nach der Entfernung der Wandbespannung kamen die unerhört reizvollen Medaillons mit den allegorisch-mythologischen Bildern von Deling, Schoppe, Stilke und Kolbe zum Vorschein.

In dem von Schinkel geschaffenen Eßsaal sind wieder die Bilder angebracht, die in der Zeit Friedrich Wilhelms IV. sich dort befanden, weiter die schönen Gemälde von Blechen aus dem Besitz des Königs.

Der Sternsaal konnte in seiner ganzen Schönheit wiederhergestellt werden, mit seinen spiegelnden Stuckmarmorwänden und der Decke in zartem Weiß und Gold.

Vorzüglich erhalten ist auch das Langhans-Quartier, eingerichtet für Friederike Luise von Hessen-Darmstadt, zuletzt Apartement der Kaiserin. Diese Salons sind in den Farben von Langhans neu bespannt worden und mit Louis-XVI.-Möbeln ausgestattet. Hier befinden sich auch die Bilder von Watteau und Pesne, die so lange dem Auge der Öffentlichkeit entzogen waren, wohl die kostbarsten französischen Gemälde des 18. Jahrhunderts, die es in Deutschland gibt.

Alfred Kuhn.



Das Schreibzimmer der Kaiserin Auguste Viktoria, Gemahlin Wilhelms II. Ausführung von Langhans.



Treppenaufgang. Erbaut von Andreas Schlüter († 1714).

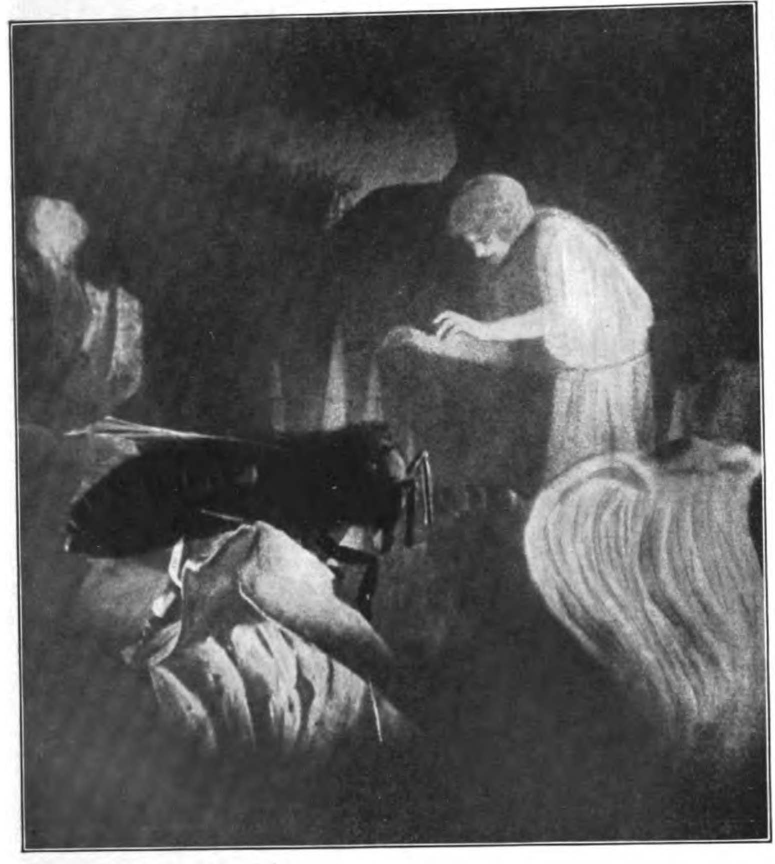


Der Pfeilersaal. Ausgeführt von Langhans.

Wohnzimmer der Königin Elisabeth († 1873), der Gattin Friedrich Wilhelms IV. von Preußen. Ausführung: K. Fr. Schinkel.

DIE HISTORISCHEN RÄUME IM BERLINER STADTSCHLOSS

Bonsels' „Biene Maja" als Film



Während der Aufnahmen zum Film: Der Kampf der beiden Spinnen wird gedreht.

Links nebenstehend: Die Biene Maja und der Blumenelf.

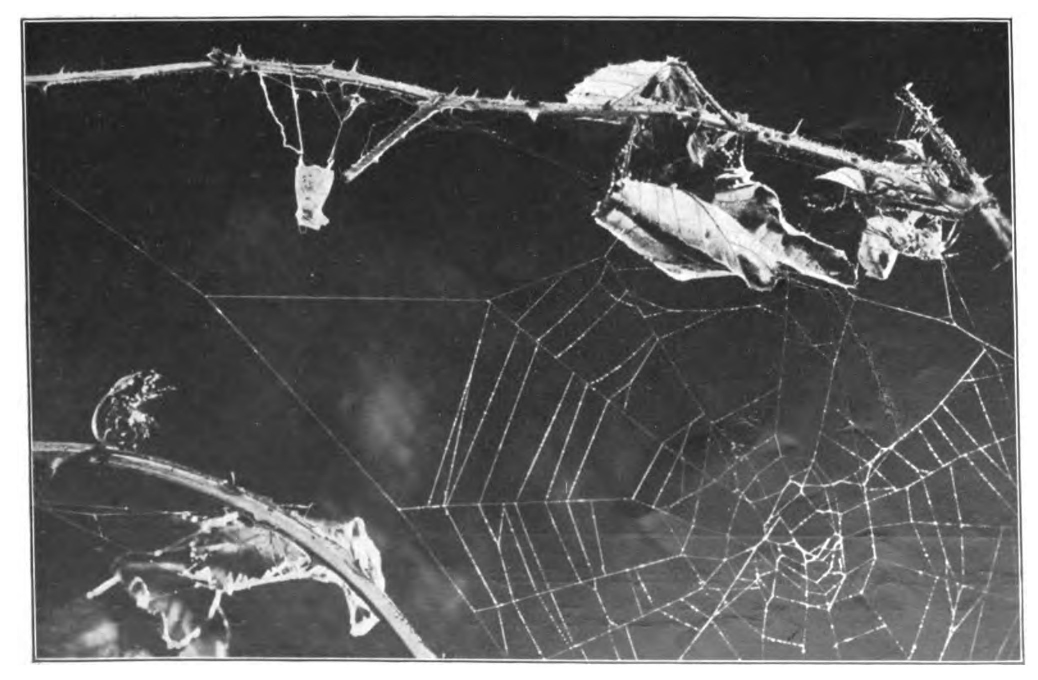
Rechts nebenstehend: Des Hornissenkriegers Überfall auf die Biene Maja.

Mitte: Die Biene Maja begrüßt den Rosenkäfer Pepi.

Unten links: Mistkäfer Kurt eilt der Biene Maja zu Hilfe.



Eines der interessantesten Filmereignisse des Jahres 1926 ist ohne Zweifel der große Bonsels-Film „Die Biene Maja und ihre Abenteuer". Vier Jahre intensiven Schaffens, verbunden mit der Aufwendung bedeutender technischer und finanzieller Mittel, waren notwendig, um diese Verfilmung fertigzustellen. Der Gedanke, ein Buch zu verfilmen, das eine zarte, feine Schilderung aus dem Reich der Tiere bringt, mußte gewagt erscheinen. Um so mehr überrascht der Film, denn es ist hier zum ersten Male gelungen, ein Stimmungsgemälde aus der Welt der Insekten zu schaffen, das — jeder trockenen Schulmeisterei, jeder Belehrungsabsicht fern — Tierschicksale in einer sehr glücklichen dramatischen Form bietet. Im Mittelpunkt der Handlung stehen die seltsamen Erlebnisse, die die kleine Biene Maja nach dem Verlassen des Bienenstaates im Walde hat. Auf ihrem langen Fluge in das weite fremde Gebiet macht sie zunächst die Bekanntschaft mit allerlei Waldgetier. Sie sieht ein kleines Kaninchen, das keck und übermütig in den herrlichen Frühlingsmorgen blinzelt, sie lernt einen dicken Frosch kennen, der gerade mit einem kräftigen Schwapp eine fette Fliege erledigt, dann erlebt sie die Geburt einer Libelle. Als sie dem Rosenkäfer Pepi einen Besuch abstattet, versuchen räuberische Ameisen gerade einen frechen Überfall. Hierauf gerät sie in die Gefangenschaft der Spinne Thekla. Nur dem raschen und entschlossenen Eingreifen des Mistkäfers Kurt kann sie ihre Befreiung verdanken. Später wird sie von einem Hornissenkrieger überfallen und verschleppt. Und in ihrem Gefängnis vernimmt sie die Absicht der Hornissen, einen Überfall auf den Bienenstaat zu vollführen. Es gelingt ihr, sich zu befreien und die Bienen noch rechtzeitig zu warnen, die dann in furchtbarer Schlacht die Hornissen besiegen. Das größte Erlebnis der Biene Maja ist aber ihre Bekanntschaft mit dem Blumenelf, durch den der Wunsch Majas, doch einmal die Menschen zu sehen, wie sie am schönsten sind, seine Erfüllung findet.



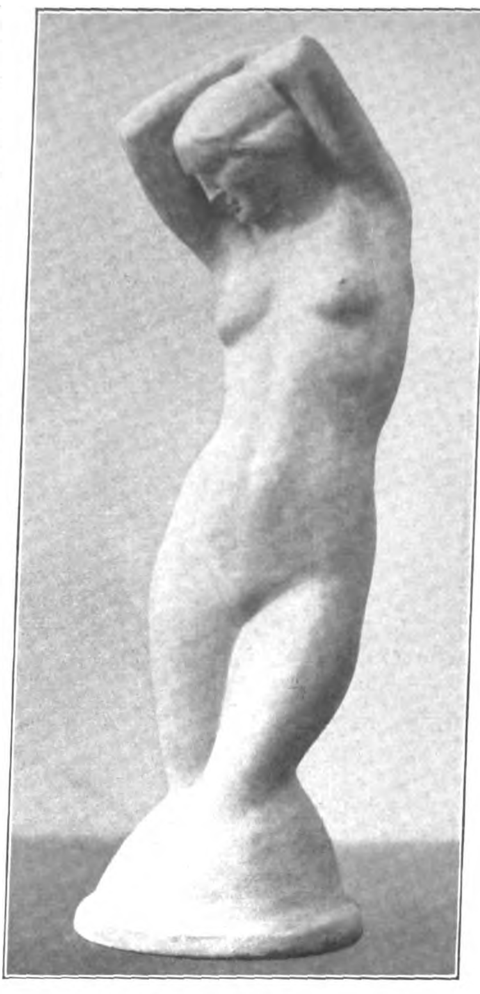
Es wäre natürlich niemals möglich gewesen, diese Verfilmung in einer so vorbildlichen Weise durchzuführen, stände die deutsche Aufnahmetechnik nicht auf einem so hervorragenden Niveau der Vollkommenheit. Die besonderen Schwierigkeiten, die sich für den Hersteller, die Kulturfilm A.-G., Berlin, bei den Aufnahmen ergaben, bestanden in der Unmöglichkeit, die Tiere zu irgendwelchen Handlungen zu veranlassen. Ihr Leben mußte in nur mäßig beschränkter Freiheit beobachtet und gefilmt werden. Der Trick wurde vollkommen ausgeschaltet. Viele der Aufnahmen konnten nur mit besonderen Spezialapparaten ausgeführt werden. Man mußte langbrennweitige Objektive verwenden, die es ermöglichten, die kleinen Tiere in teilweise vielhundertfacher Vergrößerung auf das Bildband zu bringen. Außerdem mußte sehr viel mit Zeitlupe und Zeitraffer gearbeitet werden, um besonders schnelle oder ganz langsame Bewegungsvorgänge (z. B. das Abfliegen eines Insektes oder das Aufblühen einer Blume) dem menschlichen Auge im normalen Tempo zu zeigen. Bei den meisten Aufnahmen war man natürlich auch von der Jahreszeit abhängig. Oft geschah es, daß Käfer oder andere Tiere infolge von Witterungseinflüssen starben. Obwohl eigens für die Zwecke dieses Filmes eine biologische Versuchsstation, ein Filmatelier im kleinen, eingerichtet war, in der alle für den Film erforderlichen Insekten usw. gesammelt wurden, blieb man doch vor derartigen Zwischenfällen nicht bewahrt. Alle diese Hindernisse erschwerten das Unternehmen in hohem Maße. Welche Arbeit in dem Film steckt, geht wohl schon daraus hervor, daß nicht weniger als 50000 m Rohfilm bei den Aufnahmen verbraucht wurden. Erst etwa der 25. Teil ergibt den fertigen Film.

Walter Steinhauer.

BRUNO EYERMANN

Der Leipziger Bildhauer Bruno Eyermann gehört zu den Künstlern, die energisch und unbeirrbar ihren Weg gehen. Die Schönheit seiner besten Schöpfungen ist eigener Art: streng und schlicht, erinnern sie in ihrer starken volkstümlichen Kraft und Gebundenheit an die geschlossenen, erdfesten Formen Japans und der Antike. Damit verwandt ist die ehrliche, überaus gediegene und solide handwerkliche Natur. Kraft und Handwerk geben den meisten Schalen und Dosen aus Bronze den prachtvollen ruhigen Sach- und Gebrauchswert. Fast niemals aber wirken beide Elemente allein; sie verbinden sich meist innig mit einer weichen, zarten Linienführung von edler Vornehmheit oder Delikatesse. Am sichtbarsten zeigen das die weiblichen Akte in Bronze und Porzellan oder Feinsteingut. In engem Rahmen drängen sich diese Eigenzüge in der Plakette und Medaille zusammen. Feine Lyrik der Form bildet sich da unter der gleichen Hand, die — heute eine Seltenheit — die Prägeform für die Medaille oft selbst mit dem harten Stichel in den Stahl schneidet. — Spannt man den Rahmen der Betrachtung weiter, so erweist sich vor allem als wichtig, daß die Arbeiten Eyermanns meist Charaktereigenheit bis zur Eigenwilligkeit und Eigensinnigkeit zeigen. Das trostlose Kennzeichen unserer Zeit ist die Charakterlosigkeit in der Kunst und im Leben. Das gesamte Geschehen, die kulturelle Entwicklung — alles saust in rasendem Tempo. Nirgends bleiben Zeit, Ruhe und Kraft zur Besinnung. Eine Überflut von Reizen, zum Teil auch wertvoller Art, hagelt förmlich auf unsere Nerven hernieder, so daß die eigene Persönlichkeit nur schwer noch aus der Tiefe und Innerlichkeit herausreifen kann. Um so wertvoller sind die Kräfte, die noch Einfachheit, am liebsten Einfalt genug haben, um rein sich selbst immer deutlicher und wirksamer zum Ausdruck und zum Bekenntnis zu bringen. — Dr. Fritz Tögel.

Tisch-Wahrzeichen der Gesellschaft Leoniden, Leipzig.



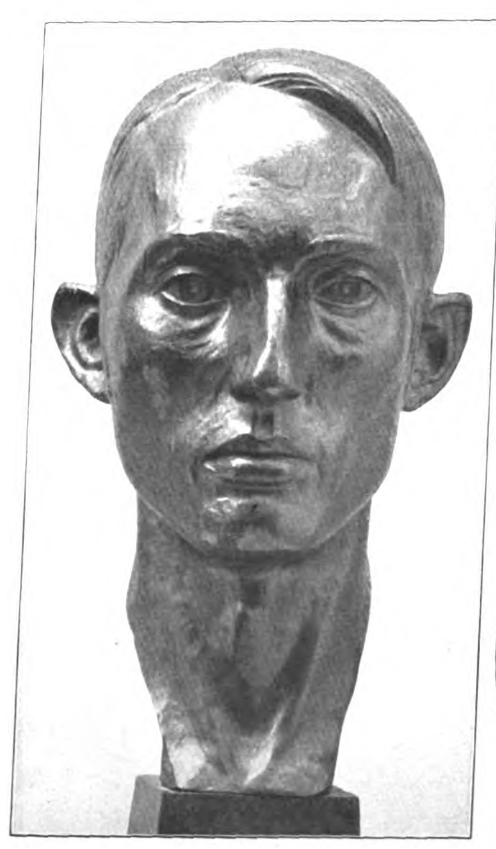
Weiblicher Halbakt (Terrakotta).



Pick-Medaille (Bronze).



Kwannon (Bronze).



Bildnis Dr. Grandinger (Bronze).



Wünschmann-Medaille.



Thüringische Staatsmedaille.



Gewandfigur (Bronze).



An der Alcantara-Brücke.

San-Martin-Brücke.

AUS TOLEDO, DEM »SPANISCHEN ROM«

NACH AQUARELLEN VON PROF. WILLI GEIGER

BEETHOVEN

NOVELLE VON GRETE MASSÉ

(Schluß.)

Nanette sagte nichts. Sie nahm seine Hand.

Er ließ sich führen. Er duldete es, daß sie ihm in der Stube den nassen Mantel abnahm. Nur als sie niederkniete, ihm die Stiefel von den Füßen zu ziehen, wehrte er ab.

„Lassen Sie, Nanette! Ich bleibe nicht hier! Ich bin Tag und Nacht gefahren! Der Kutscher wollte nicht weiter, als es zu gewittern begann. Mir war es recht! Ich bin allein ins Freie gelaufen! Ich habe mich auf den Hügel gestellt und es hinausgebrüllt, lauter als der Donner: ‚Seht mich an! Gottes Zorn hat mich geschlagen! Ich bin taub!'"

Nanette legte hilflos die hilfsbereiten Hände ineinander. Sie fühlte klar. Des Freundes Not war zu groß für das tröstende Wort.

„Ich habe zwei Tage im Walde gelegen", sagte Beethoven. „Es waren zwei Tage und zwei Nächte, die ich nicht noch einmal durchleben könnte, ohne dem Irrsinn zu verfallen. Dann bin ich gereist. Dann habe ich mich der letzten Instanz gestellt und die Wahrheit gefordert. Der Mann hatte ein Herz und wollte nicht sprechen. Er brauchte es auch nicht. Ich sah ihn an und wußte genug.

Das Sausen und Brausen in meinen Ohren hört nicht auf, Nanette! Immer dröhnt es darin wie Meeresrauschen. Bald wird auch das verstummen. Dann wird es um mich ganz still sein!"

Er stützte den Kopf in die Hand. Sein Gesicht wuchs aus dem Schatten wie das Antlitz einer antiken Maske. Dunkel und steinern war es anzusehen.

Beethoven schien die Anwesenheit eines zweiten Menschen vergessen zu haben. Das Schweigen zwischen dem Mann und der Frau wuchs, wurde hoch und riesenhaft wie ein Gebirge. Nanette fühlte es stehen zwischen sich und ihm, trennend, lösend. Es schien den Freund abzudrängen in eine Welt, wo schon das Geisterreich beginnt und der steile, schauerumwehte Weg sternenan führt, den nur der taumelnde Fuß des schon vom Tode Berührten schwebend zu überwinden vermag.

Ich muß ihn wecken, dachte die Frau. Er schwindet mir sonst dahin, schwindet uns dahin, ohne daß wir ihn zu halten vermögen.

Sie wußte sich in ihrer Angst keinen anderen Rat, als die kurzen, braunen Hände des Mannes zu streicheln. Sie waren schwer und kalt, diese Hände, unter denen das Leben in Akkorden brauste und glühte, wenn sie sich auf die Tasten des Klaviers legten.

Unter den streichelnden, mütterlichen Händen der Frau erwarmten die kalten, erstarrten Finger, kam das Bewußtsein zurück in den irren Blick, in dem die Verzweiflung geflackert.

„Sie sind gut, Nanette!" flüsterte Beethoven. „Sie sind ein herrlicher Kamerad. Streicher kann seinem Schöpfer danken, daß er ihm eine Nanette zur Gefährtin gegeben."

„Und Sie, Beethoven?" fragte Nanette. „Gab Ihnen der Schöpfer nicht Julia? Julia wird Ihre Gefährtin sein, und mit ihr wird der schwere Weg ein leichter Weg werden."

Es war nicht zu erkennen, ob Beethoven Nanettens ganze Rede vernommen oder nur den Namen „Julia" von ihren Lippen abgelesen hatte.

Sein Gesicht veränderte sich. Eine Hilflosigkeit, eine Ratlosigkeit prägte sich plötzlich darin aus.

„Ich habe ein anderes Geschick für Julia gewollt. Stehe ich nicht vor diesem Kinde wie ein Wortbrüchiger da? Ich kann es ihr nicht sagen, daß es ein kranker, daß es ein tauber Mann sein wird, den sie liebt. Sprechen Sie mit ihr, Nanette. Ich bitte Sie um diesen Liebesdienst."

Er hob die schweren, kummervollen Augen unter der Stirn des Grams und sah die Freundin an. An ihrem guten, tröstenden Lächeln, an dem Ausdruck ihrer Züge erkannte er, daß sie bereit war, zu tun, was er von ihr verlangte.

Er stand auf und griff nach seinem Mantel. Das brennende Lämpchen in Nanettens Hand warf goldene Flecken auf das braune Holz der Stiegen, als sie den Freund, der sich im Hause nicht halten ließ, die Treppen hinuntergeleitete.

Sie öffnete die Haustür. Frisch und köstlich quoll die Nacht heran, kühlte die fiebernden Schläfen, die brennenden Lippen der beiden Menschen. Das Gewitter hatte ausgetobt. In ruhigen Wolkenbildern standen klar dunkelnde, große Sterne.

Nanette lauschte, bis der schwere Schritt des Einsamen in dem Schweigen der Nacht verklang.

Diese Gewitternacht, die sich gewandelt zu Kühle und himmlischer Stille, schien ihr ein Gleichnis für den Freund. Würde sich nicht auch ihm nach Ängsten und Toben und Grauen der zerstörte, verdunkelte Spiegel seiner Seele wieder erhellen und des Friedens schöne, ruhige Sterne zeigen? — — —

Es wollte Nanette nicht gelingen, die Komtesse Guiccardi zu sprechen. Einmal hieß es, sie wäre krank, ein anderes Mal erklärte man ihr, die Damen des Hauses wären verreist und der Termin ihrer Rückkehr unbestimmt.

Nanettens Ungeduld wuchs. Die Zeit verrann. In seinen Zimmern, vergraben für die Außenwelt, in den kranken Ohren gelbliche Watte, getränkt mit Medikamenten, saß Beethoven. Das Bild seines Jammers hatte sich tief in ihr Hirn gegraben, als sie ihn aufgesucht, um ihm mitzuteilen, daß es ihr nicht gelingen wolle, Julia zu sehen, und daß es ihr scheine, man vereitele im Hause der Guiccardis absichtlich eine Unterredung zwischen ihr und dem Mädchen.

Beethoven war schweigend im Zimmer auf und ab gegangen, die Hände auf dem Rücken verschränkt, das Gesicht emporgehoben. Finster und leidvoll sah es aus. Es war nicht zu deuten, was sich hinter seiner mächtigen Stirn an Gedanken drängte und bewegte.

Plötzlich war er vor der Wand stehen geblieben, an der das Bild seines Großvaters hing, eines dunklen Mannes in rotem Mantel, der ernst und fern auf den Enkel und sein Leben herabzuschauen schien. Nanette wußte, daß der Freund diesen Großvater zärtlich geliebt hatte, der als kurfürstlicher Kapellmeister ein Mann von Rang und Ansehen in Bonn gewesen war. Es hatte so viele Beethovens gegeben, die arm, kränklich, ungekannt oder gar wie die Großmutter und der Vater dem Laster der Trunksucht verfallen gewesen waren. An diesem dunklen Manne in rotem Mantel aber, der wie der Enkel den Namen Ludwig trug, war kein Makel. Alles, was die Familie an Glanz und Imponierendem aufzuweisen hatte, vereinigte sich in ihm. Er war gestorben, als Beethoven noch ein Knabe war, aber sein Gedächtnis war in der Seele Beethovens frisch geblieben, und das Herz des Mannes, unsterblicher Treue voll, gehörte ihm, wie ihm das Herz des Knaben gehört hatte.

„Es ist nichts Gemeinsames zwischen den Beethovens und dem Glück", sprach er zu dem Bild hinauf. „Für uns ist das Einsamsein und die Musik. Auch du wußtest es!"

Nanette wollte ihm tröstend zureden, ihm versichern, daß sie an Julias Liebe nicht zweifeln könne, solange sie nicht mit Julia gesprochen habe.

Beethoven hatte den Kopf geschüttelt. Nichts von Hoffnung war in seinem Gesicht.

Er hatte sich an dem Steinschen Flügel niedergelassen und zu spielen begonnen. Nanette ging und zog die Tür behutsam hinter sich zu. Auf der Treppe blieb sie kummervoll stehen. Beethoven schlug mit der linken Hand so kraftvoll auf die Tasten, daß das zu schwache Spiel der rechten Hand davon fast überdröhnt wurde. Der Meister spielte weiter und hörte es nicht. — — —

Nanette Streicher saß im Salon des Guiccardischen Hauses der Gräfin Susanna Guiccardi gegenüber. Sie hatte wiederum vergeblich die junge Komtesse zu sprechen verlangt. Der Diener hatte geantwortet, daß die Damen ausgefahren seien. Diese Auskunft hatte diesmal der Wahrheit entsprochen, denn als Nanette Streicher den Garten durchschreiten wollte, sah sie einen offenen Wagen heranrollen und vor dem Parktor halten. Ihm entstieg der Graf Gallenberg. Nanette sah mit einem Blick, daß der Graf ein noch sehr junger, blonder Mann mit schönen blauen Augen war, der den Damen aufs ehrerbietigste ergeben schien. Die Komtesse stützte sich auf seinen Arm. Er führte sie, als ob er eine Kranke führe. Und wie eine Kranke sah Julia aus. Ihre zarte, leichte Gestalt schien noch zarter und unirdischer geworden. Unter den ängstlichen Kinderaugen lagen tiefe, dunkle Ränder. Die Lippen waren blaß, die Wangen schmal und bleich.

Als Julia die Freundin erblickte, machte sie sich frei und eilte auf sie zu. Ihr Mund öffnete sich wie zu einer Frage. Die Augen flehten.

Aber rasch trat Susanna Guiccardi an die Seite der Tochter.

„Verzeihen Sie, Frau Streicher, wenn ich Julia auf ihr Zimmer schicke. Sie darf sich nicht anstrengen und nicht erregen. Sie war krank und ist es noch. Haben Sie die Liebenswürdigkeit, mir zu vertrauen, was Sie uns mitzuteilen haben?"

Julia war noch bleicher geworden. Aber sie hatte in stummem Gehorsam das Haupt gesenkt und sich von dem fürsorglichen Kavalier ins Haus geleiten lassen.

„Es ist Zufall, daß Sie uns noch angetroffen haben, Frau Streicher. Wir sind im Begriff, unsere Zelte in Wien abzubrechen und in die Heimat zurückzukehren", sagte die Gräfin Susanna Guiccardi, als sie und die Besucherin im Salon Platz genommen hatten.

Nanette Streicher erbebte vor Schreck. Wenn Julia nach Italien floh, riß dann nicht der letzte Hoffnungsfaden für ihren armen Freund? Wer sollte die Brücke schlagen zwischen dem tauben Mann und dem jungen Geschöpf in der Ferne?

„Ich weiß nicht, Gräfin, ob es Ihnen bekannt ist, daß die Komtesse mit ihrem Lehrer, Herrn van Beethoven, eine tiefe Neigung verbindet?"

„Mein Kind hat keine Geheimnisse vor mir. Ich weiß von der Freundschaft Julias zu unserem großen Meister. Sie wird ihr ganzes Leben seine bewundernde Verehrerin und Freundin sein."

„Mit Freundschaft ist Ludwig van Beethoven nicht gedient, gnädigste Gräfin. Er liebt die Komtesse. Er hatte Hoffnung, daß sie ihm ihr Herz schenken würde."

„Herr van Beethoven ist ein Ehrenmann. Er wird als ein ertaubter Musiker nicht um ein Kind von sechzehn Jahren werben, das das Leben noch nicht kennt und seine ganze Zukunft noch vor sich hat."

„Es ist nicht erwiesen, daß Herrn van Beethovens Leiden unheilbar sei. Die berühmtesten Ärzte der Welt werden es sich zur Ehre anrechnen, zu versuchen, ob sich sein Schicksal nicht abwenden läßt."

Susanna Guiccardi schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich habe in der vorigen Woche einem Konzert beigewohnt, in dem Herr van Beethoven dirigierte", sagte sie. „Es war qualvoll anzusehen! Es hätte eine katastrophale Entgleisung gegeben, wäre das Orchester nicht ein so ausgesucht vortreffliches gewesen. Trotzdem setzte am Schluß ein brausender Applaus ein. Der Meister hörte nichts davon. Man mußte ihn am Arme fassen und umwenden. Da erst sah er, daß halb Wien ihm applaudierte und zujauchzte. Wer ihn da oben hat stehen sehen, meine liebe Frau Streicher, taub für den Donner um ihn her, kann keine Hoffnung mehr haben, daß irgendeine Kur ihm Rettung bringt."

Nanette blickte traurig vor sich hin. Unbeugsam war der Wille der schönen, weißgelockten Frau ihr gegenüber. Sie fühlte es. Er war nicht zu brechen von Menschen mit Widerstandskraft. Woher sollte die schwache Julia den Mut nehmen, sich aufzulehnen gegen diesen Willen, der ihrem Leben die Richtung gab?

„In seinem großen Unglück — hat dieser große Mensch nicht Anspruch darauf, daß die zu ihm steht, die er liebt, und die ihn geliebt?"

„Meine gute Frau Streicher — ich bin eine Mutter und kann es sehenden Auges nicht dulden, daß mein Kind einem Schicksal entgegengeht, dem es nicht gewachsen ist. Julia kann nicht kämpfen, Julia kann nicht leiden, Julia kann nicht opfern. Windstilles, sonnenbeschienenes, gesegnetes Gartenland muß sein, wo Julia blühen soll. In der Wildnis um Beethoven herum — schaurig schön und lockend vielleicht für andere Gemüter — müßte Julia verdorren."

Nanette erhob sich, um zu gehen. Es war nichts zu erreichen für den Freund. Das Herz klopfte ihr schwer.

Etwas wie Mitleid schien Susanna Guiccardi zu überkommen. An der Schwelle sagte sie noch halblaut: „Ich will Ihnen gestehen, was wir sonst verhüllen und verbergen. Es wird vielleicht Sie, es wird vielleicht Herrn van Beethoven hindern, uns zu verdammen und zu verurteilen. Wir Guiccardis sind nicht reich. Wir Guiccardis sind abhängig und sehr arm. Ich habe mir nicht das Leben, die Ehe und den Gatten nach eigener Wahl wählen dürfen. Und Julia kann es auch nicht!" — — —

Nanette fand nicht den Mut, zu Beethoven zu gehen und ihm die Wahrheit zu enthüllen. Sie war ein tapferes, unverzagtes Menschenkind, das den Kampf nicht scheute, aber vor dem Weg, drei Stiegen hoch, vor dem Eintritt in das Zimmer mit den beiden Klavieren und dem Bildnis des Ahnen im roten Mantel, vor dem, die Hände auf dem Rücken verschränkt, der taube, verbitterte, gereizte Mann auf und ab ging, immer auf und ab wie Sträflinge in ihrer Gefängniszelle, graute ihr. War es nicht besser, ihn noch in Ungewißheit zu lassen? Ihn glauben zu lassen, es wäre ihr noch nicht gelungen, Julia zu sprechen? Ungewißheit ist qualvoll, aber die Hoffnung ist noch lebendig in ihr. Gewißheit erst schlägt wie mit Keulenschlag das letzte, zuckende Flämmchen tot, das noch in der Asche glimmt.

Nanette fuhr geradeswegs aus der Stadt und ihrem Heim auf dem Lande zu. Die Landschaft um das Haus herum war verändert. Der trübe Herbst hatte ihr die Farben genommen und das Licht. Über den fernen Bergen hing Gewölk. Der Himmel war grau wie Blei, das Gras verdorrt. Die Bäume, die im Sommer mit den reichen, grünen windbewegten Kronen geprangt, standen wie Bettler da, kahl, nackt, die dürren schwarzen Äste wie klagende Arme emporgestreckt.

„Laß uns fortziehen, Andreas", sagte Nanette zu ihrem Mann. „Der Sommer ist zu Ende. Es wird Zeit, in die Stadt zurückzukehren. Es ist dort manches Geschäftliche zu regeln, das wir immer auf die lange Bank geschoben haben."

„Es ist wohl nicht das eine und nicht das andere, was dich forttreibt, Nanette. Wir haben hier sonst immer noch den ganzen Oktober gewohnt. Es ist die Sorge um den Freund, die dich nicht mehr froh werden läßt. Und du hast recht! Auch ich bin besorgt. Er gefällt mir nicht und keinem, der es gut mit ihm meint. In Wien kann man sich mehr um ihn kümmern, ihm öfter nahe sein. Pack' die Kisten und Koffer, Frau!"

Nanette und die Magd hatten mehrere Tage schwer zu schaffen, um alles zu ordnen, bereitzumachen und zu verstauen. Die Kinder liefen treppauf, treppab und erboten sich eifrig und beglückt zu allen Diensten. Aber ihre Hilfe war nur Last und brachte Verwirrung. Der elfjährige Friedrich, der seine Spielsachen noch auf dem Boden so unter dem Gerümpel verbergen wollte, daß im nächsten Frühling niemand außer ihm die Holzpferdchen, die geflickten Puppenbälge und Bälle wiederzufinden vermochte, kam auf der halsbrecherisch winkligen Bodentreppe zu Fall. Andreas Streicher streckte und schiente zwar das verstauchte Bein, aber es gab durch den kleinen Patienten doch noch im Landhaus einen Aufenthalt von weiteren drei Tagen.

Endlich stand der große Reisewagen vor der Tür und nahm die ganze Gesellschaft und ihre Habe auf. Rüttelnd und ratternd ging es über Landstraßen und Chausseen dahin. Die Kinder lachten erst und schwatzten. Je länger die Fahrt dauerte, desto stiller wurden sie. Die Jüngsten in den Wagenecken und auf dem Schoß der Magd schliefen ein.

Plötzlich wendete sich Andreas Streicher um, der auf dem Bock neben dem Kutscher saß, rief seine Frau an, die ermüdet den Kopf in die Wagenpolster zurückgelehnt hatte, und deutete in die Ferne.

Im vergilbenden Wiesengrund, manchmal stehen bleibend, manchmals vorwärts stürmend mit ungeduldiger Kraft, war ein einsamer Wanderer sichtbar. Sein weiter Mantel flatterte schwarz und gespenstisch um ihn her. Er mußte den Hut verloren haben oder gar von Anfang an ohne Kopfbedeckung fortgelaufen sein. Der Wind trieb sein Haar über der Stirn empor und sträubte es. Manchmal warf er die Arme hoch. Manchmal schien er den Mund zu öffnen und in den Sturm hineinzusingen.

„Wir müssen ihn holen! Wir müssen ihn mit uns nehmen!" rief Nanette verzweifelt.

„Mir scheint, wer ihn liebhat, darf ihm jetzt nicht in den Weg treten, Frau!" sagte Andreas Streicher ernst. „Er wird erfahren haben, was auch mir bekannt geworden ist. Die Gräfin Guiccardi hat sich mit dem Grafen Gallenberg verlobt. Begreifst du nun, daß wir ihn nicht anrufen, nicht wecken dürfen, den Armen?" — — —

Nanette räumte in der Stadtwohnung die Kleider in die Schränke, bürstete die verstaubten Möbel, fuhr mit dem Leder über das dunkel spiegelnde Holz des schönen Steinschen Flügels im Musikzimmer, der den ganzen Sommer über unter seiner brokatenen Decke stumm gewesen war.

Aber ihre Seele war nicht bei diesen Dingen. Sie folgte dem tauben Mann durch Wald und Feld, durch Gebirge und Schlucht. Sie machte sich Vorwürfe, nicht ihrem ersten Impuls gefolgt und ihm doch nachgegangen zu sein. Hatte es nicht geschienen, als wandle er im Wahnsinn dahin, im flatternden Mantel, geballte Fäuste zum Himmel erhoben, der sich nicht erbarmen wollte über seine Not.

Sie war selbst noch am Abend zu Beethovens Wohnung geeilt, hatte aber niemanden angetroffen als die Bedienerin, ein altes Mädchen, und den Kassierer Beethoven, der auch nichts wußte und halb ergrimmt, halb geängstigt die Rückkehr des Bruders erwartete.

Am andern Morgen war Andreas gegangen, um nachzufragen. Ergebnislos. Jetzt gleich, in der Dämmerung, wollte sie selbst sich wieder aufmachen zu dem Weg, den sie mit ahnungsschwerem Herzen ging.

Die Dunkelheit sank schon um das alte Haus, in dem Beethoven wohnte. Nur aus dem Bäckerladen im Erdgeschoß, in dem er sein Brot zu kaufen pflegte, kam Licht. Die Bäckerin kam Nanette ins Treppenhaus nach, als sie die mütterliche Freundin des Herrn van Beethoven durch die Glasscheibe der Tür erkannte.

Ihre Augen glitzerten neugierig. Ihre strahlend weiße, gestärkte Schürze knisterte. Durch die offene Tür schlug aus dem Laden eine Welle von Wärme, der Geruch von frischem, duftendem Brot in den Flur.

„Der Herr van Beethoven is z' Haus", wisperte sie, als Nanette vor ihr stand. „Die Brüder hab'n hoambracht. Bös hat er ausg'schaut, als er aus 'm Wag'n stieg. Z'rissen wia a Landstreicher und voll Blut an der Schläf'n."

„Er ist daheim! Gott sei dank!" murmelte Nanette.

„Wissen 'S, was man hier sagt in der Nachbarschaft, Frau von Streicher. Er hätt' sich's Leben nehmen woll'n, der Herr van Beethoven. Wär'n ihn d' Brüder net such'n ganga, ma hätt'n vielleicht net lebend mehr antroffen."

„Es wird viel geredet, viel geklatscht. Sie sollten es nicht weitertragen. Dem Herrn van Beethoven geht's so schon schlimm genug."

„Wia wer i denn, gnä' Frau. Alleweil sag i zu de Leut: Koaner, der 's net mit eigne Aug'n g'sehn hat, kann was G'wisses wiss'n. Habe die Ehre. Küss' d' Hand, gnä' Frau."

Nanette, bemüht, sich der Neugier der Redseligen zu entziehen, war die Treppen hinaufgeeilt. Als sie in den dritten Stock kam, öffnete sich die Tür. Die Bedienerin, im Begriff fortzugehen, trat heraus. Der Herr van Beethoven habe Besuch, sagte sie. Ob Frau Streicher im Vorzimmer warten wolle? Sie selbst müsse heim.

Das alte Mädchen stieg schwerfällig die Treppen herab. Nanette ließ sich nieder auf einem Stuhl in dem schmalen Vorraum, der mit Schränken ausgefüllt war. Der Mondschein, der durch das Fenster drang, erhellte ihn dürftig. Im Nebenzimmer sprach eine Stimme, leise, flüsternd, in flehendem, beschwörendem Tonfall.

War die Besucherin im unklaren darüber, daß sie zu einem ertaubenden Manne redete?

Beethoven sprach ein paar Worte. Darauf antwortete ein Schluchzen. Dann ward es still. Die Unterredung schien schriftlich weitergeführt zu werden.

Nanette saß im Schatten, der die Ecken des kahlen Raumes durchdrang. Immer sah sie vor ihrem inneren Blick den Freund, wie sie ihn im vergilbenden Wiesengrund gesehen, unstet umherirrend, dem Himmel fluchend. Wo hatte er den Tod gesucht? Wo war sein Fuß bereit gewesen, die Grenze zu überschreiten, die das Leben vom Vergehen trennt?

Die Tür ging auf. Licht floß über die Schwelle. Drüben an der Wand glühte im Kerzenschein der rote Mantel des dunklen Mannes wie Blut.



Eine kleine Hand zog den Schleier über ein blasses Gesicht. Scheu, wie flüchtend, eilte Julia Guiccardi durch den Vorraum und zur Tür hinaus.

Beethoven stand und sah ihr nach. Erst als er sich umwandte, bemerkte er im Hintergrund Nanette Streicher. Er nahm sie bei der Hand und führte sie in sein Zimmer.

„Wir haben Abschied genommen", sagte er. „Jedes von uns geht nun einen anderen Weg." — — —

Winter und Sommer gingen, und noch einmal Winter und Sommer.

Im Musiksaal des Fürsten Lichnowsky war eine Gesellschaft musikliebender Herren und Damen versammelt, um den Kompositionen Beethovens zu lauschen, die sein Schüler, ein schmaler, junger Mensch, dessen leuchtende Augen im hageren Gesicht die Liebe und Verehrung verrieten, die ihn für das Werk seines Meisters beseelte, am Klavier zu Gehör brachte.

Unter den Gästen befanden sich der Graf und die Gräfin Gallenberg, die erst vor wenigen Tagen aus Italien zurückgekehrt waren. Julia nahte sich dem einstigen Freund nicht ohne Furcht. Fragend, in bangem Flehen hatte sie den Blick zu ihm erhoben. Hatte er ihr vergeben? Trug er Groll gegen sie in der Brust?

In seinem erblassenden, steinernen Gesicht war keine Antwort zu lesen. Gealtert hatte ihn die Zeit. Sein dunkles störrisches Haar begann zu ergrauen. Sein Geschick schien ihm nicht nur das Ohr, sondern auch die Lippen versiegelt zu haben. Sein Mund war der Mund der Schweigsamen geworden. Hart, blaß, herb geschlossen und fest.

Indes die Beethovensche Musik den ganzen Saal füllte und wie mit Pfeilern emporzustreben schien, die die Decke über ihnen aus dem Gebälk heben wollten, saß die Gräfin Gallenberg im Sessel, den Gedanken und den Erinnerungen preisgegeben. Hier, in diesem Raum hatten einmal die beiden Männer, die schicksalzwingend ihren Weg gekreuzt, um ihre Liebe gekämpft und geworben. Draußen die Bäume im Park, die man durch die Glastüren der Veranda erblickte, und über denen der Mond emporzusteigen begann, hatten das Geständnis der Liebe vernommen. Welch breiter Strom trennte Gegenwart und Vergangenheit! Am anderen Ufer drüben sah sie sich gehen, ihre Hand in des Freundes Hand gelegt, jung, glückselig, nicht wissend, daß verborgen im Gewölk der vernichtende Blitz schon zuckte; hier stand sie einsam am Ufer, eine ernste, friedlose Frau, der die Ehe nicht das Glück gebracht, und starrte brennenden Auges sehnsüchtig hinüber in die Ferne.

Sie glaubte sich unbeachtet und jeden im Saal beschäftigt mit der Musik. Sie sah nicht, daß ein dunkler Blick forschend auf ihr ruhte und in ihren unverstellten Zügen las wie in einem offenen Buch.

Beethoven sah, daß die Frau litt, die er geliebt, und daß es ihre Leiden vergrößerte, nicht zu wissen, ob der Freund ihr sein Herz bewahrt oder ihr sein Herz verschlossen.

Er stand auf und sprach zu dem jungen Klavierspieler, der geendet, leise ein paar Worte. Dann näherte er sich Julia und sprach, nur hörbar für sie: „Sie haben zwei Jahre ständig Ihren Aufenthalt gewechselt, Gräfin! Aus diesem Grunde konnte ich die Sonate, die ich für Sie geschaffen, noch nicht in Ihre Hände gelangen lassen. Sie gehört Ihnen. Mein junger Freund wird sie jetzt spielen — für Sie. Mir aber verzeihen Sie, wenn ich gehe. Ich bin es nicht mehr gewohnt, meine Klause zu verlassen. In meine vier Wände ist jetzt mein Leben gespannt."

Er ging.

Ich sehe ihn nicht wieder, dachte die Gräfin Gallenberg. Er wird mich meiden. Er wird Ferne legen zwischen sich und mich, wenngleich wir in einer Stadt wohnen.

Da begann die Sonate in Cis-Moll durch den Saal zu klingen, süß, mondscheinzart, webender, strömender Fülle voll.

In all ihrem Leide saß Julia von Gallenberg erhöht und beseligt da und lauschte der Liebe letztem Lebewohl.

Wissen und Leben

Toledo. (Vgl. hierzu unsere farbigen Abbildungen „Aus Toledo, dem ‚spanischen Rom'" nach Aquarellen des Verfassers.) Die spanischste aller Städte, die Krone dieses Landes ist das „kaiserliche" Toledo. Schon unter den Goten von Wichtigkeit, steigt es mit der Herrschaft der Sarazenen seit 712 zu märchenhafter Macht und Schönheit empor. Diese Stadt ist in einen Kranz von Liedern und in Ströme von Blut getaucht, und ihre Geschichte ist nicht weniger bedeutungsvoll als die Roms. Kunst und besonders Wissenschaften erblühen, und herrliche Bauten, die heute noch der Stadt das Besondere geben, erstehen. Mit Ismail Dilnun beginnt der Verfall der maurischen Herrschaft. Wohl folgt nochmals eine Zeit der Ruhe und Sammlung unter Dze-n-nonita, die unter dessen großem Sohn Al-Mamoun zum letztenmal Großes auswirkt: Toledo besiegt die kordobesischen Moros, erobert das Königreich Valencia, dessen König Almudaffar abgesetzt wird (1073), und verhandelt klug mit den Christen; aber schon 1085 (25. Mai) kann Alfons VI. von Kastilien siegreich in Toledo einziehen, und der Halbmond fällt für immer in dieser Stadt, die in der Folgezeit noch viermal vergeblich von den Mauren angegriffen wird. Zahllose Werke der maurischen Kultur zeugen von der Größe des Volkes, das 700 Jahre lang

Spanien entscheidend beeinflußte. Als der arabische Feldherr Tarik 711 in Toledo einzog, fand er vor dem Bilde Christi in einer Kirche ein Licht brennen. Tolerant, wie in der Folge alle Sarazenenfürsten zu den Christen sich stellten, und aus einer vornehmen Scheu heraus ließ der Sieger das ewige Licht vorsichtig übermauern und darüber die Moschee aufbauen; 1080 rückte Cid, der spanische Nationalheld, vor die Stadt, die nach vierjähriger Belagerung 1084 fiel. Da begab es sich, daß beim Einzug Cids Pferd Babieca dicht neben jenem eingemauerten Christusbild stürzte; der Aberglaube forschte, und Grabungen ergaben die Aufdeckung des Bildes, vor dem das ewige Licht in altem Glanze brannte. San Cristo de la Luz heißt seitdem diese Kirche. Die Maurenherrschaft war liberal und human gegen Christen, Juden und Mozaraber und gestattete fast durchgehend freie Religionsübung. Mit dem Einzug der „Katholischen Könige" und mit dem Zeichen des Kreuzes fallen schwere Schatten über das Tolaitola von einst. Die Inquisition gibt der Krone die Hand, und Hunderttausende erliegen dieser geistlich-weltlichen Gerichtsbarkeit. Im Namen der „Katholischen Könige" und unter dem Zeichen des heiligen Kreuzes flammen in Toledo und damit im Reiche die Scheiterhaufen empor, und es löst ein Autodafé das andere ab. Der Dominikanermönch Thomas de Torquemada erwirbt sich als Großinquisitor blutige Palmen und übertrifft in einer Person die sarazenischen Greuel vieler Jahrhunderte. Immerhin führen Kirchenfürsten von außerordentlichen Maßen Toledo zu stolzer Höhe: Mendoza und vor allem Francisco Jimenez de Cisneros, der Erzbischof und Fürstprimas, ein Mann von hoher Gelehrsamkeit, ein kühner Soldat, Großinquisitor, Verwalter des königlichen Thrones und ein Mann von heiligem Lebenswandel. Aber in der Folgezeit überschreitet der Hochmut des omnipotenten Klerus jedes Maß, und schließlich entzieht sich Philipp II. den ewigen Demütigungen, indem er seine Residenz nach Madrid verlegt. Überraschend schnell folgt diesem Schritt der Verfall einer Stadt, die 200000 Einwohner zählte und heute nur 25000 in ihren Mauern birgt. Das Toledo von heute lebt von der Erinnerung an die einstige Größe. Unheimliche Macht hat der Abglanz des Halbmondes, und auch der Geist der Inquisition hat diese Stadt nicht verlassen. Niemand hat das Bedrückende, das die Geschichte hier schuf, erschöpfender in eine sichtbare Welt gerückt als Theotocopuli (Greco) in seinen unsterblichen Bildwerken. Moschee, Kastelle und Burgen weisen auf sarazenische Kultur hin, herrliche Kirchen wuchsen, der Dom erstand in wundervoller Blüte als Symbol der Macht der Kirche, aber viel leuchtender noch, zeitloser, kosmischer ersteht Grecos Wunderwerk vor den Augen der Beschauer. Nicht anders als in so vielen Werken dieses griechischen Malers auf kastilischer Erde steht das „kaiserliche" Toledo vor uns. Aus schwerer Pein heraus, durch Fegefeuer gegangen, gezüchtigt für Treulosigkeit und Verrat, steht diese wunderbare Stadt auf den brandigen Hügeln des Tajo. Prof. Willi Geiger.

Schwer erziehbare Kinder. Von der Erkenntnis ausgehend, daß auch der seelisch gesunde Mensch nur einen Grenzfall, keine typische Erscheinung darstellt, tritt eine neuorientierte erzieherische Psychologie, die Individualpsychologie Alfred Adlers (Wien), an die erzieherische Behandlung nervöser und schwer erziehbarer Kinder mit der psychologischen Absicht heran, die Dynamik ihres gestörten Seelenlebens, das Ziel ihrer scheinbar anormalen seelischen Erscheinungen aufzuzeigen. Die Individualpsychologie Alfred Adlers sucht die Wurzeln der seelischen Störungen bereits in den Erlebnissen und Eindrücken der ersten Kindheit. „Die seelischen Entwicklungsanomalien, die uns anfangs als Unarten erscheinen, geben oft später zu den schwersten Formen der nervösen Erkrankungen und des Verbrechens Anlaß." Deshalb versucht die Individualpsychologie eine Aufklärung, Beratung und — Erziehung der Eltern, Ärzte und Lehrer. Auch dem stärksten menschlichen Individuum ist — da es eben auch zu den bedrohtesten aller Geschöpfe gehört — ein Gefühl der Minderwertigkeit nicht fremd. Im Kinde äußert sich dieses Gefühl besonders stark. Es ist viel kleiner, schwächer, ungeübter als der Erwachsene, dessen bessere Leistung, größere Geschicklichkeit, höhere soziale Wertung leicht ein Gefühl des Zurückgesetztseins in ihm erwecken. Angeborene organische Schwächen und Defekte, besonders wenn sie auch äußerlich in die Erscheinung treten oder einen Gegensatz schaffen zu anderen, gesunden Kindern, wenn sie die kindliche Bewegungsfreiheit hemmen oder ständige Gebote und Verbote Erwachsener und deren erhöhte Wachsamkeit zur Folge haben, steigern dieses natürliche Minderwertigkeitsgefühl. Kommen dazu eine strenge, autoritative Erziehung, nervöse Familientradition, Rivalität der Geschwister, ungünstiges Verhältnis der Eltern zueinander, ungünstige soziale Lage, so kann im Kinde die Ansicht entstehen: Die Welt und die Menschen sind mächtig, gefahrvoll, überlegen — ich selber bin schwach, untauglich, mißraten, unterlegen. Adler führt in seiner „Studie über Minderwertigkeit von Organen" den Nachweis, daß mit der Organminderwertigkeit oder der Tendenz hierzu in die Keimsubstanz auch die Tendenz zu ihrer Überwindung eingegangen sei. Ebenso ergebe sich aus dem psychischen Minderwertigkeitsgefühl das Streben nach Ausgleich, nach Kompensation. Der Kompensationstrieb macht nun nicht dabei halt, „die Wagschalen gleichzustellen", sondern er drängt darüber hinaus zu einer Überkompensation (der stotternde Demosthenes wurde der größte Redner Griechenlands, der ohrenleidende Beethoven ein genialer Musiker und ähnliches). Eine psychische Überkompensation vollzieht sich nun auch im Kinde: Aus der Situation der Schwäche, Kleinheit, Ohnmacht strebt es nach einer solchen der Stärke, der Größe, der Macht. Ihm unbewußt heißt die Maxime seines Denkens, Wollens und Handelns: Noch bin ich der Schwächste — aber ich will einmal der Stärkste sein. So „spannt die kindliche Psyche Gedankenfäden zu den Zielen ihrer Sehnsucht". Adler nennt das Streben, aus der vermeintlichen minderwertigen Situation zur scheinbaren Macht zu gelangen, den männlichen Protest. Als „männlichen Protest" müssen wir nun alle die Eigenschaften, Eigenheiten, Bereitschaften, Fähigkeiten und Verhaltungsweisen auffassen, die das nervöse und das schwer erziehbare Kind im Familien- und Schulleben kennzeichnen. Das trotzige und das unterwürfige, das lügenhafte und das grob-ehrliche, das stets in Tränen zerfließende und das durch nichts zu erschütternde Kind, der Raufbold und die Schmeichelkatze, das diebische und das seinen kleinen Besitz unachtsam verschenkende Kind, der unverbesserliche Faulpelz und der Streber, der Ängstlich-Feige und der Sinnlos-Wagemutige -- sie wollen alle dasselbe, nur mit verschiedenen Mitteln. Sie wollen sich über alle erheben oder alle entwerten mit aktiven oder passiven Mitteln, auf direktem oder indirektem Wege — immer auf diejenige erprobte Weise, die in den Mittelpunkt des Interesses stellt, Vorteile verschafft, die Erzieher in Atem hält oder in Abhängigkeit versetzt. Einen ähnlichen, dem Kinde unbewußten Zweck verfolgen auch die oft lange festgehaltenen Kinderfehler, wie Daumenlutschen, Nägelbeißen, Nasenbohren, Bettnässen, ebenso nervöse Erscheinungen: gestörter Schlaf, nächtliches Aufschreien, Angstträume, Zwangsgedanken und -handlungen, Onanie. Das Kind will sich Geltung erzwingen, will Mittelpunkt sein, auch um den Preis von Schmerz, Verzicht, Scham und Angst. Weil „Trotz die Kultivierung seiner Triebhandlungen verhindert", weil es „den frohen zuversichtlichen Glauben an sich verloren hat und in einer falschen Richtung seinen Weg sucht". Nur durch eine Revision des kindlichen Systems kann dem entmutigten und in die Irre gehenden Kinde entscheidend geholfen werden. In den Erziehungsberatungsstellen, wie sie im Sinne Adlers bereits in Wien, München, Nürnberg, Berlin, Dresden bestehen, wird neben der Aufklärung und Beratung von Eltern und Lehrern erfolgreich der Versuch gemacht, das nervöse, schwer erziehbare und verwahrloste Kind aufzuklären über seine Irrtümer, „seine Fehlschläge wohl nicht als berechtigt, aber als begreiflich zu verstehen", die Schablone zu zerstören, die sich das Kind irrend-unverständig geschaffen hat, und der es wissend-unwissend folgt. Indem der kleine Mensch auf diese Weise gelöst wird aus der Knebelung seines egozentrischen Lebensplanes, wird er auch befreit von den schiefen und halben Mitteln, von den gegen sich selbst gerichteten Waffen seines Lebenskampfes; er wird frei zu „Unbefangenheit, Mitmenschlichkeit und Leistung". P. Buerdorf.

Wo ist das Ursprungsgebiet für unsere Witterung? Durch die Forschungen und Veröffentlichungen des Schweden Bjerknes hat sich bekanntlich die Anschauung Bahn gebrochen, daß unser wechselvolles und launenhaftes Wetter eine Folge der Lage unseres Landes im Bereiche des Kampfes zwischen warmer Süd- und kalter Polarluft ist. Die Luftwirbel, die gerade in den letzten Monaten in fast ununterbrochener Folge von Irland her nördlich an uns vorbeizogen und uns abwechselnd in den Bereich warmer feuchter und kalter trockener Luft brachten, sind nichts weiter als Wellenbewegungen im Grenzsaume zwischen der Äquatorial- und der Polarluft. Sie erschienen, wie eben erwähnt, gewöhnlich von Westen kommend, bei Irland. Wo aber ist ihr Ursprung? Fast immer erscheinen sie familienweise, das heißt: in der gleichen Bahn, in der sich der erste Luftwirbel bewegt hat, folgen noch fünf oder sechs andere nach, bis sich ein Hochdruckgebiet einschiebt und das Spiel unterbricht, das dann nach der Auflösung des Hochdruckgebiets durch das Erscheinen eines neuen Luftwirbels von Westen her wiederaufgenommen wird. Das erste Mitglied jeder Familie pflegt nur schwach ausgebildet zu sein und bewegt sich matt und träge vorwärts, trägt also alle Spuren des Alterns und der Auflösung an sich. Die in seiner Bahn folgenden Luftwirbel sind kräftiger und schneller. Bisher nahm man nun an, daß der erste Luftwirbel von weit herkäme, etwa die ganze Breite des Atlantischen Ozeans überquert hätte, während die übrigen Familienmitglieder sich erst unweit westlich von den Britischen Inseln herausbildeten. Auf der letzten Versammlung der „British Association“ hat nun der amerikanische Professor W. H. Hobbs darauf hingewiesen, daß die einzige Stelle im ganzen Nordpolargebiet, die ständig einen starken Luftdrucküberschuß aufweist, das grönländische Hochland ist. Von dieser auf mehr als 3000 m sich erhebenden riesigen Eiskappe strömt die tief erkaltete, schwere Luft aber nicht gleichmäßig ab, sondern mit einzelnen Pulsationen, die schwach beginnen und sich allmählich zu orkanartiger Stärke erheben. Bei dem Herabstoßen vom Hochland zur Meeresküste erwärmen sich die Luftwege, so daß sie föhnartigen Charakter annehmen. Am Rande Grönlands führt die Zugstraße der früher erwähnten Luftwirbel entlang. Wenn nun der Vorübergang eines Luftwirbels mit dem Höhepunkt einer der grönländischen Pulsationen zusammenfällt, so geht die daraus entstehende Föhnluft nach Hobbs Meinung in dem Luftwirbel auf und verstärkt diesen so, daß er Europa noch in sehr kräftiger Verfassung erreicht. Nach dieser Anschauung würden also die Luftwirbel, die für den Charakter unserer Witterung maßgebend sind, durch Vorgänge in der Atmosphäre Inner-Grönlands aufs stärkste beeinflußt werden, und wenn wir diese Vorgänge im Innern Grönlands rechtzeitig erführen, würde unsere Wettervoraussage **einen großen Schritt vorwärts tun können. Um nachzuprüfen, ob seine Anschauungen richtig sind, wird Professor Hobbs in diesem Frühjahr im Innern der grönländischen Eiswüste eine Wetterstation zu errichten versuchen, und wir dürfen auf die drahtlosen Meldungen, die sie aussenden wird, gespannt sein. M. W. G.

Die Kaliquellen der Welt. In diesem Jahre kann der deutsche Kalibergbau auf einen 75 jährigen Bestand zurückblicken. Die Bedeutung der Kalisalze in Landwirtschaft, Industrie sowie für kalihaltige chemische Präparate und Arzneimittel darf als bekannt vorausgesetzt werden. Folgende Zahlen veranschaulichen die Entwicklung dieser bisher rein deutschen Industrie. Zehn Jahre nach Beginn der Schachtbauarbeiten betrug die Förderung 23000 Doppelzentner Kalisalze, 10 Jahre später 3 Millionen Doppelzentner, 50 Jahre danach 90 Millionen, und in der Jetztzeit dürfte sie sich auf 120 Millionen Doppelzentner belaufen. Als man mit den ersten Kalischächten das Salzgebirge erreichte, wußte man von dem Vorhandensein dieser wertvollen Kalisalze nichts. Heute kennen wir 25 technisch wichtige Salzmineralien und außerdem noch Hunderte von Salzgesteinen. Die Zahl der Kalischächte wuchs im Laufe der Zeit auf 239 mit 87 Chlorkaliumfabriken. Ungefähr 2000 Mill. Goldmark sind in dieser hochentwickelten Industrie angelegt. Die deutschen Kalivorräte werden auf $^1/_2$ Billion Tonnen geschätzt. — In die ehemalige ausgesprochen deutsche Welt-Kalimonopolstellung ist durch den Verlust von 17 elsässischen Kaliwerken mit 270 Mill. t Reinkali im Werte von rund 50 Milliarden Mark eine fühlbare Bresche geschlagen. Ferner ist in den verschiedenen Ländern eifrig nach Kali geschürft worden. In Amerika hat man kaliführende Salzschichten bei Santa Rita (Neu-Mexiko) und in Texas gefunden. In Vorderindien sind in den Salzlagern von Kheva und Nurpur Streifen von Kali entdeckt worden. Im Ebro-Becken haben die spanischen Kalifunde auf einem Gebiete von 400 qkm bei Suria—Manresa Bedeutung bekommen. Auch bei Castagnède in Frankreich soll Kali gefunden worden sein. Nicht zu unterschätzen ist das Neuland der Kaliindustrie in Polen und Galizien, wo im Gebiet von Stebnik—Kalusz Vorräte in Höhe von 70—80 Mill. t vorzüglicher, den Staßfurter Salzen ebenbürtiger Kalilager angetroffen wurden. Gewaltige, bisher aber noch nicht aufgeschlossene Lager stehen angeblich in der Wojewodschaft Posen an. Wenn auch vorderhand ein Wettbewerb in größerem Ausmaße für die deutsche Kaliindustrie durch die vorgenannten ausländischen Kaliquellen nicht zu befürchten ist, selbst wenn sie noch schärfer ausgebeutet werden, wird man doch nicht umhin können, ihnen künftig erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Andere ausländische Kaliquellen, wie die kalihaltigen Gesteine Feldspat, Leuzit (Italien), Phononit, Alaunit (Marysvals in Utah, Vereinigte Staaten von Amerika), sowie kali-

Gute Hausmusik. Niemand wird sich ernstlich der Tatsache verschließen, daß die Pflege guter Hausmusik heute mehr als jemals zuvor einem tiefgefühlten Bedürfnis aller Menschen von Kultur entspricht. Das Klavier steht in der häuslichen Musikpflege im Mittelpunkt. Es ist ein Harmonie-Instrument und bedarf zunächst keines Genossen; Vorzüge, die das Klavier zu dem gebräuchlichsten und beliebtesten Hausinstrument gemacht haben, und die ihm auch in Zukunft einen Ehrenplatz auf dem Podium des Hausorchesters gewährleisten. Der Kauf eines Klavieres ist Vertrauenssache. Schon längst hat sich die Kunst des Pianofortebaues zu einer gewaltigen Großindustrie entwickelt, die manches Gute, aber auch viel Minderwertiges bringt. Ratlos steht der Laie vor der Wahl eines Klavieres. Ein „echter Steinway“ schützt ihn vor Enttäuschung. Die Verbreitung der Steinway-Instrumente über alle Erdteile und die immer größer werdende Anhängerschaft in Künstler- und Privatkreisen ist bezeichnend genug für die große Beliebtheit der Flügel und Pianinos von Steinway & Sons, Hamburg 6, Schanzenstraße 20—24, Neuyork.

haltige Binnengewässer sind zwar in der Lage, einen geringen Bruchteil der Weltversorgung zu decken. Andererseits ist ihre Verwertung aber technisch schwierig und teuer. Von den Bestrebungen, Kali aus Hochöfen, Zuckerindustrien und Wollwäschereien, die sich im Kriege mehrten, als sich ein Mangel an deutschem Kali fühlbar machte, hört man nichts mehr. Auch dürften die Versuche, das Tote Meer mit angeblich 1,5 Milliarden Tonnen Chlorkalium auszubeuten, noch in weiter Ferne liegen. W. Landgraeber.

Bücher über Blumen. Seitdem Maeterlinck in seinem Werk „Die Intelligenz der Blumen" die Poesie der Blumenwelt in ihrer ganzen Pracht erschlossen hat, ist die Literatur, die sich mit der Flora, nicht nur vom Standpunkt des Botanikers, sondern auch von dem des Ästhetikers betrachtet, mehr oder minder eingehend beschäftigt, immer mehr im Wachsen begriffen. Und damit hat sich die Liebe für die Schönheit des Gartens vertieft und breiteren Kreisen mitgeteilt. Gefördert wird sie durch einige gediegene Buchpublikationen, die im Verlag der „Gartenschönheit", Berlin-Westend, erschienen sind. Zuerst genannt sei das von Wilhelm Mütze und Camillo Schneider herausgegebene „Rosenbuch". Es schildert erst die Rose im Leben der Völker, wendet sich dann zu der Entstehung der Gartenrose, charakterisiert die verschiedenen Typen, nach Gruppen geordnet, führt uns in die Anlage der Rosengärten ein und behandelt zum Schluß, nach einem kurzen Streifzug durch das Gebiet der Kunst, das für einen Rosenzüchter notwendigste handwerkliche Wissen. Das Buch stellt einen Versuch dar, die beliebteste Gartenpflanze in allen nur möglichen ästhetischen Ausdrucksformen dem Freunde der Gartenkunst vertraut zu machen. Das andere Werk „Einjahrsblumen" von Paul Kache und Camillo Schneider verbreitet sich über das gesamte Gebiet der Zierpflanzen von dem frühen Stiefmütterchen bis zu den Spätherbstastern. Es wird geschickt gezeigt, wie selbst die bescheidenste von ihnen ihre Farbenwirkung bedeutend erhöhen kann, wenn sie am rechten Platze steht, d. h. die passende Umrahmung und außerdem die ihrer Besonderheit entsprechende Pflege erhält. Beide Veröffentlichungen gewinnen durch die große Zahl farbiger und schwarzer Illustrationen an Anschaulichkeit und erfüllen aufs beste ihre Aufgabe als Ratgeber für Gartengestaltung. — Während die Rosen längst ihre Sänger gefunden haben, während jedermann an ihrem Duft und an ihrer Schönheit sich freut, wurde den Kakteen noch nicht das gleiche Lob zuteil. Recht aschenbrödelhaft nehmen sie sich neben jenen Königinnen der Pflanzenwelt aus. Und doch steckt auch in diesen seltsam geformten, stachligen Ungetümen, wenn sich erst ihre Blütenpracht entfaltet, etwas ungemein Fesselndes. Die bunte Mannigfaltigkeit dieser grotesken Gewächse führt uns ein Werk von Harry Maaß unter dem Titel „Die Schönheit unserer Kakteen" vor (Verlagsanstalt Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. O.). Es ist allein schon amüsant, die verschiedenen Vertreter der Kakteen im Bilde an den Augen vorüberziehen zu lassen. Wenn man nun gar erst die Eigenart einer jeden solchen blätterlosen Fleischpflanze aus dem Mund eines beredten Kenners erfährt, steigert sich das Vergnügen zur Bewunderung über den unendlichen Reichtum an Formenschönheit in der Natur. Ganz entschieden wird dieses köstliche Buch dazu beitragen, die Zahl der Kakteenliebhaber, die Spitzweg so humorvoll und fein darzustellen wußte, wesentlich zu vermehren. Dr. B. T.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag · J. J. Weber · Leipzig

NR. 4233. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 29. APRIL 1926

ALLE PHOTOFREUNDE

BETEILIGEN SICH AM



1926

PHOTO-WETTBEWERB

GENAUE BEDINGUNGEN IN DEN „AGFA-PHOTOBLÄTTERN“
ERHÄLTLICH IN JEDER PHOTOHANDLUNG
PROBEHEFT KOSTENLOS VOM VERLAG

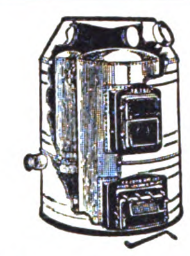
BARPREISE IM BETRAGE VON

55000.– RM.

AGFA ✶ BERLIN SO 36







Die ideale Heizung

für Villen, Landhäuser, Säle, Kirchen ist die

„Jajag“
Frischluft-Zentralheizung

mit Zentral-Lüftungs- und Luftbefeuchtungs-Anlage. Hygienisch wertvoll, dabei in Anschaffung und Betrieb billiger als andere Zentralheizungen.

Viele erstklassige Referenzen.

J. A. JOHN A.-G., ERFURT.



BEINE
heilt
Beinkorrektions-Apparat
(ohne Berufsstörung)
Broschüre und Beratung kostenlos
Wissenschaftlich orthopädische Werkstätten
Arno Hildner, Chemnitz (Sa.) 26,
Berlin W, Am Zoo, Joachimsthaler Str. 43/44
KÖLN / LUZERN / WIEN / HAMBURG / BRESLAU



Die Jagd geht auf!
Eine Sammlung farbiger Kunstblätter
Mit einem Begleitwort von
Ernst Ritter v. Dombrowski.
In Mappe 8 R.-M.
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Meisterwerke der Klavierbaukunst sind die aus der Fabrik von Steinway & Sons hervorgehenden Flügel und Pianinos, die mit ihrem edlen, schönen Ton und ihrer über alle Maßen sorgfältigen Herstellungsweise das Vollendetste auf dem Klaviermarkt sind. Druckschriften sowie ausführliche Mitteilungen durch die Fabrik in Hamburg, Schanzenstraße 20—24.

VW KABINET VEREINIGTE WEINGUTSBESITZER QUALITÄTSWEINE VW
KOBLENZ WEIN-U. SEKTKELLEREIEN G.M.B.H. KOBLENZ



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4233. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 29. April 1926.

Allgemeine Notizen.

Düsseldorfer Regatta 1926 und „Gesolei". Die erste große Düsseldorfer Ruder-Regatta, die der Düsseldorfer Regatta-Verein durchführen wird, findet Sonntag, den 27. Juli auf dem Rhein vor Düsseldorf statt. Seitens der Stadt Düsseldorf, die wie bekannt eine große Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen, die „Gesolei", veranstaltet, wird für die Regatta ein wertvoller Preis gestiftet werden. Die vorgesehene Rennstrecke ist schnurgerade und 2300 Meter lang; ohne durch den Dampferverkehr wesentlich beeinflußt zu werden, können bequem fünf Boote starten. An der Düsseldorfer Ausstellung „Gesolei", die als deutsches kulturelles Ereignis allerersten Ranges ein halbes Jahr lang die Besucher aus der ganzen Welt in großer Zahl anziehen wird, wird sich auch der Deutsche Ruder-Verband stark beteiligen. Von dieser Seite ist die Ausstellung einer plastischen Karte über Art und Wesen der deutschen Ruderei und ihrer Statistik, Modelle und Bilder aller Arten sowie die Übersicht aller Verbandsvereinsflaggen in künstlerischer Zusammenstellung geplant.

Ein Sportdeck auf dem Hapagdampfer „Hamburg". Eine völlig neuartige Einrichtung ist auf dem jüngst in den Dienst gestellten neuen Hapagdampfer „Hamburg" durch ein 46 m langes und 15 m breites Sportdeck geschaffen worden. Ein 90 qm großer Tennisplatz mit vollständig geschlossener Netzanlage, eine 22 m lange Kegelbahn, ein Platz für das bekannte Bordspiel Shuffleboard, ein Billardtisch für das sogen. Schiffsgolf, ein 70 qm großer, ebenfalls mit hohen Netzen umfriedeter Platz für das beliebte Fußballzielstoßen, für Wurfball, Faustball und andere Spiele dienen der sportlichen Betätigung der Passagiere. Das Schlagspiel „Charley's Tante", ein Punchingball und ein neuartiger Boxapparat fehlen nicht. Den Kindern ist in einer eigenen farbenfreudig ausgestatteten Laube ein Spielplatz gegeben.

Bad Brückenau, eine Schöpfung des kunstliebenden Königs Ludwigs I., ist einer unserer anmutigsten Kurorte. Gelegen im lieblichen Tal des Sinnbaches, umgeben von den bewaldeten Kuppen des Rhöngebirges, heimelt es an wie ein Schmuckstück aus der lebensfrohen Biedermeierzeit. Bad Brückenau ist mit seiner weltberühmten Wernarzer Quelle ausgesprochenes Nierenbad; seine Stahlquelle hat guten Ruf bei Blutarmut, Frauen-



und Nervenleiden. Auskünfte und Werbeschriften sind kostenlos erhältlich von der Direktion des Staatlichen Bayerischen Mineralbades Brückenau (Unterfranken).

Das staatliche Stahl- und Moorbad Steben im Frankenwald hat sich während des Winters vortrefflich verschönert und beginnt seine Kurzeit am 3. Mai. Bad Steben erzielt vorzügliche Heilerfolge bei Blutarmut, Bleichsucht, Herz-, Nerven- und Frauenleiden, Gicht und Rheumatismus. Alles Nähere durch die Badeverwaltung.

Tabarz (Thüringer Wald) hatte 1925 einen gegen das Vorjahr beinahe um die Hälfte stärkeren Besuch. Ab Ostern hat es die Kurzeit mit zeitgemäß niedrigen Preisen eröffnet. Prospekt mit Preisen durch die Kurverwaltung.

Die deutsche Theater-Ausstellung in Magdeburg ist auf 1927 verschoben worden, weil sich herausgestellt hat, daß die baulichen Veränderungen und namentlich die künstlerische Innenausstattung der Ausstellungshalle bis zum Beginn der Ausstellung nicht mehr in Gemäßheit des Gesamtplans hätten fertiggestellt werden können.

Eine wichtige Erfindung auf photographischem Gebiet ist der Fabrik photographischer Papiere Kraft & Steudel in Dresden-A., Dornblüthstraße 11—15 insofern gelungen, als sie die bisherige mangelhafte Tiefprägung der Lichtbilder durch ihren „Elefant-Prägeblock" so ausgestaltet hat, daß die fertigen Kopien spielend leicht mit absoluter Akkuratesse eine Tiefprägung mit überaus reizvollem künstlerischen Effekt erhalten. Lieferbar sind diese Elefant-Prägeblocks für die Papiergrößen von 13:18 cm und für das Postkartenformat von 10:15 cm, und zwar mit verschiedenen Ausschnitten. Wer sich photographisch betätigt, sei er auch nur Amateurphotograph, wolle sich wegen alles Näheren an genannte Firma wenden.

Deutsche Pferde für das Olympia 1928. Um die deutsche Zucht an den großen Reiterkämpfen der Amsterdamer Olympiade würdig vertreten zu sehen, hat der Reichsverband für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts drei hervorragende Pferde angekauft und sie an Reiter weitergegeben, von denen anzunehmen ist, daß sie die guten Eigenschaften der Pferde durch sorgfältige Ausbildung zur vollen Geltung bringen werden. Es sind dies der Trakehner Hartherz, der jetzt im Stall des Frhrn. v. Langen steht; der ebenfalls in Trakehnen gezogene Schimmel Poseidonius, der an Rittmeister v. Platen ging; Gladiator, ein in Wedern gezüchteter Halbblüter, mit dem sich Major Birkner intensiv beschäftigt.

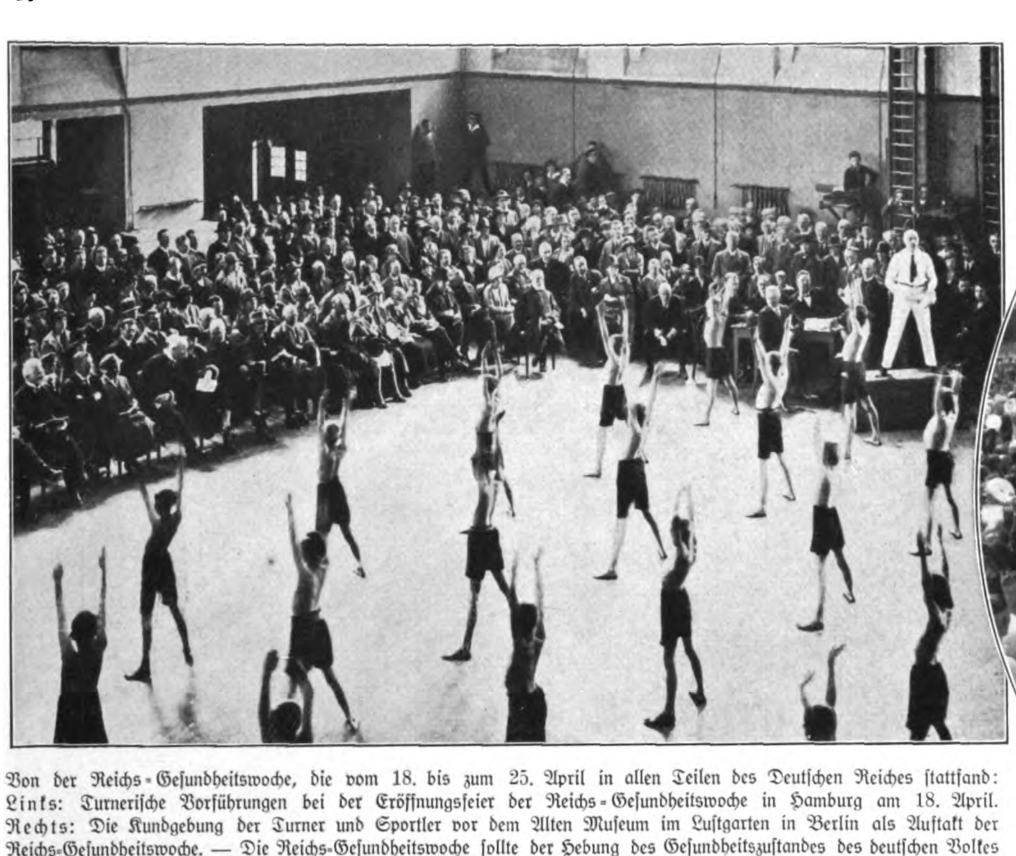

Ausgeschlafen?!
Schon die Stimmung, in der man aufwacht, gibt Antwort auf diese Frage.
Ein heiterer „Guter Morgen“ ist dem gewiß, der in
Steiners Paradiesbetten
schläft.
Man achte auf unsere Schutzmarke.
Verlangen Sie illustr. Preisliste J.
PARADIESBETTENFABRIK M. STEINER & SOHN A.G.
FRANKENBERG i/S
EIGENE VERKAUFSSTELLEN: CHEMNITZ, DRESDEN, LEIPZIG, BERLIN, HAMBURG, HANNOVER, KÖLN, DÜSSELDORF, ELBERFELD, FRANKFURT A.M., STUTTGART, MÜNCHEN, BRESLAU

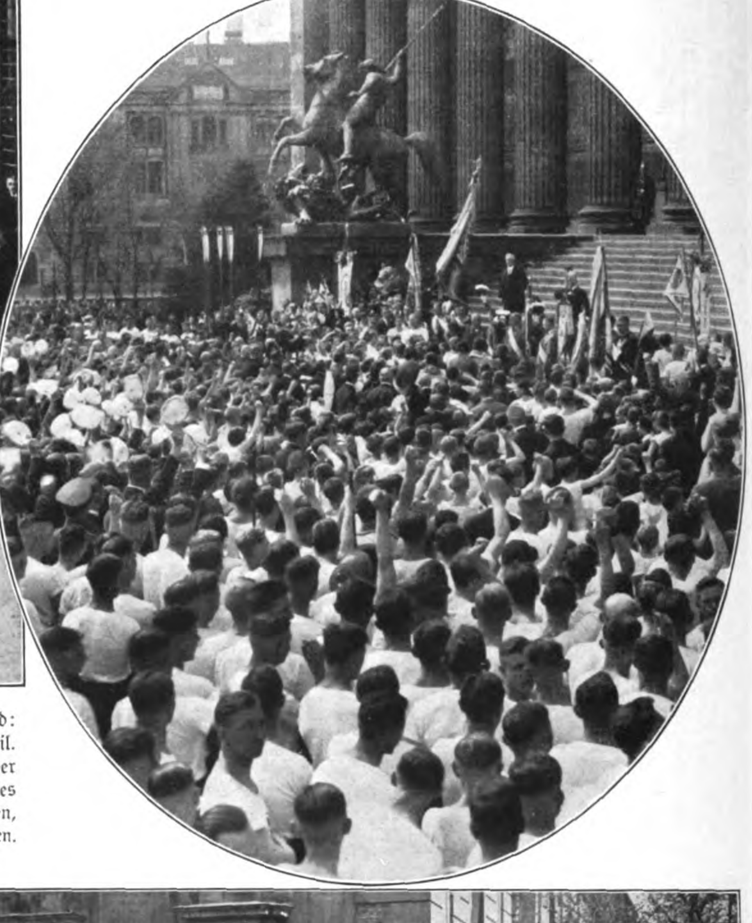
ILLUSTRIRTE ZEITUNG

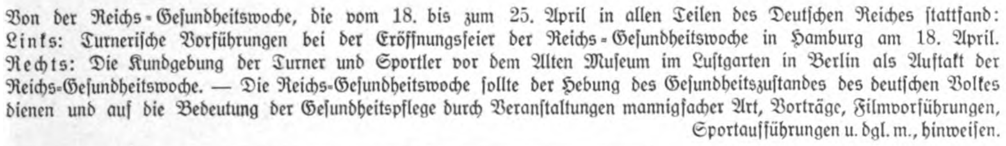


Das neueröffnete Dickhäuterpalmenhaus im Zoologischen Garten zu Leipzig: Blick auf die Elefantengehege und das Nilpferdbecken.

Nach einer Zeichnung für die »Illustrirte Zeitung« von Felix Heynig. (Vgl. hierzu den Artikel auf S. 568.)







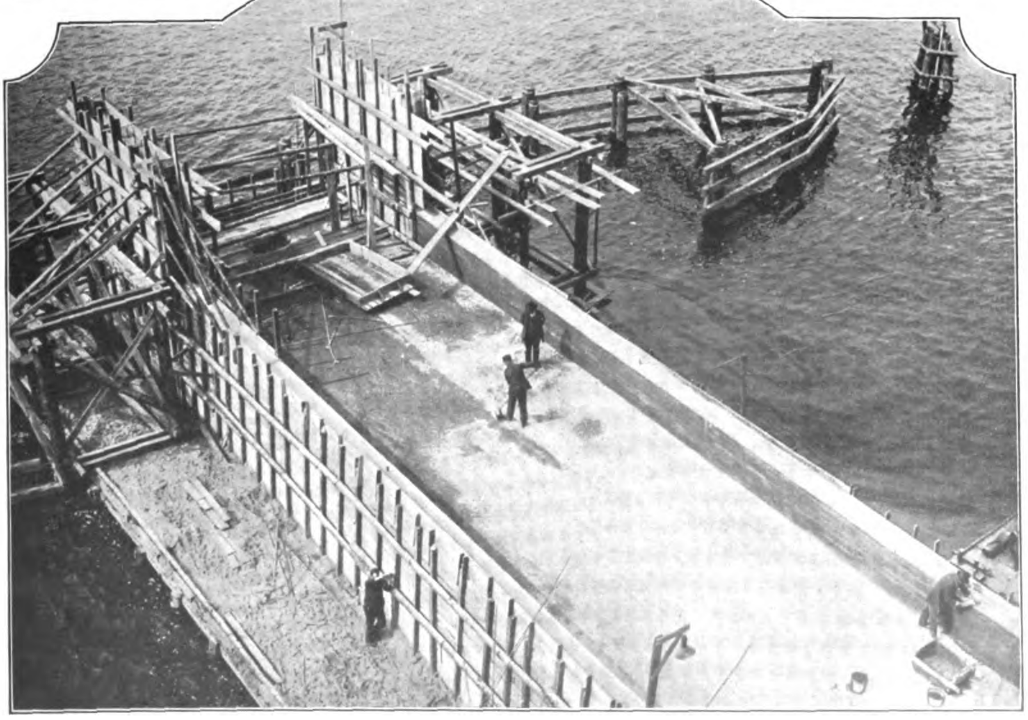
Von der Reichs-Gesundheitswoche, die vom 18. bis zum 25. April in allen Teilen des Deutschen Reiches stattfand: **Links:** Turnerische Vorführungen bei der Eröffnungsfeier der Reichs-Gesundheitswoche in Hamburg am 18. April. **Rechts:** Die Kundgebung der Turner und Sportler vor dem Alten Museum im Lustgarten in Berlin als Auftakt der Reichs-Gesundheitswoche. — Die Reichs-Gesundheitswoche sollte der Hebung des Gesundheitszustandes des deutschen Volkes dienen und auf die Bedeutung der Gesundheitspflege durch Veranstaltungen mannigfacher Art, Vorträge, Filmvorführungen, Sportaufführungen u. dgl. m., hinweisen.

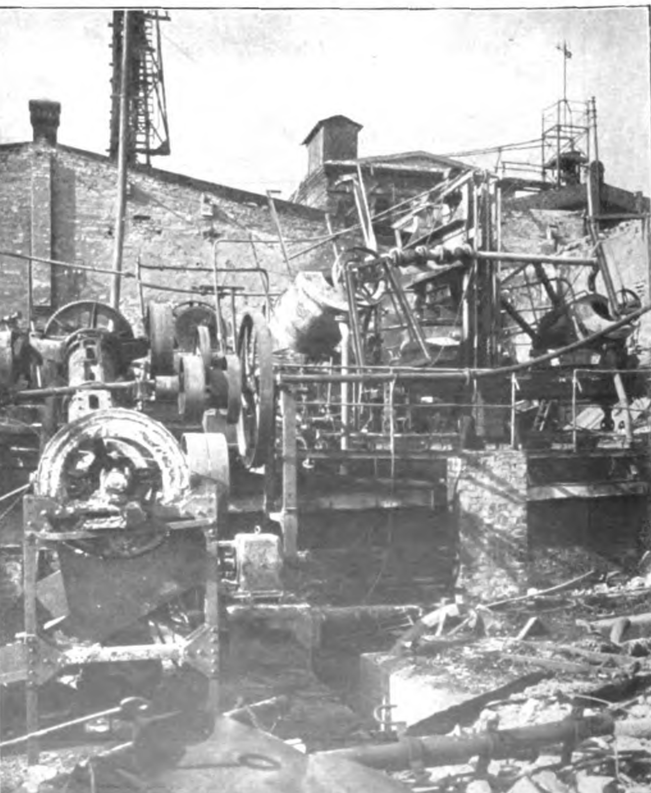




Die Ankunft eines neuen Geläutes für die gerade ihr 200 jähriges Jubiläum feiernde Heiligengeist-Kirche in Potsdam am 18. April: Feierliche Begrüßung der Glocken auf dem Vorplatz der Kirche.

Links: Vom Aufenthalt König Gustavs V. in der Reichshauptstadt am 16. April: Der König beim Verlassen des schwedischen Gesandtschaftsgebäudes. Der auf der Durchreise befindliche Regent stattete auch dem Reichspräsidenten v. Hindenburg einen Besuch ab.





Links: Vom Bau des Müggelsee-Tunnels in Friedrichshagen bei Berlin: Der an Land angefertigte gewaltige Senkkasten aus Beton, der als Unterbau für die erste Hälfte des eigentlichen Tunnels dienen und nach dessen Fertigstellung mit ihm versenkt werden soll. — **Rechts:** Vom Großfeuer in der Chemischen Fabrik zu Calbe an der Saale am 19. April, bei dem die vom Feuer erfaßten Gebäude vollkommen zerstört wurden: Die Trümmerstätte nach dem Brande.

DIE NEUE WELT

Die Wandlungen im politischen Weltbild haben sich seit 1914 so kinomäßig rasch abgespielt, daß über den äußeren Erscheinungen der tiefere Sinn oft kaum erfaßt werden konnte. Auch die letzten Genfer Sensationen werden die Zeitgenossen noch geraume Frist beschäftigen, bis nicht nur ihre Augenblicksbedeutung erschöpft ist, sondern historisch und geopolitisch gewürdigt wird, was dort offenbar geworden.

Die Tagespolitik mag noch so scharfsinnig erforschen, wer und was hinter der seltsamen Erscheinung steckte, daß gerade Brasilien den ganzen Völkerbund dort in so große Verlegenheit bringen konnte — sie wird auf der Suche nach dem europäischen Hintermann allzu geneigt sein, das Neuartige der Tatsache an sich und ihre typische Bedeutung zu unterschätzen. Der politische Weltfilm rollt eben in dieser Zeit etwas zu schnell für unsere Aufnahmefähigkeit ab.

Durch mehr als vier Jahrhunderte hatte Europa sich an den Gedanken der Weltvormacht gewöhnt. Seitdem die großen Entdecker und Erdumsegler von Spanien und Portugal aus den Atlantischen, den Indischen, den Stillen Ozean überwunden, seitdem auch holländische, englische und französische Eroberer an der Aufteilung der Erde mitgewirkt hatten, gab es für das weltpolitische Denken Europas nur die selbstverständliche Voraussetzung der Vormachtstellung des weißen Mannes, der herrschenden Sonderrolle des Europäers. Allerdings leisteten sich die großen Kolonialmächte Europas schon im 18. Jahrhundert Weltkriege, die sich über alle Meere und Erdteile ausdehnten, und die, um die Aufteilung der Kolonialgebiete geführt, nach und nach zur Auflösung der europäischen Vormacht führten: Nachdem England und Frankreich lange genug um bestimmte nordamerikanische Besitzungen gekämpft hatten, entglitten die Vereinigten Staaten von Amerika der Vormundschaft europäischer Kolonialmächte. Und die Zeit der weiteren Weltkriege unter Napoleon löste schließlich die Bande, die Süd- und Mittelamerika seit Jahrhunderten an europäische Herren gekettet hatten. Aber Europa fühlte sich doch immer noch als der eigentliche Herr der Welt, als der große Schiedsrichter, dessen Wille schließlich überall maßgebend sein müsse.

Was wir schulmäßig unter dem Namen der „Erbfolgekriege" verbuchen, war bereits nicht mehr der Streit allein um europäisches Thronqut, sondern auch um Kolonien. Aber die Friedensschlüsse erfolgten stets ausschließlich zwischen europäischen Mächten. Auch jener Friede zwischen England und Frankreich, mit dem der Hubertusburger Friede zwischen Preußen und Österreich in zeitlichem und ursächlichem Zusammenhang stand, war trotz allen Entscheidungen über außereuropäische Fragen eine Angelegenheit, die allein zwischen den europäischen Vormächten erledigt wurde. Ebenso beendete der Wiener Kongreß die Kriege, die in alle Welt ausgestrahlt hatten, durch Friedensschlüsse lediglich zwischen den Europamächten. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und bis an seinen Ausgang diktierte dieser alte Erdteil Entscheidungen in Ostasien und in Ostafrika von sich aus.

Wetterzeichen eines neuen Zeitalters leuchteten auf, als Nordamerika gegen die Jahrhundertwende seinen Krieg gegen die älteste europäische Kolonialmacht in Amerika begann und ihn sogar über den Stillen Ozean hinübertrug. Als dann Japan die größte europäische Kontinentalmacht schlug. Als England schweigend dulden mußte, daß die Vereinigten Staaten eine neue Hochstraße des Weltverkehrs durch Mittelamerika legten, ohne den Briten die gewohnte Kontrolle zu überlassen. Und Europa hatte es eilig, den Übergang in dieses neue Zeitalter zu beschleunigen, indem es den letzten Weltkrieg nicht nur auf dem Kolonialboden fremder Erdteile geführt, sondern auch die ganze Welt zur Teilnahme an der Kriegführung nach Europa einlud!

Und wie gründlich das Bild sich nun wandelte! Die Vertreter von Negerstaaten saßen in Versailles bei der Unterzeichnung des Kriegsabschlusses zwischen europäischen Großmächten. Exotische Vertreter hielten im Völkerbund das Referat, wenn abermals mitteleuropäische Landstücke verschachert werden sollten. Nach Washington wurde die Abrüstungskonferenz geladen, in der die Vereinigten Staaten und Japan als weltpolitisch durchaus gleichberechtigt neben England und Frankreich auftraten.

Auf uns in Mitteleuropa lastet der Druck von Versailles und der Druck der mit Versailles verbundenen anderen Friedensdiktate und Machtfriedensabkommen so stark, daß wir uns noch immer nur sehr schwer zu der Erkenntnis durchringen können, daß, universalgeschichtlich und geopolitisch betrachtet, dieses Faktum der Konferenz von Washington — so gering man ihre positiven Ergebnisse veranschlagen mag — in der Tat einer der wichtigsten Marksteine in der Geschichte der politischen Welt bedeutet: die Tatsache, daß wenige Menschenalter nach der Verselbständigung des neuen „weißen" Landes in Nordamerika dieses alte Kolonialgebiet nicht nur Europa, sondern auch der ganzen Welt mit einer Art gebieterischer Geste entgegenzutreten, die neuen Weltmächte an seinen Verhandlungstisch abseits von Europa zu zwingen vermochte, unbekümmert um den noch vorwiegend europäisch geleiteten Völkerbund von Genf!

Vorüber war es mit dem weltpolitischen Monopol Europas. Doch etwas war zunächst noch verblieben: Die Zone der Weltvormächte war auf die nördliche Halbkugel beschränkt; die südliche Hemisphäre erschien als weltpolitisch untergeordnete Größe. Nun aber mußten wir es erleben, daß ein Brasilien den ganzen Völkerbund lahmzulegen vermag. Und London weiß, wie schwierig man ihm in Kapstadt und Sidney werden kann. Das bedeutet die Vollendung des historischen und geopolitischen Umschwungs zwischen zwei Zeitaltern: Europa entthront, nicht nur aus der Vormachtstellung in der ganzen Welt herabgedrückt in Gleichberechtigung mit nichteuropäischen Staaten der nördlichen Halbkugel, sondern in den Entscheidungen seiner eigenen, europäischen Angelegenheiten schon Einsprüchen aus dem Bereich der südlichen Halbkugel ausgesetzt. Wenn einer vor einem Menschenalter solches zu prophezeien gewagt hätte — wäre er nicht ausgelacht worden? Und was es heute tatsächlich bedeutet — versteht es von den europäischen Zeitgenossen ein Prozent? Was in abermals einem Menschenalter sich ausgewirkt haben kann — ahnt es ein Millionstel?

Schon zu den Zeiten von Versailles und bei wichtigen späteren Anlässen war zu beobachten, wie außerordentlich selbständig die Vertretung der Vereinigten Staaten von Südafrika auftrat. Die Londoner Presse wagt in das Selbstbestimmungsrecht dieses schwierigen „Bundesstaats" kaum noch mit irgendeiner ernsten Kritik einzugreifen — wohl wissend, daß die Zeit der wirtschaftlichen Hörigkeit beendet ist, daß Kapstadt und Umgegend heute ebenso willig Kredite und Absatz in Neuyork findet wie in London. Die gegen indische und ostasiatische Konkurrenz gerichtete Politik Australiens und Neuseelands liegt, in ihren Interessen mit denen der Vereinigten Staaten von Amerika näher verwandt als mit jenen Londons, auf ähnlicher Linie. Und beide Ländergruppen der südlichen Halbkugel, die heute Bundesstaaten Weltbritanniens mit sehr stark betontem Eigencharakter bilden, sind nicht nur nicht mehr als „Kolonien" anzusprechen, sondern verwalten auch ihrerseits „Kolonialmandate" des Völkerbundes: sind also selbst schon koloniale Gebieter.

Wir wollen nicht vergessen, daß dieser gewaltige weltgeschichtliche Einschnitt zusammenfällt mit der Eroberung der Luft, mit der ungeahnten Herabminderung von Raum und Zeit im Weltverkehr.

Wie das Zeitalter der Entdeckungen verkuppelt war mit dem Zeitalter der Erfindungen, so sind auch heute technischer Fortschritt und Änderung des Weltbildes eng miteinander vereint und unlöslich verbunden. Damals öffneten sich nach der Erfindung des Kompasses alle Erdteile der Einbeziehung in den Weltverkehr. Heute bleibt auch der letzte Winkel bisher unbekannter Flächen des Globus der Erforschung auf dem Luftwege nicht mehr verschlossen. Damals beflügelte die Erfindung der Buchdruckerkunst den Gedankenaustausch in früher ungekannter Weise. Heute gibt der drahtlose Verkehr durch die Luft die Möglichkeit, mit einer Nachricht, einer suggestiven Idee die ganze Erde in Sekunden zu umspannen.

Nachrichtenverkehr und Personenverkehr haben nahezu die Grenzen des überhaupt Denkbaren erreicht. Der Verkehr besonders hochwertiger Güter, zumal die Beförderung wichtigster technischer Hilfsmittel moderner Kriegführung, wird folgen. Dazu noch eine besonders bedeutsame, noch lange nicht hoch genug veranschlagte Wandlung: die Erfassung der breitesten Massen selbst analphabetischer Völker durch die Übertragung einer Idee! Film und Kino haben dieses Wunder bewirkt. Wenn morgen Amerika irgendeine bestimmte Propaganda in allen fünf Erdteilen wirksam machen will, dann dreht es einen auch ohne nennenswerte Beschriftung deutlichen Film, verschickt ihn durch Flugzeuge in alle Länder der Erde auf bald geschaffenen Etappenstraßen, überschüttet damit sämtliche Kinos und hat in wenigen Tagen Hunderte von Millionen gebildeter und höchst ungebildeter Zuschauer für seine Idee eingefangen. Kein Zukunftsbild aus dem Jahre 2000 — sagen wir lieber: die technische Selbstverständlichkeit im nächsten Jahrzehnt!

Durch diesen technischen Umschwung wird die Bedeutung des politischen Umschwungs noch ganz wesentlich gesteigert. In der „Zwei-Tage-Welt", die im Luftverkehr zwischen Europa einerseits, Ost- und Südasien, Südafrika und Amerika andererseits bald keine größeren Entfernungen als 50 Stunden kennen wird, liegen die Länder auch politisch viel näher beieinander als vordem, können nichteuropäische Einflüsse in der Weltpolitik sich viel rascher und wirksamer bemerkbar machen. Und anstatt in dieser Zeit des technischen Weltumschwungs seine Weltstellung zu festigen, hat Europa durch die eigene ungeheure Kriegsschuld sich selber abgesetzt, die fremden Erdteile zu sich empor-, über sich hinauswachsen lassen. Wir leben in einer neuen Welt, in einer Zeit, in der die „Neue Welt", deren Entdeckung das eben vergangene Zeitalter einleitete, teilweise bereits mehr zu sagen hat als unsere „Alte Welt".

Dr. Arthur Dix.

VOLKSWIRTSCHAFT UND LEIBESÜBUNGEN

Wenn heute eine Betrachtung über die gegenwärtige und zukünftige Lage des deutschen Volkes angestellt wird, so bildet den Ausgangspunkt dieser Betrachtungen meistens die Feststellung, daß Deutschland durch den Krieg und seine Folgeerscheinungen soundso viele Verluste an Land, Kapital und Bewohnern erlitten hat, daß das deutsche Volksvermögen von 300 auf 150 Milliarden und das jährliche Einkommen von 43 auf 23 Milliarden Friedensgoldmark vermindert worden ist. Die Anwendung derartiger statistischer Methoden genügt aber nicht, um die Kräfte und Reichtümer eines Volkes erfassen zu können. Sie müssen ergänzt werden durch eine dynamische Betrachtungsweise, die auch die in einem Volk vorhandenen geistigen und körperlichen Kräfte erfaßt. In unserer Zeit der Weltwirtschaft und der internationalen Beziehungen spielen die Auswirkungen persönlicher Energie eine große Rolle. Die Intelligenz unserer Unternehmer und Arbeiter reicht weiter als die engen Grenzen, die uns gezogen worden sind. Es kommt nicht allein darauf an, über welche Reichtümer ein Volk an Bodenschätzen usw. verfügt, sondern noch wichtiger ist, was es mit den ihm von Natur aus gegebenen Möglichkeiten anzufangen versteht. Ein Rentnerland mit stagnierender Bevölkerung wird bald von einem verarmten, aber aufwärtsstrebenden Volk überholt werden. Wenn zwei Leute ihr gesamtes Hab und Gut verloren haben, so wird der wieder am ersten emporkommen, der die meisten Energien dazu aufwendet.

Die Erzeugung von Gütern erfolgt durch menschliche Arbeit unter Benutzung der Naturkräfte und bereits vorhandener Rohstoffmengen. Arbeit, Natur und Kapital sind die Grundlagen der Produktion; keine kann für sich allein wirtschaftlich wirksam werden. Sie alle müssen bei der Gütererzeugung mitwirken. Da die sachlichen Produktionsfaktoren eine wesentliche Verminderung erfahren haben, kann die Gütererzeugung nur in demselben Maße wie früher erfolgen, wenn die persönlichen Produktionsfaktoren gesteigert werden. Je erfolgreicher die Tätigkeit der Millionen ist, die in den Produktions-, Verkehrs- und Handelsorganisationen tätig sind, desto mehr Güter stehen für die Bedarfsbefriedigung und für den Export zur Verfügung.

Wenn heute von einem wirtschaftlichen Wiederaufbau unseres Vaterlandes gesprochen wird, so denkt man meist nur an die Beschaffung von Geld und Kredit, an günstige Einkaufs- und Absatzmöglichkeiten und vergißt darüber oft, daß es eine unserer wichtigsten Aufgaben ist, die durch die Unterernährung während des Krieges und der Nachkriegszeit stark geschwächten Menschen wieder körperlich und geistig zu stärken. Der wichtigste Produktionsfaktor ist die von Menschen geleistete Arbeit. Es dürfte nun wohl darüber kein Zweifel herrschen, daß die Arbeitsleistung um so größer ist, je besser die körperliche und geistige Beschaffenheit des Arbeiters ist. Durch die körperliche Ertüchtigung müssen der deutschen Volkswirtschaft neue Energien zugeführt werden und muß Ersatz geschaffen werden für den Ausfall an sachlichem Kapital. Hier ist das Endziel, das beim Betreiben von Leibesübungen immer im Auge behalten werden muß. Die moderne Arbeiterschaft ist infolge der in den verschiedensten Berufs- und Betriebsfeldern geleisteten Arbeit einer sehr starken körperlichen Beeinflussung ausgesetzt. Erklärlicherweise unterliegen die Arbeiter in der Landwirtschaft, in der Werkstatt, im Spinnsaal, im Bergbau und in den chemischen Fabriken sehr verschiedenartigen, die Gesundheit beeinflussenden Einwirkungen. Die Leibesübungen sind dazu da, dem Hand- und Kopfarbeiter einen Ausgleich zu bieten für die einseitige berufliche Beanspruchung. In der Turnhalle und auf dem grünen Rasen muß er sich für den Kampf ums Dasein stärken. Die Aufgabe der körperlichen Ertüchtigung fällt heute, nach Abschaffung der allgemeinen Wehrpflicht — unser früheres, sich ständig erneuerndes Volksheer war eine der besten Körperpflegeanstalten — den Turn- und Sportverbänden zu.

Man hat oft darüber gestritten, welches Ideal von unserer Körpererziehung angestrebt werden müßte: das hellenische Schönheitsideal oder die „mens sana in corpore sano", die nur eine logische Schlußfolgerung der rein verstandesmäßig vorgehenden Römer war. Den Griechen war neben der Steigerung der persönlichen Leistungsfähigkeit die Pflege gymnastischer Übungen ein unbewußtes Hinstreben nach Kraft und Schönheit. Die Römer übernahmen die griechische Kultur. Sie fingen nur die Strahlen der untergehenden hellenischen Schönheitssonne auf. Ihre Körperübungen waren nicht das unbewußte Streben nach Schönheit, sondern sie erkannten in den Leibesübungen ein zweckmäßiges Mittel zur Stärkung des einzelnen und damit auch des Staates. Der hellenische Körperkult ist uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts ebenso fremd wie die Antike überhaupt. Unsere Körpererziehung muß bewußt in den Dienst der Gesamtheit gestellt werden. Das Niveau der körperlichen Leistungsfähigkeit aller muß gehoben werden im Interesse unserer wirtschaftlichen und politischen Wiedererstarkung. Den Leibesübungen treibenden Verbänden fällt die Aufgabe zu, eine immer größere Anzahl von Männern, Frauen und Jugendlichen zu erfassen und sie körperlich und disziplinär zu schulen, so daß ihre Arbeitsleistung so gesteigert wird, daß die durch den Krieg erlittenen Verluste wieder wettgemacht werden. Der größte Reichtum eines Landes sind seine Bewohner, und zwar gesunde Bewohner. Durch ständiges und zielbewußtes Betreiben von Leibesübungen kann dieser wichtige Schatz an nationalem Gut außerordentlich vermehrt werden.

Dr. Reinhold Krüger, Erfurt.

Tagesgeschichte.

Die Reichsgesundheitswoche, die in ganz Deutschland vom 18. bis zum 25. April veranstaltet wurde, diente dem Zwecke, die Aufmerksamkeit des Volkes auf die Wichtigkeit der Förderung von Gesundheit und hygienischer Lebensweise hinzuweisen. Um diesen Appell gegen die Krankheit recht eindringlich zu gestalten, haben die Behörden und Verbände mit den im Reichsausschuß für hygienische Volksbelehrung vereinigten Landesausschüssen bei der Organisation und Durchführung der Reichsgesundheitswoche in verdienstvoller Weise zusammengewirkt. Besonderen Umfang nahmen die Veranstaltungen naturgemäß in der Reichshauptstadt ein. Die Eröffnungsfeier fand dort in der neuen Aula der Universität am 18. April statt. Als erster ergriff Geheimrat Dr. Hamel, der Vorsitzende des Reichsausschusses für hygienische Volksbelehrung, das Wort zum Willkommengruß für die Versammelten und verlas ein Begrüßungshandschreiben des Reichspräsidenten. Dann sprach Reichsminister des Innern Dr. Külz, worauf Professor Dr. Adam, der Geschäftsführer der Reichsgesundheitswoche, ein umfassendes Bild ihrer großzügigen Organisation entwarf. Nach einer Ansprache des Ministerialdirektors Dietrich vom preußischen Wohlfahrtsministerium und des Stadtmedizinalrats v. Drigalski als Vertreter der Stadt Berlin hielt Geheimrat Dr. v. Borsig im Namen der Arbeitgeber eine längere Rede. Danach kamen noch die Vertreter der Arbeitnehmer zu Worte. — Im Anschluß an die Reichsgesundheitswoche fand in Berlin die Allgemeine Deutsche Hygiene-Messe und -Ausstellung im Hause der Funkindustrie statt.

Eine schwedische Kunstausstellung ist in der modernen Abteilung der Nationalgalerie (ehemaliges Kronprinzen-Palais) in Berlin, Unter den Linden, am 23. April eröffnet worden. An der Eröffnungsfeier nahmen Reichspräsident v. Hindenburg in Begleitung des Staatssekretärs Dr. Meißner sowie Reichsaußenminister Stresemann, der schwedische Gesandte v. Wirsén und zahlreiche Vertreter der Behörden, der Kunst und Wissenschaft teil. Sie ist die Erwiderung der vor zwei Jahren in Stockholm veranstalteten deutschen Kunstausstellung und wurde bereits in Hamburg und Lübeck gezeigt. Die ausgestellten Werke aus der Malerei und Kleinplastik zeigen die Entwicklung der schwedischen Kunst von den achtziger Jahren bis zur Gegenwart.

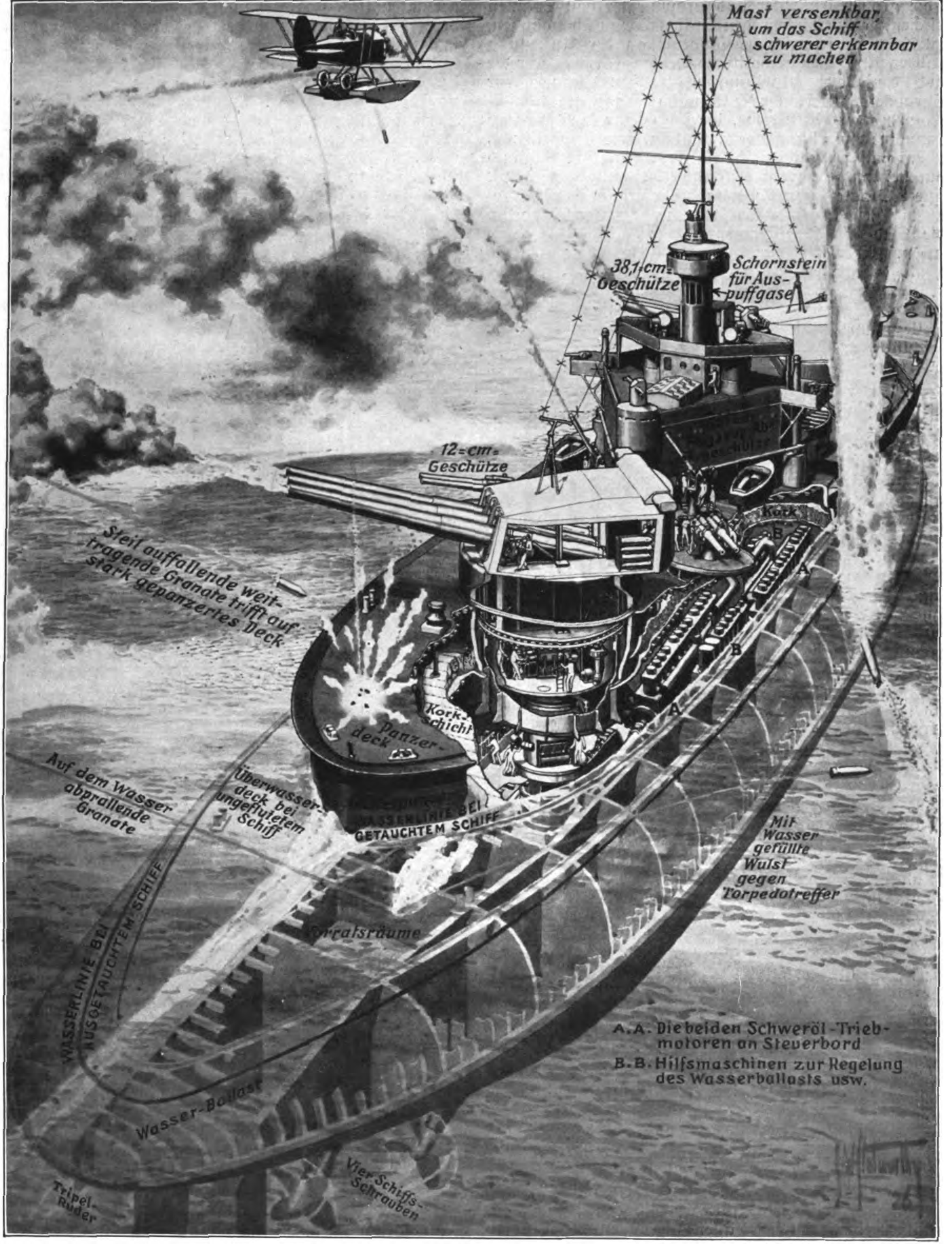
Ein interessantes Bauwerk wird in Friedrichshagen bei Berlin ausgeführt: Der Müggelsee-Tunnel. Die erste Etappe der Bauarbeiten ist bereits beendet, und zwar wurde nach Aufschütten einer 55 m langen und 10 m breiten Landzunge darauf die eine Hälfte des Betonunterbaues für den eigentlichen Tunnel errichtet. In den nächsten Wochen wird auf dem 53 m langen Unterbau die entsprechende Tunnelhälfte fertiggestellt und später zusammen mit dem Unterbau versenkt werden. Daran schließt sich der zweite Teil des Tunnelbaues. Der Tunnel ist deshalb nicht auf einmal in Angriff genommen worden, weil man die Sperrung des Müggelsee-Abflusses und eine Behinderung der Schiffahrt auf dem See vermeiden wollte. Im Frühjahr 1927 wird voraussichtlich der Tunnel, der Friedrichshagen mit dem östlichen Müggelsee und mit Müggelheim verbinden soll, für den Fußgängerverkehr frei sein.

Vor einigen Jahren wurde aus dem Bestreben heraus, die wissenschaftlichen und praktischen Untersuchungen der Arbeitsmethoden und Arbeitsmaterialien zusammenzufassen und der Gesamtheit der Interessenten dienstbar zu machen, in Lübeck ein Forschungsinstitut für die Fischindustrie gegründet, das die Entwicklung rationeller Methoden für die Bearbeitung des Fischmaterials sich als Aufgabe stellte. Um den steigenden Ansprüchen der Praxis zu genügen, wurde das Institut erweitert, siedelte in sein neues Heim in Altona über und wurde am 16. April feierlich eröffnet. Es verfügt jetzt über modern eingerichtete chemische und bakteriologische Laboratorien.

Am 16. April weilte König Gustav V. von Schweden auf der Durchreise in Berlin. Nach einem Diner in der Schwedischen Gesandtschaft begab sich der König zum Reichspräsidenten v. Hindenburg. Es ist dies der erste offizielle Besuch, den ein Regent dem jetzigen deutschen Reichsoberhaupt abgestattet hat.

Prof. Sigmund Freud, dessen Name mit der Psychoanalyse untrennbar verbunden ist, feiert am 6. Mai seinen 70. Geburtstag. Unter Psychoanalyse ist die von ihm eingeführte Untersuchungsmethode zur Aufhellung verborgener seelischer Zusammenhänge zu verstehen. Freud zeigt, daß starke Gemütsbewegungen, wenn sie unterdrückt und verdrängt werden, sich auf dem Weg durch das Unterbewußtsein störend bemerkbar machen und zu Neurosen führen können. Als wichtiges Mittel zur Aufdeckung dieser unterbewußten Rückstände dient der Psychoanalyse vor allem die Deutung des Traumlebens und die Berücksichtigung der merkwürdigen Fehl- und Symptomhandlungen, die oft verraten, was das kritische Bewußtsein des Menschen nicht wahrhaben will. Zwar ist Freuds Lehre noch umstritten, aber schon heute kann ihr der außerordentliche Antrieb nicht abgesprochen werden, den die Psychiatrie durch die Leistungen des berühmten Gelehrten erfahren hat.

Der bekannte Kirchenhistoriker Adolf v. Harnack wird am 7. Mai 75 Jahre alt. In Dorpat geboren, war er nacheinander in Leipzig, Gießen, Marburg und Berlin Universitätsprofessor. Seit 1905 wirkte er als Generaldirektor der Kgl. Bibliothek, der jetzigen Preußischen Staatsbibliothek, in Berlin, bis er im Jahre 1921 in den Ruhestand trat. Er gehört der rationalistisch-liberalen Richtung in der protestantischen Theologie an und gilt als besonders guter Kenner der altchristlichen Literatur. Zahlreiche Werke geben Zeugnis von seinen bedeutsamen Forschungen.



Das Schlachtschiff der Zukunft: Projekt eines gegen Granaten, Bomben und Torpedos geschützten, halb versenkbaren Motorkriegsschiffes. Nach einer Zeichnung von C. W. Clatworthy.

Obgleich der Friedensvertrag von Versailles die allgemeine Abrüstung vorsieht, bemühen sich alle Nationen — außer Deutschland — ihre Rüstungen wesentlich zu verstärken. Man hört von Konstruktionen der eigenartigsten Kriegsmaschinen für den Kampf zu Lande, in der Luft und zu Wasser. Die beispiellosen Erfolge der deutschen U-Boote und die hervorragende Konstruktion unserer Schlachtschiffe, die sich in der Skagerrakschlacht so glänzend bewährten, haben einen italienischen Schiffbauingenieur angeregt, die Vorteile beider Schiffstypen zu verbinden und ein Schlachtschiff zu schaffen, das halb tauchen kann und gegen die Wirkung moderner Waffen unverletzlich sein soll. Unser Bild zeigt die Einzelheiten dieses Planes und läßt einen Geschütz-, Bomben- und Torpedoangriff erkennen. Der Überwasserteil des Schiffes ist durch Deck- und Gürtelpanzer gegen feindliche Geschosse geschützt; er kann angeblich vollständig zerstört werden, ohne daß das Schiff in seiner Manövrierfähigkeit beeinträchtigt wird. Die überfluteten Teile, die die typischen Merkmale eines U-Bootes tragen, sind durch die darüberliegende Wassermasse gegen Treffer gesichert. Bemerkenswert ist die ausgiebige Verwendung von Kork, der nach Ansicht des Konstrukteurs die Stabilität erhöhen soll, vielleicht aber auch durch die Schußlöcher eindringendes Wasser durch Aufquellen abhalten kann. Gegen Torpedotreffer ist das Schiff durch eine Wulst geschützt, die zum Teil mit Wasser gefüllt ist, das zum Austauchen durch Preßluft ausgeblasen wird. Angetrieben wird das Halb-Unterwasser-Schlachtschiff durch vier Ölmaschinen von 24000 P. S., die ihm eine Geschwindigkeit von 18 Seemeilen in der Stunde verleihen. Die ganze Konstruktion scheint für die besonderen Verhältnisse im Mittelmeer zugeschnitten zu sein, auch legt sie den Gedanken nahe, daß die praktische Ausführung der Vereinbarungen der Seeabrüstungskonferenz in Washington anders als bisher zu bewerten sein wird, auf der zwar der Tonnengehalt der Schlachtschiffe, nicht aber der der U-Boote festgelegt worden ist. Daraus ergeben sich zwei Fragen: Wann ist ein Schlachtschiff ein U-Boot, und wann ist ein U-Boot ein Schlachtschiff?

Bühnenschau.

Die choreographische Komödie „Der große Krug“ (La Giara) des Italieners Alfredo Casella gelangte in der Dresdner Staatsoper zur Erstaufführung, nachdem sie in Kassel ihre Uraufführung erlebt hatte. Der Stoff dieses Bühnenwerkes entstammt einer Novelle des vielgerühmten italienischen Dichters Luigi Pirandello. Ein großer Krug ist zum Leidwesen seines Besitzers zerbrochen. Ein verwachsener Topfflicker, der ihn von innen ausbessern will, mauert sich dabei selbst ein und wird erst wieder frei, als man den Krug einen Abhang hinabrollt und ihn so abermals zertrümmert. — Die Ballettmeisterin Ellen v. Cleve-Petz leitete die Aufführung dieses Stückes, das eine anspruchslose, liebenswürdige Unterhaltung bot.

Eine Dichtung von Georg Kaiser verspricht stets Überraschungen. Auch sein neuestes Werk „Zweimal Oliver“, ein Stück in drei Teilen (elf Bildern), dessen Uraufführung gleichzeitig mit mehreren deutschen Bühnen am Dresdner Schauspielhaus erfolgte, bildet hiervon keine Ausnahme. Die aus mannigfachen Motiven zusammengesetzte Fabel stellt ein krauses Potpourri dar. Oliver ist Verwandlungskünstler am Varieté, wo er gekrönte Häupter vom russischen Zaren bis zum Kaiser von China zu verkörpern hat. Als er stellungslos geworden ist, verpflichtet ihn eine reiche, romantische Dame, namens Olivia, täglich für eine Stunde ihr den abwesenden Geliebten in dessen Maske zu mimen. Doch das Scheinleben des Spiels wandelt sich in Wirklichkeit. Olivers Wesens spaltet sich in ein wahres und in ein Wunsch-Ich. Zweimal Oliver! Er fällt nämlich aus der Rolle und verliebt sich in seine Auftraggeberin Olivia. Als sie ihn bei der Rückkunft ihres Liebhabers entläßt, erschießt er seinen zurückgekehrten Doppelgänger während einer Vorstellung von der Bühne aus. Er glaubt sich damit selbst getötet zu haben und erwacht im Irrenhaus. Das Zweimal-Oliver-Sein, die Vermischung von Phantasie und Realität, ist der Fluch seines Lebens. Hier liegt das gleiche Problem vor wie bei Pirandellos „Sechs Personen suchen einen Autor“. Ein tragischer Zug schwebt über dem grotesken Stück, das in rauschender, filmartiger Folge sich abspielt. Wie weit es Georg Kaiser gelingt, bei aller phantastischen, konstruktiven Erfindung Fülle des Lebens zu spiegeln — das ist das Kriterium seines Werkes. Der reiche Beifall sprach für den Dichter.

Viktor Holländer,
beliebter Komponist von Opern, Operetten, Singspielen und Klavierstücken, feierte am 20. April seinen 60. Geburtstag.





Von der 10. Schweizer Mustermesse in Basel: Die Mitglieder des eidgenössischen Bundesrats bei einem Besuch der Messe am 21. April. **Rechts:** Von der Frühjahrsparade der päpstlichen Ehrengarde in den Gärten des Vatikans am 11. April: Papst Pius XI. beim Verleihen von Medaillen an die Mannschaften seiner Garde für ihre Dienstleistungen bei der Feier des Heiligen Jahres 1925.

Links: Prof. Dr. Adolf v. Harnack,
führender protestantischer Theologe, hervorragender Kirchenhistoriker, kann am 7. Mai seinen 75. Geburtstag feiern.

Links: Von der Eröffnung der Schwedischen Kunstausstellung in Berlin am 23. April: Von links nach rechts: Geh.-Rat Dr. L. Justi, Direktor der Nationalgalerie in Berlin; Reichspräsident v. Hindenburg; Prof. Oskar Björck, Vorsitzender des schwedischen Ausstellungskomitees.



Wilhelm Fischer-Graz,
deutschösterreichischer Dichter, Verfasser gemütvoller Heimaterzählungen, wurde am 18. April 80 Jahre alt.



Eine Massendemonstration englischer Frauen in London am 16. April für eine friedliche Beilegung des Bergbau-Konfliktes in England: Damen der Gesellschaft an der Spitze des Zuges. — **Links:** Ehrung der spanischen Flieger, die den Atlantischen Ozean überquerten, in ihrer Heimat: König Alfons von Spanien umarmt den mit der Flug-Verdienstmedaille ausgezeichneten Teilnehmer Ingenieur Rada.



Sigmund Freud,
Professor an der Universität Wien, Nervenpathologe, der Schöpfer der Psychoanalyse und Begründer der modernen Traumlehre, feiert am 6. Mai seinen 70. Geburtstag.





Hannas!

Novelle von J. Schilling v. Canstatt.

Über der Landstraße, die den Wald entlang nach Hohenkrähen führte, brütete die Schwüle des Augustnachmittags. Noch stand keine Wolke am Himmel, aber die Sonne stach. Vielleicht zog am Abend das Gewitter auf, nach dem die Erde, die ganze Natur sich sehnte. Wie verbrannt dürstete das Gras am Feldrain, und das Laub der Ebereschen am Rand der Straße leuchtete fahlgrau vor Staub.

Ein Gefährt ratterte auf dem Weg, ein Handwagen mit Säcken bepackt, aus deren zerschlissenen Nähten Lumpen und Papierfetzen drängten. Ein großer, grauer Hund lief mit tief gesenktem Kopf in abgescheuerten Sielen neben der Deichsel.

„Los, Bumke, ahü!" schrie der Mann, der hinten den Wagen schob, und das Weib, das barfüßig, zerlumpt neben ihm schritt, hob die Gerte bei dem Anruf.

Der Karren war schwer.

Bumke gab seine ganze Kraft her, um dem Schlag zu entgehen, der beständig seiner wartete.

Durst plagte ihn. Heiß und rot hing ihm die Zunge weit aus dem Rachen. Er sah nicht rechts noch links.

Wie ein endloses weißgraues Band dehnte sich vor ihm die Straße, auf der er den Karren zog durch Staub und Hitze.

Er war sehr müde.

Die linke Hinterpfote schleifte ein wenig, die hatte er an einem Scherben geritzt, und die Wunde brannte ihm bei jedem Schritt.

Fliegen saßen auf seinem Rücken, dort, wo das Riemenzeug ihn blutig gescheuert hatte, aber er spürte den Schmerz kaum noch.

Über Bumke lag die stumpfe Gleichgültigkeit eines in sein Schicksal Ergebenen! —

Am Tag zog er den Karren, und abends lag er auf faulem Stroh in seiner Hütte. Da bekam er dann auch sein Futter und frisches Wasser zum Saufen.

Die Nacht aber bewachte er die Lumpen im Schuppen. Ganze Berge lagen dort. Auch Papier und Knochen, und es fanden sich dort manchmal noch Leckerbissen für ihn, Wurstpellen und dergleichen.

Wenn es kalt wurde, zog Bumke ganz in den Schuppen und schlief in den Lumpen, da war es warm und behaglich.

Dann träumte er!

Von der Vergangenheit! Von sorglosen, herrlichen Zeiten, die hinter ihm lagen wie ein sonniger, glücklicher Traum!

Als er ein schöner, stolzer Hund gewesen war, geliebt, verwöhnt, als sein Fell gepflegt war, daß es schimmerte wie graue Seide, als er keinen schweren Karren ziehen mußte und keine Hand sich zum Schlag hob gegen ihn! —

Lange, lange war das her!

So lange, daß er kaum noch wußte, war es Traum oder Wirklichkeit gewesen, daß er einst am warmen Kaminfeuer lag auf einem weißen Bärenfell, daß eine gütige Hand ihn streichelte, eine Stimme ihn rief...

Er wußte nicht, verstand nicht, warum die geliebte Stimme verstummt war, warum die Hand, die ihn so oft geliebkost, erkaltet war, um den Revolver gekrampft...

Er wußte nicht, daß er eines Morgens eine Sache geworden war, die versteigert wurde wie das weiße Bärenfell, wie das ganze elegante Junggesellenheim, das sein Herr seinen Gläubigern hinterlassen.

Bumke kam zu einem neuen Herrn, aber nur, um sich bei der erstbesten Gelegenheit loszureißen und nach dem alten Quartier zu suchen.

In dem Wogen und Treiben der Großstadt aber hatte er sich verlaufen, war er seinem heutigen Herrn in die Hände gefallen. Der hatte ihn unter seinen Lumpensäcken versteckt, bis die Stadt hinter ihm lag, weit, weit, und Seil und Riemen hatten ihn festgehalten, bis er begriffen hatte, daß **nur** Gehorsam ihn bewahrte vor Schlägen, Grausamkeit und Hunger. —

„Vorwärts, Bumke!"

Wieder und wieder erklang der heisere Befehl, ein Schlag sauste auf ihn nieder, daß er aufheulte und anzog!

Aber seine Kraft reichte nicht mehr aus, er knickte auf den Hinterbeinen zusammen, saß keuchend, atemlos und blickte auf zu seinem Herrn.

Der brachte fluchend die schief geneigten Räder hoch und hob die Säcke mehr in die Mitte. Das Weib half ihm dabei.

Sie achteten nicht des Gigs, das auf hohen, rotleuchtenden Gummirädern sich näherte und nun mit scharfem Ruck plötzlich anhielt.

„Was gibt's da? Was habt Ihr mit dem Hund?"

Herrisch klang die Frage, ein wippender Peitschenstiel zeigte auf Bumke.

„Nischt haben wir!" rief das Weib mürrisch und schickte einen scheelen Seitenblick über die junge Dame, die die Leinen in den mit hellen Wildlederhandschuhen bekleideten Händen hielt.

„Faul is er! Prügel möcht' er!" knirschte der Mann und riß an den geflickten Sielen.

„Er ist beinahe fertig, nicht wahr, Jochen?" wandte sich die Lenkerin des feurigen Fuchses an den hinter ihr sitzenden Diener.

„Das ist wohl so, Frau Baronin!"

Sie warf ihm die Leinen zu und sprang vom Wagen.

Um den Karren herumgehend, trat sie an den Hund heran und bog sich zu ihm nieder.

„Nehmen Sie sich in acht, er ist bissig!" rief das Weib schrill und schickte den giftigen Blick über die Fremde. Die hatte den Handschuh abgestreift und scheuchte die Fliegen von der blutenden Wunde auf Bumkes Rücken.

„Ich will Euch den Hund abkaufen!" sagte sie jetzt, sich aufrichtend, und sah forschend auf den Mann und sein von Branntwein gerötetes Gesicht.

Der schüttelte verbissen den Kopf.

„Bumke verkaufen? Wer soll mir die Ware bewachen, he?"

Sein Weib glitt geschmeidig neben ihn, er spürte ihre schmalen Finger wie Krallen im Arm.

„Du Narr, einfältiger!" zischte sie an seinem Ohr. „Du wirst nie klug!"

Die Baronin Otten zog spöttisch lächelnd ihr Zigarettenetui.

Das winzige Feuerzeug in der hohlen Hand, setzte sie die Zigarette in Brand. Dann warf sie dem Weib den übrigen Rauchvorrat in die gierig ausgestreckte Rechte.

„Also, was soll er kosten, Frau?" sagte sie langsam.

„Hundert Mark, gnädige Baronin. Keinen Dittchen weniger, ohn' Handel."

„Schon gut, schon gut! Nehmt ihm die Riemen ab! Jochen, helfen Sie den Hund in meinen Wagen legen! — Hier ist ein Hundertmarkschein!" Sie legte das Geld in des Mannes schwielige Faust und stieg leichtfüßig auf den Wagen.

Der Diener reichte ihr Leinen und Peitsche!

„Ab!" rief sie halblaut, und das Gig rollte weiter, eine Wolke grauen Staubes stieb hinter ihm auf.

Bumke lag in einem geschützten Winkel im Stall der Reit- und Wagenpferde.

Dämmerdunkel war um ihn und friedliche Ruhe.

Er lag auf Stroh in einer weichen Decke. Hin und wieder klirrte eine Halfterkette, ein Duft nach Heu, frischem Hafer und Pferden füllte die Luft.

Wie schön das war, keine Schmerzen mehr zu fühlen in der wunden Pfote, auf dem zerschundenen Rücken, den man mit kühler Salbe bestrichen hatte, in dessen offenem Fleisch nicht mehr die Mücken und Stechfliegen ihre gierigen Rüssel bohren konnten.

Und satt zu sein von richtigem, gutem Futter, von warmer, süßer Milch!

Bumke streckte und dehnte sich.

Nun war er schon acht Tage auf dem Schloßgut Hohenkrähen!

Ganz anders schaute er schon aus! Nicht mehr so eingefallen an den Schläfen!

Der edle Schnitt des Kopfes trat jetzt deutlich hervor, wie silbrige Seide begann das Fell zu schimmern an den Flanken, unter denen nicht mehr die Rippen hervortraten und von Hunger und Mühsal erzählten!

Er lag ganz still.

Über ihm an einem Mauerhaken hing sein altes Halsband.

Jochen hatte es mit Huffett geschwärzt und den Metallbeschlag blitzblank geputzt, daß es leuchtete wie Silber.

Lauschend hob er den Kopf.

So genau kannte er den federnden, leichten Schritt auf den Fliesen draußen!

Sie kam, die Herrin, der er die Rettung dankte aus dunklen, trostlosen Tagen und Jahren, aus Elend und Jammer.

„Nun, wie geht's, mein Lieber? — Bleib nur liegen, bleib!" sagte Maria Otten halblaut, und ihre Stimme klang zärtlich und beschwichtigend.

Sie liebte von Kind an Pferde und Hunde. Sie leiden sehen, die stummen Geschöpfe, war ihr ein beinahe körperlicher Schmerz.

Und darum hatte sie Bumke kaufen müssen. Vorsichtig nahm sie die kranke Pfote auf. Die Wunde heilte sich gut aus, auch auf dem Rücken wuchs ihm schon die neue Haut über der wunden Stelle.

„Nun bist du gesund, Bumke! Sollst bald zu mir herüberkommen als mein treuer Freund, nicht wahr?" — Ihre schlanke, feste Hand strich ihm über den Kopf, und der Blick seiner schönen, goldhellen Lichter traf in den ihren.

Die Antwort auf ihre Frage lag darin.

Während der Rennpause: Im Jockeiraum der Rennbahn Hoppegarten bei Berlin.
Nach einer farbigen Zeichnung von Adolf Dahle.

Stumm und doch so beredt, ein Gelöbnis von Hingabe, von Treue, von unauslöschlichem Dank!

Sie legte ihm die Decke über und erhob sich.

Wie schön der Jochen das Halsband geputzt hatte! Lächelnd nahm sie es vom Nagel.

Ein festes, wenn auch abgenutztes Lederhalsband war es.

Gute Arbeit! stellte Maria Otten fest, und dann entdeckte sie die winzig kleinen Buchstaben auf dem Beschlag, den Jochen von Staub und Schmutz befreit hatte:

„Harras!"

las sie halblaut.

Ungestüm richtete der große, graue Hund sich auf.

Es war, als lausche er auf etwas Fernes, Fernes, längst Gewesenes.

„Also, du heißt Harras!

Das klingt nach Mut, nach Kühnheit, nach Gefahr! Dies ist dein Name von nun an wieder! Den anderen hast du abgetan wie die Sielen, die dich wund scheuerten, nicht wahr?"

Sie drängte ihn auf sein Lager zurück und sah sich um. Der Diener stand in der offenen Stalltür. Auf dem silbernen Teller, den er ihr reichte, lag eine Besuchskarte.

„Dr. Grüttner
Rechtsanwalt und Notar"

stand darauf und darunter mit Bleistift das Wort „dringend".

Ein fahler Schein lief über ihr Gesicht, und das Lächeln um ihren schönen, willensstarken Mund war wie fortgewischt.

„Ich habe Herrn Doktor in den Roten Salon geführt und gebeten, Platz zu nehmen!"

„Ganz recht, Jochen! Und sorgen Sie mir gut für den Hund! Morgen nehme ich ihn herüber ins Schloß! Und so schön haben Sie das Halsband geputzt! Sehen Sie, da steht sein Name auf dem Beschlag! Er heißt: Harras!"

„Das war der kühne Ritter, der den mächtigen Sprung tat von einer Felswand! Nicht wahr, Frau Baronin?"

„Ganz recht, Jochen!" Sie nickte ihm freundlich zu und wandte sich zum Gehen.

*

Der Rechtsanwalt Dr. Grüttner ging in dem großen, saalartigen Raum, in den ihn der Diener geführt, auf und ab. Seine elegante Aktenmappe hatte er auf dem mächtigen runden Tisch in der Mitte abgelegt.

Eine Schale aus getriebenem Silber stand dort mit Rosen gefüllt. Ihr süßer Duft schmeichelte durch das etwas düster wirkende Gemach mit den dunklen Tapeten und den mit blutrotem Seidenstoff bezogenen, wuchtigen Möbeln.

In dem schwarzen Marmorkamin flammte ein Feuer, mehr der Traulichkeit wegen, als um Wärme zu spenden.

Es war immer kühl in den nach Norden liegenden Räumen auf Hohenkrähen. Ein schöner Besitz war es, seit Jahrhunderten den Ottens gehörend, nur zu einsam, zu weitab gelegen von Leben und Verkehr.

Drei Stunden Autofahrt lagen hinter ihm. Aber die Sache eilte. Telephonisch war da nichts zu wollen. Unterredung und Unterschrift waren nötig.

Immer ging er auf und ab, in ruhelosem Denken und Erwägen.

Bilder schauten auf ihn herab von den hohen Wänden, in breiten Barockrahmen, alles Gemälde derer von Otten, die im nebenan liegenden Ahnensaal keinen Platz mehr gefunden hatten. Blasse, schöne Frauengesichter unter der Puderfrisur, Männerköpfe, rassig, mit steil aufsteigenden Stirnen, hochmütigen Augen, genußfrohen, schmalen Mündern.

Neben dem Kamin das Bild des letzten Otten, in goldstrotzender Kammerherren-Uniform, den Dreispitz im Arm. Ein kaltes, hochmütiges Gesicht mit einem müden, blasierten Ausdruck um Mund und Augen. Ihm zur Rechten die Gemahlin, im Reitanzug, das blasse Gesicht umschattet vom breitrandigen Hut, die Augen dem Beschauer zugewendet. Wundervolle dunkle Augen, die starr, gleichmütig blickten, obwohl der Mund lächelte.

Der Maler dieses Bildes war ein Meister gewesen, dachte Dr. Grüttner unwillkürlich.

Auch im Leben hatten die Augen der Baronin Otten diesen Ausdruck, unter dem sich ihr Innenleben verbarg wie unter einer Maske.

So versunken war er in den Anblick des Bildes, daß er ihr Kommen überhörte.

Sie war durch die offene Glastür der Terrasse in das Zimmer getreten, und jetzt lebte ihr starrer Blick. Er umfaßte den Mann, der dort drüben vor ihrem Bild stand, forschend, fragend.

Sie sah sein kühnes, sonnenverbranntes Gesicht im Profil, das vorspringende Kinn, den strengen Mund, der keine hohlen Komplimente und Phrasen sprach, der so selten lächelte.

Gleich würde er sich nun umwenden und sie ansehen mit den klaren, hellen Augen, die durch die Menschen hindurchsahen in verstandeskühler Schärfe wie durch Glas.

„Guten Tag, Herr Doktor! Was bringen Sie mir Gutes?"

Sie stand neben ihm und reichte ihm die Hand. Er neigte sich zum Handkuß über die feinen Finger. „Erhoffen Sie Gutes zu hören, wenn ich komme, gnädigste Frau?"

Es lag ein Etwas in der Frage, das sie aufhorchen machte.

„Also, nichts Gutes, Herr Doktor! Aber sei's drum, ich bin auf alles gewappnet! Sie werden durstig sein von der Fahrt, nicht wahr? Trinken Sie mit mir eine Tasse Tee. Ich bitte!"

Sie zeigte auf die Terrasse, wo im Schatten der weißblau gestreiften Markise der Teetisch hergerichtet war und Bambussessel mit goldfarbenen Seidenkissen einladend winkten.

Sie kannte seinen Geschmack, und er sah ihr zu mit träumerischem Behagen, wie sie das Teeglas füllte mit einem Zusatz von Arrak und Zucker, ihm die Platte mit kleinen Kuchen, das Körbchen mit Sandwiches näher rückte.

Und dann plauderten sie.

Von allem möglichen! Von der Welt draußen, von der Hitze in Königsberg, von den Typhusfällen, von den gemeinsamen Bekannten dort.

Von Dr. Grüttners Jungen, dem es gar nicht gefallen wollte in der Pension in Godesberg am Rhein.

„Heimweh hat er, Baronin! Er ist ja erst acht Jahre alt! Aber bei mir konnte er doch nicht bleiben in meinem einsamen Hause!"

„Sie müßten wieder heiraten, lieber Doktor!" sagte Maria Otten leise. „Einmal muß es doch sein, schon um des Jungen willen!"

Er erwiderte nichts darauf, aber als sie jetzt aufstand, folgte er ihr in das Zimmer zurück, wo das Licht unter den rotseidenen Lichtschirmen aufflammte wie taghelle Sonne.

Nun öffnete er die Aktenmappe und zog ein Schriftstück hervor.

„Ihr Gatte schrieb mir, gnädigste Frau! Er hat hier einen Scheck beigelegt für die Ostdeutsche Bank in Königsberg, lautend auf 80000 Mark. Ich sollte den Scheck einlösen und den Betrag anweisen an ein Bankhaus in Baden-Baden." Dr. Grüttner machte eine kleine Pause, ehe er weiter sprach. Er sah die Frau, die ihm gegenübersaß, nicht an, denn er wußte, er bereitete ihr Qual mit seinem Bericht. Darum wollte er schnell zu Ende kommen. „Die Ostdeutsche Bank zahlt mir den Betrag nur aus, wenn er Ihre Unterschrift trägt, Baronin, da es sich um Ihr Vermögen handelt, das dort deponiert ist. Und darum bin ich noch heute nachmittag hierhergekommen!"

„Ich unterschreibe nicht!" sagte sie ruhig, und über ihren Augen lag der starre, verschleiernde Ausdruck, wie drüben auf dem Bild. „Die Hälfte meines Vermögens habe ich bereits geopfert. Es ist genug! Übergenug!" Sie atmete schwer und stützte den Kopf in die Hand.

„Er wird kommen und Sie zwingen, die Unterschrift zu geben, gnädige Frau! Sie sind dann völlig in seinen Händen, machtlos, hilflos, genau wie vor einem halben Jahr! Warum machen Sie nicht ein Ende? Reichen die Scheidung ein! Warum führen Sie dies Schattendasein in diesem einsamen Winkel? Ohne Freude, ohne Anregung. Sie, so jung, so reich, so..."

„Jung?" unterbrach sie ihn mit bitterem Lachen. „Das war ich einmal, ehe das alles über mich kam, ehe ich wußte, wer er eigentlich war! — Wenn ich meine Jugend, mein Leben, mein ganzes Sein gegeben hatte wie ein Geschenk, wie einen Schatz... Wenn man liebt, ist man blind! Man glaubt alles, man hofft alles! Faulendes Holz schimmert im Dunkel wie Gold! Bis ich das lernte, war es zu spät geworden... Er ist jetzt überaus vorsichtig. Ich habe keine Beweise, nichts, meine Freiheit zu fordern!"

„Darf ich sie Ihnen schaffen, diese Beweise? Darf ich? — Sie sagten mir einmal, Sie sähen in mir nicht nur den Rechtsbeistand für Ihr Vermögen, Baronin, sondern vielmehr den Freund Ihres Hauses! Ich war sehr glücklich darüber!"

Sie neigte den dunklen Kopf eine Linie tiefer, die flimmernden Brillanten ihrer Ohrgehänge leuchteten sprühend auf.

„Wie sollten Sie seine Wege kennen! Er ist doch überall und nirgends", sagte sie müde und streifte die Asche ihrer Zigarette ab.

„Augenblicklich ist er in Zoppot! Die Rennen und das Spiel halten ihn dort und zarte Bande!"

Sie schauerte leicht zusammen. „So nah ist er?" Verloren starrte sie vor sich hin.

Dann straffte sie wie in jähem Entschluß den schlanken, geschmeidigen Körper.

„Schaffen Sie mir die Beweise, lieber Freund! Ich will es Ihnen danken. Schreiben Sie ihm ruhig, ich weigerte meine Unterschrift! Ich will nicht bettelarm werden durch ihn!"

„Und wenn er hierherkommt? — Wer wird Sie beschützen? Menschen seines Schlages schrecken vor nichts zurück, nicht vor Brutalität und Gewalt!" sagte er leise und sah sie an mit einem Blick voll Besorgnis und Unruhe.

Und noch viel mehr las Maria Otten in den hellen, adlerscharfen Augen dieses Mannes, des ersten von all den vielen, die um ihre Gunst geworben, der sie liebte um ihrer selbst willen.

Der einsam geworden war wie sie selbst! Den die Mutter seines Knaben verlassen hatte, um an der Seite eines anderen zu glänzender Lebensstellung zu gelangen.

Zwei Menschen, die Schiffbruch gelitten um den Gefährten, den Lebenskameraden, die nun aus den Trümmern noch einmal die Brücke sich bauen wollten zu neuem Glück!

„Sie wollen aufbrechen? Wie schnell ist dieser Nachmittag vergangen!" sagte Maria Otten, und ein Lächeln machte ihr Gesicht jung und reizend.

„Aber erst müssen Sie noch ‚Harras' kennenlernen!"

(Schluß folgt.)





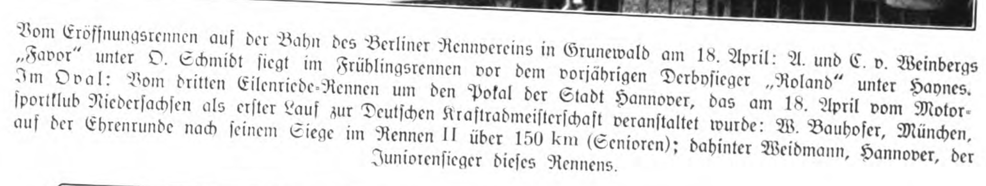
Von der Eröffnung des neuen Forschungsinstituts für die Fischindustrie in Altona (Elbe), das der wissenschaftlichen und praktischen Prüfung der Arbeitsmaterialien und -methoden der Fischindustrie dient.

Links: Die Teilnehmer an der Eröffnungsfeier am 16. April. 1 Senator Marlow, Altona; 2 Regierungsrat Dr. Eichelbaum, Berlin; 3 Oberpräsident Kürbis, Kiel; 4 Fischereidirektor Lübbert, Hamburg; 5 Ministerialrat Dr. Seydel, Berlin; 6 Oberbürgermeister Brauer, Altona; 7 Präsident Freiherr v. Maltzahn, Berlin; 8 Dr. Peters, Handelskammer Hamburg; 9 Generalsekretär Stahmer, Altona; 10 Dr. Schweigger, Altona; 11 Direktor Meinken, Kuxhaven; 12 Dr. Lengerich, der Leiter des Instituts; 13 Reg.-Rat Dr. Maaß, Universität Hamburg.

Rechts: Das neue Gebäude des Instituts in Altona. (Phot. A. Mocsigay, Hamburg.)





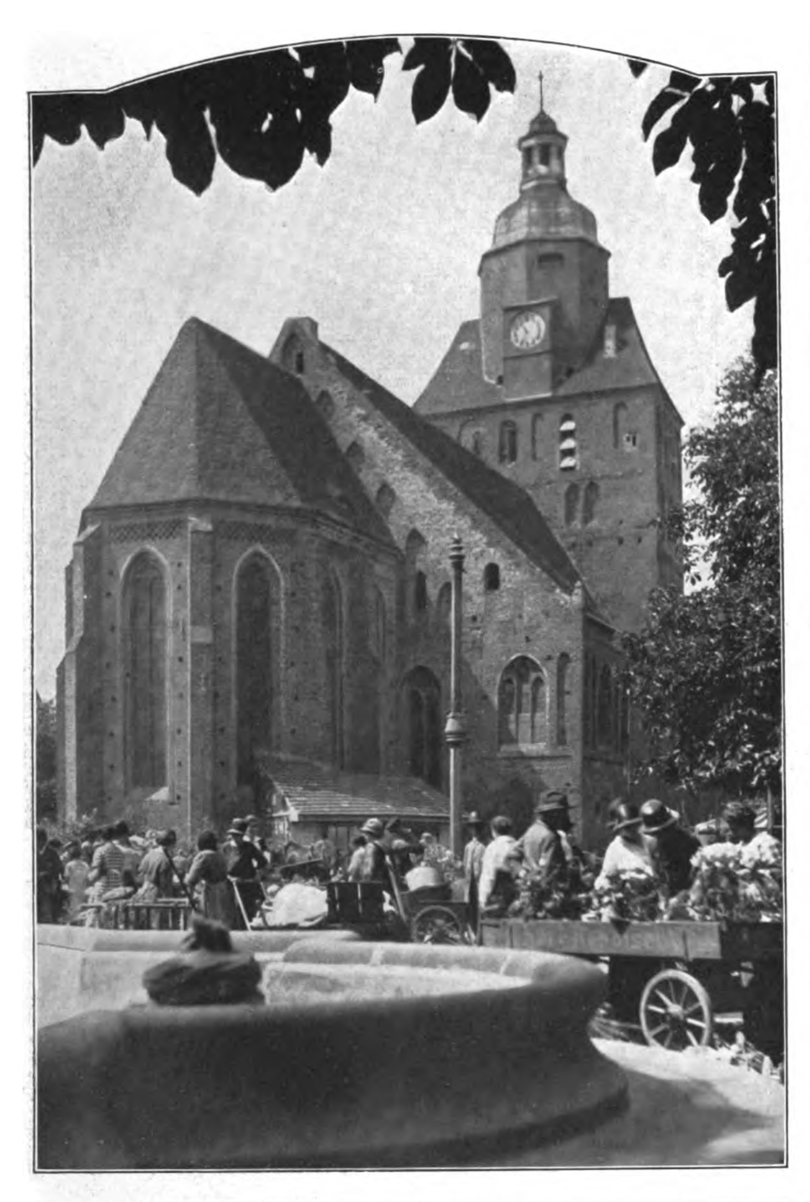


Vom Eröffnungsrennen auf der Bahn des Berliner Rennvereins in Grunewald am 18. April: A. und C. v. Weinbergs „Favor" unter O. Schmidt siegt im Frühlingsrennen vor dem vorjährigen Derbysieger „Roland" unter Haynes. Im Oval: Vom dritten Eilenriede-Rennen um den Pokal der Stadt Hannover, das am 18. April vom Motorsportklub Niedersachsen als erster Lauf zur Deutschen Kraftradmeisterschaft veranstaltet wurde: W. Bauhofer, München, auf der Ehrenrunde nach seinem Siege im Rennen II über 150 km (Senioren); dahinter Weidmann, Hannover, der Juniorensieger dieses Rennens.





Links: Die Uraufführung von Georg Kaisers „Zweimal Oliver" im Staatlichen Schauspielhaus zu Dresden am 15. April: Szenenbild mit Friedrich Lindner als Verwandlungskünstler Oliver und Jenny Schaffer als Kokotte. — Rechts: Ballettszene aus der einaktigen choreographischen Komödie „Der große Krug" von Alfredo Casella, die am 14. April an der Staatsoper in Dresden zum ersten Male aufgeführt wurde. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)





Frucht- und Gemüsemarkt am Neptunbrunnen zu Nürnberg.

Links nebenstehend: Markttag in dem märkischen Landsberg an der Warthe.

Rechts nebenstehend: Brothändler in Jafa (Palästina).



Romantik



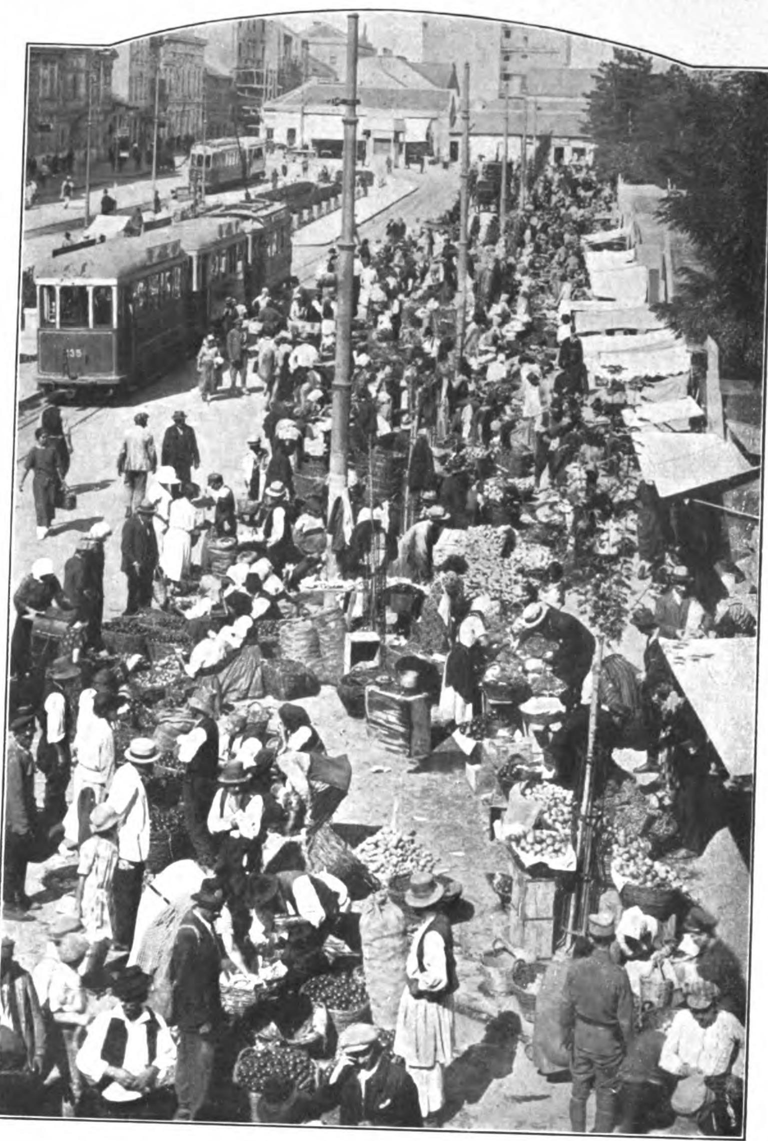
An der französischen Riviera: Wochenmarkt in Nizza. — Rechts nebenstehend: Wassertopfverkäufer in Skoplje (Mazedonien).



Die Eigentümlichkeiten, durch die sich unsere einzelnen Marktbilder unterscheiden, liegen zweifellos im Ethnographischen. Die typische Produktion dieses oder jenes Landes gibt seinen Märkten den Hauch, der uns bezaubert. Die Trachten der Käufer und Verkäufer bilden einen Rahmen, der die Wirkung des Bildes wesentlich steigert. Das ist besonders auffallend bei den Typenmärkten, wie z. B. beim Hutmarkt in Mexiko. Im Grunde aber ist dies alles mehr trennend als vereinend, trotz des Sammelbegriffes Markt. Und die Romantik, wie sie uns aus einem Bild van Steens ebenso entgegenschlägt wie aus einem orientalischen Markt, ist doch wenig zu spüren. Man möchte fast sagen, daß die stehenden Märkte und Typenmärkte zu „solide“ sind, um das Sprühende und Phantastische jener Stimmung zu verkörpern, das zur Romantik gehört. Wie im allgemeinen die Romantik des Lebens in dessen Beweglichkeit, in seinem raschen Wechsel von Lust und Tränen liegt, so nimmt die Romantik der Märkte zu, je mehr sie den Schein des Zufälligen, Flüchtigen erreichen. Gewiß hat auch der ständige Markt seinen Reiz; aber er ist einseitig und wächst aus den feilgebotenen Einheitswaren.

Die eigentliche Romantik beginnt bei den umherziehenden Märkten. Zu ihnen gehören die Jahrmärkte mit ihrem Verschiedenerlei, mit ihrer ausgesprochenen Tendenz





Marktleben an der Porta Capuana in Neapel.

Links nebenstehend: Porzellanmarkt in Middelburg (Holland).

Rechts nebenstehend: Obst- und Gemüsemarkt in Belgrad.



der Märkte



Markt in Algerien. Im Hintergrund eine Moschee. — Links nebenstehend: Hutmarkt in Guanajuato (Mexiko).

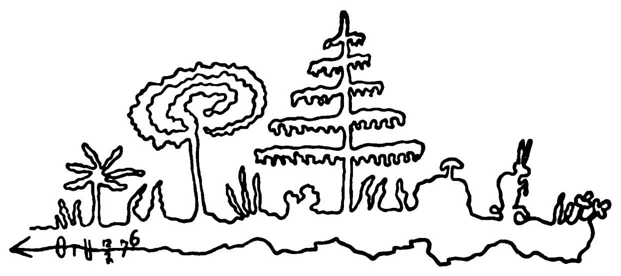
zum Persönlichen. Wir gehen auf diese Märkte, nicht um etwas Bestimmtes zu kaufen, sondern um in einer Stimmung unterzugehen, die unserer Phantasie keinen Abbruch tut. Dort hören wir jemand zu, der uns den Himmel für ein paar Groschen verspricht, da kaufen wir irgendeine Kleinigkeit, um gleich darauf in die Reihe der Ramschläden zu biegen und in den Raritäten unserer Vorfahren zu wühlen. All dies hat etwas Unbestimmtes und ist dennoch durchdrungen vom Persönlichen des Käufers und Verkäufers. Je mehr aber das Markttreiben orientalischen Charakter annimmt, desto mehr verschwindet die Disziplin unserer Märkte. Der Kontakt mit dem Käufer wird stärker, denn er wirkt mitbestimmend auf den Kaufpreis, aber auch der einzelne Verkäufer tritt mehr hervor. Wir glauben der Wunderkraft des Talismans, den ein weißbärtiger Händler feilbietet, lauschen den Märchen, die er zu erzählen weiß, fliegen auf dem Wunderteppich und sehen tief unter uns Karawanen ziehen oder Bauern auf ihren mit Früchten beladenen Karren zur Stadt holpern. Oder erblicken in einer anderen Stadt eine vielköpfige Menge auf einem von weißen Moscheen und Häusern umleuchteten Platz, der farbig belebt scheint von bunten Gewändern und phantastischen Waren. Es ist Markttag. — Unsere Abbildungen sind Wiedergaben nach photogr. Aufnahmen von R. Raffius, Neuyork. E. Metzger.



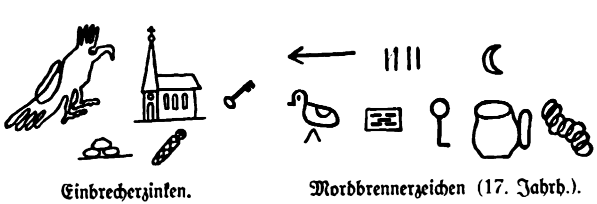
Vor freigebiger Tür.

Gaunerzinken

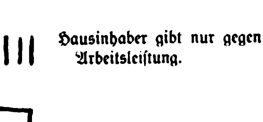
Mit drei Zeichnungen von Rudolf Lipus und verschiedenen Gaunerzeichen.



Gaunerzeichen in einem Zuge.



Einbrecherzinken. Mordbrennerzeichen (17. Jahrh.).



Alte Mordbrennerzeichen.



Zwei gegen einen.

Der geheimen Verständigung der Verbrecher untereinander dienen besondere Zeichen, zunftmäßig Zinken genannt. Das Wort hat sich wahrscheinlich aus dem Begriff „Zacken" gebildet, da die ältesten dieser Geheimzeichen in ganz einfacher Form schräge Kreuze mit verdicktem Seitenstrich darstellen. Sie haben hakenkreuzähnliche Formen, zum Teil sind sie auch hebräische Buchstaben.

Schon im Mittelalter kannte man solche Gauner- und Bettlerzinken. Sie entstanden wohl im Sinne jener Zeit, bildlich die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft darzutun und sich mit ihr, auch als Schriftunkundiger, zu verständigen. Mit Stolz bediente man sich also solcher Zeichen, die in besonderer Ausgestaltung gewissermaßen Wappen einzelner darstellten.

Als älteste Zinken sind die Mordbrennerzeichen aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bekannt. Durch sie verständigten sich die Mitglieder oft weitverzweigter Räuberbanden, um zu einer bestimmten Zeit planmäßig vorbereitete Verbrechen auszuüben. Dafür ein Beispiel: An einer Waldkapelle in Thüringen fanden sich eingekerbt ein Pfeil, vier gerade Striche und ein etwas gebogener Strich. Darunter Gaunerwappen. Damit war angezeigt, daß die Gekennzeichneten im vierten Haus der Pfeilrichtung in der ersten Neumondnacht mordbrennen wollten, wozu sie noch Genossen suchten.

Später gab es aber auch kunstvolle Gaunerzinken. Beispielsweise das Handzeichen eines zum Landstreicher gewordenen ehemaligen kärntnerischen Gutsbesitzers: eine ganze Landschaft mit Tannenbaum und aufrecht sitzendem Häslein, in einem Zuge gezeichnet.

Die Kenntnis und Bedeutung der vielen und sehr verschiedenen Zinken ist für jeden Kriminalisten wichtig und dient ihm dazu, oft anscheinend rätselhafte Verbrechen aufzudecken. Dabei muß er natürlich auch eine Verständigung der Verbrecher und ihres Anhanges durch Zinken erkennen können und zu verhüten wissen.

Durch Zinken an einsamen Kapellen, an einem Wegekreuz, an einem auffälligen Baum, auf altem Gemäuer, an einem Brunnenrand, einem Bettlerzaun, einer Hauswand, mit Kreide, Kohle, Rötel, Bleistift oder Kerbschnitt hergestellt, verständigt ein des Wegs gekommener Gauner oder Vagabund seinesgleichen, wann und warum er hier gewesen, und ob und weshalb er wiederkommen wird. Wo Zinken sichtbar sind, hat man Ursache, auf der Hut zu sein. Das ist ein elementarer Grundsatz, den Dr. Hans Groß in seinem „System der Kriminalistik" (Verlag J. Schweitzer, Berlin) hervorhebt.

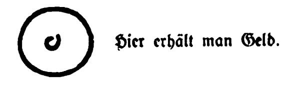
Allerdings wird man heutzutage kaum noch Zinken finden, die auf Mord und Brand deuten. Die Gaunerzeichen unserer Zeit sind meist nur Verständigung eines Fechtbruders für den andern. Der Zunftgemäße kennzeichnet durch einen Kreis das Haus, in dem nichts zu haben ist. Ein ganz einfach dargestellter Tragkorb gibt bekannt, daß in dieser Wohnstätte Diebgut abgesetzt werden kann. Eine Geige, wo ein gutes Haus zu finden ist, wohl in Anlehnung des Sprichwortes „Der Himmel hängt voller Geigen". Eine Flöte am Hause heißt „Hier kannst du flötengehen". Vier gerade Striche warnen, weil da nur gegen Arbeitsleistung gegeben wird. Der Kreis mit zwei Strichen in der Mitte charakterisiert den Wohnungsinhaber, der nach Polizei ruft. Ein solches Zeichen ist übrigens der beste Schutz gegen dieses unliebsame Bettlertum. Ein Kreuz teilt mit, daß man sich an dieser Haustür fromm stellen muß, um reichlich zu erhalten.

Immerhin werden aber auch diese figürlichen Gaunerzinken schon seltener. Das gilt übrigens für das ganze Abendland, dessen Landstreicher, Gauner und Verbrecher sich mit geschriebenen Spitznamen und Fachausdrücken verständigen.

Merkwürdig ist dabei nur, daß sich dagegen die Gaunerzinken in Amerika eingebürgert haben und immer mehr ausbreiten. Prof. W. Ernster der Universität Michigan hat 1910 nach eingehenden Forschungen festgestellt, daß die Landstreicher der Vereinigten Staaten von Amerika Gemeinschaften von Hunderttausenden bilden, richtige Trusts, die sich ebenfalls solcher Geheimzeichen bedienen.

Richard Kellermann.

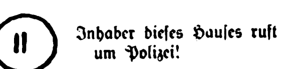
Hausinhaber gibt nur gegen Arbeitsleistung.
Hier wird nichts gegeben.
Hier erhält man Geld.
Bissiger Hund!
Besitzer ist brutal!
Geld zu bekommen!
Achtung, Leute sind grob (oder bewaffnet).
Frau ist allein mit Dienstmädchen.
Mitleidige Frauen!
Ein Kranker bekommt etwas.
Man kann hier recht zudringlich werden.
Recht fromm tun!



Hier ist Diebstahl lohnend.
Vorübergehen! Hier ist nichts zu machen!
Alarmglocken im Hause!
(Dreieck mit Händen) Schießwaffe im Hause!
(Katze) Bloß Frauen im Hause.
Bissige Hunde!
Im Hause sind: 3 Kinder, 2 Frauen, 1 Mann.
Man bekommt etwas, muß aber dafür arbeiten.

Moderne amerikanische Zinken.

Links und rechts nebenstehend: Altgebräuchliche Bettlerzeichen.



Inhaber dieses Hauses ruft um Polizei!
Hier wohnen Frauen, die sich leicht beschwatzen lassen.
Bissiger Hund ist hier!
Die Bewohner sind uns feindselig.
Achtung! Gefahr!
Gefängnis droht.
Nichts zu machen.
Hier erhält man Essen.
Die Leute lassen sich einschüchtern.
Wohnung eines Polizisten.
Hier kann Gewalt ausgeübt werden.
Hier bekommt man Nachtlager.



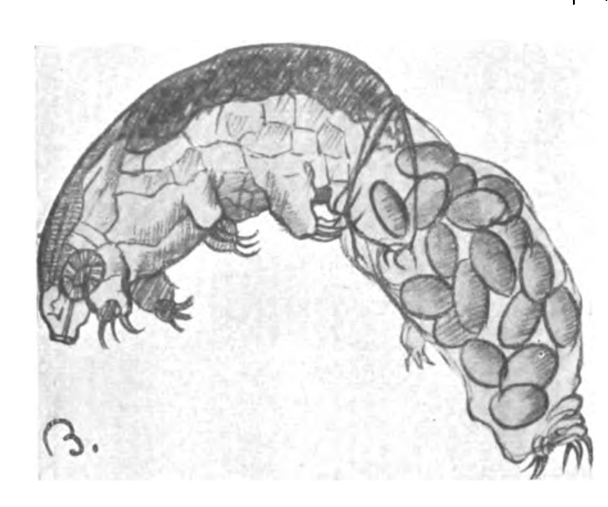
Hier war nichts zu holen.



ALTE WEIDE

NACH EINEM GEMÄLDE VON EDUARD MUENCKE

Kälterekorde und kosmischer Ursprung des Lebens. / Von Hans Wolfgang Behm.



1. Bärtierchen mit Eiern (der Kälte flüssigen Wasserstoffes trotzend) in der abgestreiften Körperhaut.

Immer wieder taucht eine große Frage bei der Wertung des irdischen Lebensganzen auf. Warum gibt es Lebewesen, die tatsächlich Kältegrade ertragen, wie sie üblicherweise dem Erdstern überhaupt nicht zu eigen sind?

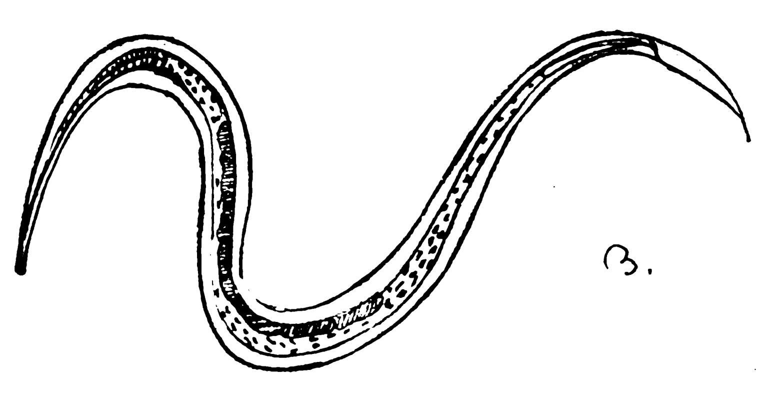
Wir wissen ja zu genau, was allein schon geschehen würde, wenn die Durchschnittstemperatur unserer mittleren Breiten nur um wenige Grade sinkt. Eine Eiszeit mit all ihren erschwerten Lebensbedingungen ist die Folge eines solch geringen Temperatursturzes. Unabänderlich sinken Tausende von Tier- und Pflanzengeschlechtern dahin. Aber ein Großteil, der sich noch einigermaßen vorteilhaft vor dem kühlen Hauch bewahren kann oder zu retten vermag, ist dem Schicksal trotz allem nicht verfallen. Dann wissen wir zur Genüge, daß im allgemeinen die weitaus meisten Lebewesen an einen verhältnismäßig engen Temperaturspielraum gebunden sind, um überhaupt wachstums- und erhaltungsfähig bleiben zu können. Wir sprechen z. B. auch von einem Bestmaß pflanzlichen Wachstums, das etwa zwischen 20 bis 35 Wärmegraden liegt.

Gewiß gibt es Pflanzen und Tiere genug, die nicht in diesem glücklichen Paradieszustand schwelgen. Ihrem ganzen Bau und ihrer Lebensweise nach sind sie bald dem täglich harten Temperaturwechsel der Wüste, bald dem hohen Norden eingestimmt. Pflanzen und Tiere unserer Breiten begegnen durch Blattabwurf, Winterschlaf u. dgl. m. der Kältewelle des Winters. Auch Warmblütigkeit oder wechselwarmer Körperkreislauf, Puppenzustand und andere ähnliche Dinge sind notwendige Errungenschaften zur gesicherten Begegnung mit bestimmten Klimaschwankungen. Mit anderen Worten: das Lebensganze ist in all seinem Formenreichtum den wechselvollen Bedingungen der Umwelt zweckentsprechend eingestimmt. Das zweifelsohne aus Jahrmillionenfernen heraufgedämmerte Leben hat bei all seinen Eroberungszügen über die gesamte Erdoberfläche hin sich allmählich überall in einen bestmöglichen Ausgleich mit den mannigfachen Faktoren der Umwelt gesetzt. Das alles ging sicherlich nicht ohne gelegentlich recht harte Schicksalsschläge ab. Aber auch einer vorübergehenden Eiszeit kann das Lebensganze dennoch trotzen. Das Leben hat sich mit den üblichen, auch den extremsten Temperaturverhältnissen der Erdoberfläche abgefunden.

Das alles klingt ziemlich selbstverständlich. Doch würde die Erde plötzlich einem sie treffenden großen Klimasturz von etwa hundert Grad Kälte ausgesetzt sein, das allgewaltige Massensterben ungezählter Lebewesen könnte kein Dichter grauenhaft genug schildern. Seit es auf Erden ein schon einigermaßen entfaltungsbegabtes Leben gibt — und dies muß in alten Tagen schon gewesen sein — ist unser Planet ganz sicher niemals von einem derartigen gewaltigen Klimasturz heimgesucht worden. Und doch gibt es wunderbarerweise heute noch gewisse Lebewesen, die selbst dieser hundertgradigen Kältewelle zunächst widerstehen würden.

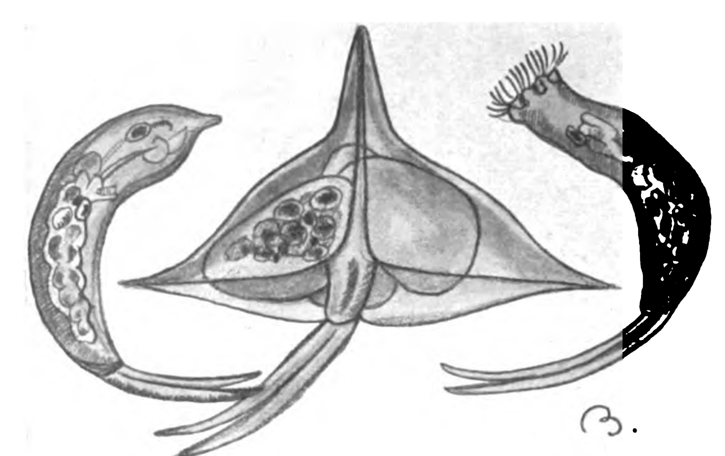
Schon ältere Versuche haben gezeigt, daß Milzbrandsporen wochenlang der Temperatur flüssiger Luft bei — 192° C. trotzten. Auch Temperaturen mit flüssigem Wasserstoff bei — 252° C. töteten sie nicht. Es handelt sich hier um äußerst ursprüngliche und für unsere Begriffe niedrigst organisierte Lebewesen. Es leuchtet ein, daß schon höher organisierte Lebewesen vermutlich weniger solche Kältegrade ertragen dürften. Aber auch hier hat das Experiment wider Erwarten verblüffende Erfolge gezeitigt. Im Bad von flüssiger Luft hielten gewöhnliche Moose mitsamt den ihnen anhangenden Fadenwürmern, Räder- und Bärtierchen über fünf Tage hindurch aus. Nach dieser ungewöhnlich hohen, nahezu 200° betragenden Kältedusche lebten die Tiere bei entsprechender Anfeuchtung unbeschadet wie vordem weiter. Mag auch z. B. das knapp 1 mm große Bärtierchen (Abb. 1) als das am niedrigsten organisierte aller luftatmenden Gliederfüßler gelten, so bleibt dieser Rekord doch erstaunlich. Übrigens haben solche Tierchen schon seit Spallanzanis Zeiten einige Berühmtheit insofern erlangt, als sie nach vollständiger Austrocknung bei Wasserzusatz wieder auflebten.

Doch der Kälterekord wurde nochmals zweimal überboten. Stundenlang wurde dem Bade flüssigen Wasserstoffes widerstanden. Und seit vor knapp zwanzig Jahren die Verflüssigung des Heliums gelungen ist, hat man ganz neuerdings auch flüssiges Helium für lebenskundliche Versuche benutzt. Fast sieben Stunden lang blieben unsere Lebewesen, nachdem sie schon zuvor ein zu dem Versuch benötigtes Hochvakuum einen Tag lang hatten aushalten müssen, der Kälte von nahezu — 272° C. ausgesetzt. Man bedenke, daß ein solches Kaltbad fast den absoluten Nullpunkt streift, der bekanntlich um 273° tiefer als der Eispunkt liegt. Offenbar ist während der Dauer eines solchen Bades jede Lebenstätigkeit ausgeschaltet. Doch der Zustand gänzlicher Starre ist nicht dem Tode gleichzusetzen, denn etwa eine halbe Stunde nach dem Bade setzten unsere Bärtierchen wieder ihre gewohnte Lebensweise fort. Etwas früher waren bereits die Rädertierchen wieder lebhaft geworden.



3. Ein frei lebendes Fadenwürmchen, das wie Rädertierchen eine ungewöhnlich starke Kälte überdauert.

Solche Rädertiere (Abbild. 2) stellen das ebenso reizvollste wie winzigste Vielzellervölklein unserer heimischen Kleinlebewelt dar. Im Kleinseher fällt allenthalben das merkwürdige Verhalten des geringelten Hinterendes am glashellen Körper auf, das wie die Glieder eines Fernrohrs verschiebbar erscheint. Das genauere Studium eines Tierchens läßt einen immerhin schon recht verwickelten Körperbau erkennen. Im Moos, im Rückstand von Dachrinnen verharren Rädertierchen meist träge zusammengezogen, um erst bei Zusatz von Wasser wieder bewegungsfähiger zu werden. Und schließlich glauben manche Forscher bei einem rädertiergearteten Urtyp den Schleier des Entwicklungsganges bedeutsam genug gelüftet zu sehen. Es will ihnen scheinen, daß alles im Sinne höherer Entwicklung fortgeschrittene Leben, der ganze Aufwand der Seesterne und Seelilien, Muscheln, Schnecken und Tintenfische, der höheren Würmer und Gliederfüßler, der Krebse, Spinnen, Tausendfüßler und Insekten und in letzter Folge auch der Wirbeltiere, einmal im Urrädertier hauptsächlich steckte.



2. Verschiedene Rädertierchen. Bestimmte Formen überdauern unbeschädigt ein flüssiges Heliumbad.

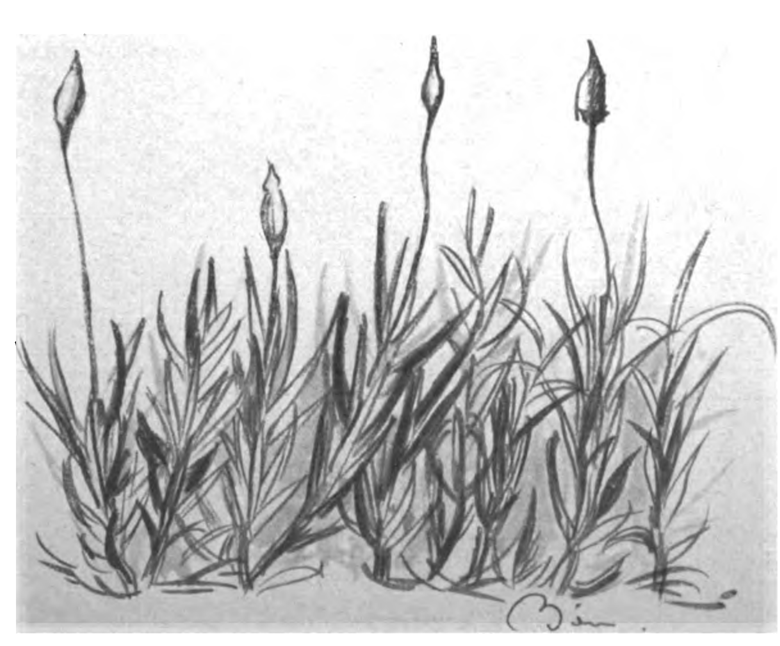
Unser Fadenwürmchen (Abbild. 3) brauchte schon etwa eine Stunde, um sich vom Heliumbade zu erholen. Der Name Fadenwurm mag manchen wenig schmackhaft dünken, denn die artenreiche Sippschaft, die sich hinter diesem Namen verbirgt, ist allenthalben wenig beneidenswert bekannt. Vom Millimeter bis zum Meter aufwärts schwanken die Wurmgrößen, und jeder Mensch macht während seines Lebens ergiebig Bekanntschaft mit Vertretern dieser Ordnung der Rundwurmklasse. Aber unser Würmchen, das so sieghaft der Heliumkälte trotzte, ist als freilebendes Tierchen weit harmloser. Es hat durch diese Rekordleistung zum mindesten auch wieder seine Stammvettern vor allzu harter Verachtung und Abscheu gerettet. Den Moosen (Abbild. 4) selbst schließlich war das Heliumbad bis auf Verlust ihrer blattgrünhaltigen Zellen noch einigermaßen gut bekommen. Alsbald nach dem Einpflanzen sproßten wieder grüne Triebe hervor.

Es muß betont werden, daß unsere Versuchswesen sämtlich in lufttrockenem Zustande den erstaunlich tiefen Kältegraden ausgesetzt waren. Man kann auch die Versuchswesen vor der Kälteeinwirkung, wie dies P. Gilbert Rahm getan hat, anfeuchten, sie zunächst in Wasser einfrieren lassen und dann flüssigem Wasserstoff aussetzen. Es zeigte sich, daß bei langsamem Einfrieren mit nachfolgendem Bad in flüssigem Wasserstoff fast alle Versuchswesen nach dem Auftauen wieder auflebten, bei plötzlichem Einfrieren dagegen nur Rädertiere und Eier (Abbild. 1) von Bärtierchen lebensfähig blieben. Nasse Moose waren wiederum schon nach einem Bad in flüssiger Luft nicht mehr zum Auskeimen zu bringen.

Warum ertragen nun Lebewesen noch Kältegrade, die normalerweise auf Erden überhaupt nicht bestehen? Die Forschung hat schon recht bezeichnende Antworten auf diese Frage gegeben. Das Vermögen, so hohe Kältegrade zu ertragen, deutet geradezu auf eine Anpassung an den ebenfalls recht kalten Weltraum hin. Bakteriensporen könnten sehr wohl das gesamte größere All durchkreuzen und, wie einstens, vielleicht auch heute noch nach ausgedehnter Weltraumwanderfahrt (vom Strahlungsdruck getrieben) gelegentlich die Erdoberfläche erreichen. Das irdische Leben, dessen gesamter höherer Formenreichtum sowieso im Spaltpilz irgendwie zu ankern scheint, könnte somit kosmischen Ursprungs sein. Bei der Kleinheit von etwa 16 Hunderttausendstel Millimeter würde eine Lebensspore von einem die Schwerkraft überbietenden Strahlungsdruck sehr wohl von Stern zu Stern getrieben werden können. Ob aber diese Vermutung zu Recht besteht, wissen wir nicht. Für Räder- und Bärtierchen etwa schaltet dieser Ausblick von vornherein aus. Es könnte hier allenfalls eine alte Weltraumsanpassung, erblich festgehalten, nachklingen.

Die ältere Vorstellung von Lebensübermittlung durch Meteore glaubt heute niemand ernstlich mehr. Im Sinne der Welteislehre dagegen, die heute so überraschend gewaltig zu umwälzend neuen Vorstellungen drängt, wäre in anderer Hinsicht eine denkbar mögliche Vorstellung über eine tatsächlich außerirdische Herkunft des Lebens zu gewinnen. Der Welteislehre zufolge sind die echten Sternschnuppen Eiskörper, die reichlich unsere Erde treffen. Solche Eiskörper könnten kosmisches Protoplasma (Bildungsstoff des Lebens) sehr wohl eingeschlossen tragen. Zur Erde gelangt, würde dann der zum Leben befähigte Einschluß sich zu entfalten vermögen. Die volkstümliche Auffassung von sogenannter Sternschnuppengallerte oder vom Speichel der Sterne (wie der Indianer sagt) würde hierauf gewissermaßen anspielen.

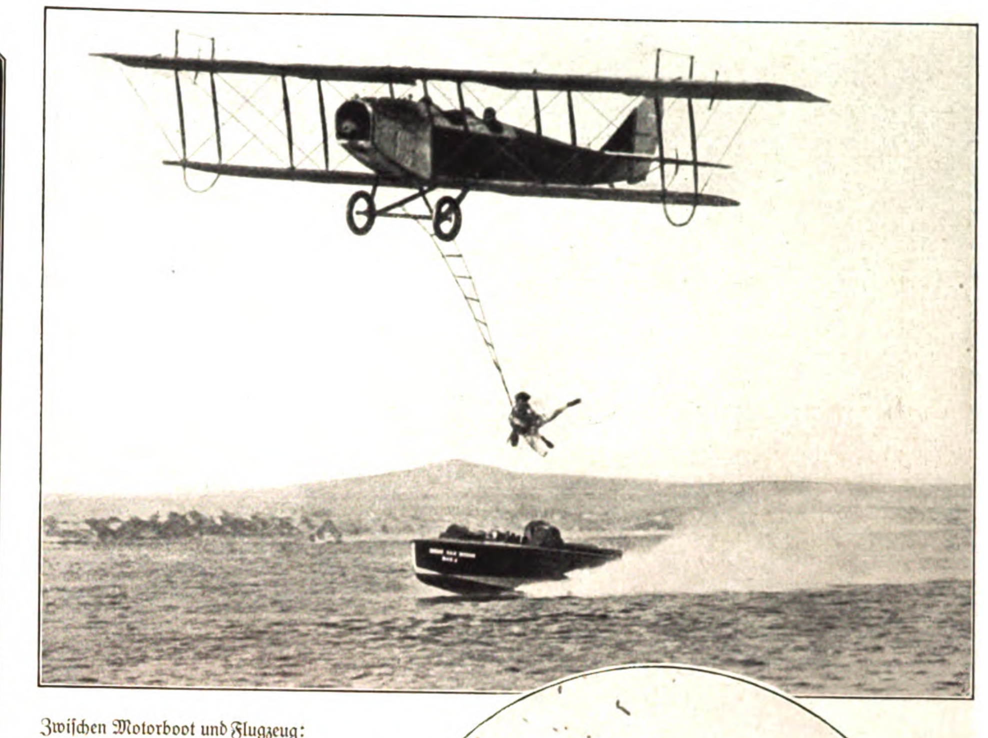
Es würde bei diesem Ausblick am ehesten verständlich werden, warum es heute tatsächlich noch in bezug auf die Temperaturanpassung kosmisch geartete Lebewesen gibt.



4. Gewöhnliche Moossorten, die noch sehr hohe Kältegrade ertragen.



SENSATIONEN

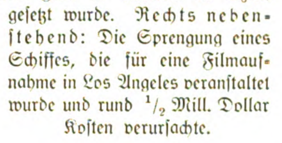


Zwischen Motorboot und Flugzeug: Der Artist Parsons während des Übersteigens vom Flugzeug ins Motorboot mittels einer Hängeleiter.

Links: Ter Mors (Frz. Kotterba), der Todesspringer: Der Sprung von der 26 m hohen Pichelsdorfer Brücke bei Berlin in einem brennenden, mit Benzin getränkten Sack.



Kostspielige Filmsensationen: Links: Ein künstliches Eisenbahnunglück: Zusammenstoß zweier wirklicher, mit Volldampf aufeinander losgelassener Eisenbahnzüge, der zur Darstellung eines Eisenbahnunglücks für einen Film in Amerika in Szene gesetzt wurde. Rechts nebenstehend: Die Sprengung eines Schiffes, die für eine Filmaufnahme in Los Angeles veranstaltet wurde und rund $^1/_2$ Mill. Dollar Kosten verursachte.





Ein wagehalsiges Kunststück: Der Varietékünstler Smith mit seiner Partnerin Lillian Hart bei seinen Vorführungen im 20. Stockwerk eines Neubaues in Neuyork.



Der Meister der Entfesselungskunst: Der gefesselte Mexikaner Martini Szeny, der sich während einer Schleiffahrt hinter dem Motorrad in kurzer Zeit von seinen Fesseln befreit.

Das Gartenhäuschen.

Von Dr. Valerian Tornius.



Das Römische Haus in Weimar. (Phot. Louis Held, Weimar.)

„Tabakskollegium“ in Königswusterhausen. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)

Der Freundschaftstempel in Wilhelmshöhe bei Kassel. (Phot. G. E. Urff, Hanau.)

Wer kennt nicht die reizende Szene im „Faust“, in der Gretchen sich hinter die Tür eines Gartenhäuschens versteckt, die Fingerspitzen an die Lippen hält und durch die Ritze nach dem Geliebten guckt, dem sie entlaufen ist! Es ist der einzige Augenblick, der uns Gretchen frei von jeder Bangigkeit, in ungetrübtem Glück zeigt, zugleich der Höhepunkt des Dramas. Mit klugem Bedacht wählte Goethe als Szenerie ein Plätzchen, das, dem Zeitkolorit des „Faust“ entsprechend, sich ganz besonders zur Lokalisierung einer solchen heiteren Liebesidylle eignete. Denn einen Garten vor dem Tor besaß gegen Ausgang des Mittelalters jeder wohlhabende deutsche Bürger, und der kleine Pavillon, etwa den heutigen Schrebergartenhäuschen vergleichbar, gehörte als notwendiger Bestandteil dazu. Ursprünglich wohl nur dazu bestimmt, die landwirtschaftlichen Geräte und Produkte des Nutzgartens aufzubewahren oder dem Eigentümer bei einem plötzlich hereinbrechenden Unwetter Unterschlupf zu gewähren, wandelte er sich allmählich in einen Empfangsraum en miniature, in dem man seine nachmittäglichen Gäste zu bewirten pflegte, oder auch in einen Tempel verschwiegener Liebe.

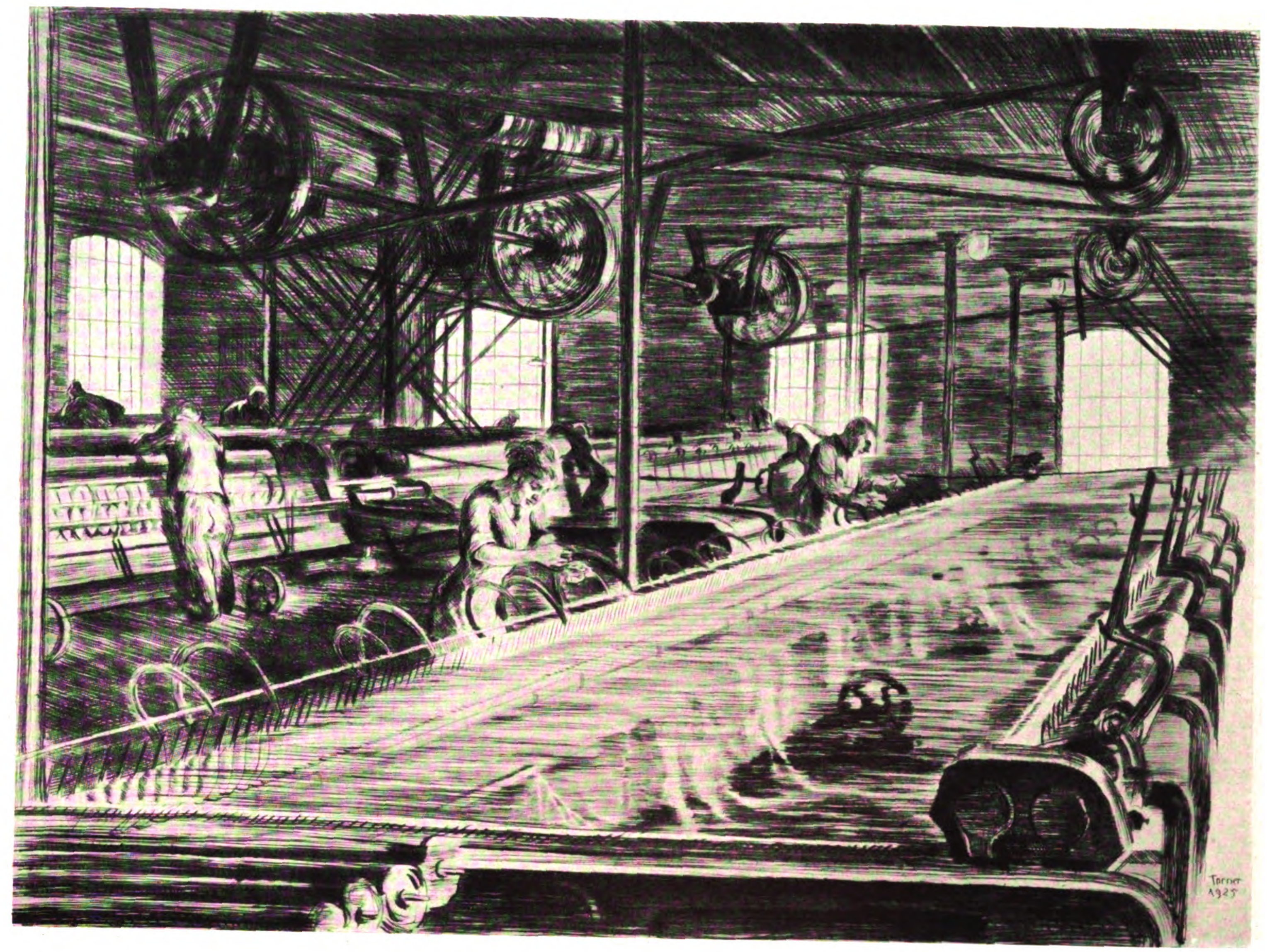
Das Gartenhaus erlebt seine Blüte der Entwicklung im 18. Jahrhundert, also zu jener Zeit, da ein neues Naturgefühl den Garten revolutioniert, ihn aus einem strengen architektonischen Gebilde, wie er sich während der Renaissance und des Barocks repräsentiert, zu einer natürlich scheinenden Landschaftsszenerie umgestaltet und gleichzeitig den weitläufigeren Begriff „Park“ schafft. Jetzt entstehen alle die mannigfaltigen Formen von Schmuckbauten, wie man sie noch heute in den herrlichen Gartenanlagen von Sanssouci, Schwetzingen, Wilhelmshöhe, Weimar, Wörlitz und anderswo findet — die Rundtempel, Teepavillons, Borkenhäuschen, römischen Bäder und Burgtürme — kurzum, alle jene Stätten behaglichen Lebensgenusses, an denen eine hochkultivierte aristokratische Gesellschaft in vornehmer Abgeschlossenheit den munteren Geistern der Geselligkeit huldigte. Diese Gartenhäuser mit ihrer abwechslungsreichen Formensprache sind zugleich auffallende Beispiele des wandelnden Kunstgeschmacks. Als das Rokoko seine Herrschaft ausübt, erfreuen sich die chinesischen und japanischen Pavillons großer Beliebtheit, die uns das enge Verwachsensein dieses Stils mit ostasiatischen Traditionen bestätigt. Die Ausgrabungen von Pompeji lassen ein wenig später eine Woge der Begeisterung für die Antike hochgehen, und von nun ab möchte jeder Schloßherr in seinem Park zum mindesten einen Flora- oder Dianatempel, Thermen oder gar eine kleine römische Villa besitzen. Der auf Einfachheit und Bescheidenheit gerichtete Geschmack der Wertherzeit begnügt sich mit Lauben und Borkenhäuschen, während die nachher aufkommende Modeströmung der Romantik die Phantasie an Ruinenbauten, Miniaturritterburgen und Tempelherrenhäuschen austoben läßt. Man kann diesen Wandel des Geschmacks vielleicht nirgends besser verfolgen als in dem Park von Wörlitz und dem Weimarer Ilmpark, die alle Etappen der Entwicklung durch charakteristische Bauwerke für die Nachwelt festhalten.



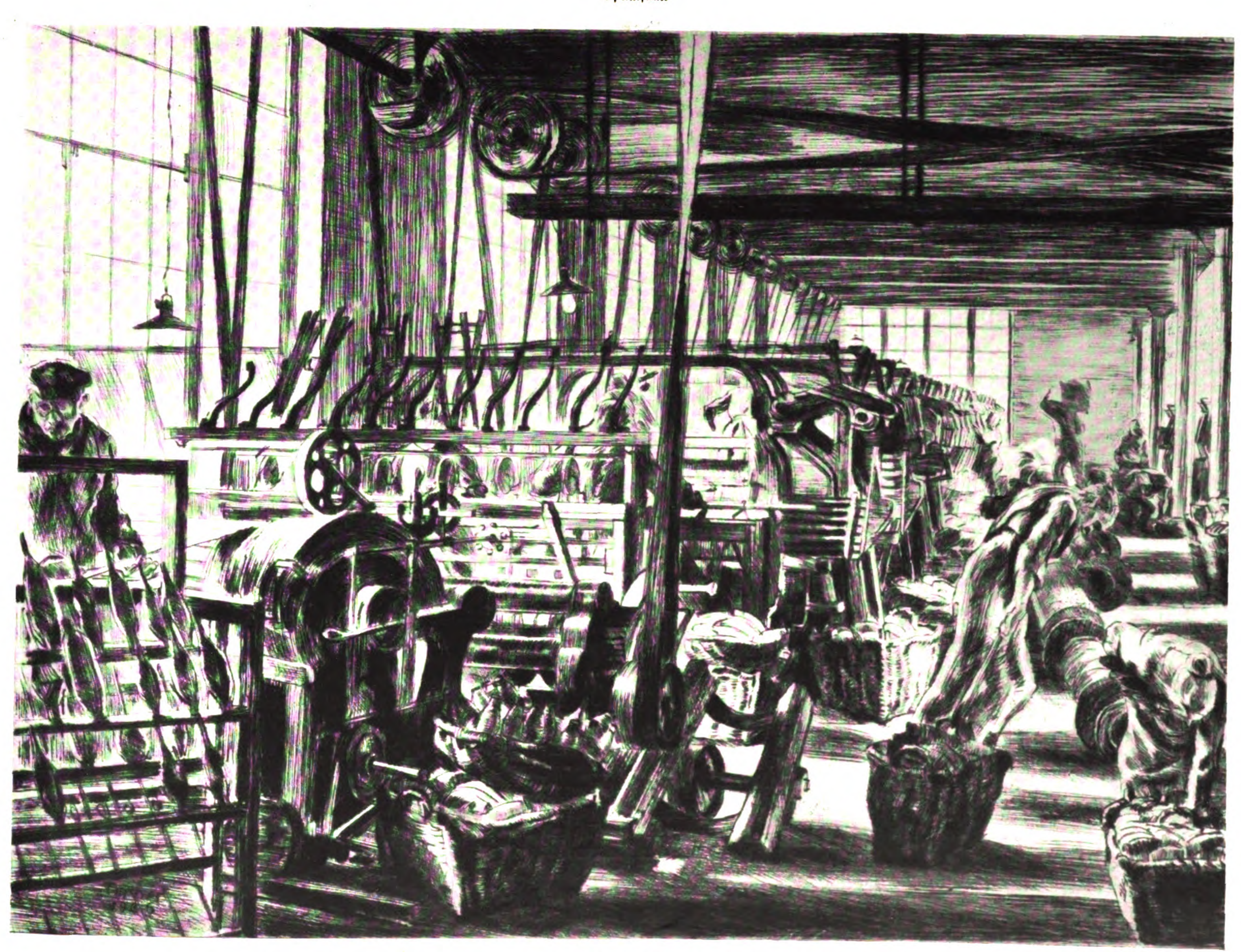
Das Japanische Gartenhaus Friedrichs des Großen in Sanssouci. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.)



Mitte: [illegible] auf der Pfaueninsel bei Potsdam. (Phot. Alice Matzdorff, Berlin.) — Links: Der Freundschaftstempel im Park Schönbusch bei Aschaffenburg. (Phot. G. E. Urff, Hanau.) Im Oval: Das Gotische Haus im Park zu Wörlitz (Anhalt). (Phot. A. Hartmann, Dessau.) — Rechts: Brunnentempel des Wilhelmsbades bei Hanau. (Phot. G. E. Urff, Hanau.)



Spinnsaal.



Websaal.

Moderne Technik in der graphischen Kunst / Radierungen von Julius C. Turner

(Aus der am 21. April eröffneten J.-C.-Turner-Ausstellung der Kunsthandlung Amsler & Ruthardt, Berlin.)

DIE HAARTRACHT IM WANDEL DER ZEITEN



Die 19jährige Engländerin Constance Smith als frühe Vorkämpferin der Garçonne-Frisur. Nach einem Bilde aus dem Jahre 1802.



Ägyptische Haartracht vor fast 5000 Jahren: Der Bubikopf von der Statue der Nofret. Aus Mêdûm; IV. Dynastie. (Nach einer Vorlage des Ägyptologischen Museums in Leipzig.)



Die Marquise de Sévigné in kurzgehaltener Frisur, einer Haartracht, die unter Ludwig XIV. urplötzlich Mode wurde, weil dieser französische Herrscher diese Frisur bei zwei Engländerinnen so sehr bewunderte.

Der Königin Mode ist von Anfang an auch die Haartracht der Frau unterworfen gewesen. Der Kampf zwischen dem langen und kurzen Frauenhaar geht durch die Jahrhunderte, ja, Jahrtausende. Vom ausgesprochenen Bubikopf über viele Zwischenstufen hinweg bewegte sich die Mode bis zu den kühnsten Haararchitekturen und lief dann den Weg der „Entwicklung", im wahrsten Sinne des Wortes, wieder zurück. Der Unterschied zwischen einst und heute ist lediglich der, daß heutzutage jede neue Mode bei den Frauen aller Stände Interesse und Nachahmung findet, während früher der Wechsel der Mode die Angelegenheit eines kleinen privilegierten Kreises war. Für die anderen Frauen galt nicht die Mode, sondern die in ihren Grundformen stereotype Landes- oder Volkstracht. Der Bubikopf, an dem sich jetzt die Frauenwelt in zwei Lager scheidet, ist vielleicht sogar älter als die Mode der langen Haare. Auch wenn wir von den Naturvölkern ganz absehen, finden wir schon bei den Ägypterinnen vollendete Formen des Bubikopfes. In der Geschichte der alten Kulturvölker vernimmt man sonst von abgeschnittenen Haaren der Frauen wenig. Den Vestalinnen wurden sie, ähnlich wie unseren Klosterfrauen, abgeschnitten — jedoch nur einmal — wenn diese Priesterinnen in den Dienst der Göttin traten. Hier scheint die Schur ein Zeichen der Demut zu sein. Bei strenggläubigen Jüdinnen war es Sitte, sich nach der Hochzeit die Haare abschneiden zu lassen, um keinem Manne mehr zu gefallen. Dafür trugen sie einen einfachen Haarscheitel. Doch hatte diese Form keine Ähnlichkeit mit dem jetzigen Bubikopf.

Gegen das kurze Haar spricht der heilige Paulus im ersten Brief an die Korinther: „Ein Weib aber, das da betet oder weissaget mit unbedecktem Haupt, die schändet ihr Haupt; denn es ist ebensoviel, als wäre sie beschoren. Will sie sich nicht bedecken, so schneide man ihr auch das Haar ab. Nun es aber übel stehet, daß ein Weib verschnitten Haar habe oder beschoren sei, so lasset sie das Haupt bedecken" (XI, 5/6).

Daß die Frau durch kurzes Haar verunstaltet wird, war im übrigen die allgemeine Auffassung früherer Zeit. Die schöne Ninon de l'Enclos schnitt sich einmal zum Zeichen der Trauer und der Interesselosigkeit an anderen Männern ihr wundervolles blondes Haar ab.

In den Zeiten der Prügelstrafe wurden liederlichen Weibspersonen, die sich gegen die Moral vergangen hatten, die Haare geschoren. Im Jahre 1782 erschien ein Dekret Josephs II. von Österreich, wonach „allen zu öffentlichen Arbeiten verurteilten Sträflingen zur Erhaltung der Gesundheit, Sauberkeit und Sicherheit das Haar vom Haupte abgeschnitten werden sollte". Diese Verordnung bezog sich auch auf Frauen. Die Maßregel wird ausdrücklich als Brandmarkung bezeichnet, um ein „abschröckendes" Beispiel zu schaffen.

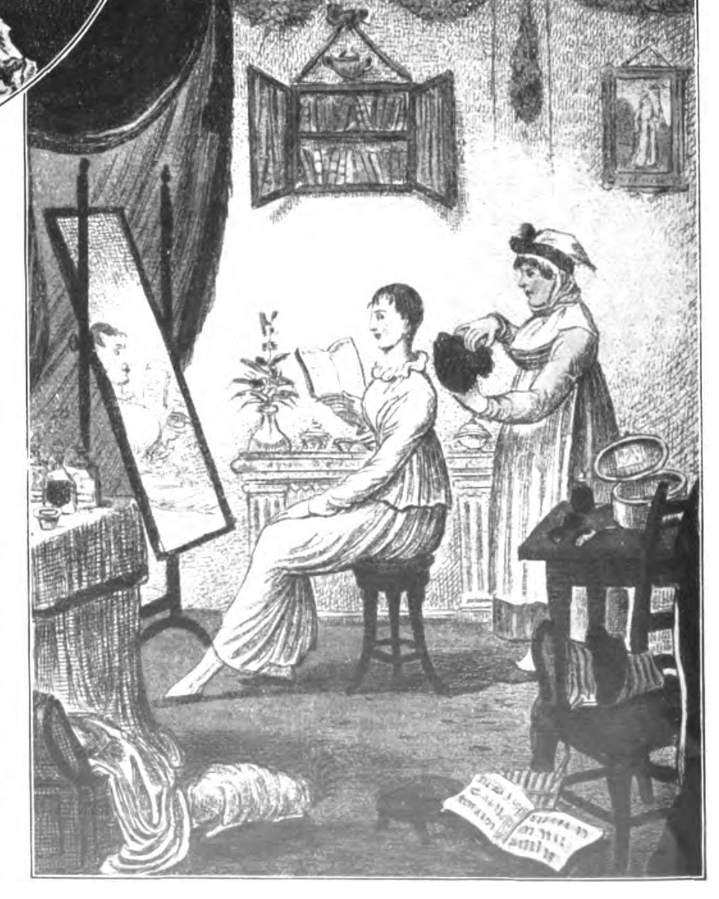
Trotz der allgemeinen abfälligen Beurteilung der kurzen Haartracht taucht sie aber immer wieder zu verschiedenen Zeiten als Mode auf. Selbst Katharina von Medici, die persönlich das lange Haar vorzog, mußte sich der vorherrschenden Strömung der Renaissance beugen und ihr langes, blondes Haar kürzen. Das Direktoire wiederum reagierte auf die Übertreibungen der Perückenzeit mit kurzem und oftmals absichtlich in Unordnung gehaltenem Haar.

Dieser „Entartung" des Frauengeschmacks steht allerdings die große Sorgfalt gegenüber, die Frauen sonst immer ihrem Haar angedeihen

Madame de Pompadour in der kurz gehaltenen Haartracht ihrer Zeit.



Die „vernünftige" Mode der langen Haare. Ein Spottbild auf die Narrheiten der Haartracht unter Ludwig XVI.



Bei der Toilette. Die Zofe ist eben dabei, ihrer Herrin die Perücke aufzusetzen. Nach einem englischen kolorierten Kupferstich aus dem Jahre 1795.



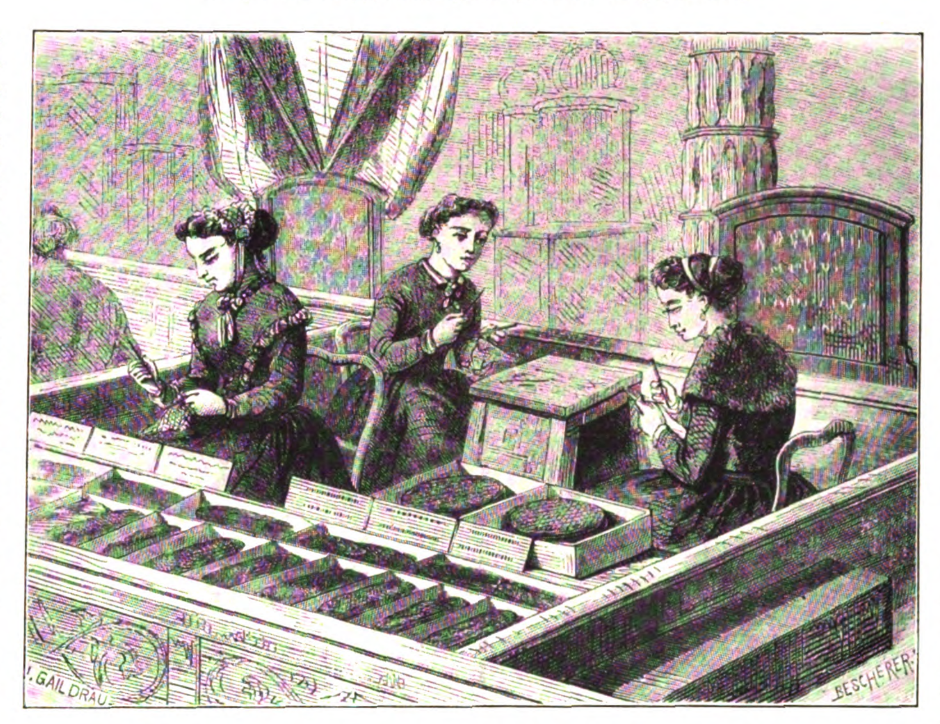
Der unerwünschte Bubikopf: Abschneiden der Haare bei weiblichen Züchtlingen in Wien. Nach einem Wiener Kupferstich aus der Zeit der Tätigkeit der Keuschheitskommissionen (Ende des 18. Jahrhunderts).

ließen. Eine große Rolle spielen dabei die Haarfärbemittel. So empfahl Mondeville, ein berühmter Chirurg des 14. Jahrhunderts, folgendes Rezept: „Die Wurzel der weißen Seelilie, die Wurzel eines Strauches, der im Vulgärfranzösisch ‚suche‘ und sonst ‚vignette‘ heißt, zu gleichen Teilen Kümmel, den vierten Teil von einer einzigen Blüte, die safrangelb erscheint und an einer wenig stachligen Distel wächst, falls man sie erlangen kann, werden gerieben, in einen Sack getan und darin in Lauge vermischt. Damit wäscht man den Kopf. Manche geben noch Rinde vom Granatbaum dazu, doch dadurch wird die Lauge zu dick.“

Etwas kompliziert für eine 1926er Bubikopf-Schönheit, nicht wahr?

Das berühmte Blond der Renaissancedame war auch nicht so leicht zu erlangen, wie der Laie es gern annimmt, denn es gab wenige Blondinen in Italien, und deswegen mußte da künstlich nachgeholfen werden, wo die Natur versagte. Die Frauen, die nicht zu einer Mischung von Buchenasche mit Eigelb und Schwefel griffen, nahmen die recht umständliche Prozedur der Sonnenbleiche vor. Die Damen setzten sich auf die Dächer der Häuser und ließen ihre Haare, die von Zeit zu Zeit mit einem nassen Schwamm angefeuchtet wurden, den ganzen Tag von der Sonne bescheinen. Auf dem Kopf trugen sie einen Strohhut ohne Boden mit breiter Krempe, auf der das Haar ausgebreitet wurde, und die das Gesicht zu schützen hatte. Und wenn die Prozedur auch mehrere Tage dauerte, so hatten die Damen wenigstens die Genugtuung, ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt zu sehen.

Die Frisur selber war im 14. Jahrhundert übrigens schon sehr kompliziert, besonders die Ballonfrisur, zu der die Stirn künstlich durch Auszupfen der Haare erhöht wurde. Der Kopf bekam auf diese Weise eine höckerartige Form.



Im Dienste der Mode: Herstellung von Haarnetzen auf der Pariser Weltausstellung 1867. Holzschnitt nach einer Zeichnung von J. Gaildrau.

Unendlich reich an Modetorheiten war das 17. Jahrhundert. Wie die Kleidung, machte auch die Frisur ihre Wandlung durch. Das Haar wurde zu einem hohen Wulst aufgestutzt, der sich wie ein Bukett aus dem Spitzenkragen heraushob. Grelle Blumen wurden in ihm verstreut, und das Ganze machte etwa den Eindruck eines kleinen Bauerngartens. Um die Mitte des Jahrhunderts wurde die Frisur dann wieder etwas einfacher. Man scheitelte das Haar und ließ es gelockt oder glatt auf die Schultern herabfallen, was aber nicht lange währte. Die turmhohe Haartracht mit Spitzen und Bändern, die dann folgte, die berühmte „Fontange“, verdrehte alle Frauenköpfe, im wahren Sinne des Wortes. Sie verdankt ihre Entstehung der Herzogin von Fontange. Diese Dame soll an einem heißen Tage, bei einer Jagd, um sich vor der Hitze zu schützen, einen Aufputz von grünem Laub und Blättern auf den Kopf gestülpt haben. Ludwig XIV. und bald darauf alle Damen Europas waren von der neuen Frisur begeistert. Damals machten die Perückenverkäufer gute Geschäfte, denn sie verkauften nicht nur den Herren Allongeperücken, sondern für die voluminösen Haartrachten der Damen reichten die eigenen Haare natürlich auch längst bei weitem nicht mehr aus.



Das Theaterglas im Kopfputz der Dame. Spottbild auf die hohen Frauenfrisuren aus dem Jahre 1875.

In der Rokokozeit nahmen diese Haare unter den geschickten Händen eines Herrn Leonard solche Dimensionen an, daß die Polster aus der Kutsche entfernt werden mußten, damit die Damen mit den Köpfen nicht an die Decken stießen. Und was alles auf diese Köpfe heraufgepackt wurde! Eine aufgestülpte Serviette mit einer Artischocke, einem Kohlkopf, einer Karotte und einigen Radieschen war noch wenig! Die Locken wurden gepudert und mit Pomade eingefettet (damit der Puder besser hielt!), um sich dann unter großen, federgeschmückten Hüten hervorzuringeln.

Diese Locken wurden dann — jedoch ungepudert — in das nächste Jahrhundert mit hinübergenommen. In der Biedermeierzeit fielen sie — oft künstlich aus Rohseide hergestellt — an den Seiten fransenartig auf die Schultern herab, nachdem sie kurz vorher sich um Stirn und Schläfen gekraust hatten und am Hinterkopf mittels großer Kämme schleifenartig aufgebauscht worden waren.

Die hohen Frisuren des 19. Jahrhunderts mit ihren noch höheren Hüten erregten wieder die Spottlust der zeitgenössischen Karikaturisten; wenn sich aber die Damen unserer Zeit einbilden, daß sie die ersten sind, die Bubenköpfe tragen, so irren sie sich, denn im Jahre 1671 schrieb die berühmte Madame de Sévigné an ihre Tochter, Madame de Grignan: „Wir raten ihnen nicht, sich ihre schönen Haare abschneiden zu lassen, denn diese Mode wird nicht dauern . . .“ Und doch dauerte sie ungefähr zwanzig Jahre. Ob sie jetzt auch so hartnäckig sein wird? . . .

Jedenfalls hat noch keine so viele Druckerschwärze und Tinte fließen lassen wie die jetzige Mode der abgeschnittenen Haare, noch keine hat so viele Familienszenen und Verwünschungen heraufbeschworen. Die Frauen, die mit der „Gewohnheit“ rechnen und dadurch ein Ende der durch ihre geschorenen Köpfe verursachten Feindseligkeiten erhoffen, irren sich gewaltig. Sie haben sehr viele Gegner, die sich den kurzen Haaren genau so feindlich wie den kurzen Röcken gegenüber verhalten und dem weiblichen Geschlecht beide verbieten. Aber es ist ein schlechtes Mittel, einer Frau etwas zu verbieten, um sich Gehorsam zu verschaffen. Die Geschichte vom Paradies und viele andere, modernere, legen Zeugnis dafür ab.

Es ist doch aber schließlich gar nicht von so großer Wichtigkeit, ob die Frauen kurze oder lange Haare tragen, und letzten Endes ist es doch ihr Recht, über ihren Körper selber zu bestimmen. Oder nicht? Auf alle Fälle, die Mode der abgeschnittenen Haare ist bequem, praktisch und sauber.

Eins nur könnte gegen die kurze Haartracht sprechen. Sie verbraucht viel weniger Frisurmittel als die langen Haare und hat darum in einzelnen Industrien sich recht fühlbar gemacht. So mußten in Amerika große Haarnadelfabriken ihren Betrieb einstellen. Ebenso werden Schmuckhaarnadeln und Schmuckkämme wenig mehr getragen.

K. v. Jotasch.



Der Haarturm im Theater als Glücksspender. Der Theaterbesucher, dem sein Opernglas vom höheren Rang herabgefallen ist, findet es unbeschädigt auf dem Chignon- und Lockenwulst einer Dame. Karikatur auf die hohe Haarmode im Jahre 1890.





Moderne Frisuren.

Oben links:
Bubikopf mit Stirnfranse.
(Phot. Henri Manuel.)

Oben rechts:
Herrenschnitt.
(Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

Mitte links:
Der Knoten im Nacken.
(Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

Mitte rechts:
Der Wuschelkopf.
(Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

Unten links:
Gescheitelter Bubikopf.
(Phot. Henri Manuel.)

Unten rechts:
Die Defregger-Frisur.
(Phot. Becker & Maaß, Berlin.)

»CORIOLAN« ODER »DAS JUBILÄUM«

VON RICHARD RIESS

Tage kommen, die machen melancholisch und mahnen an den Heimweg. Und weil Albert Berwin, der von den Erträgnissen einer politischen Korrespondenz und Zeitschriften-Mitarbeit in einer ausländischen Metropole schlecht und recht lebte, nun schon mehr als ein Dutzend Jahre nimmer die norddeutsche Mittelstadt, die ihn geboren, gesehen hatte, entschloß er sich zum Besuche seiner Schwester, die sich durch wackere und streng solide Heirat für immer dem Vaterorte verschrieben hatte. Er wurde mit offenen Armen aufgenommen. Sein Schwager, ein Postrat mit höheren geistigen, will sagen: literarischen Interessen, enthielt ihm nicht einen gehörigen Händedruck vor, wenn auch die Frage nach Alberts schriftstellerischen Erfolgen etwas ironisch klang. „Man führt deine Gedichte, Albertus, in der Leihbücherei unseres trefflichen Sortimenters Krumm, aber, denke dir: das Exemplar ist noch immer so gut wie neu und durchaus nicht zerlesen." (Was man von den Werken mancher beliebten Verfasserin von „Originalromanen", die nur noch als fliegende Blätter zum Verleih kamen, nicht behaupten konnte.)

Albert Berwin lächelte. Er hatte längst resigniert. Der Sturm war verflogen, der Drang gebändigt. Er wußte es: Der mit Dichter-Ehrgeiz ausgezogen war, fand im Tagesschrifttum den Hafen. Und die Herren von Neustadt waren nur für die hohe Poesie oder für das, was sie dafür nahmen. Er aber, der sich ihrem Philistertum entzogen hatte, ohne durch eine Großtat sein Recht auf eigenen, freieren Weg nachträglich legitimiert zu haben, galt denen, die sich in Neustadt seiner noch erinnerten, als Schiffbrüchiger. Auch literarische Achtung erheischt Gegenseitigkeit.

„Wir wollen nicht von literarischen Dingen reden, lieber Martin. Bei euch ist es so schön, so ruhig, so ... heimisch. Und die Literatur ist ja letzten Endes ein höchst gleichgültiges Handwerk."

Da strich Martin Hochgemut seinen Vollbart und begann zu deklamieren: „Ja, ein Handwerk für den, der es dazu erniedrigt. Die hohe Kunst aber ist das Ideal des Lebens."

„Immer noch die alte Phraseologie eures ‚Dichterklubs'?"

Martin hatte gerade ein tüchtiges Stück jenes Stollens im Munde, in deren Bereitung Hedwig, sein Weib, die unbestrittene Meisterin war. Er prustete daher, als er unter der Kauarbeit sprach: „Unter uns befinden sich allerdings keine Zeitungsliteraten."

„Es ist", erwiderte nun Albert lächelnd, „das schöne Vorrecht der Ungedruckten, mit denen, deren Namen man häufig liest, recht unzufrieden zu sein."

„Ungedruckten? Kennst du nicht unsern Gustav Schneuse?"

Albert mußte bekennen, daß dieser Herr Schneuse ihm bisher unbekannt geblieben war.

Martin aber, der seinen Kuchen bezwungen, begann zu lachen, daß ihm vor lauter Wohlgefühl ein Knopf seiner Jägerjoppe absprang: „Er kennt Schneuse nicht? Liest denn du nicht die ‚Lenzblätter'? Hast du denn dort nie die Verse gesehen, die unter dem Namen ‚Coriolan' erscheinen? Nein? So wisse denn, daß niemand anderes als unser Schneuse es ist, der als Coriolan allwöchentlich die Welt entzückt! Und daß wir, seine Freunde, der Klub, die ganze Stadt stolz darauf sind, ihn den Unseren nennen zu dürfen."

Albert Berwin sah seinem Schwager erschüttert in die Augen. Er wollte etwas erwidern, aber er drückte es nieder. Coriolan — ein Herr Gustav Schneuse, Rayonchef des Neustädter Warenhauses Gebr. Krabsch?

„Er schweigt, er ist verstummt, er ist blamiert, Hedwig!" rief Martin gutgelaunt in die Küche hinaus.

„Aber zankt euch doch nicht immerfort wegen der dummen Dichterei!" tönte es wider. „Ihr kriegt auch was Wunderbares heute zu Abend."

„Heute abend?" erwiderte dröhnend der Postrat. „Ja, weißt du denn nicht mehr, daß wir heute im Klub das Jubiläum Coriolans feiern? Der heutige Abend gilt nicht Hefeklößen mit Pflaumenmus, sondern der satirischen Kunst des großen Sohnes unserer Stadt, o Hedwig!" Er lachte und schlug seinem Schwager auf die Schulter: „Und wenn wir dir nicht zu gering sind, Mann der Tagespresse, dann bist du feierlich geladen. Erkenne, daß auch in Neustadt die Talente blühen!"

Es war eigentlich ganz unbegründet, daß Albert Berwin plötzlich in eine Heiterkeit verfiel, wie man sie an ihm selten wahrnahm. „Aber natürlich gehe ich mit dir." Da strich sich der Schwager erfreut seinen mächtigen Bart. — — —

Das Klubzimmer hatte sich bereits gefüllt. Die kunsterfüllten Männer und Jünglinge der Stadt saßen an der Hufeisen-Tafel, hatten einen Teller voll Schweinernes mit Kraut, mehr oder minder voll, vor sich; ganz voll aber war ihr Herz von der Liebe zur Poesie und der Achtung vor Gustav Schneuse, der heute auf dem Ehrenstuhle saß, zur Rechten des Präsiden. Dieses Amt aber bekleidete kein anderer als Martinus Hochgemut, nicht etwa weil er in diesem Kreise von Poeten sozusagen als Oberdichter galt, sondern vielmehr seines hohen Ranges als Beamter wegen. Denn auch die Poeten von Neustadt zeigten sich willens, der bürgerlichen Ordnung und Wertschätzung zu geben, was ihr zukäme. Und wenn Goethe ihr Mitglied gewesen wäre, dann hätte der Dichterfürst zweifellos den Postrat bei der Präsidenwahl geschlagen. War er doch Minister.

Hochgemut erhob sich, nachdem der Hunger gestillt und die Bierseidel nachgefüllt waren, und begann seine Festrede. „Wir alle kennen und schätzen, wir lieben und bewundern unsern Schneuse seiner Kunst, seiner erfolgreichen Wirkung, aber auch seiner Bescheidenheit wegen. Wer, dem die Ehre zuteil würde, ständiger Mitarbeiter eines Blattes vom Range der ‚Lenzblätter' zu sein, würde die Selbstbescheidung aufbringen, durch den Gebrauch eines Decknamens seinem Ruhme sozusagen selber im Wege zu stehen? Zum zehnten Male jährt sich heute der Tag, an dem wir unsern Schneuse als Coriolan erkannten. Es ist mir, als wäre es heute gewesen. Unser Gustav hatte acht Tage zuvor uns Verse vorgelesen, Verse von Wohllaut, Ausdruckskraft und reinem Spiele der Reime. Wer aber schildert mein Erstaunen, als ich bald darauf das mir nun wohlbekannte Gedicht in den ‚Lenzblättern' fand, in einer lange zuvor erschienenen Nummer, die mir unser gleichfalls hier anwesender Haarkünstler und Lyriker Gifft während eines Bartschnittes zur Kurzweil überließ? Ich durchblätterte daraufhin auf unserer Stadtbücherei den ganzen ‚Lenzblätter'-Jahrgang, und immer wieder stieß ich auf Versprodukte Coriolans, die mir aus Vorträgen Schneuses bekannt geworden. Nun war kein Irrtum mehr möglich. Erdrückt von der Beweiskraft meiner Entdeckung, gab es für Schneuse kein Leugnen. Er stammelte: ‚Nun ja, ich bin's!' Ja, meine Verehrten, er war es; er ist es; er wird es immer sein! Unser Coriolan lebe hoch! Er lebe hoch und noch lange. Auf daß wir alle vergnügt dereinst sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern können. Das walte Gott!"

Der Postrat setzte sich und transpirierte nun schweigend. Gustav Schneuse aber durchwanderte, den Bierkrug in der einen, das Taschentuch der Rührung in der anderen Hand, das Spalier der Dichter, und als er endlich bei Hochgemut angelangt war, da sagte er, nachdem er irgendwem Taschentuch und Krug zu halten gegeben: „Dank, tausend Dank, alter Freund. Ich bin gerührt. Ihr ehrt mich über Verdienst." Und er umarmte den Postrat und versenkte seinen stachlichten Kopf so temperamentvoll in Hochgemuts Vollbart, als wollte er, in Ermangelung des ausgeliehenen Taschentuches, sich darein schneuzen. „Über Verdienst ... weit über Verdienst. Hab' ich recht?" Schneuse wandte sich an den, der Tuch und Krug für ihn bereit hielt.

„Ich kann Ihnen nicht widersprechen", erwiderte dieser und gab das fremde Eigentum zurück. Es war kein anderer als Albert Berwin.

Schneuses kugeliger Kopf flammte rot auf. Der Postrat aber sagte laut und mahnend: „Aber ... aber ... ha ... ha!" Und er war innerlich empört über die Taktlosigkeit seines Schwagers. Der freilich schien anzunehmen, ihm sei ein Witz gelungen. Denn er lächelte.

In dem Seitengange, den, je weiter der Abend vorrückte, desto häufiger die Dichter des Klubs passierten, trafen Berwin und Schneuse aufeinander.

„Auf einen Augenblick, Herr Doktor. Oder sind wir nicht Doktor?" sagte Schneuse, der seine Laune wiedergefunden zu haben schien.

„Sie haben heute, an Ihrem Ehrentage, Pech, Herr Schneuse", erwiderte Berwin. Ich bin ganz einfach Berwin. Manchmal bin ich auch wer anderer. Aber — die Technik der Pseudonyme kennen Sie ja, Herr ... Herr Gustav Schneuse."

„Ich will ... ich will ... ich will mich gar nicht größer machen, als ich bin ... aber gar so wertlos, wie Sie zu meinen scheinen, sind die Coriolan-Gedichte wohl doch nicht. Es wäre mancher stolz, wenn er in den ‚Lenzblättern' stände. Meinen Sie nicht auch, Herr?"

„Ich mein' es. Gewiß. Ich habe, wie ich Ihnen ausnahmsweise verraten will, die Ehre, Mitarbeiter der Zeitschrift zu sein. Kennen Sie, Herr Coriolan, übrigens schon das Opus, das Coriolan in der nächsten Nummer veröffentlichen wird?" Berwin zog eine Schreibmaschinen-Seite aus der Tasche.

Gustav Schneuse sah ihn an wie ein Gespenst. Er retirierte mit weit aufgerissenen Augen. „Ja ... wie denn ... wieso denn ...?"

„Wissen Sie, es wäre vielleicht netter, wenn ich — da wir nun doch mal in einem Dichterklub sind — wenn ich den neuen Coriolan dort drinnen zur allgemeinen Kenntnis gäbe?"

Der Rayonchef des Warenhauses Gebr. Krabsch war mit einem Male schrecklich nüchtern geworden.

„Die freundliche Verachtung, die man dem Journalisten Berwin hier zollt, weil er es ablehnte, auf dem Jahrmarkte eurer Eitelkeit als geputzter Affe mitzuwirken, könnte vielleicht Hochachtung werden, wenn der ‚Dichterklub' erführe, daß er selber Coriolan ist, der Dichter der ‚Lenzblätter'."

Nun begann Schneuse zu japsen. Nun erst brachte er Worte heraus. „Verzeihen Sie mir ... Pardon, Pardon der Herr! Ich bin ja gar nicht schuld an der unglückseligen Sache. Man hat mich ja da hineingetrieben, ja, geradezu hineingehetzt. Ich hab' ja nicht den hohen Schwung des Dichtergenius."

„Hören Sie auf, Sie klägliches Männchen! Sonst wird mir noch übel", sagte Berwin und wandte sich. Aber Schneuse kam hinter ihm

her und zwang ihn, stehen zu bleiben. „Ich gehe mit Ihnen. Ich muß Ihnen alles erklären", sagte er jämmerlich.

„Gut!" sagte Berwin. „Ich bin gespannt."

Sie setzten sich in eine Ecke des Restaurants, in dem der Klub Gastrecht genoß.

„Meine Frau", begann Schneuse, „ist so furchtbar ehrgeizig. Daher kommt das ganze Malheur. Ellinor..."

„Ellinor?" unterbrach Berwin und empfand ein merkwürdiges Rühren. Vergangenheit wallte hoch in ihm. Es gab wohl nur eine Ellinor in Neustadt und Umgegend.

„Sie ist doch die Tochter des Verlegers Brannthausen?"

Ellinor Brannthausen... die Frau dieses Herrn Schneuse!

„Sie sollen alles wissen. Ich habe sie so sehr geliebt. Ja, ganz verliebt war ich in sie... Aber sie wollte nur einen zum Manne, der ein Künstler ist. Ich habe mir damit geholfen, Gedichte aus den ‚Lenzblättern' abzuschreiben und ihr zu schicken. Und so ist alles seinen Gang gelaufen: Hochgemut entdeckte den Coriolan."

Herr Schneuse kroch immer tiefer in sich hinein. Über seinem Haupte schwebte unsichtbar das Sinnbild des Ehe-Subalternen: der Pantoffel.

„Dort drüben sitzt meine Frau." An einem Tische des Speisehauses hatten sich die Damen der Dichter-Klubisten zusammengefunden, ihre Männer zu erwarten. Dort saß Frau Ellinor Schneuse, und Berwin sah sie. Sah Ellinor Brannthausen, die er mal geliebt hatte... vor fünfzehn Jahren. Er wollte in der Fremde ihrem Glücke ein Haus bauen, sie aber hatte ihn verraten... ach, wie schnell endet doch die „ewige Liebe"! Ellinor Brannthausen aber wurde bezwungen von Gustav Schneuses sieghafter Männlichkeit, verbunden mit einem festen Jahresgehalt von 8000 Mark und einem Dichtertum von seinen, Berwins, Gnaden...

Da nun sah er sie wieder nach so langer Zeit. Aber er sah nimmer das zarte Mädchen Ellinor mit den ewig fragenden Augen, sondern eine Neustädter Spießbürgerin, die selber aller Fragen Antwort war.

„Es wäre Stoff für einen ‚Coriolan'", sagte Berwin.

„Sie wollen mich vernichten... Sie werden mich entlarven... Ich bin unmöglich in dieser Stadt... Ellinor wird sich von mir scheiden lassen. Haben Sie doch Mitleid..."

Nein, dachte Berwin, ich hab' kein Mitleid mit ihm. Ellinor soll er nicht so leichten Kaufes loswerden. Möge er um solchen Preis weiter Coriolan bleiben... in Neustadt und Umgegend.

Da ging die Tür auf, und Hochgemut erschien. Sein Vollbart rauschte.

„Hier also finde ich unsern Jubilar. Gabst du meinem Schwager Unterricht in der heiligen Ars poetica? Kommt näher, Freunde! Ein Hoch unserm Coriolan! Er soll leben... dreimal hoch...!"

Man umringte das Paar. „Hoch, unser Coriolan!"

Der Rayonchef Gustav Schneuse schielte ängstlich zu Berwin hinüber. Der aber sagte: „Ehre, dem Ehre gebührt!" Und dann suchte er einen Weg durch die Masse der nachdrängenden Herren vom „Dichterklub" und verließ das den Musen so freundliche Haus. Er wußte nicht, warum, aber: er fühlte sich so frei und leicht wie selten.

Damenmode. / Von Wilhelm Lichtenberg.

Als den Menschen in vielen tausend Jahren die Welt zu eintönig geworden war, gingen sie hin und schufen — die Damenmode. Sie ist nichts, diese Damenmode, aber sie herrscht über eine Welt, wie die Maintenon, die Pompadour über ein Reich herrschten. Nicht legitim, dafür aber um so absoluter. Es ist nur ein Wort, man kann sie nirgends greifen, nirgends fassen, man käme in Verlegenheit, wenn man sie definieren sollte, diese Damenmode, aber alle erschauern, wenn sie dieses Wort hören. Die Vorstellung von etwas Gewaltigem knüpft sich daran an, ein zyklopischer Koloß, dem man einen feinen und leichten Namen gegeben hat, weil man ihn zu oft zitieren muß und nicht immer wieder von neuem erschauern will...

Ja, was ist das eigentlich, diese Damenmode? Wer macht sie, woher kommt sie, was stellt sie vor? Warum ist sie überhaupt da, und warum beugen sich alle vor ihr?

Oberflächliche Betrachter werden natürlich sofort auf alle Fragen eine Antwort wissen. Falsch, meine Herrschaften! Grundfalsch!

Ihr wollt natürlich sagen: Die Damenmode wird in Paris gemacht. Lächerlich. In Paris hat man vielleicht ein besseres Organ als sonstwo für ihre Emanationen. Kann sein. Ich weiß es nicht. Aber — wer ist so vermessen, der mächtigen Damenmode ein so winziges Fleckchen Erde als Heimat zuzuweisen? Als ob die Damenmode irgendwo gemacht werden könnte! In einer Stadt, von einer Handvoll Menschen! Unsinn. Ebenso unsinnig wie etwa die Behauptung, daß der große Krieg in Berlin, in Wien oder in Petersburg oder sonstwo gemacht wurde. Er war eben da, der große Krieg, er brach herein — ein Elementarereignis.

Auch die Damenmode ist ein Elementarereignis. Und sie bricht über uns herein. Nur eben, daß da und dort flinkere Hände am Werke sind, sich mit ihren Geheimnissen zurechtzufinden.

Die Gesetze der Damenmode werden nicht von Menschen gemacht. Damenmode ist der komprimierteste Extrakt aus menschlichen Tugenden, menschlichen Schwächen, ihrer Größe, Verirrung, ihren Lastern und ihrer Monumentalität. Alles scheinbar planlos durcheinandergebraut und doch einer unumstößlichen Formel nachgebildet, die zu ergründen immer erst dann gelingt, wenn die Mode gewechselt hat.

Immer zeigt die Damenmode auf, wie die Menschen gerade sind. Wo sie gerade angelangt sind. Man kann die Blume nicht wachsen sehen. Man kann die Veränderungen der Welt und der Menschen nicht von Saison zu Saison wahrnehmen. Wir nicht. Das kann nur die Damenmode. Die großen Veränderungen, die etwa zwischen Menuett und Blues liegen, kennen wir schließlich. Wir kennen aber nicht die Wandlungen zwischen Shimmy und Blues. Die Damenmode kennt sie. Und deshalb wechselt sie.

Mag sein, daß die Menschen auch etwas anderes tun, als durch die Jahrhunderte tanzen. Das ist eigentlich auch ganz gleichgültig. Fest steht: Was sie tanzen, das sind sie. Wie sie tanzen, so empfinden sie. Viel mehr sind sie aber noch das, was sich ihre Frauen anziehen, was ihnen an den Frauen gefällt.

Kulturgeschichte Damenmode.

Wir lächeln über die Behäbigkeit unserer Vorfahren. Wir lächeln über die Alben mit den Porträten unserer Großmütter. Wir lächeln über die Postkutsche, wir lächeln über das Kapotthütchen.

Die Schönheit der Damenmode zwingt alle in ihren Bann. Sie drängt sich so selbstverständlich auf, daß, wo sie nur erscheint, alle Kritik verstummt. Sie ist da und verlangt Gefolgschaft. Aber ihre Schönheit verblüht allzuschnell. Morgen schon wird sie belächelt, übermorgen ist sie verblichen, und in der nächsten Woche schämt man sich ihrer. Man schämt sich auch seiner Arbeit vom vorigen Jahr, man schämt sich seiner Leidenschaften, seiner Gespräche, seiner Weltanschauung. Weil das aber nicht immer gut geht, weil die Menschen so ein verlogenes Wort wie „Konsequenz" in ihrem Vokabular haben, sammeln sie die Verachtung für das Gestrige auf die Damenmode und sind es, unter großen Opfern, zufrieden, daß die Welt durch sie in jedem Jahr ein anderes Gesicht bekommt.

Nein, die Damenmode wird nicht gemacht. In Paris nicht, in Wien nicht — und überhaupt nirgends. Sie ist der Seismograph des Zeitempfindens und zeichnet mit einer zierlichen Nadel in feinen Linien nach, was in den Menschen vorgeht.

Daß sie kritiklos macht und sich unter allen Umständen, auch den anfangs Widerstrebenden, aufzwingt, ist ein Beweis dafür, daß man für sie disponiert war, noch ehe sie kam.

Modeschöpfer sind deshalb Meteorologen. Es kann ihnen, an der Hand jahrhundertealter Tabellen, manchmal gelingen, etwas vorherzusagen. Ändern oder besser machen können sie nichts.

Bücher, die man lesen sollte.

Spaziergänge durch die neuesten Erscheinungen der Belletristik von Dr. Egbert Delpy.

In Zeiten, in denen nicht nur in der Politik, sondern auch in den Künsten ringsum alles kocht und brodelt, ist es für den Bücherleser durchaus nicht mehr ein reines, ungefährliches und lohnendes Vergnügen wie einst in ruhigeren Tagen, in der beständig anflutenden Woge belletristischer Zeitprodukte gemächlich nach Perlen zu fischen, mit denen man seinen Alltag schmücken, sein geistiges und seelisches Leben bereichern, illuminieren, vertiefen möchte. Unsere letzte große Literatur-Revolution, der Expressionismus, hat mit dem Hergebrachten, Zünftigen, Altgewohnten im ganzen Umkreis des Dichterischen weit radikaler und wilder aufgeräumt als etwa die deutsche Republik mit den Einrichtungen und Gepflogenheiten ihrer Amtsvorgängerin, der Monarchie. Sie hat in der bacchantischen Raserei ihres Erneuerungstaumels alle überlieferten Formen und Gefäße der Darstellung so leidenschaftlich-gründlich zerschlagen, daß dem am Bücherstrand sitzenden Perlenfischer in trübe schimmernden Wogen nun andauernd die seltsamsten Trümmerstücke, Brocken, Fragmente zugeschwemmt und zugeschleudert werden, an denen er sich beim Zufassen oft genug die Hände blutig reißt. Fast noch häufiger aber zieht er sie leer und beschmutzt aus dicken Klumpen von Schlamm hervor, die aus wild aufgerührten Untiefen ihm zugefegt und als ganz besonders kostbar angepriesen werden... Kein Wunder, daß ihn solche Erfahrungen verärgert und scheu gemacht haben! Und da die mißlichen wirtschaftlichen Verhältnisse ihm nebenbei auch noch die alte Liebhaberei verteuerten, so hat er sich nach und nach in einer für den Buchhandel geradezu katastrophalen Weise vom Bücherstrand zurückgezogen und läßt die Wellen dort ihr Spiel treiben, wie sie mögen.

Daß dieser Zustand sehr unerfreulich, ja, für das geistige Leben der deutschen Nation gefahrdrohend ist, bedarf keines besonderen Nachweises. Hält die Abneigung breiter Leserkreise gegen die zeitgenössische Belletristik an, versteift sie sich gar zur Gleichgültigkeit gegen das Buch überhaupt, so treibt der deutsche Buchhandel und mit ihm das gesamte deutsche Schrifttum einem nicht auszudenkenden Zusammenbruch entgegen. Die Nächstbeteiligten haben mithin alle Ursache, aus der Erkenntnis dieser gefährlichen Situation endlich einmal die Konsequenzen zu ziehen und alles zu tun, was in ihren Kräften steht, um der drohenden Weiterentwicklung der Leser-Apathie energisch entgegenzuwirken. Unsere Romanschreiber mögen die expressionistischen Zerstörungsübungen ihren wilderen Kollegen von der Lyrik und dem Drama überlassen und sich endlich darüber klar werden, daß die Erzählung mehr als jede andere Form der Dichtung auf den Zusammenhang mit der Wirklichkeit, mit dem Leben, wie es ist, bis in ihre innersten Fasern hinein angewiesen ist. Mögen darüber hinaus bedenken, daß einer seelisch so zerschlagenen, zermürbten und abgehetzten Nation wie der unsrigen gegenwärtig gesundes, kräftiges Brot mehr not tut als bizarre, exzentrisch geschliffene, nie dagewesene Steine. Unsere

Verleger aber sollten aus gleichem Gesichtspunkt Schluß machen mit dem Herausschleudern von Büchern, die nichts menschlich und künstlerisch Positives leisten, die nichts weiter sind als eiskalte Stilübungen oder gar nur Dokumente widerlicher Entartung und artistischer Dekadenz. Schluß mit der krampfigen Überproduktion überhaupt, die den Leser nur verwirrt. Und dafür eine kritischere Auswahl, ein zielvolleres Sichbeschränken auf Werke, die dem deutschen Menschen der Gegenwart in seiner besonderen Not etwas zu geben haben, nämlich: Licht, Wärme, Hoffnung, Erhobensein, Freude! Zeigt dem Leser nachdrücklich, daß auch solche Bücher noch geschrieben und gedruckt werden, und ihr werdet ihn aus seiner Verärgerung, seiner Gleichgültigkeit wiederhervorlocken, werdet ihn dann auch wieder für Werke ungewöhnlicherer Art und eigenwilligerer Form interessieren können! Denn vor neuartiger Form schreckt er keineswegs zurück, nur muß sie auch wirklich Bedeutendes, Positives, menschlich Verständliches einschließen.

Auch der Buchkritiker hat in so ungewöhnlicher Situation das Seine zur Herbeiführung eines gesunden Verhältnisses zwischen den „feindlichen Parteien" — hier Dichter und Verleger, dort lesendes Publikum — unbedingt beizutragen. Er kann es, indem er mit besonderer Sorgfalt auf die Neuerscheinungen des Büchermarktes achtet, die für den nach geeigneter Speise hungernden Leser von Geschmack in Betracht kommen. Indem er diese „Bücher, die man lesen sollte" mit Nachdruck heraushebt aus der Bücherwoge, sie in ihrem guten Kern aufleuchten läßt, ihr Positives im Menschlichen wie im Künstlerischen ans Licht hebt, zeigt er, daß es auch heute noch Perlen in der Flut gibt, schlägt er Brücken zwischen Publikum und Buch und kann so verdienstvoll an der Wiederbelebung des Leser-Interesses mitarbeiten. In solchem Sinne soll in diesem und den nachfolgenden monatlichen Spaziergängen durch die Neuerscheinungen der Belletristik dem Leserkreise der „Leipziger Illustrirten Zeitung" und zugleich dem gesunden, ewigen und aktuellen, ernsten und heiteren Zielen zugewandten Teil unserer zeitgenössischen Erzähler gedient wie zueinandergeholfen werden. Wir hoffen: beide Teile werden ihren Nutzen und ihre Freude davon haben!

•

Herbert Eulenberg, der vielumstrittene rheinische Romantiker, feierte in diesem Jahre seinen 50. Geburtstag. Die deutschen Bühnen haben die besten seiner phantastisch bunt glühenden Dramen hervorgeholt, und sie sind wie seltene Schmetterlinge aus einer anderen, reicheren Welt am Grau unseres Alltags vorübergeflattert. Man sollte sich zugleich aber auch daran erinnern, daß dieser Träumer und Schwärmer, der durch die Wirklichkeit wie durch ein verzaubertes Märchenland vagabondiert, das voll von Wundern und Schrecken ist, ein glänzender Erzähler ist, der mit der bunt sprühenden Fackel seiner Kunst tief in das Wesen und Sein der großen deutschen Menschen aller Zeiten hineingeleuchtet hat. Das blitzende Rüstzeug eines durchdringenden Verstandes, der als großer Theatermeister alle Zauberkräfte der Phantasie entfesselt, um Wirkliches unerhört anschaulich zu machen, hat Eulenberg in den drei Bänden seiner „Schattenbilder" mit genialer Treffsicherheit gehandhabt. Bunter eingefärbt, von den Lichtern romantischen Humors umsprüht, der bald behaglich, bald satirisch, jetzt melancholisch und nun in grotesker Dämonie leuchtet, zeigt sich der große Zeitroman aus der Gegenwart „Mensch und Meteor" (Carl Reißner, Dresden), mit dem Eulenberg jetzt gerade zur rechten Zeit hervorgetreten ist. Hier fängt er auf seine Art die Tragikomödie der letzten Jahre ein, eigenwillig, als ein Dichter, der seine eigenen Gesetze und Farben hat, als ein Romantiker, der Wirklichkeit und Sehnsuchtstraum schillernd mischt und seine Leser durch Menschenherzen wie durch Weltenräume reißt. Sie liest sich wie ein bizarres Märchen, die bunt verschlungene Geschichte der Sonderlinge, die in dem seltsamen Haus gegenüber dem Großstadtfriedhof wohnen. Und doch wird im Gewimmel dieser Despoten, Krüppel und Narren des Glücks, im Totentanz all dieser Nachkriegs- und Inflationsopfer die grausame Wirklichkeit einer unerhörten Epoche menschlichen Leids und menschlicher Verwirrung genau ebenso flammend sichtbar wie die ewigen Bestandteile von Finsternis und Licht in der Menschenseele überhaupt, die ihren Taumeltanz zwischen Himmel und Abgrund unermüdlich vollführt. Wunderbar hat Eulenberg den Regenbogenglanz von Humor und Romantik über den schneidend naturalistischen Kern seines Menschenmosaiks gespannt, und wundervoll läßt er aus Abgründen des Seins die schlichte Treue und die unbezwingliche Gott-Sehnsucht heraufleuchten. Von eigentümlich philosophischem Humor umwittert ist die phantastische Projizierung des Menschentums in den Weltenraum hinein, die die Relativität aller irdischen Maßstäbe blitzgleich erhellt, und doppelt schön das Schlußwort, das der Dichter über die kosmischen Irrfahrten seines Traumhelden schreibt: „Was suchtest du Gott in der Unermeßlichkeit und wolltest ihn aus der Asche und dem Abfall versunkener Weltkörper hervorkratzen? Du kannst Gott nirgends finden als nur im Herzen eines anderen Menschen, eines Wesens wie du. Du wirst nie seiner teilhaftig werden außer in der Liebe. Und du mußt ihn widerspiegeln in deinem Gefühl für einen andern. Denn sonst ist Gott nicht sichtbar für irgendeines Menschen Auge. Nur in deinem Schönsten läßt er sich ahnen." In all dem ist deutsche Seele, deutsche Sehnsucht, deutsches Schweifen durch Höhen und Tiefen. Dazwischen auch deutsche Lust am Absonderlichen, Unerhörten, gewiß, und mancher Seitensprung, der dem Leser zu schaffen macht. Aber als Ganzes ist das Buch brausend bewegte, von innen her leuchtende Dichtung, die ein buntes Strahlenspiel über dunkler Zeit entzündet und magische Lichter in des Lesers Seele wirft. Dies Werk des Fünfzigjährigen steht über den Literaturmoden, es ist das Denkmal eines ganz persönlichen, reich instrumentierten Menschen und Künstlers, mit dessen Zauberwagen mitten durch das Leben und doch zugleich hoch darüber hinzufahren in diesem Eulenberg-Gedenkjahr kein Deutscher versäumen sollte!

Mit stilleren Händen greift ein anderes Buch nach uns: der neue Roman „Martha und Maria" (Grethleins Verlag, Leipzig-Zürich) des großen dänischen Erzählers J. Anker Larsen, dessen preisgekrönter Roman „Der Stein der Weisen" in der wundervollen Übersetzung durch Mathilde Mann das große Buch-Erlebnis des vergangenen Jahres war. In jenem überquellend reichen Werke hat sich uns ein Seelendurchleuchter ganz eigenen großen Formats offenbart. In seinem mit Spannung erwarteten neuen Roman geht Larsen diesmal nicht so in die Breite. Der Querschnitt der Erzählung ist kleiner, aber auf dieser kleineren Bühne entfaltet sich die Kunst des dänischen Dichters mit um so konzentrierterem Nachdruck. Diesmal baut er nur das Leben zweier Schwestern auf. Zweier früh verwaister Dorfkinder Leben. Aber in diesem doppelten, früh getrennten, erst ganz am Schluß sich wieder berührenden Kreislauf zweier Menschenseelen durch alle Stationen des Daseins stellt er die beiden großen Grundformen menschlicher Lebensführung kontrastierend einander gegenüber: in Maria das Leben des Phantasiemenschen, der alle äußeren Dinge nur als Mittel zur eigenen seelischen und geistigen Bereicherung hinnimmt und verbraucht, in Martha den Arbeitsmenschen, dem alle Dinge zum Ansporn für tätige Leistung werden. Unschwer erkennt man, daß hier die alte Bibelparallele aufgenommen und in neuem Licht zur Diskussion gestellt wird. Ist es wirklich so, daß Maria das bessere Teil erwählt hat? Ihrem reichen Innenleben dankt sie es, daß sie vom einfachen Bauernmädchen sich zur hochgebildeten Pfarrersfrau entwickelt, die im modernen Kampf um Gott in wundervoller Tiefe und Klarheit das Christentum in sich neu gestaltet. Und doch vermag sie, die sich dem Göttlichen so nahe fühlt, weder ihren Gatten glücklich zu machen noch ihr vergöttertes Kind vor Verführung und frühem Untergang zu bewahren. Martha dagegen, die fröhlich Unermüdliche, ständig für andere ihre beste Kraft Hingebende, die Magd und spätere Frau eines Fuhrmanns und Pferdehändlers, breitet Licht und Wärme um sich, wo sie auch steht. Ihr Evangelium ist die freudige, stets tatbereite Hilfe, und damit stiftet sie, die Schlichte, Halbgebildete, mehr Segen, läßt das Göttliche im

Menschentum sich klarer, eindringlicher, vorbildlicher auswirken, als es die stolze Schwester mit ihren tiefsten Erkenntnissen je vermochte. Larsen überläßt es dem Leser, dies Werturteil zu fällen. Er selbst schildert nur. Vertieft sich in die Psyche seiner beiden Heldinnen mit einer Kraft der Einfühlung in letzte, feinste Regungen, die ihresgleichen sucht. Man spürt, er liebt beide Frauen, läßt ihre so verschiedenartige Größe auf dem dunklen Grund eines harten, das erträumte Glück höhnisch verweigernden Lebens in aller Schönheit aufleuchten, findet Schätze in jeder von ihnen, läßt sie bis in die feinsten Verästelungen funkeln und geht doch an keinem Schatten vorüber. Er weiß nichts von Schönfärberei, dringt ins schwärzeste Dunkel ebenso kühn und unbefangen wie ins hellste Licht, aber die Größe eines wundervoll reichen, klugen und gütigen Herzens steht leuchtend hinter allem, was er sieht und schildert. Daß der Künstler, der Dichter Larsen in nichts hinter dem großen Menschen zurückbleibt, der einer irrenden Menschheit neue Wege empor ins Licht weisen will, das macht die Lektüre seiner Bücher so beglückend. Mit blendendem Nuancenreichtum konterfeit er die Menschen des Landes und die der Großstadt, zieht er den Querschnitt durch ihre Sinne und Seelen. Mühelos zeigt er vier Jahrzehnte dänischer und europäischer Entartung gewissermaßen am Rande seiner Erzählung auf, leuchtet mit ein paar blitzenden Fackelbewegungen in das Chaos der Gegenwart und in die aufziehenden Gewitter der Zukunft hinein. Und läßt in so finsterem Raume das doppelte Evangelium von Martha und Maria still und groß und mit fast erhabener Eindringlichkeit zu uns reden. Kein Zweifel, in diesem nordischen Lichtsucher ist dem Abendland ein Warner und Pfadfinder geschenkt worden, der ihm unendlich mehr als Zeitvertreib und Literatur zu bieten hat. Ihr Gehetzten, Hungernden, Verschmachtenden der Zeit, geht hin zu ihm und schöpft aus seinem Reichtum neue Kraft und neuen Glauben an das Unsterbliche, Göttliche in euch selber!

Brennt in den genannten Romanen eine dichterische Kraft, die den Leser zwingt, ungewohnte, zuweilen steile Pfade mitzuwandeln, so entführt ihn der neue Roman von Oskar Gluth „Die Prinzessin von Babel" (Staackmann, Leipzig) auf ebenen Erzählungsbahnen mühelos in ein buntschimmerndes Reich lockender Fahrten durch die Schönheit dieser Erde. Der junge Münchner Erzähler, dessen Erstlingsroman „Hanns Fiedlers goldenes Jahr" aufhorchen ließ, weil in ihm ein zeitgemäßes Thema, die Sehnsucht des Großstädters nach der eigenen Scholle, in ungewöhnlich frischer, warmherziger Art und dabei doch mit den geschliffenen Mitteln eines geschulten Geschmacks sehr fesselnd behandelt wurde, geht in dem neuen Werk aus der Stille des Alpenwinkels hinaus in das brausende Leben der großen Welt. Er sucht es auf, wo es am verführerischsten schäumt und funkelt: im Strom des Goldes, der das Lebensschiff einer strahlend jungen deutsch-amerikanischen Dollarprinzessin trägt. Erbin eines unermeßlichen Vermögens, zieht Eileen Koehler mit ihrem Luxuskreuzer „Beatitude", umgeben von einer auserwählten Schar befreundeter junger Kavaliere und Damen, hinaus auf die Meere, in die lockende blaue Ferne, um irgendwo und irgendwie das große Glück zu finden, den verborgenen Sinn ihres Daseins zu erfahren. In einer Wolke von Bewunderung, in der es von Funken männlicher Begehrlichkeit knistert, fährt sie dahin, von Gestade zu Gestade, von Fest zu Fest. Ihre Sehnsucht wächst und wächst — dem Glück begegnet sie nicht. Den Männern rings um sie her sinken nach und nach die Larven ab, den Frauen gleichfalls. Hinter der Festfassade lauert ein Abgrund von wilder Begehrlichkeit, skrupelloser Genußsucht, fanatischer Selbstsucht. Angewidert und müde trennt Eileen sich in Süditalien von ihren Gästen. Und da, als sie alle Hoffnung aufgegeben, da findet sie ihr Glück in düsteren Lebenstiefen, von denen sie bis dahin nichts geahnt. Einen Verlorenen trotzt sie dem Tode ab und sieht, daß sie das glühendste und reinste Herz gerettet hat, dem sie bisher begegnete. Jubelnd schenkt sie ihm ihre Liebe, schenkt ihm die Macht, über die ihr Reichtum gebietet, zur Verwirklichung menschheitsbeglückender Ideale, steht eine kleine selige Weile mit ihm im blendenden Strahl des Glücks. Da präsentiert das Schicksal höhnisch seine Rechnung: ein solches Glück bezahlt man mit dem Leben! Man sieht ... auch hinter diesem glitzernden Gesellschaftsroman, der in der Fülle seines Geschehens mit der bunt dahingleitenden Galerie scharf profilierter Typen aus dem internationalen High-life in reizvoll schillernder Weise das Europa von heute beleuchtet, steht eine ethische Absicht seines Verfassers. Auch Oskar Gluth will mehr, als uns nur unterhalten. Sein neues Buch ist ein zweiter Ruf gegen die gleißende Leere des Gesellschaftslebens unserer Zeit und ein schönes Sichbekennen zum allein erlösenden Heil der selbstlosen Hingabe an einen geliebten Menschen und an die großen, brennenden Aufgaben der europäischen Gegenwart. Daß Gluth diese gesunde Tendenz ganz in schillernde Handlung umgegossen hat, ist ein Vorzug, der ihre Wirkung erhöht. Sie leuchtet still und nachhaltig zwischen den Zeilen seines glänzend flott und farbig geschriebenen Gesellschaftsromans hervor und erhebt ihn eben deshalb lautlos über seinesgleichen.

Wissen und Leben

Ein Dickhäuterpalmenhaus. Am 2. April wurde im Leipziger Zoologischen Garten ein Dickhäuterhaus eröffnet, das in Größe und Aufbau zu den eigenartigsten der Welt gehören dürfte. In großem Stil wurde hier eine einheitliche Ausstellung von Pflanze und Tier geschaffen. Der interessant aufgeteilte Bau, von dem etwa zwei Drittel der Öffentlichkeit übergeben wurden, wird 75 m lang, 24 m breit und 13 m hoch. Das Mauerwerk wurde in roten Klinkern aufgeführt und entspricht in der großzügigen Linienführung und in seiner Massigkeit den riesenhaften Bewohnern. Durch die Mittelhalle zieht sich ein Palmenhain, der auf Kieswegen umschritten werden kann. Das Glasdach wird von hölzernen Lamellen getragen; alles Sparrenwerk und Gestänge fehlt. In den Seitenflügeln liegen Innengehege, so groß, daß sich in dem einen bequem ein halbes Dutzend Elefanten aufhalten kann. Zum erstenmal wurde hier versucht, die größten Landtiere ohne jedes Gitter vor den Beschauer zu stellen. Nur ein 2 m breiter Graben trennt sie; ein versteckter eiserner Spitzenkranz hält jene von allzu großer Vertraulichkeit zurück. Der erhöhte Boden ihrer Wohnungen macht die Kolosse noch eindrucksvoller. Die Beleuchtung der Käfige ist neben der der Palmenhalle gesondert behandelt worden, so daß auch die Tiere im vollen Tageslicht stehen. Ebenso kann die Lüftung getrennt durchgeführt werden. Weite, verkleidete Lichtschächte über den geräumigen Tierabteilungen lassen alle Ausdünstungen sofort entweichen. In den Luftkreislauf eingegliederte Kammern verhüten schädlichen Luftzug. Erwärmt wird das große Haus durch das städtische Fernheizwerk; warmes Wasser zum Tränken und Sprengen wird miterzeugt. In einem der umfangreichen Bodenräume ist eine tierpsychologische Versuchsstation der Universität eingebaut worden. Die schönste Ansicht bietet wohl das Nilpferdbecken; eine üppig bewachsene Tropenlandschaft, von mächtigen künstlichen Bäumen überragt, im Hintergrund von einer Felsplatte abgeschlossen, die wiederum Bananengewächse, Alocasien und andere Stauden trägt. Das von einem Wasserfall gespeiste Becken faßt über 300 cbm Wasser. Der ganze Mittelteil des Hauses kann von einer Berieselungsanlage unter künstlichen Sprühregen gesetzt werden.

Vorläufig ist das scherzhaft als „Dickhäuterpalast“ bezeichnete Gebäude — abgesehen von einigen selten gezeigten Vertretern des Tierreiches — von Nilpferden und anderen Rüsseltieren bezogen worden, darunter von einer Elefantenmutter mit einem noch saugenden Kind und dem bösartigen Elefantenbullen „Jackie“, der beim Umzug einen dicken Baum nahezu entwurzelte. Natürlich werden Tapire, Nashörner und andere ehemals unter dem Begriff der dickhäutigen Vielhufer zusammengefaßte Herrschaften nicht lange auf sich warten lassen. Giraffen sollen sich ihnen zugesellen. Mit einem beinahe vollendeten Planetarium zusammen wird dies moderne Tierhaus, dessen Inneres wir auf S. 545 nach einer Zeichnung von F. Heynig wiedergeben, dem Leipziger Zoo weithin Beachtung schaffen. K. M. S.

Der Stammbaum des Pflanzenreichs. Als eine der bedeutendsten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung der letzten Jahre werden von vielen Seiten heute die Untersuchungen der Königsberger Botaniker-Schule angesehen. Carl Mez, von dem diese Forschungen ausgingen, stellte sich die Aufgabe, auf Grund einer neuen Methode die Verwandtschaft aller Pflanzen, die wir auf unserer Erde finden, in Form eines Stammbaumes aufzuzeichnen, wie wir solche Stammbäume aus der Familienforschung und auch aus den Stammtafeln der Entwicklung des Menschengeschlechts, die Haeckel und seine Zeit aufstellte, her kennen. Nach einer 14 jährigen außerordentlich intensiven Arbeit hat die Königsberger Schule ihren Zweck erreicht und nennt ihren Gründer mit Linné und Darwin in einem Atemzug. Tatsächlich sind die Ergebnisse als solche außerordentlich wertvoll und gehen gegenwärtig mit Recht in die Hand- und Lehrbücher der Biologie über. Mez ging aus von der für die gerichtliche Medizin so überaus wichtig gewordenen Sero-Diagnostik. Wir sind heute bekanntlich imstande, bei einem vorgefundenen Blutflecken klar entscheiden zu können, ob es sich um Menschenblut oder Tierblut handelt. Wird eine Probe Menschenblut in die Blutbahn eines Versuchstieres eingeführt, so wird das Blut des Tieres in besonderer Weise verändert, und zwar derart, daß das Serum, das man aus diesem veränderten Blute gewinnt, mit Menschenblut eine bestimmte Reaktion gibt. Diese Reaktion unterbleibt, wenn man das Serum mit dem Blute eines anderen Lebewesens als des Menschen zusammenbringt. Auf diese Weise ist es möglich, irgendwelches Blut unbekannter Herkunft zu identifizieren. Des weiteren ist aber auch bekannt, daß solches durch Menschenblut modifiziertes Tierserum nicht nur mit Menschenblut, sondern auch mit dem Blute des Schimpansen und Gorillas eine Reaktion gibt, allerdings eine schwächere. Dies wurde als ein neuer Beweis für die sog. Blutsverwandtschaft des Menschen- und Affengeschlechtes angesehen. Mez führte nun in die Blutbahn seiner Versuchstiere die Eiweißsubstanzen einer bestimmten Pflanze ein. Das Serum, das so gewonnen wurde, gab mit dem Preßsaft derselben Pflanze oder von Pflanzen derselben Art eine starke Reaktion; mit dem Preßsaft anderer Pflanzen eine schwächere oder gar keine Reaktion. Daraus wurde dann geschlossen, daß im letzteren Falle gar keine Verwandtschaft vorliege; das umgekehrte Ergebnis zeige dagegen Verwandtschaft an. Die Intensität des Ausfalls der Reaktion wurde als ein Maßstab für den Grad der Verwandtschaft angesehen. So hat man dann, von jeder Pflanze ausgehend, das Reich ihrer verwandtschaftlichen Beziehungen festgestellt. Die meisten dieser Ergebnisse dürften wohl einen sicheren Bestandteil unserer Wissenschaft bilden; die aus dem Grade der Reaktion abgeleiteten verwandtschaftlichen Beziehungen decken sich häufig mit dem, was man bisher aus der vergleichenden Morphologie geschlossen hat. In einzelnen Fällen mögen auch die durch die Königsberger Untersuchungen unternommenen Korrekturen und Lückenausfüllungen in der Stammtafel des Pflanzenreiches ihre Berechtigung haben. Aber es darf doch nicht vergessen werden, daß manche Tatsache dagegenspricht, auf Grund der Ähnlichkeit des Eiweißes, das die einzelnen Pflanzen aufbaut, und das für jede Pflanzenart charakteristisch sein soll, den Grad der Verwandtschaft abzulesen. So haben nach den Königsberger Untersuchungen die verschiedenen Gattungen der niedersten Pflanzen, der Algen, sehr ähnliches Eiweiß; und dennoch sprechen andere Merkmale ganz entschieden gegen eine Verwandtschaft. Ferner hat ein anderes botanisches Forschungsgebiet, aus dem man anfänglich Beweise für die Richtigkeit der Königsberger Resultate zu schöpfen glaubte, neuerdings doch gerade gegenteilige Ergebnisse gebracht. Es handelt sich um Versuche über die Transplantation von Organen und Organteilen der einen Pflanze auf eine andere Pflanze. Während es nun anfänglich so aussah, ganz im Einklang mit den Königsberger Arbeiten, als ob eine solche Überpflanzung nur bei Individuen der gleichen Art oder ganz nahe verwandter mit Erfolg möglich sei, häufen sich jetzt Beobachtungen, nach denen eine Transplantation bei Pflanzen glückte, die sicher in keiner Weise miteinander verwandt sind, und umgekehrt. Dies sind Tatsachen, die ohne Zweifel gegen die „epochemachende Bedeutung“ der genannten Untersuchungen sprechen. Aber ganz abgesehen davon, zieht die genannte Schule im stolzen Bewußtsein ihrer wertvollen Untersuchungsresultate aus ihren Arbeiten Folgerungen, die das Gebiet exakter Forschung überschreiten. Wenn reine Naturforscher sich auf philosophische Bahnen wagen, sind oft schon Dinge gesagt worden, die einer Kritik nicht standhalten. Man wird an die unmöglichen Haeckelschen Konstruktionen aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts erinnert; auch Mez konstruiert einen großen Stammbaum. Dieser beginnt am Grunde mit den Bakterien, dann kommen die Algen, die aus einem ihrer Seitenäste das ganze Tierreich entstehen lassen, und dann folgen alle Pflanzengattungen, die sich auf die Äste des Stammbaumes verteilen. Diese Konsequenz, ein Stammbaum, folgt in keiner Weise aus den Untersuchungen der Verwandtschaftsgrade der einzelnen Pflanzen. Die Annahme eines Stammbaumes ist im Gegenteil eine Voraussetzung, die wohl viele Naturforscher in ihrem Banne hält; aber heute beginnen wir die Dinge doch anders zu sehen als zu der Zeit darwinistischer Entwicklungs- und Abstammungskonstruktionen. Dr. M a g d e b u r g.

Eine amerikanisch-niederländische Neuguinea-Expedition ist Ende März d. J. aufgebrochen. Angeregt wurde sie von dem amerikanischen Smithonian-Institut und der Universität Berkeley in Kalifornien, die in der Person des Professors Matthew Stirling auch den Leiter gestellt hat, und unterstützt vom niederländisch-indischen Ausschuß für wissenschaftliche Untersuchungen. Der wissenschaftliche Stab besteht aus Amerikanern und Holländern. Das Hauptziel der Forschungen wird der mittlere Teil des großen Gebirgsrückgrates der Insel im Grenzgebiet zwischen Niederländisch-, Australisch- und dem früheren Deutsch-Neuguinea bilden, das noch gänzlich unbekannte Nassaugebirge. Erreicht werden soll es auf einer der wenigen Verkehrsstraßen der urwaldbedeckten Insel, einem der Flüsse: entweder von Norden her auf dem Mamberamo bzw. dem Rouffaerfluß oder von Süden her auf dem Kapare-Fluß. Bei der topographischen Erforschung und Aufnahme des Gebirges ist die Hauptrolle einem amerikanischen Wasserflugzeug zugedacht, das auch auf dem Lande niedergehen und aufsteigen kann. Die Hauptaufgaben der Expedition liegen aber auf ethnographischem Gebiet. In benachbarten Teilen Neuguineas sind in den letzten Jahren Zwergstämme entdeckt worden; man hofft noch weitere aufzufinden und ihre Kultur und Verwandschaftsverhältnisse eingehend untersuchen zu können. Außerdem sollen die Beziehungen und Unterschiede zwischen den Binnen- und den Küstenpapuas nach Möglichkeit erforscht werden. Wenngleich sowohl die normalwüchsigen als auch die Zwergstämme, die man im Umkreise kennengelernt hat, als friedlich gelten, wird die Expedition doch eine beträchtliche soldatische Bedeckung mitführen und soll auch mit Gasbomben und anderen neuzeitlichen Kriegsmitteln ausgerüstet sein, um allen Zwischenfällen ruhig ins Auge sehen zu können. An der Küste wird ein großes Vorratslager eingerichtet, von dem aus der möglichst weit ins Innere vorzuschiebende Hauptstützpunkt der Expedition fortlaufend mit Nahrungsmitteln versehen werden kann. Die Hilfsmittel der Expedition werden auf diese Weise gestatten, daß sie drei Monate lang von der Unterstützung durch die Eingeborenen unabhängig sein kann, und da auch die sonstigen Vorbereitungen sorgfältig getroffen zu sein scheinen, so kann man wohl mit einem guten Gelingen rechnen. M. W. G.

Was ist Galalith? Die Erzeugung des Original-Kunsthorns Marke „Galalith“ ist eine noch verhältnismäßig junge Industrie; sie wurde erst Anfang dieses Jahrhunderts in Harburg/Elbe in größerem Maßstab aufgenommen. Galalith ist ein hornartiges Material von edlen Naturprodukten in den mannigfaltigsten Farbtönen. Sein Name ist dem Griechischen entnommen (von Gala = Milch, Lithos = Stein), es bedeutet „Galalith“ demnach Milchstein. Das Wort „Galalith“ ist in allen Kulturstaaten als Warenzeichen geschützt. In unermüdlicher Arbeit und unter Aufwendung bedeutender finanzieller Opfer brachte es die Herstellerin des Galaliths, die Internationale Galalith-Gesellschaft Hoff & Co., Harburg a. d. Elbe dahin, aus der neuen Masse Rohmaterial in Form von Platten und Stäben in einer tadellos brauchbaren und verarbeitungsfähigen Beschaffenheit regelmäßig zu fabrizieren und damit auf den Markt zu kommen. Als der Abnehmerkreis sich immer weiter vergrößerte, erbaute die Internationale Galalith-Gesellschaft vor 18 Jahren eine neue große moderne Fabrik im Gelände des neuen Harburger Seehafens. Diese reichte bald aber auch nicht mehr aus, so daß schon nach einigen Jahren weitere bedeutende Fabrikgebäude errichtet werden mußten, die mit den praktischsten und modernsten technischen Einrichtungen versehen sind. Jetzt beschäftigt die Internationale Galalith-Gesellschaft in ihren Werken mehr als 1200 Arbeiter und Angestellte, und sie ist in der Lage, 20000 Kilo Galalith täglich herzustellen. Galalith hat die hervorragende und schätzenswerte Eigenschaft, daß es völlig geruchlos und nicht feuergefährlich ist. Es ist ein Idealmaterial für das Drechslerhandwerk, läßt sich sehr gut sägen, bohren, drehen, fräsen, schnitzen, nieten, schleifen, polieren, auch prägen, beizen, ätzen usw. Unendlich groß sind die Möglichkeiten, Gebrauchsgegenstände aus Galalith herzustellen. Sie alle hier aufzuführen, ermangelt der Raum.











Photographische Aufnahme



Erfolg nach 3 Monaten.







Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ✶ J · J · WEBER ✶ LEIPZIG

NR. 4234. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 6. MAI 1926

Sommertage in den Dolomiten. Die Höhenstationen und Sommerkurorte in den Dolomiten, welche eine außergewöhnliche Abwechslung in klimatischer Hinsicht, als auch speziell in landschaftlicher bieten, verteilen sich auf drei abgegrenzte Gebiete, von denen jedes einzelne wieder seine besonderen Anziehungspunkte aufweist.

Erstens das **Ortlergebiet** mit seinem ausgesprochenen, hochalpinen Charakter, mit seinen ausgedehnten Gletschern und schneebedeckten, herrlichen Bergen und Gebirgsmassiven. Hier bilden Sulden und Trafoi, beide am Fuße des Ortlers, vielbesuchte Standquartiere zum Kuraufenthalt, wie für Hochtouren. Von Neuspondinig (Station der Vinschgaubahn) verbindet die höchste Automobilstraße Europas, die Stilfserjochstraße, 2750 m hoch gelegen, sich mitten durch die Wunder der Gletscherregionen windend, das Etschtal mit dem Veltlin.

Als Nachbar der **Ortlergruppe** bildet zweitens das Gebiet der **Brenta** mit Adamello und Pressanella abwechslungsreiche, herrliche und seltene Gebirgsgruppen, welche sich südlich bis an die Ufer des Gardasees erstrecken und sich östlich an das Etschtal anlehnen. Hier bieten die bekannten Höhenstationen: Madonna di Campiglio, Campo Carlo Magno, Mendola, Molveno u. a. m., eine Fülle landschaftlicher und klimatischer Vorzüge und die herrlichen Autostraßen, welche einerseits von Bozen über Mendola-Male-Madonna di Campiglio nach Tione, Riva und Tione Trento führen, stehen anderseits durch den Tonalepaß und Apricapaß auch wieder mit dem Veltlin in Verbindung.

Als dritte und ausgedehnteste Gebietsgruppe stellt sich die **Dolomitengruppe** dar, welche einerseits vom Eisacktal und Pustertal begrenzt ist und sich südlich bis an die venezianische Ebene ausdehnt. Die Gebirgsformationen bilden hier ein ganz anderes Bild wie in den vorgenannten Gruppen und die Gebirgserhebungen sind um mehrere Hundert Meter niedriger als im Ortlergebiete. Auch fehlen mit einigen wenigen Ausnahmen die Gletscherformationen; mitten aus ausgedehnten dunklen Tannenwaldungen und blumenüberladenen Alpenmatten erheben sich die bizarren, kahlen, phantastischen Gesteinsformen der Dolomitengruppen, die teils gewaltige Felsenmassive, wie Schlern, Sellastock usw., teils zerklüftete, schlanke Felsenriffe, wie: Rosengartengruppe, Geislergruppe etc., teils aber auch zerklüftete und starkgegliederte Gebirgsgruppen mit Gletscher und senkrechten Wänden darstellen, wie die Marmolata, Monte Christall, Palagruppe u. a. m. Auch bieten schönangelegte breite Automobilstraßen, die sich über die vielen Paßübergänge winden, ein herrlich aussichtsreiches und vielbenutztes Verkehrsmittel. Die vielen Höhenstationen, seien sie nun am Ritten, wie Oberbozen-Klobenstein, oder seien sie am Fuße des Schlern, wie Seis-Salegg, oder im bekannten Grödnertal, wie St. Ulrich-Wolkenstein, oder seien es die bekannten Fremdenplätze Gossensaß, Sterzing im Eisacktal oder Bruneck-Sand, Pragser-Wildsee, Toblach im Pustertal, sowie auch die bekannten Dolomitenstationen: Karersee, Canazei, S. Martino oder Cortina d'Ampezzo, Misurina etc., sie alle diese Plätze bieten eine Fülle von Naturschönheiten und Anregungen zu sportlicher, gesunder Tätigkeit und auch zu längerem Kuraufenthalte auch für Ruhe- und Erholungsuchende. **Von den Höhen dieser Alpenketten bis hinab in die Rebfluren der Etsch, wo wundersam vereinigt Tannen und Palmen in den gesegneten Winterkurorten Meran und Bozen-Gries grünen, zeigt uns dieses Land eine solche Verschiedenheit des lokalen Klimas und vor allem aber so bunte Gegensätze der landschaftlichen Bilder, wie kaum ein anderes Gebiet Europas.**

Die Hotels sind durchweg modern gehalten, sauber und gut geführte Gaststätten, und die Preise im Vergleich zu dem Gebotenen überall bescheiden zu nennen.

Auskünfte und Kollektivprospekte durch das Syndikat der Höhenhotels, Sitz Meran.



Illustrirte Zeitung

Nr. 4234. 166. Band. Leipzig, Berlin, Wien, Budapest. 6. Mai 1926.

Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge.

Allgemeine Notizen.

Wissenschaftliche Studienreise durch Finnland. Der Verband deutscher Schulgeographen veranstaltet ab Stettin vom 17. bis zum 30. Juli eine Studienreise durch Finnland. Reiseleiter ist der Direktor des Geographischen Instituts und des Instituts für Finnlandkunde der Universität Greifswald, Prof. Dr. G. Braun. Dem Charakter der Studienreise entsprechend ist alles einfach und billig eingerichtet. Anfragen an das Institut für Finnlandkunde, Greifswald, Domstraße 14.

Der internationale Städtebau-Kongreß dieses Jahres findet, wie auf der vorjährigen Tagung in Neuyork beschlossen wurde, in Wien statt. Die Zeit vom 14. bis zum 19. September ist dafür in Aussicht genommen.

Soziale Anstalten in Bad-Nauheim. Die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte, Berlin hat in Bad-Nauheim ein Hotel in der besten Kurlage als Heim für ihre Mitglieder angekauft, in dem durchschnittlich 80 bis 100 Patienten untergebracht werden können. — Die Versorgungskuranstalt (Chefarzt Reg.-Med.-Rat Dr. Grünbaum), die als Anstalt des Reichsarbeitsministeriums die Aufgabe hat, innerlich kranken Kriegsbeschädigten Heilung und Erholung zu gewähren, hat jetzt ein neues Heim bezogen, das in besonderem Maß durch Bereitstellung von Einzelzimmern und behagliche Ausstattung geeignet ist, die für eine Sanatoriumskur wünschenswerten Bedingungen zu erfüllen. Außer den Angehörigen des ehemaligen Heeres können nach Maßgabe freier Plätze auf besonderen Antrag auch Reichs-, Landes- und Gemeindebeamte aufgenommen werden. — Die Verhandlungen zur Errichtung eines Postgenesungsheims werden voraussichtlich in nächster Zeit zum Abschluß kommen.

Rheinlandfahrten deutscher Frauen. Unter diesem Namen wurde ein gemeinnütziges Unternehmen gebildet, das weiten Kreisen die Möglichkeit schaffen will, auf bequeme und billige Art den Rhein zu sehen. Die erste Fahrt wird vom 21. bis zum 28. Mai stattfinden. Weitere Reisen folgen jeden Monat. Die Preise sind mäßig. Anmeldungen von Ehepaaren und deren Angehörigen sind aber gleichfalls willkommen. Anfragen und Anmeldungen an die „Rheinlandfahrten deutscher Frauen", Berlin W. 30, Münchener Str. 49 (Fernruf Lützow 2766).

Der Süddeutschlandflug 1926 findet vom 31. Mai bis zum 6. Juni statt. Er eröffnet die Reihe der drei

großen Flugveranstaltungen, die der Deutsche Luftfahrtverband (D. L. V.), die Zentralstelle für das deutsche Flugwesen, in diesem Jahr veranstaltet, wird als Zuverlässigkeits-Wettbewerb ausgestaltet und nimmt seinen Ausgang in Mannheim. Die Streckenflüge finden auf dem Dreieck Frankfurt a. M.–Bodensee–München statt. Für den Wettbewerb sind bis jetzt 65 000 Mk. als Preise ausgesetzt, doch soll diese Summe noch erhöht werden.

St. Blasien. Das Kurhaus St. Blasien ist an den Preußischen Lehrerverein verkauft worden, der das Haus im bisherigen Sinn weiterführen wird, zwar vorzugsweise für die deutsche Beamtenschaft, soweit der Platz reichen wird aber auch für das übrige Publikum. Als Ersatz für das Kurhaus hat die St. Blasier Hotel- und Heilstätten-A.-G. das Sanatorium Ebenhausen (800 m über dem Meer bei München) erworben, dessen Leitung der frühere Arzt des Sanatoriums Luisenheim in St. Blasien, Prof. Dr. Edens, übernommen hat. Als Ersatz für das bereits vor Jahresfrist an das Sanatorium St. Blasien abgetretene Sanatorium Luisenheim wurde in Bad Homburg das Park-Sanatorium erworben, das vor dem Krieg unter der Leitung von Dr. Pariser internationalen Ruf hatte, durch die Kriegsverhältnisse aber in Schwierigkeiten geraten war. Die neuen ärztlichen Leiter des Park-Sanatoriums in Bad Homburg sind Prof. Dr. Weinberg und Privatdozent Dr. Cahn-Bronner.

Autoreisen durch Deutschland. Die Nordische Gesellschaft in Lübeck veranstaltet in diesem Sommer eine Anzahl billiger 9- bis 16tägiger Gesellschaftsreisen, die ausschließlich Kraftwagen als Beförderungsmittel benutzen. Die Reisen, deren Teilnehmerzahl beschränkt ist, nehmen ihren Ausgangspunkt in Eisenach oder Erfurt, führen durch Thüringen, an den Rhein, nach Süddeutschland, nach dem Schwarzwald und sind mit Ausflügen nach der Schweiz verbunden. Nähere Auskünfte und Prospekte sind erhältlich von der Nordischen Verkehrsgesellschaft (Abt. Berlin), Berlin-Halensee, Eisenzahnstr. 64.

Pfingsten in England. Der Norddeutsche Lloyd bietet eine günstige Gelegenheit zu einer vielseitig interessanten Pfingstreise nach England unter Benutzung des großen, eleganten Doppelschrauben-Salondampfers „München“. Der Preis dieser am 22. Mai beginnenden Gesellschaftsreise beträgt 355 Mk. die Person. Genaue Einzelheiten finden sich in dem beim Norddeutschen Lloyd und seinen Vertretungen erhältlichen Reiseplan.







VERLAG VON JULIUS SPRINGER IN BERLIN W 9

Kritik der öffentlichen Meinung. Von Ferdinand Tönnies, Dr. phil. Dr. jur. h. c., Geheimer Reg.-Rat, ord. Professor der Staatswissenschaften an der Universität Kiel. (595 S.) 1922.
12 Reichsmark; gebunden 15 Reichsmark

.... Nun aber hat sich ein deutscher Gelehrter darangemacht, die Wurzeln und Gesetze der öffentlichen Meinung, ihren Sinn und ihre Auswirkungen, ihre Grundgestalt und die Hauptformen ihrer geschichtlichen, nationalen und systematischen Verzweigungen und Ausprägungen aufzudecken. So entstand das bewunderungswürdige Werk von Ferdinand Tönnies, Kritik der öffentlichen Meinung, in einem Umfang von nicht weniger als 583 Seiten. Ein in jeder Hinsicht erstaunliches Werk. Meisterhaft in der messerscharfen Bestimmtheit seiner Ausführungen, in der überlegenen Weitsicht und Sachlichkeit der Darlegungen, unvergleichlich lehrreich durch die in vollendeter Umsicht und Kenntnis durchgeführte Heranziehung aller in Betracht kommenden Literatur. Ein Standard Work, durch das wir Deutsche eine der ausländischen Behandlung des schwierigen Gegenstandes mehr als ebenbürtige Untersuchung erhalten haben. Auch in diesem Werk erweist sich Ferdinand Tönnies als jener glänzende Soziologe, Historiker, Sozialphilosoph und Sozialpsychologe, als der er sich auch in seinen anderen Büchern bewährt hat, vor allem in seinem Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft".
Professor Dr. Arthur Liebert im Berliner Tageblatt

Psychologie der Weltanschauungen. Von Dr. med. Karl Jaspers, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Heidelberg. Dritte, gegenüber der zweiten unveränderte Auflage. (498 S.) **1925.**
15 Reichsmark; gebunden 16.50 Reichsmark

Aus dem Inhalt: Einleitung. 1. Was eine Psychologie der Weltanschauungen sei. 2. Quellen einer Weltanschauungspsychologie. 3. Systematische Grundgedanken. 4. Disposition. — Kapitel I. Die Einstellungen. A. Gegenständliche Einstellungen. 1. Aktive Einstellung. 2. Kontemplative Einstellung. 3. Mystische Einstellung. B. Selbstreflektierte Einstellungen. 1. Kontemplative Selbstreflexion. 2. Aktive Selbstreflexion. 3. Reflexive und unmittelbare Einstellung; der Augenblick. C. Die enthusiastische Einstellung. — Kapitel II. Weltbilder. Einleitung. A. Das sinnlich-räumliche Weltbild. 1. Der Ort des metaphysischen Weltbildes als eines einzelnen Ganzen im Ganzen der Weltbilder. 2. Die inhaltlichen Typen. 3. Typen des philosophischen Denkens. — Kapitel III. Das Leben des Geistes. Einleitung. 1. Die Wertungen und Werttafeln. 2. Die Grenzsituationen. 3. Der lebendige Prozeß. 4. Die Struktur der Geistestypen. A. Skeptizismus und Nihilismus. 1. Stadien und Formen der nihilistischen Bewegung. 2. Der absolute Nihilismus in Psychosen. B. Der Halt im Begrenzten: Die Gehäuse. C. Der Halt im Unendlichen. 1. Der Geist zwischen Gegensätzen. 2. Der Geist nach der Art seiner wesentlichen Realität. 3. Die Polarität des Mystischen: Der Weg der Mystik und der Weg der Idee. — Anhang. Kants Ideenlehre.

374. 3. 26. 600





Sie werden mit dem Erfolg zufrieden sein.





CONSTANTIN-CIGARETTE

Die berühmte traditionelle
Marke des Hauses Constantin
in der altbekannten leichten
und milden Mischung.

25 Stück in Blechpackung



Alleinige Fabrikanten
WILHELM BENGER SÖHNE STUTTGART
Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen.

DANIEL SANDERS ZITATENLEXIKON

Sammlung von Zitaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten u. Sentenzen.

Von diesem bekannten und beliebten Nachschlagewerk erschienen zwei Ausgaben: a) Ausgabe im gewöhnlichen Format unserer Handbücher in Pappband, R.-M. 4.50, b) Geschenkausgabe auf holzfreiem Papier in Ganzleinen im grösseren Format von 14:20,5 cm, R.-M. 6.—.

VERLAG VON J. J. WEBER IN LEIPZIG 26.



Invalidenräder Krankenselbstfahrer, *auch mit Motorantrieb*, Krankenfahrstühle, solide Fabrikate. Katalog gratis. Rich. Maune, Dresden-Löbtau 2.

Umtausch alter Rasierklingen



Für jede Mulcuto-Goldklinge wird 1 alte Mulcutokl. m. 1 M. in Zahlung genommen, alte Mulcuto-Apparate m. 3.30 M. **Mulcuto-Werk, Solingen.**

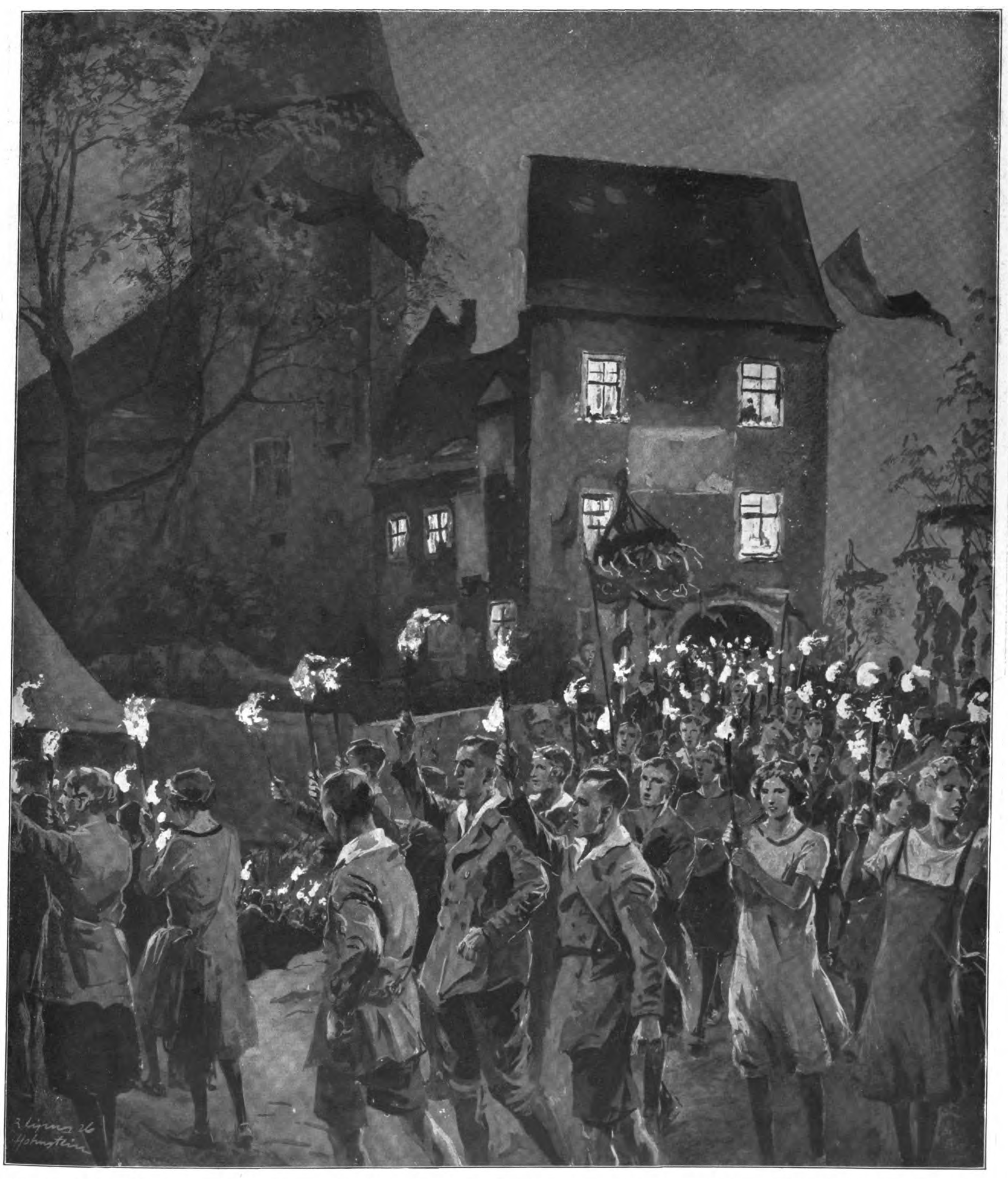





PROVIDENTIAE MEMOR
Felsche
PRALINEN
Das vornehme Geschenk

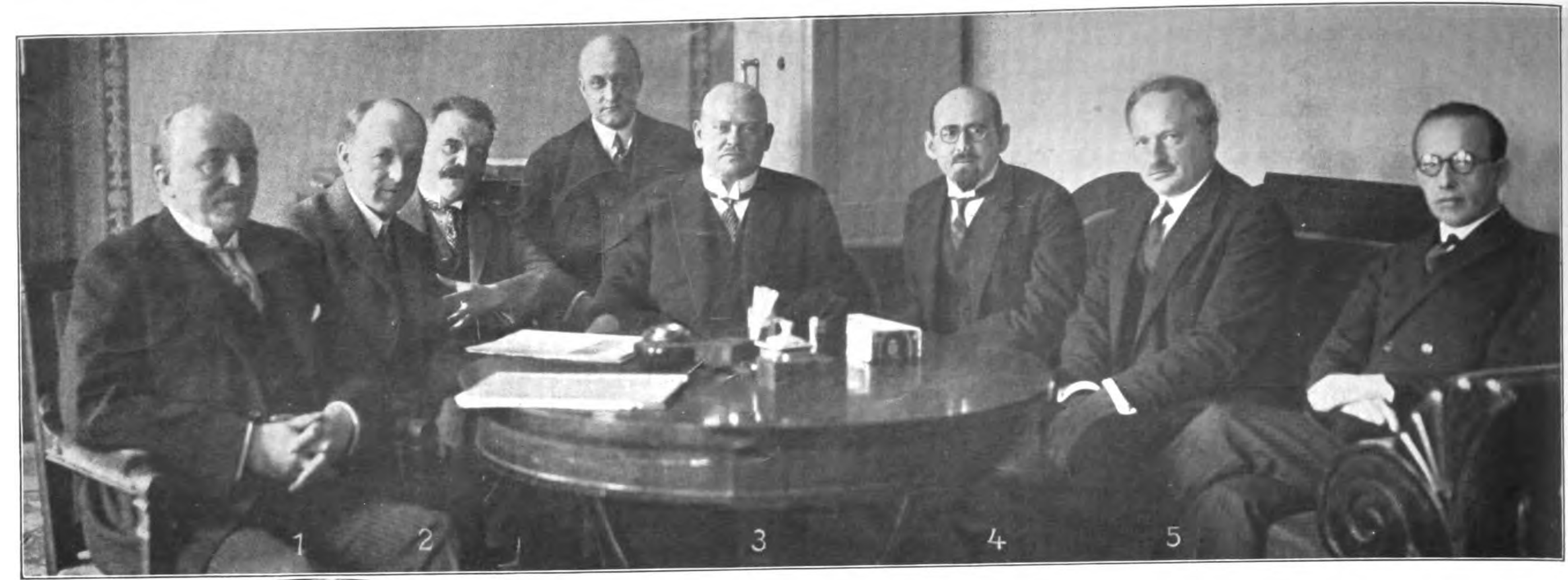

HOLT HAUS ALA
Zur geschmückten Tafel
gehören Gerichte in ansprechender Form. Die Gebra-Garnierspritze verleiht Torten und Nachspeisen ein immer neues, überraschendes Aussehen; man lobt die Geschicklichkeit der Hausfrau.
Der Gebra-Garniersatz besteht aus gut vernickelter Spritze und sechs verschiedenen, auswechselbaren Tüllen.
G A
Gebr. Arndt.
METALLWARENFABRIK QUEDLINBURG.
Durch alle guten Fachgeschäfte zu beziehen, wo nicht erhältlich, wenden Sie sich bitte an uns.

Illustrirte Zeitung



Von der Einweihung der Jugendburg Hohnstein in der Sächsischen Schweiz am 24. und 25. April: Der Festzug der Jugend beim Verlassen der Burg / Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus

(Vgl. hierzu den Beitrag auf S. 584 und 585.)



Die Unterzeichnung des deutsch-russischen Vertrages, die am 24. April im Auswärtigen Amt in Berlin erfolgte. 1 Staatssekretär Dr. v. Schubert; 2 Ministerialrat Gaus; 3 Außenminister Dr. Stresemann; 4 der russische Botschafter Krestinski; 5 Botschaftsrat Brodowsky.





Von der Rückkehr des erfolgreichen Meisterschwimmers Rademacher (Magdeburg) von seiner Amerikareise: Begrüßung Rademachers und seines Sportgenossen Frölich durch die Menge in den Straßen Hamburgs. **Links:** Beglückwünschung Rademachers (mit Blumenstrauß und Kranz) durch Dr. Kämpf, den Vorsitzenden des Schwimmklubs Hellas (Magdeburg), bei der Ankunft in Kuxhaven am 25. April.





Links: Von der am 26. April begonnenen Tagung des vom Völkerbundsrat zur Vorbereitung der künftigen internationalen Wirtschaftskonferenz einberufenen Ausschusses in Genf: Während der Verhandlungen unter dem Vorsitz des früheren belgischen Ministerpräsidenten Theunis (×) — **Rechts:** Vom Besuch Hindenburgs bei Generalleutnant v. Waldow, dem Gatten seiner Großcousine Marie, auf Schloß Sophienwalde bei Frankfurt a. d. Oder, wo er drei Tage zur Erholung weilte: Ankunft des Reichspräsidenten am 25. April, am Vorabend des Jahrestages seiner Wahl. (Phot. K. Aurig, Landsberg a. W.)

DAS BALTISCHE PROBLEM

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, geht das baltische Problem, das im engeren Sinne das Problem des baltischen Staatenbundes ist, einer überraschenden Wendung entgegen. Die Ostsee, vor dem Weltkriege der unbestrittene Machtbereich Deutschlands und Rußlands, wurde nach dem Versailler Frieden zu einem ausgesprochenen Kampfplatz der beiden Rivalen England und Frankreich, deren machtpolitische Kraftlinien sich nicht nur im Mittelmeer, sondern auch in der Ostsee schneiden. Als Schachbrett für ihr politisches Spiel dienten ihnen hier hauptsächlich die russischen Nachfolgestaaten Finnland und die drei Randstaaten Estland, Lettland und Litauen. An der Entstehung und Begründung dieser kernbaltischen Staaten hatte England von vornherein einen hervorragenden Anteil, unterstützte es doch den Freiheitskampf dieser kleinen Nationalstaaten gegen die Bolschewiki aufs tatkräftigste und mit Erfolg durch Lieferung von Waffen und Geld in der klaren Erkenntnis, daß ein Rußland vom Meer abschneidender Randstaatengürtel für die Sowjetunion in militärischer und wirtschaftlicher Hinsicht eine erhebliche Schwächung bedeuten müßte, zugleich aber auch ein wirksames Gegengewicht gegen Rußlands asiatische Machtpläne, die die englische Achillesferse, Indien, bedrohen. Die Randstaaten bilden somit ein wichtiges Glied in der gegen die Sowjetunion gerichteten englischen Front, die eine wirksame Verstärkung durch den im Locarnopakt erfolgten Zusammenschluß der Westmächte fand. Für Frankreich dagegen ist die Ostsee schon allein aus dem Grunde von ganz besonderer Wichtigkeit, weil sie die direkte und sicherste Verbindung sowohl über Danzig als auch über den polnischen Kriegshafen Gdingen mit Polen, seinem mächtigsten Verbündeten im Osten, darstellt.

Wenn die Bestrebungen Englands und Frankreichs bei der Unterstützung der weißen Heere der zaristischen Generäle Denikin, Judenitsch, Koltschak, Wrangel parallel gingen und sie als gemeinsames Ziel die Herbeiführung der politischen Restauration Rußlands verfolgten, so divergierten sie ganz erheblich nach der Liquidierung der erfolglos gebliebenen militärischen Interventionsversuche, ja, sie wurden geradezu entgegengesetzt, als es sich darum handelte, in den baltischen Ländern politische Kombinationen und Einflußsphären zu schaffen, um auf diese Weise das Ziel der Erringung der Vormachtstellung in der Ostsee zu erreichen. Zeigte sich bei diesem jahrelangen Ringen um den Erfolg der englische Einfluß am nachhaltigsten in Finnland und Lettland, so erwiesen sich Polen und Estland unverkennbar als die Favoriten Frankreichs. Die englische Diplomatie suchte zweierlei Kombinationen zu fördern, einmal einen skandinavischen Block unter Einschluß Finnlands und sodann einen Bund der drei kernbaltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen. Frankreich dagegen suchte einen Vierstaatenbund Finnlands, Estlands, Lettlands und Polens zustande zu bringen, in dem Polen, der Gendarm Frankreichs im Osten, die Führung übernehmen sollte. Bei den skandinavischen Staaten suchte Frankreich besonders engen Anschluß an Dänemark, das man in Paris in nicht mißzuverstehender Weise als den „Wächter der Ostsee" bezeichnete. Lange Zeit hindurch diente sogar Kopenhagen als Port d'attache für die französische Ostseedivision, an deren Stelle jetzt regelmäßige Rundreisen und Gefechtsübungen von Kriegsschiffen getreten sind. Die englischen baltischen Kombinationen sind unverkennbar gegen Sowjetrußland gerichtet, auf der andern Seite trachtete Frankreich danach, den Baltenbund der von Clemenceau inaugurierten, gegen Deutschland zielenden Ostbarrierepolitik dienstbar zu machen, um auf diese Weise nach den Worten des „Temps" „die deutschen politischen und wirtschaftlichen Expansionspläne in Rußland zu verhindern". Die Kleine Entente im Süden, in der Mitte Polen und im Norden der Baltenbund sollten zwischen Deutschland und Rußland eine unübersteigbare Mauer errichten.

Es ist interessant, zu sehen, was sich im Verlauf von sieben Jahren von diesen diplomatischen Plänen in langsamer, aber planmäßiger Entwicklung tatsächlich verwirklicht hat und somit als das Ergebnis der zahlreichen Konferenzen der Baltenstaaten in Helsingfors, Reval, Riga und Warschau betrachtet werden kann. Da ist zuerst festzustellen, daß sich England als der stärkere Teil erwiesen hat und das französische Projekt eines baltischen Bundes unter polnischer Führung endgültig gescheitert ist. Zwar sind auch Downing Street bisher nicht alle baltischen Blütenträume gereift, aber Englands Erfolg war doch so groß, daß man in der französischen Presse ganz offen zugibt, daß die Ostsee auf dem besten Wege sei, ein „englischer Binnensee" zu werden. Ein Baltenbund der drei Nationalstaaten ist allerdings noch immer nicht zustande gekommen, nur sein Kern ist vorhanden in dem estnisch-lettischen Allianzvertrag vom Jahre 1923, dessen Erweiterung auf Litauen auf der Kownoer Konferenz im folgenden Jahre sowie auch später an dem Widerstand Estlands scheiterte. Estland schwamm unter seinem Außenminister Pusta, dem früheren estländischen Gesandten in Paris, der sich einen französischen Privatsekretär hielt und bei seinem Besuch in London als ausgesprochener Gegner Englands ostentativ vom englischen König nicht empfangen wurde, völlig im polnisch-französischen Fahrwasser. Im August 1925 kennzeichnete die litauische Zeitung „Klaipedos Zinios" die Situation mit den charakteristischen Worten: „Polnische Intrigen haben das Zustandekommen des estländisch-lettländisch-litauischen Bundes verhindert. Besonders eifrig kommt der estländische Außenminister Pusta den Polen nach. Reval ist zum Zentrum der polnischen diplomatischen Aktiengesellschaft der baltischen Staaten geworden." Es war Pusta in der Tat gelungen, das Zustandekommen der Dreistaatenkonferenz zu Kowno zu vereiteln, da er sich Litauen gegenüber, das wegen Wilna mit Polen in latentem Kriegszustande lebt, aus Rücksicht auf Polen nicht binden wollte. Allerdings führte diese Haltung, für die übrigens mehr er persönlich als sein Land verantwortlich war, sowie sein Mißerfolg auf der Vierstaatenkonferenz im August 1925 in Warschau zu seinem Sturz und damit zu einer endgültigen Abkehr der estländischen Außenpolitik von der polnisch-französischen Linie. Bereits der am Vorabend der Konferenz von Genua am 17. März 1922 zwischen Finnland, Estland, Lettland und Polen abgeschlossene Warschauer Accord politique erwies sich letzten Endes als ein ausgesprochener Mißerfolg der polnisch-französischen Diplomatie. Dieses Abkommen, dessen Geltung auf 20 Jahre vorgesehen war, richtete sich nicht nur gegen Sowjetrußland, sondern auch gegen Deutschland, da Polen seine Hilfe gegen Rußland von einer propolnischen Stellungnahme der baltischen Staaten und Finnlands bezüglich der polnischen Westgrenze abhängig machte. Das Abkommen scheiterte, da der finnländische Reichstag es nicht ratifizierte. Man wollte sich in keine polnischen Abenteuer verwickeln lassen! Das gleiche Schicksal erlebte die im August 1925 in Warschau tagende Vierstaatenkonferenz derselben Staaten, weil Finnland auf englischen Druck hin das von dem estländischen Außenminister Pusta entworfene Konferenzprogramm, das unter Ausschaltung Litauens einen baltischen Vierbund unter polnischer Führung vorsah, ablehnte. — Um diese Zeit vollzog Finnland, nachdem es lange geschwankt hatte, endgültig seine Schwenkung nach Schweden und den skandinavischen Staaten hin, mit denen es ja die engsten Bande gemeinsamer Kultur und Geschichte verbinden. Die Teilnahme Finnlands an der Schiedsgerichtskonferenz der vier nordischen Staaten, der Besuch des schwedischen Königs und der schwedischen Flotte in Helsingfors zeigten aller Welt, daß sich Finnland fortan als skandinavischer Staat betrachtet. Die Beteiligung an einem baltischen Bund kommt nach dieser außenpolitischen Neuorientierung natürlich nicht mehr in Frage. Der Baltenbund genoß besonders bei der schwedischen Partei und dem größeren Teil der konservativen Partei, abgesehen von der antideutschen Tendenz, die ihm die polnische Diplomatie zu geben suchte, auch aus dem Grunde wenig Sympathie, weil er den ausgesprochen militärischen Charakter eines gegen die Sowjetunion gerichteten Schutz- und Trutzbündnisses hatte. Nach der Liquidierung des Karelischen Konfliktes im Jahre 1922 fühlt sich Finnland von Rußland durchaus nicht in dem Maße bedroht wie die Randstaaten, die Rußland vom offenen Meer abschneiden. Die veränderte politische Haltung Finnlands zeigt sich ganz besonders deutlich in der Tatsache, daß Finnland, das vor Jahren gemeinschaftlich mit Estland und Lettland die polnische Kandidatur zum Völkerbundsrat unterstützte, bei der letzten Genfer Tagung mit Lettland zusammen gegen die Gewährung eines ständigen Ratssitzes an Polen war. Die Politik Lettlands, das mit Polen immer noch Differenzen wegen der sechs Dörfer an der Düna hat, auf die Polen aus strategischen Gründen Anspruch erhebt, war besonders unter seinem Außenminister Meierowicz durchaus im Sinne Englands orientiert. Die kürzlich erfolgte Abberufung des völlig frankophilen finnländischen Gesandten Ehrström in Warschau, eines ausgesprochenen Agenten der französischen Einkreisungspolitik, unterstreicht die jetzige Richtung der finnländischen Außenpolitik bedeutsam.

Hat demnach Finnland schließlich den Weg eingeschlagen, der den Absichten des Foreign Office entsprach, so ist auch Dänemark trotz den Bemühungen der immer noch von Paris inspirierten konservativen Partei immer mehr dem französischen Einfluß entglitten. Besonders die jetzige Linksregierung verhält sich allen vom Quai d'Orsay begünstigten baltischen Kombinationen gegenüber äußerst reserviert. Man weist die Dänemark von Frankreich zugedachte Rolle eines „Wächters der Ostsee" an Sund und Belt unzweideutig zurück und wünscht, nicht durch das französisch-polnische Bündnis bei etwaigen französischen Flottenaktionen in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Selbst die offensichtliche Propagandareise des französischen Kultusministers de Monzie im September 1925 nach Dänemark, der bei dieser Gelegenheit von einem Dänemark sprach, an dem Frankreich interessiert sei, weil es die Brücke zum Osten bilde, hat nichts daran ändern können, daß Dänemark sich zu einer baltischen Politik unter französisch-polnischer Führung ablehnend verhält, dagegen die Annäherung Finnlands an die skandinavischen Staaten mit unverhohlener Freude begrüßt hat.

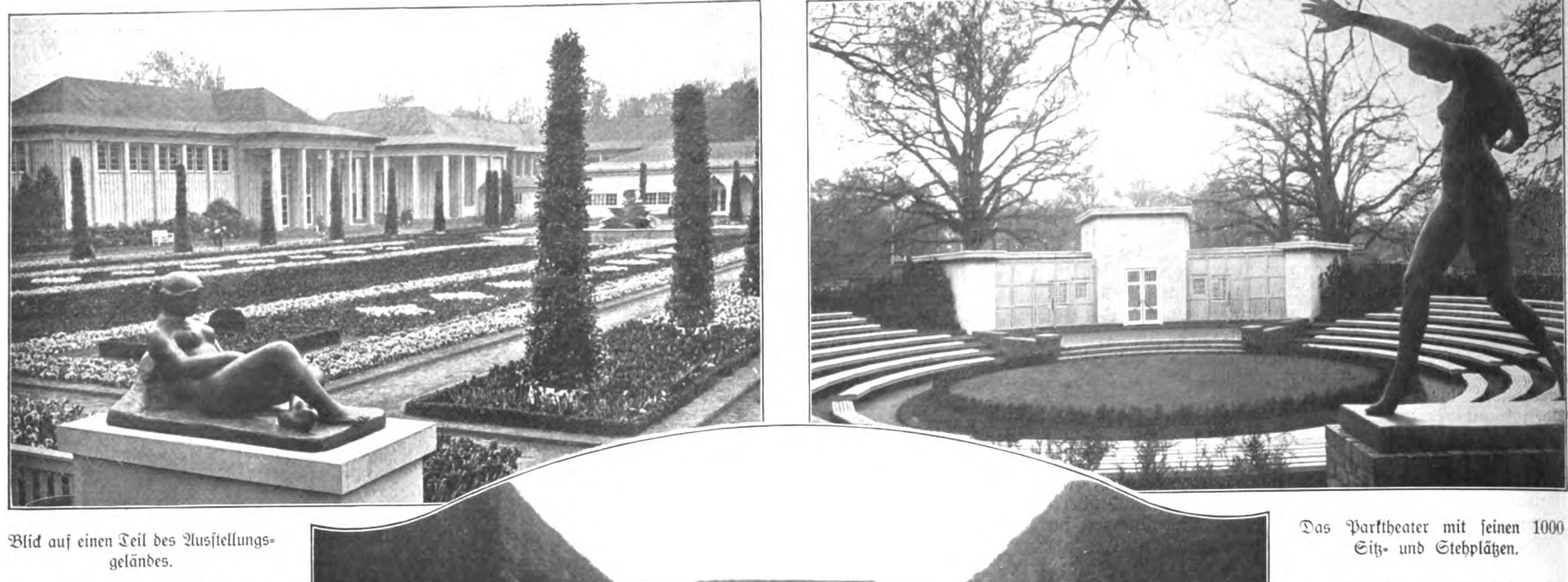
Was für eine Rolle hat nun der dritte große Gegenspieler in der Ostseepolitik, Sowjetrußland, das heute die stärkste Seemacht auf der Ostsee darstellt, bei der Entwicklung des baltischen Problems gespielt? Schon auf der Flottenabrüstungskonferenz zu Rom, die infolge der weitgehenden imperialistischen Forderungen der Russen mit einem Fiasko endete, zeigte es sich deutlich, daß die Räterepublik die Vormachtstellung in der Ostsee erstrebt und die hemmungslose rote maritime Expansionspolitik die Existenz der Randstaaten bedroht. Selbst Lenin hatte keinen Zweifel daran gelassen, daß die Sowjetunion die früheren russischen Kriegshäfen Reval, Riga, Libau auf die Dauer nicht entbehren könne, und das Volkskommissariat des Äußeren hat zu wiederholten Malen ganz unzweideutig erklären lassen, daß Moskau jede Ausdehnung des estländisch-lettländischen Bündnisses nach Norden oder Süden, also jeden Baltenbund, als einen gegen die Sowjetrepublik gerichteten feindseligen Akt ansehen werde. Nachdem es den Sowjetdiplomaten anläßlich der Londoner russisch-englischen Handelsvertragsverhandlungen unter der englischen Arbeiterregierung Macdonald nicht gelungen war, England zu einem politischen Desinteressement an den Randstaaten zu veranlassen, befolgte Moskau den baltischen Staaten gegenüber eine Politik nach dem bewährten Grundsatz: Divide et impera, indem es dem einen Staat wirtschaftliche Vorteile gewährte, die es den anderen versagte, während zugleich die Komintern, die 3. Internationale, die staatlichen Grundlagen dieser Staaten durch ausgiebige unterirdische kommunistische Propaganda zu unterwühlen suchte, die in Estland zu dem Revaler Putsch am 1. Dezember 1924 führte, der die Hand Moskaus deutlich erkennen ließ.

Wie man kurz vor dem Abschluß des deutsch-russischen Abkommens, des Berliner Vertrags, erfuhr, ist Moskau bereits vor der Genfer Völkerbundstagung, als Deutschlands Eintritt in den Völkerbund bevorzustehen schien, zu einer großen, gegen die englische Locarnopolitik gerichteten Gegenaktion geschritten, indem es an sämtliche baltischen Staaten mit Garantiepaktvorschlägen herantrat, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Angebot des Sowjetdiplomaten Wigdor Kopp vom Oktober 1923 haben, das damals die Sowjetregierung den drei Randstaaten und Polen machte, um sich für den Fall eines Sieges des Bolschewismus in Deutschland den Rücken freizuhalten. Diese übrigens nur mündlich gemachten neuerlichen Garantiepaktvorschläge haben sowohl in Finnland als auch in Polen eine entschiedene Ablehnung erfahren, und zwar hauptsächlich deswegen, weil Rußland an die Stelle eines Schiedsgerichtes lediglich besondere Ausgleichskommissionen nach dem Muster des russisch-türkischen Vertrages setzen will, was durchaus gegen den Völkerbundspakt verstößt, der doch für die baltischen Staaten bindend ist. Anders scheint sich jedoch Litauen dem russischen Angebot gegenüber zu verhalten, das bereits in der Memelfrage bei Rußland Unterstützung gefunden, und dessen Außenpolitik ständig zwischen einer Anlehnung an Rußland und Deutschland hin und her geschwankt hatte. Hier sind Verhandlungen im Gange, die sich unzweideutig gegen Deutschland wie auch gegen Polen und Lettland richten, da Moskau bereit ist, Litauen den Besitz des Memelgebietes zu garantieren, seinen Anspruch auf Wilna zu unterstützen, und eine Beteiligung an einem Baltenbunde verbietet. Sollte es wirklich zum Abschluß eines derartigen russisch-litauischen Garantie- und Neutralitätsvertrages kommen, der übrigens bei der offenen Abneigung, die Litauen schon immer dem Völkerbund gegenüber bekundet hat, durchaus nicht unwahrscheinlich ist, so würde dadurch dem Projekt eines Bundes der drei kernbaltischen Staaten allerdings ein tödlicher Schlag versetzt werden, und der noch vor kurzem von dem diplomatischen Mitarbeiter, dem bekannten Sprachrohr des Foreign Office, des „Daily Telegraph", prophezeite und ersehnte „Drei-Mächte-Staat" (Three-Power State) Estlands, Lettlands und Litauens würde nichts mehr als eine hoffnungslose Illusion bedeuten. Die englische baltische Politik hätte alsdann eine erhebliche Schlappe erlitten. Moskau dagegen wäre damit ein Durchbruch der englischen Ostseefront an einer überaus wichtigen Stelle gelungen. Winfried Lüdecke.

Tagesgeschichte

Das am 24. April im Auswärtigen Amt in Berlin unterzeichnete Abkommen zwischen Deutschland und Rußland, der sogenannte Berliner Vertrag, bildet eine Ergänzung des zwischen den beiden Staaten abgeschlossenen Rapallo-Vertrags und zugleich der Locarno-Verträge, bietet also nicht eigentlich Neues. Er bedeutet die Erweiterung des Kreises der Staaten, mit denen Deutschland friedenssichernde Abmachungen getroffen hat, nach dem Osten hin und enthält die Verpflichtung zur gegenseitigen Neutralität im Kriegsfalle oder bei wirtschaftlichen Boykotten. Das Aufsehen und die Erregung, die der Berliner Vertrag bei den fremden Staaten, vor allem bei Frankreich, trotz der offenen Haltung Deutschlands hervorgerufen hat, sind deshalb nicht recht erklärlich und höchst überflüssig.

Die Eröffnung der Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung in Dresden, die als 5. Jahresschau deutscher Arbeit veranstaltet wird, vollzog sich in Form eines feierlichen Aktes in der Großen Halle des Ausstellungsgeländes. Zu den Eröffnungsfeierlichkeiten waren die Reichsminister Dr. Külz, Dr. Reinhold und



Blick auf einen Teil des Ausstellungsgeländes.

Das Parktheater mit seinen 1000 Sitz- und Stehplätzen.

Teilnehmer an den Eröffnungsfeierlichkeiten beim Rundgang durch die Ausstellung Von links nach rechts: Der sächsische Justizminister Bünger; Hofrat Holst, zweiter Präsident der Ausstellung; Bischof Schäfer; Reichsernährungsminister Dr. Haslinde; Reichsinnenminister Dr. Külz; der sächsische Ministerpräsident Heldt; Reichsfinanzminister Dr. Reinhold. — Oben Mitte: Der Hortensien-Hain.

Aus der Jubiläums-Gartenbau-Ausstellung in Dresden, der fünften Dresdener Jahresschau deutscher Arbeit, die am 23. April feierlich eröffnet wurde.

Dr. Haslinde sowie zahlreiche Vertreter der Behörden und der Fachverbände erschienen. Die Ausstellung ist die erste große Veranstaltung dieser Art nach dem Kriege und führt in wirkungsvoller Weise die kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung des Gartenbaues vor Augen. Durch die Einbeziehung des Großen Gartens hat die Ausstellung eine wertvolle Bereicherung erfahren. In die Gesamtanlage sind ein Musterfriedhof, ein Parktheater, Rosen- und Parkgärten, Baumschulen, Gewächshäuser, Klein- und Schulgärten eingegliedert. Neben der Gartenbauausstellung soll von Ende Mai ab im Rahmen der Jahresschau die erste internationale Kunstausstellung der Nachkriegszeit in Dresden eröffnet werden.

Bei der Rückkehr aus Amerika wurden dem deutschen Meister im Brustschwimmen Erich Rademacher nebst seinem Klubkameraden Frölich und ihrem Begleiter und Trainer K. E. Behrens Ehrungen zuteil, wie sie ein Sportsmann in Deutschland noch nie erfahren hat. Am 25. April trafen die Schwimmer mit der „Deutschland" in Kuxhaven ein. Die nachfolgenden Empfangsfeiern in Hamburg und Altona bildeten einen wahren Triumphzug der beiden Amerikafahrer. Auch bei ihrem Eintreffen in Berlin und in ihrer Heimatstadt Magdeburg bereitete man ihnen begeisterte Begrüßungsfeiern. Am 28. April wurden sie vom Reichspräsidenten v. Hindenburg in Berlin empfangen. — Die Amerikareise der deutschen Meister mit ihren außerordentlichen Erfolgen hat Deutschland in der sportlichen Welt Amerikas einen bedeutenden Ruf verschafft. Gelang es doch Rademacher, außer sechs amerikanischen vier Weltrekorde im Brustschwimmen an sich zu reißen.

Der vom Völkerbund einberufene Ausschuß zur Vorbereitung der internationalen Weltwirtschaftskonferenz, deren Hauptziel die Herstellung des „wirtschaftlichen Friedens" sein soll, hat seine Verhandlungen am 26. April im Gartensaale des Palais der Nationen in Genf begonnen. An Stelle des vom Völkerbund ernannten, aber durch Krankheit verhinderten Präsidenten Gustav Ador (Schweiz) leitet der belgische Senator Theunis als Vizepräsident die Arbeiten des Ausschusses. 38 Mitglieder gehören dem Ausschuß an, sie vertreten darin Deutschland, Frankreich, England, Italien, die Vereinigten Staaten, Holland, Belgien, die Schweiz, Österreich, Polen, die Tschechoslowakei, Südslawien, Schweden, Portugal und schließlich Argentinien, Brasilien, Chile, Kolumbien, Kanada, Japan und Indien. Am 27. April hielt der Staatssekretär des Reichswirtschaftsministeriums Trendelenburg eine bemerkenswerte Rede, in der er darauf hinwies, daß die Welt sich in einem Krankheitszustand befinde, der in der Überindustrialisierung seinen Grund habe. Die Wirtschaft müsse rationalisiert und die Einheitlichkeit des Weltmarktes wiederhergestellt werden; dazu sei eine Verständigung zwischen den einzelnen Staaten nötig. — Für die Prüfung der einzelnen Fragen wurden drei Kommissionen eingesetzt. Der ersten Kommission, die sich mit den Problemen der Landwirtschaft, der Finanzen und Spezialfragen befaßt, gehört der deutsche Gewerkschaftsvertreter Eggert an; unter den Mitgliedern der zweiten Kommission, welche die Fragen der industriellen Produktion behandelt, befindet sich als deutscher Vertreter Dr. Lammers; zur dritten Kommission, die den Handel und die Absatzgebiete zum Gegenstand der Beratung hat, zählt von den deutschen Teilnehmern Staatssekretär Trendelenburg. Die bisherigen Ergebnisse der Vorarbeiten zur Weltwirtschaftskonferenz stimmen nicht allzu optimistisch.

Im Thronsaal des Palastes von Teheran fand am 25. April unter feierlichem Zeremoniell und in Anwesenheit des gesamten diplomatischen Korps die Krönung von Riza Khan Pählävi, des persischen Militärdiktators und späteren Premierministers, als Schah von Persien statt. Bei der Feier hatte man alles vermieden, was Erinnerungen an die frühere Dynastie wecken konnte. So trug der Schah eine neugeschmiedete Krone und bestieg auch nicht den alten berühmten persischen Thron, sondern den des Schahs Nadir, der vor 200 Jahren Delhi eroberte. Am gleichen Tage wurde in Berlin anläßlich der Krönung des Schahs ein Empfang in der persischen Gesandtschaft veranstaltet, an der außer den Vertretern der Reichsregierung und der Behörden fast sämtliche Gesandten Berlins teilnahmen.

Die Zusammenstöße zwischen Hindus und Mohammedanern in Kalkutta haben sich außerordentlich verstärkt und drohen, sich über ganz Nordindien auszubreiten. Diese Unruhen bedeuten das Wiedererwachen der religiösen Gegensätze in Indien und scheinen die jahrelange Arbeit Ghandis, des indischen Nationalisten, völlig zu vernichten. Die Engländer, denen dieser Zwiespalt vielleicht nicht ganz unerwünscht kommt, haben die Polizei in Kalkutta durch britische Truppen verstärkt, um den Unruhen hinreichend gerüstet entgegentreten zu können.

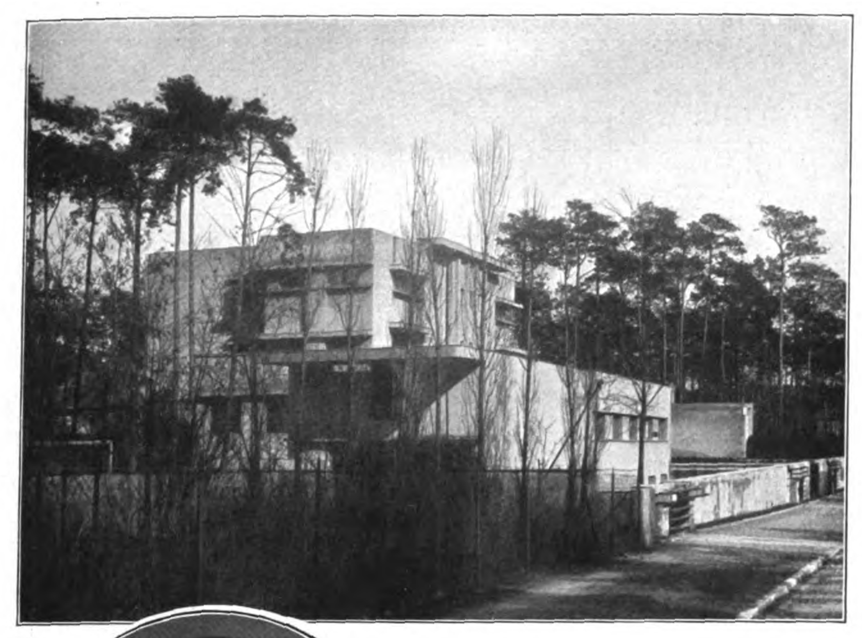
Die in der Stadt Udschda (Marokko) stattfindenden Vorfriedensverhandlungen zwischen Frankreich, Spanien und Abd el Krim zeigen einen ziemlich stockenden Verlauf. Da die Friedensbedingungen, die den Rifleuten auferlegt werden sollen, recht hart sind, wird eine rasche Lösung der Schwierigkeiten eines Friedensschlusses kaum zu erwarten sein.

Die verstorbene Ellen Key, die bekannte schwedische Schriftstellerin und Kultur-Reformatorin, wurde am 11. Dezember 1849 auf Sundsholm in Småland (Südschweden) geboren. Mit 35 Jahren begann sie ihre schriftstellerische Tätigkeit, aber ihre eigentliche Wirksamkeit setzte erst ein, als sie gegen die unwürdige Einschätzung der Frau der damaligen Zeit Stellung nahm und für eine bessere Kindererziehung eintrat. Von ihr stammt das berühmte Wort von dem „Jahrhundert des Kindes". Sie konnte noch den starken Erfolg ihrer Bestrebungen erleben.

Am 14. April verstarb der bedeutende Münchener Asien-Forscher Prof. Dr. Gottfried Merzbacher im Alter von 80 Jahren. Die Geographenwelt hat in ihm einen hervorragenden Forschungsreisenden verloren, dessen in zahlreichen Werken niedergelegte Reiseergebnisse von unschätzbarem Wert bleiben werden.

Bühnenschau

Im Frankfurter Schauspielhaus wurde das dreiaktige Drama „Brennende Erde" von Klabund uraufgeführt. Es spielt in einem bolschewistischen Rußland legendären Anstrichs. Marussja, ein unschuldiges, im Kloster aufgezogenes Kind, wird von dem Sowjetkommissar Rjurik geraubt und damit auf die in Sünden „brennende Erde" verpflanzt. Sie entflieht, wird aber gefaßt und der rohen Soldateska ausgeliefert. Geschändet, dennoch seelisch rein, stirbt sie. — Die gute Aufführung, der die Mitwirkung Clara Nehers, der Gattin des Dichters, in der Rolle der Marussja besonderen Reiz verlieh, konnte die dramatischen Schwächen des Stückes nicht verdecken, zeigte aber aufs schönste den reichen, stimmungsmäßigen Gehalt der Dichtung.





Links: Das neue, vor kurzem eingeweihte Haus der Deutschen Turnerschaft in Charlottenburg, in dem vorläufig nur die Geschäftsstelle untergebracht ist, das aber zu einer Turnerschule mit vorbildlichen Turn- Sport- und Spielanlagen ausgebaut werden soll. **Rechts:** Der Hauptausschuß der Deutschen Turnerschaft.



Admiral Paul Rampold,
Vizepräsident des Automobilklubs von Deutschland, der sich um das deutsche Automobilwesen verdient gemacht hat, † am 21. April.



Das erste Flugzeug der am 19. April eröffneten Luftverkehrslinie Malmö–Kopenhagen–Travemünde–Berlin–Dresden nach seiner Landung auf dem Flugplatz in Travemünde. Vor dem Junkers-Großflugzeug der Lufthansa: 1 Senator Strack, Lübeck; 2 Der schwedische Generalkonsul Holmberg, Lübeck; 3 Virchow, Flugleiter des Gaues Hamburg; 4 Marinebaurat Neesen, Travemünde; 5 Rodschinka, Führer des Flugzeugs.



Kommerzienrat Richard Sichler,
Generaldirektor der Lingner-Werke A.-G. in Dresden, konnte kürzlich seinen 50. Geburtstag begehen.
(Phot. E. Schneider, Berlin.)



Professor Dr. h. c. Gottfried Merzbacher,
bekannter Münchener Asien-Forscher, Erschließer der bayerischen Alpen, des Kaukasus und des Tien-Schan (China), † am 14. April, 80 Jahre alt.

Ellen Key,
die bedeutende schwedische Schriftstellerin, Vorkämpferin auf dem Gebiet der Frauenbewegung und Kindererziehung, † am 25. April im 77. Lebensjahre.





Links: Eine Neuheit in der Geschichte des Schachspiels: Der Doppelsimultan-Wettkampf der Schachmeister Alechin (links) und Niemzowitsch in Berlin am 23. April. In dem Wettkampf, bei dem 25 Spieler gleichzeitig je eine Partie gegen Alechin und Niemzowitsch zu spielen hatten, siegte Niemzowitsch, indem er 18 Partien gewann und 7 remis machte. — **Rechts:** Bei den Vorbereitungen zur Großen Berliner Kunstausstellung: Prof. Dr. Langhammer (der Dritte von links), Präsident der Ausstellung im Kreise der Mitglieder der Aufnahme-Kommission während der Prüfung der eingesandten Bildwerke.



Von der Erstaufführung des Schauspiles „Unsere Kinder“ von J. Zwangwill im Deutschen Theater zu Berlin am 20. April: Szene aus dem 2. Akt mit Grete Mosheim und Hubert v. Meyerinck als Mary und Fred, die Kinder des Richters Sundale. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Die Jugendburg Hohnstein.

Hohnstein, Deutschlands größte Jugendburg, die am 24. und 25. April feierlich eingeweiht wurde, liegt auf steiler Bergwarte über den zerklüfteten Felswänden des malerischen Polenztales. Von ihren Zinnen schweift der Blick hinüber zur Bastei, zum Königstein und Lilienstein, zu all den vielgestaltigen Felsbildungen der Sächsischen Schweiz; von fern grüßen die Berge der Lausitz und der waldumsäumte Kamm des Erzgebirges. Vom Markte aus steigen wir zur Burg hinauf. Das alte kursächsische Wappen grüßt von ihrer Außenmauer, von den Zinnen wehen lustig blaugelbe Wimpel mit dem Verbandszeichen der Deutschen Jugendherbergen. — Wir treten in den äußeren Hof der Burg, einer ehemaligen Gefangenenanstalt, ein. Breit lagert sich das Verwaltungsgebäude vor. Es enthält die Kanzlei, in der die jugendlichen Gäste sich anmelden und ihren „Burgpaß“, Speisemarken usw. erhalten. In den Obergeschossen liegen eine Reihe von Gastzimmern sowie Räume, die als Ferienheim für jugendliche Arbeiter, Angestellte und Lehrlinge benutzt werden. Ein langer Tordurchgang führt durch das Torhaus, an dessen Stirnseite eine Sonnenuhr die Zeit weist, nach dem inneren Burghofe. Um ihn herum ziehen sich die Kapelle und die Gebäude, die zahlreiche größere und kleinere Schlaf- und Tagesaufenthaltsräume, den Festsaal, hinreichende Bade- und Waschräume enthalten. Der Festsaal, der in seiner einfachen und praktischen Raumgestaltung schlicht und vornehm wirkt, wurde durch eine großzügige Spende des sächsischen Arbeits- und Wohlfahrtsministeriums geschaffen. Er soll besonders bei Sing-, Spiel- und Bildungswochen sowie Jugendtagungen benutzt werden. Unter den Tagesaufenthaltsräumen, deren lichtfrohe Farben das schwermütige Grau der alten Gefangenenanstalt verdrängt haben, wirken das Lausitzer, Meißner, Freitaler und das Gewerkschaftszimmer besonders einladend und traulich, vornehmlich die beiden ersten in ihrer feinen Stil-

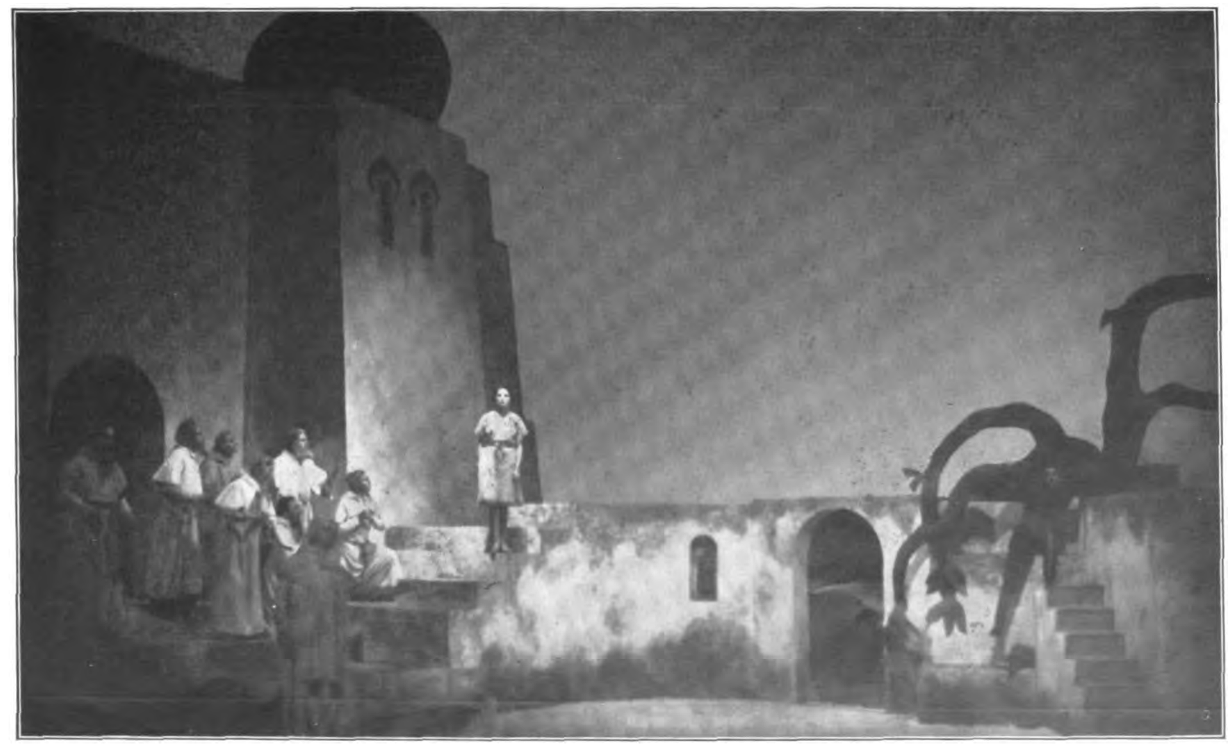
Die Damen Woiwode und Geßner als Antonia und Teresa in der Erstaufführung von Hugo v. Hofmannsthals Komödie „Christinas Heimreise“ am 23. April im Josefstädter Theater zu Wien. Regie: Prof. Max Reinhardt. (Phot. Willinger, Wien.)

Die Uraufführung von Hans Gáls Bühnenwerk „Das Lied der Nacht“, einer dramatischen Ballade in drei Bildern von K. M. Levetzow im Stadttheater zu Breslau am 24. April: Drittes Bild. 1 Irene Karman als Äbtissin; 2 Gertrud Wießner als Hämone; 3 Gertrude Geyersbach als Prinzessin Lianora; 4 Josef Witt als der namenlose Sänger; 5 Karl A. Neumann als Tancred; 6 Alfred Glaß als Kanzler. (Phot. F. Krapp, Breslau.)

Bei seiner Uraufführung in Breslau wurde dem Werke von Hans Gál „Das Lied der Nacht“, einer dramatischen Ballade von K. M. Levetzow, dankbarer Beifall zuteil. Die Erbprinzessin Lianora (im Sizilien des 12. Jahrhunderts) soll ihren ungeliebten Vetter Tancred heiraten, wünscht sich aber den Unbekannten, der die wunderschönen Lieder in die Nacht zu singen pflegt, zum Gatten. Der Sänger entpuppt sich als niederer Sklave, ersticht sich zu den Füßen der Prinzessin, und sie geht ins Kloster.

Die im Deutschen Theater zu Berlin zum ersten Male gegebene Komödie „Unsere Kinder“ (We moderns) des Londoner Schriftstellers J. Zangwill behandelt das unbändige Aufbegehren der übermodernen jungen Generation gegen die Eltern. Am Ende aber kehren die Kinder reumütig zu ihnen zurück. Dieser sentimentale, kompromißhaft banale Schluß schmälerte die Freude an dem Stück.

Das Lustspiel „Christinas Heimreise von Hugo v. Hofmannsthal, das am Josefstädter Theater in Wien unter Max Reinhardts Regie aufgeführt wurde, hat das unerschöpfliche Thema des Einander-Findens und -Wiederverlierens zum Gegenstand. Die Aufführung bereitete einen heiteren, sanften Genuß.



Von der Uraufführung des Dramas „Brennende Erde“ von Klabund im Schauspielhaus zu Frankfurt a. M. am 21. April: Szenenbild aus dem 1. Akt. In Szene gesetzt von Richard Weichert; Bühnenbilder: Ludwig Sievert. (Phot. N. & C. Heß, Frankfurt a. M.)

Ein Schlafraum.

Ein Tagesaufenthaltsraum.

Blick auf die Jugendburg Hohnstein.

anpassung an die heimatliche Bauernkunst. Mehrere ehemalige Einzelzellen sind zu gemütlichen Zimmern mit je zwei Betten, einem Tisch, zum Teil noch mit einem einfachen Schreibtisch und einer Wascheinrichtung ausgestattet worden. Diese Räume sind ganz besonders von Einzelwanderern oder kleinen Gruppen begehrt. In den hellen luftigen Schlafsälen stehen rund 800 Betten, außerdem können noch gegen 250 Notlager in Bodenräumen zur Verfügung gestellt werden. So kann Hohnstein eine große Zahl von jugendlichen Gästen aufnehmen; im Jahre 1925 beherbergte die Burg bereits über 35500. Die sehr gut ausgerüstete Burgküche vermag die Essenzubereitung für eine mehrhundertköpfige Besatzung zu übernehmen. Im inneren Burghofe, dessen Mitte eine prächtige alte Linde, umgeben von einem schmucken Grasplatz mit Blumenbeeten, ziert, erhebt sich die Burgkapelle, die für religiöse Jugendfeiern zur Verfügung steht.

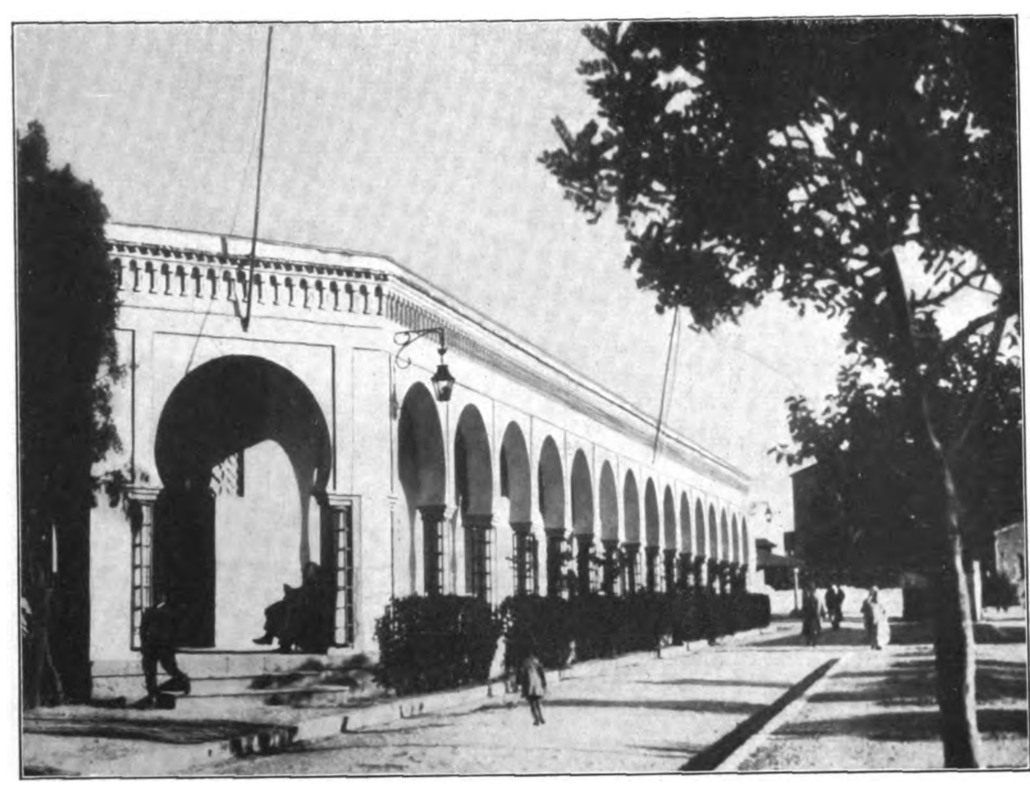


Der innere Burghof.

DIE JUGENDBURG HOHNSTEIN IN DER SÄCHSISCHEN SCHWEIZ

Vom Burghof gelangt man über eine steile Treppe und ein Ausfalltor hinab in den Burgpark. Er bietet ein natürliches Freilichttheater, auf dessen Terrasse am Tage der Burgweihe ein würdiges Festspiel dargeboten wurde, während die Tausende und aber Tausende von Jugendlichen in ihren farbigen Gewändern die grauen Hänge gegenüber belebten. Im Park ist auch hinreichend Raum zu Spiel und Tanz. So zeigt sich Hohnstein als neueste, größte und prächtigste Jugendburg Deutschlands. Ihr Pächter, der Zweigausschuß Sachsen vom Verbande für Deutsche Jugendherbergen, hat keine Mittel gescheut, sie den jungen Wanderern als würdiges Geschenk darzubieten. Mögen von ihr Segensströme ausgehen zum Wohle unserer Jugend und damit unseres Volkes und Vaterlandes.

Otto Richter, Dresden.



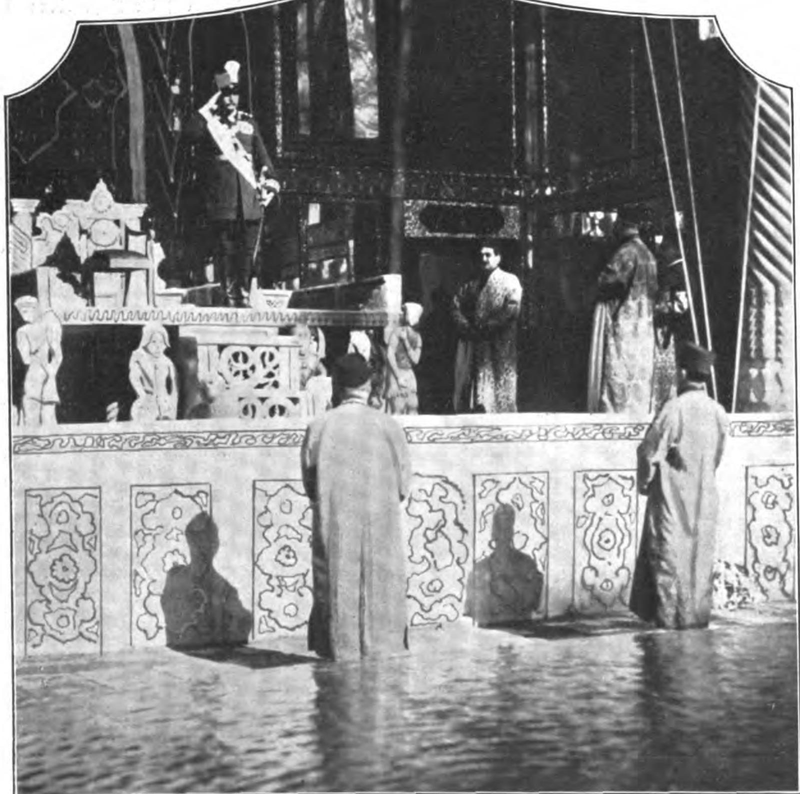


Von den Vorfriedensverhandlungen in Marokko, die in der Stadt Udschda geführt werden: Das französische Konsulatsgebäude, in der die Verhandlungen stattfinden. Rechts oben: Die Abordnung des Rifs für die Friedensverhandlungen; links Abd el Krims Außenminister Azercano.

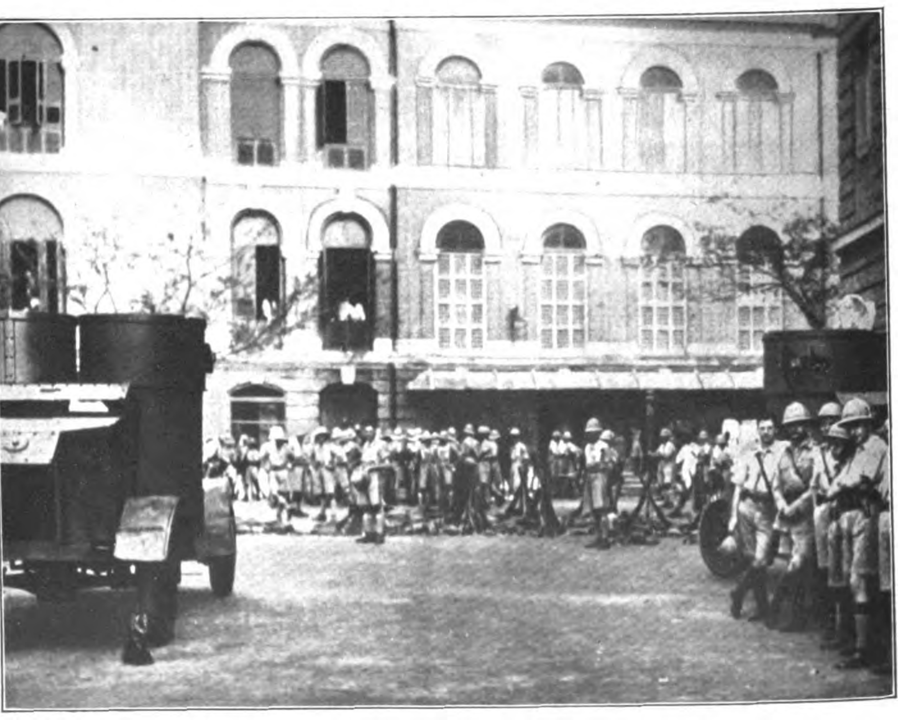




Vom Endspiel um den Pokal des englischen Fußballverbandes im Wembley-Stadion bei London am 24. April, bei dem die „Bolton Wanderers" gegen „Manchester City" mit 1:0 siegten: König Georg V. von England beim Beglückwünschen der Sieger. Das Pokalspiel gehört zu den größten Ereignissen des englischen Fußballsportes; 100 000 Zuschauer beobachteten den Kampf. Mitte links: Deutsche Flugzeuge in Südamerika: Taufe eines Dornier-Verkehrsflugzeugs der Scadta-Fluggesellschaft (Sociedad Colombo Alemana de Transportes Aereos) in Kolumbien.



Unter der neuen Dynastie in Persien: Riza Khan, der am 25. April gekrönte Schah von Persien (auf dem Thron stehend), beim Erteilen einer Audienz an persische Würdenträger.



Von den Kämpfen zwischen Hindus und Mohammedanern in Indien: Alarmbereite Hilfstruppen für die Polizei mit Maschinengewehren und Panzerautos vor dem Polizeihauptquartier in Kalkutta.



(Schluß.)

Sie schritten durch den dämmerstillen Park, am Weiher vorbei, wo die schwarzen Schwäne ruderten, wo die Rosen dufteten, überschwenglich süß.

Junge Vögel zwitscherten im Traum aus dunklen Laubkronen, von der nahen Dorfstraße klang das Lachen der Mägde, die den letzten Heuwagen heimbrachten.

Ein Lied klang von fern, kam näher, von heller Stimme gesungen:

„Setze du mir einen Spiegel ins Herze hinein,
Damit du kannst sehen, wie so treu ich es mein'!"

Sie waren stehen geblieben. Sie lauschten dem Lied und setzten dann ihren Weg fort — ein Schweigen lag zwischen ihnen.

Ich werde die Beweise schaffen! Bald, bald! Sie hat mir die Erlaubnis gegeben dazu! Und dann wird sie frei sein und dann — dann erst darf ich sie fragen! Das waren des Mannes Gedanken, der schweigsam neben Maria Otten schritt. Sie winkte den Diener, der von den Ställen kam, heran.

„Jochen, sagen Sie dem Chauffeur des Herrn Doktors Bescheid. Das Auto soll an der Gartenterrasse vorfahren!"

„Sehr wohl, Frau Baronin!"

Sie traten in die offene Tür zu dem Stall der Reit- und Wagenpferde.

Den sauber gefegten Gang entlang gingen sie an den Pferden vorbei, die die Köpfe aufwarfen mit den flockigen Mähnen und das Heu zogen aus der Raufe und den goldgelben Hafer malmten aus den blanken Marmorkrippen.

Ordnung und Sauberkeit, wohin der Blick auch traf. Der Inspektor Adomeit war tüchtig.

Sein Vater und Großvater schon hatten den Ottens gedient. Er war mit Hohenkrähen verwachsen wie mit eigenem Besitz.

Sein Herr ließ ihm freie Hand. Er rechnete nicht wegen jeden Groschens! Ganz anders war er als die Frau Baronin, die überall sich einmischte und Einblick in die Bücher verlangte! Und verstand doch nichts davon! Sollte lieber endlich den Erben bringen, sonst ging das Majorat an die Nebenlinie!

Peter Adomeit spie im Bogen aus und ging weiter zurück in die Scheune, die dem Pferdestall gegenüberlag.

Das mit dem Hund war nun auch so eine Laune von der Gnädigen! Direkt von der Landstraße hatte sie den Köter aufgelesen und heimgebracht! Wozu eigentlich? Näheres wußte man nicht.

Der Jochen war ein Esel, der das Maul nicht gern aufmachte.

Als er sich heute morgen den Hund mal besehen wollte, war der an ihm hochgegangen mit gefletschtem Gebiß.

Zeit war's, daß der Herr heimkam!

„Sehen Sie, Doktor, das ist Harras. Für hundert Mark hab' ich ihn losgekauft von seinen Peinigern! Einen Lumpenkarren zog er und war beinahe fertig, der arme Kerl!"

„Eine Ulmer Dogge. Ganz reinrassig!" sagte Doktor Grüttner halblaut. „Ich schätze, er ist auf den Mann dressiert! Sehen Sie sein Auge! Wie prüfend er mich anstarrt, jede Muskel, jeder Nerv gespannt! Jetzt steht er auf! Ein Prachtkerl! Geben Sie acht, Baronin!"

Er zeigte nach einem Sack, der mit Korn gefüllt an der Wand lehnte. Die Dogge scharf ins Auge fassend, rief er kurz und befehlend:

„Faß', Harras! Faß' ihn!"

Aber der Hund rührte sich nicht. Er wandte den schönen, schlanken Kopf nach Maria Otten und sah sie an mit den klugen, goldhellen Lichtern.

Sie verstand, er erwartete ihren Befehl. Was kümmerte ihn der Fremde, der dort drüben stand!

Ganz leise rief nun die Baronin Otten: „Faß', Harras!"

In hohem Sprung setzte die Dogge über den trennenden Gang auf den Sack, und ihn umreißend, grub sie die Zähne tief in den morschen Stoff, daß dieser klaffend auseinanderriß.

„Er ist dressiert! Und er gehorcht nur Ihrem Befehl! Er kennt nur Ihre Herrschaft an über sich. Das ist gut, sehr gut!" sagte Dr. Grüttner leise.

„An deinen Platz, Harras!" rief Maria Otten kurz.

Und aufs Wort gehorchend, wühlte sich die Dogge in ihre Decken ein.

Bald darauf verließ das Auto mit Doktor Grüttner das Schloßgut Hohenkrähen, und Maria Otten sah dem Daimler nach, bis der letzte Schimmer der großen Scheinwerfer im Dämmergrau des Abends verschwunden war.

*

Der Novembersturm riß die letzten gelben Blätter von Baum und Strauch im Park von Hohenkrähen.

Der Nebel lag schon seit Tagen über dem flachen Land und über den meilenweit sich erstreckenden Waldungen, in die im tiefsten Winter die Wölfe von Rußland herüberwechselten.

Ein feiner Regen ging nieder.

Das Korn war längst gedroschen, die Wintersaat bestellt, die Kartoffelmieten fertig. Nun begann der Winter mit seiner Kälte draußen, mit Gemütlichkeit und Wärme in den niedrigen Räumen der Leutehäuser.

Die kurzen Tage kamen und die langen Abende, wo man beim Krugwirt sein Spielchen machte bei einem steifen Grog und daheim die Weiber und Marjellen beim Stricken und Federschleißen saßen, während in der Ofenröhre die Bratäpfel knisterten und der Kaffeetopf nie leer wurde! Wo man kichern und schlabbern konnte, was das Zeug hielt, und um Mitternacht der Moorpudel umging!

Schön waren die Wochenabende am bullerheißen Ofen, schöner noch die Sonntage, an denen man im Schlitten zur Kirche fuhr oder auf dem Schneeschuh und am Nachmittag die Musik im Krug zum Tanz lockte. Da saßen die Alten bei Kaffee und Waffeln, und die Jungen tanzten im Saal, der mit bunten Girlanden und Lampions geschmückt war. Oh, schön war der Winter!

Wenn der Schnee fiel in dichten Flocken und Weg und Steg, Wiese und Feld einhüllte in seine weißen Decken, wenn der Frost seine silbernen Netze spann von Baum zu Baum und die Sonne am lichten Morgen flimmernde Brillanten über diese stumme, weiße Welt zu streuen schien.

Wohl war der Winter schön auch in dem alten Herrenhaus auf Hohenkrähen, aber er war einsam wie in einem abgeschiedenen Kloster, wie auf einer verwunschenen Insel!

Der November aber mit seinen windzerrissenen Nächten, seinen Nebeln, seinem unablässigen Regen war trostlos!

Früher hatte die Baronin Otten dies nicht so empfunden. Da war sie mit dem Gatten nach Königsberg hinübergefahren, wenn der Regen kam und der Novembersturm, und sie waren erst kurz vor Weihnachten heimgekehrt, wenn die Schlittenbahn tauglich war und den Verkehr mit den Nachbargütern ermöglichte.

Aber diese Zeiten waren längst vorbei! —

Wie lang das her war, daß sie im Winter in Königsberg war und dort glänzende Feste verlebte, daß sie ein Konzert oder die Oper besucht hatte! Daß sie die See rauschen gehört, wenn der Frühling kam, daß sie am Strand gelegen oder in den Dünen auf Schwarzort und Kranz!

Immer war er ohne sie gereist alle diese Jahre, immer länger war die Zeit geworden, die er abwesend war, um den Wirtschaftsbetrieb ganz und gar dem Adomeit zu überlassen.

Immer größer waren die Forderungen geworden, die er an ihr Vermögen stellte, denn ihr Vater hatte das Kapital so angelegt, daß ohne ihre Unterschrift und Vollmacht nichts ausbezahlt werden konnte! Heute wußte sie, daß er sie betrog und wohl immer betrogen hatte. Ganz allein stand sie!

Die Eltern tot, Freundschaft kannte sie nicht, dazu waren ihr die wenigen Nachbarn zu fern und zu fremd geblieben, und von der Verwandtschaft war nur noch ein Vetter da, der jetzt im Ausland lebte! Und doch, einen Freund hatte sie: Doktor Grüttner!

Er war kurze Zeit verreist gewesen und hatte ihr viele Kartengrüße gesendet, den letzten von Venedig! Gestern abend war er zurückgekehrt! Heute vormittag hatte er bereits angerufen und ihr mitgeteilt, daß er gute Nachrichten für sie habe.

Und Maria Otten lächelte, trotz des einsamen Sonntagabends, trotz des Nebels und Regens, der den Park, die ganze Landschaft da draußen einhüllte in Nässe und Trostlosigkeit.

Die große Standuhr wies auf acht. Der Diener war geräuschlos eingetreten und schob den Teewagen an den runden Tisch vor dem Kamin und deckte auf. Er entzündete die Spiritusflamme unter dem Samowar und ordnete auf der Glasplatte die verschiedenen kalten Schüsseln, die die Mamsell so zierlich angerichtet hatte.

Der Baronin Otten war der düstere Speisesaal verhaßt. Sie nahm ihre einsamen Mahlzeiten lieber in dem traulichen Wohngemach, wo alles vereint war, was ihr Freude und Unterhaltung brachte. Da war ihr Feurich in der Tiefe des Zimmers, halb bedeckt von einer kostbaren indischen Seidendecke, und ihr Schreibtisch stand vor einem der hohen Rundbogenfenster, daneben befand sich die Bibliothek mit all ihren Lieblingswerken. Da war der Erkerplatz mit dem runden Biedermeiertischchen, und auf seiner eingelegten Platte lag die beinahe vollendete Leinenstickerei. Blumen blühten dort in verschwenderischer Fülle, Veilchen und Maiblumen aus den Treibhäusern, deren leisen, süßen Duft sie so über alles liebte. Von den hohen Wänden herab grüßten Gemälde und Kostbarkeiten, Andenken an fremde Länder, die sie heimgebracht von den Reisen, welche der Vater mit ihr jedes Jahr unternommen hatte, um ihr die Welt, die wundervolle Welt zu zeigen!

Auf einer dieser Reisen hatte sie ihren Gatten kennengelernt. Zehn Jahre lagen zwischen dem Damals und dem Heute!

Maria Otten schlug das Buch zu, in dem sie gelesen, und stützte den Kopf in die Hand. Schwere Gedanken quälten sie wieder einmal.

Da hob sich Harras von dem braunen Bärenfell am Kamin und trat zu der Herrin. Ganz sacht schob er den schönen, schmalen Kopf auf die Armlehne ihres Sessels.

Wie der Hund sie kannte! Wie er fühlte, wenn sie traurig war!

Nun war er schon viele Wochen auf Hohenkrähen, völlig eingewöhnt und erholt. Straff spannte sich das wundervoll gepflegte silbrige Fell um seinen Körper, stolz trug er den schönen, edlen Kopf mit den goldhellen Lichtern!

Unvergessen stand die Qual vergangener Jahre vor ihm, da man ihn „Bumke" rief und er in Sielen lief durch Regen und Kälte, durch Staub und Hitze. Unauslöschlich war seine Treue, seine Dankbarkeit für die schöne, die angebetete Herrin!

Sie strich ihm über das weiche, glänzende Fell und lächelte.

„Du hast ganz recht, Harras! Wir dürfen nicht zurückblicken. Wir müssen beide den Kopf hochhalten! Jetzt gilt es, Harras! Alle Kraft, allen Mut, alle Entschlossenheit müssen wir einsetzen!"

Die Scheidungsklage lief nun ihren Weg. Noch ehe das alte Jahr zu Ende ging, würde sie frei sein, würde das Leben, das Glück seine goldenen Tore vor ihr auftun!

Nur eines beunruhigte sie. Das war das passive Verhalten ihres Gatten — sein Schweigen. Auch Grüttner stand vor diesem Rätsel. Keiner seiner Briefe, keine Depesche fand eine Antwort.

Niemand wußte seinen augenblicklichen Aufenthalt, auch der Detektiv nicht, den Grüttner für diesen „Fall" angenommen, der alle Beweise aufgebracht hatte, Marias Ehe zu lösen.

Dieses Schweigen, das nun schon wochenlang vor ihr stand wie eine Mauer, peinigte sie, löste eine quälende Unruhe in ihr aus. Es war immer wie ein Warten in ihr auf etwas Furchtbares, was sie umkreiste, umschlich wie eine sich nähernde Gefahr!

Sie hörte durch die schweren Läden das Rauschen des Regens, den Sturm, der die nassen Wipfel bog, und lauschte dabei in die Totenstille des Hauses, in dem sie sich so allein wußte an diesem Abend!

Die Küchen- und Hausmädchen waren natürlich im Krug bei der Tanzmusik, und die Zofe und der Diener hatten sich auch dazu Urlaub erbeten. Sie waren jung und verlangten nach ein wenig Abwechslung und Freude. Die alte Haushälterin aber dröselte über einem Marlitt-Roman in ihrem Stübchen neben der Küche.

Maria Otten wendete ihre Aufmerksamkeit dem Buch wieder zu, aber sie konnte dem Inhalt kein Interesse abgewinnen. Sie sah in die dunkelnde Ecke des großen Raumes, wo in dem Marmorkamin das Feuer flammte und glühte, wo der Hund seinen Platz hatte.

Er war aufgestanden und hielt den Kopf lauschend den Fenstern zugewendet. Dann schlich er lautlos zurück, aber er mied jetzt den hellen Platz am Feuer. Er duckte sich im Schatten nieder.

Gleichzeitig hörte Maria Otten Schritte im Korridor, den festen, elastischen Schritt von jemand, der sich zu Hause fühlt!

Ihr Gatte war heimgekehrt! —

Sie saß wie gelähmt in dem hochlehnigen Sessel und starrte auf die Tür, die jetzt ungestüm aufgerissen und wieder geschlossen wurde. Ein großer, schlanker Mann war in das Zimmer getreten im regennassen ledernen Automantel, das kühne, scharfgeschnittene Gesicht umrahmt von der ledernen Autohaube, die er tief in die Stirn gezogen hatte.

„Ah, Maria! Guten Abend! Da wäre ich also! Nicht mein Geist, sondern ganz wirklich ich selbst in Fleisch und Blut! Die Überraschung ist gelungen, wie ich sehe!" Er lachte leise und spöttisch und trat in die Mitte des Zimmers, bis dicht an den großen runden Tisch, vor dem sie saß.

Sie sprach kein Wort, sie rührte sich nicht.

Nun war sie da, die Gefahr, und sie wunderte sich, wie klar sie auf einmal denken konnte, wie genau sie jede seiner Bewegungen verfolgte.

„Verflucht gemütlich und behaglich ist es hier! Schade, daß ich so wenig Zeit habe! Aber mein Auto wartet draußen im Park! Bin gefahren wie der Leibhaftige! Nur beim Krug habe ich gestoppt und festgestellt, daß unsere gesamte Dienerschaft dort tanzt, bis auf den Adomeit, den alten Fuchs. Günstig für unsere Unterhaltung, teuerste Maria, keine löffelnden Dienerohren an den Türen! Du gestattest..."

Er warf den pelzgefütterten Ledermantel auf den nächsten Sessel und löste den Riemen der Autohaube.

Aber er setzte sich nicht.

Er stemmte beide Hände auf die Platte des Tisches und bog sich zu ihr nieder. „Du hast die Scheidungsklage eingereicht, nicht wahr?"

„Das habe ich!" Groß und dunkel hielt ihr Blick dem seinen stand.

„Und wer hat dir geholfen dabei? Wer hat die Spürhunde auf mich gehetzt? Du wirst mir den Namen nennen, oder..." Er brach ab, und über das verwüstete, einst schöne Gesicht zuckte es wie ein neuer, plötzlicher Entschluß.

„Die Minuten sind kostbar! Für diese Bagatellen ist später Zeit genug. Also, ich bin mit allem einverstanden, ich gebe dich frei! Aber nur unter einer Bedingung!"

Er griff in die Seitentasche des Smokings, und sie sah jetzt erst den Gesellschaftsanzug an ihm, die tadellose Wäsche, die weiße Krawatte, die tief ausgeschnittene Weste.

„Unterschreibe diesen Scheck, und du bist frei, Maria! Ich gebe dir mein Ehrenwort, daß ich dann nie wieder deinen Weg kreuzen und dich nie wieder behelligen werde!"

Sie las die Anweisung durch. Sie lautete auf die Ostdeutsche Bank in Königsberg, zahlbar auf die Summe von 500000 Mark. Er legte den geöffneten Füllfederhalter neben sie.

„Schreibe!" befahl er kurz und scharf.

„Ich unterschreibe nicht!" sagte sie leise und fest.

„Du unterschreibst nicht?" wiederholte er mit heiserer, fremder Stimme. „Siehst du, darum bin ich selbst gekommen, zum Sonntagabend, wo du allein bist! — Du kannst uns retten, Maria, dich und mich! Wenn ich leben soll, wenn du weiterleben willst, dann wirst du unterschreiben, mir das Geld geben und dann deine Freiheit haben! Aber mein Wort darauf, daß ich erst dich und dann mich selbst von allen Qualen unseres verspielten Lebens befreien werde, wenn du mir diese Summe verweigerst!"

Sie sah die Waffe in seiner Hand, sie sah seinen Blick voll finsterer Entschlossenheit, voll Haß... Ja, er war zu allem fähig, auch zum Letzten. Und sie? — und sie?

Warum zögerte sie, den Hund zu rufen, der nur ihres Anrufs wartete? Warum war ihr die Kehle wie zugeschnürt? Warum ging es über ihre Kraft, die Dogge zum Angriff zu hetzen auf den Mann, der einst ihr Glück, ihre Seligkeit bedeutet hatte?

Sie griff nach dem Füllfederhalter und setzte die Feder an.

Noch immer war der todbringende Lauf der Waffe auf sie gerichtet. Sie schrieb ihren Vornamen Maria, langsam Buchstaben für Buchstaben, und der Mann neben ihr atmete auf, die Hand mit der Waffe sank herab.

Und jetzt hob sie den Kopf, und sekundenlang streifte ihr Blick die Kaminecke, wo Harras lag, wo seine Augen wie grüne Smaragde aus dem Dunkel leuchteten.

„Schreibe!" befahl ihr Gatte rauh und packte ihre Schulter mit eisernem Griff.

Maria schrie auf vor Jammer und Qual.

Von neuem wollte er die Hand heben mit der Waffe, aber er kam nicht mehr dazu.

In federndem Sprung setzte die Dogge aus dem Dunkel. Ihn rücklings zu Boden reißend, grub sie ihm den furchtbaren Fang in die Kehle. Des Mannes Röcheln erstarb im Blitz und Knall der sich entladenden Waffe, die seine Rechte umklammert hielt.

Schräg seitlich war die Kugel eingedrungen in Harras, mittenhinein in sein tapferes Herz, und noch im Verenden biß er sich tiefer in die Kehle des unter ihm Liegenden.

Baron Otten war tot.

*

Jahre ziehen dahin wie die rastlosen Wellen eines Stromes. Das Majorat Hohenkrähen ist an eine Nebenlinie der Ottens gefallen. Peter Adomeit steht nun dem neuen Besitzer zur Seite.

Frohes, lachendes Leben herrscht jetzt auf dem alten Edelsitz. Am frühen Morgen schon begleiten die drei jungen Töchter ihren Vater auf seinem Ritt ins Gelände; sie gehen mit ihm auf den Pirschgang und sind voll Jubel über die Jagdgründe in den wundervollen Waldungen.

Es weht eine neue, frische Luft auf Hohenkrähen. Ein Gestüt ist eingerichtet worden und eine Brennerei. Es gibt Arbeit für jeden, und wer sich drücken möchte, fliegt hinaus. Die schönen alten Zeiten mit ihrem Schlendrian und dem Kartenspiel im Krug sind vorbei.

Man hat den verwilderten Park durchforstet bis zum Waldrand hinüber, wo die mächtigen Eichen rauschen und schlanke Birken eine verwitterte Steinbank umstehen. Zum Frühling schlägt dort eine Amsel ihr erstes Lied.

Die drei jungen Baronessen lieben die alte Bank, wo die großen Eichen stehen und die weißstämmigen Birken. Sie wissen, es war der Lieblingsplatz der Baronin Maria Otten. Sie sprechen hier nicht laut und dämpfen ihr Lachen, denn unter den alten Eichen wölbt sich ein schmaler Hügel.

Ein weißer, glattbehauener Stein liegt darauf. Er trägt nur ein Wort, einen Namen, eingemeißelt:

„Harras!"

Doktor Grüttner hat seine Praxis in Königsberg aufgegeben. Gleich nach seiner Vermählung mit Maria Otten hat er bei Eltville eine Besitzung gekauft. Wer den Rhein aufwärtsfährt, dem fällt wohl die weiße Villa auf, die weit vor dem Städtchen sich aus grünen Parkwipfeln erhebt mit Türmchen und Säulengängen, wie ein Märchenschloß.

Maria Grüttner ist eine sehr glückliche Frau.

Ihr Gatte betet sie an, ihr kleiner Stiefsohn gedeiht wie eine Blume im Sonnenlicht.

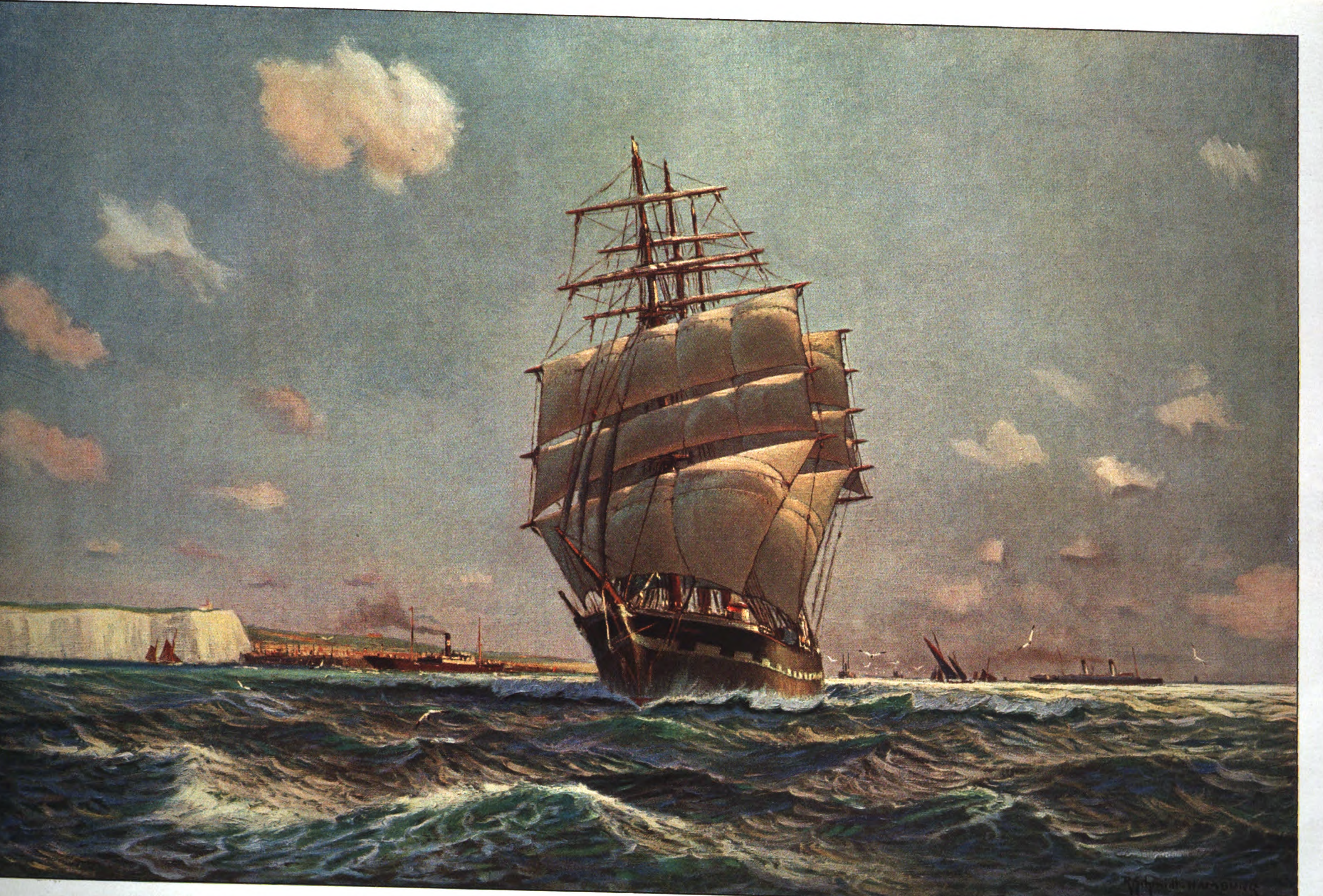
Nur manchmal verdunkeln sich ihre Augen, voll Trauer, und ihre Lippen schließen sich zusammen wie im Schmerz.

Wenn es Abend wird und die Glocken das Ave läuten über den breiten, grünschimmernden Strom...

Wenn am lichtgoldenen Himmel die Schwalben kreuzen und beim sinkenden Tag die Erinnerungen kommen, wie verwehte Träume...

Dann bleibt ihr Blick haften auf dem abgenützten Lederhalsband eines Hundes, das auf dem Schreibtisch liegt. Vor ihr taucht eine staubgraue Landstraße auf im Sonnenbrand, ein Karren, mit Lumpensäcken beladen, und davor ein müder, abgetriebener Hund...

Und ihre Hand streicht über das alte Lederband mit dem Silberbeschlag, zart, behutsam, wie über ein Heiligtum.



An der Südküste Englands: Im Kanal bei Dover / Nach einem Gemälde von R. Schmidt-Hamburg

Moderne deutsche Exlibris. / Von Richard Braungart.



Willi Geiger.



Michel Fingesten.

Es hat einmal eine Zeit gegeben — eine sehr lange Zeit sogar; denn sie hat vom Ausgang des 15. bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts gedauert — in der man nur eine einzige Art von Exlibris gekannt hat, das Gebrauchsexlibris nämlich, das seiner Bestimmung gemäß auch tatsächlich in Bücher eingeklebt worden ist. Als aber das Exlibris gegen Ende des 19. Jahrhunderts nach einer längeren Periode, während der es als gedrucktes, von Künstlerhand entworfenes Besitzzeichen fast vergessen war, wiederaufzuleben begann, da interessierten sich sofort die Graphiksammler dafür. Man fing an, Exlibris zu tauschen, wie man Marken und dergleichen tauscht. Und so ergab es sich fast von selbst, daß neben dem eigentlichen Gebrauchsexlibris, das zum Eingeklebtwerden bestimmt ist, sich gleichzeitig das sogenannte Luxus- oder Sammlerexlibris entwickelte, das zunächst keine praktische Bedeutung hat, sondern nur den Sammler durch graphische Qualitäten und geistreiche Einfälle erfreuen soll. Es begreift sich leicht, daß die meisten Sammler das weit anregendere und wirkungsvollere Luxusexlibris dem Gebrauchsexlibris vorziehen, welch letzteres, wenn es seinen Zweck erfüllt, einfach, sachlich und dekorativ, wenn auch nicht ohne Geist und Phantasie, ersonnen und ausgeführt ist. Das Sammlerexlibris aber ist in seinen Möglichkeiten beinahe unbegrenzt. Denn was ließe sich nicht in Beziehung zu einem Buchbesitzer bringen? Alles, was unmittelbar in seiner Interessensphäre liegt, eignet sich dazu. Aber auch darüber hinaus ist der Phantasie des Künstlers kaum eine Schranke gesetzt. Und er kann hier dem echt deutschen Trieb zum Grübeln und Philosophieren, zum Tiefsinn und zur Träumerei weit mehr und ungehinderter Folge leisten als auf den meisten anderen Gebieten der angewandten und freien Graphik. Diese Freude des Künstlers an willkommenen Aufgaben (die vielfach auch dann noch willkommen bleiben, wenn unverständige Auftraggeber versuchen, durch allzu viele Wünsche den freien Flug der Künstlerphantasie zu hemmen) und die Freude des Sammlers an originellen und graphisch reizvollen Blättern haben bewirkt, daß in den letzten 25—30 Jahren eine heute bereits unübersehbare Zahl von Exlibris entstanden ist, die wohl gelegentlich auch als Gebrauchsblätter verwendet werden, meist aber nur in den Mappen der Sammler zu finden sind. Und in diesen Blättern hat, wofür jede größere Sammlung den Beweis liefern kann, eine solche ungeheure Menge von Einfällen künstlerischer und gedanklicher Natur Gestalt gewonnen, daß dieses Sammelbecken bildgewordenen deutschen Geistes kaum jemals ganz ausgeschöpft werden kann. Leider gehen viele achtlos daran vorüber; denn sie können es dem Exlibris nicht verzeihen, daß es sich von den heraldischen Fesseln befreit und seine moderne Form selbst geschaffen hat; und außerdem sehen sie nur die Auswüchse der Sache und wollen nicht zugeben, daß es keine Bewegung ohne Geschmacklosigkeiten und unberufene Mitläufer gibt, die doch für die Beurteilung des Positiven an ihr ganz ohne Bedeutung sind. Wer aber ohne Voreingenommenheit und mit aufnahmebereiten Sinnen eine Auswahlsammlung moderner deutscher Exlibris durchsieht, wird immer von neuem erstaunt sein über den unerhörten Reichtum an Formen und Ideen und an graphischem Können, der sich in diesen Blättern offenbart. Und er wird überzeugt sein, daß einmal eine Zeit kommen wird, in der auch die breitere Öffentlichkeit an dieser Fülle Anteil nehmen wird. Heute sind wir freilich noch weit davon entfernt; denn außer den Sammlern und jenen wenigen, die in ihre Mappen Einblick nehmen können, weiß fast niemand von dem Schatz, der hier aufgehäuft ist.

Von den Künstlern, die vor einigen Jahrzehnten das moderne, nichtheraldische Exlibris geschaffen haben, sind heute nur noch wenige am Werk,



Martin E. Philipp.



Emil Orlik.



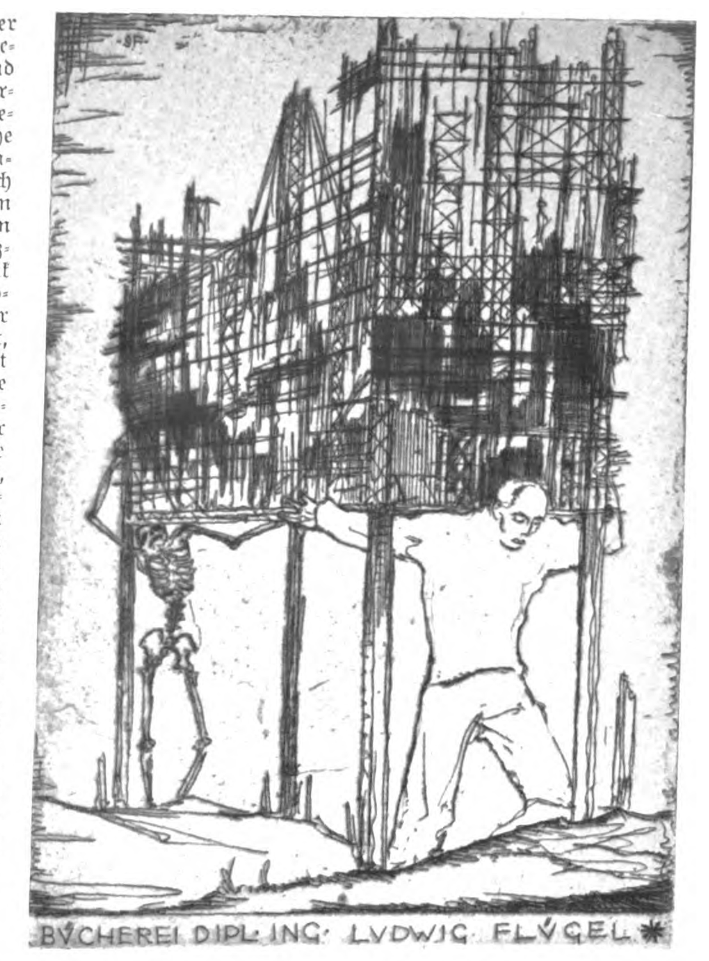
Karl Ritter.



Hubert Wilm.

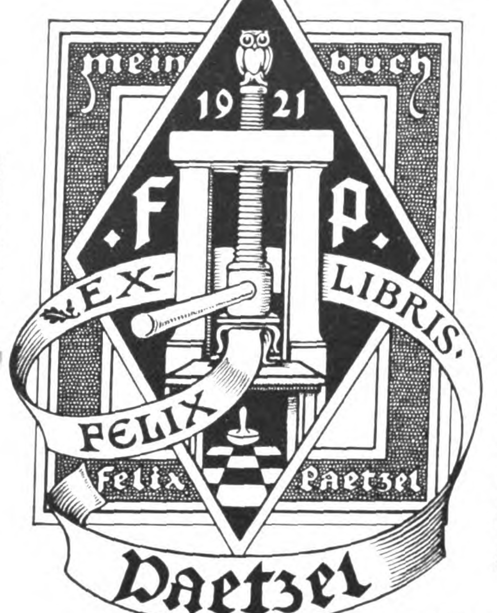


Walter Helfenbein.

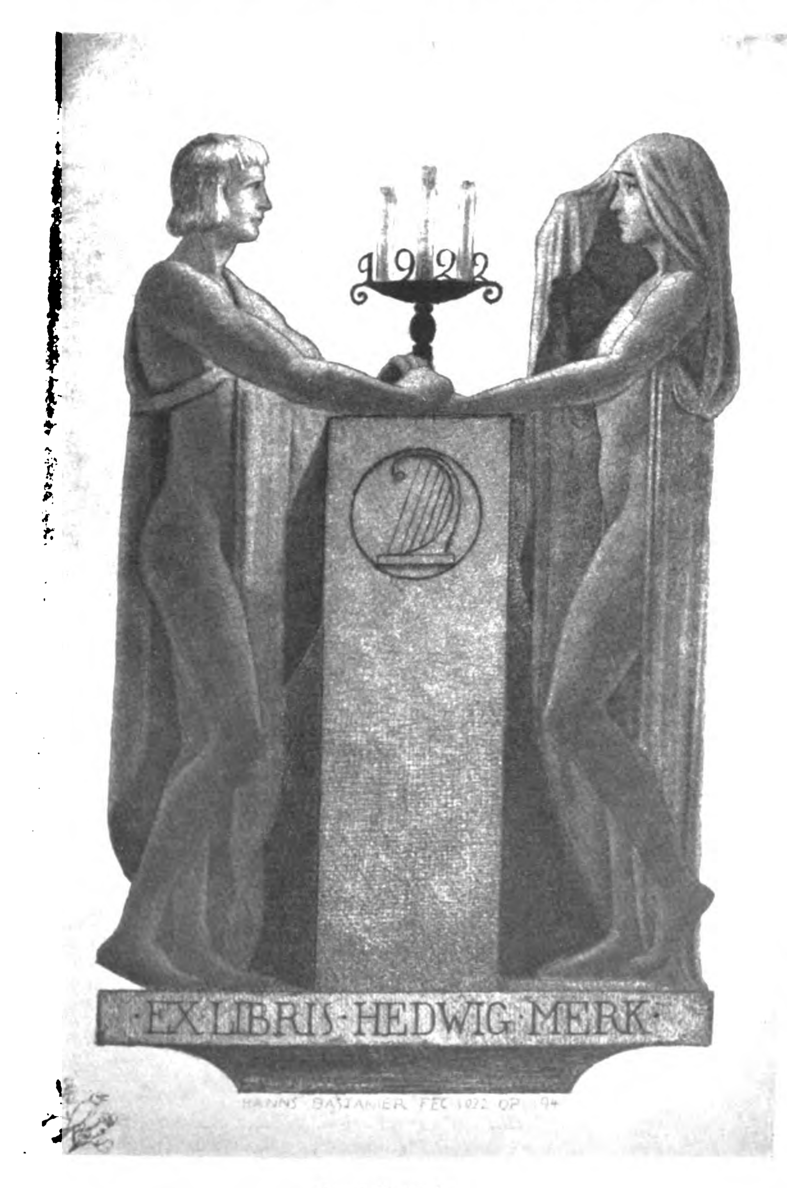


Sepp Frank.

unter ihnen allerdings zwei, die zu den bedeutendsten modernen Exlibriskünstlern überhaupt gehören: Emil Orlik (Berlin) und Josef Sattler (München). Der letztere gilt als der eigentliche Bahn- und Eisbrecher auf diesem Gebiet, und er ist es wohl auch gewesen, obgleich er als Stilist bis zum heutigen Tage nicht aus dem Banne der Graphik um 1500 herausgekommen ist. Aber er hat als einer der ersten bewußt und seines Zieles gewiß den Weg aus der Heraldik in die Unbegrenztheit der künstlerischen Freiheit gewiesen. Und außerdem sind seine Exlibris zum überwiegenden Teil echte Gebrauchsexlibris und als solche vorbildlich in der dekorativen Gesamthaltung. Auch ist ihre Symbolik, wenn man von einer solchen sprechen kann, von unmißverständlicher Klarheit. Orlik war von Anfang an modern, d. h. sein Stil war immer der Stil der Zeit, allerdings in der höchst persönlichen Prägung, die er ihm stets zu geben gewußt hat. Die Zahl seiner Exlibris dürfte heute die Hundert bereits erreicht, wenn nicht überschritten haben; und es ist kaum ein Blatt dabei, das nicht in seiner Art ein Musterbeispiel der Gattung wäre, an dem die künstlerische Phantasie und das technisch-dekorative Geschick zu gleichen Teilen mitgearbeitet haben. Hanns Bastanier (Berlin) liebt das Zarte, Graziöse, aber auch tiefschürfende Menschheitsgedanken und weltumspannende Symbole. Sein Stil läßt unzweideutig erkennen, daß er auch Plastiker ist. Und vor mancher seiner ungemein reichen und oft zweifarbig gedruckten Exlibrisradierungen hat man das Empfinden, daß hier der Entwurf zu einer kostbaren kunstgewerblichen Arbeit ins Graphische übersetzt worden ist. Wie Bastanier, gehört auch Willi Geiger (Madrid) zu den ältesten Mitarbeitern am modernen deutschen Exlibris. Er hat von allen, die mit ihm und nach ihm Exlibris gezeichnet oder radiert haben, die meisten und merkwürdigsten Stilwandlungen durchgemacht, und zwar, obwohl er schon vor zwanzig und mehr Jahren, in seinen ersten Exlibris, Expressionist gewesen ist. Seine Art wird nicht jedem zusagen. Aber es kann keinem verborgen bleiben, daß sie eminent künstlerisch ist. Das letztere gilt auch von dem Dresdener Walter Rehn, der in manchem an Geiger erinnert, dessen Phantasie aber umfassender, kosmischer ist. Er gehört zu den kühnsten Fabulierern und Dichter-Philosophen mit der Nadel, die wir heute haben. Ungewöhnlich ideenreich ist auch Karl Ritter (München), der besonders gern die Dreiheit Teufel, Tod und Weib zu eindringlichen Symbolen gestaltet. Michel Fingesten (Berlin) ist ein Meister der Kaltnadel, und er liebt das Groteske, auch im Erotischen, das er besonders gern darstellt. Sein Schreker-Porträt ist ein Beweis für sein technisches Können. Walter Helfenbein (Dresden) ist einer der jüngeren Exlibriskünstler. Er verwendet besonders gern den Akt als Konstruktionsglied, und seine Blätter sind, trotz weitgehendem Realismus in der Durchführung, doch von guter dekorativer Wirkung. Ein Meister des Dekorativen ist auch Hubert Wilm (München). Eine Reihe höchst reizvoller, inhaltlich und technisch pikanter Blätter schuf Martin E. Philipp (Dresden), dessen Vorbilder die Stiche des 18. Jahrhunderts sind. Ein ganz Eigener, Eigenwilliger endlich, in dem Gotisches und Heutiges, alter Mönchsgeist und modernste Architektenphantasie sich zu einem seltsam Neuen verbunden haben, ist der Münchener Sepp Frank.



Josef Sattler.



Hanns Bastanier.

Rechts: Walter Rehn.

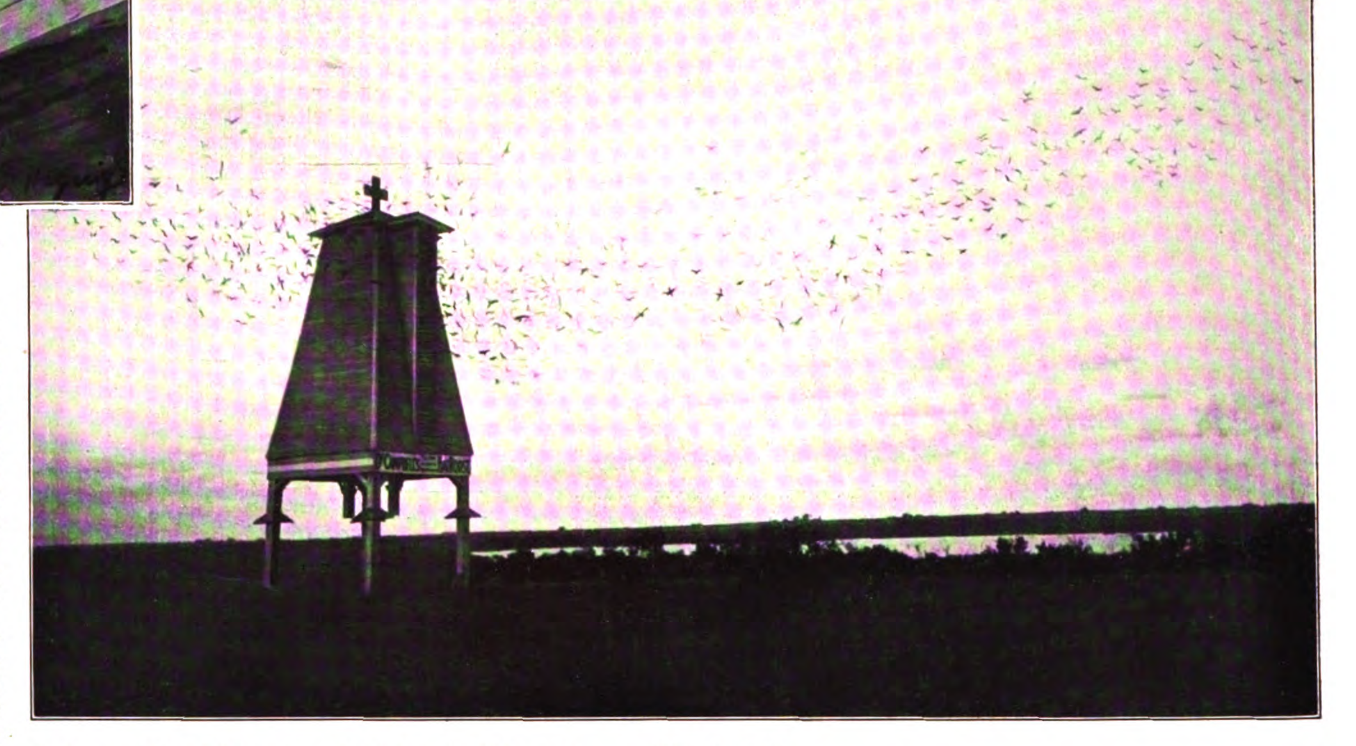


Die Fledermaus als Wohltäterin der Menschheit.

Am Ausflug eines Fledermausturmes. Nach einer Zeichnung von F. Heynig.

Die Frage der Malariabekämpfung ist gegenwärtig in Anbetracht der in Europa herrschenden Epidemie akut geworden. Da außerdem der Preis des als Heilmittel vor allem in Betracht kommenden Chinins neuerdings erheblich gestiegen ist, hat der Völkerbund eine internationale Malaria-Kommission berufen, die wirksamere Maßnahmen als die bisher üblichen treffen soll.

Anscheinend ist man jedoch auch in Kreisen von Sachverständigen mit einem ebenso einfachen wie wirksamen Verfahren noch nicht allgemein bekannt, das von Dr. Charles A. R. Campbell in San Antonio, Texas, erfunden und von ihm seit Jahren mit überraschendem Erfolg angewandt, ja, das in den Südweststaaten Nordamerikas amtlich anerkannt und gefördert wird. Es beruht einfach auf der Erkenntnis, daß die Fledermaus der natürliche Feind des als Träger der Malaria (und des häufig damit verbundenen typhösen Fiebers) bekannten Moskitos ist und diesen auch in anderer Hinsicht unbequemen Plagegeist in erstaunlichen Mengen vertilgt.



Ausflug der Fledermäuse aus ihren Schlafhöhlen im Fledermausturm am Mitchellsee. Die flatternden Scharen bieten in ihrer überaus großen Zahl allabendlich ein unvergeßliches Bild.

Dr. Campbell baut in den Malariagegenden hölzerne Türme, die er mit Fledermäusen besiedelt. Allabendlich schwärmen diese aus, um die Moskitos zu vertilgen, eine Aufgabe, die sie gründlich erledigen. Auf eine Fledermaus kommen an jedem Abend bis 3000 Moskitos. Überall dort, wo diese Insekten verschwinden, verschwindet aber auch die Malaria selbst, und aus ungesunden Sümpfen entstehen blühende Fluren.

Die künstliche Ansiedlung von Fledermäusen lohnt sich jedoch auch aus einem zweiten Grunde. Die Tiere liefern nämlich einen Guano von ganz hervorragender Dungfähigkeit, der bei seiner Verwendung im Land- und Gartenbau zu überraschenden Ergebnissen führt. Da es sich um Siedlungen von Tausenden und Zehntausenden von Fledermäusen handelt, ist der Ertrag an Guano sehr erheblich.

Durch jahrzehntelange Untersuchungen hat Dr. Campbell festgestellt, daß alle Berichte von der angeblichen Schädlichkeit der Fledermäuse in das Reich der Fabel zu verweisen sind. Daß sie z. B. keineswegs, wie oft behauptet wird, Ungeziefer verbreiten, konnte er einwandfrei nachweisen.

Campbell hat im übrigen die anatomischen Eigenheiten und Lebensgewohnheiten der Fledermaus durch emsiges, liebevolles Studium in allen Einzelheiten ergründet und die Ergebnisse dieser Forschungen in einem soeben erschienenen Werk „Bats, Mosquitos and Dollars“ (1925) niedergelegt. So ist ihm z. B. die Feststellung gelungen, daß die auffällig starke Ausbildung der Milz, die bei der Fledermaus (im Verhältnis zu den sonstigen Abmessungen) mehr als 400 mal so groß wie beim Menschen ist, dazu dient, die großen Mengen Blut mit ihrer Beimengung von giftigen Parasiten, die der Moskito ihrem Organismus zuführt, nicht nur unschädlich zu machen, sondern sie zugleich auch in geeigneten Nährstoff zu verwandeln.

Hinsichtlich ihres hervorragenden Orientierungsvermögens und ihrer großen Anhänglichkeit an den Nistplatz kann sich die Fledermaus sehr wohl mit der Brieftaube und den Zugvögeln messen. Die herdenweise zusammenlebenden Tiere fühlen sich immer wieder zu ihrem alten Wohnort hingezogen und wechseln ihn nur unter dem Druck zwingender Umstände, z. B. bei Überfüllung und bei Bränden.

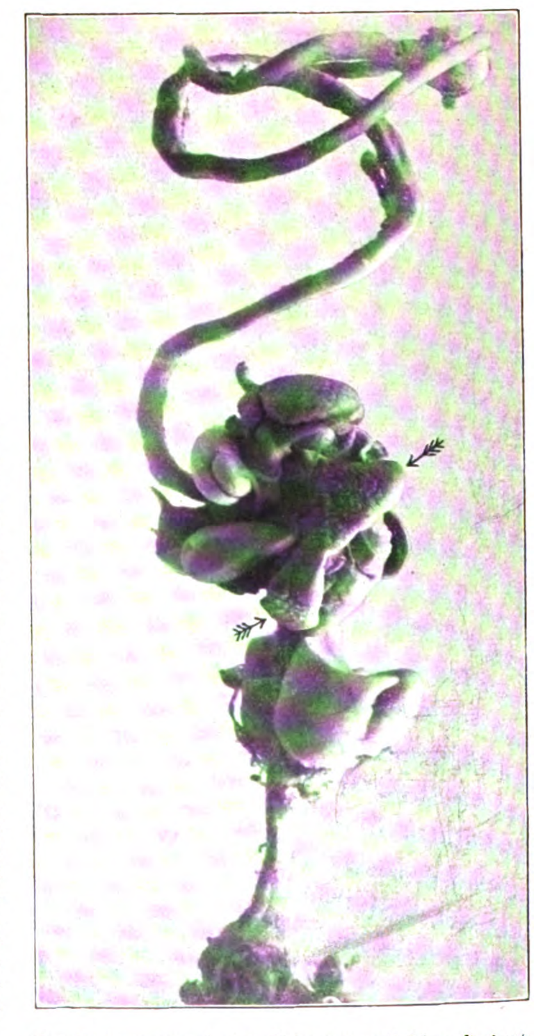
Nicht geringe Schwierigkeit hatte Campbell, als es sich um die Feststellung der geeigneten Bauweise und Inneneinrichtung für seine Türme handelte. Lange weigerten sich die Fledermäuse hartnäckig, die ihnen gebotenen Schlafplätze zu beziehen, obwohl man sie durch den Geruch ihres eigenen Guanos und durch leckere Speisen anzulocken suchte, und erst, als er sich zu eingehendem Studium natürlicher Fledermaussiedlungen auf längere Zeit in die Berge des Staates Texas begeben hatte, gelang es Campbell, die nötigen Daten für den Bau von Fledermaustürmen zu gewinnen. Vor allem ließ er es sich angelegen sein, die von Fledermäusen bewohnten Höhlen mit unbewohnten, also von ihnen gemiedenen, zu vergleichen und sich hierdurch genaue Kenntnis von den Sympathien und Antipathien der kleinen Tiere zu verschaffen. Hierbei erkannte er die Notwendigkeit der Nähe großer Moskitoschwärme, und da die gefährlichen Insekten nirgend besser zu gedeihen schienen als in Kloakenwasser, sorgte er dafür, daß solches in unmittelbarer Nähe seiner Türme vorhanden war. — Sobald Campbell dann die auf diese Weise gewonnenen Erfahrungen für den Bau von Fledermaustürmen verwertet hatte, waren alle weiteren derartigen Bauten erfolgreich und bevölkerten sich sehr bald mit Tausenden und Zehntausenden von Fledermäusen.

Ähnliche Untersuchungen, wie er sie in bezug auf die Verhütung der Malaria anstellte, hat Campbell auch für andere ansteckende Krankheiten vorgenommen. So ist es ihm z. B. gelungen — und die hierauf bezüglichen Ausführungen füllen eines der Schlußkapitel seines Buches — die Rolle, die der Libelle bei der Bekämpfung des gelben Fiebers zukommt, eingehend zu untersuchen. Dieses zarte Insekt verzehrt nämlich in großen Mengen die als Träger des Fiebers in Betracht kommenden Moskitos (im Gegensatz zur Malaria die bei Tage ausschwärmenden) und sollte daher in ähnlicher Weise wie die Fledermaus künstlich aufgezogen werden.

Den Untersuchungen Campbells, die neue Wege zur Bekämpfung ansteckender Krankheiten weisen, kommt außerordentliche Bedeutung zu.

Dr. Alfred Gradenwitz.

Ein „Fledermausfriedhof“, wie er in jeder von Fledermäusen bewohnten Höhle und in jedem Fledermausturm anzutreffen ist.



Der Verdauungskanal einer Fledermaus mit seiner stark entwickelten Milz (zwischen den Pfeilen).

Pflege der Fledermäuse zur Bekämpfung der Malaria in den Südweststaaten Nordamerikas.



In 2805 m Höhe: Zusammennieten der Eisenteile eines Ständers der Bahn. Links: Eine Windenstation am Felsabhang: Aufwinden des Hauptseils. Im Kreis: Der Photograph bei der Arbeit: Während der Fahrt in einer Beförderkiste der Materialbahn. — Unten links: Auflegen des Hauptseils auf einen Ständer der Bahn. Links die provisorische Materialbahn. — Unten rechts: Die Bergstation, der Endpunkt der Zugspitzbahn. Unter dem Schutze der Holzbaracke erfolgt das Betonieren der Fundamente für die Station.

ZUR BEVORSTEHENDEN ERÖFFNUNG DER ZUGSPITZBAHN

Der Bau der Drahtseilbahn, die die Zugspitze, Deutschlands höchsten Berggipfel, dem allgemeinen Touristenverkehr erschließen soll, stieß auf gewaltige bautechnische Schwierigkeiten. Das Hauptproblem bildete die Überbrückung überaus weiter Strecken ohne Zwischenstützen, das erst durch die Anwendung des Systems Bleichert-Zuegg gelöst wurde. Dann war es keine leichte Aufgabe, das 35000 kg schwere, aus einem Stück hergestellte Tragseil in die Höhe zu ziehen; eine große Anzahl kleiner Winden mußte zu diesem Zwecke errichtet werden. Dabei galt es, die größte Vorsicht walten zu lassen, weil ein Reißen des Seils das ganze Riesenwerk hätte gefährden können. Unsere Abbildungen veranschaulichen die Arbeiten der letzten Etappen aus dem Bahnbau. — Die etwa 3 km lange Strecke der Seilbahn führt von Obermoos (Tirol) zu der etwa 25 m unterhalb des Zugspitzgrates befindlichen Bergstation; die Fahrt wird 16—20 Minuten dauern.

Die Nilquellen. / Von Wolfgang Weber.

Kein Gebiet hat die Forschung seit den ältesten Zeiten so intensiv beschäftigt wie die Nilquellen. Den Ursprung des Stromes zu ergründen, der dem ältesten Kulturland das Leben gab, war der Ehrgeiz der ersten ägyptischen und babylonischen Forscher; aber ihre Versuche blieben ebenso erfolglos wie die der späteren Jahrtausende. Im Zeitalter der Entdeckungen war das „Caput Nili quaerere“ zum Schlagwort geworden, aber Abenteurer und Sklavenhändler sind die einzigen gewesen, die weiter nach Süden vordrangen. Ganz allmählich setzte die erste systematische Forschung ein. Wie lange hat es gedauert, bis man über die Sumpfregionen des Weißen Nils hinauskam! Die merkwürdigen Wasserpflanzen, die im südlichen Sudan das ganze Nilbecken auf Hunderte von Kilometern im Umkreis bedecken, bilden auch für das Quellengebiet des Nils eine charakteristische Erscheinung; sie schließen sich zu schwimmenden Inseln zusammen, die das Fahrwasser versperren und jeden Verkehr unterbrechen. Noch vor dreißig Jahren sind englische Reisende von diesen gewaltigen Pflanzenbarren eingeschlossen worden und verhungert.

Endlich brachte es eine englische Gesellschaft zu einer Reihe von systematischen Expeditionen, und auch Mohammed Ali setzte seinen Ehrgeiz in die Entdeckung des Unbekannten. Aber auch diese Versuche brachten nichts weiter fertig, als einige Lügennachrichten aufzuklären, die Abenteurer über das Vorhandensein großer sudanischer Seen verbreiteten. Was man erforschte, waren nur Teile des Nils, und die Nilquellen ruhten noch vollkommen im Dunkel, als Speke aufbrach. Er hat Europa durch die Nachricht in Begeisterung versetzt, die Nilquelle sei nichts anderes als der Ausfluß des Stromes aus dem Viktoriasee. An dieser Stelle, an den 150 m breiten und 5 m hohen Riponfällen, findet man die historische Tafel: „Speke entdeckte hier 1862 die Nilquellen.“

Aber schon einige Wochen später kamen Eingeborene zu Speke und erzählten von einem großen Strom, der in den Victoriasee münde — dem Kagera. Jetzt waren die letzten Zweifel geklärt, und der Forscher überraschte Europa mit dem berühmten Telegramm „The Nile is settled“. (Die Nilquellenfrage ist gelöst.) Der Viktoriasee war also ein Durchgangssee, und es handelte sich nur noch darum, den Kagera bis an die Quelle zu verfolgen. Damals ahnte man die Schwierigkeiten noch nicht, die die nächste Zeit bringen sollte. Eine ganze Reihe von Forschern bereiste das noch unbekannte Gebiet, das mit seinem dichten, sumpfigen Urwald den Eindringlingen zähen Widerstand leistete. Stanley, der den Kampf am Kagera als erster aufgenommen hatte, mußte wieder umkehren, und jahrzehntelang blieben die Nilquellen unbesiegt, wie bis heute noch der Gipfel des Mount Everest all den auf ihn gemachten Angriffen getrotzt hat. Endlich stellte man fest, daß sich der Kagera nochmals in mehrere Arme spaltete, und nun suchte jeder Forscher zu beweisen, „sein“ Fluß sei die eigentliche Quelle. Der merkwürdige Umstand erschwerte dabei die Feststellungen, daß das Größenverhältnis der einzelnen Bäche in der Regen- und Trockenzeit sich oft verschob.

Monatelang streifte unsere Expedition, die der Erforschung der Eingeborenenmusik galt, durch die Gebiete, in denen die großen Männer Gesundheit und Leben einer Idee geopfert hatten. Die Eingeborenen dieser Gegend tun alles andere, als die Forscher zu unterstützen. Wir hatten selbst Gelegenheit, schwarze Führer kennenzulernen, die ihre Aufgabe darin sahen, uns so weit wie möglich von dem angegebenen Gebiet wegzubringen. Da darf man denn Karte und Kompaß keinen Augenblick aus der Hand lassen, und jeder Schritt muß auf dem Zähler notiert werden. Das Nilquellengebiet ist von jenem eigenartigen Bergurwald bedeckt, in dem durch die kalten Fallwinde vom Gebirge her Palmen vollständig fehlen, während der Boden von Baumstämmen und Schlingpflanzen um so dichter bedeckt ist. In der Ferne aber winken die gigantischen Schneegipfel der Ruandaberge, deren Schmelzwasser die ersten Tropfen des Nils bildet. Als wir in der Landschaft Nduga unsere Route nach Norden nahmen, verließen wir den Weg, den vor zwanzig Jahren Richard Kandt mit seinen Trägern genommen hatte. Seiner kleinen Karawane ist es unter unsäglichen Schwierigkeiten gelungen, bis zur Quelle des Rukarara, eines Quellflusses des Kagera, vorzudringen — dem Ursprung des Nils. Mit Äxten sich mühsam einen Weg schlagend, oft bis zum Hals in den Schlamm einsinkend, hat er das entdeckt, dem die Völker seit Jahrtausenden wie einem Phantom nachjagen: Caput Nili.



Die Riponfälle des Nils an seinem Ausfluß aus dem Viktoriasee mit der Gedenktafel: „Speke entdeckte hier 1862 die Nilquellen.“



Rechts nebenstehend:

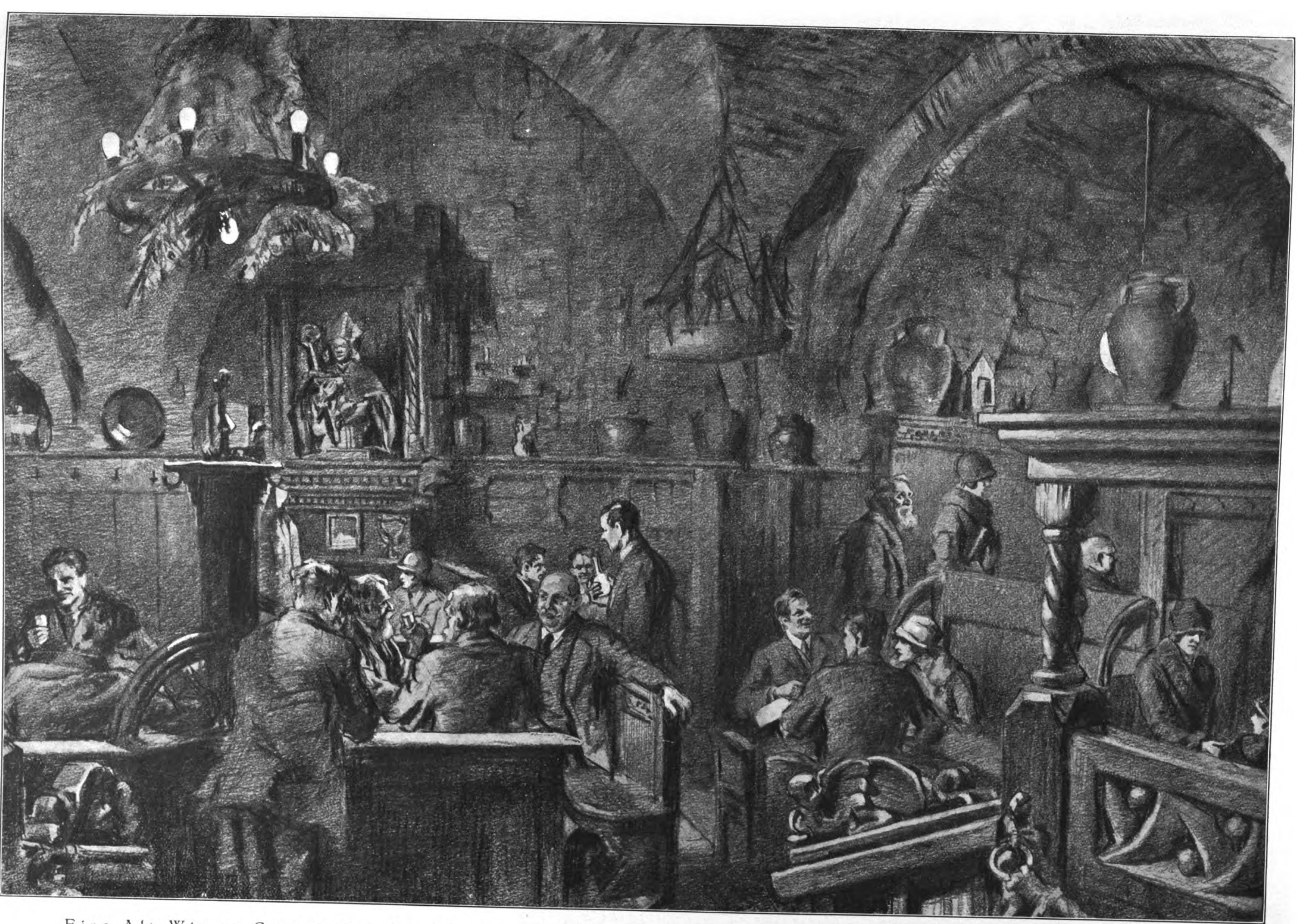
An der Quelle des Kagera, der der wasserreichste Zustrom des Viktoriasees ist und darum als der Quellfluß des Nils betrachtet werden muß.



Blick auf die 5 m hohen Riponfälle.



Landschaftsbild am Oberlauf des Nils, dem Viktoria-Nil.

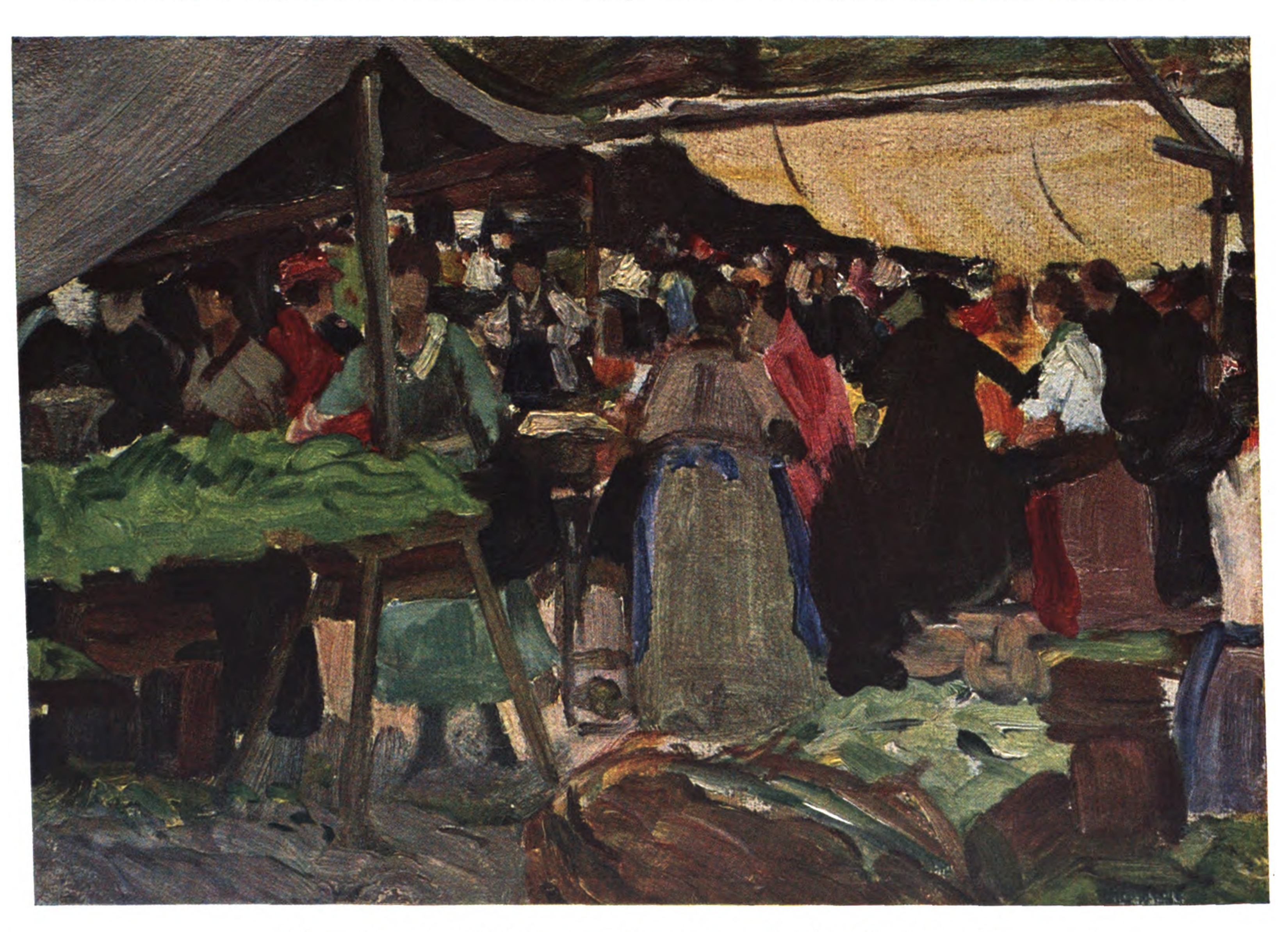


Eine Alt-Wiener Gaststätte: Am Abend im St.-Urbani-Keller / Nach einer Zeichnung von Adalbert Sipos

Der St.-Urbani-Keller ist einer der populärsten Weinkeller Wiens, ein beliebter Zusammenkunftsort der Wiener Bürgerschaft. Seine altertümliche Bauweise und sein eigenartiger Schmuck sind so recht dazu angetan, beim Glase Wein die Sorgen und Mühen des Alltags vergessen zu lassen.



Vorfrühlingsstimmung am Kanal in Alt-Charlottenburg / Nach einem Gemälde von Reinhold Dieffenbacher



Jahrmarktstreiben / Nach einem Gemälde von Reinhold Dieffenbacher

Der Attentäter

Novelle von M. M. Gehrke

Am 8. April des vergangenen Jahres wurde, wie man sich noch erinnert, im Schlafwagen des Expreßzuges Wien—Genf der Präsident der ... schen Republik von den Kugeln eines Attentäters zu Tode getroffen, gerade in dem Augenblick, als er sich zum Abschluß eines der bedeutsamsten Staatsverträge, die jemals ein sinnloser Mord verhindert hat, nach Montreux begeben wollte. Die Gründe, die den Attentäter Matjevich, übrigens einer der vorbildlich pflichteifrigen und ruhigen Beamten unseres Staates, zu seiner verabscheuungswürdigen Tat bewogen haben, konnten bekanntlich nicht aufgeklärt werden: der einzige, der sie zu nennen vermocht hätte, verurteilte sich selbst zu ewigem Schweigen, ehe er nur den geringsten Hinweis gegeben hatte. Dies ist seine Geschichte.

*

Nach der üblichen Anzahl von Dienstjahren, keinen Tag früher und keinen später, war der Eisenbahnbeamte Wenzel Matjevich zum Stationsvorsteher von P. ernannt worden.

Das war nichts Wunderbares, Matjevich hatte es lange vorher gewußt. Er war neununddreißig Jahre alt, und er hatte sich sowohl in den Bureaus als auch bei der praktischen Arbeit zur Zufriedenheit der Vorgesetzten geführt. Er war nicht klug, wenn man unter Klugheit die Fähigkeit zu eigenen Gedanken außerhalb vorgeschriebener, lebensnotwendiger Bahnen versteht; aber er war sehr wohl imstande, das vom Beruf Verlangte zu begreifen und sogar schnell zu begreifen. Matjevich war fleißig, unablenkbar und pünktlich im Dienst; nichts konnte ihn von seiner Arbeit abdrängen, es sei denn das Erscheinen der Vorgesetzten. Er war zuverlässig und solide, nie hatte man ihn verkatert gesehen. Man konnte ihm sehr wohl bei noch jungen Jahren die Vorsteherschaft einer kleinen Station anvertrauen, eine Stellung, gewiß nicht ohne Wichtigkeit und Verantwortung, aber im ganzen doch sorglos, recht eigentlich eine Sinekure, die schönste Belohnung und das begehrenswerteste Ziel für einen kleinen Beamten. Jeder Mensch von Wenzel Matjevichs Beschaffenheit mußte sich in einer solchen Lage glücklich fühlen.

Wenzel Matjevich war auch glücklich. Aber es war ein anderes Glück, als die Vorgesetzten und die gratulierenden Kollegen annehmen konnten. Es war kein pflichttreues Beamtenglück; es war der von Todesangst zu Seligkeit taumelnde Rausch des Sträflings, der seit zwanzig Jahren mit schmerzenden Nägeln und blutigen Fingern am Kalk des Kerkers kratzt, der allnächtlich gräbt und gräbt und allmorgendlich zitternd die herausgebrochenen Steine einräumt und vor dem Blick des Wächters bebt, und der nach zwanzig endlosen Jahren doch am Ende seines engen Ganges Luft spürt und die Freiheit findet, der er seit diesen zwanzig Jahren entgegengeblutet, und an die er nicht mehr geglaubt hat.

Zwar waren Bureau und Werkstätte niemals Kerker gewesen für Matjevich. Nie auch hatte er sie so empfunden. Erst als die Ernennung kam, entartete die Vorstellung des mit diesem Augenblick Vergangenheit Gewordenen zu solcher Last. Da Matjevich plötzlich beim höchstmöglichen Ziel seines Lebens hielt, beim verwirklichten Ideal, durfte das Vorhergegangene nicht mehr Stufe sein und Weg; es war Haft und Hölle gewesen, nur weil es das andere war, die Nichterfüllung. Ziel und Ideal hieß: Vorgesetzter sein — und sein Rausch war der niemals unzeitgemäße Rausch des Königtums, auch im engsten Bezirk. Mon verre n'est pas grand, mais je bois dans mon verre. (Mein Glas ist nicht groß, aber es ist doch mein Glas, aus dem ich trinke.) Matjevich, dessen Sprachkenntnisse sich auf ein paar tschechische und ungarische Grenzworte beschränkten, kannte nicht die stolze französische Weltanschauung vom kleinen Glas. Er kannte sie nicht, aber er lebte sie. Er fuhr nach P. wie ein König, den ein fürstenloses Land auf den leerstehenden Thron berufen hat.

P. ist ein schönes, durch prächtiges Weideland und entsprechenden Viehbestand reich gewordenes Dorf an einer der bekanntesten Alpenbahnstrecken des Landes. Ein Kilometer hinter der Station beginnt der Tunnel, der den Übergangsverkehr nach dem nahen Nachbarstaat vermittelt. Das Stationsgebäude liegt fast hundert Meter oberhalb des Dorfes, eine Fuß-Viertelstunde von Marktplatz und Gasthöfen entfernt. Der Abstand war Matjevich eben recht. Für eine künftige Frau würde es im Winter allerdings ein beschwerlicher Weg sein, von der hübschen Dienstwohnung zum Dorfkrämer. Aber seine Frau würde sich ein kleines Dienstmädchen halten können, und überdies dachte er noch lange nicht ans Heiraten.

Er hielt Einzug im Mai, als der Schnee schon geschmolzen war und das milde Frühjahr einen vollgültigen Sommer erhoffen ließ. Der Dienst war nicht schwer, aber er lag ihm mit mehr als dem üblichen Eifer ob, und sein einziger Kummer zu dieser Zeit war die leichte Gewohnheit, mit der alles vor sich ging, und der Mangel an Befehlsgelegenheit. Das Althergebrachte bedurfte keiner Anordnung, neue Vorschriften kamen spärlich und waren nur zu schriftlicher Weitergabe geeignet, und unvorhergesehene Fälle ereigneten sich nicht, übrigens zum Glück Matjevichs, der ihnen gar nicht gewachsen gewesen wäre. Also besorgte er gewissenhaft das Bekannte, lebte weiter nüchtern und sparsam und ging nur zum Nachtmahl hinunter in das Hinterzimmer des „Weißen Rößl", wo Pfarrer, Arzt und Förster, jener Junggeselle von Amts wegen, diese aus Geld- und Wohnungsnot, ihn nachsichtig willkommen hießen. Man machte nicht viel Aufhebens von ihm. Matjevich war ein schmächtiger Mensch, kaum mittelgroß, mit nichtssagendem Gesicht, an dem einzig der leise slawische Schnitt ein wenig auffiel. Seine Dienstkleidung war sorgsam in Ordnung gehalten, aber der gute Ton verbot es, sie außerhalb des Dienstes, etwa an Sonntagen, zu tragen. Dennoch, da ganz P. ihn kannte, wie kam es, daß man ihn nicht ehrfürchtiger grüßte, die Frauen ihm nicht länger nachschauten? Freilich, er hatte Eroberungen aufzuweisen, die ihn schamrot machten. Die derbknochige Großmagd des Freihofbauern sah angelegentlich nach ihm, und die verblühende, rundrückige Schwester des Krämers umschmachtete ihn mit wasserblau tränenden Augen. Im „Rößl" hänselte man ihn mit seinen Anbeterinnen, und der Gang ins Dorf war ihm nach wenigen Wochen dadurch verleidet. Fast erschien er sich jetzt schon als ungekrönter König, den das eigene Volk mißkennt.

Einzig oben auf dem Bahnhof war der Traum Wirklichkeit. Matjevich gewöhnte sich dort Nörgeln und Schikane an, um nur befehlen zu können, und er war sehr zufrieden dabei. Seine glücklichsten Minuten aber waren die vor und bei der Ankunft der Personenzüge. Lange ehe das Läutesignal der nächstliegenden Station schrillte, stand er auf dem Bahnsteig, gespannt und begeistert in die Richtung starrend, aus der jeweils der Zug kommen mußte. Endlich der Pfiff, der Rauch, das gleichmäßig brausende, dann verebbende Stampfen der Lokomotive. Anhalten, Ausrufen, schlagende Türen. Menschen, die überstürzt oder bedächtig die Abteile verließen, Ausladen des Gepäcks. Einsteigen, Abschiedsworte, Teilaufregungen, Türschließen und dann der große Augenblick, den er gern hinauszögerte, der Augenblick des Zugablassens, wobei er steil den Arm hob, herrisch winkte, daß das pfeifende, schnaubende schwarze Dampftier anruckte, sich zusammenriß, endlich gleichmäßig eilte. Es war Sommer jetzt, Feriensonderzüge wurden über die Strecke geführt, hielten in P. Matjevich musterte streng die Aussteigenden, nichts entging ihm. Insgeheim hoffte er auf Unregelmäßigkeiten, unzureichende Fahrscheine, vorschriftswidriges Gepäck, etwas, wodurch die sorglosen Sommerfrischler in seine Macht gegeben wären. Wie schön mußte das doch an Grenzstationen sein! Indessen geschah nichts Derartiges. Die Sommerfrischler, die P. aufsuchten, waren einfache Kleinbürger, in allem ängstlich auf Vorschriftsmäßigkeit bedacht; an ihnen war nichts zu rügen.

Als es im September in P. leer wurde, die letzten Gäste abgereist waren und nun wieder das übliche Publikum von drei Vierteln des Jahres — stadtfahrende Bauern, Viehhändler und wenige Handelsreisende — spärlich ein- und ausstieg, da geschah es zum erstenmal, daß Wenzel Matjevich auch oben auf seinem Bahnhof sich unbehaglich fühlte. Es war das, als er, auf dem Bahnsteig stehend, einen der internationalen D-Züge abnahm, die viermal täglich ohne Aufenthalt durch die Station P. rasten. In diesem Augenblick hatte er plötzlich einen bitteren Geschmack im Mund und zugleich ein würgendes Gefühl in der Kehle. Das spürte er, ohne die Ursache zu kennen. Erst als es sich zwei-, dreimal wiederholt hatte, erkannte er den Zusammenhang, der sehr einfach und töricht war: er ärgerte sich, daß die D-Züge nicht in P. hielten.

Früher hatte er diese Tatsache nicht bemerkt, sie war bedeutungslos für ihn gewesen. Im Dienstreglement und im Fahrplan stand nichts davon, daß D-Züge in P. Aufenthalt hatten. Folglich lagen sie außerhalb des Matjevichschen Königreiches, fremde und darum unwichtige Dinge. Gleichgültig ist, was jenseits der Grenzen geschieht. Dies etwa war seine unterbewußte Vorstellung. Nun aber bemerkte er, daß sie gewissermaßen ihrerseits seine Grenzen nicht respektierten; sie fuhren ja mitten durch sein Königreich, seine Station, hindurch. Ging das an? Züge, die durch P. zu fahren ein Recht beanspruchten, mußten andererseits sich zum Aufenthalt verpflichtet erachten. Die D-Züge taten nichts dergleichen. Es war Rebellion.

Wenzel Matjevich verlor die Freude am Ablassen der Personenzüge. Täglich waren es zehn, auch jetzt noch, im Winter. Er fertigte sie gleichgültig ab und lebte nur noch für die Augenblicke, in denen die D-Züge durch P. sausten: vormittags Punkt zehn und abends 11,32 Uhr aus Norden, morgens 7,11 Uhr und nachmittags 4,59 Uhr aus Süden. Er triumphierte, wenn sie sich verspäteten: auch internationale Expreßzüge waren also nicht unfehlbar. Aber zugleich wurde er von sinnloser Angst verzehrt, sie könnten einmal ganz ausbleiben. Er starrte ihnen nach, viele Minuten, nachdem sie ins Licht oder in die Dunkelheit verschwunden waren, bei jedem Wetter. Sie wurden die Pole seines kleinen Lebens.

Er war kein Beobachter, geschweige denn Kritiker seiner selbst. Dennoch, das ständig sich wiederholende und in der Wiederholung sich

steigernde Erlebnis, aus dem Gefühlsmäßigen ins Nervliche schlagend, aus dem Nervlichen fast schon ins Körperliche übergreifend, mußte schließlich auch einmal sein Hirn beschäftigen. Matjevich begann zu grübeln. Was denn war es, was ihn an den Expreßzügen so fesselte und abstieß zugleich? Nur ihre Unbotmäßigkeit, die er insgeheim als eine bewußte und persönliche Böswilligkeit, sei es des Zug- oder des Lokomotivführers, sei es der Passagiere oder meinetwegen auch des riesigen, letzttypigen Maschinentieres empfand? War es nicht vielmehr das Fremde, Unerreichbare, ewig Andere? Haßte er in den D-Zügen nicht am Ende die dämmernde Erkenntnis eines neuen verfehlten Zieles, das ein teuflisch Schicksal zu spät ihm offenbart hatte? Als er bei dieser letzten Frage angelangt war, hielt er für kurze Zeit erschöpft inne. Endlich, nach schlaflosen Nächten und bitteren Tagen, bejahte sein einfacher Kopf: man hatte ihn betrogen. Das Resultat, das Ziel, das Königtum, es war nichts.

Matjevich, scheuklappenblind und einsam seit verwaister Kindheit, im Sonderlinghaften bestärkt durch seine menschliche Erfolglosigkeit und die Nähe der hohen Berge, Matjevich verbiß sich tief in den Gedanken des durch Gott und Menschen Betrogenseins. Es dauerte lange, bis aus dem unerträglichen Druck dieser Scheinerkenntnis und zugleich sonderbarsten Verkennung der Wirklichkeit der Entschluß eigener Rebellion reif wurde. Oh, nicht der offenen, einer politischen etwa oder gar außergesetzlichen. Der Stationsvorsteher rebellierte durchaus im Rahmen der immer noch heiligen Amtsvorschriften; er setzte sich hin und schrieb ein schwungvolles, aber im übrigen ziemlich kurzes und kaum begründetes Gesuch zur Erlangung des Stationsvorsteherpostens in J. Das war Anfang November.

Zwei Monate lang lebte der neue Traum sein gewaltiges, vom Glauben an nahe Verwirklichung durchblutetes Leben. J. war Landeshauptstadt, ein Mittelpunkt geistigen und wirtschaftlichen Lebens. Immer wieder nahm Matjevich den Fahrplan zur Hand, den er längst auswendig wußte, und zählte überschauert die Schnell-, D-, Expreß- und Luxuszüge, die Tag und Nacht durch J. rasten, nein, nicht rasten, sondern anhielten, für fünf, für zehn Minuten, manchmal halbe Stunden lang. Dort, ja dort würde er ihnen nahe sein, ihr Schicksal mit einem Wink bestimmen, entscheiden über jene obere Menschenschicht, die sich ihrer hochmütig bediente. Dort, ja dort war Königtum. Der Stationsvorsteher aß wenig in diesen Wochen, aber er saß länger als sonst am Stammtisch, trank stärker und ließ sich zu geheimnisreichen Reden herbei, die alle sein, Matjevichs, künftiges, glanzvoll erhöhtes Leben zum Gegenstand hatten. Man riet hin und her, man bedrängte ihn; er erklärte sich nicht. Zu Weihnachten erwartete man in P. allgemein die Anzeige einer reichen Verlobung; sie blieb aus. Aber am Neujahrstag erhielt Matjevich die Antwort des Ministeriums: eine trockene, kurzgefaßte Ablehnung, noch weniger begründet, als das Gesuch es gewesen war.

Nach den ersten Stunden einer betäubten Vernichtung richtete Matjevich sich ziemlich schnell wieder auf. Da war ein Neues: Leidbereitschaft, ein Bedürfnis, demütig zu werben um den begehrten, ach, so herrlichen Preis. Er war, in der Tat, vermessen gewesen, wahnwitzig. Gab es irgendeinen, der genauer als er das Reglement kannte, die Beförderungsvorschriften? Wie hatte er sich zu solchem Irrsinn hinreißen lassen können: aus P. nach J. zu wollen! Ebensogut hätte er Paris beantragen können, Narr, der er war. Langsam mußte man vorgehen, allmählich, im festgefügten, achtenswerten Rahmen der Karriere, so wie Dienstalter, Würdigkeit und die Konstellation der Posten es erlaubten. Matjevich hielt Umschau. Da war, nicht allzuweit von P. und an der gleichen Strecke gelegen, der Marktflecken L., als Markt und Sommerfrische wohl nicht viel bedeutender als P., indessen Ausgangspunkt wichtiger Poststraßen und dadurch Schnellzugsstation. Der dortige Stationsvorsteher war an der Grenze des Dienstalters, er hatte davon gesprochen, bereits nächstes Frühjahr in Pension gehen zu wollen; es war dies, wie Matjevich hörte, so gut wie sicher. Damit war der nächste Schritt gegeben. Matjevich verfaßte eine neues Gesuch, sehr ausführlich diesmal, voll schmeichlerischer Floskeln und gespickt mit langatmigen dunklen Begründungen, warum gerade er sich um den frei werdenden Posten in L. bewerbe, wieso er glaube, dort dem Vaterlande besser dienen zu können als in P., was er sich und der vorgesetzten Behörde von einer solchen, gewissermaßen ja naturgegebenen Änderung verspreche. Das Gesuch ging bereits am 15. Januar nach der Reichshauptstadt ab.

In der Folgezeit war Matjevich ruhig und fast heiter. Er versah den Dienst wieder sehr aufmerksam, befleißigte sich nach außen aufs neue der früher geübten Zurückhaltung, und an den Sonntagen unternahm er, statt im Gasthaus zu sitzen, lange Fußwanderungen nach den Marktplätzen seiner Strecke. Der alte Vorsteher von L. ward mit Verwunderung gewahr, daß an einem Tag eisigsten Schneesturms Matjevich in der Dämmerung des Winternachmittags auf der Station erschien und mit einem Ausdruck freudiger Verzückung, den der Kollege nicht zu nennen noch zu deuten wußte, den ankommenden D-Zug, seinen Aufenthalt und sein Enteilen bewachte. Auf einer andern Schnellzugstation, der P. nach Süden benachbarten, beobachtete man ihn gar vor zehn Uhr vormittags unter ähnlichen Witterungsverhältnissen und bei gleicher Beschäftigung. Damals fiel er damit nicht sonderlich auf; erst später, in den Tagen, da die gesamte Weltpresse den Namen Wenzel Matjevichs ausrief, erinnerten sich die Kollegen des winterlichen Spaziergängers. —

Die Erledigung seines zweiten Gesuches beanspruchte weniger Zeit als die des ersten. Bereits nach zwei Wochen kam die gleiche trockene und unbegründete Ablehnung wie das erstemal. Wenige Tage später erreichte ihn der Brief eines wohlwollenden Bekannten, dazumal Sekretär im Eisenbahnministerium, der ihn dringlich vor der Wiederholung derartiger Gesuche warnte. Höheren Orts sei man sich zwar völlig im unklaren über die Beweggründe von Matjevichs seltsamem Gebaren, jedoch durchaus nicht gewillt, sich darum Kopfzerbrechen oder gar Scherereien zu machen. Ein dauernd unzufriedener Beamter müsse heutzutage den Abbau gewärtigen, und wenn Matjevich ein drittes Mal... Kurz, er möge schweigen und sich in Gottes Namen seines schönen, sorglosen Postens freuen, dergleichen er doch gar nirgends wieder finden könne.

Von diesem Augenblick an datierte, wenn nicht der Umschwung, so doch die unbewußte richtunggebende Entscheidung in des Stationsvorstehers von P. innerem Verhalten. Er verfertigte zwar keine weiteren Gesuche, doch hinderte ihn daran keineswegs die freundschaftliche Warnung des Kollegen; vielmehr tat das die verzweifelte Erkenntnis, daß auf diesem Wege ohnehin nichts für ihn zu erreichen sei. In seinem kindischen Wunschleben saß jedoch tief verwurzelt die Vorstellung, daß es dann eben anders gehen müsse, daß er sein Ziel schon noch erreichen werde, auf irgendeinem Weg. Die furchtbare und lockende Macht des anderen, des jenseits des eigenen Lebensrahmens Stehenden, hatte seine dumpfe kleine Seele gepackt, um sie nie mehr freizugeben.

Er versah nun seinen Dienst weiter in Ruhe, ohne die einstigen Schikanen, aber auch ohne die vorherige Heiterkeit, automatisch; auflebend nur in den Stunden, die die Durchfahrt der D-Züge brachten. Die Stationsbeamten von P., vom Assistenten bis zum Gepäckträger, bekundeten späterhin übereinstimmend, daß in jener Zeit bei ihrem Vorgesetzten erstmalig ein Fäusteschütteln und unverständliches, sicher aber drohendes Flüstern hinter durchfahrenden D-Zügen her beobachtet worden sei, zuerst gelegentlich, später aber fast zur Gewohnheit geworden. Auch mußte auf die Dauer bekannt werden, wie Matjevich nunmehr seine dienstfreien Tage verbrachte.

Er pflegte frühmorgens P. zu verlassen, in Zivilkleidern, manchmal ein bescheidenes und, wie Neugierige sich überzeugten, leeres Köfferchen in der Hand. Er blieb den ganzen Tag über abwesend, und seine Heimkehr erfolgte erst in den Stunden zwischen Mitternacht und fünf Uhr morgens, mit dem letzten oder dem ersten Zug, bald aus dieser, bald aus jener Richtung. Vor dieser Ungewißheit der Richtung wie des Ziels mußte denn auch bald das Geschwätz verstummen, Matjevich halte und besuche in der Landeshauptstadt eine Geliebte. Andere meinten, er sei heimlicher Alpinist und versuche sich in schwierigen winterlichen Übergängen und Kletterpartien; dem widersprach jedoch seine städtische Kleidung. Endlich fanden sich auch Stimmen, die behaupteten, seine Reisen verfolgten geheime politische Zwecke, man habe in ihm einen gefährlichen Verschwörer zu sehen, und was dergleichen haltlosen Geredes mehr war. In Wirklichkeit verliefen Matjevichs dienstfreie Tage alle nach demselben so einfachen wie befremdenden Plan, Fahrplan, wenn das Wortspiel gestattet ist, denn ebendieser bestimmte sie. Matjevich reiste mit dem frühmorgendlichen Personenzug viele, viele Stunden, soweit sein von der Einteilung der Züge abhängiger Zweck es gestattete, und immer bis zu einer Schnellzugsstation. Dort traf er zu einem Zeitpunkt ein, den nur Minuten von der Ankunft eines in entgegengesetzter Richtung fahrenden internationalen D-Zuges trennten, und mit diesem fuhr er dann zurück, bis sinkende Nacht oder gar grauender Tag ihm Halt geboten und er auf irgendeinem Bahnhof, ein Ausgestoßener, den Seitengang, seinen Lieblingsaufenthalt, verlassen mußte, um wiederum mit einem Personenzug nach P. zurückzukehren.

Naturgemäß waren die Kombinationsmöglichkeiten seiner Reisen, deren ruhenden Pol die Notwendigkeit einer jedesmaligen Rückkehr nach P. bis spätestens Montagmorgen bildete, nur beschränkt, und so konnte es nicht ausbleiben, daß nach ein paar Wochen die Beamten der in Frage stehenden Züge und Stationen ihn kannten, grüßten, bei öfterer Begegnung aber, seine Sonderbarkeiten gewahrend, die Köpfe schüttelten und bald über ihn zu reden begannen. Als Sonderbarkeit bemerkte man nicht so sehr die Fahrten selbst — wer von den fremderen Kollegen konnte wissen, ob nicht tatsächlich Verwandte zu besuchen, Geschäfte zu erledigen waren? — als vielmehr einiges andere: unfreundlich scheues Ausweichen vor jedem Gespräch; starres Schweigen über das Ziel seiner Reise, wenn denn tatsächlich einmal eine Unterhaltung zustande gekommen war; Unruhe zuckender Glieder und flackernder Blicke und endlich die unbegreifliche Tatsache, daß Matjevich, dem sein Dienstrang durchweg freie Fahrt in der zweiten Wagenklasse zusicherte, immer nur die dritte benutzte.

In der Tat, dies war Matjevichs eigenster Kummer und Konflikt in diesen Wochen. Jedesmal, wenn er klopfenden Herzens sich in den D-Zug schwang, war es in einen Waggon zweiter Klasse: jedesmal durchschlich er zögernd den Korridor, anfangs noch in die Abteile spähend, bald entmutigt den Schritt beschleunigend, und schließlich lief er scheu und eilig hinüber in den vertrauten Wagen der schlichten hölzernen Abteile. Jedesmal hockte er dann gedemütigt in einer Ecke und gab sich die härtesten Namen, versuchte wohl auch noch im Laufe des Tages eine Änderung vorzunehmen, scheiterte aber immer wieder.

(Schluß folgt.)

Neue Modelle für die Sommer-Mode

Spezial-Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek (Phot. Edith Glogau, Wien)



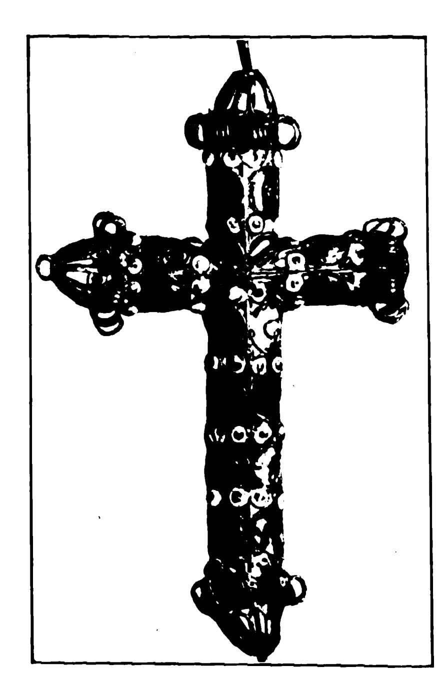
Oben links:
Die Burgschauspielerin Maria Burg mit dem neuen „Paris" aus Filz in Bois de rose, gebatikt in ähnlichen Pastellfarben; dazu ebenso gebatikter Crêpe-Georgette-Schal. Modell: Berteaux, Wien.

Oben rechts:
Aparter Hut in Kappenform aus grünem Georgette mit dunkelgrünen Tupfen; dazu Schal. Trägerin: Hedy Pfundmayer, Solotänzerin an der Oper in Wien. Modell: Berteaux, Wien.

Links: Margarete Slezak in einem ganz dünnen Faltenmantel aus Breitschwanz, passend für den Kurort; dazu grüner Filzhut in neuer breiter Form. Modelle: Horovitz & Co. (Mantel); Berteaux, Wien (Hut). — Mitte: Die Solotänzerin der Wiener Oper Hedy Pfundmayer in einem Hut von spanischem Charakter, Vorläufer der künftigen Herbstmode, aus schwarzem Stroh in hoher Form mit lachsrosa Band in der Innenkrempe; dazu blauer, mit Steppereien verzierter Taftmantel — eine neuartige Zusammenstellung. Modelle: Decker, Wien (Mantel); Berteaux (Hut). — Rechts: Die Schauspielerin Margarete Hruby in einem Sommerpelzcape und rosenfarbenem Kappenhut aus Grosgrain. Modelle: Horovitz & Co. (Cape); Berteaux, Wien (Hut).



AMULETTE



Goldenes Kreuz mit Drahtemail und kleinen Emailaugen als Schutz gegen bösen Blick. Venezianisch, 16. Jahrhundert.



Teil eines Schmuckes aus Goldfiligran und Tigerkrallen. Singapore, 19. Jahrh.



Amulett in Handform, sog. „Fatma“, aus Tunis.

Furchtbarer Drohungen, dunkler Geheimnisse voll war die Welt, die den Höhlenbewohner der Steinzeit umgab. Das grausame Gebiß und die Krallen der Raubtiere bedrohten seine wehrlose Kindheit; kaum vermochte der Mann sich ihrer mit der Steinaxt zu erwehren. Seltsam waren die Erscheinungen des Himmels, die rotglühende Scheibe, die sich morgens aus dem Dunst erhob, die Erde wärmte und wieder versank, seltsam der wechselnde Mond. Sie waren das Große, Ungreifbare, das gleich fern blieb, auch wenn man den höchsten Berg bis zum Gipfel erklomm. Aber seine Macht bekam man zu spüren. Und noch eine Kraft wirkte geheimnisvoll in allem Lebenden: der Zeugungstrieb. Urstoffe der Bildnerei des primitiven Menschen, Gegenstände des Sonnen-, Mond- und Phalluskultes!

Naturvölker halten noch heute alle Dinge für beseelt und geeignet zur Zauberei. Was Wunder, wenn den Krallen und Zähnen grimmiger Feinde, die so furchtbare Wunden schlugen, auch die Kraft zugetraut wurde, vor solchen Wunden zu bewahren!

Der Zweck aller Amulette ist: Glück zu bringen, Unglück fernzuhalten. Ihre Wirkung, oft eine tatsächliche, beruht auf der Autosuggestion übernatürlicher Hilfe. Sicherheit und Selbstbewußtsein, die sie verleiht, sind stets eine wichtige Grundlage des Erfolges. Die Wirksamkeit eines Amuletts kann nun dem Material, aus dem es besteht, zugeschrieben werden oder seiner äußeren Form oder auch beiden vereint. Aber erst, wenn es als Anhängsel getragen wird, wozu entweder eine Fassung oder ein Behältnis nötig ist, ist der Gegenstand ein Amulett (vom arab. hamalet = Anhängsel), andernfalls ein Talisman (tèlsam = Zauberbild). Bei manchen Naturvölkern werden Zauberzeichen auch auf die Haut tätowiert.

Die erotische Betonung der figürlichen Bildnerei der Steinzeit und ihr frühester Gipfelpunkt, die sog. „Venus von Willendorf“, sind bekannt. Weniger dagegen, daß die Muschel, einer der allerersten Schmuckgegenstände, erotisches weibliches Symbol war und blieb. Sie gehört zu den auffallenden Naturbildungen, die uns häufig als Amulette begegnen, wie die Adlersteine, runde hohle Gebilde aus Toneisenstein, deren zuweilen lose Teilchen im Innern ihnen den Namen „Klappersteine“ eintrugen. Auch Steine mit natürlichen Löchern erregten Nachdenken. Kristalle, vor allem der Bergkristall, den man in Japan für gefrorenen Atem des Drachen, der höchsten Gewalt, ansieht, genossen ihrer okkulten Kräfte wegen hohe Schätzung. Bergkristallkugeln, zum Wahrsagen bereits im Mittelalter benutzt, wurden häufig, in Gold oder Silber gefaßt, als Anhängsel getragen, wie denn überhaupt alle Edelsteine und Halbedelsteine von alters her im Rufe magischer Kräfte standen. Besondere Wirkung wird aber bis ins 17. Jahrhundert festen, steinartigen Massen zugeschrieben, die sich im Innern, besonders im Magen von Tieren finden. Die Gemsensteine, Gemsenkugeln sollten ein unfehlbares Schutzmittel gegen Vergiftung darstellen. Alter Beliebtheit erfreut sich die Allermannsharnischwurzel. Die Koralle, besonders die schwarze, behauptet noch heute ihren Rang in den südlichen Ländern. Amulette tierischer Herkunft sind in Indien verbreitet, Füße von Schildkröten, Krokodil- und Tigerzähne und Tigerklauen, oft sehr kunstvoll im Schmuck verarbeitet. Teile menschlicher Körper, Hände, Füße, getrocknet und geräuchert, werden in Neuguinea als Anhängsel getragen. Größte Nachfrage aber herrschte stets nach Dingen, die in Beziehung zu einem Hingerichteten standen, und geschäftstüchtige Henker hatten davon ihren Vorteil.

Amulettbehälter aus Kleinasien. Das Klappern der Bleche verscheucht die bösen Geister.

Die aufblühende Kultur der alten Völker machte nicht etwa dem Amulettwesen ein Ende, sondern sie entwickelte es erst recht und ging zum künstlichen Gebilde über, das von der Hand des Steinschneiders und des Goldschmiedes zum Schmuckstück gestaltet wurde. Das Vollendetste leisteten die orientalischen Steinschneider in der Bearbeitung des Jade, der allen Mohammedanern heilig ist.

Die ägyptischen Amulette stellen heilige Tiere dar, Skarabäen, Krokodile, Stiere, Katzen, ferner Horus-Augen, Henkelkreuze, Phalli, Zylinder mit eingravierten Zeichen, die anfänglich aus Kristallen, deren Spitzen und Kanten abgeschliffen waren, später aus Glas hergestellt und aufgereiht wurden und auch zum Siegeln dienten. Die Griechen trugen als Amulette hohle eiserne „samothrakische“ Ringe.

Die Bulla, eine runde Amulettkapsel aus Leder oder Metall, bei den Etruskern zur Königstracht gehörend, wurde bei den Römern Abzeichen der freien Geburt. Einem ähnlichen Kult, wie ihn die Römer mit ihr trieben, dient in Indien eine hohle Halbkugel aus Gold, an gelbem Baumwollfaden getragen, die beim Feste der Mannbarkeit vom Halse der Knaben genommen und durch die heilige Schnur ersetzt wird.

Eines der berühmtesten Amulette war der Brustschild des Hohenpriesters der Juden, mit zwölf in vier Reihen gefaßten Edelsteinen, deren jeder einem der zwölf Stämme zugeteilt war. Moses setzte die Namen der Stämme auf die Steine. Nach dem Bericht des jüdischen Historikers Josephus (37—95 n. Chr.) strahlten die Steine ursprünglich bei Anwesenheit Jehovas ein zauberhaftes Licht aus.

Bei den Römern treffen wir bereits auf die Handform als Amulett; auch auf den Standarten wird sie, die schon den Ägyptern ein Sinnbild göttlicher Macht war, den Legionen vorangetragen. Sie ist bis auf unsere Tage eine der verbreitetsten und lebenskräftigsten Formen von Amuletten geblieben. Mit ausgestrecktem Zeige- und kleinen Finger bedeutet sie Abwehr des bösen Blickes, dieses geheimnisvollen Schreckmisses fast aller Völker der Erde; mit zwischen Zeige- und Mittelfinger eingekniffenem Daumen hat sie, als „Fica“, erotische Bedeutung. Kleine Hände aus blauem Glase werden in Palästina getragen, auch Hände aus Edelmetall mit dem







Von links nach rechts: Goldener Fingerring mit Augen-Onyx, ein Amulett gegen bösen Blick. Etruskisch, etwa 500 v. Chr. — Skarabäus-Amulett. Kleinasien. — Amulett mit Inschrift. Kleinasien. — Amulett aus Zähnen und Knochen. Kleinasien. — Kreuz aus vier Knochen in Silberfassung. Deutschland, 17. Jahrhundert. — Amulettkapsel aus Kupfer mit Silbertauschierung. Deutschland, 17. Jahrhundert.

Namen „Schaddai“ als Aufschrift sind als jüdische Amulette bekannt. Über die Bedeutung des Gottesnamens auf Amuletten gibt ja bereits die Offenbarung Johannis 7, 1—8 Aufschluß, wo die Versiegelung der Hundertvierundvierzigtausend mit dem Zeichen des höchsten Wesens die Versiegelten vor den apokalyptischen Heimsuchungen bewahrt, indem sie jene als Eigentum Gottes kenntlich macht.

Als Schmuck kann ein zauberkräftiger Gegenstand durch seine Form, Farbe, durch die Art seiner Fassung oder die künstlerische Gestaltung des Behälters wirken. So die Amulettkästchen asiatischer Völker, die vielfach reich gearbeitet sind und im Innern Zettel mit Zauberformeln enthalten. Mädchen der Mendi (Sierra Leone) tragen ein silberbeschlagenes Horn mit Fetischmedizin über der linken Hüfte, während andere Stämme Westafrikas lederne Amulettkapseln, im Innern Koransprüche, an einem Band um den Kopf über den Schläfen tragen zum Schutz gegen böse Einflüsse. Bisweilen vererbt sich ein Amulett durch Generationen auf das Familienoberhaupt, wie das Tiki-Tiki der Maori auf Neuseeland. Es gibt auch, besonders in Italien, zahlreiche Amulette von absichtlicher Häßlichkeit, so das Cimaruta-Amulett aus Silber, dessen Hauptformen die Wurzeln der Raute nachahmen, aber mit allerlei anderen Formen, Monden, Händen, Schlüsseln, kombiniert sind. Das verbreitetste italienische Amulett ist wohl das Cornicello, ein Hörnchen aus Koralle oder anderem Material, das man in ganzen Bündeln in jedem Juwelierschaukasten hangen sieht, und das zur Abwehr des bösen Blickes gut ist, sonderlich wenn man seine Spitze gegen den vermeintlichen „Gettatore“ richtet.

Verhältnismäßig selten sind Amulette abstrakter, geometrischer Form, wie das Pentagramm, das in Portugal als „sino-samão“ (Siegel Salomonis) außerordentlich verbreitet ist und sich unter anderm auf den Tragkörben der Lasttiere neben dem Kreuz und dem Hufeisen aufgemalt findet. Hufeisen und Halbmond haben ihre Wertschätzung denselben Anschauungen zu verdanken: der Erinnerung an das alte Mondidol und der abwehrenden Kraft der beiden ausgestreckten Endungen. Die portugiesischen Amulette, häufig ein Pentagramm im Kreis, oft mit anhangenden Händen und Halbmonden, sind meist aus Knochen gearbeitet, worin sich ihre mehrtausendjährige Tradition äußert, oder aus Zinn, das okkulte Kräfte besitzen soll.

Die Schmuckwirkung der Gegenstände erhöht sich oft dadurch, daß der zugrunde liegenden Form eine ornamentale Umgestaltung zuteil wird. Das gilt besonders für die Handform, die in Kleinasien und Nordafrika als „Hand der Fatime“ allenthalben zu treffen ist. Die verschiedenartigste ornamentale Ausschmückung wurde aber dem Kreuz zuteil. Dem christlichen Klerus war natürlich die Sitte — oder Unsitte — des Tragens von Amuletten ein Dorn im Auge, und schon im 4. Jahrhundert ward auf der Synode zu Laodikea solch finsterer Aberglaube in Acht und Bann getan. Gregor II. (721 zu Rom) und Karl der Große erneuerten das Verdikt, und statt der heidnischen Greuel empfahl man christliche Gotteslämmer und Kreuze, deren Wirkung durch besonderes Weihen erhöht wurde. Kreuze wurden seit der Synode von Laodikea am Halse getragen und als Reisealtärchen benutzt. In Deutschland fanden sie, mit Edelsteinen besetzt, im 8. Jahrhundert Eingang. Je mehr das Anhängekreuz aber seinem Zweck als Reisealtärchen entwuchs, um so mehr wurde es Schmuck und als solcher den Geschmackswandlungen der verschiedenen Stilperioden unterworfen. Als Kuriosum sei hier der — allerdings völlig kunstlosen — Kreuzchen gedacht, die man aus Sargnägeln hämmerte, um sie als Amulette zu tragen, oder der Staurolithkristalle, die aus der Durchdringung zweier Kristalle sich ergeben. Sehr häufig wurden und werden Reliquien in Kreuzform, etwa aus Filigran, gefaßt. Heilkräftige Gegenstände werden an fast allen Wallfahrtsorten vertrieben, so die Gichtringe der Franziskaner zu Innsbruck, die Loretohemdchen, die kranken Kindern unters Kissen gelegt werden, u. a.

Es gelang jedoch keineswegs, die alten Götter bzw. Götzen völlig aus dem Felde zu schlagen, und so sehen wir noch im 16. Jahrhundert die Amulettkrämer, Sterndeuter und Wahrsager als besondere Gruppe von Gewerbetreibenden der Bauernfängerei obliegen, und die Großen der Erde waren nicht die kleinsten ihrer Kunden. Ja, selbst bei Haupt- und Staatsaktionen trat das Amulett auf.

So gut es Gegenstände gibt, die Glück bringen, ebensogut ziehen andere das Unglück an. Pfauenfedern sind in dieser Hinsicht stark verdächtig. Bis in die neueste Zeit warfen die Soldaten vor der Schlacht die Spielkarten weg, da diese Unglück bringen. Unter den Kleinodien ist der Hope-Diamant berüchtigt.

Daß Amulette, in ihrer Herstellung und ihrem Vertrieb, noch in unseren Tagen einen wirtschaftlichen Faktor bedeuten können, dafür hat die Idar-Obersteiner Industrie Belege, die vor dem Kriege einen bedeutenden Export von Achat-Amuletten betrieb.

Dr. Paul Debo.

In einem alten Bildersaal. / Skizze von Arthur Silbergleit.

Die Schattenspinne hatte ihre faserfeinen Netze längst in alle Nischendämmerungen gewoben; das Empfangszimmer des Großkaufmanns dunkelte ein. Durch die Laubkronen der Pappeln, der schwermütig ernsten Gartenwächterinnen, opalisiert der Mond und erweckt mit seinen zitternden Lichterstrahlen die vor Jahrhundertmüdigkeit fast halbtoten Wandgemälde zu neuem Leben, daß sich die Antlitze aller eingemalten Gestalten über die goldenen Brüstungen ihrer Rahmen aus ihrem Linnenuntergrunde zulächeln. „Hochmütige Tiziantochter, Lavinia, verspottest du etwa mich, die Ahnfrau deines Hausherrn, ohne dessen den Märkten zugewandten Wirklichkeitssinn auch das Märchen deiner patrizierhaften Schönheit hier nimmer erspürbar wäre?“ Da würdigt Lavinia die Ahnfrau keiner Antwort. So alltäglich dünkt jene ihre Rede. Aus seiner Spitzenrüsche und Alttrabanter Halskrause aber schält sich das Kinn des Großkaufmannsvaters, eines mastenhoch aufragenden Hanseaten, und die Riesengoldmütze des Mondes übergleißt die Metallplättchen seiner Senatorenehrenkette, deren Behänge beim leisesten Anhauch der Luft gegeneinanderzuklirren scheinen, als wollten sie mit ihren Zungen den Ruhm ihres stolzen Trägers singen. Sucht vielleicht die blauäugige Dämmerung, die treue Verschwisterin alles Harten und Sanften, die Legende wieder zum Leben und das Leben abermals zur Legende zu wandeln? Auch Gestalten der Kindheit wachsen aus den verschollenen Tälern der Erinnerung verjüngt empor. Das Knabenbildnis des Hausherrn in Matrosenanzug und goldenen Ringellocken drängt sich lächelnd an den siebenjährigen Jesus: „Bin ich nicht durch meine Wirlichkeitsnähe mehr als du, Traumgesicht aller Völker?“ Und ein Mädchen, dessen Antlitz wohl aus einem Pfirsichoval geformt ist, blickt mit verschwärmten Augen auf die Hausfrau hernieder, deren Hoffnungen in der grauen Flut des Alltags längst ertrunken sind, als wollte es sie fragen: „Kennst du mich nicht mehr? Ich und du trugen doch einst dasselbe siebzehnjährige Gesicht. Oder schämst du dich der Wandlung deiner Züge, daß du mich deinen eigenen und fremden Blicken in den tiefsten Wandschatten entrücktest, du, der du selbst bei allem äußeren Glanz im Schatten deiner Seele dahindämmerst?“ Ihr Bruder, ein lebenslustiger Student, blickt hier mit seiner Jugendgeliebten aus goldenem Rahmen. Nun steigt er in der grauen Kutte eines Gottesmannes fröstelnd an dem Abbild seiner einstigen Lagergefährtin vorbei und bittet die Schatten, ihre Gespinste vorhangdicht über diese bunte Erinnerung zu spreiten. Und fern allen gemalten Lebensfiguren erspäht der Mond hier im Bildersaal mancher Seele viele ungemalte, doch mit den ewigen Farben der Erinnerung geschmückte Gestalten, die Antlitze unvergeßlicher Toten, zu deren Gedenken die Sterne ihre goldenen Kerzen Nacht um Nacht entzünden.

Beruf und Handschrift. / Von Fritz Hocke, Wien.

In Laienkreisen findet sich weitverbreitet die Meinung, daß sich der Beruf des Schreibers in der Handschrift widerspiegele. Wenn man nun gelegentlich eines graphologischen Urteils von dem Schreiber Auskunft über seinen Beruf wünscht, die — wenn auch nicht unbedingt erforderlich — immerhin wünschenswert erscheint, so begegnet man in der Mehrzahl der Fälle einem Erstaunen, das nahe an Enttäuschung grenzt. Gewiß, der geübte Graphologe wird in der überwiegenden Zahl der Fälle aus der Schrift wenigstens eine Andeutung zu machen in der Lage sein, in vereinzelten Fällen sogar genau den Beruf des Schreibers bestimmen können, aber mit unbedingter Sicherheit läßt sich dies ebensowenig angeben wie etwa Alter und Geschlecht. Der Grund hierfür ist eigentlich sehr naheliegend! — Vor allem kann man keine Standardschrift für einen Beruf schon aus dem Grund festlegen, da sich ja Charakteranlage und Temperament des Schreibers auch in Berufshandschriften offenbaren und das Schriftbild weitgehend zu beeinflussen vermögen. In zweiter Linie wird aber vielfach übersehen, daß es viele Menschen gibt, die keinen freigewählten Beruf ergriffen haben, sei es, daß man in ihrer Jugend bei ihrer Berufswahl auf ihre Wünsche keine Rücksicht genommen hat, oder daß sie später aus wirtschaftlichen oder Nützlichkeitsgründen genötigt waren, ihren Beruf zu wechseln, „umzusatteln", und endlich muß die große Zahl jener in Betracht gezogen werden, die neben ihrem Beruf Interessen ganz entgegengesetzter Art besitzen. Wie sollte in einer derartigen Schrift der Beruf des Schreibers eindeutig zum Ausdruck kommen?

Er wird in der nächsten Zeit
Herr Ferdinand Kl[redacted] Hausbe-
sitzer Starnberg ernannt werden,

Kaufmannshandschrift.

Ihnen die nötigen Grundlagen für Ihre
Beurteilung gegeben zu haben

Lehrerhandschrift.

Erst heute finde ich die ungestörte
Ruhe, um Ihnen für Ihr letztes Schreib.

Beamtenhandschrift.

Ich danke für Ihre freundlichen
Weihnachts u. Neujahrsgrüsse und er-
widere sie. Wenn die Z. f. A erscheinen

Gelehrtenhandschrift.

Wir unterscheiden drei Kategorien von Berufen, die verhältnismäßig leicht aus der Schrift bestimmbar sind, nämlich: den des Kaufmanns, des Lehrers und des Beamten.

Bei der Schrift des Kaufmanns erscheinen vor allem die zentripetalen Einleitungszüge bei Großbuchstaben, die Deutlichkeit der Schrift und die Betonung der Unterlängen maßgebend. Dies ist hauptsächlich auf den in Handelsschulen und verwandten Lehranstalten erteilten Kalligraphieunterricht zurückzuführen. Die so gelehrte Schrift entspricht aber keineswegs etwa der augenblicklichen Laune des Lehrers, sondern ist die dem Kaufmannsstande eigene Schriftform. Die schwungvollen Anfangszüge bei Großbuchstaben, die sich auch bei anderen Berufsarten mit geschäftlichen Interessen vorfinden, führt W. Preyer in seinem Buche „Zur Psychologie des Schreibens", wie viele andere Schriftformen, auf Erinnerungsbilder aus der Kindheit zurück. Es heißt daselbst: „Auch das Kind, welches energisch die Hand zum Greifen ausstreckt und dann an sich, an seinen Mund zentripetal zurückführt, will etwas haben. Derjenige, dessen Tätigkeit im späteren Leben, von der Lehrzeit an, prinzipiell auf Anhäufung von Geld und Gut gerichtet bleibt, kann daher mehr als andere von jenen in seinem Gehirn aufgespeicherten Greifbewegungsresten bei der Ausführung von Arm- und Handbewegungen, nämlich beim Schreiben im Beruf, ohne es zu wissen, beeinflußt werden. So mag der sonderbare, überflüssige Anstrich des eifrigen Geschäftsmannes entstanden sein." — Allerdings fügt er hinzu, daß diese Annahme nur als Notbehelf, solange keine bessere Erklärung vorliegt, betrachtet werden kann. Immerhin hat diese Deutung viel für sich, um so mehr, wenn man bedenkt, daß in diesem Zug eigentlich auch die sogenannte „Egoismusschleife" enthalten ist, eine Schleife, die sich nach oben rücklaufend am Ende von Wörtern, dann vor allem bei den Buchstaben d und D und verschiedenen anderen Großbuchstaben findet. Über die Deutlichkeit der kaufmännischen Schrift viele Worte zu verlieren, erscheint wohl überflüssig, denn es ist ohne weiteres einleuchtend, daß der Kaufmann im Interesse einer klaglosen Abwicklung der Geschäfte, im Verkehr mit seinen Kunden, alle Ursache hat, sich einer klaren, leicht lesbaren Handschrift zu befleißigen. Auch das dritte Hauptmerkmal, die Betonung der Unterlängen, die auf materielle Interessen hinweist, ist in der Betätigung des Kaufmanns, die ja auf Erwerb von Geld und Gut abzielt, leicht erklärt. Noch mag gewisser Kurven und Zutaten Erwähnung getan werden, die für kaufmännische Schriften kennzeichnend sind, und die auf eine im kaufmännischen Beruf so häufig zutage tretende Oberflächlichkeit hindeuten.

Hier wird jedoch das einleitend Erwähnte bereits offensichtlich: Selbstredend ist hier nur vom „geborenen" Kaufmann die Rede, denn ein Mensch mit vorwiegend geistigen, immateriellen Interessen, der den Kaufmannsberuf bloß aus wirtschaftlichen Motiven ergriffen hat, wird sich selbst bei gelernter kaufmännischer Handschrift diese typischen Zeichen nie dauernd aneignen, weil sie seinem Charakter nicht gemäß sind.

Die zweite Kategorie der Handschriften, die Schrift der Lehrer, charakterisiert hauptsächlich das kalligrapische Gepräge, die Deutlichkeit, ab und zu auch Steillage

der Schrift, die — falls ursprünglich und nicht übernommen — auf Selbstbeherrschung hinweist. Auch die Unterschrift ist meist einfach, ohne oder nur mit geringfügigen Zutaten von Schnörkeln. In dieses Kapitel fallen natürlich nicht mehr die Schriften von Lehrern höherer Lehranstalten, die sich vielfach wissenschaftlich betätigen, und deren Duktus sich jenem der Gelehrtenhandschriften nähert: sie weisen neben Einfachheit, ziemlich klaren Schriftzügen und eigener Prägung von Formen kurze Unterlängen, also geringere Einschätzung des Materiellen, auf — alles Vereinfachungen, die auf Logik deuten.

Was nun die dritte Kategorie der Berufshandschriften betrifft, jene des Beamten, so weisen diese vor allem einen regelmäßigen Duktus, einfache, deutliche Schriftzüge, sorgfältige Interpunktion (oft pedantisch genau) und überhaupt sauberes Gepräge auf; vielfach ist der erste Buchstabe betont.

Die Schrift der Ärzte nähert sich jener der Gelehrten, ist aber bewegter und, wie ja hinreichend bekannt, schwer leserlich. — Rudolfine Poppée, die durch Hospitieren in Krankenanstalten reiche Erfahrungen sammelte, schreibt hierzu in ihrem gehaltvollen, im Verlage J. J. Weber, Leipzig, kürzlich in 2. Auflage erschienenen Lehrbuche „Graphologie": „Bei den meisten Chirurgen habe ich im f, g, h, p gerade feste Striche gefunden, anstatt Schleifen in den Unterlängen. Das weist auf die Tätigkeit hin, alle Gedanken auf einen Punkt zu richten, ferner auf Genauigkeit im Denken und Handeln sowie auf schnelles entschlossenes Vorgehen. Ob die scharfen, klaren Schriftzüge der Chirurgen und jene erwähnten festen Striche mit der chirurgischen Tätigkeit, mit der Befähigung, rasche, haarscharfe Schnitte auszuführen, im Zusammenhang steht, ist noch nicht genügend ermittelt, hat aber viel Wahrscheinlichkeit für sich."

Die Handschriften der Juristen sind so unterschiedlich, daß auch nur eine annähernde Charakteristik äußerst schwerfällt. Sie sind meistens klein, einfach, regelmäßig, eher steil als schräg, was — wie im Falle der Lehrerhandschrift — auf eine gewisse Selbstbeherrschung und Selbstdisziplin hinweist.

... von 32.000 M.

Arzthandschrift.

Sehr geehrter Herr! Es ist mir eine Ehre, daß ich ...

Theologenhandschrift.

... schreiben zu Weihnachten er=
halten habe kann ich mich wo=

Künstlerhandschrift.

Die Künstler dagegen zeigen in ihrer Handschrift meist Gelöstheit der Formen, Weite der Schrift, Beweglichkeit und Breite der Schleifen (rege Phantasie), vielfach auch eigenartig geformte Druckbuchstaben als Zeichen von Bildung. Bei Schauspielern findet man auch gelegentlich die linksschräg geneigte Schriftlage, die für Verstellungsfähigkeit spricht.

An dieser Stelle mag einiges über Druckbuchstaben, Zahl- und Musikzeichen in der Handschrift gesagt werden. Vielfach herrscht die Meinung vor, daß man aus diesen Zeichen den Schriftsteller, Mathematiker und Komponisten erkennen könne. Dies ist aber durchaus nicht der Fall, da sich Genie, gleichwie Alter und Geschlecht, aus einer Schrift nicht ohne weiteres erkennen läßt. Ein Mensch, der viel liest, wird in seiner Schrift ebenso Druckbuchstaben zeigen wie etwa der Schriftsteller, der viel mit Korrekturen beschäftigt ist. Man kann daher beim Auftreten von Druckbuchstaben in der Schrift höchstens auf geistige Interessen, Belesenheit und Bildung schließen, nie aber auf schöpferisches Schaffen. Eher ist es dagegen möglich, bei Vorkommen von Zahlzeichen in der Schrift den Mathematiker oder einen Menschen mit mathematischen Neigungen zu erkennen. Das Auftreten von Musikzeichen in einer Schrift: Notenköpfe, Violinschlüssel usw., wie sie etwa ausgeprägt in den Handschriften von Bach, Brahms, Chopin, Suppé und Weber vorkommen, deuten eben auch nur auf Sinn für Musik, keineswegs aber zugleich auf schöpferisches Können.

Das Kapitel der Berufshandschriften ist äußerst interessant, aber bei der großen Verschiedenheit der Handschriften, bei den mannigfaltigen Auswirkungen menschlicher Psyche noch lange nicht erschöpfend behandelt. Es ist zu hoffen, daß auch auf diesem Gebiet ernste Forscherarbeit noch wichtige und bedeutungsreiche Aufschlüsse liefern wird.

WISSEN UND LEBEN
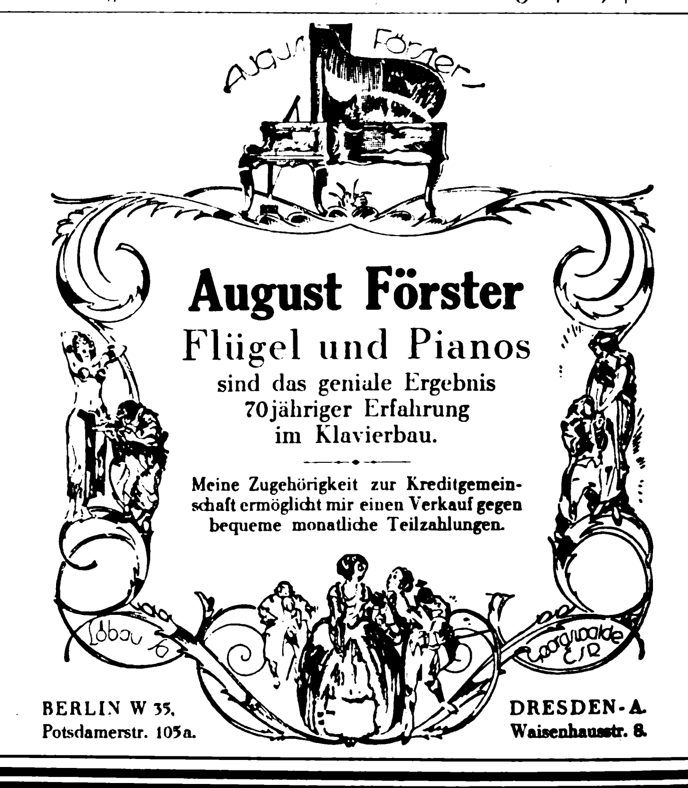
Orang Sedapa. Vor 25 Jahren erregte es überall großes Aufsehen, als im Kongo-Urwald ein großes, den Giraffen nahestehendes Tier entdeckt worden war; es erschien damals zunächst beinahe unglaublich, daß ein Großsäugetier der Aufmerksamkeit der Weißen so lange entgangen sein sollte, zumal es den Eingeborenen, vor allem den Urwald-Pygmäen, deren regelmäßige Jagdbeute es bildet, seit alters bekannt gewesen ist. Aber ein Tier, das den dichten, den Europäern so gut wie verschlossenen tropischen Regenurwald nie verläßt, ist in diesem eben vollständig geborgen. Sind doch selbst, wie Carl Patsch kürzlich in seinen „Südosteuropäischen Studien" erzählte, in Europa ähnliche Dinge nicht unmöglich: auf der kleinen, fast unbewohnten dalmatinischen Insel Torcola sollte es noch Wildschafe und Wildesel geben, niemand aber wußte Genaueres darüber. Als Patsch der Sache endlich nachging, stellte es sich heraus, daß es sich zwar nur um verwilderte Nachkommen entlaufener Haustiere handelte; eine Jagd auf diese erwies sich aber deshalb so gut wie unmöglich, weil die Tiere in dem dichten Buschwald, der die ganze Insel geschlossen bedeckt, vollkommen unsichtbar bleiben; höchstens auf einen Augenblick wird einmal ein kleines Stück eines Tierkörpers sichtbar. — Dies vorausgeschickt, muß es als durchaus im Bereiche der Möglichkeit liegend gelten, daß die Berichte der Eingeborenen Sumatras über die Existenz eines in den dortigen Flachland-Urwäldern

lebenden, noch unbekannten Menschenaffen einen Wirklichkeitskern besitzen. Lange haben sich die dortigen Europäer gesträubt, eine solche Möglichkeit zuzugeben; aber die Berichte der Eingeborenen über dieses Geschöpf kommen immer von neuem, und zwar ganz unabhängig voneinander aus ganz verschiedenen Inselteilen. Dies hat schließlich den Vorsitzenden der Indischen Wissenschaftlichen Gesellschaft, der zugleich einer der höchsten niederländisch-indischen Kolonialbeamten ist, veranlaßt, ernsthafte Nachforschungen nach dem Orang Sedapa, wie die Eingeborenen das Wesen nennen, anzustellen. Selbst einzelne Europäer haben es durch Glückszufall zu Gesicht bekommen. Ein alter Kolonialpionier beschreibt es als eine Art Affe, etwa 1,20 m lang, der auf zwei Beinen läuft, sich aber dabei mit den Händen an den Zweigen der Bäume festhält; das Kopfhaar hängt bis auf die Schultern herab. Nahe scheint dem außerordentlich scheuen und flüchtigen Geschöpfe noch niemand gekommen zu sein; nicht selten aber hat man seine Spur gefunden. Sie ähnelt der eines Kindes mit sehr schmaler Ferse und geraden Zehen. Dagegen, daß sie von einem Menschenaffen oder gar von einem „Affenmenschen“, von dem bisher fehlenden Verbindungsglied zwischen Menschenaffen und Menschen, wie manche voreilig hofften, herrührt, scheint nun allerdings zu sprechen, daß eine Fußhöhlung fehlt. Andererseits kann man sie aber auch nicht, wie andere es getan haben, für eine Bärenspur erklären, weil Nagel- oder Krallenabdrücke fehlen. Man tappt also noch ziemlich im dunklen darüber, um was für eine Art von Lebewesen es sich eigentlich handelt, und man wird sich deswegen wohl auch noch eine Weile gedulden müssen, denn das Gebiet, das abgesucht werden muß, ist groß und menschenfeindlich. Es sind die Sumpfwälder der flachen Ostseite Sumatras, die Delta-Ebenen der Flüsse, die von dem hohen Gebirge der Westküste mit Schlamm beladen herabkommen. Sie sind dicht mit Nipapalmen bewachsen, ein Dorado für die Moskitos, in der Regenzeit völlig überschwemmt und für den Menschen unzugänglich und auch in der trockenen Jahreszeit nur unter Gefahren zu betreten. Ein sehr wenig verlockender Aufenthaltsort für ein zweibeiniges Geschöpf, sollte man denken, aber vielleicht doch sein einziger sicherer Schlupfwinkel, der ihm in den Früchten der Palme zugleich reichliche und wohlschmeckende Nahrung bietet. Jedenfalls hat man hier seine Spuren am meisten beobachtet. Aber wie seiner habhaft werden? Eine 1924 auf ihn, freilich anscheinend nicht allzu geschickt veranstaltete große Treibjagd verlief jedenfalls ganz ergebnislos. So mögen wohl noch Jahre vergehen, ehe den systematisch und energisch betriebenen Nachforschungen Erfolg beschieden ist. M. W. G.

Bazillenchemiker. Oft genug brüsten wir uns mit unseren chemischen Künsten. Freilich, vor einer modernen Fabrik verschwindet ein einfacher Farbstoffbildner aus dem Bakterienreiche, der in einem kleinen Reagenzglas eingeschlossen ist. Müssen wir aber dem Unterschied mit dem Metermaß zu Leibe gehen? Gestehen wir vielmehr nur ein, daß die Farbstoffproduktion und andere chemische Leistungen der Mikroorganismen, überhaupt des lebenden Stoffes, die aller unserer Betriebe weit überholen. Im lebenden Organismus finden wir immer eine so ausgezeichnete Arbeitsverteilung, das Ausschalten des Verbrauchten und das Einschalten des Ersatzes gehen so glatt vonstatten, daß wir sagen können: Unsere chemische und technische Forschung wird mit der Ergründung der Vorgänge im Lebensstoff noch Verfahren ausfindig machen können, deren praktische Bedeutung unabsehbar ist. Denn in große Betriebe wurden und werden die Gedanken verpflanzt, die in den kleinen Gläsern der Laboratorien erstmals Form angenommen haben. Wenn nur das Ergründen nicht so schwer wäre! — Welch ausgezeichnete Chemiker Bakterien und andere Mikroorganismen sind, soll ein kleiner Überblick zeigen. Besonderes Interesse beanspruchen die Farbstoffbildner unter den Bakterien. Die blutähnlichen Erscheinungen, wie sie oftmals in Form kleinerer oder größerer Flecken auf stärkemehlhaltigen Gegenständen (Brot, Oblaten usw.) auftreten, stellen die Kolonien der Purpurbakterien dar. Nebenbei bemerkt, sind die Purpurbakterien auch historisch berühmt. Das mittelalterliche Papsttum hielt es für zweckmäßig und notwendig, für die auf geweihten Hostien usw. auftretenden vorgeblichen „Blutflecke“ die Juden verantwortlich zu machen. Grauenhafte Judenverfolgungen waren die Folge davon. Den Blaubildner der Milch hat wohl die Mehrzahl der Leser schon vor Augen gehabt. Charakteristisch ist er durch die blaue Farbe, das Synzyanin. In den mannigfachen Gärungserscheinungen zeigen sich weitere chemische Leistungen der Mikroorganismen. Ein wenig Traubenzuckerlösung kann nach Zusatz von wenig Bierhefe ein Bild der Einwirkung geben. Die Hefenpilze spalten den Traubenzucker in Alkohol und Kohlensäure, die in Form von Bläschen aufsteigt. Womit spalten sie den Traubenzucker? Mit Stoffen, die sie selber erzeugen, mit den sogenannten Enzymen. Natürlich wagen sich unsere Bakterien auch an andere stoffliche Schätze der Natur. Der verwickelte Bau der Eiweißverbindungen wird von den meisten umgewandelt, Vorgänge, bei denen verschiedene Produkte Aufschluß über die Einwirkung der Bakterien auf Eiweiß geben. Die eiweißspaltenden Bakterien sind die Bildner der zahlreichen Fäulnisgifte, die unter dem Namen Ptomaine bekannt sind. Eine besondere Gruppe stellen die Krankheitserreger dar, von deren chemischen Fähigkeiten uns die Forschungen der letzten Jahrzehnte vieles berichtet haben. Ewald Schild.

Eine Geschichte des deutschen Romans darf gerade in der heutigen Zeit, die in weitesten Kreisen das Bedürfnis nach zusammenfassenden Gesamtdarstellungen erweckt hat, auf gespannte Aufmerksamkeit rechnen. Hier kann der literarisch gebildete Bücherfreund mit Recht hoffen, über die vielfach verschlungenen Wege und die mannigfach verschiedenen Ziele des Romans Auskunft zu erhalten, die schließlich bis in die eigene Gegenwart hineinreichen und die geschichtlichen und geistigen Grundlagen großer Romankunstwerke, wie etwa Thomas Manns „Zauberbergs“, erklären. Bislang besaß man solch ein Werk noch nicht. So ist es sehr zu begrüßen, daß der Münchner Universitätsprofessor H. H. Borcherdt nun mit seiner groß angelegten „Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland“ diese fühlbare Lücke schließt. Das Werk, das bei J. J. Weber in Leipzig erschienen ist und sich an weitere Kreise richtet, führt in dem ersten, bis jetzt einzig vorliegenden Band die Darstellung vom frühen Mittelalter, von den spärlichen Anfängen unserer deutschen literarischen Produktion überhaupt, bis dicht an die Schwelle des 19. Jahrhunderts, bis zu Wieland, dem Wegbereiter der deutschen humanistischen Klassik. Ein zweiter Band, dessen baldiges Erscheinen in Aussicht gestellt ist, soll die Entwicklung des deutschen Romans bis zur Gegenwart fortführen. Das Werk gibt eine klar gegliederte Auseinanderbreitung des problemreichen, geschichtlichen Ablaufs. Borcherdt zeigt, nach einer allgemeinen begrifflichen Grundlegung über den wesensmäßigen Unterschied von Roman und Novelle, im ersten Buch die allmähliche Herausentwicklung des mittelalterlichen Romans aus der Welt des altdeutschen Heldenepos, widmet den drei großen mittelhochdeutschen Dichtern Hartmann, Wolfram und Gottfried eine Gesamtcharakteristik, welche die Werke in ihrer engen Verwurzelung mit der mittelalterlichen Weltanschauung, ihre Sinn- und Formgebung erklärt. Im zweiten Buch wird das Hinüberwechseln vom Ritterlichen zum Bürgerlichen geschildert, das Ringen um die neue Form und den neuen Inhalt des bürgerlichen Prosaromans vorgeführt, die Entstehung der sogenannten Volksbücher und das Aufkommen der von Italien bestimmten Renaissancenovelle erörtert. Vor allem das Faustbuch findet eine neue









eingehende Würdigung. Das dritte Buch, in dem wohl der Schwerpunkt des vorliegenden ersten Bandes liegt, sucht mit neuen historisch-literarischen Mitteln das ungemein schwierige und anziehende Problem des Barockromans aufzugreifen und vorwärtszubringen und die Literatur jener Zeit, deren bildender Kunst die heutige Zeit so viel leidenschaftliche Teilnahme entgegenbringt, in ihren kulturpsychologischen Bedingtheiten und Voraussetzungen, in der engen Wechselbeziehung zwischen Weltanschauung und dichterischer Ausdrucksform zu erweisen. So fallen überall erhellende Schlaglichter auf die neue Ritterromantik des Amadisromans und seines literarischen Gegenspiels, des Don Quijote, auf Schäfer- und Schelmenroman mit dem in die Weltliteratur hineinragenden Grimmelshausen, auf den höfisch-absolutistischen, rational-galanten Heldenroman. Das Ausklingen dieser pathetischen Barocksymphonie in das heitere, spielerische Rokoko wird verfolgt. Und schließlich bringt ein erster Teil des vierten Buches die Anfänge des Romans des deutschen Idealismus, die von Richardson zu Wieland reichen. Wieland erfährt besonders in diesem an neuen Erkenntnissen reichen Buch eine geistes- und entwicklungsgeschichtlich überzeugende Einordnung. Der große Wert des Werkes liegt vor allem in der durchgehend kulturpsychologischen Erklärung der einzelnen Epochen und ihres jeweiligen literarischen Zeitausdrucks, in der sicheren Hineingliederung der einzelnen Erscheinung in die Gesamtbewegung mit ihrem wiederholten rhythmischen Ablauf von Vorbereitung, ausbreitendem Höhepunkt und Verfall. Das schön ausgestattete, klar und geräumig gedruckte Buch reiht sich würdig den literarhistorischen Werken des rührigen Verlags an und sichert sich darüber hinaus einen festen Platz unter den geisteshistorischen Monographien der letzten Jahre.

Dr. Walther Rehm.

Der Post-Automobilverkehr in Deutschland erstreckte sich zu Anfang 1926 auf 1192 ständig befahrene Linien über zusammen 23504 km Entfernung. Der Wagenpark der Post stellte sich auf 5600 Autos, von denen 2077 für den Personenverkehr, der Rest nur für Transport von Gütern (Paketen, Postsäcken usw.) bestimmt war. Die Jahresleistung der Postautomobile betrug 1925 rund 40 Mill. km (1910 erst 1234 km). Das Postverkehrs-Kraftwagengesetz vom 26. August 1925 hat die Rechte und Pflichten des Automobildienstes der Post geregelt.

Für die Frauenwelt.

Die neuen bunten Stoffe. Die neuen bunten Frühjahrs- und Sommerstoffe zeigen nicht nur die moderne Kunst in all ihrer Abwechslung und Frische, sie interpretieren auch den klassischen Gedanken und passen sich dem an, was uns die Künstler aller Zeiten und aller Länder gelehrt haben. Dabei gibt es gar keine Wiederholungen, keine Eintönigkeit bei den zum größten Teil bedruckten Geweben. Das banalste Thema wird zur prächtigsten Dekoration. Hier sind Punkte regelmäßig oder in verschiedenen Größen auf die Stoffe gestreut, dort winden sich Frucht- oder Blumengirlanden durch weiche, zarte Gewebe. Reizende kleine Blumensträußchen, große Orchideen spielen auf dicht bepunktetem Grunde. Dahlien und große Rosen, die mit der Feder gezeichnet zu sein scheinen, bilden hohe Bordüren. Ferner sehen wir exotische Motive, Kaschmirmuster und japanische Landschaften, die mit modernen Zeichnungen konkurrieren. Die geometrischen Effekte sind in der Abnahme begriffen, und es läßt sich eine ausgesprochene Vorliebe für getrennte, mittelgroße Motive erkennen. Viel schottische Musseline und Alpaka.

Überall Knöpfe. Sie tauchen wieder auf, die Knöpfe, und die Frauen sehen erst jetzt ein, wie unrecht sie hatten, diese sehr hübsche Garnierung so lange Zeit zu vernachlässigen, denn oft sind sie die angenehmste Note auf einem feschen Modell. Die ersten Frühjahrskostüme aus Wolle zeigen reizende Galalithknöpfe, die zum Stoff passen, und die es ebensogut in Rot, Grün, Blau oder Gelb wie in milden Farben, Rosenholz, Mauve, Beige, gibt. Kleine Perlmutterknöpfe dienen den Stickern und garnieren im Verein mit gedrehten Tressenschnallen einen aparten Schmuck. Modern sind auch Hornknöpfe, die in allen Tönen eingefärbt werden.

Neue Sonnenschirme. Die Sonnenschirme werden immer kleiner und kleiner, so daß sie schließlich nur noch einen bunten Fleck mehr in der farbenreichen Frühjahrsmode bilden. Es gibt flache, japanische Schirme, leinene, rot lackierte mit goldenem Stock, rosa und gelb karierte, auf schwarzem Holz montiert, malvenfarbene, seidene mit Silberborte, Straußfedern auf Musselinefond, weiße Volants auf buntem Grund

und einfache Feldblumen, die auf einem marineblauen Rupfenschirm verstreut liegen. Und die neueste Laune der Mode ist der samtene Sonnenschirm, der seinerseits wieder mit gepreßtem farbigen Samt garniert ist. Er ist nicht schwer, wie man vielleicht annehmen könnte, aber vielleicht für den guten Geschmack doch etwas zu auffallend.

Damensmoking. Vom Damensmoking spricht die ganze Modenwelt. Es gibt kaum einen Schneider, der sich nicht an diesem modernsten aller Kleidungsstücke versuchte. Manche wollen den Damensmoking ganz männlich mit gestärktem Kragen und Vorhemd. Aber man kann nur feststellen, daß dies sehr wenig kleidsam ist. Andere haben dem Smoking einen weiblicheren Einschlag zu geben verstanden. In dieser Kategorie gibt es drei Modelle: eins für den Vormittag, eins für den Nachmittag und eins für den Abend. Der Smoking für den Abend ist reizend, wenn auch nicht im Schnitt, so doch was Stoff und Farben betrifft. Man denke sich einen plissierten Lamérock, eine unter dem nackten Halse tief ausgeschnittene Goldweste und eine geblümte Laméjacke, die die Erinnerung an die Fräcke des 18. Jahrhunderts heraufbeschwört. Und das erscheint wohl als die glücklichste Lösung der leidigen Smokingfrage. Denn ein solcher Smoking kann überall da getragen werden, wo nicht die große Gesellschaftstoilette verlangt wird, er wird immer originell und außerordentlich schick wirken.

Der Pelerinenmantel. Sie sind wieder zurückgekommen, die hübschen Pelerinenmäntel, haben aber nichts mehr von den seinerzeit berühmten „carricks". Äußerst elegant im Schnitt, jugendlich, stellen sie einen sehr praktischen Überhang dar. Die Pelerine ist kurz, lang, spitz oder rund und paßt sich dem Mantel auf verschiedene Arten an. Manche zeigen im Rücken einige Falten, bleiben aber sonst rund. Es gibt auch welche, die dreieckig geschnittene Tüten aufweisen, welche durch eine doppelte Hohlfalte unterbrochen werden und dadurch eine hübsche Wirkung erzielen. Oft wird die Pelerine mit einem Wollstoff gefüttert, der mit dem Kleid übereinstimmt. In diesem Falle harmonieren dann auch die Ärmelaufschläge und die neue, weiche Krawatte. Die Pelerine ist so geschnitten, daß sie kaum über Schulter- und Armlinie hinausgeht.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4235. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 13. MAI 1926





Allianz-Konzern



Gesamtprämieneinnahme 1924
Mark 107 931 519.—

Kapital und Reserven
der im Konzern vereinigten Gesellschaften insgesamt
Mark 102 277 832.—

ALLIANZ Versicherungs-A.-G. in Berlin

Allianz Lebensversicherungsbank A.-G. in Berlin
Badische Pferdeversicherungsanstalt A.-G. in Karlsruhe i. B.
Brandenburger Spiegelglas-Versicherungs-A.-G. in Berlin
Deutscher Phönix Versicherungs-A.-G. in Frankfurt a. M.
Globus Versicherungs-A.-G. in Hamburg
Hermes Kreditversicherungsbank A.-G. in Berlin
Kölnische Versicherungsbank A.-G. in Köln
Kraft Versicherungs-A.-G. des Automobilclubs von Deutschland in Berlin
Die Pfalz Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Neustadt a. Hdt.
Providentia Frankfurter Versicherungs-G. in Frankfurt a. M.
Union Allg. Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar
Wilhelma in Magdeburg Allg. Versicherungs-A.-G.

Sämtliche Versicherungszweige.

IMPERIAL HOTEL KARLSBAD

Saison 25. April bis 30. September.

Vor- und Nachsaison bedeutend ermässigte Preise.

eines der prächtigsten Hotels des Kontinents.
320 Zimmer mit Bad - Appartements.
90 m über dem Sprudel, 2 Drahtseilbahnen.
2 Minut. zu den Brunnen u. Bädern, 4 eigene Tennisplätze - Golf.
Täglich Konzerte im Garten und Bar,
Tanztee - früh und nachmittags.
Neuerbaute Garage für 40 Autos, Boxen, Chauffeurzimmer.
Verlangen Sie unseren Tarif und Prospekt.

MARIENBAD

Die Perle der Böhmischen Weltbäder. Ausschliesslich natürliche Kohlensäurebäder in verschiedenen Abstufungen. **(Herzbäder)**
Weltberühmte Moorbäder — Die stärksten Stahlbäder. 3 grosse mit neuzeitlichstem Komfort eingerichtete Badehäuser. **Alle modernen zeitgemässen Heilbehelfe und Einrichtungen. 40 Mineralquellen:** Glaubersalzquellen — Erdige Säuerlinge — Alkalische Quellen — Eisenquellen. Saison: Ende April bis Mitte Oktober. 75 Ärzte.
Über 300 Hotels, Pensionen und Privatkurwohnhäuser in jeder Preislage. 50 % Fahrpreisermässigung auf den Tschechoslovakischen Staatsbahnen. — In der Vorsaison bedeutend ermässigte Preise. — Auskünfte und Prospekte gegen Rückporto durch den STADTRAT MARIENBAD, Abt. 9.

Palace Hotel Fürstenhof und **Hotel New-York** Letzter Komfort Fließendes Wasser	**Hotel Esplanade** Das moderne Haus des Kurortes 100 Zimmer — 60 Badezimmer Große Halle, Konversations- und Tanzsäle. — Bestes Restaurant. Fünf-Uhr-Tee. Bes. Jos. Zischka.	**Ott's erstklassige Häuser** Grand Hotel Ott Hotel Egerländer Höhenhotel Egerländer Cafee Egerländer	**Hotel Stern** 150 Zimmer — 40 Bäder Haus I. Ranges Goetheplatz Besitzer E. Weis.	**Grand Hotel Klinger** Erstklassiges Haus an der Promenade 200 Zimmer und Salons Wohn. m. Bad. Direktion W. Binkhorst	**Hotel Casino** 100 Zimmer. Fl. Wasser. Appartement m. Bad. Ganztägige Sonnenzimmer. 2 Terrassen. Restaurant. Vor- und Nachsaison. Tief ermäß. Preise. Die Direktion.
Hotel Pension Waldidylle am Walde, eig. Park, nächst Kurplatz und Bäder. Erstklassig. Tel. 54. Besitzer F. Walter.	**Villa Busch** Moderner Komfort, ruhige zentrale Lage am Walde nächster Nähe des Kreuzbrunnens und der Bäder. Mäßige Preise.	**Logierhaus „Helvetia"** Hauptstraße — Zentrale Lage. Lift — Bad — Telefon 217.	**Villa Siegfried** 30 Zimmer. Herrliche Lage am Walde.	**Schloss „Miramare"** Im Zentrum des Kurortes. Aller Komfort.	**Villa „Marguerite"** Herrl. geleg. zwisch. Wald u. Park, 2-5 Min. entfernt von den Quellen u. Bädern, fließ. Wass. kalt u. warm. Zimmer heizbar, Lift. Telefon 183.

Luzern Hotel Schweizerhof

Schweiz

Haus allerersten Ranges.

500 Betten. *O. Hauser, Besitzer.*

VW KABINET VEREINIGTE WEINGUTSBESITZER QUALITÄTSWEINE VW
KOBLENZ WEIN- U. SEKTKELLEREIEN G.M.B.H. KOBLENZ

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4235. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 13. Mai 1926.

Das Kind. Seine Entwicklung und seine Pflege.

Mit 39 Abbildungen. Von Dr. med. Hans Rißel. Preis geb. 2.50 R.-M.

Es ist ein Buch, das jeder jungen Mutter zum Wohle ihres Kindes in die Hand gegeben werden soll.

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig 26.

Der gute Ton und die feine Sitte.

Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.

Siebente Aufl. Preis 1.50 R.-M. Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Allgemeine Notizen.

Bad Wildungen. Die Kurmittel finden in diesem Jahr eine Bereicherung durch ein neu eröffnetes Luftbad sowie ein Inhalatorium, bestehend aus Raum- und Einzelinhalation, pneumatische Inhalation und Gurgelraum, wodurch die altbekannte vorzügliche Heilwirkung der Helenenquelle auf die Schleimhäute des Harnapparates auch für die Schleimhäute der Atmungsorgane dienstbar gemacht wird. Der Kurbetrieb ist lebhaft.

Die Kurverwaltung des Heilbades Gleichenberg hat die Kurmittel durch Neueinführung von Apparat-Inhalationen, bei welchen Quellsole oder medikamentöse Lösungen, wie Glycirenan, Jod u. dgl., dem Patienten direkt in Mund und Nase einströmen, sowie durch Luftperlbäder ergänzt. Die Glycirenan-Inhalationen sichern selbst den Schwerst-Asthmatikern Stunden der ersehnten Ruhe. Die Luftperlbäder sind besonders für neurasthenische Personen von hervorragend günstiger Wirkung. Der Betrieb der altbewährten starken kohlensauren Bäder wird für die Bequemlichkeit der Kurgäste neu geregelt. (Karten für bestimmte Stunden.) Die im Vorjahr eröffnete große pneumatische Kammeranlage gewährt nebst den übrigen pneumatischen Kammern täglich 200 Patienten Aufnahme. In der Kaltbadeanlage werden nebst allen Arten von Kaltwasserkuren auch elektrische Kuren, wie Lichtbäder und Höhensonne, verabreicht.

Eine Wanderausstellung finnischer Bauernteppiche, bekannt und berühmt unter dem Namen Rya, wird unter Leitung des Professors Sirelius vorbereitet. Die Ausstellung wird je zwei Monate in Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Hamburg und Zürich geöffnet sein. Das Auswärtige Amt in Berlin, das dem Zustandekommen dieser Ausstellung große Aufmerksamkeit widmet, stellt 3000 Mk. zur Verfügung. Die Veranstaltung dieser Ausstellung geht auf die Arbeitsgemeinschaft für deutsche Handwerkskultur zurück. Diese hat ein Ausstellungskomitee gebildet, zu dem unter anderm der Reichskanzler Dr. Luther und mehrere deutsche Minister gehören.

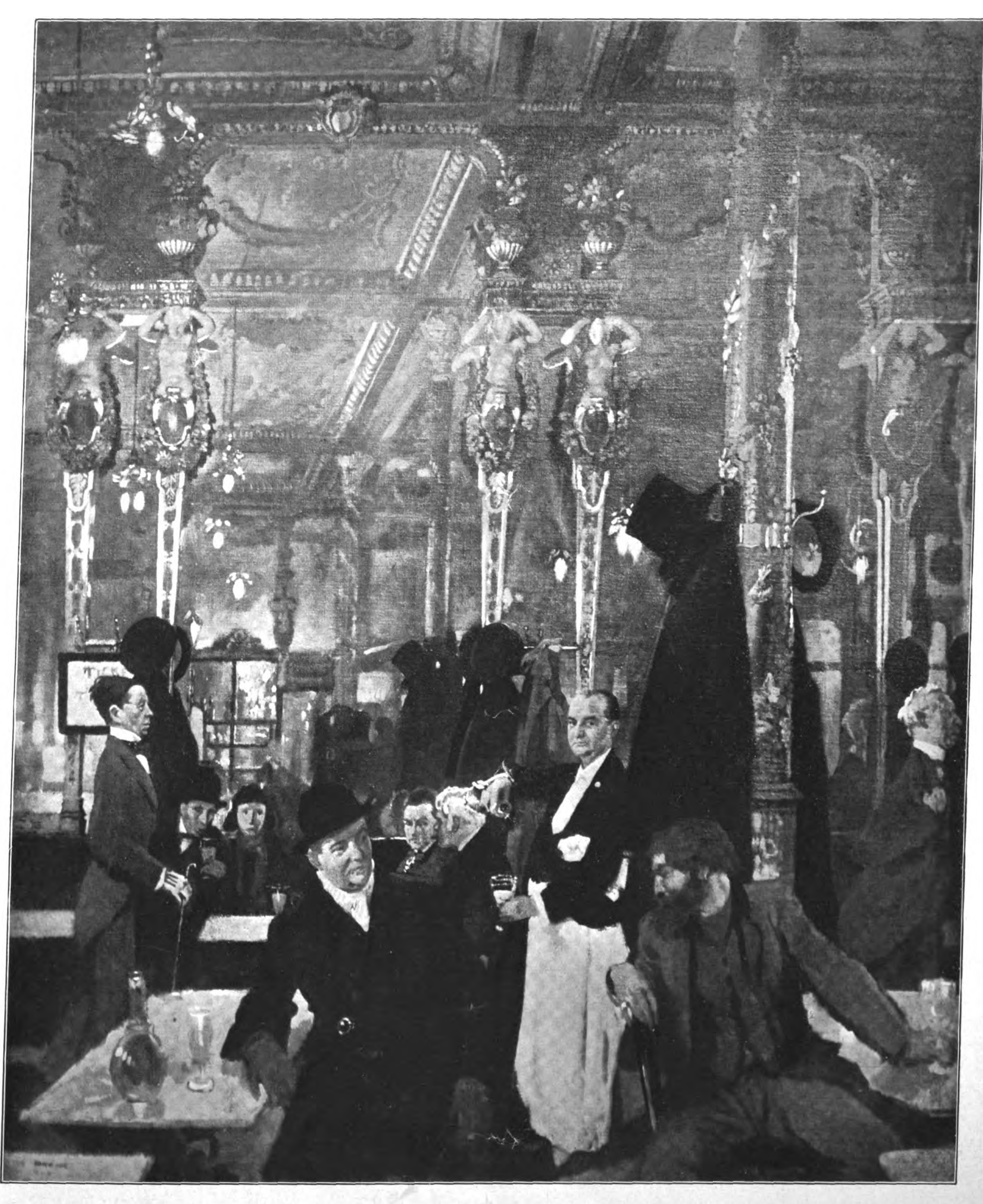
Ein neues Kunstsicherheitsschloß für Innenhaus-Türschlösser, das „Schloß der Zukunft", hat die in ihren patentierten Geldschrank- und Tresorbau-Sicherheitsschlössern schon lange weltberühmte Firma Theodor Kromer in Freiburg (Baden) erfunden, das alle bisherigen Sicherheitsschlösser bei weitem übertrifft. Es emp-

fiehlt sich für jeden Haushalt und jeden Schlosser, Einzelheiten, Prospekte, Preise von genannter Firma zu fordern.

Albert Rosenhains neuen Handkoffer „Nie voll“ kann man das Ei des Columbus nennen; ist doch ein einziger Koffer für den Bedarf eines Reisetages, der nach Belieben in 14 Größen zu einem reichlichen Vierwochen-Reise-Koffer auswachsen kann, in der Tat geradezu eine Sensation. Dieser Rosenhainsche „Nie voll“-Universalkoffer eignet sich für alle Kreise. Er ist in einfachsten wie in anspruchsvolleren Ausstattungen zu haben. Nebengepäck macht er überflüssig. Leicht und praktisch, in allen Teilen dauerhaft, liegt in ihm alles, was man in ihn hineinpackt, glatt, es fällt nichts durcheinander, man braucht ihn nicht gewaltsam zu pressen. Wer auf die Reise gehen will, versäume ja nicht, sich rechtzeitig von dem größten Spezialhaus für Koffer, Reiseartikel und feine Lederwaren Albert Rosenhain in Berlin SW. 19, Leipziger Straße 72—74 den „Nie voll“-Handkoffer-Prospekt mit Preisangaben kommen zu lassen, falls weitere Angaben, als die in der in unserer Zeitung regelmäßig erscheinenden Anzeige (in der vorliegenden Nummer auf Seite 612) enthaltenen gewünscht werden.

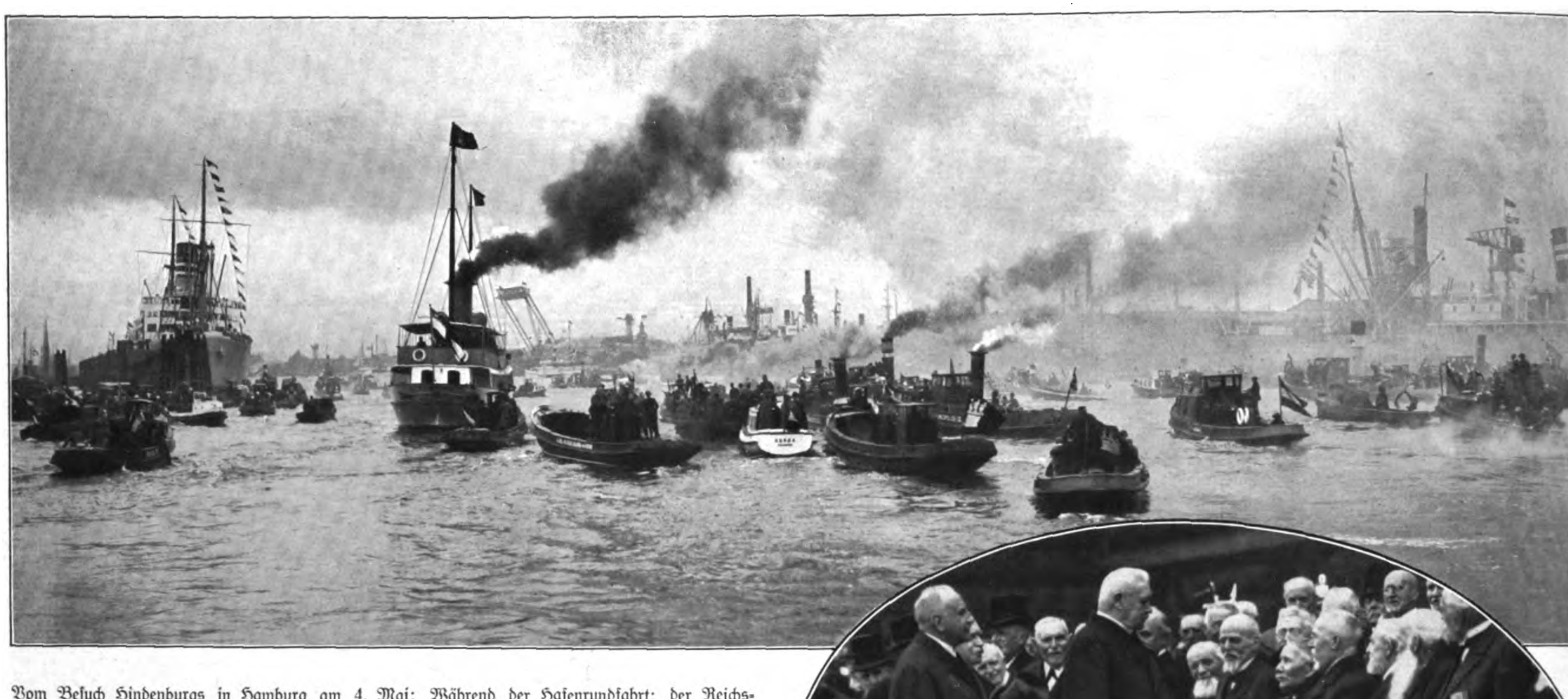
Die Zahl der Kraftfahrräder hat im letzten Jahr erheblich zugenommen. Am 1. Januar 1925 waren 1 202 878 vorhanden, am 1. Januar 1926 dagegen 1 475 010. Den größten Anteil daran hat nach einer amtlichen amerikanischen Statistik, die der Reichsverband der Automobilindustrie bekannt gibt, Großbritannien mit 571 522 Motorrädern am 1. Januar 1926 gegen 495 579 zu Beginn des Jahres 1925. Recht erheblich ist die Zahl in Deutschland gestiegen. Hier wurden 216 829 am 1. Januar 1926 gegen 130 620 im gleichen Zeitraum des Vorjahres gezählt. An dritter Stelle folgt Frankreich mit 120 000 (102 000), dann die Vereinigten Staaten, deren Bestandsziffer sich im Berichtsjahr — wohl infolge der enormen Zunahme der Automobile — von 126 850 auf 119 274 gesenkt hat. Nach den Vereinigten Staaten folgen Australien, Italien, die Niederlande, Belgien usw. mit teils recht erheblich gestiegenen Beständen. Paraguay hatte in beiden Jahren unverändert fünf Krafträder. Dieselbe Entwicklung wie in den Vereinigten Staaten ist unter anderm auch in Niederländisch-Ostindien, auf den Philippinen, im Freistaat Danzig und auch in Jugoslavien zu verzeichnen. Alle diese Länder weisen geringere Ziffern gegen das Vorjahr auf.

Illustrirte Zeitung

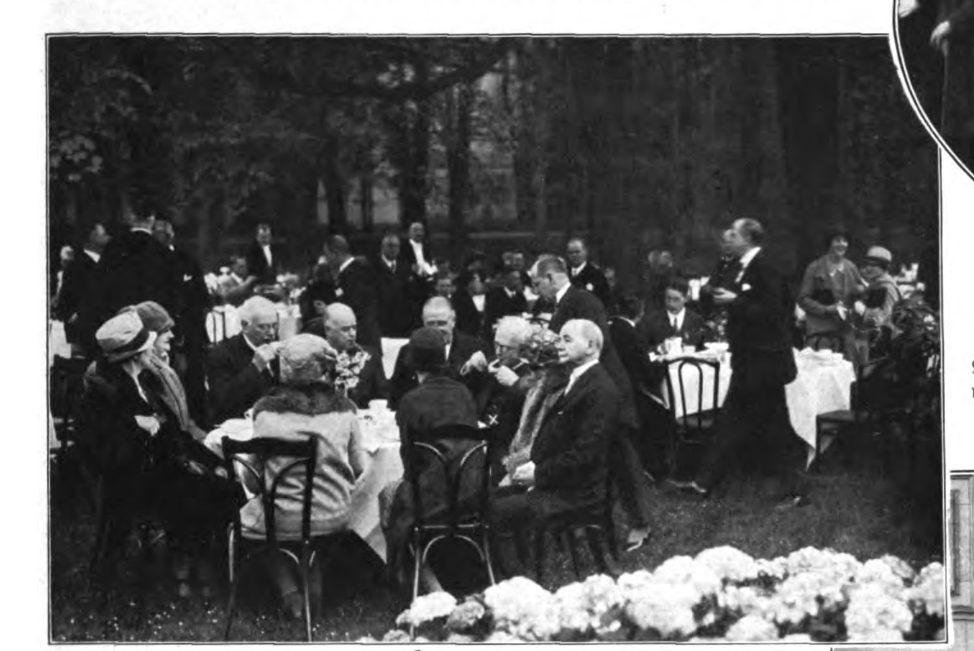


IM CAFÉ ROYAL IN LONDON

NACH EINEM GEMÄLDE VON W. ORPEN



Vom Besuch Hindenburgs in Hamburg am 4. Mai: Während der Hafenrundfahrt; der Reichspräsident befand sich auf der Staatsjacht „Hamburg" (links von den kleinen Motorbooten und Barkassen). — Im Oval: Hindenburg begrüßt die Veteranen der Feldzüge von 1866 und 1870/71.



Links nebenstehend: Vom Besuch einer Abordnung von 300 amerikanischen Hotelbesitzern während ihrer Europa-Reise in Berlin vom 2. bis zum 4. Mai: Zum Tee bei Reichskanzler Dr. Luther (×) in den Gärten des Reichskanzlerpalais.

Der Liederkranz aus Milwaukee (Vereinigte Staaten von Amerika), der am 29. April in Berlin eintraf, als Gast der Berliner Liedertafel: Die Sänger vor dem Berliner Dom.





Links: Von der Besichtigung des Walchenseewerkes (Oberbayern) durch die mexikanische Studienkommission am 2. Mai: Die Teilnehmer vor den Anlagen des Kraftwerkes. — Rechts: Das Zeiß-Planetarium in Barmen, das am 8. Mai eingeweiht wurde. (Phot. W. Fulle, Bremen.)

DIE RELIGIÖSEN GEGENSÄTZE IN INDIEN

Indische Nationalisten, die auch für ihr Vaterland das „Selbstbestimmungsrecht der Völker" heischen, konnten während der letzten Jahre ihren europäischen Freunden gegenüber eine große Zuversicht zur Schau tragen, die sie vornehmlich mit dem Abflauen des alten religiösen Streites zwischen Hindus und Mohammedanern begründeten. Gewiß: auch in Asien schien nationales Empfinden von der Türkei bis nach China sich nicht nur zu regen, sondern auch die Vorhand vor der religiösen Einstellung zu gewinnen. Die Wanderprediger Moskaus hatten sich darauf eingestellt, auch ihrerseits die Unabhängigkeitsregungen in jeweils nationalistischer Form zu schüren, um die erwachenden Völker des größten Kontinents zum Kampf gegen das kapitalistische Europa zu rüsten. Die asiatische Welt veränderte ihr Gesicht und verlor die alte Beschaulichkeit und Gleichgültigkeit gegenüber dem politischen Fatum.

Wenn aber die Vertreter des indischen Nationalismus so siegessicher auf die Einigung der bis dahin in alten religiösen Kämpfen lebenden Hindus und Mohammedaner gegenüber den britischen Unterdrückern hinwiesen, so mußten skeptischer beobachtende Europäer sie doch immer wieder daran erinnern, daß von einem wirklich geschlossenen indischen Abwehrkampf noch immer nicht die Rede sein konnte. Auch der Fernstehende hatte mindestens vier Gruppen zu unterscheiden: die Aktivisten, denen praktisch die Machtmittel zur Abschüttelung der Fremdherrschaft versagt sind; die große, politisch führende Partei des passiven Widerstandes; die breite Masse der Gleichgültigen in echt orientalischer Ergebenheit und endlich die Profit-Politiker, die es vorziehen, in irgendeiner Form von englischem Trinkgeld zu leben.

Nun aber sind in Kalkutta und an anderen Orten auch wieder Kämpfe zwischen den Brahma- und den Islam-Gläubigen ausgebrochen, die mit alter Verbissenheit geführt worden sind. Der Religionsfriede ist empfindlich gestört, die Uneinigkeit der Inder wieder neu vertieft.

Seit fünf Jahrtausenden leben die arischen Hindus in den Stromländern Vorderindiens, in denen sie schon in alter Zeit eine blühende Kultur entwickelt haben. Die durchaus unkriegerische Religion und das Klima des Landes ließen sie in eine geistige Beschaulichkeit und körperliche Schlaffheit verfallen, die ihnen die Widerstandskraft raubte, welche nötig gewesen wäre, den anfangs aus Nordwesten, später auf dem Seewege vordringenden Eroberern zu begegnen. Mohammedaner, Mongolen und Tataren drangen der Reihe nach von etwa 700—1400 auf dem Landwege ein, und auf dem Seewege folgten von 1498 ab Portugiesen, Holländer, Engländer und Franzosen. Längere Zeit kämpften besonders diese beiden letzteren um die Vormacht in Indien. Als im Pariser Frieden von 1763 England für kurze Frist in Nordamerika von Frankreich jene Gebiete zugesprochen erhielt, die sich dann sehr bald politisch selbständig machten, mußte Frankreich auch auf seine wichtigsten Positionen in Vorderindien verzichten, wo England dann immer weiter und fester Fuß faßte.

Der religiöse Gegensatz zwischen den politisch von den Mohammedanern unterworfenen Hindus und den Eindringlingen aus dem Nordwesten erleichterte den Briten die ohne jede Sentimentalität in der Anwendung der Kampfesmittel durchgeführte Teilung des Volkes und Beherrschung des Landes wesentlich. Große Aufstände wurden mit starker Faust niedergeschlagen, die untereinander uneinigen und von den Hindus als Aussauger betrachteten Fürsten in den Bannkreis der englischen Interessen gezogen.

An Zahl gibt es in Indien etwa 225 Millionen Hindus und 70 Millionen Mohammedaner. Der Rest verteilt sich auf Buddhisten, Heiden, Christen usw. Die mehr kriegerisch gestimmten Mohammedaner fühlen sich den Hindus gegenüber weit überlegen. In ihrer Hauptmasse bewohnen sie aber nur bestimmte Teile des Landes, nämlich den Nordwesten, in den sie zuerst eindrangen, bis zu der indischen Wüste, die ihre Ausbreitung in Massen und ihre dauernde Niederlassung merklich hemmte, und die Mündungsgebiete nicht nur des Indus, sondern auch des Ganges und Brahmaputra. In den beiden Millionenstädten Indiens, besonders in Kalkutta, aber auch in Bombay, sind sie zahlreich vertreten, und gerade hier sind die Gegensätze oft scharf aufeinandergeprallt. In ihrem alten nordwestlichen Vorstoßgebiet bildet Lahore (mit einer Viertelmillion Einwohnern) den Hauptplatz; aber auch im Gebiet der doppelt so kopfreichen Stadt Haidarabad im Herzen der eigentlichen Halbinsel Vorderindien haben sie sich zahlreich angesiedelt. Sind ihnen die Hindus an Kopfzahl auch weit überlegen, so liegt bei den Mohammedanern doch im allgemeinen die größere Macht, der größere Reichtum und nach dem Versinken der alten hindostanischen Kultur die größere Bildung. Daß die britische Verwaltung bei der Schaffung von Universitäten im mohammedanischen Gebiet gelegene Städte bevorzugte, natürlich nicht ohne Absicht, hat gerade in dieser letzteren Beziehung die Gegensätze noch weiter vertieft.

Bei der Größe Vorderindiens und dem geringen wirtschaftlichen Anreiz, den das warme Klima genügsamen Bewohnern bietet, ist es nicht überraschend, daß die Inder selbst nicht zu einer großen, einheitlichen Staatsorganisation vorgedrungen sind. Politische Zersplitterung und geringe physische Widerstandskraft machten große Teile des Landes zur Beute der von Nordwesten vordringenden Eroberer oder der europäischen Seefahrer, die später um das Kap der Guten Hoffnung kamen. Sein großer natürlicher Reichtum, zunächst an Gewürzen, machte die Beute besonders begehrenswert. Die Engländer haben es denn auch besonders als Baumwolle- und Jute-Land entwickelt.

Der Islam konnte in der Vollkraft seines stürmischen Ausbreitungsdranges Indien erobern, aber nicht die Inder bekehren. Sie blieben in der ihrer Lebensweise und ihrem Klima entsprechenden Religion islamfeindlich, die mohammedanischen Eroberer aber blickten auf sie herab. Der religiöse Gegensatz und der Gegensatz zwischen ausbeutenden Fürsten von fabelhaftem Reichtum und dem armen Volk, der Mangel an irgendeiner einheitlichen, großen Staatsorganisation machte fremden Eindringlingen die Unterwerfung der von Norden zugänglichsten Gebiete verhältnismäßig leicht. Die Briten haben diese Möglichkeiten am ergiebigsten zu nutzen verstanden. So weit früher von Delhi aus eine Zentralregierung ausgeübt wurde, glitt sie stückweise in die Hände der Briten hinüber, die aus dem Gegensatz fremdgläubiger Herrscher und brahmanischer Hindus dauernd Gewinn zu ziehen wußten und auch heute, nach der Proklamation des Selbstbestimmungsrechts der Völker in Sachen Indien, auf ihre Macht gestützt, die These vertreten: Die Hindus haben sich nie selbst zu regieren vermocht, sondern unterstanden stets fremden Fürsten. England aber versteht das Land politisch am besten zu organisieren und wirtschaftlich auszuwerten — also ist sein moralisches Anrecht auf Indien für ewig begründet. Daß die Art der wirtschaftlichen Auswertung allerdings für die eingeborene Bevölkerung sehr drückende Steuerlasten und ständig wiederkehrende Hungersnot bedingt, wird nicht weiter vermerkt.

Schon die mohammedanischen Herrscher hatten die Uneinigkeit der Hindustämme genutzt, und die Engländer folgten nicht nur diesem Beispiel, sondern profitierten eben auch von dem religiösen Gegensatz zwischen Herrschern und Beherrschten. Im Nordwesten, wo die Mohammedaner am geschlossensten sitzen, gelang die Unterwerfung bezeichnenderweise am spätesten; hier wirkte die geringere Möglichkeit, Gegensätze auszunutzen, und der kriegerische Geist, der im Islam lebt, wohingegen der Hindu seiner Religion nach zu aktivem Widerstand wenig geschaffen ist. Auch das Klima wirkt in ähnlicher Richtung; und schließlich liegt das Pendschab eingebettet zwischen dem selbständigen Bergland Afghanistan im Norden und der indischen Wüste im Süden. Auch der Zugang von der Seeseite über die Indus-Mündung ist nicht leicht, doch hält England auch dieses ganze Gebiet des nordwestlichen Vorpostens durch die Indus-Bahn jetzt fest in der Hand.

Freilich ist der Brite noch viel mehr Fremdherr als der seit Jahrhunderten eingesessene Mohammedaner. Denn er selbst wird in Indien überhaupt (als Einzelperson) nicht seßhaft. Indien ist für die Engländer nur eine — allerdings besonders wichtige und einkömmliche — Etappe der politischen und der wirtschaftlichen Laufbahn. Aber in diesem Klima werden nur wenige Lebensjahre verbracht — dann zieht der Engländer wieder heimwärts. In kontinuierlicher Folge jedoch haben die Briten trotz dem ständigen Personenwechsel es verstanden, die Möglichkeiten, die ihnen das Land und seine Bewohner mit ihren Gegensätzen und mit ihrem weichen Charakter bieten, erschöpfend in ihre Dienste zu spannen als Hauptquelle des britischen Reichtums und wesentlichen Bestandteil der britischen Weltmacht.

Mit um Indien wurde der Englisch-Französische Krieg geführt, der 1763 mit dem Pariser Frieden abschloß. Bonapartes an der Nilmündung betätigte Sehnsucht, den Weg zu den Schätzen Indiens anzutreten, hatte die neue Zuspitzung des englisch-französischen Gegensatzes zur Folge, die zu den großen Kriegen der Napoleonischen Zeit führten. Die Dämpfung der französischen Macht durch Deutschland bald nach der Eröffnung des französischen Suezkanals erleichterte es England, dann auch diesen neuen Verkehrsweg nach Indien in ihre Hand zu bringen. Im letzten Weltkrieg hat es zahlreiche indische Truppen auf europäischem Boden eingesetzt, um seine Weltmachtstellung und damit auch die Herrschaft über Indien zu sichern. Wenn es dann nach Abschluß des Krieges so aussah, als ob Indien erwache und auch für sich das Selbstbestimmungsrecht fordere, so konnte sich England zunächst auf die moderne Technik stützen, die es ihm gestattet, auf dem Luftwege binnen zwei Tagen oder wenig mehr gefährlichste Hilfsmittel des Zukunftskrieges nach Bombay zu schaffen. Und wenn die Einigung der Hindus und Mohammedaner, wenn die von Moskau aus geschürte Propaganda in Indien auch nicht unbedenklich aussah, so hat sich in den letzten Wochen doch wieder gezeigt, daß es immer noch möglich ist, die alten Gegensätze innerhalb der Bevölkerung Indiens neu aufflammen zu lassen. In Kalkutta hat sich der alte Grundsatz: „Entzwei' und gebiete!" wieder zu Englands Gunsten bewährt.

Dr. Arthur Dix.

DEUTSCHLAND IM WIEDERAUFBAU DES WELTVERKEHRS

Das Zeichen des Verkehrs stand hoch am deutschen Himmel, als das Sturmgewitter des Krieges über Europa niederbrauste. Wir waren sehr fleißig gewesen. Auf den Hochstraßen der Weltschiffahrt wehte die deutsche Flagge von den stolzesten Schiffen. Unsere Kabelpolitik näherte sich dem Ziel, einen unabhängigen, der deutschen Weltstellung entsprechenden überseeischen Nachrichtendienst zu schaffen. Das Haupttelegraphenamt Berlin war das pochende Herz des Festlandes, und wo der Draht nicht hinreichte, ging's auf unsichtbaren Ätherwellen durch den unendlichen Raum. Die deutsch-amerikanische Seepost hatte uns bereits an die Schwelle des Weltgroschenportos geführt — da griff der Krieg mit plumper Faust zerstörend in das mit so großer Kunst zusammengefügte internationale Verbindungsnetz und schnitt uns von der Außenwelt ab. Wir saßen fünf Jahre wie in einem Gefängnis und horchten verstört in das dunkle Meer der Nachrichtenlosigkeit.

Der Vertrag von Versailles nahm uns Schiffe und Kabel und hängte unserer Verkehrsenergie das Bleigewicht politischer und wirtschaftlicher Bedrückung an. Vor dem Kriege hatten wir die zweite Stelle unter den seefahrenden Völkern gehalten und das „Blaue Band" erobert, jetzt standen wir mit leeren Händen vor der lebensnotwendigen Forderung nach Schiffahrt. Aber wie die Kraft der Natur über Trümmern und Gräbern alsbald wieder Gräser und Sträucher aufsprießen läßt, so begann deutsche Zähigkeit wiederaufzubauen, was der Krieg zerstört hatte, mit den beschränkten Mitteln freilich, die einem verarmten und über die Grenzen seines Vermögens beanspruchten Volke zu Gebote stehen. Wir kauften einige unserer an den Feindbund abgetretenen Schiffe zurück, um wieder aufs Meer, wieder an die uralte Quelle der Völkergröße zu kommen. Und bauten neue hinzu. Norddeutscher Loyd und Hamburg-Amerika-Linie recken sich wieder zur alten Kraft empor; ihre Flotten haben je die Hälfte des alten Besitzstandes wiedererreicht. Und die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, deren schöne „Cap Polonio" Daus in allen Häfen Südamerikas ist, sowie die Kosmos-Linie halten eine ähnlich steigende Wirtschaftskurve. Schon füllen deutsche Schiffe wieder die Auslandshäfen und zeigen der Welt den Willen, den uns von Natur aus zugewiesenen Anteil am Ozean wiederzugewinnen und unter allen Umständen festzuhalten. Die Hamburg-Amerika-Linie hat trotz der herrschenden Schiffahrtskrise das vierte Großschiff der „Albert-Ballin"-Klasse, die „Neuyork", vom Stapel gelassen. Jedes neue deutsche Schiff aber vermindert die Enge des Lebensraumes unseres Volkes und trägt deutschen Unternehmungsgeist auf den Marktplatz der Welt.

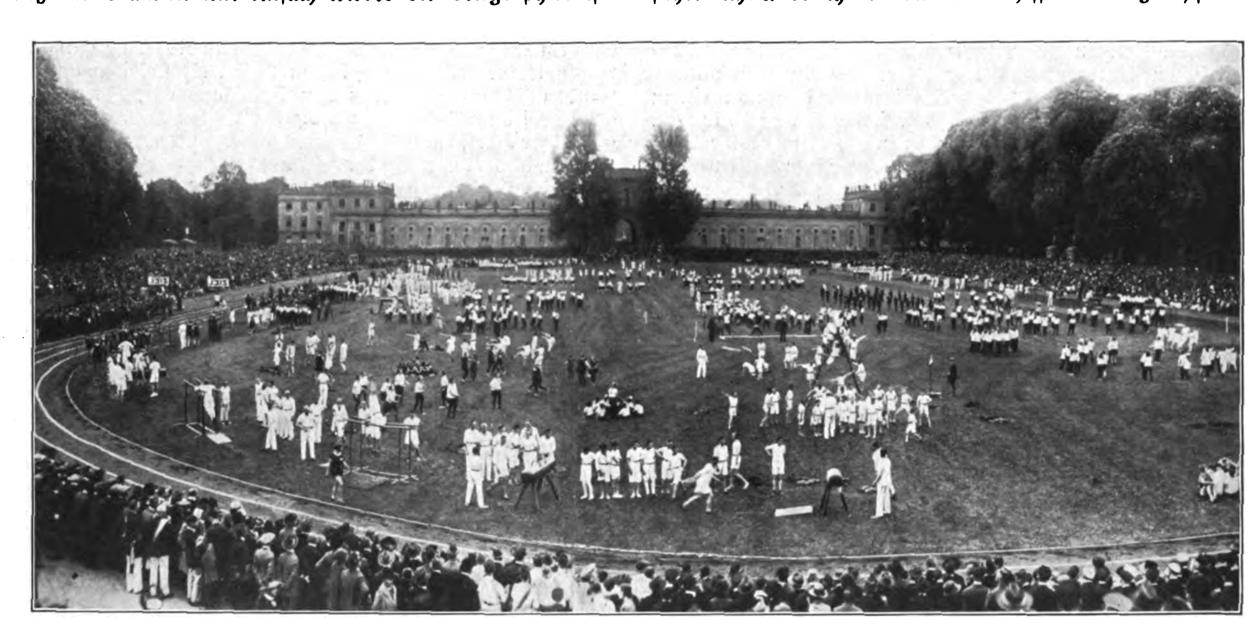
Die Vorbedingung des Warenverkehrs aber ist der Nachrichtenverkehr; erst unter seinem Einfluß wird der Weltmarkt für unseren Absatz aufnahmewillig. Nach dem Kriege gehörte es daher zu unseren vornehmsten Aufgaben, mit dem Ausland wieder in geistige Fühlung zu kommen. Wir hatten Kabel nach den beiden Amerika, nach Afrika und in Ostasien besessen — der Friedensvertrag, dessen Analyse nachfolgende Geschlechter einst mit Entsetzen erfüllen wird, nahm uns alles, bis auf ein Zehntel unseres Besitzstandes, nahm uns auch die zur Wiederauslegung von Kabeln nötigen Kabeldampfer, die heute unter englischer und italienischer Flagge noch ihre Fachdienste verrichten, verbot uns sogar, in den nächsten drei Monaten Nachrichten durch unsere großen Funkstationen zu verbreiten. Diese hatten uns in den ersten Kriegsjahren noch wertvolle Dienste geleistet, indem sie zunächst mit unseren afrikanischen Kolonien und den Auslandsschiffen in Verbindung blieben, dann aber auch durch die Weiterführung des Radioverkehrs mit der amerikanischen Großfunkstation Sayville. Als Nordamerika gegen Deutschland mit in den Krieg trat, ging uns auch diese einzige Verbindung nach Übersee verloren.

Nach dem Kriege war an die Auslegung von neuen Kabeln zunächst nicht zu denken; es mußte daher versucht werden, so rasch wie möglich auf dem Funkwege mit dem Ausland wieder in den Telegraphenverkehr zu kommen. Das gelang verhältnismäßig schnell mit den Vereinigten Staaten von Amerika, die uns, wenn auch mit Beschränkungen, 1919 ihre Regierungsfunkstelle Brunswick und 1920 ihre Marinefunkstelle Annapolis zur Verfügung stellten. Seit Herbst 1920 stehen Nauen und Eilvese in unbeschränktem Verkehr mit den amerikanischen Großfunkstationen Marion und Rocky Point. Mit dieser Verbindung hat Deutschland nach sechsjähriger Abgeschnittenheit vom Weltverkehrsnetz wieder die Möglichkeit erlangt, seine Telegramme nach Übersee auf einem von England unabhängigen Wege zu befördern. Das Jahr 1924 öffnete uns dann den Funkweg nach Argentinien; Ostasien, Niederländisch-Indien, Australien und Südafrika folgten, so daß die ganze Kulturwelt in den Bereich unserer Großfunker in Nauen und Eilvese gebracht ist. Diese bewältigen eine Tagesleistung von 50 000 Wörtern. Bei den mancherlei Unzulänglichkeiten, die der Funkentelegraphie immerhin noch anhaften, durften wir jedoch die Wiederaufrichtung eines deutschen Kabelnetzes nicht aus den Augen verlieren. Die

unentbehrliche Grundlage hierzu bilden aber eine leistungsfähige Kabelindustrie und tüchtige Kabelschiffe. Die erstere besitzen wir schon lange, und ein neuer Kabeldampfer, „Neptun“ getauft, hat im Januar 1926 den Stapel verlassen. Bei den starken Wirtschaftsbeziehungen mit Amerika galt es zunächst, die verlorenen beiden Kabelwege nach diesem Lande durch einen neuen zu ersetzen. Es handelte sich hierbei um ein Bindeglied von Emden nach den Azoren, das hier einer von den Amerikanern bereits gebauten, gleich langen (rund 4000 km) Kabellinie kürzlich angefügt worden ist. Wir wissen wohl, daß andere dem wiedererwachten deutschen Unternehmungsgeist mit scheelen Augen zusehen, wir wissen aber auch, daß ein Volk, das an der See keinen Anteil hat, unseres lieben Herrgotts Stiefkind ist.

Nicht minder übel war es nach Kriegsende mit den europäischen Überlandtelegraphen, mit den Verbindungen zwischen den Haupt- und Handelsstädten des Festlandes bestellt. Wir verstehen wohl den Unmut, dem die Geschäftsleute, jeder nach Maßgabe seines Temperaments, darüber Ausdruck gaben; aber es war doch nicht so, wie viele meinten: daß die Beamten nur einfach wieder die Telegraphiertaste in die Hand zu nehmen brauchten, und alles wäre wie früher gewesen. Sie bedachten nicht, daß durch den langen Weltkrieg die telegraphischen Verbindungen fast aller Länder heruntergewirtschaftet waren. Anfangs spielten wohl auch völkerpsychologische Hemmungen mit; es bedurfte des überlegenen Taktes der deutschen Beamten gegenüber den schwer zu überhörenden Anzüglichkeiten von Auslandstelegraphisten, um den Verkehr glatt abzuwickeln. Aber der eigentliche Grund des Mißstandes war doch die allgemeine Verwahrlosung der Betriebsmittel. So konnte das Haupttelegraphenamt Berlin erst im Juni 1919 Antwerpen, im August London und Mailand, im September Rom, im Oktober Brüssel, im Dezember Paris und sogar erst im Februar 1924 Bukarest wiedererreichen. Dazu kam, daß diese Auslandsämter anfänglich nur je eine Leitung zur Verfügung stellten, was völlig unzureichend war. Wollten wir uns damals wegen der stockenden Telegrammbeförderung beim Postminister beschweren, so war es, als wenn einer zum Zahnarzt kommt, der selber Zahnweh hat. Nichts lag daher näher, als auch hier wieder die Funker, die nicht nach Leitung und Kabel zu fragen brauchen, in die Bresche springen zu lassen. Dabei wurde in erster Linie an solche Länder herangetreten, die nicht unmittelbar an Deutschland angrenzen. Im Jahre 1920 nahmen wir den Funkverkehr mit Jugoslawien, Rumänien, Ungarn und Holland auf; England, Italien, Ägypten, die Ostseeprovinzen und Rußland folgten. Inzwischen hatten sich auch die Landtelegraphen wiedererholt; alte Leitungen waren instand gesetzt und neue gebaut worden. Deutschland besitzt jetzt im Zusammenwirken von Funk- und Drahtlinien ein Festlands-Telegraphennetz mit einer Leistungsfähigkeit wie nie zuvor; die unmittelbaren Drahtverbindungen des Haupttelegraphenamts überschreiten die Europagrenzen und reichen bis Tauris, Tiflis und Teheran. Die wichtigsten Auslandsverbindungen sind mit Schnelltelegraphen ausgerüstet und zum großen Teil in Kabeln verlegt. Die Wechselstromtelegraphie durch Fernsprechkabel gestattet die gleichzeitige Beförderung mehrerer Telegramme. Auf diesen neuen Sprechkabeln ist die Telegraphiergeschwindigkeit dreimal höher als auf den alten Kabeln. Dank dieser gesteigerten Leistungsfähigkeit hat das Haupttelegraphenamt auch den großen Auslandsdurchgangsverkehr wieder an sich gezogen. Von den dort durchschnittlich täglich bearbeiteten 35 000 Auslandstelegrammen entfallen etwa 6000 auf den internationalen Durchgangsverkehr.

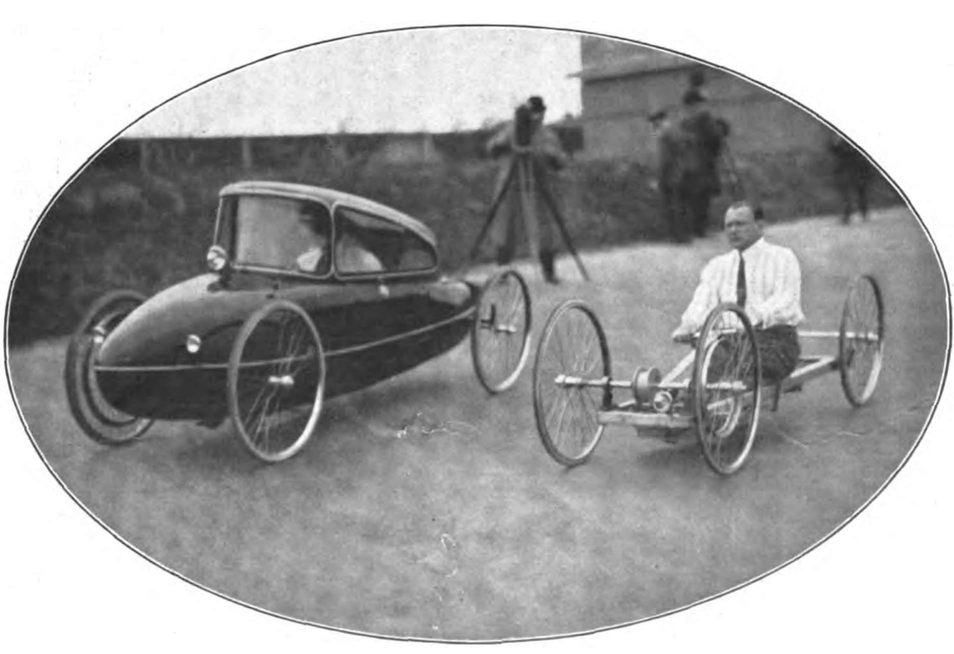
Leichter und schneller hat der internationale Briefverkehr seine alten Wege wiedergefunden. Ganz geruht hatte er ja auch während des Krieges nicht. Der neutrale Verkehr war weitergegangen, und mit Hilfe zutunlicher Nachbarländer war das in seinen weiten Verzweigungen zerrissene Netz postalischer Überseeverbindungen für Schleichwege notdürftig wieder geknüpft worden. Nach dem Kriege wehte die Flagge des Weltpostvereins sogleich wieder über alle fünf Erdteile. Sein wunderbarer Mechanismus, in dem Menschen verschiedener Rassen und Sprachen zum gemeinsamen Ziel pünktlich zusammenwirken, setzte sich fast automatisch wieder in Bewegung, und ein Millionenverkehr umkreiste auf verbrieft freien Bahnen alsbald von neuem die Erde. Zögernd folgte, von der Währungsnot aufgehalten, der Paket- und Geldumlauf; er mußte erst auf Grund von Sonderverträgen wiedereingerichtet werden. Am längsten haben wir auf die deutsch-amerikanischen Seeposten, die „Schwimmenden Postämter“, warten müssen.



Von der Einweihung der Hessenkampfbahn in Kassel am 3. Mai: Das neue Stadion in der Karlsaue während der turnerischen Vorführungen am Eröffnungstage. Im Hintergrund die Orangerie und das Marmorbad. (Phot. C. Eberth, Kassel.)



Von der Eröffnung der neuen Golfplatzanlage des Berliner Golfklubs in Wannsee am 2. Mai: Blick auf das Klubhaus und die Terrassen während der Mittagspause am Tage der Einweihung. (Vgl. die Zeichnung auf S. 621.)



Die Vorführung eines neuen Sportfahrzeugs, des „Landskiffs“, konstruiert von Curry (München), auf der Avus-Bahn bei Berlin am 3. Mai vor Vertretern des Sports und der Presse: Rechts ein offenes, links ein geschlossenes „Landskiff“ mit vollständiger Karosserie während der Vorführungsfahrt.

Ähnlich wie zu Lande in den Postzügen war vor dem Kriege der Postdienst auf den zwischen Hamburg (Bremen) und Neuyork verkehrenden Schnelldampfern geregelt gewesen. Die Bedeutung dieser Seeposten liegt in dem erheblichen Zeitgewinn, der dadurch erzielt wird, daß die Massen der Briefsäcke während der Schiffahrt nicht unberührt im dunklen Schiffsraum lagern, sondern daß die Postsendungen unterwegs von deutschen und amerikanischen Postbeamten so aufgearbeitet werden, daß sie vom Bestimmungshafen ohne Aufenthalt sogleich den großen Orten, Ländern, Eisenbahnstrecken usw. zugeführt werden können. Die für Deutschland bestimmte Post ging sogar bereits in Southampton von Bord, lief über London — Vlissingen an die flinkeren deutschen Bahnposten und war, so vorauseilend, zum größten Teil schon in den Händen der Empfänger, wenn die Schnelldampfer in Bremerhaven oder Kuxhaven landeten. Für diesen direkten Verkehr Deutschland — Nordamerika galt das Inlandsbriefporto. Das hatte insofern eine erhebliche verkehrsgeschichtliche Bedeutung, als dadurch das Dogma des internationalen Doppelportos durchbrochen und eine Bewegnung eröffnet worden war, die auf eine allgemeine Anwendung des Weltgroschenportos hinzielte. Am 15. November 1924, nach einer Unterbrechung von mehr als zehn Jahren, ist die deutsch-amerikanische Seepost wiedereingerichtet worden; der prächtige Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyds „Columbus“ führte sie als erster an Bord. Nun rauscht vor den großen Sortierspinden in den Schiffsposträumen wieder die Arbeit, während sich auf Deck die Passagiere vergnügen. Eine bunte internationale Gesellschaft von 2000 bis 3000 prallgefüllten Briefsäcken aus halb Europa flutet auf dieser Hochstraße des Weltverkehrs durch die Posträume. Nicht alle sind für die Vereinigten Staaten bestimmt; auch Mexikaner, Westindier, Südamerikaner und Japaner nehmen ihren Weg durch die deutsche Seepost.

So steht Deutschland wieder mitten drin im Fluten des Weltverkehrs, und es hat einen nicht zu übersehenden Anteil daran, daß über dem internationalen Verbindungsnetz wieder ein goldenes Netz der Pünktlichkeit und Ordnung erstrahlt. Wir müssen in Verkehrsdingen von neuem führend werden, wie wir es vordem waren; denn der Verkehr ist das lebendige und belebende Bindeglied zwischen Gütererzeugung und Güterverbrauch, und aus seiner Pflege erwachsen die Waffen für den heißen Kampfesboden des Weltmarkts.

Tagesgeschichte.

Hindenburgs Besuch in Hamburg. Am 4. Mai traf der Reichspräsident auf dem Dammtor-Bahnhof in Hamburg ein, um der Freien Reichsstadt seinen Besuch abzustatten. Die Stadt hatte ihr Festtagskleid angelegt. Besonders eindrucksvoll war das Bild, das der Hamburger Hafen bot, in dem die Schiffe in reichem Flaggenschmuck prangten. Nach einer Begrüßungsfeier auf dem Rathausmarkt unternahm der Reichspräsident in Begleitung von Bürgermeister Dr. Petersen auf der Staatsjacht „Hamburg“ eine Rundfahrt durch den Hafen. Auf der Rückfahrt begab er sich an Bord des neuen Dampfers „Deutschland“



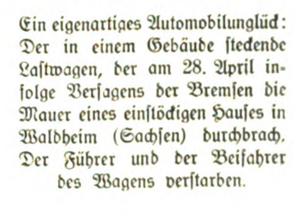


Von der Eröffnung des diesjährigen Luftverkehrs zwischen Deutschland und Rußland am 1. Mai: Das Flugzeug RR 8, das auf der Strecke Königsberg—Moskau Verwendung findet, auf dem Flugplatz in Königsberg i. Pr. — Rechts: Vom Aufenthalt der amerikanischen Filmstars Douglas Fairbanks und Mary Pickford in Berlin: Begrüßung der Gäste bei ihrer Ankunft auf dem Anhalter Bahnhof.



Der Unfall auf der Vulkanwerft in Stettin am 28. April, bei dem zehn Personen verletzt wurden: Das gekippte Fährschiff „Preußen" der Reichsbahn, das im Schwimmdock durch den neuen Seebäderdampfer „Cobra" angerannt wurde. (Phot. Sennecke-Dreblow.)





Ein eigenartiges Automobilunglück: Der in einem Gebäude steckende Lastwagen, der am 28. April infolge Versagens der Bremsen die Mauer eines einstöckigen Hauses in Waldheim (Sachsen) durchbrach. Der Führer und der Beifahrer des Wagens verstarben.



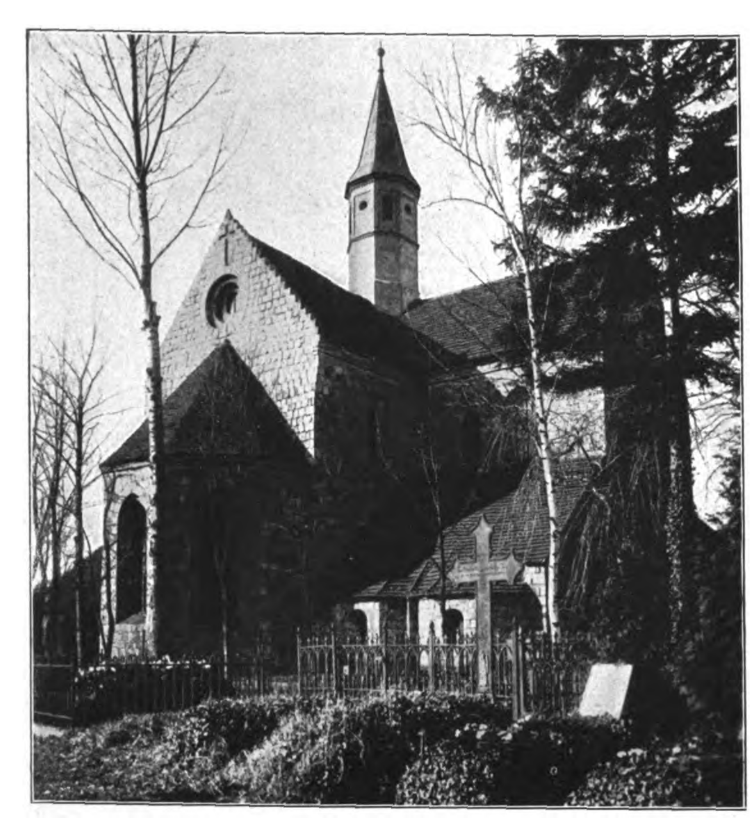
José de Freitas,
bisher portugiesischer Gesandter in Brüssel, wurde an Stelle des von seinem Posten geschiedenen Gesandten Portugals, Weiga Simoes, nach Berlin berufen.

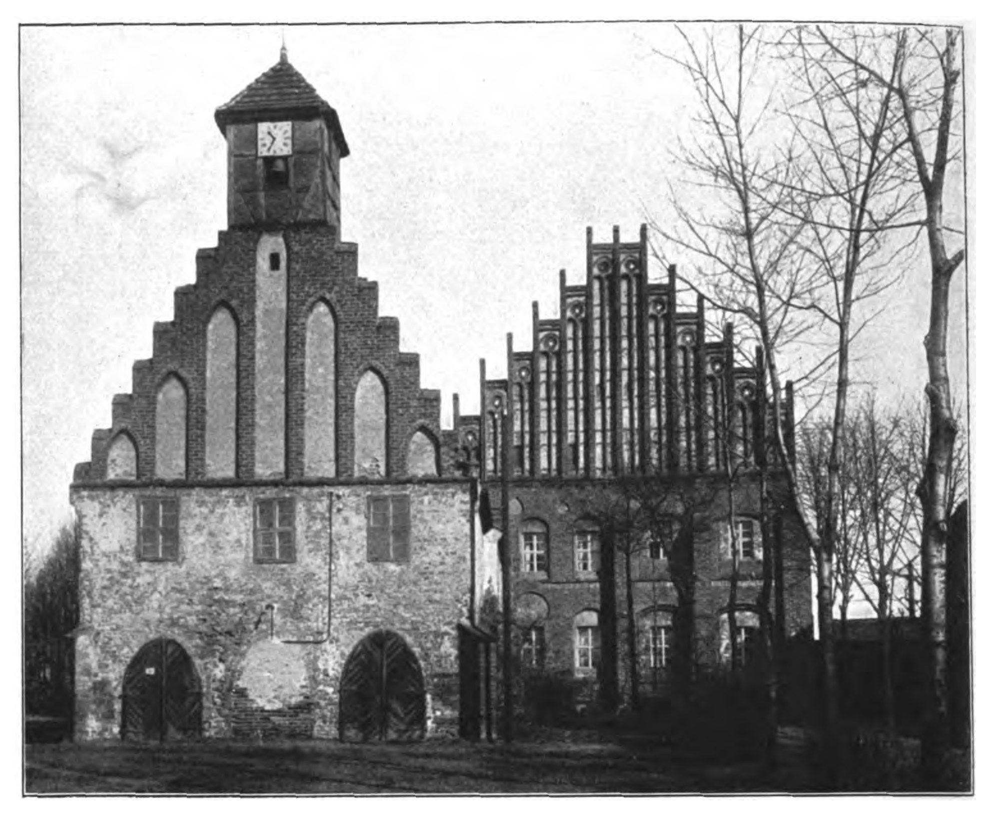


Von der am 1. Mai erfolgten Einweihung des Benediktiner-Kollegs St. Peter in Salzburg: Auszug der zur Feier versammelten Äbte aus der Stiftskirche zum Weiheakt. (Phot. K. Hintner, Salzburg.)



Prof. Dr. Fritz Rausenberger,
früherer Direktor der Firma Krupp, Essen, Konstrukteur der 42-cm-Haubitze und des aufsehenerregenden Ferngeschützes, starb am 29. April im Alter von 58 Jahren.





Zur Erinnerungsfeier der vor 700 Jahren erfolgten Einweihung von Kirche und Kloster Zinna bei Jüterbog am 15. Mai. Das Kloster in Zinna, auch Kloster-Zinna genannt, ist die älteste Niederlassung von Mönchen des Zisterzienserordens in der Mark. **Links:** Blick auf die Kirche. — **Rechts:** Das alte Abthaus, die spätere Vogtei (links), und das „Fürstenhaus“ genannte neue Abthaus.

der Hamburg-Amerika-Linie, wo ihn Reichskanzler a. D. Cuno, der Vorsitzende des Direktoriums der Hapag, empfing. Am Abend fand dann im Rathaus ein Festmahl statt, bei dem Bürgermeister Dr. Petersen begeisterte Worte an das Reichsoberhaupt richtete, für die Hindenburg in herzlicher Weise dankte. Noch einmal zeigte er sich der jubelnden Menge vom Balkon des Rathauses aus, um dann die Rückreise nach Berlin anzutreten.

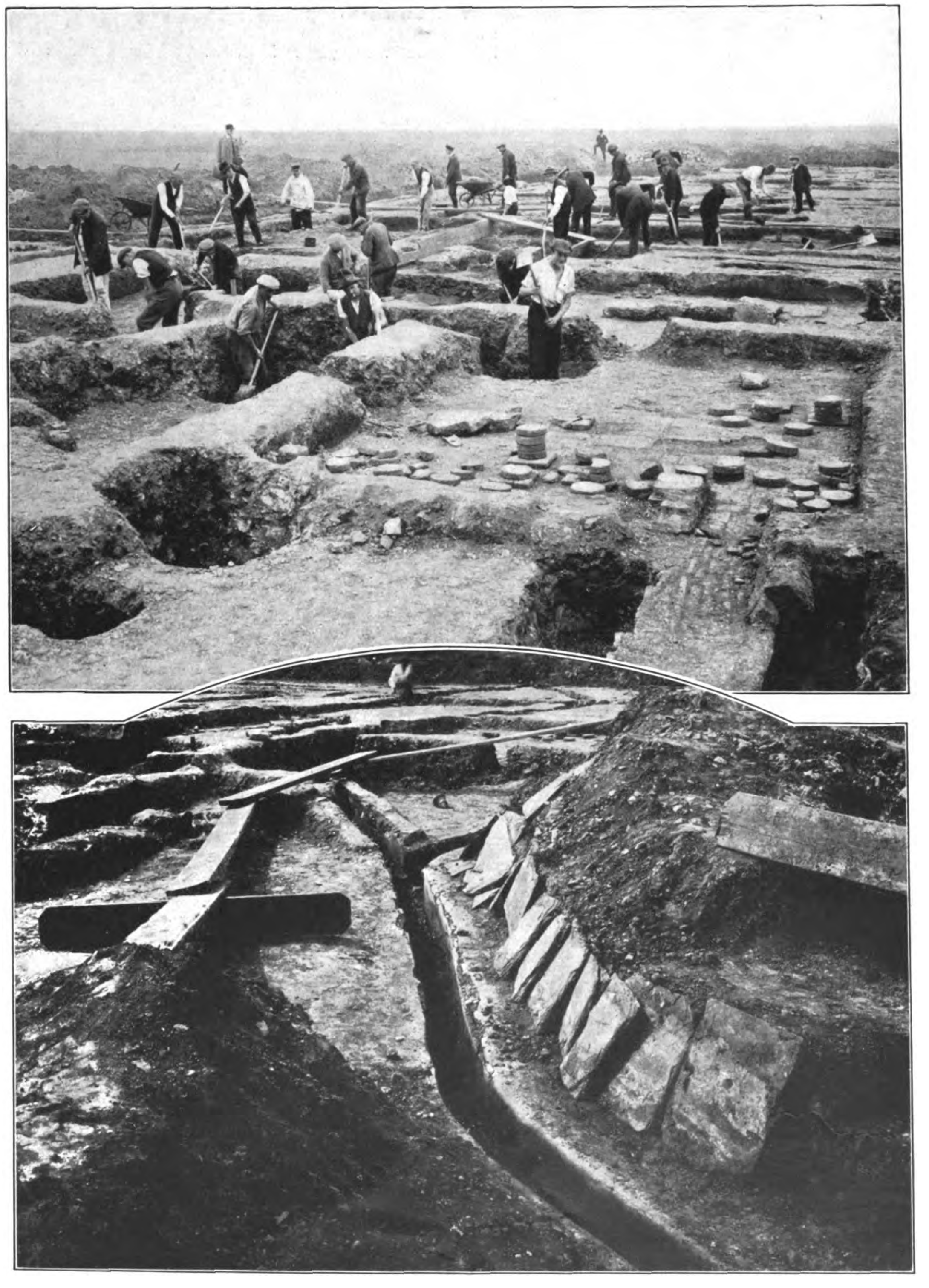
Die Reichshauptstadt war in der letzten Zeit das Ziel verschiedener **ausländischer Gäste**. So hielten sich vom 2. bis zum 4. Mai 280 amerikanische Hotelbesitzer als Vertreter der American Hotel Association in Berlin auf, um auf ihrer Europa-Reise auch hier ihre Studien zu machen. Sie wurden vom Reichspräsidenten sowie vom Reichskanzler empfangen, und ihr Gastgeber, der Verein Berliner Hotels, vermittelte ihnen die Bekanntschaft mit den Sehenswürdigkeiten der Stadt. Auch deutsch-amerikanische Sänger, der Liederkranz aus Milwaukee, weilten auf ihrer 38tägigen Reise durch Deutschland, Österreich und die Schweiz in Berlin. Ferner statteten die beiden berühmten amerikanischen Filmgrößen Douglas Fairbanks und Mary Pickford der Reichshauptstadt ihren Besuch ab, von ihren zahlreichen Verehrern freudig begrüßt. Auch aus Dänemark hatte sich eine Abordnung von Journalisten als Gäste eingefunden. Zu ihren Ehren veranstaltete der Reichsverband der Deutschen Presse am 3. Mai ein Abendessen, an dem unter anderen der Reichsinnenminister Dr. Külz und der dänische Gesandte Zahle teilnahmen. Alle Besucher waren des Lobes voll über das, was ihnen die Reichshauptstadt an Eindrücken bot.

In Kassel fand am 2. Mai die Einweihung eines neuen Stadions statt, der „**Hessenkampfbahn**“. Oberpräsident Dr. Schwander und Oberbürgermeister Stadler sprachen die Weihereden. Die Reihe der turnerischen und sportlichen Vorführungen eröffnete ein Radfahrer-Reigen, dann folgten Massenfreiübungen, sportliche Wettkämpfe und Geräteturnen. Die Hessenkampfbahn zeichnet sich durch günstige Anlage und Ausgestaltung des Platzes und durch ihre Lage im Herzen der Stadt aus.

Am gleichen Tag eröffnete der **Golfklub Berlin-Wannsee** im Waldgelände des Potsdamer Forstes einen **neuen Golfplatz**. Seit ungefähr 20 Jahren wird in Berlin Golf gespielt, und es gab in der Umgebung Berlins bereits zwei Golfplätze. Die alten Anlagen genügten jedoch den sportlichen Anforderungen nicht mehr. Nun ist in dem neuen Platz eine vorbildliche Anlage entstanden, die sich in Größe und sporttechnischer Verfassung mit den besten Europas messen kann. Bei der Eröffnungsfeier war eine große Zahl auch ausländischer Gäste zugegen. Der sportliche Teil der Veranstaltungen am Eröffnungstage zeigte einen Kampf der Amateure, darunter der deutsche Meister Dr. B. v. Limburger (Leipzig), und ein Viererspiel für Berufsspieler.

Die Eröffnung des diesjährigen Flugverkehrs zwischen Deutschland und Rußland durch die Deutsch-Russische Luftverkehrs-Gesellschaft (Deruluft) auf der Strecke Königsberg—Moskau ermöglicht nun wieder eine bequeme und rasche Verbindung mit Rußland, das uns ja durch den Berliner Vertrag erneut nähergerückt ist.

Der am 29. April verstorbene **Professor Dr. Fritz Rausenberger**, früherer Direktor der Firma Krupp, Essen, ist in weitesten Kreisen bekannt geworden durch seine hervorragende Beteiligung an der Konstruktion der „Dicken Berta“, der 42-cm-Haubitze, die im Anfang des Krieges so gewaltige Erfolge verzeichnen konnte, und an der Konstruktion des Ferngeschützes und seiner Munition, das 1918 auf 123 km Entfernung Paris beschoß. Professor Rausenberger war ursprünglich Artillerieoffizier, doch seine Neigung zur Technik ließ ihn zum Ingenieurberuf übergehen. Während des ganzen Krieges stand er in enger Fühlung mit der Obersten Heeresleitung und befaßte sich hauptsächlich mit den Neukonstruktionen, die wegen der veränderten Anforderungen des modernen Krieges sich nötig machten.



Oben: Blick auf das Ausgrabungsgelände mit dem 51 m langen Herrenhaus. Im Vordergrund der Baderaum. **Unten:** Kanal für Abfluß des Schmutzwassers aus dem Baderaum und der Küche. Der aus Tonplatten bestehende Kanal war mit Schiefer zugedeckt.

Bedeutende Funde eines römischen Gutshofes des 1. bis 3. Jahrhunderts in Köln a. Rhein.

Bei den jetzigen Erweiterungsarbeiten des Stadions wurden in Köln, der Colonia Agrippinensis der Römer, im Sport-Park Reste einer vollkommenen römischen Siedlung in einem bisher in Deutschland noch nicht bekannten Umfange freigelegt. Die Ausgrabungen leitet die römische Abteilung des Wallraf-Richartz-Museums.



Von der Einweihung des neuen Golfplatzes des Berliner Golfklubs in Wannsee am 2. Mai: Während des Viererkampfes für Berufsspieler am Eröffnungstage.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von R. Koch-Zeuthen.

Für den andern!

Novelle von Heloise v. Beaulieu

„Oh, wenn du wüßtest,
Du kämst und lebtest mit mir!“

Ein Lärm wie das Schlagen großer Flügel brauste durch den Saal. Mit vorgestrecktem, hochpulsendem Halse, mit verzückten Blicken hatte der weibliche — und das war der überwiegende — Teil der Zuhörer gelauscht. Jetzt drängten sie sich dicht — oh, möglichst dicht! — an das Podium heran, auf dem der Sänger blaß und mit den Blicken eines, der aus tiefem Traum erwacht, stand. Das Programm in seiner Hand flog hin und her, das Beben der aufgeregten Nerven verratend. Einige Begeisterte rissen sich Blumen ab und versuchten, sie dem blassen Manne hinzuwerfen; von der Galerie, auf der ein Mädchenpensionat saß, ging ein ganzer Regen von kleinen Veilchensträußchen nieder. Der Gefeierte verbeugte sich dankend. Er deutete durch Gesten an, daß es ihm unmöglich sei, die geforderte Zugabe zu gewähren.

„Wie angegriffen er ist!“ sagte ein junges Mädchen mitleidig. „Wir wollen ihn nicht quälen.“ Aber eine ältliche Musiklehrerin klatschte mitleidslos weiter, bis sie nur noch sich allein hörte.

„Mizzi, wir werden die Allerletzten sein in der Garderobe, wenn du nicht kommst“, mahnte eine vorwurfsvolle Stimme. „Der Wagen wartet seit zehn, und die Eltern mögen nicht, daß die Pferde stehen.“

Ein Paar schwarzbewimperte grauen Augen kehrten widerwillig und noch ganz verwirrt aus einer weiten Ferne zurück. Garderobe — Wagen — Eltern! Was bedeutete das! —

Die Begleiterin nahm Mizzis Arm. Wie ein willenloses Medium ließ das junge Mädchen sich die Treppe hinunterführen.

„Er ist doch einzig!“ — „So wie er singt doch keiner!“ — „Für ihn gebe ich alle Heldentenöre der Welt!“ — schlug es in dem Gedränge an Mizzis Ohr. Lächelnd und glücklich sog sie den Enthusiasmus ein, der ihm galt. Es zog sie warm und schwesterlich hin zu diesen fremden Menschen; es war ihr, als seien sie alle eine große Gemeinde, die einen Gott bekennt.

Drängen und Stoßen in der Garderobe. Fräulein Werdenz klagte über die eisige Zugluft. Mizzi lächelte weltentrückt. Zugluft? — Sie fühlte keine.

Fräulein Werdenz bugsierte sie zum Wagen. Der Diener öffnete den Schlag.

Als sie das Trottoir überschritt, sah Mizzi in eine Reihe aufgeregter Mädchengesichter, deren Augen alle denselben Ausdruck hatten. „Jetzt muß er doch gleich kommen!“ sagten sie und machten lange Hälse.

„Die warten noch, um Doplen in seinen Wagen steigen zu sehen“, bemerkte Fräulein Werdenz.

Mizzi lehnte sich zum Wagen hinaus, aber die Pferde zogen schon an. Sie beneidete die kleinen Bürgermädchen ja so brennend, die ohne Begleitung ausgingen und auf der Straße Spalier bilden durften, um den großen Mann noch einmal zu sehen, und empfand es als ein recht schweres Schicksal, eine Gräfin zu sein.

Seufzend, mit geschlossenen Augen lehnte sie sich in das Polster. Tränen drangen unter ihren Wimpern hervor. „Oh, wenn du wüßtest!“ — — —

In dem kleinen Barockpalais, dem Hauseggerschen Winterquartier, saßen der Graf und die Gräfin behaglich beieinander. Die Gräfin legte ihre allabendliche Patience, und der Graf, über die „Allgemeine“ hinwegsehend, gab Ratschläge. Manchmal sagte sie: „Na, dir zu Gefallen!“, aber wenn die Patience dann nicht aufging, bekam er die Schuld. Bobbie, der irische Terrier, lag in der Sofaecke und gab vor, zu schlafen, ohne jedoch einen Augenblick die Platte mit Sandwiches auf dem Seitentisch außer acht zu lassen. Der Teekessel über der Spiritusmaschine summte, hohe verschleierte Stehlampen gossen ein mildes Licht über die Gruppe am Tisch, während die Tiefen des großen Zimmers in weichen Schatten lagen, nur auf dem Goldrahmen eines Familienbildes schimmerte hier und da ein Glanzlicht.

„Ein guter Gedanke war es, die Klara zu behalten“, sagte der Graf, auf die Bronzependüle blickend, auf der ein Jüngling saß, der jahraus, jahrein, unberührt von den unter ihm tickenden Sekunden, im Begriff war, ein Vögelchen in ein geöffnetes Bauer zu setzen, ohne damit zustande zu kommen. „So haben wir doch nicht immer ‚Dienst‘ bei unserer erwachsenen Tochter. Erwachsene Tochter! — Ist es nicht zum Lachen? Wenn wir so allein zusammen sind und es so behaglich ist, wie es nur abends sein kann, wenn man sicher ist, daß niemand mehr kommt, dann ist es mir immer noch, als ob Mizzi oben in ihrem Gitterbettchen läge, mit der invaliden Puppe im Arm. Eben war es mir wahrhaftig, als hätte sie oben ‚Mama‘ gerufen. Und so was geht nun in Konzerte, hat Visitenkarten und wird in nicht zu langer Zeit mit lebendigen Puppen spielen!“ — Er schüttelte fassungslos den Kopf.

„Scht!“ machte die Gräfin erschrocken, als ob Mizzi diese Bemerkung hören könnte. „Da sind sie!“

Der Wagen hielt in der Auffahrt, und nach wenigen Minuten waren die Heimgekehrten im Zimmer.

„Nun, wie war's?“ fragten die Eltern einstimmig.

Klara Werdenz' Enthusiasmus äußerte sich wortreich. Aber Mizzi sagte nur: „Wundervoll!“, tat einen tiefen Seufzer und schwieg. Was konnte sie sagen! Ganz neue Worte hätten gefunden werden müssen für dieses neue, unerhörte Erlebnis. Und wenn sie die Worte hätte finden können — den Eltern hätte sie sie doch nicht gesagt. Zum erstenmal in ihrem Leben fühlte Mizzi den Eltern gegenüber eine Befangenheit, ein leises Fremdgefühl, als ob die hübsche, friedliche, vornehme Welt, in der jene lebten, und die zwanzig Jahre die ihre gewesen, nicht mehr ihre Heimat sei, sondern als sei diese irgendwo da draußen in einem neuen, unheimlichen und doch so wundervollen Unbekannten.

„Das freut mich“, sagte die Gräfin. „Diese Berühmtheiten sind oft eine Enttäuschung. Hätte ich gewußt, daß ihr schon kämt, hätte ich die neue Patience nicht angefangen. Aber sie geht doch nicht auf.“ Sie schob die Karten zusammen.

„Du bist immer so ungeduldig, Klothilde“, sagte der Graf. „Sie wäre aufgegangen, wenn du mich hättest dir raten lassen.“

„Lieber Axel, ein andermal lege du sie doch lieber selbst“, meinte die Gräfin.

Fräulein Werdenz lächelte. Dieses Lächeln war gemischt aus äußerem Respekt und innerer Überlegenheit. Das gräfliche Paar war gar nicht auf der Höhe von Klara Werdenz' Eheideal. Sie fand, daß der Graf von seiner Frau nicht verstanden wurde, und daß er sie, trotz der chevaleresken Formen, wie ein Kind behandelte.

„Mizzi ist ja so still“, sagte die Gräfin.

„Mizzi ißt!“ konstatierte der Graf mit stillem Behagen.

Und in der Tat, während Mizzis Seele in hohen, fernen Räumen wanderte, hatte sie mechanisch ein Butterbrötchen nach dem andern verschwinden lassen.

„Die Gänseleberpastete ist gut, was Mizzi?“

„Ich — ich weiß nicht“, sagte Mizzi verstört. „Ich dachte, es wäre Marmelade.“

Der Graf lachte. „Diese Jugend, die mit liebloser Gleichgültigkeit die edelsten Gaben hinunterschluckt! Geradeso machte es Hasso mit meinem Sauterne. Vollständig abwesend! Nur, weil eine gewisse Mizzi nicht anwesend war.“

„Wir sagten Hasso, daß wir ihn heute nicht erwartet hätten, da du sonst keinesfalls in das Konzert gegangen wärst“, sagte die Gräfin.

Mizzi antwortete nicht. Wie seltsam zu denken — nein, ganz undenkbar! — daß sie heute abend dies nicht erlebt, sondern nur etwas mit Hasso geplaudert haben sollte. Zufall? Ach, nein! Das, was heute abend in ihr Leben getreten, das war das große Schicksal, das Urnotwendige.

Zum erstenmal war in dem Kuß, mit dem sie ihren Eltern Gutenacht sagte, nicht ihre Seele. Diese lag im Banne eines fremden Mannes. — — —

Mizzi erwartete ihren Gesanglehrer. Fräulein Werdenz saß nicht mehr, wie im Anfang, mit einer Weißstickerei am Fenster, sondern sie kam nur einmal während der Stunde herein, um ein Buch zu holen, das sie zu diesem Zweck in Mizzis Zimmer vergessen hatte.

Die Tür unten fiel ins Schloß. Mizzi beugte sich über ein welkes Veilchensträußchen, dem alles Wasser der Welt keine Frische wiedergeben konnte. Dieses Sträußchen hatte sie gestern im Konzert getragen. Es war geweiht.

Der Maestro erkundigte sich wie immer artig nach dem Befinden seiner Schülerin. Er gehörte noch dem feinen, älteren Musikertypus an, mit Künstlerhaar und weltmännischen Manieren. In seiner Glanzzeit hatte er viel bei einem kunstliebenden Erzherzog verkehrt, und ihn umwehte immer noch etwas Hofluft.

Mizzi und er waren sehr gute Freunde. Von den gesanglichen Gaben seiner Schülerin hielt der Meister zwar nicht überviel, aber sie war nicht unmusikalisch, und ihr schüchternes, leichtes Stimmchen hatte für ihn einen gewissen rührenden Reiz. Eine richtige Komtessenstimme, urteilte er bei sich; es wäre ja stillos, wenn ein Komtesserl mit der Inbrunst einer Primadonna singen wollte. Ihre anmutige Bescheidenheit — sie war „Erwachsenen“ gegenüber noch immer etwas Kind — in Verbindung mit unbewußter „Haltung“ und ihre rassige Lieblichkeit machten sie dem Maestro, der in allen Ehren ein Frauenkenner und Frauenverehrer war, sein Komtesserl lieber als manche Schülerin mit künstlerischer Begabung.

Ehe sie anfingen, hatten sie immer eine kleine Unterhaltung: erstens über das Wetter und zweitens über etwaige musikalische Ereignisse. Dieser letzteren sah Mizzi mit herzklopfender Spannung entgegen. Denn Doplens Konzert war ja das Ereignis des Tages.

Sie konnte nicht davon anfangen, sie würde sich durch ihre Verlegenheit preisgegeben haben. Aber daß ihr Lehrer nicht davon anfing, begriff sie nicht. Wie konnte man nicht von Doplen sprechen, wenn man keine Angst zu haben brauchte, rot zu werden!





Ruby Spaniel / Nach einer Pastellzeichnung von E. Winiarz

Sie sang ihre Solfeggien und Frühlingslieder — der Meister ließ sie immer Frühlingslieder singen — mit gepreßter Stimme, so daß der Lehrer, von der Begleitung aufsehend, mit Teilnahme sagte: „Komtesse sind ein wenig angegriffen heute? Wir wollen das Stimmchen schonen. Nur nichts forcieren!"

Mizzi versicherte, daß sie gar nicht angegriffen sei, durchaus nicht.

Glücklicherweise war der Augenblick gekommen, daß Klara ihr vergessenes Buch holte. Und sie sprach das erlösende Wort. „Waren Sie bei van Doylen, Herr Professor? War er nicht einzig, großartig, faszinierend?"

„Er versteht es, zu interessieren", sagte der Maestro gelassen. Seine feinen Lippen lächelten in leiser Ironie. „Ein Gesangskünstler ist er jedoch nicht. Aber wo gibt es diese heute überhaupt noch?"

„Wie, kein Künstler!" Klara schnappte nach Atem, und Mizzi wurde blaß.

„Kein Gesangskünstler", sagte der Meister pointiert. „Aber ein Künstler sicherlich, sogar ein Zauberkünstler."

„Wie meinen Sie das?" fragte Klara kampflustig. „Finden Sie auch, daß er keine Stimme hat, wie manche sagen?"

Professor Bauer lachte verächtlich. „Stimme! Was ist Stimme! Nebensache, zufälliger Stoff, ordinäre Materie — Gesang ist Geist, ist Form, Kunst!"

„Und Doylens Kunst wäre ohne Geist?"

„Sie ist nicht Geist im musikalischen Sinne. Gesang ist ihm nur ein Mittel, seelisch zu erschüttern, und vielleicht nicht nur seelisch."

„Aber jede große Kunst erschüttert doch!" beharrte die unentwegte Klara, während Mizzi atemlos zuhörte.

„Ja, als Wirkung, doch sie spekuliert nicht darauf. Doylen ist ein Meister der Deklamation, aber vom Belkanto ist dieser ‚größte Liedersänger' weiter entfernt als einer seiner Kollegen."

„Professor Bauer ist ein bißchen mißgünstig, wie alle einstigen Größen", bemerkte Klara nachher. „Unsere Begeisterung verstimmte ihn."

Aber Mizzi verteidigte ihren Lehrer, obwohl er sie gekränkt hatte. „Nein, Klara, das glaube ich nicht. Doylens Art ist nur zu verschieden von seiner. Er kann ihr ebensowenig gerecht werden wie Richard Wagner, dessen Kunst er ‚weihevollen Lärm' nennt."

Aber der Professor dachte, als er vom Diener die mit dickem Purpurläufer belegte Marmortreppe hinabgeleitet wurde — ein Akt, der ihn immer angenehm an seine erzherzogliche Zeit erinnerte, bei sich mit leiser Verachtung: Von der alten Närrin hätte ich's ja erwartet. Aber mein Komtesserl auch im Netze dieses musikalischen Vogelstellers! Frauen! Es ist doch eine wie die andere: Sie schwätzen von Kunst, und dabei wollen sie nur Erregungen — und ahnen selber nicht, was für Erregungen es sind! — — —

Klara saß im Schulzimmer, wie das große Wohnzimmer Mizzis immer noch hieß, vor dem Klavier, auf dem ein Klavierauszug — sie nannte es eine Partitur — des „Tristan" aufgeschlagen lag. Sie tippte mit einem Finger der rechten Hand die Singstimme, und manchmal machte sie auch mit der linken Hand schüchterne Versuche. Wußte sie sich ganz allein, so probierte sie wohl mit tonloser Stimme „O, sink hernieder, Nacht der Liebe!"

Mizzi kam herein. Fräulein Werdenz ließ die Hände von den Tasten sinken.

„Oh, wenn du wüßtest!" seufzte sie. Mizzi fuhr zusammen. Sie war in letzter Zeit so schreckhaft. — „Wenn du wüßtest, was eine ‚Tristan'-Aufführung in Bayreuth für eine Offenbarung ist!"

Mizzi erwiderte nichts. Ihre schönen grauen Augen blickten mit gegenstandsloser Melancholie in den grauen Winterhimmel.

„Nach Bayreuth wirst du wohl niemals kommen, Mizzi!" Mitleidige Verachtung zitterte in Klaras Stimme.

Mizzi zuckte apathisch die Achseln.

„Nächste Woche wird der ‚Siegfried' gegeben", hub Fräulein Werdenz von neuem an.

„Ist der Siegfried nicht furchtbar lang?" wandte Mizzi schüchtern ein.

„Lang!" Fräulein Werdenz legte einen Abgrund von Empörung in die Silbe.

„Wenn Sie mögen, will ich die Eltern bitten, daß wir hingehen", sagte Mizzi gutmütig.

„Tu es, aber um deinetwillen, Mizzi! Es wird dir eine Offenbarung sein."

Sie bat die Eltern. „Wenn ich nur nicht mitbrauche", sagte die Gräfin. Und der Graf riet: „Geht doch lieber in die ‚Zauberflöte'! Da habt ihr was Schönes, und es dauert auch nicht so lange."

„Aber ich möchte doch so gern in den ‚Siegfried'", beharrte Mizzi.

So gingen sie in den „Siegfried", und er wurde Mizzi wirklich nicht lang.

Bekannte kamen in die Loge und begrüßten die junge Gräfin. Es kam ein eleganter hagerer Mann mit müden Schultern und an die Karikatur streifendem Adlerprofil; Mizzis Vetter, Jobst Trachenberg. „Haben Sie nicht Order, vor dem dritten Akt wegzugehen?", sagte er halblaut zu der hinter Mizzi sitzenden Klara, die feuerrote Backen hatte. In Wagnervorstellungen lebte die Seite ihres Wesens auf, die im Leben nicht zu ihrem Recht gekommen.

„Dazu kennen die Herrschaften Wagners Musikdramen zu wenig. Sie meinen nur, sie seien ohrenzerreißend und langweilig."

„Hm. Ich hätte Angst, daß eine junge Tochter sie allzu interessant fände. Aber vielleicht ist Mizzi immun."

Bei Nennung ihres Namens wandte Mizzi den Kopf.

Wie hübsch sie wird, die kleine Cousine! dachte Jobst. Der gute Hasso hat Glück gehabt. Denn daß sie sich so herausmachen würde, konnte man noch nicht wissen, als weitschauender Familiensinn sie füreinander bestimmte.

„Du, Mizzi," sagte er vetterlich-vertraulich, „nächstens gebe ich eine kleine Gesellschaft. Ich habe auch eine besondere Überraschung vorgesehen."

„Hast du einen neuen indischen Götzen erworben, um uns zu vergraulen?"

„Nein. Etwas von einem Götzen hat er freilich, aber es ist ein lebender."

„Das müßte eine Berühmtheit sein", sagte Klara Werdenz. „Zum Beispiel Doylen."

„Fräulein Werdenz, Ihr Scharfsinn ist unheimlich. Doylen ist meine Überraschung! Aber Sie müssen schweigen wie das Grab, denn bei Künstlern, die von Stimme und Stimmung abhängen, kann man niemals sicher sein."

Mizzi sah in den Schoß und bearbeitete ihr Programm.

Sie sollte ihn sehen von Angesicht zu Angesicht, vielleicht ihn sprechen! Und er war Jobsts Freund! Sie vermeinte, ganz deutlich den Schritt des Schicksals zu hören. Bisher hatte sie noch gar nicht gewußt, daß sie ihren Vetter Jobst so liebhatte. Sie war weich gegen ihn und ein ganz klein wenig kokett, wie sie es noch nie gewesen. Und er dachte wieder: Der glückliche Kerl, der Hasso! Und leicht hätte dieser glückliche Kerl ich sein können! Der Mizzi wäre es am Ende einerlei gewesen, Vetter ist Vetter! Und dann gälte mir jetzt dieses holde Erblühen. Oder sollten noch andere Faktoren an diesem Erblühen Teil haben? — Die Psychologie der kleinen Cousine fing an, ihn zu interessieren. — — —

Mizzi saß und schrieb etwas in einen grünen Saffianband mit der Aufschrift „Tagebuch". Dieses Tagebuch war nach ein paar Seiten frommer Betrachtungen, gleich nach der Konfirmation geschrieben, bis heute liegengeblieben. Nun hatte sie es hervorgeholt und schrieb, mit vorschauender Zungenspitze, was bei ihr ein Zeichen andächtiger Hingabe war; wenn eine Tür ging, schrak sie zusammen und hielt instinktiv die Hand über das Geschriebene. Wer sie so gesehen, würde geraten haben, daß sie ihren ersten Liebesbrief schriebe, und nicht fehlraten. Denn die harmlosen Epistel, die mit „Lieber Hasso" anfingen und mit „Immer Deine Mizzi" endeten, konnte man unmöglich Liebesbriefe nennen. Aber die Verse, die sie da schrieb — nicht aus Zeitschriften abgeschriebene! — waren ein verhüllter Liebesbrief:

„Und oftmals mein' ich fast, du sollst es wissen,
Was du durch deine Zauberkunst gegeben,
Wie meine Seele du zu jubelndem Erleben
Auf ungekannte Höh'n emporgerissen.
Um jählings dann, zu tiefen Finsternissen
Hinabgestürzt, zu schaudern und zu beben.
Doch immer war's zu vollerm, reicherm Leben,
Zu höherm Ahnen und zu tieferm Wissen.
In Demut berg' ich meinen reichen Hort,
Den du nur gabst, nicht kennst. Und leises Klagen
Und stummes Danken will vom Herzen fort.
Doch stände ich vor dir, was könnt' ich sagen?
Ich fände nicht den Mut zum kleinsten Wort,
Ach! nur zu dir die Augen aufzuschlagen."

Die letzten drei Zeilen sprach Mizzi leise vor sich hin. Die waren echt, waren ganz von selbst aus ihrem Gefühl geströmt; das andere hatte sie „dazugedichtet".

Klara trat ein. Rot überglüht, klappte Mizzi das Buch zu, das Schöngeschriebene verwischend. Obwohl sie bei Klara sicher Verständnis gefunden hätte. Besonders für „das höhere Ahnen und tiefere Wissen". Aber sie verging fast vor Scham bei dem Gedanken, eine Vertraute, nur eine Mitwisserin zu haben in einem Gefühl, vor dem sie selber wie vor einer fremden, unheimlichen Gewalt zitternd stand; vor dem sie kniete wie vor einem Altar, und das doch brannte wie ein Fieber; das sie aus ihrer reinen, sicheren Mädchenwelt vertrieb.

Und Klara nutzte die weiche, schwankende Stimmung Mizzis aus für ihre Mission. Sie fühlte nämlich, daß sie eine Mission habe in diesem rückständigen, an Idealen baren Hause — die Flagge der Gefühlsemanzipation hochzuhalten, wie sie diese aus Wagner, Ibsen, besonders aber aus Ellen Key begriff. Bisher hatte sie mit der Mizzi in die Hand gespielten Lektüre wenig Glück gehabt; aber gerade in der letzten Zeit konstatierte sie bei der jungen Gräfin mit Genugtuung etwas, was sie in ihrer Weise „Das Erwachen des Weibempfindens" nannte, und sie wartete zitternd darauf, daß das „erotische Gewissen" in Mizzi eine notwendige Tat zeitigen werde.

Aber Mizzi war noch weit davon entfernt, aus ihrem neuen Gefühl praktische Folgerungen zu ziehen. Denn was hatte ihre schwärmerische Anbetung zu tun mit ihrem konventionellen Quasi-Brautstande? Sie hatte Hasso gern als den nettesten von ihren Vettern. Alle ihre älteren Cousinen und Freundinnen hatten ähnliche Partien gemacht und waren glücklich oder doch nicht unglücklich geworden; nur eine, die, einer „großen Leidenschaft" folgend, den Hauslehrer ihrer Brüder geheiratet hatte, war geschieden. Was hatten Mizzis Gefühle für ihren Gott mit Verloben und Heiraten zu tun! — — —

(Fortsetzung folgt.)

SOMMERKLEIDER







Hedy Pfundmayer von der Wiener Staatsoper in aprikosenfarbenem Crêpe-Georgette-Kleid mit Taftblenden und apartem Faltenrock in Jumperform. Modell: Grünzweig, Wien.

Links: Hedy Pfundmayer in aprikosenfarbenem Spitzenkleid, mit Musselin zusammengesetzt, mit apartem Spitzenrückenarrangement; dazu Kappenform in Grosgrain, ebenfalls aprikosenfarben. Kleid: Grünzweig; Hut: Blanche, Wien.

Rechts: Dasselbe Kleid (Vorderansicht) mit dem hochgenommenen Gürtel.

Unten Mitte: Frau Paulette Grünzweig in einem weiß melangierten Jumperkleid aus Fresco d'opéra mit einem Paletot, der an das Kleid nur als Umhang festgenäht ist; dazu kleine Toque.

(Phot. Edith Glogau, Wien.)



Ein schickes Gaze-imprimé-Kleid in weiß-blauer schottischer Musterung; dazu Roßhaarhut in neuester Form mit Spitzen. Kleid: Grünzweig; Hut: Blanche, Wien.





Eleganter Sommermantel aus aprikosenfarbenem Taft glacé mit hochangesetztem Volant und breiten Manschetten. Trägerin: Hedy Pfundmayer. Modell: Grünzweig, Wien.



SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

DAS JAPANISCHE THEATER

Matsumoto Koshiro, einer der prominenten japanischen Schauspieler, als „Benkei" in dem historischen Stück „Kanjincho". (Rechts Koshiros Autogramm und Stempel.)

Wenn man vom japanischen Theater spricht, so muß man zwischen zwei Richtungen scharf unterscheiden: der alten Schule, der sogenannten Kyuha, die heute auf ein mehr als dreihundertjähriges Bestehen zurückblicken kann und ihre Entstehung dem Puppentheater verdankt, und der neuen Richtung, der sogenannten Shimpa. Letztere ist ein aus Europa stammender Importartikel; sie wurde vor ungefähr dreißig Jahren von dem Japaner Kawakami eingeführt, zusammen mit dem Realismus und den großen Werken der europäischen Meister, die alle dem japanischen Dramaturgen den Weg vorzeichneten. Der Reiz der Neuheit schien ein Hauptgrund der vorübergehenden großartigen Entwicklung der neuen Schule zu sein; heute aber hat diese Richtung, wie so vieles aus Europa Stammende, fast ganz ihre Anziehungskraft verloren. Die moderne Schauspielkunst ist für den japanischen Geschmack in Sprache und Ausdrucksweise nicht elegant und verständlich genug, sie vermag das japanische Bedürfnis nach einem starken Appell an die Phantasie mit Hilfe von Suggestion nicht zu befriedigen. Shimpa und der ihr innewohnende europäische Realismus erscheinen heute mehr denn je dem Untergang geweiht, und Kyuha, das wirkliche Nationaltheater Japans, erlebt eine machtvolle Renaissance. Das alte japanische Drama wird völlig von der Romantik beherrscht und erfreut sich eines ungeheuren Zuspruchs; dies liegt in dem starken Hang des Japaners znm Romantischen begründet. Die japanischen klassischen Dramen haben fast alle einen geschichtlichen Hintergrund; sie stellen große Anforderungen an das Auge und die Phantasie. Darin liegt auch die Begründung dafür, daß die Theaterbesucher in Japan auch Zuschauer, und nicht Zuhörer genannt werden. Die Handlung des Stückes selbst spielt dabei nur eine untergeordnete Rolle. Manche Stücke tragen nur den Charakter eines Stellungstanzes, der ein gewisses inneres Gefühl ausdrücken und die Stimmung irgendeiner Situation verkörpern soll.

Maske, Mimik, Ausdrucksweise und Pose sind, ebenso wie die farbenprächtigen Kostüme und die Szenerie, natürlich alle vom Realismus sehr weit entfernt. Sie reizen die Phantasie und die Einbildung und üben dadurch einen geradezu überwältigenden Reiz auf die Zuschauer aus. Treue, Hingebung und Demut sind die Grundzüge des japanischen klassischen Dramas. Die Sprache ist nicht wie beim modernen Drama die neuzeitliche Umgangssprache, sondern die des Altertums. Das musikalische Element ist ein wesentlicher Bestandteil des alten Dramas und bildet sozusagen den psychologischen Hintergrund. Die Musik stellt eine vollendete Einheit mit dem Rhythmus der Sprache, der Geste und dem Motiv dar. Sie wird in der Hauptsache durch Samisen, eine Art Gitarre, ausgeführt und durch das vokale Rezitativ und andere Hilfsmittel ergänzt. So wird der Eintritt neuer Charaktere, das Herannahen eines Geistes, des Helden oder der Geliebten durch Paukengetrommel oder durch Schlagen zweier hölzerner Klöppel angezeigt. Bei einem ausgesprochen musikalischen Stück ist die ganze Bühne mit Resonanzböden ausgelegt, die die Tritte der Tänzer eine Art Musik für sich bilden läßt. Ein japanisches Theater ist undenkbar ohne Hanamichi (Blumenweg), eine breite hölzerne Brücke, die von der Bühne herunter durch die Mitte des ganzen Zuschauerraumes läuft und somit einen direkten Kontakt mit dem Zuschauer und Schauspieler herstellt. Die Plätze bzw. Logen in der Nähe der Hanamichi sind die begehrtesten, denn die Nähe des Schauspielers übt auf die Zuschauer, insbesondere auf die holde Weiblichkeit, einen seltsamen Reiz aus. Zu den bedeutendsten Exponenten der japanischen dramatischen Schauspielkunst gehören Matsumoto Koshiro und Onoe Baiko, von denen der letztere besonders als Frauendarsteller berühmt ist. Die Namen dieser beiden Männer gehören zu den Alltagswörtern in Japan, und die Zahl ihrer Verehrer und Anhänger geht in die Millionen. Ich selbst habe Koshiro oft in seinem Ankleidezimmer im Kaiserlichen Theater in Tokio besucht, dort kam er auch meiner bei einem solchen Besuch ausgesprochenen Bitte um ein Autogramm bereitwilligst nach. A. F. Schultes.



Reiter mit ihren „Pferden" im japanischen Theater bei der Aufführung eines klassischen Stückes.



Der Schauspieler Matsumoto Koshiro in der Rolle des Botschafters Harris in dem Stück „Der Sendbote Amerikas".

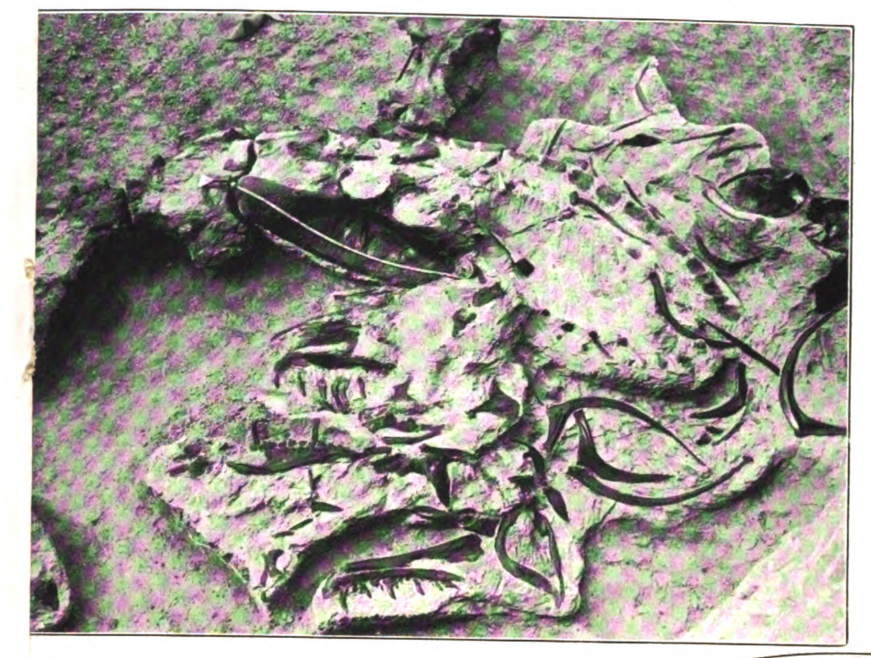
Szene aus dem historischen Drama „Sukeroku" mit M. Koshiro (rechts) in der Titelrolle.



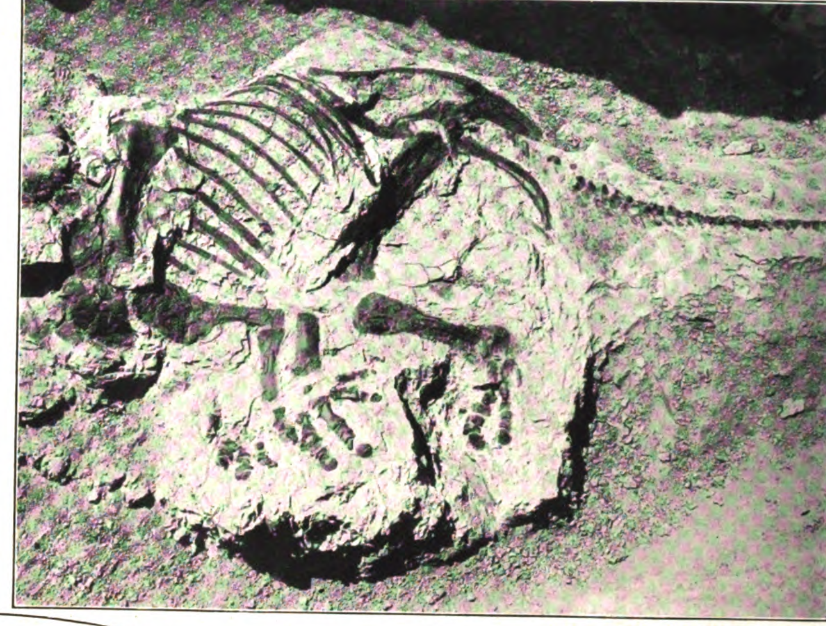
Bühnenbild aus einem klassischen Drama.



DINOSAURIERJAGD IN KANADA



. Die Lage der Knochen eines Riesen-
auriers an der Fundstelle. Das
5kelett des etwa 12 m langen Tieres
ommt im Viktoria-Museum zu Ottawa
zur Aufstellung.



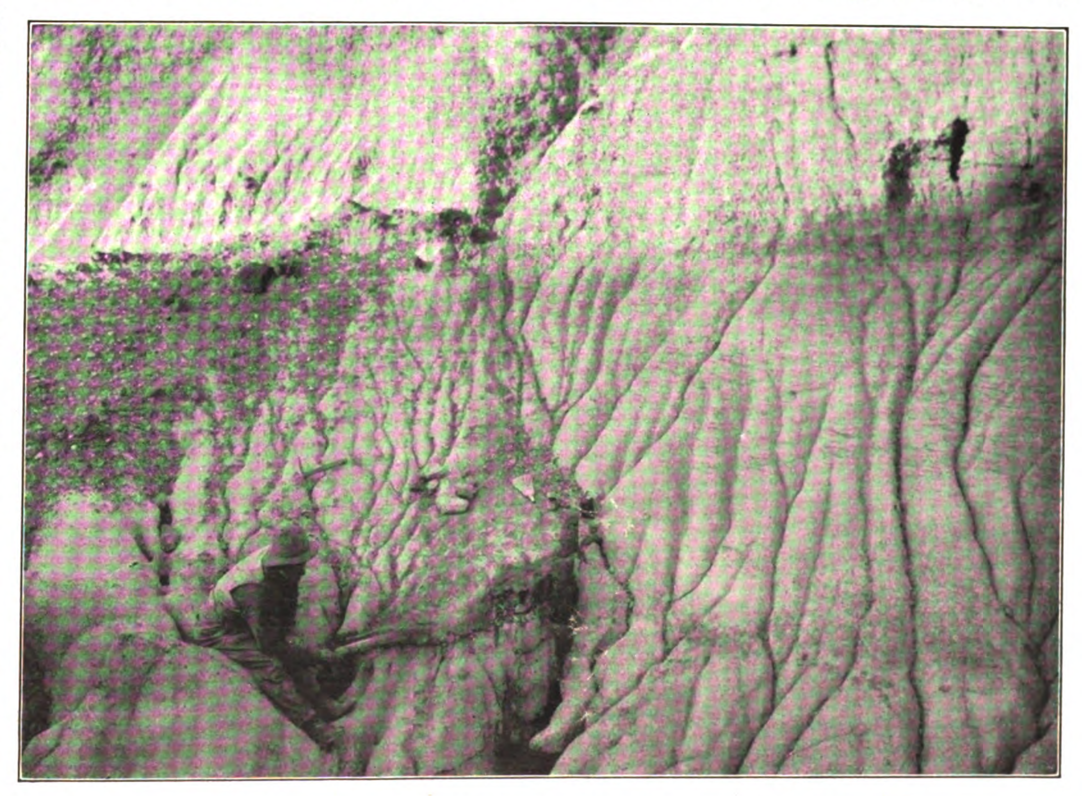
2. Skelett eines gehörnten Sauriers im Urgestein. Dieses Skelett wurde nach Abgrabung einer 5 m hohen Fels- und Sanddecke aufgefunden und war bis vor der Entdeckung des in Abbildung 1 wiedergegebenen Skeletts das schönste Exemplar seiner Art.

Etwa um die Wende des Jahrhunderts kam aus dem Lande der unbegrenzten Mög-ichkeiten" die Kunde, man habe n gewissen Gebieten des Fel-engebirges, so in Colorado ind Wyoming, wahre Fried-öfe von Urwelttieren entdeckt. Die Knochen lägen zum Teil, on der verwitterten Gestein-ülle entblößt, völlig frei da, o daß sie dem ungeübten Blick wie seltsam gestaltete Felsblöcke erschienen. Darauf-in rüsteten das Carnegie-Museum in Pittsburg und as Neuyorker Naturhistorische Museum Expeditionen aus, ie jene die Versteinerungen ergenden Schichten der Rocky Mountains systematisch durch-orschen und Sammlungen an-egen sollten. Der Fund eines ast vollständigen Riesen-auriers, des berühmten und edem zum mindesten aus Abbildungen bekannten, 22 m angen und fast 4 m hohen Diplodocus Carnegii, war unter anderm das Ergebnis dieser „Jagd-Expeditionen auf fossile Tiere". Fossilienjäger, „fossil hunter", zu sein, wurde damit ein neuer wissenschaftlicher Beruf und Sport für die Amerikaner. Gewiß, schon Jahrzehnte vorher hatten Paläontologen solche Ausgrabungen erfolgreich unternommen. Aber gerade die Verquickung der Grabungen mit dem, man möchte sagen, Bergsportlichen des Unternehmens, der sportlichen und technischen Überwindung von Schwierigkeiten aller Art begann jetzt zu locken. Und wir müssen in der Tat gestehen, wenn wir das Buch des Deutschamerikaners Charles H. Sternberg, wohl des berühmtesten derzeitigen „fossil hunter", über das Leben eines solches „Jägers" lesen, daß ein hohes Maß von Energie und körperlicher Gewandtheit neben wissenschaftlichen Kenntnissen und dem Beherrschen der Technik des Präparierens der Knochen dazugehört, die riesigen Saurier der Jura- und Kreidezeit des nordamerikanischen Kontinents auszugraben und wohlbehalten in die Museen zu bringen. Die Zahl der Dinosaurierjäger ist denn auch ständig gewachsen; die großen amerikanischen Museen, denen für solche Zwecke immer Geld von Privatleuten zur Verfügung gestellt wird, senden Jahr für Jahr Expeditionen aus; heute kennt man auch außerhalb Wyomings und Colorados größere Gebiete, die Dinosaurierüberreste bergen. So ist vor rund Jahresfrist in der kanadischen Provinz Alberta eine reiche Dinosaurierfundstätte von C. M. Sternberg, dem Sohn des obenerwähnten Fossilienjägers, entdeckt worden, und die kanadische Regierung wird in diesem Jahre nicht weniger als 60 Einzelexpeditionen zur Bergung der wertvollen Funde entsenden. Auch diese Fundstätte liegt in dem wildzerklüfteten, von zahllosen Cañons mit fast senkrechten Steilhängen zerfurchten Vorgelände des Felsengebirges. Die Bergungsarbeit gestaltet sich hier überaus schwierig. Ganz abgesehen davon, daß in dieser baum- und wasserlosen Felseinöde zur Sommerszeit die Temperatur nicht selten bis 75° C. steigt, sind die Hänge derart steil, daß es manchmal kaum möglich ist, an der gewünschten Stelle festen Fuß zu fassen. Man muß deshalb vielfach Höhlen in den Felsen treiben und das überhangende Gestein zu Tal stürzen, ehe man an die Stelle gelangt, an der sich die Versteinerung den Augen zeigt. Bevor die Fossilien völlig bloßgelegt sind, werden sie mehrmals mit einer Schellacklösung getränkt, um der Brüchigkeit entgegenzuwirken. Das freigemeißelte Stück wird dann, wie es unsere dritte Abbildung zeigt, mit einer starken Gipsschicht umhüllt, um es, so geschützt, transportfähig zu machen. Dieser Transport geschieht, nebenbei bemerkt, in den meisten Fällen zunächst durch Menschenkraft, weil es nicht möglich ist, mit Tieren an die Fund- und Arbeitsstellen heranzukommen. Den ungeheuren Reichtum der kanadischen Fundstätte glaubt Sternberg durch die Annahme erklären zu können, hier habe einmal ein Weide- und Tränkeplatz der Dinosaurier gelegen. Das Felsengebirge muß ja überhaupt einmal ein sehr seen- und sumpfreiches Gebiet gewesen sein. Zur Kreidezeit ist der amerikanische Kontinent, wie man aus gewissen Ablagerungen gerade in der Provinz Alberta schließen will, nicht weniger als dreimal im Kreidemeer versunken und wiederaufgetaucht; erst am Ende der Kreidezeit erhob er sich zu seiner heutigen Höhe über dem Meeresspiegel.

Dr. Adolf Heilborn.



3. Umkleiden eines Saurierschädels mit einer Gipsschicht als Schutzhülle für den Transport. Einen Begriff von der Größe dieses Schädels gibt der Vergleich mit dem Mann.



4. Die Auffindung des Schädels eines gehörnten Sauriers am Felshang.

Der Attentäter

Novelle von M. M. Gehrke

(Schluß.)

Bei seiner ersten Reise, ja, da hatte er sich in die zweite Klasse gesetzt, in ein ziemlich volles Abteil, und da war bei seinem Eintritt die Unterhaltung verstummt, und vier ganz verschiedenartige Menschen hatten für fünf Sekunden den ganz gleichen, nicht einmal protestierenden, sondern nur eisig erstaunten Blick auf Matjevichs Sonntagsanzug, sein Segeltuchköfferchen, sein nichtssagendes Gesicht geheftet, so daß er innerlich zunichte wurde und bei der nächsten, qualvoll weit entfernten Station geduckt das Abteil verließ und seinen Platz sich dort suchte, wohin er, nicht seiner Legitimation, sondern seiner tiefgefühlten Nichtigkeit und Unsicherheit nach, gehörte. Im übrigen blieb er weder bei diesem ersten noch bei den folgenden Malen dort ruhig sitzen. Es trieb ihn durch den ganzen Zug, vor- und rückwärts, und wenn er sich auch nicht mehr ins Innere der gepolsterten Abteile wagte, so hielt er sich doch vorzugsweise in den Seitengängen der ersten und zweiten Wagenklasse auf, hungrig durch die Scheiben blickend und zitternd die Insassen streifend, die gleich ihm sich im Korridor aufhielten. Auch in den Speisewagen getraute er sich hin und wieder, freilich, ohne essen zu können, aber befriedigt durch die hier aus größerer, dennoch schützend distanzierter Nähe mögliche Belauerung der vornehmen Reisenden. Am liebsten fuhr er mit einem Zug, der Schlafwagen führte; hier ließ er sich auch am leichtesten auf kollegiale Gespräche ein, damit die Kontrolleure seinen Aufenthalt vor den seidenen Nestern dieser lockenden Waggons übersähen. Er bekam wenig zu sehen und zu hören, aber seine kranke Phantasie bauschte das wenige auf zu gigantischem Erlebnis. Reiste er mit dem Schlafwagenzug, so kam er erst früh 5 Uhr wieder nach P., herzklopfend, übermacht, in Schüttelfrösten. Aber tagelang hörte er dann um sich das Rauschen seidener Nachtgewänder, das Klappen von Türen und hochhackigen Pantöffelchen, spürte den Duft vielfacher Parfüme, unbestimmt mit dem Kohlengeruch vermengt, sah fette oder sehnige Männer in köstlich geschnittenen Schlafanzügen, seidig gewellte, kurz geschnittene oder lang fließende Haare unerreichbarer Frauen. Einmal geschah es, daß ein Paar das Abteil aufsuchte, an dessen Tür er lehnte. Die Dame war, entgegen der Mode, verschleiert, wandte zum Überfluß den Kopf weg und duckte sich, wie um kleiner zu erscheinen, der Begleiter musterte ihn durchdringend und erblaßte ein wenig. Als die Tür sich hinter Matjevichs eiligem Beiseitespringen geschlossen hatte, hörte er, der betäubt stehen geblieben war, in einem unterdrückten Ruf die Worte: „Detektiv — mein Mann..." und den beruhigenden Ton einer Männerstimme. Gleich darauf erschien der Herr noch einmal auf dem Korridor, den der Stationsvorsteher mit bebenden Knien soeben verlassen hatte. Von dem Vorüberstreifen dieses Abenteuers, dieses Romans — o nein: einer erhabenen Tragödie sicherlich! — zehrte er viele Wochen.

Denn ach, was half Unklarheit eigenen Empfindens oder auch bewußtes Leugnen — Tatsache war, daß die verhexte Anziehungskraft der D-Züge auf Matjevich nicht von den gigantischen Lokomotiven ausging oder von den Speisewagen oder den Seitengängen, sondern von dem verruchten Menschenvolk, dem all dies als gemäßer Rahmen sich anschmiegte. Matjevich hat in der Zeit seines Stationsvorstehertums in P. mit keiner Seele und zu keinem Menschenohr über diesen bestimmenden Magnet in seinem Leben gesprochen; er hätte es auch nicht tun können, da das nur dem geübten Psychologen erkennbare Gelüste bis zum Ende nicht in das Bereich sichtenden Verstandes gelangte und dort festgelegt werden konnte. Er war ein kleiner Beamter, nichts weiter; hineingeboren in den lichtlosen Hohlweg bestimmter Laufbahn, zudem in die seelische und wirtschaftliche Gedrücktheit der Nachkriegsjahre, und niemals durch kleinstes menschliches Erlebnis aus der Enge herausgehoben. Er kümmerte sich nicht um Politik und wählte gewissenhaft die jeweilige Regierungspartei. Das Wort Revolution war für ihn ohne Inhalt und Klang, den Begriff des sozialen Grolles hatte er nie vernommen, und wenn auch — er hätte sich nichts darunter vorstellen können, er, der überzeugt war, daß nur die Karriere Wert für ihn habe. Hätte ihm einer erzählt, die D-Züge seien ihm, Matjevich, zu einem Symbol geworden, so hätte er nicht einmal dies verstanden. Und er verstand auch den Haß nicht, den dumpfen, dummen Haß gegen die D-Züge und ihre Menschenfracht, der ihn nun zu erfüllen begann; er schob auch das auf die böswilligen Beschränkungen seiner Karriere, und übrigens war damals sein Kopf schon zu wirr, um noch nach Zusammenhängen und Gründen forschen zu können. Diese seine eigene Wirrheit war es, die ihn schneller und schneller der Katastrophe entgegentrieb.

Das Wort Haß ist gefallen. Matjevich, Sonntag um Sonntag mit und in den D-Zügen rasend, haßte die Menschen, die durch sie befördert wurden, sie alle, alle, jede Kategorie. Vor anderen die Geschäftemacher — von ihren Verbrechen hatte auch er gehört — die Dicken, Vollgefressenen, mit Brillanten an den Händen und Valuten im Koffer. Auch die Hageren, Geistigen, reisende Politiker und Diplomaten, gegen die der Haß des Armen im Geiste ansprang. Die Ausländer mit der Anmaßung ihrer fremden Sprachen, müßige Vampire des Landes. Die Frauen, zuerst und zuletzt natürlich die Frauen — Gattinnen reicher Wucherer, Mütter blitzblank gepflegter Babys, die mit mißhandelten Zofen zu den faulen Sportplätzen fuhren, sich zu erholen — wovon?! Oder gar die anderen, die verworfenen Geschöpfe in kostbaren Kleidern, die Lustdienerinnen — Pech und Schwefel über sie, alle Strafen des zürnenden Herrgotts über die höllischen unerreichbaren Weiber!

Wenn Matjevich so weit war in den Gedanken, die allmählich all seine Nächte erfüllten, dann fuhr er stöhnend auf, warf sich im Bett umher, zerbiß die Kissen, und mehr als einmal geschah es, daß er im Hemd hinausrannte in die Winternacht, bis der Schnee seine Knie umleckte. Er kam von Kräften, Husten und leichtes Fieber schüttelten ihn unaufhörlich. Er vernachlässigte seine Kleidung, und nur den Dienst versah er weiter mit fanatischer Inbrunst. Längst baumelte er an der Grenze von Vernunft und Irrsinn. Er wußte es nicht, niemand wußte es. Tag und Nacht umkreisten seine kranken Wünsche die D-Züge; jede Stunde brachte eine phantastische Vorstellung der Macht, die er einmal, einmal über sie gewinnen würde. Etwas mußte geschehen, etwas Unerhörtes, ein Weltuntergang, um Wenzel Matjevich diese Macht zu verleihen.

Ein Weltuntergang... Immer häufiger und deutlicher verdichteten sich seine wirren Vorstellungen zu einem bestimmten Bild: ein D-Zug auf Station P. entgleist, zusammengestürzt, brennend womöglich. (Der Zugführer trug die Schuld daran.) Waggons übereinandergeschachtelt, Räder zersplittert, wertvolles Gepäck zerquetscht, den Bahndamm übersäend. Jammernde Hilferufe unter den Trümmern hervor. Und inmitten der Weltuntergangsverwirrung — wie konnte der Weltuntergang sich anders offenbaren als in einem Eisenbahnunglück? — er, Matjevich, der Held, der Retter. Eine Pechfackel in hocherhobenen Händen (es ist Nacht), leitet er das Hilfswerk, faßt selbst mit an. Seine klaren, tönenden Kommandos schaffen Ordnung, alles fügt sich willig. Die Verletzten werden geborgen, auch der letzte aus den Trümmern befreit. Frauen, kostbare, duftende Frauen in seidenen Nachtgewändern, mit fließenden Haaren, so wie das Unglück sie aus dem Schlafwagen warf, Frauen, denen er Kinder und Mütter gerettet hat, sinken schluchzend zu seinen Füßen, an seine Brust, sich selbst darbietend zum Dank. Männer, große, berühmte Männer, drücken zitternd seine Hände, bieten ihr halbes Vermögen als Dankgeschenk an. Man telegraphiert nach der Reichshauptstadt, und am nächsten Ersten ist Wenzel Matjevich Gehaltsempfänger der Extraklasse und Stationsvorsteher in Z.

So, ja, so würde es, mußte es kommen. Matjevich träumte den Traum so oft und deutlich, daß dieser schließlich die Kraft einer Vision gewann, Suggestivkraft also. Matjevich war überzeugt, alles würde sich so abspielen, wäre nur erst das Unglück da, das Glück. Und eines Tages hörte er in sich hämmernd den Befehl, es selbst herbeizuführen. Er war gar nicht überrascht. Gewiß, das war die Lösung, die Erfüllung. Nichts konnte einfacher sein. Der Befehl kam ihm, als er in die Frühe eines Sonntagmorgens — es war inzwischen April geworden — den Personenzug erwartete, in dem er seine allsonntägliche Fahrt begann. Den ganzen Tag, die ganze Nacht durch, die er im Schlafwagenzug verbrachte, tönte in ihm der Befehl. Kalt bedachte er die Einzelheiten, ein Attentat, das keine Spur hinterlassen sollte, keinen Verdacht auf ihn zu lenken vermochte. Aber wie hätte man überhaupt ihn, den pflichteifrigsten Beamten des Staates, verdächtigen können? Wer würde vermuten, daß er es war, der die Bombe auf die Schienen praktiziert hatte, nächtlicherweile? — Als er im grauenden Montagmorgen P. wiedererreichte, war alles beschlossene Sache, und in drei Tagen spätestens würde er die Tat ausführen. Das Material war leicht und unauffällig genug zu beschaffen, in der folgenden Nacht schon wollte er, den Tunnel durchschreitend, den jenseitigen Streckenbau inspizieren, dort, wo man gerade sprengte. Es würde rasch gehen; aus Kriegszeiten kannte er die Herstellung solcher Mordwerkzeuge. Bis dahin aber, bis alles vorbereitet und — geschehen war, wollte er keinen der verruchten D-Züge mehr sehen, mochte es gehen, wie es wollte.

Der Montag brachte angestrengte Arbeit, unerwartete eilige Dienstpost neben dem Üblichen. Er arbeitete wütend, vom Fieber des erkrankten Körpers und der tödlichen Wünsche durchtobt, in jenem sonderbaren Zustand der Überwachtheit, der eine leichte Vergiftung ist und darum einem Rausche gleicht. Um acht Uhr abends fühlte er die Grenze seiner Kraft erreicht; taumelnd verließ er das überheizte Bureau, in dem zu dieser Stunde er allein noch gesessen hatte, und suchte sein Schlafzimmer auf, wo er sich, ohne Licht anzuzünden, entkleidete und ins Bett warf. Aber er konnte nicht schlafen. Sein überreiztes Hirn sättigte sich wieder an den Bildern der nächsten Zukunft. Endlich sollte ja die Erfüllung kommen. Oh, er konnte sie nicht mehr erwarten. Ruhe fand er nicht, ehe alles getan war. Ohnehin hatte er heute nach Mitternacht zum Streckenbau gehen wollen... Wieviel Uhr mochte es jetzt sein? Automatisch hatte er die vorbeirollenden Züge registriert. Demnach war es elf Uhr. Drei Stunden schon lag



Mohammedanischer Unterricht in Ägypten: In der Koran-Schule im Tempel zu Luxor / Nach einem Gemälde von Tony Binder

er schlaflos da — jetzt hörte man schwach die Kirchenglocken von P. herauf die volle Stunde läuten. Er wollte den D-Zug nicht sehen — wollte er wirklich nicht? Wie unter hypnotischem Befehl setzte er sich auf, mit langsamen, starren Bewegungen, griff nach den Kleidern, zog sich an. Er merkte gar nicht, daß er statt der Uniform den Sonntagsanzug anlegte, der noch vom Morgen her über einem Stuhl hing. Die Zugeherin hatte ihn wohl gereinigt, jedoch nicht in den Schrank hängen können, dessen Schlüssel der Stationsvorsteher in die Uniformrocktasche gesteckt hatte. Unten im Flur wollte er die Dienstmütze vom gewohnten Haken nehmen, aber die Hand kam leer zurück: er schien die Mütze mit nach oben genommen zu haben und fühlte sich unfähig, die Treppe nochmals emporzusteigen.

Matjevich öffnete mit Mühe die Tür des Stationsgebäudes und kämpfte sich ins Freie. In der Tat, er mußte kämpfen, mit solcher Gewalt stemmte sich der Wind ihm entgegen. Der Himmel war voller Wolken, die Nacht ohne jedes Licht. Vom Tal her hörte man das brüllende Vorwärtsstürmen des eisbefreiten, frühlingsträchtigen Bergflusses, und durch die schneidende Hochgebirgsluft des April jagte der Föhn wellenförmige Stöße südwarmen Wehens. Alles klirrte und krachte ringsumher, Türen und Fenster bogen sich stöhnend, und von Zeit zu Zeit schien das ganze Stationsgebäude zu schwanken. Matjevich merkte nichts von alledem. Unter dem schwarzen Himmel, durch den pfeifenden Wind ging er mit geducktem Oberkörper den Bahnsteig entlang. Er strebte weg aus dem Bereich des Stationslichtes. Warum, hätte er kaum zu sagen vermocht. Niemand sollte wohl gewahren, wie er seinem geheimen Entschluß: keinen D-Zug mehr sehen zu wollen, untreu war. Sonst pflegte er vor der Bureautür zu stehen, die Hände auf dem Rücken, die Beine gespreizt, die Augen in Haß und Leidenschaft dem Symbol seiner Süchte verhaftet. Jetzt schlich er ins Dunkel, bis zum Ende des Bahnsteigs; dort stand er und erwartete sein Schicksal. Es war schon 11,20 Uhr, als die Vorstation den verspäteten Zug meldete und gleichzeitig die Lichter der Station P. aufleuchteten. Eine Minute später trat der Assistent unter die Tür des Stationsgebäudes, die Hände auf dem Rücken, die Beine gespreizt, wie er es an seinem Vorgesetzten beobachtet hatte.

Matjevich stand im Dunkel, schwankend. Zeitweise ließ das Fieber es ihm vor den Augen schwarz werden, die gebannt in die eine Richtung starrten. Jetzt hörte man durch den Sturm das aufbrausende Geräusch des nahenden Zuges, jetzt blendeten die Lokomotivlichter um die Ecke, und da erschien er selbst, lang und schwarz, mit wenigen erleuchteten Abteilen im Gesprüh der Kohlenfunken. Matjevich belauerte ihn mit angezogenen Gliedern und vorgestrecktem Kopf: zerbirst, zerbirst, Ungeheuer! Sei vernichtet mitsamt deiner Menschenbrut! Stürzen sollst du in Flammen und Trümmer!... Dachte er es, flüsterte oder schrie er es laut? Er schrie, ja, er schrie hinter dem Zug her, dessen letzte Wagen eben durch die Station P. glitten. Er rannte hinterdrein und schrie. Aber was wollte auch der gesteigertste Schrei des einzelnen im Heulen des Föhnwindes, im knirschenden Krach des D-Zuges, der plötzlich, urplötzlich mit tödlichem Kreischen der Bremsen, mit Reißen der Eisenbänder stand — stand! Während tausendfacher Schreckensruf von Menschen allen Lärm der höllischen Nacht übergellte.

Wirklichkeit gewordene Vision, Traum, verurteilt zum Leben! Verzerrt erhellt sich die Nacht; Pechfackeln leuchten, deren Flammen der Sturm zu dünnen Bogen biegt; Azetylenlampen flackern und rauchen in den Händen brüllender Beamter; hundert halbbekleidete Menschen entquellen aufgerissenen Türen; die Luft zittert vom Geheul todverängstigter Frauen — und über alles steigt der spitze Schrei auf, der Mord ruft und Hilfe! Durch die Menge, die schreiend die Beamten umdrängt, rinnt zitternde Stille, und dann das flüsternde Wort: „Der Präsident!" — Man hat den Präsidenten erschossen.

Dort, wo der erste Schlafwagen sich dem letzten Wagen der oberen Wagenklassen anschließt, steht Matjevich. Wankend, mit verkrampftem Antlitz. Er ist getaumelt, hat sich, vornüberfallend, auf das Trittbrett des Schlafwagens gestützt, und nun sind seine Hände blutig. Oh, nur ein wenig, aber er streckt sie weit ab von sich und bebt. Um ihn drängt sich die Menge, und im grellen Azetylenlicht erkennt er sie: Geschäftemacher mit angstschlotternden Bäuchen, kragenlos, in geöffneten Kleidern, gemein, gemein ihre furchtblassen Gesichter; Weiber, fröstelnd in der Nachtluft, mit klappernden Zähnen unter flatternden Haarsträhnen, alt und häßlich die ungepuderten Gesichter, die entröteten Lippen. O Armseligkeit todgewärtiger Menschen, o Schauder verwirklichten Traumes. Matjevich schließt die Augen, er erträgt es nicht länger. Reißt sie nochmals überweit auf, gewahrt ein Neues: hinter plötzlich hell beleuchtetem Fenster das blasse, kugeldurchbohrte Haupt, über das ein Streifen Blutes sich zieht. Schuld, Schuld! Mea culpa! Auf Matjevichs Schultern lasten mit einem Male Hände, die er nicht spürt. Er streckt die seinen aus und stammelt im letzten irrsinnigen Schrei dieser Nacht: „Ich — ich!" — — —

Die Morgenblätter brachten bereits die Nachricht von dem fürchterlichen Attentat, dem der Präsident des östlichen Nachbarstaates zum Opfer gefallen war, gerade als er sich zu jener eingangs erwähnten Endkonferenz in die Schweiz begeben wollte. Die Mittags- und die Abendblätter füllten alsdann ihre Spalten mit düsteren und rätselhaften Einzelheiten. Demnach war der Präsident nur in Begleitung seines Privatsekretärs gereist, mit dem er während der Fahrt in seinem reservierten Abteil zu arbeiten pflegte. Die beiden Detektive, die man ihm zu seiner Sicherheit beigegeben hatte, waren angewiesen, sich in einem Nachbarabteil aufzuhalten, wenn sie nicht gerade ihren unauffälligen Patrouillendienst im Zug versahen. In der fraglichen Stunde hatte der eine von ihnen bereits den Schlafwagen aufgesucht, inspiziert und war dann dort verblieben, während der andere, übermüdet von der vorhergegangenen durchwachten Nacht, in seinem Tagesabteil für ein paar Minuten eingeschlafen war — ein Leichtsinn, der sich vernichtend gerächt hatte. Der Präsident nämlich hatte, gerade jetzt am Ende eines Diktats angelangt, den Sekretär zur sofortigen Fertigstellung eines Schriftstückes veranlaßt, während er selbst sich hinüber in den Schlafwagen begeben wollte. In den Sekunden dieses Zehnmeterwagens ereilte ihn sein Geschick und die dreifache Kugel des Attentäters, der, vorher scheinbar im Waschraum verborgen, von hinten auf sein Opfer geschossen und es in Nacken und Haupt getroffen hatte. Der Mörder fand eben noch Zeit, die elektrische Leitung auszuschalten, ehe der Detektiv, dessen geübtes Ohr die Schüsse und den Todesruf des Präsidenten im Donnern des Zuges unterschieden hatte, herbeistürzte und durch einen Riß an der Notbremse den Zug gerade hinter Station P., vor der Einfahrt in den großen Tunnel, zum Stehen brachte. Demzufolge war es denn auch nach weniger als drei Minuten gelungen, der Person des Attentäters habhaft zu werden, der mit dem Stationsvorsteher von P., Wenzel Matjevich, identisch war.

Die Person dieses Menschen gab bekanntlich den Blättern wie den Behörden Rätsel über Rätsel auf. Nichts bezeugte zunächst seine Tat als das eigene Geständnis und der Zustand von Verwirrung, ja, Verzweiflung, in der man ihn mit blutbespritzten Händen an der aufgerissenen Tür des Schlafwagens angetroffen hatte. Verdächtig machte ihn sodann die Zivilkleidung, die er im Augenblick der Entdeckung trug, und die Tatsache, daß ihn am Abend des Attentats seit sieben Uhr niemand mehr gesehen hatte. Aus dem gebrochenen und geistesabwesenden Häftling war im übrigen keine klare Antwort herauszupressen. Weder vermochte er über seinen Aufenthalt in den fraglichen Stunden Auskunft zu geben, noch gelang es, ihm eine Erklärung über die Beweggründe der abscheulichen Tat zu entlocken. Belastet erschien Matjevich durch die Aussagen der Stationsbeamten von P., die an ihm seit Monaten ein scheues und rätselhaftes Gebaren beobachtet hatten. Sehr bald kamen seine Sonntagsfahrten zur Sprache, hinter denen die Volksmeinung — von jeher, wie sie jetzt eifrig bekundete — dunkle politische Angelegenheiten vermutet hatte. Auch hierüber verweigerte Matjevich die Auskunft, ebenso wie er sich als Besitzer der am Bahndamm gefundenen Mordwaffe weder bekannte noch auch sie als sein Eigentum ableugnete. Wenn anders der Terminus von der Aussageverweigerung hier am Platze sei — denn von dem verstörten Attentäter habe man in stundenlangen Verhören nichts vernommen als die Worte: „Ich trage die Schuld — ich bin es gewesen — ich wollte sie alle vernichten." Zuletzt habe das Gericht beschlossen, den Attentäter zunächst einmal zur Beobachtung seines Geisteszustandes psychiatrischer Fürsorge zu überweisen.

*

Francesco Bianchi, der in der vorgestrigen Nacht dank der glücklich herbeigeführten Lichtausschaltung im Sprung den Schlafwagen verlassen, den Revolver beiseitegeworfen, den Tunnel erreicht, in rasendem Lauf durchquert und danach auf erprobten Schmugglerwegen die Grenze überschritten hatte, jenseits der ihn Parteifreunde mit Geld und neuen Papieren erwarteten, Francesco Bianchi las diese in den Blättern aller Weltsprachen ziemlich gleichlautenden Berichte mit sorgfältiger Aufmerksamkeit. Er saß, den hier schon warmen und hellen Frühlingstag genießend, vor einem kleinen Genfer Kaffeehaus, einen Wermut neben sich, von dem er in kleinen, bedächtigen Schlucken trank. Sein Gesicht war gleichgültig, nur in den Augen wäre für einen scharfen Beobachter ein Ausdruck nachdenklicher Bekümmernis bemerkbar gewesen. Es war zwölf Uhr mittags, und eben jetzt rannte ein Zeitungsverkäufer die Straße entlang, mit schrillen Rufen eine sensationelle Wendung in der Attentatsaffäre ankündigend. Bianchi kaufte eine Nummer und öffnete sie langsam. Das Blatt zitterte ein klein wenig. Es enthielt die Nachricht, daß Wenzel Matjevich, der Mörder des Präsidenten, unmittelbar vor seiner Überführung in die Psychiatrische Klinik durch Erhängen am Hosenträger sich selbst gerichtet habe.

Francesco Bianchi stand auf und legte Geld neben sein leeres Glas. Unmerklich hob sich ihm die Brust, und er stieß die Luft von sich mit einem winzigen Laut der Erlöstheit. Dann schob er den Hut aus der Stirn, zündete sich eine Zigarette an und schlenderte, den Blick auf blauem Wasser und weißen Bergen, langsam und wollüstig durch die Mittagshitze des Quai Montblanc.

Blick auf den Gschöllkopf (2039 m) in der Rofangruppe (Nordtirol). (Phot. Senckpiehl-Berthold, München.)

Schwieriges Abseilen im Gebiete der Dreitorspitze im Wettersteingebirge. (Phot. W. Gircke, Berlin.)

AUS DEN DEUTSCHEN ALPEN.

Ohrringe. / Von Prof. Hermann Schmitz.



Venezianischer Schmuck aus Goldfiligran. 18. bis 19. Jahrhundert.

Mit 6 Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Alice Matzdorff, Berlin.

Von all den mannigfaltigen Zweigen des Schmucks, mit denen die Frauen der Völker in den Jahrtausenden der Menschheitsgeschichte Kopf und Körper verschönerten, sind die Ohrringe die Zierstücke, die sich in jeder Epoche erhalten haben. Selbst die Kulturvölker der Gegenwart, die doch sonst gegenüber den früheren Zeiten und den barbarischen Völkern in der Verwendung von Schmuck äußerst zurückhaltend geworden sind, haben die Ohrringe immer in Ehren gehalten. Man kann sogar feststellen, daß augenblicklich der Geschmack wieder besonders wirkungsvolle und verhältnismäßig große Ohrringe zuläßt. Es ist aber auch gerade das Ohrläppchen der Teil des Kopfes und des Körpers, der das freie Spiel des locker hangenden Schmuckes am schönsten zur Geltung bringt. Und schon die ältesten Völker haben in der Gestaltung von Ohrgehängen den Gedanken des leichten Schwebens der tropfenartigen Anhänger an den Ohrläppchen in oft geradezu entzückender Weise zum Ausdruck gebracht. Zu den schönsten Erfindungen des Kunsthandwerks überhaupt gehören die goldenen Ohrringe der alten Griechen aus dem 5. und 4. Jahrhundert v. Chr., die als kleine, an Kettchen und Ringen hangende Vasen, fliegende Genien, Tauben und Löwenköpfchen gestaltet sind. Die Zierlichkeit dieser kleinen Hängekörperchen wird noch durch Kügelchen und Filigrandrähte gesteigert. Diese Höhe der Schmuckkunst, besonders auf dem Gebiete der Ohrringe, ist nie wieder erreicht worden. Aber die Überlieferungen der altgriechischen Goldschmiede haben sich in den Mittelmeerländern viele Jahrhunderte hindurch fortgeerbt, im Mittelalter vor allem im Byzantinischen Reiche, dessen Kaiserinnen immer durch auffallend große und reiche Ohrgehänge ausgezeichnet sind. Es scheint, als wenn die Volkskunst der Balkanländer und des mit ihnen und dem vorderen Orient zusammenhängenden Venedigs bis in die letzten Jahrhunderte in der Herstellung zierlich durchbrochener Ohrgehänge in Gold- und Silberfiligran Erinnerungen an die altgriechische Juwelierkunst festgehalten habe. Zu beachten ist, in wie feiner Weise die Hängekörperchen, die an Ringen und Kettchen befestigten Perlen, tropfenartigen und scheibenförmigen Zierstückchen, Filigrankränzchen und Blüten, an diesen Ohrringen der Volkskunst ausgebildet sind. Das Gefühl für die reizvolle Wirkung solcher kleiner, leise klappernder und klimpernder Metalltroddeln bei der Bewegung eines Frauenkopfes und die Empfindung für das Zusammenwirken dieser schimmernden Metallgehänge mit dem vollen Frauenhaar beweisen, wie lebendig die Volkskunst gestaltet. Die Renaissance hob den Ohrschmuck durch farbiges Email und eingesetzte Steine. Auffallend große und farbenbunte Ohrringe in Filigran und Stanzarbeit mit bunten Steinen und selbst in Eisenguß liebte die Biedermeierzeit, wie man übrigens zuweilen an den Bildnissen aus der Zeit unserer Großmütter noch wahrnimmt. Mannigfaltige Bereicherung durch Perlen und Muscheln fand der Ohrschmuck der romanischen Völker am Mittelmeer, in Italien und Portugal. Eine Sonderstellung und eine unserem Empfinden fremdartige Richtung hat das Ohrgehänge der Chinesen, die auch hier eine eigentümliche Phantastik in den Formen und eine raffinierte technische Gewandtheit in der Verwendung von Perlen, Email und glänzenden blauen Federchen von Paradiesvögeln zeigen. Aber der chinesische Schmuck hat ein anderes Grundgepräge. Die Ohrringe wirken wohl zart und leicht, aber mehr wie angesteckte Blüten. **Es fehlt ihnen das plastische, körperliche Empfinden der hangenden kleinen Körpergewichte, die den griechischen Schmuck und nach ihm den besten europäischen Schmuck an den Ohren der schönen Frauen auszeichnen.**



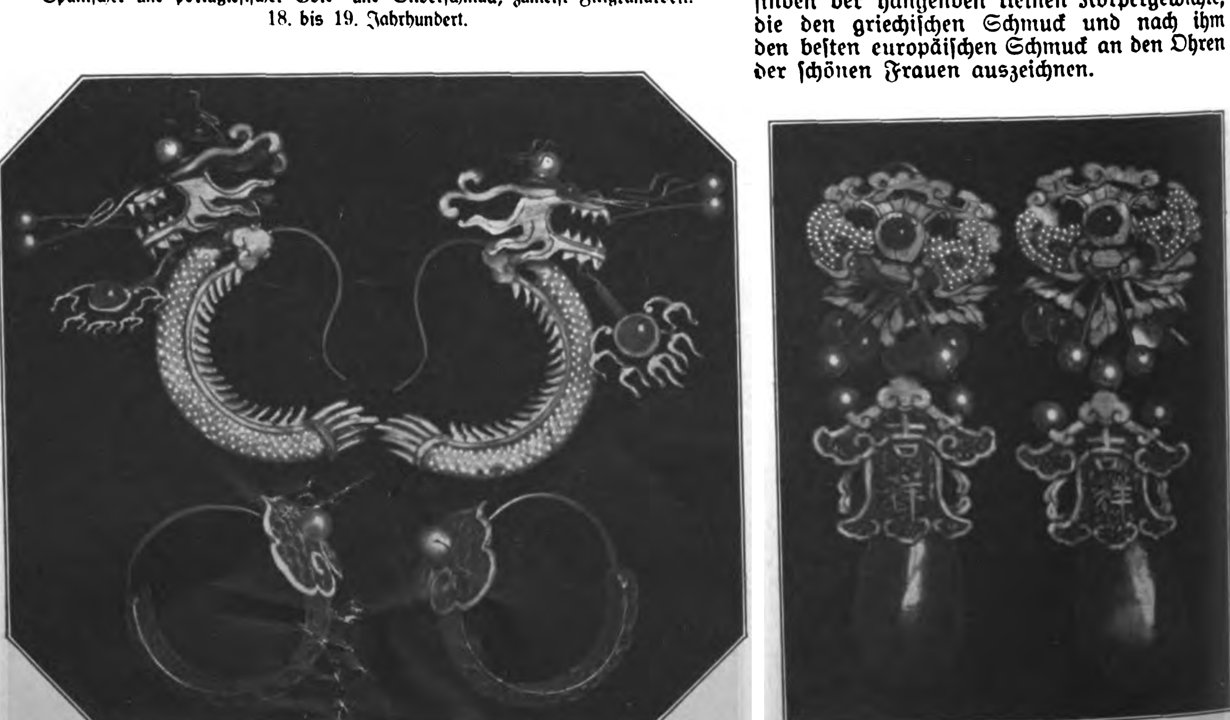
Venezianische Ohrringe aus Gold, Filigranarbeit. 18. bis 19. Jahrhundert.



Spanischer und portugiesischer Gold- und Silberschmuck, zumeist Filigranarbeit. 18. bis 19. Jahrhundert.



Italienischer und portugiesischer Muschelschmuck. 19. Jahrhundert.



Chinesischer Schmuck aus Silber mit Feder- und Emaileinlagen. Um 1875.



Chinesische Ohrringe. Um 1875.

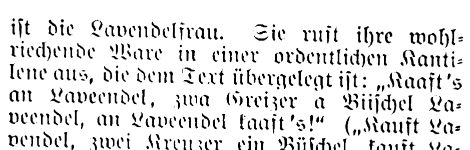
Wiener Straßenfiguren. / Von Maximilian Bauer.

Mit sechs Abbildungen nach Zeichnungen von Fritz Gareis.

Wie alle großen Städte diesseits und jenseits des Ozeans, hat auch Wien, die Stadt alter Überlieferungen, seine besonderen Typen, seine ihm allein eigentümlichen Straßenfiguren, deren Geschichte manchmal bis ins Mittelalter reicht. Sie gehören zum Bilde der Straße und beleben es auf eine besondere Art. So ist die urwienerische „Frau Sopherl“ ein für allemal die Öbstlerin vom Naschmarkt, wo ihr „Küss' d' Hand, gnä' Frau!“ jeder Dame sicher ist, die anstandslos bezahlt, was verlangt wurde; während jene „Funzen“, die eine Frucht bloß abgreift, um sie dann liegenzulassen, gewiß sein kann, mit einem Platzregen unverfälschter Kraftausdrücke gesegnet zu werden. Die Frau Sopherl (Abkürzung für „Sophie“), kugelrund, vorstädtisch gekleidet, das blaue Kopftuch um die Wangen geschlagen, zwei feurige Augen im frischen Gesicht, ist nun sozusagen die Schwester jener Blumenmädchen, wie sie, den Korb voll duftender Rosen, Nelken oder Veilchen am Leibe vorgebunden, die Ringstraße zieren. „Schöne Veigerln, gnä' Herr!“ tönt die werbende Stimme dieser meist sehr beleibten und bejahrten Erscheinungen, an die Richard Wagner kaum gedacht haben dürfte, als er seine Blumenmädchen dem Toren Parsifal gegenüberstellte. Eine andere Figur der Straße Wiens



Der Würstelmann.


ist die Lavendelfrau. Sie ruft ihre wohlriechende Ware in einer ordentlichen Kantilene aus, die dem Text übergelegt ist: „Kaaft's an Laveendel, zwa Greizer a Büüschel Laveendel, an Laveendel kaaft's!“ („Kauft Lavendel, zwei Kreuzer ein Büschel, kauft Lavendel!“) (Heute, im sanierten Österreich, verlangt sie natürlich 20 bis 30 Groschen für ein „Büüschel Laveendel“!) Neben dem Ruf der Lavendelfrau ist jener des Wiener „Handelsjuden“ hörbar, der typische Ruf des Käufers alter Kleider, abgelegter Schuhe und allerlei alten Zeugs. Er zeigt seine Anwesenheit durch das langgezogene, auf der zweiten Silbe akzentuierte Wort „Handlee!“ an. So durchzieht er allmorgendlich die Straße. Eine Wiener Spezialität ist auch der Würstelmann. Er ist der Nährvater der Nachtschwärmer. Man trifft ihn in der inneren Stadt (wo er bestimmte Standplätze hat) oder am Gürtel draußen. Seine Würstel schwimmen fröhlich im siedenden Wasser des Kessels herum, und „A paar Haaße mit Kren“ (Ein paar Heiße mit Meerrettich) sind nächtlicherweile von Leuten aus dem Volk oder von Studenten sehr begehrt. Was aber Wien vor allen anderen Städten einzig ziert, das ist sein „Mistbauer“. Den hat man Wien noch nicht nachgemacht. Zuerst vernimmt die Hausgehilfin am Vormittag oder auch am Nachmittag das mächtige Geläut einer armgeschwungenen Alarmglocke. Das ist die Ankündigung, daß „er“ alsbald da sein wird. Nun heißt es, die Müllkisten mit geziemender Schnelle vor dem Haustor in Front bringen und den Mistbauer abwarten. Das ist natürlich kein Bauer, sondern ein städtischer Funktionär. Und nun humpelt sein Wagen, von zwei alten Kleppern gezogen, heran. Oben, auf dem Wagen, inmitten des aufgewirbelten Staubes, steht er selbst und bewältigt die heroische Aufgabe, die „Mistkisteln“ in Empfang zu nehmen und in den Wagen zu leeren. Hierbei hat er einen Helfershelfer, der, auf dem Pflaster stehend, die „Kisteln“ mit kunstgerechtem Schwung zu seinem Ranghöheren hinaufbefördert. Wer des Weges daherkommt, strebt in weitem Bogen um den „Mistbauer“ herum, denn da sind die Bazillen und Mikroben in Massen und unentgeltlich zu haben. Der Kampf der Wiener gegen den Mistbauer tobt seit Jahrzehnten — aber noch ist keine bessere Methode gefunden worden als die eben beschriebene, und der Mistbauer, der als solcher ob seiner Leistung ehrliche Bewunderung verdient, beherrscht von seiner Höhe herab die von Müllkisten starrende Straße.



Frau Sopherl vom Naschmarkt.



Blumenfrau an der Oper.

„Kaaft 's an Laveendel, zwa Greizer a Büüschel!“



„Handlee!“ (Der Altwarenaufkäufer.)



Der „Mistbauer“.

Strohdächer

Noch immer findet man in Deutschland hier und da, im Spreewald und an der Kurischen Nehrung, im Schwarzwald und in der Mark, in den Dörfern das Strohdach. Keine Ziegel, kein Schieferdach wird es verdrängen können, das schlichte, alte, anheimelnde, mit Moos bewachsene Strohdach. Ja, jetzt, da es gelungen ist, es feuersicher zu machen, wird es vielleicht wieder noch mehr zu seinem Rechte kommen. Vor den Unbilden der Witterung, die der primitive Mensch als fremde und feindliche Gewalt empfand, flüchtete er sich in Erdhöhlen und unter Bäume. Später erbaute er sich aus Zweigen ein auf Pfählen stehendes Dach. Noch heute findet man diese Form in masurischen Sumpfgebieten und im Spreewald. Weit war der Weg von der Dachhütte über die Köhler- oder die Schäferhütte zur Wandhütte. Das Dach wurde schließlich nach beiden Seiten geneigt, damit der Regen einen Ablauf fände. Es bedeckte die Hütte ganz und gar, vorn ein Stück über den Giebel heruntergezogen, wie eine Kappe. Ganz oben im Dachfirst, vorn im Giebel, war ein Loch, das „Eulenloch". In ihm flogen die Eulen, die Mäusevertilger, ein und aus, und der Rauch fand hier seinen Weg ins Freie. Eine dicke Packung von Stroh und Rohr wurde als Wärmeschutz auf dem Dach befestigt. Überall findet man die Strohdächer, doch sind sie in manchen Gegenden seltener geworden, wie z. B. in Westfalen, während das niedersächsische Bauernhaus noch viel das Strohdach kennt. Im Spreewald wird auch noch der alte Giebelabschluß der beiden sich kreuzenden Balken angewandt. Im Schwarzwald findet man zuweilen eine Vereinigung von Strohdach und Holzschindeln. Gerade das Schwarzwaldhaus, mit seiner Holzverkleidung, bietet ein malerisches und einheitliches Bild unter dem schützenden, weit herabgebogenen Strohdach. Die Bauernhäuser auf der Kurischen Nehrung sind ganz besonders reizvoll. Ein Hauch von Poesie und Stille liegt über den Strohdächern, ein Duft von dem Unberührtsein der jagenden Großstadt und ihrer Fremdheit gegenüber den tiefsten Wurzeln unseres Lebens. Ilse Riem.
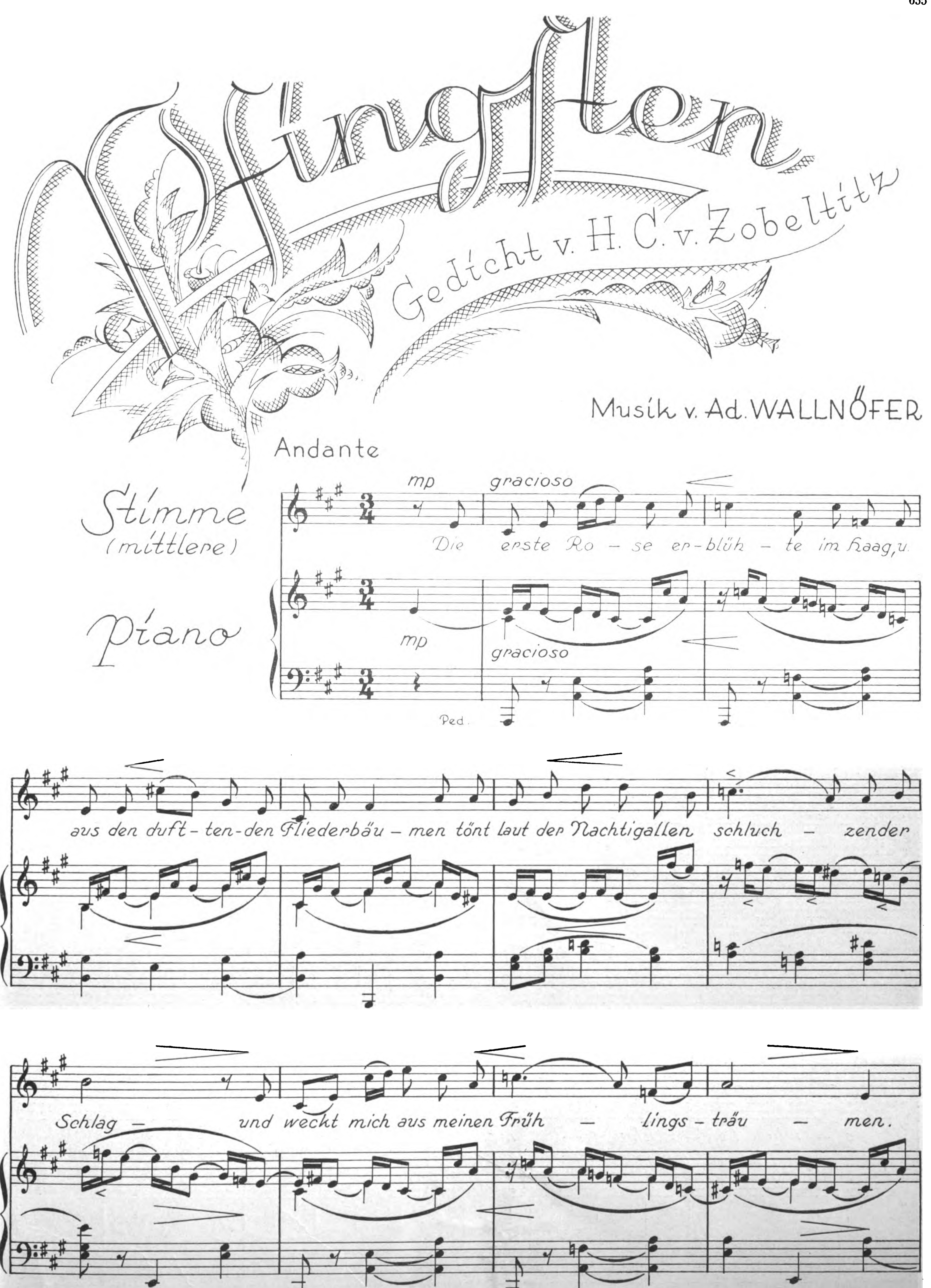




Fischerhäuser in Kamp an der Mündung der Peene in das Pommersche Haff. — Im Oval: Dorfstraße in Wrixum auf der Insel Föhr. — Rechts nebenstehend: Das Heuerhaus in Zwischenahn bei Oldenburg.

Links nebenstehend: Bauernhaus im Spreewald.
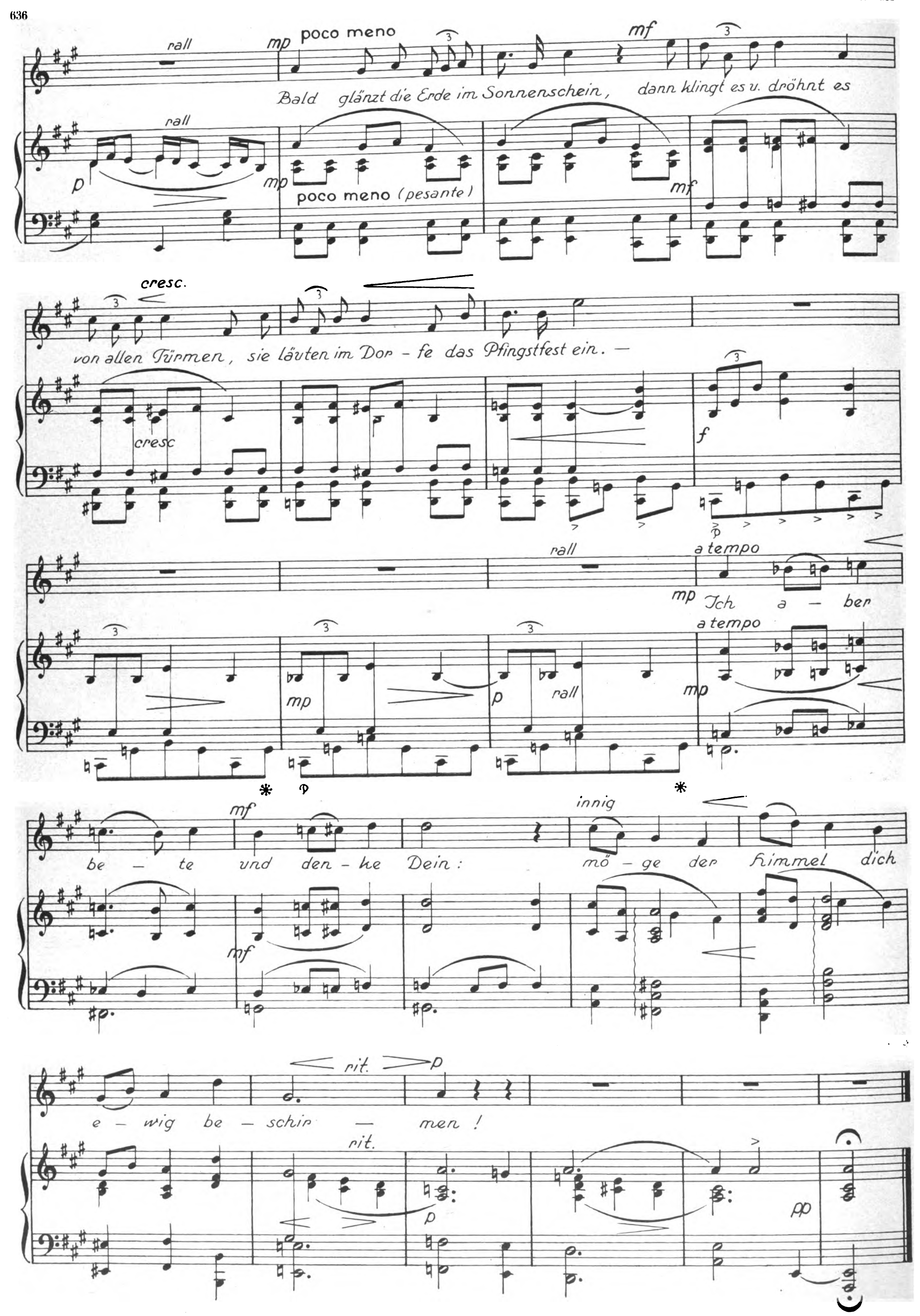




Erdhütte bei Worpswede (Reg.-Bez. Stade). — Links nebenstehend: Strohgedecktes Haus mit Holzwerk-Oberbau bei Hornberg im Schwarzwald.



Der Illustrirten Zeitung in Leipzig zum ersten Abdruck vom Komponisten überlassen.


rall
poco meno
mp
mf
Bald glänzt die Erde im Sonnenschein, dann klingt es u. dröhnt es
p
poco meno (pesante)
cresc.
von allen Türmen, sie läuten im Dor - fe das Pfingstfest ein. —
cresc
f
a tempo
mp
Ich a - ber
rall
innig
be - te und den - ke Dein: mö - ge der Himmel dich
e - wig be - schir - men!
rit.
p
pp

Wissen und Leben

Der Ruby Spaniel. In zarter Linienführung gibt das Pastellbildchen der Künstlerin E. Winiarz in der vorliegenden Nummer das ausdrucksvolle Köpfchen eines recht guten Repräsentanten der genannten Rasse wieder. Er gehört zur großen Familie der Zwerg-Spaniels, die von England her ihren Vormarsch nach dem Kontinent angetreten haben. Einige Worte zum Verständnis dieser Rasse mögen folgen. In früheren Zeiten sprach man nur von dem King Charles und dem Prince Charles; spätere Zeiten brachten dann noch den Ruby Spaniel und den Blenheim Spaniel. Alle diese Abarten sind hinsichtlich ihrer äußeren Formen so nahe zusammenstehend, daß es recht schwer fallen dürfte, sie in ihren Körperformen zu unterscheiden. Der trennende Bindestrich ist die Farbe. So ist der King Charles glänzend schwarz mit tieflohfarbenem Mahagonibraun ohne Weiß gezeichnet, ebensolche Abzeichen über den Augen und an den Backen, auch an den Beinen. Der Blenheim darf auf keinen Fall einfarbig sein, sondern er hat auf perlweißem Grunde glänzende, kräftig kastanienbraune oder lebhaft rotbraune, aus gleichmäßig verteilten großen Flecken bestehende Abzeichen; Ohren und Wangen rot oder braun, mit einer von der Nase bis über die Stirn reichenden und zwischen den Ohren in einer halbmondförmigen Kurve nach beiden Seiten verlaufenden weißen Blesse, in deren Mitte ein deutlicher roter Fleck von der Größe eines alten Zweipfennigstückes sich befindet. Während der Ruby von rein roter Farbe ist, zu der aber unbedingt eine schwarze Nase gehört, hat der dreifarbige Spaniel, Prince Charles, die Farbe des King Charles mit den Abzeichen des Blenheim in Schwarz anstatt in Rot auf perlweißem Grunde. Das Verdienst, für diese herrlichen Hunde Liebhaberei erweckt zu haben, gebührt König Karl II. von England, nach dem auch die eine Art ihren Namen erhielt. Es ist jedoch falsch, anzunehmen, daß der Anfang dieser Rassen erst seit der Zeit des königlichen Kynologen datiert. Schon Dr. Cajus erwähnt sie in Verbindung mit dem Malteserhund. Er macht nachstehende Bemerkung dazu: „.... von diesem zarten, reinlichen und hübschen Hund Spaniel Gentle oder comforter, im lateinischen Melitiaeus oder Foter. Diese Hunde sind klein, niedlich, reinlich und gesucht, um die Ergötzlichkeit erwähnter Damen und den Willen närrischer Weiber zu befriedigen. Gegenstände der Narrheit für sie zum Spiel und Tändel, zu verschwenden den Schatz kostbarer Zeit... Diese Hündchen gewähren um so größere Freude, je kleiner sie sind; sie gelten als gefällige Spielkameraden für affektierte Herrinnen, die sie an ihrem Busen herumtragen." Dr. Cajus scheint kein großer Damenverehrer gewesen zu sein. Indes, an einer anderen Stelle seines im übrigen sehr guten Werkes trägt er auch der Nützlichkeit Rechnung. Hier bemerkt er: „Wir finden diese Hunde lindernd bei Unterleibsbeschwerden, wenn man sie als warmen Umschlag benutzt oder auf den Busen kränklicher Personen legt, dann verläßt die Krankheit ihren Sitz und tritt zum Hündchen über, denn dasselbe wird oft krank und stirbt manchmal, ohne daß die Ursache zu finden ist, das ist Beweis genug, daß die Krankheit sich auf den Hund überträgt mittelst der Wärme." Hier sehen wir mal wieder ein kleines Kapitel vom Aberglauben der alten Zeit, ersehen daraus aber auch, welche wichtige Rolle diese kleinen Hunde spielten. — Zwischen den ehemaligen und den jetzigen Rassen der Zwerg-Spaniels liegt der Hauptunterschied sowohl in der Schnauze als auch in der Farbe. Die jetzt beliebten Stumpfnasen kannte man früher nicht. Vermutlich wurde fremdes Blut zugeführt; man nimmt an, daß es Mopsblut war. In der Gedrungenheit der Form sind sie diesem nicht ganz unähnlich, doch erhöht die Länge der Behaarung den Umfang wesentlich. Den Oberkopf wünscht man hochgewölbt. Bei sehr guten Exemplaren ist er halbkugelförmig. Die Stirngrube oder die Vertiefung zwischen den Augen ist sehr scharf markiert. Häufig zeigt sich eine kleine Grube, die groß genug ist, darin eine kleine Kugel zu bergen. Die Augen von dunkel glänzender Farbe sollen weit auseinanderstehen und selbst sehr groß sein. Unsere Abbildung zeigt in ausgezeichneter Weise diese Rassepoints. Die Ohren sind außerordentlich lang, tief am Kopf angesetzt und reich befedert. Die Behaarung wünscht man lang, seidig weich und gewellt, aber nicht gelockt. Emil Ilgner.

Der Energieverbrauch beim Musikspielen. Ob geistige Arbeit anstrengender ist als körperliche, und in welchem Grade, darüber läßt sich heute wissenschaftlich kein einwandfreies Urteil fällen. Denn es ist bisher noch nicht gelungen, den Energieverbrauch bei geistiger Arbeit überhaupt zu messen. Wohl meßbar ist dagegen der Arbeitsaufwand bei verschiedener körperlicher Betätigung. Daß auch schon solche Messungen recht überraschende Ergebnisse zeigen können, beweisen die Versuche, die neuerdings von Prof. Loewy (Davos) und Dr. Schroetter (Wien) durchgeführt worden sind. Diese Forscher hatten sich die Aufgabe gestellt, die Größe des Energieverbrauchs beim Spielen verschiedener Musikinstrumente zu ermitteln und zu vergleichen mit dem Arbeitsaufwand andersartiger Beschäftigung. Die Art der Messung erfolgte verhältnismäßig einfach. Die von den zu untersuchenden Musikern ausgeatmete Luft wurde durch eine Gasuhr geleitet. Es konnten so ermittelt werden die Änderung der Häufigkeit und der Tiefe des Atmens und die gesamte in einer Minute ausgeatmete Luftmenge. Wenn die ausgeatmete Luft noch chemisch analysiert wurde, vermochte man auch den Sauerstoffverbrauch der einzelnen Spieler festzustellen. Es wurde nun immer der Ruheverbrauch der einzelnen Personen gemessen, dann der Verbrauch bei der betreffenden Beschäftigung. Der in Prozenten ausgedrückte Mehrverbrauch zeigt dann an, welche Anstrengungen die einzelnen Beschäftigungen verursachen. — Nun einiges von den Ergebnissen. An Mehrverbrauch wiesen auf: Handnäherin etwa 13 Proz., Schneider 22 Proz., Damenschuhmacher 47 Proz., Herrenschuhmacher 83 Proz., Schreiber 17 Proz., Maschinenschreiber 31 Proz., Waschfrau 80 Proz. Überraschend groß ist nun der Energieverbrauch bei musikalischer Tätigkeit gegenüber diesen gewiß teilweise doch schon recht anstrengenden Handwerksbetätigungen. Natürlich schwanken die Zahlen bereits für das Musikspielen mit ein und demselben Instrument beträchtlich, bei verschiedenen Spielern und bei verschiedenem Charakter der vorzutragenden Musikstücke. Immerhin läßt sich doch die Größenordnung für die einzelnen Arten des Musizierens ermitteln. Da zeigt sich denn, daß die Steigerung des Sauerstoffverbrauchs schon beim lauten

Sprechen 41 bis 47 Proz. beträgt. Man sieht, daß die Anstrengung bereits an die eines Damenschuhmachers heranreicht. Beim Singen kann der Mehrverbrauch 83 Proz. ausmachen, so daß also unter Umständen eine Sängerin mit Kehlkopf und Brustmuskulatur dieselbe Arbeit zu leisten hat wie eine Waschfrau mit dem ganzen Körper. Beim Klavierspielen erhält man 47 bis 270 Proz. Energiemehrverbrauch. Die niedrige Zahl bezieht sich auf ruhiges, normales Spielen, während die hohen Werte bei Virtuosen gemessen wurden. Die persönliche Note macht also außerordentlich viel aus. Ein Klaviervirtuos gehört demnach zu den ausgesprochenen Schwerarbeitern. Er wird nur noch übertroffen vom Pauker mit 238 bis 324 Proz. Hier erklärt sich die große Anstrengung aus der Wucht, mit der die Paukenklöppel geschlagen werden müssen. Die erwähnten Zahlen wurden erhalten bei dauerndem langsamen und schnellen Wirbeln. Es ist also nicht berücksichtigt, daß der Pauker der Musiker ist, auf dessen Notenblatt die meisten Pausen vorkommen. Für Geige bekommt man ungefähr 100 Proz. Mehrverbrauch, für Cello und Kontrabaß ein wenig mehr. Auch hier wird also die Leistung einer Waschfrau bedeutend überschritten. Auffällig tiefe Werte bekommt man für die Bläser: Trompete 31 bis 60 Proz., Posaune 45 bis 53 Proz. Diese sonderbar niedrigen Zahlen kommen wahrscheinlich dadurch zustande, daß beim Blasen der Körper nicht normal arbeiten kann. Einmal muß häufig der Atem lange Zeit angehalten werden, und dann herrscht im Innern auch ein beträchtlicher Druck, der die normale Blutzirkulation verhindert. Die Forscher haben auch aus der Menge Luft, die pro Minute ausgeatmet wird, und aus der Änderung des Pulses ähnliche Schlüsse gezogen. Erwähnt sei nur noch das Messungsresultat an einem Dirigenten. Hier müssen natürlich die Werte ganz persönlicher Art sein. Der betreffende Dirigent arbeitete mit sehr sparsamen Bewegungen. Dirigiert wurde Rossinis „Tell“-Ouvertüre. Schon der langsame Teil zeigte 53 Proz., der schnellere etwa 120 Proz. Mehrverbrauch. Im ganzen wird also beim Musikspielen fast immer Schwerarbeit geleistet. Beim Vergleich mit den anderen Handwerksbetätigungen darf man allerdings nicht vergessen, daß kein Musiker in der Lage wäre, so lange Arbeitszeiten tätig zu sein. M. L.

Die vielnamigste Alpenfrühlingsblume. Zu den schönsten und begehrtesten Zierden des Bergfrühlings gehört die Aurikel (Primula auricula *L.*). Den botanischen Namen erhielt sie von ihren wie Gold leuchtenden Blütenträubchen. Merkwürdigerweise wird sie aber von den Bewohnern der einzelnen Alpengebiete ganz verschieden benannt, während z. B. ihr Rivale an Beliebtheit, das Edelweiß, überall den gleichen Namen führt. In Bayern, Tirol und Salzburg heißt die Aurikel Jochprimel oder Patenigl, in Steiermark und Kärnten Petergstam, in Nieder- und Oberösterreich Gamsweigerl, in mehreren Tälern wird sie auch Goldprimel, Schönprimel, Kalkprimel, Felsenschlüsselblume, Kraftblume, Grafenblume oder zum Unterschied von den Wiesenschlüsselblumen Bergprimel genannt. Die Aurikel unterscheidet sich von ihren vielen Verwandten außer durch ihre hervorragende Schönheit durch ihr dickes, fleischiges, eirundes meergrünes Blatt, das an den Rändern Kalk ausschwitzt. Der Bau der Blüte ist dem anderer Primeln gleich, aber kräftiger. Von weitem jedoch überstrahlt der goldige Schimmer ihrer Blütensterne alle anderen Alpenblumen. Wer nur einmal eine mit Aurikelblüten übersäte Felswand erblickt hat, vergißt den zauberhaft schönen Anblick nie mehr. Für diese Pracht haben die Älpler sehr viel Sinn. Wie zur Zeit der Baumblüte die Flachländer, so wandern zur Aurikelblütezeit die Bergbewohner, um sich an dem Blütenflor zu erfreuen. Wenn der Frühling die Mieder der Dorfschönen stärker spannt, will jede ihr Aurikelsträußchen am Busen haben. Da wissen die Burschen, daß sie gleich aus der Gnade fallen, wenn sie nicht in die Wände kletiern, um ihre Bräute zu versorgen. Aber nur an sehr schwer zugänglichen Stellen wachsen die größten Blütensterne. Daher gibt es Jahr für Jahr Todesfälle beim Aurikelpflücken. Die noch frühlingsnassen Wände mit ihrem gelockerten Gestein und den unterwaschenen Rasenpolstern haben schon vielen allzu kühnen Kletterern das Leben gekostet. Wenn auch die Aurikel stellenweise massenhaft blüht, so sind doch der Begehrenden allzu viele, besonders deshalb, weil jeder und jede nur die ersten Blüten will. Ist der kritische Monat für die Aurikel, der April, vorbei, so hat sie im Dorfe keinen Wert mehr, obwohl im Mai und Juni, wenn die Aurikel mit der Schneeschmelze höher gestiegen ist, viel leichter große Sträußchen zu holen wären. Aber da ist das Aurikelsträußchen schon wieder aus der Mode. Das ist ein Glück für die schönste Zierde des Alpenfrühlings, denn nun kann sie sich ruhig und ungestört entwickeln. Dr. Josef Draxler, Wien.

Krankheitsvorstellungen in der Volksmedizin im Wandel der Jahrhunderte. „Dem primitiven Denken gilt jede Krankheit, deren Ursprung man sich nicht durch äußerliche Einwirkungen erklären kann, als Ausfluß einer dämonischen Kraft.“ Mit diesen Worten leitet Eduard Stemplinger, dem wir das schöne Buch „Antike und moderne Volksmedizin“ (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig) verdanken, den Abschnitt über „Krankheitsvorstellungen“ ein. So ist nach homerischer Anschauung körperliches Leiden dämonischen Ursprungs: die Seuche, die im Lager der Achäer Mensch und Vieh dahinraffte, ist das Werk des erzürnten Apollo. Aber bereits Hippokrates bekämpft den herrschenden Aberglauben, daß die Epilepsie (die sog. heilige Krankheit) dadurch entstehe, daß verschiedene Götter, wie Poseidon, Ares oder Hekate, von dem Kranken Besitz ergreifen. Plato vertritt die Vorstellung, daß Krankheiten durch den Groll der Seelen vergangener Geschlechter und der Unterirdischen entstehen. Einen Höhepunkt erreichte die mystische Medizin mit dem Neuplatonismus, der sogar den Aberglauben der Römer übertraf. Fast alle Krankheiten waren dämonischen Ursprungs. Auch das junge Christentum nahm diese Anschauungen größtenteils mit auf. Im Neuen Testament werden ein Epileptiker und ein Stummer als von einem unsauberen Geist besessen beschrieben. Auch die Kirchenväter sind dieser Entstehungsursache der Krankheiten zugetan: „Die Dämonen stehlen sich in die Leiber ein und erregen als feine Geister Krankheiten.“ Der heilige Augustinus sagt: „Alle Krankheiten der Christen kommen von Dämonen, am meisten quälen sie neugetaufte Christen und sogar die unschuldigen neugeborenen Kinder.“ Im Mittelalter tritt der Teufel an die Stelle der heidnischen Dämonen; nach der heiligen Hildegard stammt die Melancholie vom Teufel. Im mittelalterlichen Christentum werden alle Krankheiten, entsprechend dem antiken Begriff der Sühnung, als Folgen menschlicher Sündenschuld betrachtet. Daher wird z. B. das Aufflackern der Syphilis (1495) damit in engsten Zusammenhang gebracht. Auch kein Geringerer als Martin Luther hielt Pestilenz und Fieber und andere schwere Krankheiten für nichts anderes „denn der Teufel Wercke“. Noch heute lesen wir nicht nur in der Pastoralmedizin für katholische Geistliche, sondern auch in der für die evangelisch-lutherische Geistlichkeit von der Möglichkeit der Entstehung sog. dämonischer Krankheiten. Wie sahen nun diese Dämonen im Laufe der Jahrhunderte aus? Bei den Griechen sollte der Kriegsgott Ares z. B. Schäumen des Kranken bewirken. Am häufigsten dachte man sich Krankheitsdämonen in Tiergestalt. In Bayern heißen Masern und Röteln heute noch „roter Hund“. Das Alpdrücken, der Inkubus, Sukkubus, der Aufhocker usw., wie er bei uns genannt wird, erscheint häufig als Bock. (Darüber habe ich in Nr. 4056 der „Illustrirten Zeitung“ berichtet.) Die Röteln sollten nach Plinius kleine Käfer verursachen. Sonst spielt die Kröte als Krankheitsdämon eine weit größere Rolle. Stemplinger, dessen interessanten Ausführungen wir hier gefolgt sind, erörtert nun die interessante Frage, wie der Krankheitsdämon in den Körper eindrang. Am leichtesten durch Speisen und Getränke. So glaubte das Altertum, daß z. B. in den Bohnen schädliche Dämonen wohnen, ebenso im Wein und Efeu. Den Neuplatonikern waren daher die Kasteiungen durch Hungern usw. Mittel, sich die Dämonen fernzuhalten. Darum warnen die Kirchenväter vor reichlichem Wassertrinken und erlassen zu gewissen Zeiten Speiseverbote, so bei einer bevorstehenden Sonnenfinsternis. Daraus erklärt es sich auch, daß bei Zauberkuren das Fasten verordnet wird, um dem Krankheitsdämon den Eintritt zu

verwehren. Jedenfalls lehren diese kurzen Bemerkungen, daß die Krankheitsvorstellungen im Wandel der Jahrhunderte — in der Volksmedizin — noch heute weiterleben. Es ist aber notwendig, das Fortwirken antiker Vorstellungen und Heilmethoden zu kennen. Dr. Erich Ebstein, Leipzig.

Bücher des Mittelalters. Unter diesem Titel gibt Friedrich von der Leyen im Verlag von F. Bruckmann, München, eine Bücherreihe heraus, die in anschaulicher Vereinigung von Wort und Bild dem weiten Kreise der Empfänglichen die Wunderwelt des Mittelalters erschließen soll. Die beiden vorliegenden Bände enthalten die „Wunder und Taten der Heiligen" von Goswin Frenken und die „Sagen und Geschichten aus dem alten Frankreich und England" von Werner und Maja Schwartzkopff. Während in dem ersten Band der Versuch unternommen wird, die Geschichte der christlichen Legende von ihren Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters an charakteristischen Beispielen vorzuführen, wobei ein besonderes Gewicht auf die poetisch und darstellerisch reizvollen Legenden gelegt wurde, entrollt der zweite Band in treuen und zugleich vollendet schönen Nachdichtungen ein buntes Bild mittelalterlichen Lebens, wie es sich in Sage und Poesie spiegelt. Mancher köstliche, in Vergessenheit geratene Schatz wird hier gehoben, manches tiefe Dichterbekenntnis zu neuem Leben erweckt. Gerade die Methode, das an seelischem Erleben so reiche Mittelalter durch seine eigenen Urkunden und Zeugnisse sprechen zu lassen, gibt diesen Büchern ihren Wert. Man muß auch zugestehen, daß die Auswahl sehr glücklich getroffen ist. Und ebenso hat der sprachliche Ausdruck den richtigen Weg eingehalten, der notwendig scheint, um diese literarischen Denkmäler der Vergangenheit dem modernen Menschen mit Genuß zugänglich zu machen. So darf man wohl erwarten, daß diese „Bücher des Mittelalters", wenn sich auch die übrigen Bände in Form und Inhalt ihnen angleichen, dazu beitragen werden, dem so lange verpönten, von vielen Generationen gänzlich falsch verstandenen Mittelalter wieder zu gehaltvoller Wirkung zu verhelfen, wie das bereits auf dem Gebiete der bildenden Kunst in vollem Maße geschehen ist. Die abgebildeten schönen, farbenprächtigen Miniaturen aus alten Handschriften geben den empfehlenswerten Büchern noch einen besonderen Reiz. V. T.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.



Verlag · J. J. Weber · Leipzig

NR. 4236. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 20. MAI 1926

Ein Stammbuch aus vier Jahrhunderten

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Dr. Johannes Hofmann, Direktor der Stadtbibliothek in Leipzig (90 Stammbuchblätter, 65 Seiten Text, Querformat 21×15 cm). Ein klarer Überblick über die Entwicklung der deutschen Stammbücher des 16. bis 19. Jahrhunderts an der Hand von reichlichem bildlichen Material fehlte bisher. Diese Lücke wird jetzt ausgefüllt durch die hier aus etwa 100 bedeutsamen, unveröffentlichten leipziger Stammbüchern des öffentlichen und privaten Besitzes ausgewählten interessanten und charakteristischen Stammbuchblätter der verschiedensten Art. Unter den Einträgen hervorragender Persönlichkeiten finden sich die Namen des Großen Kurfürsten von Brandenburg, des schwedischen Feldherrn Torstenson, der Dichter Johann Rist, Hofmann von Hofmannswaldau, Christian Günther, Gottsched, Gellert, Klopstock, Lessing, Lavater, Klinger und Goethe, der Verleger Breitkopf und Göschen, der Künstler Oser, Bause, Zingg, Mechau, C. G. H. Geißler und Straßberger, der Juristen Ludwig von Seckendorf, Benedict Carpzov und Chr. Gottlieb Haubold. Wappen, Miniaturporträts oder Silhouetten, Handzeichnungen eingetragener Persönlichkeiten, Städtebilder (Dresden und Leipzig Mitte des 17. Jahrhunderts), allegorische Darstellungen, auch eine humorvolle Studentenszene sind nicht nur Anschauungsmaterial zur Geschichte des Stammbuches, sondern auch zur Geschichte der Literatur, der Kunst und der deutschen Kultur überhaupt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der erläuternde Text Hofmanns geschrieben, der den Stammbuchblättern folgt und bei der Fülle und Vielseitigkeit des Materials eine lebendige Geschichte des Stammbuches bietet. Die größte Beachtung verdient das Buch aber auch von drucktechnischer Seite. Der 90 Blätter umfassende Stammbuchteil ist durchweg im Offsetverfahren hergestellt. Er enthält 18 farbige Blätter, die an Originalähnlichkeit und Nachahmung der Patina der alten Vorlagen wohl das Äußerste aufweisen, was die Druckwiedergabe in dieser Hinsicht überhaupt erreichen kann. Bei den farbigen Bildern waren 9 bis 14 Druckgänge nötig, um eine technische Höchstleistung auf dem Gebiete des Offsetverfahrens zu erzielen. Für alle Bibliotheken, Kulturhistoriker, Forscher auf dem Gebiete der Familiengeschichte, Freunde der Literatur und Kunst, Stammbuchliebhaber und Bibliophilen liegt hier ein Buch von außergewöhnlicher Bedeutung vor — bedeutsam durch seinen Inhalt, kostbar durch seine Ausführung. Der Offsetdruck des 90 Blätter umfassenden Stammbuchteiles sowie Satz und Buchdruck des Textteiles wurden für den Verlag von J. J. Weber in Leipzig in dessen Graphischen Kunstanstalten hergestellt. Das Titelblatt zum Stammbuch zeichnete Walter Tiemann, Leipzig. Das echt handgeschöpfte Büttenpapier lieferte die Firma J. W. Zanders, Papierfabrik in Bergisch-Gladbach. Es wurden als einmalige Auflage 425 numerierte Stücke gedruckt. Die Nummern 1 bis 100 werden mit der Hand in Saffianleder gebunden und mit alten Handstempeln in Golddruck verziert, die Nummern 101 bis 425 werden in Ballonleinen oder in einen Interimsband gebunden. Die Einbände und die Entwürfe dazu stammen aus den Buchbinde-Werkstätten von Hübel & Denck in Leipzig. In Saffianleder gebunden R.-M. 200.—, in Ballonleinen gebunden R.-M. 160.—, in Interimsband R.-M. 150.—.

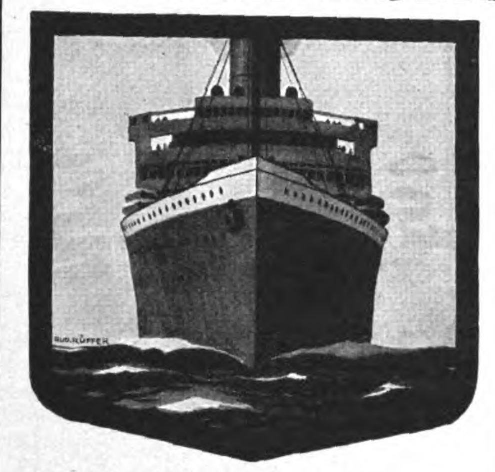


Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4236. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 20. Mai 1926.

ÜBERSEEREISEN



REGELMÄSSIGE
PERSONEN- UND FRACHTBEFÖRDERUNG
NACH ALLEN TEILEN DER WELT

Nach New York und Boston gemeinsam mit
UNITED AMERICAN LINES

Gelegenheit zu
VERGNÜGUNGS- UND ERHOLUNGSREISEN ZUR SEE
mit den Dampfern der regelmäßigen Dienste.

Auskünfte und Drucksachen durch
HAMBURG-AMERIKA LINIE
HAMBURG / ALSTERDAMM 25
VERKEHRSPAVILLON AM JUNGFERNSTIEG
UND REISEBÜRO AM HAUPTBAHNHOF

BERLIN W 8, Unter den Linden 8 und Verkehrsbank A. G., Kurfürstendamm 237. *BADEN-BADEN*, am Leopoldsplatz. *BRESLAU*, Schweidnitzer Stadtgraben 13. *DRESDEN*, Pragerstraße 41. *FRANKFURT a. M.*, am Kaiserplatz. *KÖLN*, Wallrafplatz 3. *KÖNIGSBERG i. PR.*, Vordere Vorstadt 35. *LEIPZIG*, Augustusplatz 2. *LÜBECK*, Breitestraße 57/61. *MAINZ*, Reiche Clarastraße 10. *MAGDEBURG*, Alte Ulrichstraße 7. *MÜNCHEN*, Theatinerstr. 38. *STUTTGART*, Schloßstr. 6. *WIESBADEN*, Kranzplatz 5. *WIEN I*, Kärntnerstraße 38. *ZÜRICH*, Bahnhofstraße 90 und durch die

Vertreter an allen größeren in- und ausländischen Plätzen

Bad Kissingen
Rakoczy

weltberühmt bei **Magen-** und **Darmstörungen, Pfortader-, Leber-** und **Hämorrhoidalstauungen;** in Verbindung mit den Solbädern gegen **Erkrankungen des Herzens** und der **Blutgefäße,** der **Nerven** und des **Stoffwechsels;** in Verbindung mit den Moorbädern bei Sterilität, **Erkrankung der Beckenorgane der Frauen, Gicht** mit allen ihren Begleiterscheinungen.

Luitpoldsprudel, bei Erschöpfungszuständen, Blutarmut, Verdauungsstörungen. Frauenleiden, Rachitis.

Maxbrunnen, Heil- und Tafelwasser bei Katarrhen der Atmungsorgane, Nieren, Blasen, Gallenstein, Gicht.

Man befrage seinen Hausarzt.

Bockleter Stahlbrunnen bei Bleichsucht, Ernährungskuren.

Kissinger Bitterwasser aus den Kissinger Quellen gewonnen, zur Unterstützung der Rakoczykur bei Unterleibsstockungen, Verstopfung, Kongestivzuständen.

Kissinger Badesalz zu Hausbädern (2 kg p. Bad).

Die Kissinger Brunnen sind in allen Mineralwassergroßhandlungen, Apotheken und Drogerien erhältlich. Ausführliche Brunnenschriften gratis und franko durch

Verwaltung der staatlichen Mineralbäder Kissingen.

Bad Blankenburg
Thüringerwald
Sanatorium für Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda



Sanatorium am Goldberg
Bad Blankenburg, Thür. Wald
Tel. 44. Leit. Arzt Dr. Wittkugel.





Bereitet Ihnen Reisen Unbehagen?



ist ein sicheres Mittel gegen Reisekrankheiten bei See-, Luft- oder Eisenbahnreisen usw. Erfolgreich verwendet seit 25 Jahren.
Kein Betäubungsmittel. Keine unangenehmen Nachwirkungen.
Zu haben in allen Apotheken, wenn nicht, direkt von der Victoria-Apotheke, Berlin SW 48, Friedrichstr. 19.
Deutscher General-Vertreter:
Apotheken-Bedarfs-Kontor, Berlin SW 48, Friedrichstr. 228

Heilbad
Gleichenberg
(Steiermark)
1. Mai bis 30. September

Heilt Katarrhe der Atmungsorgane und des Magens, Asthma und Emphysem, Herz- und Gefäßkrankheiten, Frauenleiden

Konstantin-, Emma-Quelle, Inhalatorien, nat. kohlensaure Bäder, pneumatische Kammern, Elektrotherapie, Kaltwasserheilanstalt

Prospekte durch die Kurkommission

Sanatorium Dr. Gossmann Cassel-Wilhelmshöhe
Kuranstalt I. Ranges
für physikal.-diätet. Heilweise u. Psychotherapie.
Prospekt 2b Nerven-, Stoffwechsel-, Frauenleiden.
Das ganze Jahr geöffnet. Leitender Arzt: **Dr. med. W. Gossmann.**
Zweiganstalt in Constitucion (Chile).

Nur
Norderney
See u. Sonne — Dünen u. Wald
Musik und die gute Gesellschaft
Deutscher Seeflugzeug-Wettbewerb 1926
Rennen Tennisturniere Segelregatten

Auf nach Schweden!
Das ideale Touristenland im Sommer und Winter
Nähere Auskünfte, Fahrkarten, Bettkarten usw. durch
Schwedisches Reisebureau
Amtliches Reisebureau der Schwedischen Staatsbahnen
BERLIN W 8, UNTER DEN LINDEN 22-23
Tel.-Adr.: Swedticket. Telephon: Zentrum 8497
sowie durch
alle übrigen grösseren Reisebureaus.

Portius, Schachspielkunst. 14., verb. Aufl. von Dr. H. v. Gottschall. Gebd. 2.40 R.-M. J. J. Weber, Leipzig 26.

Bad Flinsberg
im schlesischen Isergebirge. Gebirgs - Stahlquellen - Kurort. Natürliche arsen. radioakt. Kohlensäure- und Moorbäder. Fichtenrindenbäder. Inhalatorium. Heilt Bleichsucht, Frauenkrankheiten, Herz- und Nervenleiden Gicht. Brunnenversand. Grosses Kurhaus. Ganzjähriger Betrieb. Wintersport.
Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Bad-Nauheim
Hessisches Staatsbad 45 Minuten von Frankfurt a. M. Ganzjährige Kurzeit

Unerreicht bei Herzkrankheiten, beginnender Arterienverkalkung, Muskel- u. Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden
Sämtliche neuzeitliche Kurmittel
Schöner Erholungsaufenthalt
Auserlesene Unterhaltungen • Sport aller Art
Vorzügliche Unterkunft bei angemessenen Preisen
Badesalz-, Wasser- und Pastillenvertrieb
Auskunftsschrift B. 78 durch Bad- u. Kurverwaltung u. in Reisebüros

Allgemeine Notizen.

Tobias Stimmer-Ausstellung in Schaffhausen. Der Kunstverein Schaffhausen veranstaltet ab 13. Mai bis zum 20. Juni d. J. eine Ausstellung des Meisters Tobias Stimmer, die auf das Interesse weitester Kunstkreise Anspruch hat. Zum erstenmal sind bei dieser Gelegenheit die wichtigsten Stimmer'schen Werke aus verschiedenen Schweizerstädten und aus den Museen Deutschlands zusammen gekommen, sodaß ein fast vollständiges Bild vom künstlerischen Schaffen dieses bedeutenden Vertreters der deutschen Spätrenaissance geboten wird.

Billige Sonderzüge zum Besuch der „Gesolei“. Die Reichsbahnverwaltung wird für die Besucher der bis zum Oktober stattfindenden Großen Ausstellung Düsseldorf 1926 (Gesolei) eine Reihe von Sonderzügen mit um ein Drittel Fahrpreisermäßigung verkehren lassen. Solche Sonderzüge sind zunächst von folgenden Städten vorgesehen: Berlin, Breslau, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Königsberg i. P., Karlsruhe, Kassel, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Oldenburg und Trier. Der Zeitpunkt des Verkehrs wird noch bekanntgegeben. Bei vorhandenem Bedürfnis und unter der Bedingung, daß sich mindestens 400 Fahrtteilnehmer melden, können Sonderzüge mit Fahrpreisermäßigung auch von jedem anderen beliebigen Ort veranstaltet werden.

Die Leipziger Herbstmesse 1926 findet vom 29. August bis zum 4. September statt. Die Leipziger Technische Messe fällt mit der Mustermesse zusammen, dauert also ebenfalls vom 29. August bis zum 4. September.

Die Sommer-Saison in der Schweiz 1926, Verzeichnis der sportlichen und geselligen Veranstaltungen ist neu herausgegeben worden und kostenlos zu beziehen von der Schweizerischen Verkehrszentrale Zürich und Lausanne.

Die Nichtbeachtung der Zoll- und Versandvorschriften des Auslandes führt zu schwerer Schädigung des Exporteurs. Belanglose Formfehler werden mit hohen Geldstrafen geahndet. Es entstehen Verärgerung, Verlust der Kundschaft, folgenschwere Verzögerung in der Verladung und Auslieferung bei nicht genauer Beachtung der Formvorschriften. Vor diesen Schäden schützen die „Zoll- und Versandvorschriften im Verkehr mit dem Ausland“, 4. vermehrte Ausgabe, herausgegeben von der Bergischen Industrie- und Handelskammer zu Remscheid. Die einzelnen Exemplare sind durchschossen, so daß es möglich

ist, durch Einkleben der zeitweise erscheinenden Nachträge zu den einzelnen Ländern die Bestimmungen für jedes Land stets auf dem neuesten Stand zu halten. Der Preis von 4 Mark steht in keinem Verhältnis zu dem Nutzen des Buches. Bestellungen sind zu richten an die Bergische Industrie- und Handelskammer in Remscheid.

Neckarsulm's Schlager ist eines der schönsten, zuverlässigsten und preiswertesten Motorradmodelle mit Viertaktmotor von 250 ccm Zylinderinhalt, das NSU je hervorgebracht hat. Kein Aggregat, sondern ein kleines, ideales Motorrad mit geringstem Steuersatz, das bei einer effektiven Motorstärke von 6,5 PS nicht nur über genügend Kraftreserve verfügt, größere Überlandtouren und Steigungen mit Genuß bewältigen zu können, sondern das auch infolge seines billigen Preises und der geringen Unterhaltungskosten von jedermann angeschafft werden kann. Für die gute Konstruktion und stabile Bauart bürgt eine 25-jährige Erfahrung im Motorradbau. Die Fahrweise kann durch einen einzigen Hebel jeder Situation im Großstadtverkehr angepaßt und bis zur Höchstgeschwindigkeit von etwa 60 bis 65 km in der Stunde gesteigert werden. Ein Liter Brennstoff reicht für etwa 40 km, ein Liter Öl für etwa 300 km Fahrt aus. Das Motorrad kann auf Wunsch mit Zündlichtmaschine und mit Ballonbereifung auf dem Hinterrad ausgestattet werden. Spezialprospekte werden durch die Neckarsulmer Fahrzeugwerke A.-G., Neckarsulm oder deren örtliche Vertretungen kostenlos versandt.

Sprengung von Eisbergen in Grönland. Seit dem Untergang der „Titanic" im Jahre 1912, die bekanntlich mit einem Eisberg zusammenstieß und durch ihn zum Sinken gebracht wurde, wobei über 1600 Menschen ihr Leben einbüßten, hat sich der bekannte Physiker Howard T. Barnes von der Mac-Gill-Universität in Chikago mit der Frage beschäftigt, wie die Gefahr, die der Schiffahrt im nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans von solchen schwimmenden Eisbergen droht, beseitigt werden könne. Nach langen Versuchen hat er ein Mittel gefunden, das, an und für sich ungefährlich, durch Berührung mit Eis eine Explosivwirkung erhält. Um dieses Mittel, Thermit genannt, praktisch zu erproben, wird sich Barnes im Juni mit verschiedenen anderen Gelehrten der Chikagoer Universität und mit Unterstützung der kanadischen Regierung nach Godthaven an der Westküste von Grönland begeben, da sich von den dort be-

findlichen Gletschern die Eisberge loszulösen pflegen und nach Süden treiben. Der Plan von Barnes geht dahin, durch die Anwendung von Thermit die mächtigen Eisblöcke derart auseinanderzureißen, daß sie nur noch in unschädliche kleine Stücke zerteilt nach Süden treiben und auch einem kleineren Schiffe nicht mehr Gefahr bringen können, zumal sie, in wärmeres Wasser gelangt, allmählich von selbst zergehen. Sollte sich dieser Versuch bewähren, so soll in jedem Jahr eine Expedition nach Grönland abgehen, um im Interesse der Schiffahrt die schwimmenden Eisberge dort zu zerstören.

Die Ausrottung der Walfische. Seit der Verbrauch von Margarine gewaltigen Umfang angenommen hat, ist die Nachfrage nach Walfischfett gegen früher ins riesenhafte gewachsen. Leider ist die Folge davon eine rücksichtslose Jagd auf diese immer seltener werdenden riesigen Seetiere. Drei der Firma Irvin Johnson in Saldanhabucht (Südafrika) gehörende Walfischdampfer haben in sechs Monaten allein an 600 Wale erbeutet. Eine andere Firma hat ebenfalls mit drei Waldampfern eine ungeheuerliche Strecke zu verzeichnen gehabt. Auch die in Natal ansässigen Walfangunternehmungen blicken, von ihrem Standpunkt aus gesehen, auf eine reiche Fangzeit zurück. Die Folge ist, daß die Wale in den südlichen Gewässern immer seltener werden, wie jeder erfahren hat, der seit Jahren Reisen nach der südlichen Erdhälfte unternimmt. Durchschnittlich sind Wale bis zu 40 Metern Länge und 210 Tonnen Gewicht gefangen worden. Es gibt sogar Wale in den südlichen Gewässern, die 70 Meter Länge und 400 Tonnen Gewicht haben.













HAARWASSER „ROSA CENTIFOLIA“ UND „ILONA“



beliebte Haarpflegemittel (Flasche M. 2,60 u. M. 4,00), machen das Haar locker und üppig und durchduften dasselbe mit „ROSA CENTIFOLIA“, dem Duft der dunkelroten Gartenrose in wunderbarer Natürlichkeit

PARFÜM: Flasche im Karton M. 4,25, 6,50
Probe im Karton .... M. 2,00
SEIFE: Stück .... M. 1,25
3 Stück im Karton .... M. 3,50
PUDER: M. 2,50, Probe .... M. 1,00
FLÜSSIGE KOPFWASCHSEIFE:
Flasche .... M. 1,75

oder mit

„ILONA“, Bukett auserlesener Wohlgerüche, voller anhaltender Duft

PARFÜM: Flasche im Karton ... M. 6,75, 9,00
Probe .... M. 2,25
SEIFE: Stück .... M. 1,25
3 Stück im Karton .... M. 3,50
PUDER: M. 3,00, Probe im Karton .... M. 1,25
FLÜSSIGE KOPFWASCHSEIFE:
Flasche .... M. 2,00

Zu beziehen durch alle einschlägigen Geschäfte

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE

Fabrik: Dreysestrasse 5 BERLIN Detailverkauf: Markgrafenstr. 26

Parfümierte Karten von Parfum „Rosa Centifolia“, „Ilona“ und anderen stehen kostenlos zur Verfügung

*

Generalvertretung für Oesterreich: Robert Schrauf, Wien I, Fleischmarkt 22



NECKARSULMER FAHRZEUGWERKE A.-G. NECKARSULM

Haltung und gute Figur gibt „Burka“
der elastische Herrengürtel
Prospekt m. Abbild. gratis.
Burka-Vertrieb, Berlin N. 31. a.



Die „Auerhahn-Klinge“ ist ein deutsches Erzeugnis von unübertroffener Güte.



Wind und Wetter

beeinflussen den Zug der Ventilationskanäle und Rauchschornsteine und somit auch den der Ofen und Herde oft ungünstig.

Johns Aufsatz

verhindert solche Einflüsse und schafft dauernd guten Zug.

Verbreitetstes und bewährtestes Fabrikat. Das Warenzeichen „Schmetterling“ schützt vor minderwertigen Nachahmungen. Prospekt A 734 und Bezugsquellennachweis kostenlos.

J. A. JOHN A.-G., ERFURT.

GESCHÄFTSINHABER

bitten wir, kostenlose Preisofferte nebst Probebildern über

wirkungsvolle Schaufenster-Reklame

zu verlangen von
J. J. Weber, Abt. Bilderdienst, **Leipzig**,
Reudnitzer Strasse 1—7.



500 Millionen Eier

werden jährlich durch Garantol frisch erhalten. Sichern auch Sie sich gute und billige Wintereier, indem Sie solche jetzt bei billigen Preisen einlegen, jedoch nur in dem altbewährten **Garantol**, dem laut gerichtlichen Aussagen besten Eierkonservierungsmittel. Kleinste Packung für 120 Eier 40 Pfg. Erhältlich in Drogerien, Apotheken und Kolonialwarenhandlungen.



Pallabona-Puder

reinigt und **entfettet** das Haar auf **trockenem** Wege, macht schöne Frisur, besonders geeignet für **Bubikopf.** Bei Tanz und Sport unentbehrlich. Zu haben in Dosen von M 1.— an in Friseurgeschäften, Parfümerien, Drogerien u. Apotheken. Nachahmung weise zurück!

Vaillants Gas-Badeöfen

Marke „Geyser“ und „Auto-Geyser“

Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte.
Ill. Katalog Ausgabe C 18 kostenlos.

Joh. Vaillant * Remscheid.



LEITZ-EPIDIASKOP Vc

Der anerkannt beste kleine Projektions-Apparat

entwirft von undurchsichtigen Gegenständen und Glasbildern helle und randscharfe Bilder auf 8 m Entfernung. Film-Vorsatz für Stehbilder, Mikro-Vorsatz. Lassen Sie sich sofort kostenfrei Liste Nr. H 460 kommen.

Ernst Leitz, Optische Werke, Wetzlar. Gegr. 1849.

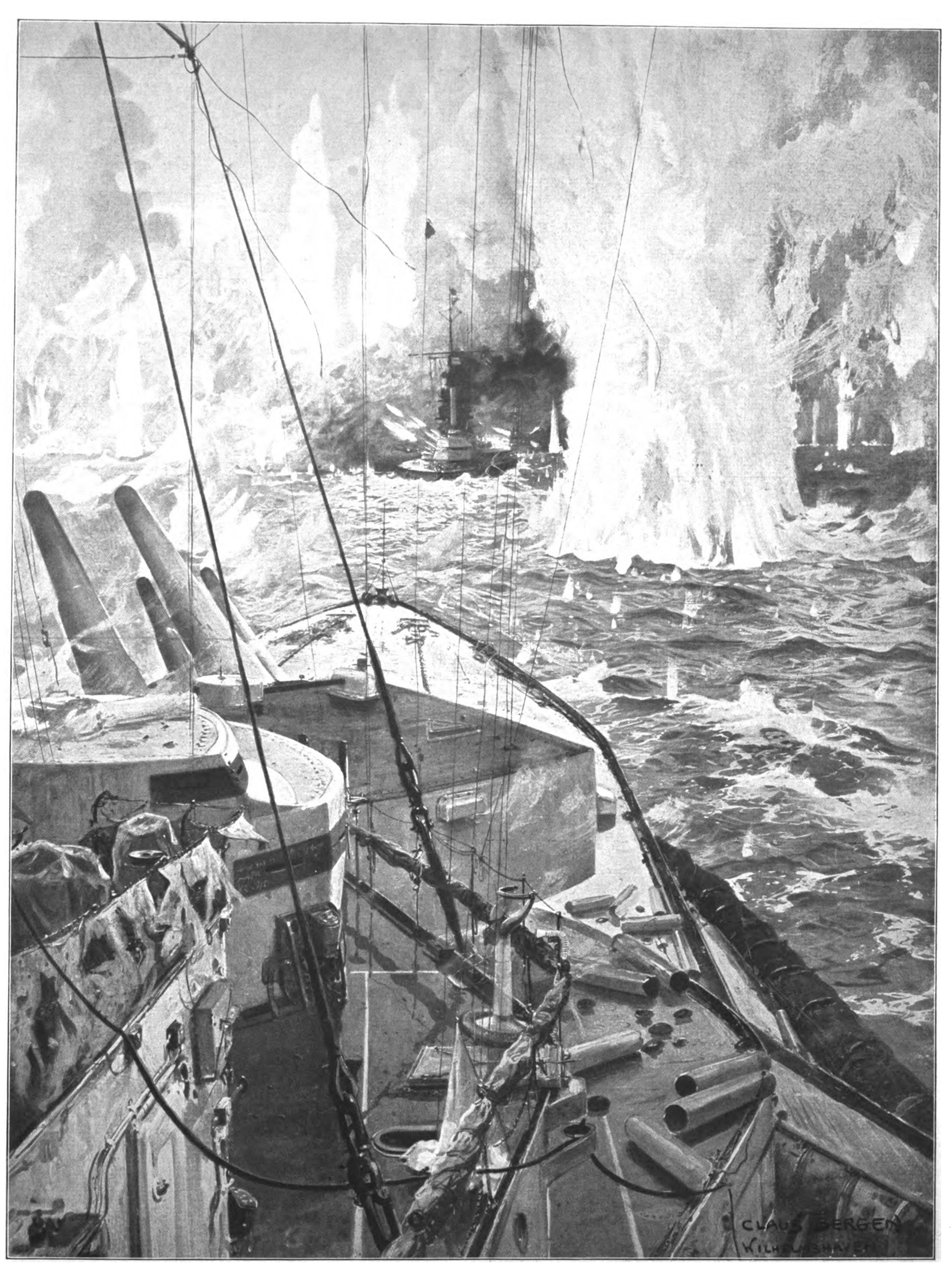
Vertreter an allen grösseren Plätzen.



Was kosten Zeiß=Punktalgläser?

Hierüber herrscht noch große Unsicherheit in Gebraucherkreisen. Gesteigerte Fabrikation und rationellere Arbeitsmethoden haben es möglich gemacht, die Preise dieser Qualitäts-Augengläser ganz wesentlich unter Vorkriegspreis zu senken. Wie bei Augengläsern üblich, weichen die Preise je nach Stärkegrad und äußerer Form des Punktalglases voneinander ab. Bei einfacher Kurz- oder Übersichtigkeit kostet das Zeiß-Punktalglas nur 3 Mk. 50 (gegenüber 6.— Mk.). Tritt noch ein zweiter Augenfehler, wie der sehr häufig vorkommende Astigmatismus hinzu, so muß er durch das sogenannte astigmatische Punktalglas, mit besonders geformter, torischer Linsenfläche, berichtigt werden, das je nach Stärkegrad von 7.— Mk. (statt 10.— Mk.) an zu haben ist. Man braucht sich also mit keinem Ersatz zu begnügen, zumal wenn man dafür das Gleiche bezahlen soll. Zeiß-Punktalgläser sind in den guten optischen Fachgeschäften zu haben, kenntlich durch entsprechende Zeiß-Schilder im Schaufenster oder am Laden. Ausführliche Druckschrift „Punktal 55“ nebst Preisliste und jede weitere Auskunft von Carl Zeiß in Jena kostenfrei auf Anfrage.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Ein Gefechtsbild aus der Seeschlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai und 1. Juni 1916: Die Kiellinie der deutschen Schlachtschiffe im Hagel der feindlichen Geschosse. Nach einem Aquarell von Claus Bergen.

Im Vordergrund die Kommandobrücke, der Kommandoturm und die vorderen 30,5-cm-Geschütztürme eines deutschen Großkampfschiffes mit Blick auf die Back. Schräg voraus Steuerbord die Wassersäulen einschlagender schwerer englischer Geschosse. Unten auf dem Turmdeck sowie auf dem Oberdeck die aus den Türmen geworfenen Geschoßkartuschen der 30,5-cm-Geschütze. Die Geschütze feuern Backbord voraus mit größter Überhöhung auf große Entfernung. Rechts im Hintergrunde hinter den Wassersäulen das Feuer unserer vorausstehenden, im Kampf befindlichen Schlachtkreuzer.

ZUM 10JÄHRIGEN GEDENKTAG DER SKAGERRAKSCHLACHT.

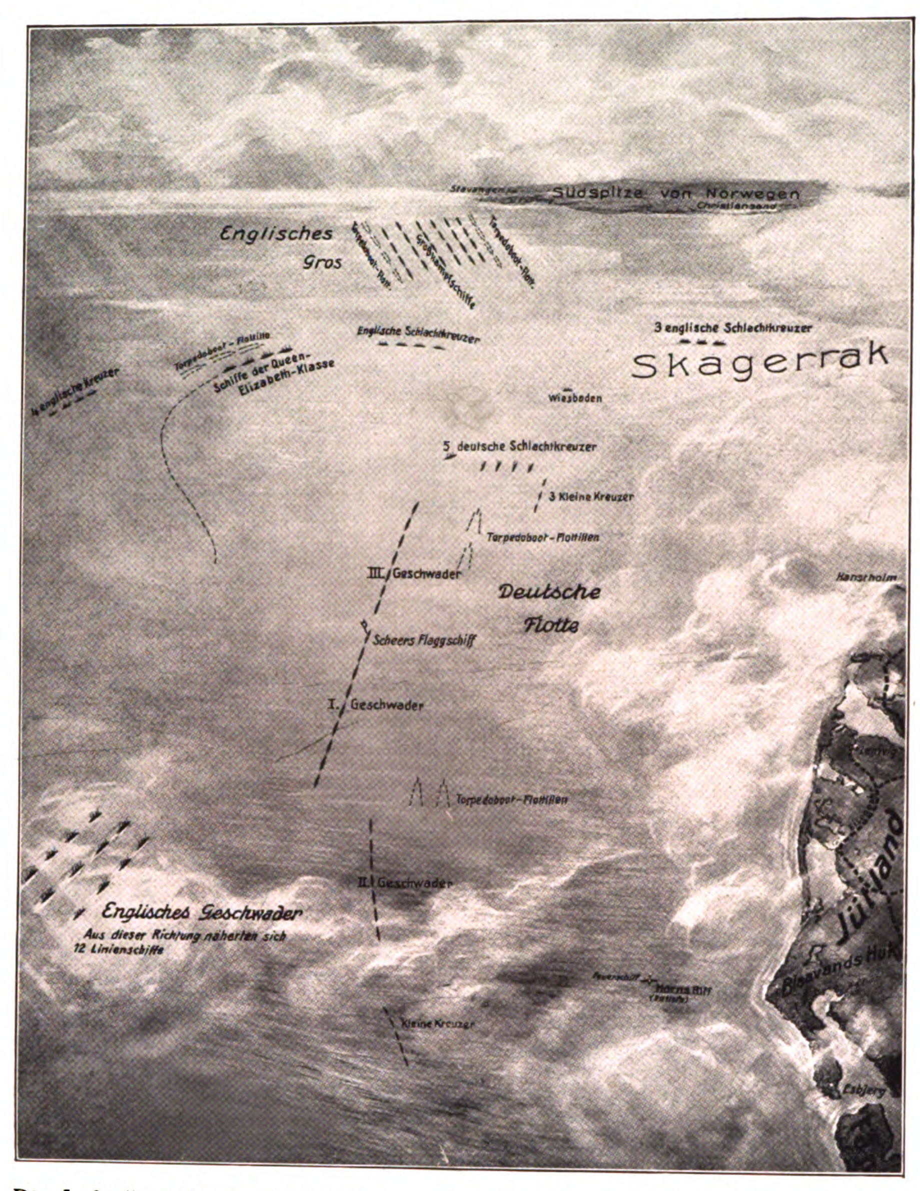
VON FREGATTENKAPITÄN GADOW.

Mit zeitgenössischen Abbildungen aus der „Illustrirten Zeitung".

Admiral Scheer,
Chef der Hochseeflotte und Befehlshaber der deutschen Seestreitkräfte in der Skagerrakschlacht.



Admiral Hipper,
Befehlshaber der Aufklärungsstreitkräfte in der Seeschlacht vor dem Skagerrak.



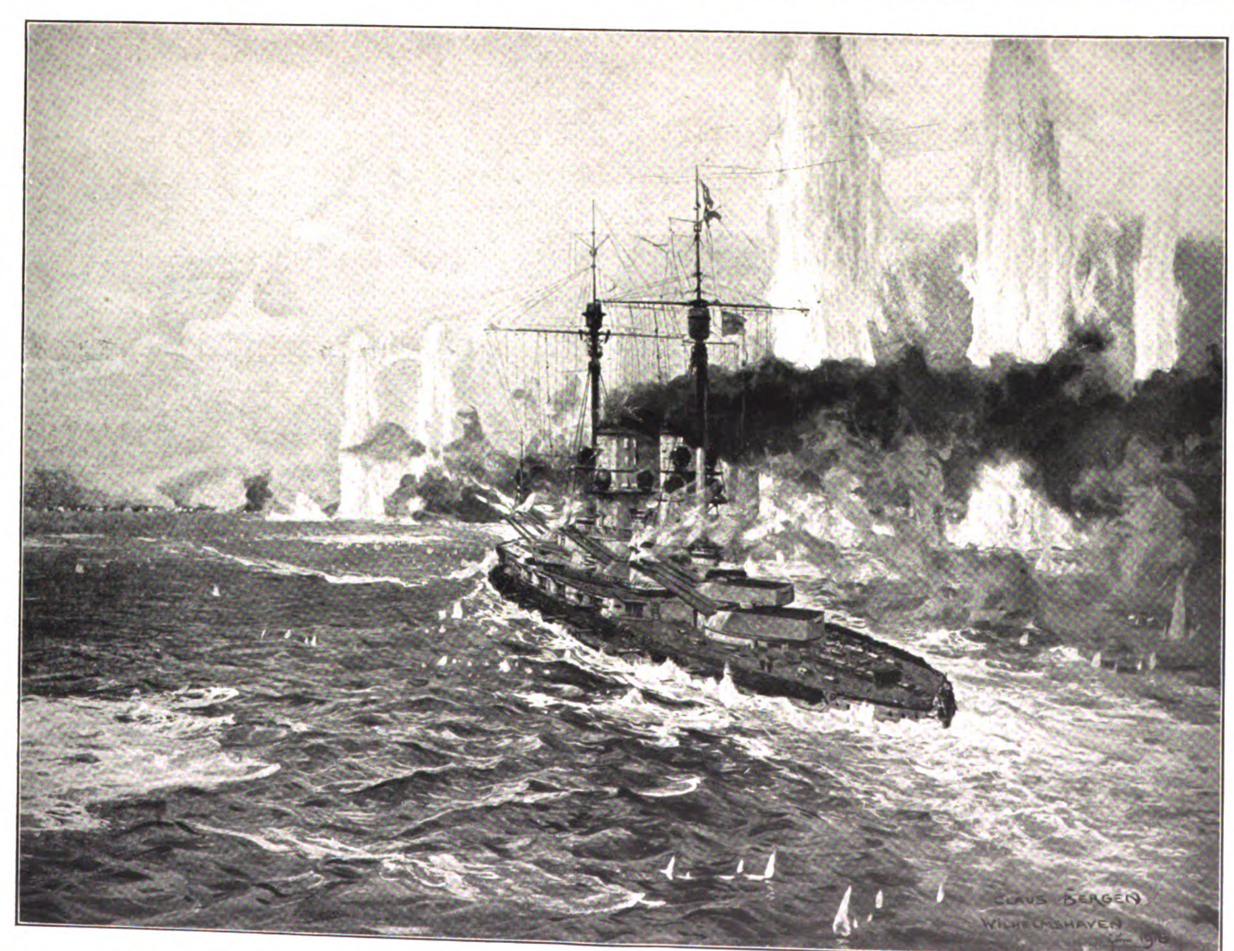
Die Aufstellung der deutschen und der englischen Streitkräfte in der Seeschlacht vor dem Skagerrak am Nachmittag des 31. Mai. Nach einer Zeichnung von Walter Emmersleben.

Zu den größten kriegerischen Erfolgen des deutschen Verteidigungskampfes von 1914—1918 ist die Seeschlacht am Skagerrak vom 31. Mai 1916 zu zählen, in der sich das einzige Mal im Weltkriege die deutschen und englischen Seestreitkräfte in einem Treffen großen Stils maßen — nicht allein wegen des Gewichtes der in ihr gefallenen Entscheidungen, sondern auch durch die Bedeutung des psychologischen und historischen Momentes und das Aufgebot der entfesselten Kräfte. Strategisch betrachtet, war folgendes die Vorgeschichte der Schlacht.

Die englische Schlachtflotte hatte seit den Mobilmachungstagen von 1914 Wartestellungen an der englischen Ostküste bezogen und lag im wesentlichen auf den Orkney-Stützpunkt Scapa Flow und den Firth of Forth verteilt. Die Südost- und Südküste war mit leichteren Formationen und Reserven gedeckt. Der englische Kriegsplan bestand nach erfolgreicher Überführung des Expeditionskorps nach Flandern darin, einmal den Nachschub für diese Heeresteile sicherzustellen, wozu der Kanal gesperrt werden mußte, und andererseits Deutschland die Zuwege zur Nordsee zu verschließen, also im Prinizp in der Fernblockade, die Deutschland durch Abschneidung der überseeischen Zufuhren auf die Knie zwingen sollte. Die deutsche Hochseeflotte, leider fast zwei Jahre durch die politischen Schwankungen und Fehlschlüsse der Reichsleitung an freier Betätigung gehemmt, hatte die günstige Zeit der englischen Truppentransporte und des relativ vorteilhafteren Stärkeverhältnisses zur englischen Schlachtflotte vorübergehen lassen müssen und sich entgegen dem lebhaften Drängen des tatfrohen Kampfgeistes, der sie beseelte, nur auf kleinere Unternehmungen beschränkt. Als Admiral Scheer zu Beginn 1916 das Kommando übernahm, begann ein frischerer Wind zu wehen. Durch planmäßige ständige Einwirkung auf den Feind, die jetzt mit ganz anderem Schwung erfolgte als bisher, sollte dieser gezwungen werden, gewisse Streitkräfte vorzuschieben, die uns günstige Angriffsmöglichkeiten boten. Als Mittel der stärkeren Herausforderung waren häufigere Beschießungen der Küste — wie sie bereits unter dem Vorgänger zweimal stattgefunden hatten — eingeleitet, ferner Steigerung der Luftangriffe, Vorstöße gegen Bewachungslinien und dergleichen mehr.

In diesem Stadium der Entwicklung sah sich auch die englische Flottenführung veranlaßt, ihrerseits aus der Defensive mehr herauszutreten und sich nicht mehr mit Stichfahrten in beschränktem Seegebiet zu begnügen. Einmal ging von der öffentlichen Meinung ein fühlbarer Druck auf sie aus, dann drängten die Russen, denen es bereits anfing sehr schlecht zu gehen, auf Lösung der deutschen Ostseeblockade und Verstärkung der Kriegszufuhren, und schließlich mag auch der unzweifelhaft vorhandene Kampfgeist der Front gegen die strategische Zurückhaltung Admiral Jellicoes in Rechnung zu stellen sein. Auch dieser hatte sich also entschlossen, ein Zusammentreffen mit dem Feinde mit mehr Nachdruck zu suchen, als es bisher geschehen und bei der ausgezeichneten strategisch-geographischen Stellung der englischen Seemacht an sich notwendig war.

Im Mai hatte das deutsche Flottenkommando eine Beschießung von Sunderland an der Ostküste Englands geplant. Diese sollte durch die Schlachtkreuzer Admiral Hippers geschehen, während die Hochseeflotte in angemessenem Abstand folgen und eine Aufnahmestellung bilden sollte. Gleichzeitig wurden alle erreichbaren U-Boote zusammengefaßt und auf die englischen Anmarschstraßen verteilt, um dem Gegner beim Auslaufen Verluste beizubringen. Das ganze Unternehmen sollte durch Luftaufklärung großen Stils gesichert und der Gegner vorher durch Patrouillenfahrten, Torpedobootvorstöße und Luftangriffe gereizt und herausgefordert werden. Dieser Plan konnte wegen ungünstiger Witterung, welche die wichtige Luftaufklärung verhinderte, bis Ende



Die deutschen Großkampfschiffe gehen während der Tagesschlacht am 31. Mai in Kiellinie zum Angriff vor. Nach einer Zeichnung von Claus Bergen.
Die Entfernung der beiden Flotten betrug etwa 18 bis 20 km. Die riesigen Wassersäulen am deutschen Geschwader wurden durch das Einschlagen zu kurz oder zu weit liegender Salven der englischen großkaliberigen Geschütze hervorgerufen.

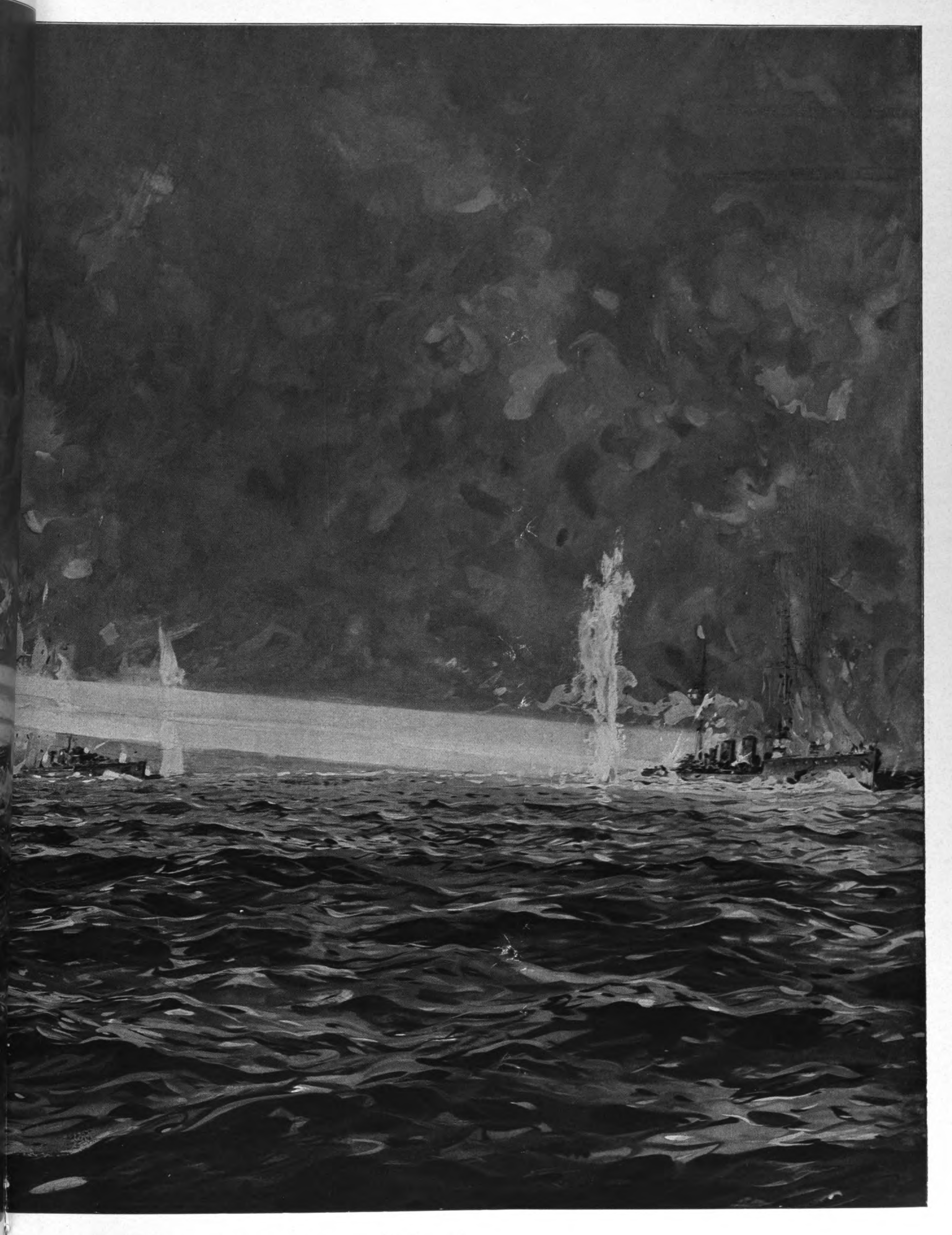
Im 30,5-cm-Geschützturm eines Großkampfschiffes während des Gefechts.
Nach einem Aquarell von Felix Schwormstädt.

Bei voller Fahrt im Heizraum eines Großkampfschiffes.
Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

Das Linienschiff „Westfalen" in der Se

Nach einem Gemälde für die „Illustrirte





schlacht vor dem Skagerrak im Gefecht

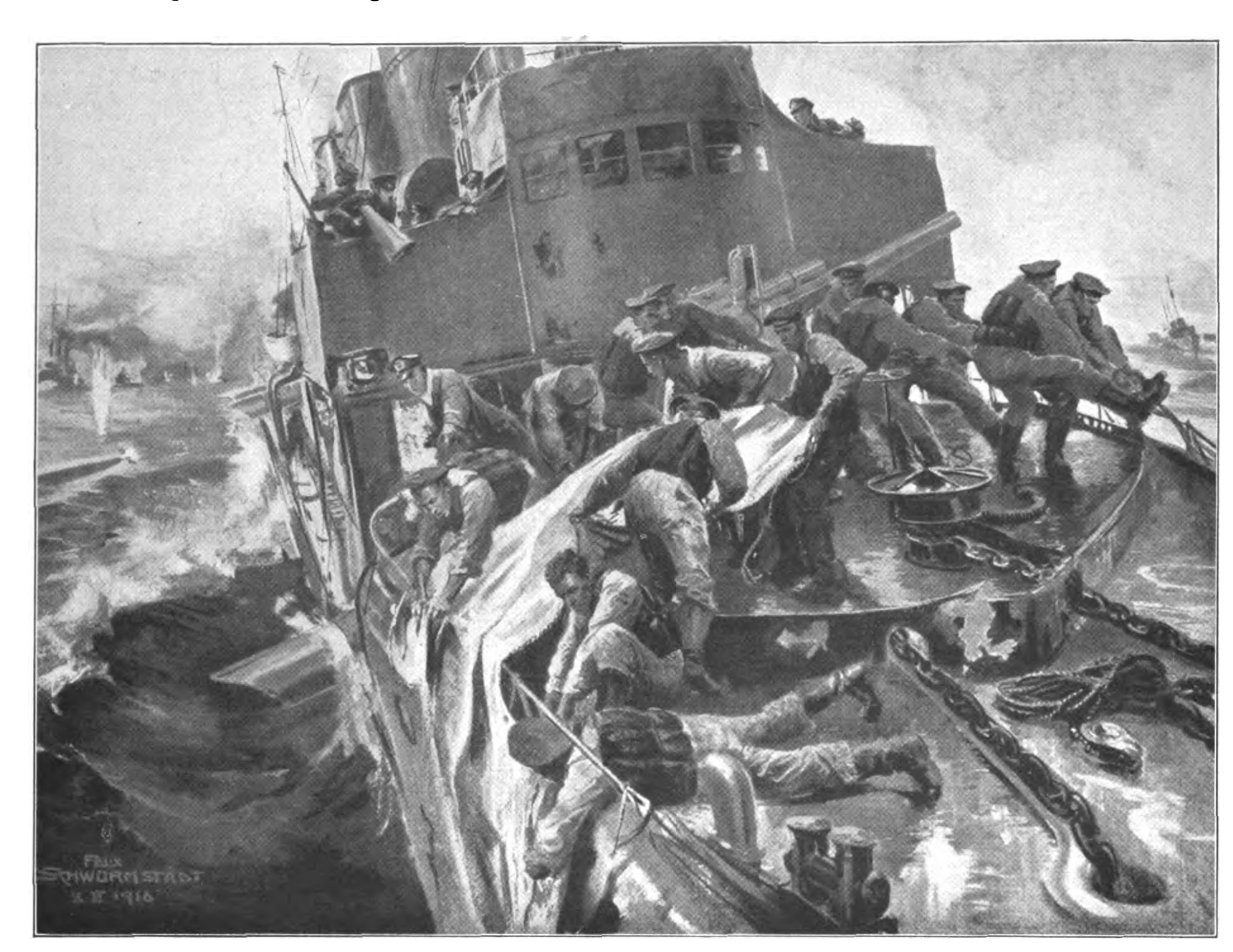
eitung" von dem Marinemaler Claus Bergen

Mai nicht ausgeführt werden; die Zeit drängte, da die U-Boote nur bis zum 1. Juni Befehl hatten, auf Wartestellung vor den Häfen zu bleiben, und so entschloß sich Admiral Scheer, um die U-Bootsunterstützung auszunutzen, an Stelle der Beschießung von Sunderland nach dem Skagerrak vorzustoßen und dort mit etwaigen Bewachungsfahrzeugen aufzuräumen, um mit dieser Finte den Gegner herauszulocken. In Ermangelung der verhinderten Luftaufklärung sollte die Hochseeflotte den Schlachtkreuzern in geringem Abstand folgen. Der Gegner erfuhr durch seine meisterhafte Funkbeobachtung von dem beabsichtigten Auslaufen der deutschen Flotte und ging bereits $2^1/_2$ Stunden vor der Hochseeflotte, nämlich um Mitternacht vom 30./31. Mai, in See, und zwar in drei Kolonnen, von Scapa Flow (Hauptflotte), Cromarty (II. Schlachtgeschwader) und Rosyth (Admiral Beatty mit den Schlachtkreuzern). Zwei Treffpunkte, der erste für die Abteilungen Scapa Flow und Cromarty, der zweite für Beatty, waren vorgesehen. Wie man sieht, trat auf beiden Seiten an Stelle eines verwickelten strategischen Planes ein provisorischer Entschluß, der zu dem beiderseits gesuchten Zusammenstoß führte, jedoch mit dem Vorteil der Überraschung und größeren, obschon nicht vollkommenen Konzentration auf englischer Seite. Leider kamen die deutschen U-Boote auf ihren Lauerstellungen nicht zu Erfolgen.

Das erste Zusammentreffen der beiderseitigen Seestreitkräfte erfolgte um 3,15 Uhr nachmittags, als die leichten Kreuzer einander sichteten und die ersten Schüsse wechselten. Aus dieser Begegnung erwuchs dann in schneller Entwicklung die erste Phase der großen Schlacht, der Kampf der beiden Schlachtkreuzergruppen gegeneinander, der in kurzer Zeit zur Vernichtung der großen englischen Schlachtkreuzer „Indefatigable“ und „Queen Mary“ führte. Die deutsche Artillerie, schwächer zwar an Kaliber, überlegen jedoch durch optische Meßgeräte, Schießleistung und Güte der Munition, und der deutsche Schiffbau, unerreicht an Zuverlässigkeit und durchdachter Zweckmäßigkeit, feierten ihren ersten großen Triumph. Der Kampf führt unter schweren Treffern und Beschädigungen auf beiden Seiten und Eingreifen der vier mächtigen Schiffe des englischen V. Geschwaders auf das Gros der deutschen Hochseeflotte zu, das kurz vor 6 Uhr, von Südost kommend, im Dunst erscheint und Beatty zurückwirft. Das Heranführen ist glänzend gelungen, die Ehren des Kampfes sind von uns gewonnen, nur 2 Torpedoboote verloren.

Im zweiten Akte des Ringens drängt die Hochseeflotte dem Feinde nach, der Anschluß an sein eigenes herannahendes Gros sucht und sich hierbei ostwärts im Bogen um die deutsche Spitze zieht. Das englische V. Geschwader leidet schwer unter dem verfolgenden Feuer der deutschen Linienschiffe. Von Osten her greifen 3 Schlachtkreuzer der Invincible-Klasse in den Kampf ein. Der Kreuzer „Wiesbaden“ gerät ins Gedränge und wird kampfunfähig. Torpedobootflottillen greifen ein, dann erscheint in 6 Divisionskolonnen nebeneinander von Norden her Admiral Jellicoe und entwickelt sich alsbald zur Gefechtslinie, sobald er Übersicht gewonnen hat. Sein erster Schuß fällt um 7,17 Uhr abends, der Tag beginnt zu sinken. Um die „Wiesbaden“ toben erbitterte Kämpfe, der Panzerkreuzer „Defence“ fliegt in die Luft, im V. Geschwader ist „Warspite“ schwer havariert. So naht der kritische Moment, da die gesamte englische Flotte sich in vorteilhaftester Stellung, vom Glück außerordentlich begünstigt, vor der deutschen enfilierend vorbeizieht. Aus dem Dunst schlägt das Mündungsfeuer einer unübersehbaren Reihe von Schiffen den Deutschen entgegen, und kein Ziel ist im Qualm zu erkennen. Für einen Augenblick zeigt sich der Schlachtkreuzer „Invincible“ im Rauch, „Lützow“ packt zu und sprengt ihn mit drei Salven in ungeheuerer Explosion in die Luft.

Ein dritter Akt beginnt. Die Umklammerung des Feindes muß um jeden Preis gelöst werden. Die deutsche Flotte macht kehrt im rasenden Feuer und schüttelt den Gegner ab, der die Wendung zuerst nicht beachtet, dann ihr nicht zu folgen wagt, aus Besorgnis vor U-Booten und Minen. Verheerendes Feuer ergießt sich von neuem über die noch schwimmende „Wiesbaden“. Da beschließt Scheer, den Tag noch einmal auszunutzen, macht von neuem Front und jagt eine Flottille vor, um die „Wiesbaden“ zu entlasten. Es ist 8 Uhr, die britischen Schlußdivisionen weichen aus. Von neuem erfaßt konzentrisches Feuer die Spitze. Also herum mit der Flotte zum dritten Male, wieder los vom Gegner, aber die Schlachtkreuzer und Flottillen „Ran an den Feind“ zum Torpedoschuß! Das beendigt den Großkampf. Jellicoe dreht ab vor dem Massenangriff, verliert die Fühlung und bekommt sie nicht wieder. Die Dunkelheit bricht herein.

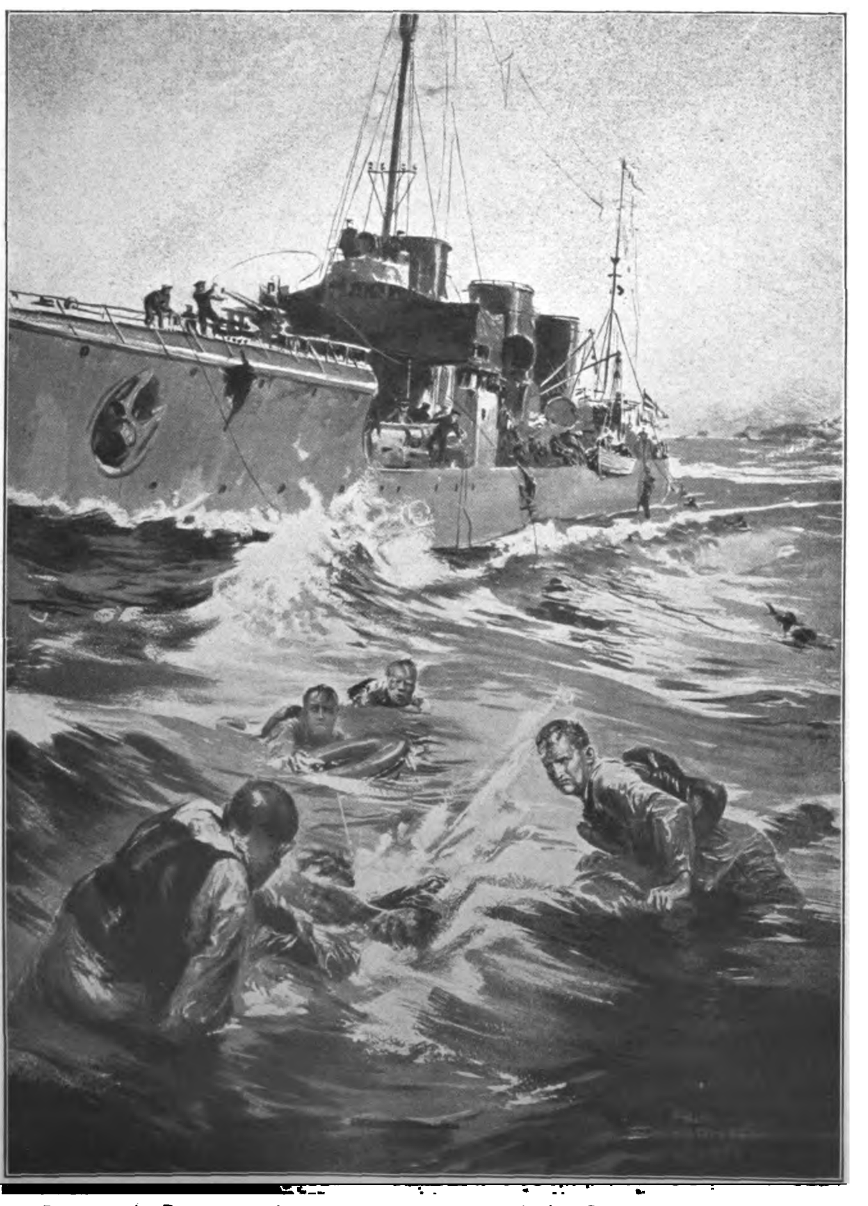

Lecksegelziehen auf einem havarierten deutschen Torpedobootzerstörer. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

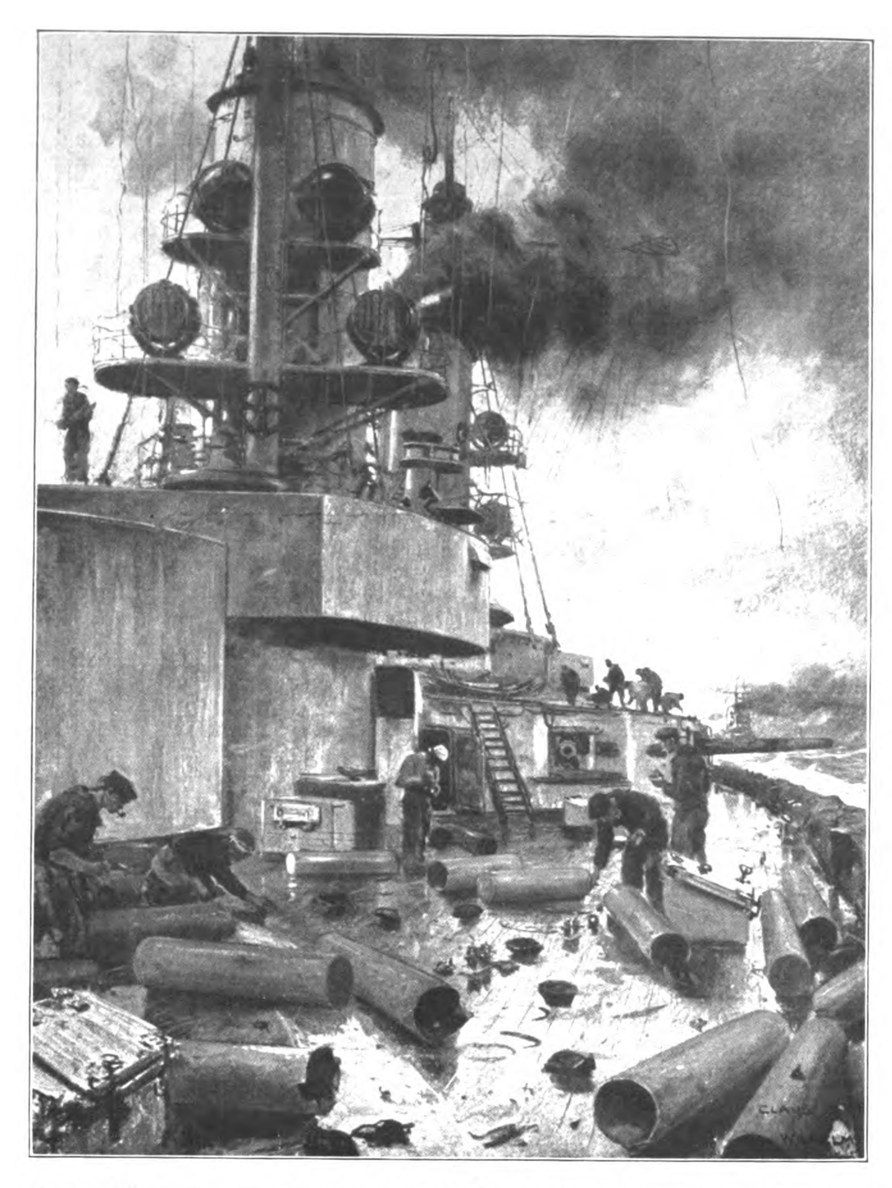
In der nun folgenden Nacht sucht Scheer den Gegner durch Torpedoboote zu treffen, deren glänzende Schulung jetzt ihren Lohn tragen soll. Sie finden ihn nicht. Jellicoe, eng gedrängt, meidet den Großkampf, indem er glaubt, bei der deutschen Ausbildung keine Aussichten zu haben, wie er selbst berichtet. Er marschiert nach Süden, die Hochseeflotte folgt, schneidet seinen Kurs, ohne es zu wissen. Nachtgefechte, englische Torpedobootangriffe, zwei deutsche Kreuzer torpediert, englische Zerstörer in Flammen rechts und links auflodernd, der Panzerkreuzer „Black Prince“ in wenigen Sekunden vernichtet, das ältere Linienschiff „Pommern“ gesunken, Schlachtkreuzer „Lützow“ schwer beschädigt und selbst versenkt. Abklang und Heimkehr beider Flotten.

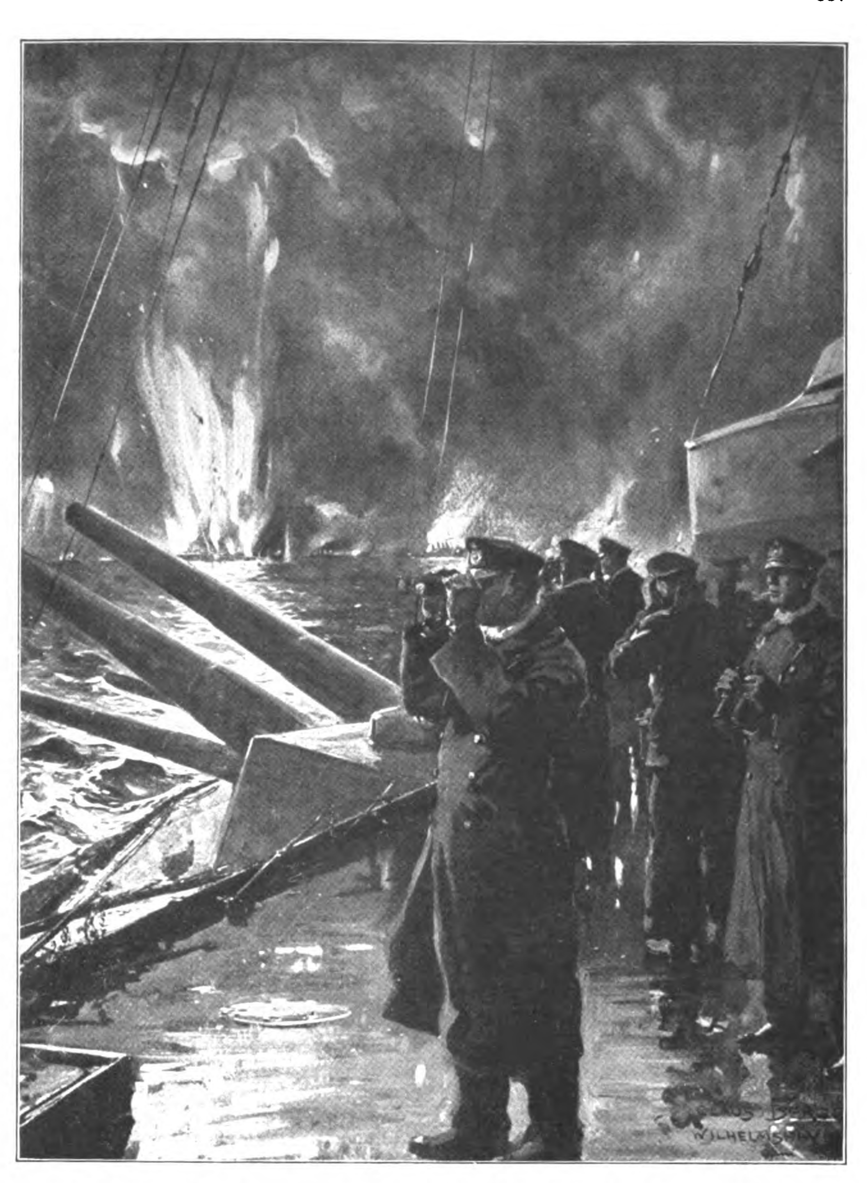
Und das Endergebnis dieser gewaltigsten Seeschlacht der Neuzeit? Dem bis dahin in der ganzen Welt für unbezwingbar gehaltenen englischen Gegner die Siegespalme entwunden, über 100000 Tonnen seiner großen Flotte in die Tiefen des Meeres versenkt, fast 7000 Mann Verluste auf der feindlichen Seite, darunter zwei Konteradmirale mit ihrem ganzen Stabe und sechs Kommandanten, die englische Streitmacht auf dem Rückzuge in die sicheren Heimathäfen vor einer an Zahl und Bemannung schwächeren Flotte.

Ein jauchzender Jubel hallte durch die Reihen des deutschen Volkes. Strategisch aber war gewonnen, daß die deutsche Bucht in deutschen Händen blieb, Küste und U-Bootsnester mit ihr, daß dem Feinde der Einbruch in die Ostsee nicht gelang und der Russe die Hoffnung auf Erlösung sinken ließ, daß die Haltung Hollands und der skandinavischen Neutralen entscheidend beeinflußt war.

Solange die Wogen deutsche Seemannsgräber an Jütlands Küste umbranden, wird die Erinnerung an den Ruhmestag vom Skagerrak in unseren Herzen fortleben.


Die Rettung der Besatzung eines untergegangenen englischen Schiffes durch ein deutsches Torpedoboot. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.





Links: Matrosen sammeln während einer Gefechtspause Granatsplitter. (Blick von achtern nach vorn.) Die leeren Hülsen sind die während des Gefechts aus den Türmen geworfenen Kartuschen. Rechts: Offiziere beobachten während des Gefechts in der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni den Untergang englischer Schiffe. Nach Zeichnungen von Claus Bergen.

Auf dem Gefechtsverbandplatz eines Linienschiffes während der Schlacht. Nach einer Zeichnung von Felix Schwormstädt.

DIE ERNTE DER ZUKUNFT

Die Fortschritte, welche die chemische Wissenschaft in bezug auf das Wesen und den Aufbau unserer Pflanzenwelt brachte, sind erstaunlich. Jeder Landwirt weiß heute, daß seinem Acker, will er eine große Ernte erzielen, Stoffe zugeführt werden müssen, aus denen sich die spätere Pflanze und deren Frucht zusammensetzen. Die gewaltige Bevölkerungszunahme in den letzten Jahrzehnten und die Umwandlung ehemaliger Agrarländer in Industriegebiete führten dazu, die Abnahme der bebauten Bodenfläche zu ersetzen durch Herbeiführung von hohen Ernten mittels Zuführung von Reizstoffen in Form von künstlichen Düngemitteln. Hinter diesen rein äußerlichen, in die Augen springenden Erfolgen blieb vielfach die Erkenntnis von anderen Kräften zurück, die der Pflanze zum Wachstum und der Frucht zur Reife verhelfen. Viel zu wenig wurde, nachdem künstliche Düngung zur Anwendung kam, erkannt, welche Nachteile die Reizung des Pflanzenorganismus zu seiner stärkeren Entwicklung mit sich brachte. Viele Ärzte haben längst die schädlichen Einflüsse verschiedener Kunstdüngerarten, falscher Abwässer und Jauchen für unsere Ernährungspflanzen erkannt. Jedem einsichtigen Menschen muß es klar sein, daß die wahllose Düngung unserer Felder mit Düngemitteln, die vielleicht kranken Tieren entstammen oder mit chemischen Produkten auch Krankheitskeime durch die spätere Nahrung weiterführen in den menschlichen oder tierischen Organismus, dort Krankheiten zeitigt, die heute als Krebs, Tuberkulose usw. bekannt sind.

Baum und Strauch nebst ihren Früchten gedeihen im Walde ohne jede Düngung. Im ewigen Kreislauf der Jahreszeiten gedeiht und wächst es dort ohne jedes Zutun. Sonne, Regen und Wind sind hier die Befruchter und Förderer des Wachstums. Ernst Busch sagt in seinem Buche „Der Erdmagnetismus, die Polarität und die Lebewesen": „Der Regen hat sehr verschiedene Wirkungen. Der Landmann weiß sehr gut, daß ein großer Unterschied besteht zwischen dem feinen, langsam fallenden und dem Gewitterregen, besonders wenn letzterer mit Blitz begleitet ist. Er weiß auch, daß durch letzteren Pilze im Walde herausschießen, der erstere natürlich nützlich ist für die Saat, die Sprößlinge und den neuen Trieb im Frühling." Es müssen also vor allem atmosphärische Einflüsse vorliegen, die das Wachstum der Pflanzen fördern. Tatsächlich haben die Beobachtungen und Forschungen der letzten Jahre ergeben, daß die Zufuhr von Dünger für die Pflanze nur von untergeordneter Bedeutung ist, daß aber die atmosphärischen Einflüsse für die Pflanze viel wirksamer sind als jede Düngung. Der Wein gedeiht in höheren Lagen bekanntlich besser als in niedrigen. Der sizilianische Bauer gräbt seine Obstbäume in Felsgestein, und doch gedeihen sie prächtig. Der ägyptische Fellah benötigt zur Düngung nur Sonne und Wasser, und seine Ernte ist gesichert.

Seitdem die Elektrizität der Menschheit geschenkt wurde, wissen wir, welchen Segen sie spendet, nicht allein als Kraftspender, sondern auch als belebender Faktor auf den kranken animalischen Körper. Die Frage liegt nahe, ob die Elektrizität nicht ähnliche Einflüsse auf vegetabilische Wesen, auf die Pflanzenwelt, ausüben kann. Diese Frage muß bejaht werden. Sträucher und Bäume sind bekanntermaßen natürliche Blitzableiter, da die Spitzen und Blätter in natürlichem Kontakt mit der Atmosphäre stehen. Nach jedem Gewitter kann man bemerken, daß die Pflanzen neue Kraft und Wachstumssteigerung erlangt haben. Schon Aristoteles wußte, daß sich in den Lüften Ereignisse abspielen, die wir unter dem Namen Gewitter kennen. Noch bis ins 18. Jahrhundert hinein wurde der Blitz durch die Aristotelische Lehre für die Entzündung brennbarer Dünste gehalten. Aber erst durch Franklin, der im Jahre 1752 den Blitzableiter erfand, und durch Wall wissen wir, daß die Luft mit einer Menge Elektrizität geladen ist. P. Beccari begann bereits im Jahre 1757 mit regelmäßigen luftelektrischen Messungen, die erst grundlegend vervollständigt wurden durch Versuche von Elsta und Geitel. Mehr als 50 Theorien wurden seither zur Erklärung luftelektrischer Erscheinungen aufgestellt. Heute erklärt man den Ursprung der Luftelektrizität durch die sogenannte Jonentheorie. Die Jonen sind Bestandteile der Gasmoleküle und ermöglichen die Aufnahme und Leitung elektrischer Kräfte, wobei positiv und negativ geladene Jonen in gleicher Zahl in der Luft vorkommen. Die Atmosphäre enthält eine große Zahl solcher positiv und negativ geladener kleinster Teilchen. Zwischen diesen beiden entgegengesetzten Elektrizitäten finden dauernd Ausgleichungen statt, die bei akuten Entladungen Gewitter, bei chronischen Entladungen Nordlichter sind. Bei diesen Vorgängen, die im Rahmen dieses Aufsatzes nicht näher erklärt werden können, entsteht ozonisierter Sauerstoff in der Luft, der die Fähigkeit besitzt, sich mit dem Stickstoff der Luft zu Salpetersäure zu verbinden. In einem Gewitter wird diese als hervorragendes nützliches Düngemittel dem Boden zugeführt. Es ist heute erwiesen, daß die chemische Zusammensetzung des Regentropfens von atmosphärischen Einflüssen abhängt. Ein Liter Regenwasser enthält durchschnittlich zwei Milligramm ammoniakalischen Stickstoff und 5 Milligramm salpetersauere Verbindung. Eine summarische Berechnung ergibt für 1 Quadratkilometer 45 Tonnen Stickstoffverbindung, die allein dem Boden durch den Regen jährlich zugeführt werden. Für ganz Deutschland beträgt diese Summe 3750000 Tonnen, die einen Wert von 5 Milliarden 250 Millionen Mark ausmachen.

Bei diesen Erscheinungen kam man auf den Gedanken, ob es nicht möglich sei, die in der Luft befindlichen Kräfte in konzentrierter Form der Pflanze zugänglich zu machen. Letzten Endes ist ja die Gewinnung von Stickstoff aus der Luft, die uns die Fortsetzung des Krieges ermöglichte und heute in großen Massen Düngemittel zur Verfügung stellt, nichts anderes als der Prozeß, der sich täglich von selbst im Pflanzenreich abspielt. Ein Plantagenbesitzer aus Guatemala berichtete vor kurzem einem großen Neuyorker Blatte, daß er mit diesen Versuchen bedeutende Erfolge erzielt habe. Er brachte auf Bäumen an drei Stellen Kupferdrähte an, die er mit schmalen Kupferbändern verband. Die Spitzen der Kupferdrähte ließ er in die Atmosphäre hineinragen, wodurch sie Kontakt erhielten mit der atmosphärischen Elektrizität. Der betreffende Plantagenbesitzer hatte den Erfolg, daß ein Guavenbaum zweimal Früchte brachte. Ein alter Limettebaum, der seine Früchte nicht mehr entwickeln konnte, kam durch diese Anlage wieder zu neuem Leben; vierzehn Tage nach einem Gewitter erwachte der alte Baum, brachte Blüten und Früchte in einer Menge, wie er niemals getragen hatte.

Die Anwendung der Elektrizität bzw. die Kenntnis von der Einwirkung elektrischer Kräfte auf die Pflanzenwelt ist nicht neu. Abbé Nellet erklärte schon im Jahre 1749, daß die Elektrizität mitwirke, den Boden zu lockern, das Keimen der Samen und das Steigen des Saftes zu fördern. Bald darauf, im Jahre 1783, stellte Abbé Bartholon praktische Versuche an mit einem Elektro-Vegeto-Meter. Auch der russische Gelehrte Sprechnew erzielte bereits im 18. Jahrhundert mit einem von ihm konstruierten Elektro-Vegeto-Apparat Erfolge und mit ihm eine vergrößerte Ernte. Dr. Lemström hatte in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts mit seinen Versuchen, mittels elektrischer Ströme den Ernteertrag zu erhöhen, sehr gute Erfolge. Im Sommer des Jahres 1881 wurden auf seinem Felde in Djurgard bei Helsingfors Versuche angestellt, wobei sich nicht nur ein prozentualer Mehrertrag, sondern auch eine viel schnellere Reife ohne Düngung erzielen ließ. Bei einem Versuche in Gartenbeeten in Burgund um dieselbe Zeit hatten beispielsweise Mohrrüben einen Mehrertrag von 193 Proz. und Erbsen einen solchen von 75 Proz. Erdbeeren reiften 24 Tage und Himbeeren 17 Tage früher. Über diese Versuche Lemströms berichtet Dr. Otto Bringsheim im Jahre 1902: „Ich zweifle nicht, daß die überraschend günstigen Resultate der Experimente von Bedeutung sein werden. Hoffentlich nehmen intelligente Landwirte und landwirtschaftliche Vereinigungen Veranlassungen, durch groß angelegte Versuche die Ergebnisse des Verfassers nachzuprüfen, zu ergänzen und zu erweitern."

Auch auf dem ersten Elektrokulturkongreß in Reims 1912, an dem Vertreter von Ministerien aus Belgien, Ungarn, Mexiko, Rußland u. a. teilnahmen, wurde der Wunsch ausgesprochen, es möchten sich die Gelehrten aller Welt eingehender mit der Materie beschäftigen, um die für die Menschheit so hochwichtige Elektrokultur zu vervollständigen.

Durch intensive Forschertätigkeit sind im Laufe der letzten Jahre die Apparate der Elektrokultur wesentlich verbessert worden. In Deutschland versuchte man es vor dem Kriege einmal mit künstlichem elektrischen Strom. Die Versuche, die man in Königsberg, Posen und Berlin-Dahlem anstellte, waren auf diesem Wege ohne wesentliche Erfolge. Seit einigen Jahren nahm nun der französische Landwirt Christofleau Versuche auf, den künstlichen Strom auszuschalten und an seiner Stelle sich natürlicher Stromquellen zu bedienen. Für diesen Zweck konstruierte er einen Elektrokultivator, der eine große Zahl Interessenten fand, die sich von seiner Wirksamkeit überzeugten. Bei diesem Apparat handelt es sich um die mechanische Aktion des Fluidums, das als Erreger wirkt. Hierbei bildet sich wahrscheinlich Salpetersäure durch die Verbindung von Sauerstoff, Stickstoff und Wasserdampf und ferner Nitrate durch Reaktion der Salpetersäure auf die Basen (Pottasche und Kalk).

Das staatliche Laboratorium in Gand (Belgien) konnte bei einer Analyse im August 1925 in zwei getrennten Proben Sand feststellen, daß sie, umgerechnet in 1000 kg enthielten: Probe 1 (nicht gedüngt, aber mit dem Elektrokultivator behandelt): 0,84 Phosphorsäure, 2,60 Kalk, 1,12 Pottasche und 0,35 Stickstoff; Probe 2 (nicht gedüngt und nicht behandelt): 0,58 Phosphorsäure, 1,60 Kalk, 0,43 Pottasche und 0,17 Stickstoff.

In der Schweiz, Belgien und Frankreich hat man mit dem Elektrokultivator und ähnlichen Apparaten große Erfolge erzielt. In Belgien waren im Jahre allein 300 Apparate aufgestellt. Die auf elektrischem Gebiete weit fortgeschrittene Schweiz hat bereits sehr große Aufwendungen gemacht, um die Elektrokultur einzuführen. Mittlerweile ist der Apparat auch von deutschen Erfindern so wesentlich verbessert worden, daß er auf der Landwirtschaftlichen Woche in Berlin im Februar 1926 großes Aufsehen erregte. In einer Versuchsstation in Alt-Glienicke bei Berlin sind bereits beachtenswerte Versuche gemacht worden, die Erfolge zeitigten. Umfassende Experimente auf diesem Gebiete werden auch z. Zt. im Versuchsgarten des Botanischen Instituts der Landwirtschaftlichen Hochschule Bonn-Poppelsdorf angestellt.

Durch die Verwandlung des atmosphärischen Sauerstoffs in Ozonkörper, die durch den Apparat herbeigeführt wird, wird weiter eine starke mikrobizide Wirkung ausgeübt und dadurch die Pflanzen gegen gewisse Krankheiten, wie Kräuselkrankheit, Krebs, Reb- und Blutlaus, gefeit. Bekannt ist schon seit einigen Jahren, daß man mittels Elektrizität Gras mehrere Monate frisch halten kann. Durch einen anderen Apparat, den Elektrokonservator, ist es heute möglich, die Keimkraft der Samen bedeutend zu erhöhen. Schon vor zwanzig Jahren hat der Ingenieur Goldzier in Wien behauptet, daß das Samenkorn magnetische Eigenschaften besitze, ohne jedoch der Vermutung näher auf den Grund gegangen zu sein. Versuche, die man in den letzten Jahren mit elektrisch behandeltem Samen machte, hatten das Ergebnis, daß er in der Hälfte der üblichen Zeit aufging und die jungen Pflanzen ein viel schnelleres Wachstum hatten als früher.

Anton Lübke.

DIE GESCHICHTE DES BRIEFKASTENS

EINE PLAUDEREI MIT BEINAHE DIPLOMATISCHEM SCHLUSS VON K. SJOSTROM.

Der Postbriefkasten, heute für uns unentbehrlich, ist erst vor gut hundert Jahren von der preußischen Postverwaltung auf Betreiben des damaligen Generalpostmeisters Nagler eingeführt worden. Nagler hatte die allgemeine Einführung des bisher nur in den Rheinlanden bekannten Briefkastens in einem Immediatbericht an den König befürwortet, mit dem Erfolge, daß durch königlichen Erlaß und Generalverfügung ab Januar 1824 mit der Anbringung von Briefkasten, zunächst in den größeren Städten, begonnen werden sollte.

An und für sich ist die Erfindung des Briefkastens freilich viel älteren Datums. Schon im 16. Jahrhundert fanden sich in den Florentiner Kirchen „tamburi" genannte Holzkasten, die anonyme Briefe über Anschläge und Verschwörungen gegen die Obrigkeit aufnehmen sollten. Schließlich gewöhnten sich die Briefboten daran, Briefe für die Geistlichkeit in die Tamburi zu stecken. Der ursprüngliche Zweck geriet in Vergessenheit. Die Tamburi wurden vor den Posthöfen angebracht: der Briefkasten war damit erfunden.

In Frankreich erteilte Ludwig XIV. ein Privileg für Briefkasten zur Ortsbestellung. Erst 1766 wurde in Berlin im Flur des Posthauses ein Briefkasten „zur Gemächlichkeit des Correspondenten und zur Facilitirung deren Correspondence" aufgestellt.

Die Einrichtung des Briefkastens soll sich in Frankreich während der Revolutionszeit — immer für Ortsbestellungen — mehr eingebürgert haben. In den besetzten und geraubten deutschen Rheinlanden hatte die nach französischem Muster eingerichtete Postverwaltung ebenfalls solche Briefkasten aufstellen lassen. Das preußische Generalpostamt in Berlin forderte 1818 vom Königlichen Oberpostamt in Köln ein Gutachten über die Bewährung der Briefkasten ein. Der Bericht aus Köln lautete sehr enthusiastisch und ist verkehrsgeschichtlich interessant: „Der Briefkasten ist eine gar herrliche Einrichtung bei dem wirklichen Postdienst; derselbe steht zu jeder Stunde der Nacht, wie des Tags dem korrespondierenden Publikum, dem Reisenden und jedem Vorübergehenden zum sicheren Empfang der Briefe und Briefpakete bereit; das Publikum glaubt wirklich durch die 24 Jahre, daß diese Einrichtung in den hiesigen Landen besteht, eine Art von Recht dazu erworben zu haben und bey der einstigen Abschaffung würden die lebhaftesten Reclamationen unausbleyblich sein, indem dieser Gebrauch nicht nur in Frankreich, sondern auch in allen anschließenden Handlungsstaaten, als in Holland, Braband usw. bestanden hat, und noch immer besteht.

Die aus diesen in den hiesigen Landen so häufig reisenden Kaufleute verrichten über Tag ihre Geschäfte und Aufträge, und, nachdem sie ihre Bestellungen eingezogen haben, geben sie sich spät abends ans Briefschreiben; wenn sie nun des morgens in aller Frühe abreisen, so werfen sie ihre Briefe ohne Besorgnis in den Kasten; wenn dieser nun nicht bestünde, so müßten sie ihre Briefe den Leuthen im Wirtshaus überlassen, um solche nach Eröffnung des Postamts erst abgehen zu lassen ...

Es ist erprobt, daß, wenn der Briefkasten abends zwischen 10 und 11 Uhr ausgeleert wird, sich morgens gegen 6 Uhr gewiß über 200 Briefe darin finden. Auch hat der Briefkasten die gute Eigenschaft, daß dem Aufgeber die Aufschriften seyner Briefe von den Umstehenden bey der Aufgabe nicht können eingesehen und ausgeforscht werden, welches bey der Handlungs-Correspondence ein Hauptsächlicher





Hindenburgs Besuch in der Hauptstadt Thüringens am 10. Mai: Zum Tee im Schloß Belvedere bei Weimar, bei dem der Tee von jungen Damen in Rokokokleidung gereicht wurde.

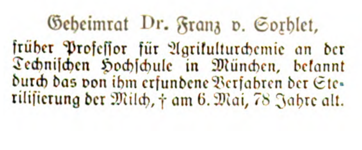
Von links nach rechts: Ober-Reg.-Rat Dr. Guyst; Staatsminister Dr. v. Klüchtzner; Dr. Münzel, bevollmächtigter Minister; Kreisdirektor Dr. Röhrig; Ministerialrat Dr. Ortloff; Staatssekretär Dr. Meißner; Innenminister Dr. Sattler; Professor Dr. Köhler; Ministerialrat Dr. Thieme; Oberbürgermeister Dr. Müller; Staatsminister Leutheußer; die Tochter des Staatsministers Leutheußer; Hindenburg; die Tochter des Innenministers Sattler; Landtagspräsident Dr. Wernick; Fräulein Greßmann; Major v. Hindenburg; Polizeioberstltn. Rühle v. Lilienstern.
Oben links: Der Reichspräsident mit Staatsminister Leutheußer bei der Fahrt durch Weimar nach seiner Ankunft.



Eine Erinnerung an die Kämpfe im Bauernkrieg 1525 bei Ostheim (Thüringen): Der am 9. Mai veranstaltete historische Festzug, dem ein Festspiel folgte, in den Straßen der Stadt.



Die oberbayrische Kriegerwallfahrt nach Altötting, dem bekannten Wallfahrtsort, vom 1. bis zum 5. Mai: Der Pilgerzug mit Kardinal Faulhaber, München (×), an der Spitze.



Geheimrat Dr. Franz v. Soxhlet, früher Professor für Agrikulturchemie an der Technischen Hochschule in München, bekannt durch das von ihm erfundene Verfahren der Sterilisierung der Milch, † am 6. Mai, 78 Jahre alt.



Die am 9. Mai erfolgte Feier der Grundsteinlegung des Jubiläumsbaues der Universität Marburg, die im Juli 1927 ihr 400jähriges Bestehen feiert: Prof. Dr. Lommatzsch, Rektor der Universität, bei seiner Ansprache. (Phot. Kunstgesch. Seminar, Marburg.)



Paul Warncke, niederdeutscher Dichter, Verfasser plattdeutscher Dichtungen und einer plattdeutschen Fritz-Reuter-Biographie, konnte am 13. Mai seinen 60. Geburtstag feiern.

Gegenstand ausmacht. Wenn aber die Briefe den Beamten in die Hände gegeben und also nachgesehen werden, so veranlaßt die Neugierde der Umstehenden öfters heftigen und ernsthaften Wortwechsel, wodurch der Beamte alsdann in die größte Verlegenheit gerät. Der Speculationsgeist der Kaufmannschaft geht gewöhnlich soweit, daß da noch nachgeforscht wird, wo die Correspondence als Heiligtum hinterlegt werden soll.“

Daraufhin behielt man im Rheinland zunächst die alten französischen Briefkasten bei, und erst 1823 dachte der Generalpostmeister daran, diese Einrichtung für den ganzen preußischen Postbereich vorzusehen. Die neue Einrichtung bürgerte sich sehr langsam ein; man konnte nur Briefe einwerfen, die nach damaligen Bestimmungen unfrankiert befördert werden durften. Noch 1828 erklärten die Postämter in Düsseldorf, Königsberg, Liegnitz, Naumburg, Stralsund, mit einem einzigen Briefkasten auszukommen. Berlin, Köln und Aachen hatten zwei Briefkasten, Stettin sogar drei, Danzig vier, und Magdeburg hielt mit sechs Briefkasten den Rekord. Die Kasten bestanden zunächst aus Holz und wurden an Ort und Stelle von heimischen Tischlern hergestellt. Der Preis schwankte zwischen vier und zehn Talern.

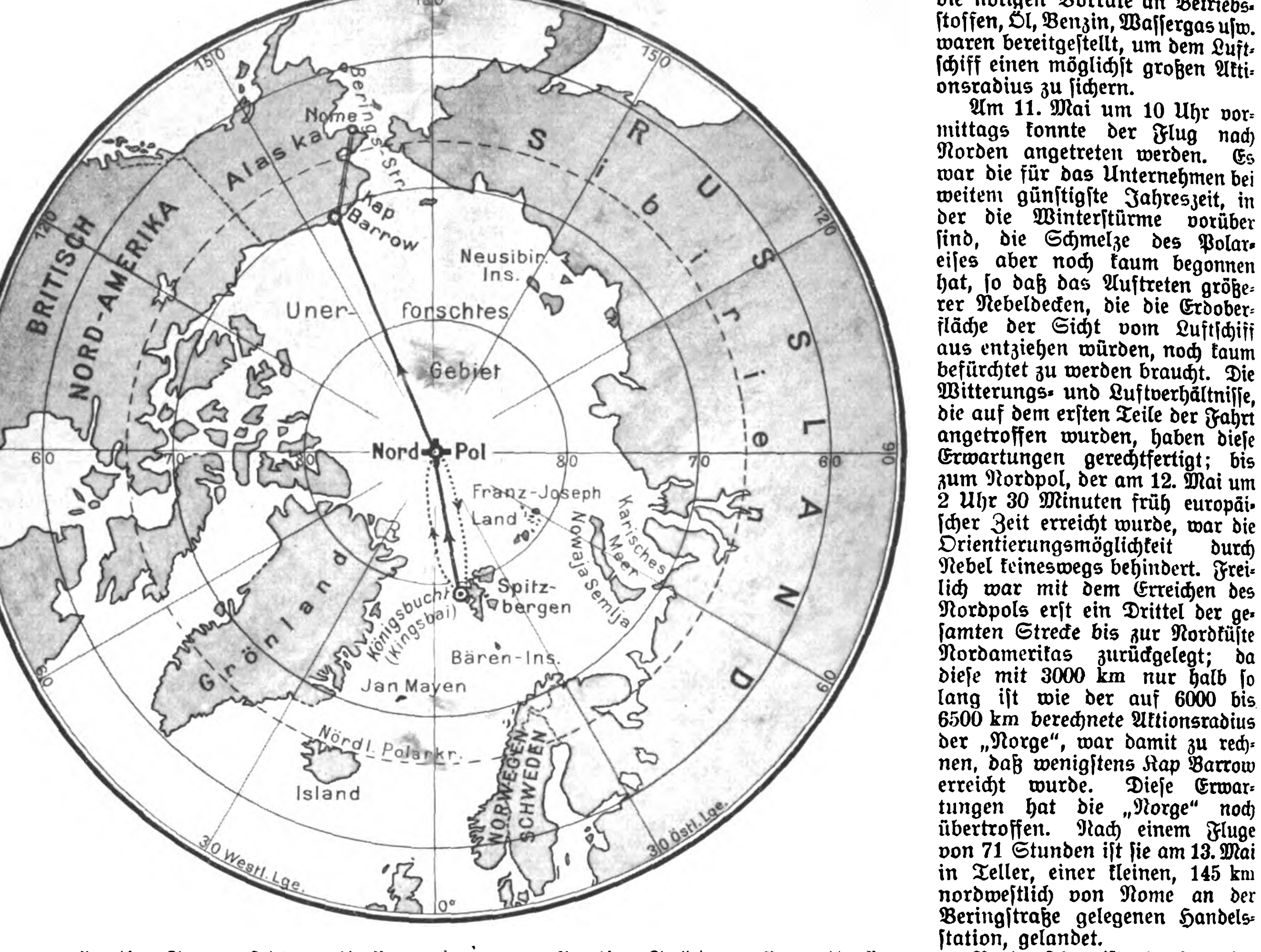
Nach der Einführung der Postwertzeichen im Jahre 1850 kamen die Briefkasten stärker in Aufnahme. Der Minister von der Heydt bemerkte in einem Erlaß: „Die möglichste Verbreitung und Anwendung der Francomarken findet eine wesentliche Unterstützung durch ein zweckmäßig eingerichtetes, gehörig geregeltes System der Briefkasten.“ Bisher hatte man hölzerne Kasten verwendet; jetzt stellte man bronzefarbige Gußeisenkasten auf. Im Jahre 1857 waren fast 2400 Landbriefkasten im Gebrauch. Durch die Erfindung eines schwedischen Ingenieurs 1874 wurde die bisher sehr umständliche Leerung vereinfacht. Die damals eingeführten hellblauen Briefkasten sind in fast unveränderter Form bis heute im Gebrauch, während unsere heutigen kleinen Landbriefkasten in Form und Größe ungefähr den Kasten von 1850 entsprechen.

Zur Zeit Adelungs kannte man den Begriff „Postbriefkasten“ wohl noch nicht; sonst fänden sich in seinem großen Wörterbuch von 1774 sicherlich Angaben darüber. Bei Kriegsausbruch hatte Deutschland die meisten Briefkasten der Welt, nämlich 135200, weit mehr als das vielmals größere Nordamerika. Ihm folgte Frankreich mit knapp 80000 und England mit 72000. Diese Zahlen zeigen, wie weit Deutschland auch auf dem Gebiete des Verkehrs anderen Staaten voraus war. Der Briefkasten ist aus verkehrswirtschaftlichen, zivilisatorischen, aber auch aus kulturellen Bedürfnissen heraus entstanden. Es lassen sich also auch aus diesen Zahlen gewisse Rückschlüsse ziehen.

Zu einer hochnotpeinlichen und politischen Berühmtheit ist der Briefkasten durch den Konflikt in Danzig gekommen, wo Polen sich das Recht zur Anbringung eigener Briefkasten im Danziger Hoheitsgebiet anmaßte.

Das Überfliegen des Nordpols.

Als im vergangenen Frühjahr Amundsen mit seinen Dornier-Wal-Flugzeugen nach einer Flugstrecke von nur 850 km wegen unerwartet starken Benzinverbrauchs eine Notlandung auf dem Polareise vornehmen mußte und seine Rückkehr nach Spitzbergen auf dem Luftwege dann nur einem Zusammentreffen günstiger Umstände verdankte, schien es klar geworden zu sein, daß das Flugzeug in seinem jetzigen Entwicklungszustand noch kein geeignetes Verkehrsmittel für die weite Polarwüste darstellt, und daß die erste Erkundung der Gegenden um den Nordpol dem lenkbaren Luftschiff vorbehalten bleiben müsse. Nun hat der amerikanische Seeflieger Byrd mit seiner Fokkermaschine durch seinen Flug am 9. Mai, der ihn in 15½ Stunden die 2200 km lange Strecke von Spitzbergen bis zum Nordpol und zurück geführt zu haben scheint, doch das Gegenteil bewiesen. Er ist mit diesem tollkühnen Wagestück Amundsen zuvorgekommen, der sich auf Grund seiner vorjährigen Erfahrungen nach einem für seine Zwecke geeigneten lenkbaren Luftschiff umgesehen und dieses durch die Vermittlung Mussolinis von der italienischen Armee zur Verfügung gestellt bekommen hatte. Dieses nur 15000 cbm große, „Norge“ getaufte Fahrzeug war am 10. und 11. April in 30 Stunden von seinem Standquartier in der Nähe von Rom nach Pulham bei London geflogen, von dort am 14. April in 18 Stunden nach Oslo, und am 15. in einer durch Verirren im Nebel verzögerten Fahrt in 17 Stunden nach Gatschina oder Trotzk bei Petersburg (Leningrad), wo es besseres Wetter abwartete, bis es am 5. Mai längs der Murmanbahn über Karelien und die Kolahalbinsel nach Vadsö, dem nördlichsten Hafen Norwegens, am Varangerfjord, und nach einer kurzen Zwischenlandung dort über das Nordkap und die Bäreninsel nach der Kingsbai Spitzbergens fliegen konnte. Dorthin hatte sich Amundsen von Kopenhagen aus direkt begeben, um die Vorbereitungen für den Empfang seines Luftschiffes zu treffen. Ein großer Landemast war errichtet, um das Luftschiff daran zu verankern, und die nötigen Vorräte an Betriebsstoffen, Öl, Benzin, Wassergas usw. waren bereitgestellt, um dem Luftschiff einen möglichst großen Aktionsradius zu sichern.



——— Amundsens Flug von Spitzbergen bis Barrow; - - - - Amundsens Fluglinie von Barrow bis Nome. .... Byrds Flug mit Flugzeug.

Amundsens und Byrds Nordpolflug.

Am 11. Mai um 10 Uhr vormittags konnte der Flug nach Norden angetreten werden. Es war die für das Unternehmen bei weitem günstigste Jahreszeit, in der die Winterstürme vorüber sind, die Schmelze des Polareises aber noch kaum begonnen hat, so daß das Auftreten größerer Nebeldecken, die die Erdoberfläche der Sicht vom Luftschiff aus entziehen würden, noch kaum befürchtet zu werden braucht. Die Witterungs- und Luftverhältnisse, die auf dem ersten Teile der Fahrt angetroffen wurden, haben diese Erwartungen gerechtfertigt; bis zum Nordpol, der am 12. Mai um 2 Uhr 30 Minuten früh europäischer Zeit erreicht wurde, war die Orientierungsmöglichkeit durch Nebel keineswegs behindert. Freilich war mit dem Erreichen des Nordpols erst ein Drittel der gesamten Strecke bis zur Nordküste Nordamerikas zurückgelegt; da diese mit 3000 km nur halb so lang ist wie der auf 6000 bis 6500 km berechnete Aktionsradius der „Norge“, war damit zu rechnen, daß wenigstens Kap Barrow erreicht wurde. Diese Erwartungen hat die „Norge“ noch übertroffen. Nach einem Fluge von 71 Stunden ist sie am 13. Mai in Teller, einer kleinen, 145 km nordwestlich von Nome an der Beringstraße gelegenen Handelsstation, gelandet.

Byrds Flug ist als eine reine Sportleistung zu betrachten; das Gebiet, das er überflog, war durch Amundsens vorherigen Flug und durch Pearys Schlittenreise zum Nordpol im großen und ganzen bekannt. Irgendwelche Überraschungen waren daher hier nicht mehr zu erwarten. Amundsens Luftfahrt führte dagegen zwischen dem Pol und Alaska größtenteils über noch ganz unbekanntes Terrain. Amundsen selbst rechnete bestimmt damit, dort Land von größerer oder geringerer Ausdehnung anzutreffen, und nach allem, was über die Strömungs- und Gezeitenverhältnisse in diesem Teile des Polarbeckens bisher bekannt geworden ist, hatte er auch guten Grund zu dieser Vermutung. Wie aber aus den telegraphischen Berichten Amundsens zu ersehen ist, hat sich diese Vermutung nicht bestätigt. Zwischen Spitzbergen und Alaska vermochte man kein Land zu entdecken. Gleich Byrds Flug trägt aber auch Amundsens Unternehmung weitaus in erster Linie den Charakter einer Sportleistung. Es konnte sich doch bei seinen durch die Verhältnisse bedingten flüchtigen Feststellungen ja auch nur um eine allererste Orientierung handeln, die für die geographische Wissenschaft verhältnismäßig geringen Wert besitzt. Wissenschaftlich wertvolle Forschung in dem Gebiete des bisherigen „Poles der Unzugänglichkeit“ wird erst mit Hilfe eines größeren Luftschiffes vom Typ unserer Zeppeline vorgenommen werden können, das längeres Verweilen, photogrammetrische Aufnahmen, Tiefen- und Strömungsmessungen, Wasser- und Klima-Untersuchungen ermöglicht. Wenn im übrigen Italien und Norwegen sich um die Ehre der neuesten Amundsenfahrt streiten, so wollen wir doch auf der anderen Seite nicht vergessen, daß die deutschen Maybach-Motoren und die deutschen Navigationsinstrumente diese Fahrt überhaupt erst ermöglicht haben. M. W. G.

Tagesgeschichte.

Hindenburgs Besuch in Weimar am 10. Mai. Nach dem Empfang auf dem Bahnhofe fuhr der Reichspräsident zum Fürstenhause, wo ihm die thüringischen Staatsminister vorgestellt wurden. Auf dem Fürstenplatz hatte die Studentenschaft Jenas Aufstellung genommen, und eine Abordnung der Universität unter Führung von Rektor Dr. Gutbier überbrachte Hindenburg den Ehrenbürgerbrief der Universität Jena. Nach einer Begrüßungsfeier im Rathaus unternahm er eine Rundfahrt durch die Stadt, wobei ihm die Bevölkerung lebhafte Ovationen darbrachte. Im Anschluß daran begab sich der Reichspräsident nach Schloß Belvedere; hier warteten Damen in



Links: Von der ersten Überfliegung des Nordpols durch den Amerikaner Byrd: Der Flieger bei der Besteigung seines Flugzeugs. (Vgl. hierzu den Beitrag „Das Überfliegen des Nordpols“ auf S. 660.) — Rechts: Von der am 4. Mai erfolgten Fahnenweihe des 1. österreichischen Infanterie-Regiments in Wiener-Neustadt: Während der Feldmesse im Burghofe der ehemaligen Theresianischen Militärakademie Nach altem Brauch stiften die Länder Österreichs den Regimentern ihres Werbebereichs die Regimentsfahne.





Von der Einweihungsfeier eines neuen Heims des „Eisenrings“, des Verbandes der handel- und gewerbetreibenden Deutschen in Rumänien, in Temesvar am 2. Mai: Die Vertreter der verschiedenen Landesortsgruppen. — Rechts: Vom Generalstreik in England: Durch ein Panzerautomobil geschützter Lastkraftwagenzug mit Lebensmitteln in den Straßen Londons.





Links: Von dem am 12. Mai ausgebrochenen Militäraufstand in Polen: Marschall Joseph Pilsudski (sitzend), Führer der Revolte, der sich der Hauptstadt Warschau bemächtigen konnte. — Rechts: Vom Zusammentritt der Studienkommission des Völkerbundes in Genf am 10. Mai, die für Vorberatungen über die Verteilung der Ratsitze eingesetzt wurde: Blick in den Versammlungssaal während einer Sitzung der Kommission. 1 Ministerialdirektor Dr. Gaus (Deutschland); 2 Paul-Boncour (Frankreich); 3 Sir Drummond.



Ernst Hardt,
namhafter Dichter, bekannt vor allem durch das Drama „Tantris der Narr“ und seine Novellen, wurde am 9. Mai 50 Jahre alt.





Von der zur Ausbildung von Volksschullehrern eingerichteten Pädagogischen Akademie in Kiel am 4. Mai: Oben: Während des Festaktes in der Aula. 1 Dr. Becker, Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung; 2 Oberpräsident Kürbis; 3 Oberbürgermeister Lueken; 4 Professor Jores, Rektor der Universität Kiel. Unten: Das Gebäude der Pädagogischen Akademie.



Clara Blüthgen,
vielgelesene Schriftstellerin, Verfasserin von Gedichten, Novellen und Romanen, kann am 25. Mai die Feier ihres 70. Geburtstages begehen.

Rokokotracht dem Besuch auf, und ein unsichtbares Holzbläserquartett trug Weisen von Mozart vor. Am Abend nahm Hindenburg an der Festvorstellung im Nationaltheater teil, wo Teile aus Goethes „Faust“ und die Rütliszene aus Schillers „Tell“ aufgeführt wurden. Einen gewaltigen Eindruck rief es hervor, als der hohe Gast unter Wiederholung der Worte Schillers „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern“ ein Hoch auf das Vaterland ausbrachte. Ein Begrüßungsabend im Schlosse beendete den für Weimar so bedeutungsvollen Tag.

Die Eröffnung der „Gesolei“ (Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen) in Düsseldorf fand in der Rheinhalle, der neuen Tagungshalle Düsseldorfs, in der sich auch ein Planetarium befindet, am 8. Mai statt. Nach dem Vortrag von Musikstücken und eines Vorspruchs hielt Oberbürgermeister Dr. Lehr die Begrüßungsansprache. Es folgten Reden des Vorsitzenden der „Gesolei“, Direktors E. Pönsgen, und ihres wissenschaftlichen Leiters, Geheimrats Dr. Schloßmann. Danach würdigte der preußische Ministerpräsident Braun in eingehender Weise die Bedeutung der Düsseldorfer Ausstellung, und Reichskanzler Dr. Luther sprach über die Förderung des deutschen Menschen durch all die Bestrebungen, die in der „Gesolei“ vertreten sind.

Die Wassersportausstellung in Potsdam, die zweite ihrer Art, nahm am 8. Mai ihren Anfang. Anläßlich der Ausstellungs-Eröffnung fanden am folgenden Tage Auffahrten der Segler-, Ruder- und Kanuvereine, eine Geschwaderfahrt des Motor-Jacht-Verbandes sowie Kanukampfspiele und Aufbauvorführungen von Faltbooten statt.

Die Pädagogische Akademie in Kiel, die neben den beiden gleichartigen Anstalten in Bonn und in Elbing (Ostpreußen) zum Zwecke der Ausbildung von Lehrern in Preußen versuchsweise errichtet wurde, fand am 4. Mai ihre Eröffnung. Bei der Einweihungsfeier in der Aula der Akademie hielt Kultusminister Dr. Becker die Festrede, die nähere Ausführungen über die neue Lehrerbildung enthielt.

Am 9. Mai erfolgte die feierliche Grundsteinlegung des Jubiläumsbaues der Universität Marburg, der zur nächstjährigen Feier ihres 400jährigen Bestehens errichtet wird. Er soll eine Pflegstätte der Kunstwissenschaft und der ihr nahestehenden Gebiete bilden und ein der Allgemeinheit zugängliches Museum sowie das eigentliche Universitätsinstitut beherbergen.

In Temesvar (Rumänien) fand am 2. Mai die feierliche Einweihung des neuen Heims des „Eisenrings“, des Verbandes der handel- und gewerbetreibenden Deutschen im Banat, statt. Nach einem gemeinsamen Gottesdienst zog der 600 Mann starke Zug nach dem neuen Heim des Verbandes, wo der Weiheakt vollzogen wurde. Die Feier, bei der auch das deutsche Lied mächtig erschallte, bedeutete ein erhebendes Zeichen für das völkische Bewußtsein der Deutschen im Banat.

Die vom Völkerbunde berufene Studienkommission in Genf, die am 10. Mai ihre Beratungen begann, verhandelt über die Fragen der künftigen Gestaltung des Völkerbundes, insbesondere über die Aufnahme Deutschlands. Zum ersten Male nehmen hier deutsche Vertreter, Ministerialdirektor Dr. Gaus und der deutsche Botschafter in Paris, Dr. v. Hoesch, an Konferenzen des Völkerbundes teil. Angesichts der Schwierigkeit der behandelten Fragen, die schon im März bei den Beratungen über die Aufnahme Deutschlands zutage trat, wird wohl die Kommission sich auf theoretische Empfehlungen beschränken, da ja dem Rat und der Vollversammlung des Völkerbundes die endgültige Entscheidung zusteht.

Ein bemerkenswertes Symptom für die Krise, in der sich das Wirtschaftsleben ganz Europas befindet, bedeutet der englische Generalstreik, der am 3. Mai begann. Die schwierige Lage des englischen Bergbaues und die daraus erwachsenen Folgen haben die Veranlassung zu dem Ausstand der Bergarbeiter gegeben, dem sich die übrigen Gewerkschaften anschlossen. Nun ist zwar seit dem 12. Mai der Generalstreik beendet, aber die Arbeit ist doch noch nicht wieder im vollen Gange, und es wird geraume Zeit verstreichen, ehe die Schäden des Streiks wieder getilgt sein werden.

Auch über Polen hat die schwere Krise, die auf dem Lande liegt, ernste Unruhen gebracht. Der 59jährige Marschall Joseph Pilsudski, ein gebürtiger Litauer, 1918 bis 1922 Präsident der Polnischen Republik, hat sich an die Spitze ihm ergebener Truppen gestellt und ist gegen Warschau marschiert, um die bestehende Regierung zu stürzen.

Sportbetrieb auf hoher See: Beim Tennisspiel an Bord des neuen Hapagdampfers „Hamburg“, der kürzlich seine erste Amerikafahrt unternommen hat. Das neueingerichtete Sportdeck bietet Gelegenheit zur Ausübung der verschiedensten Sportarten.



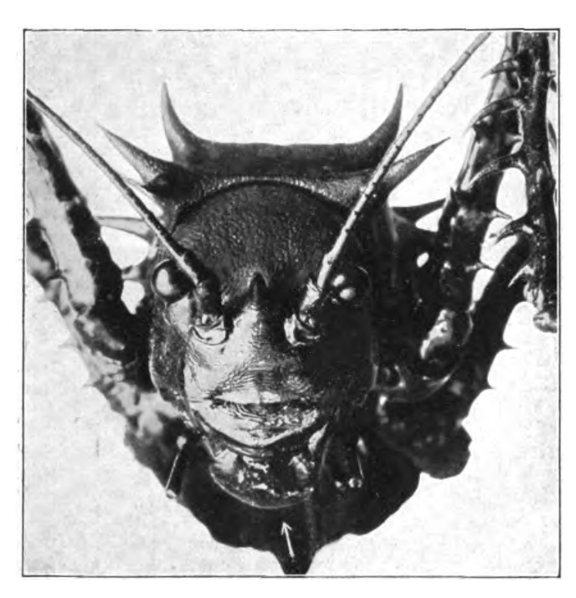
Die Eröffnung der Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen in Düsseldorf am 8. Mai: Ehrengäste und Veranstalter der Ausstellung beim Rundgang. 1 Reichskanzler Dr. Luther; 2 Geh.-Rat Prof. Dr. Schloßmann, ehrenamtlicher Geschäftsführer der Ausstellung; 3 Dr. Lehr, Oberbürgermeister von Düsseldorf; 4 der preußische Ministerpräsident Braun; 5 Reichsinnenminister Dr. Külz.



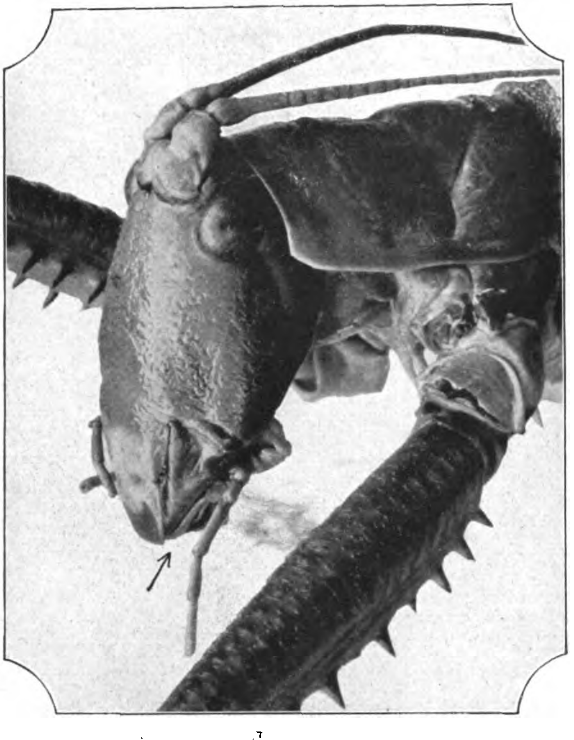
Von der Eröffnungsfeier der Großen Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen in der neuerbauten Rheinhalle in Düsseldorf am 8. Mai: Begrüßungsansprache des Düsseldorfer Oberbürgermeisters Dr. Lehr. / Nach einer Zeichnung des Sonderzeichners der „Illustrirten Zeitung" Rudolf Lipus.

Merkwürdige Insektenköpfe. / Von Dr. Willy Ramme.

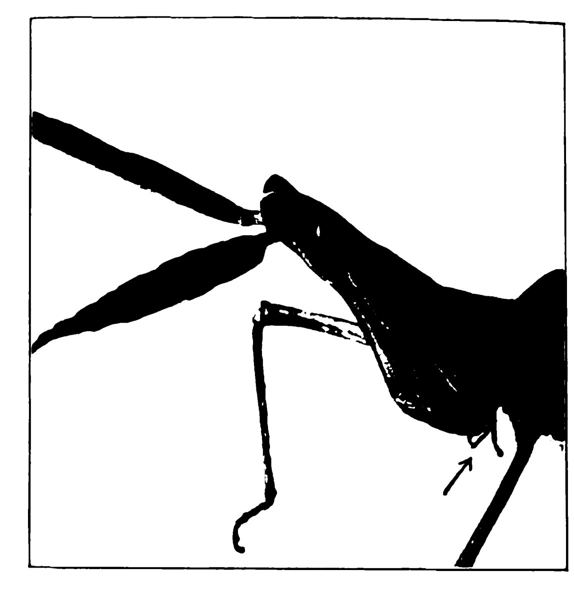
Weit vielgestaltiger als das Reich der Wirbeltiere ist das der Wirbellosen, und unter diesen ganz besonders das der Insekten. Diese Mannigfaltigkeit prägt sich vor allem in der Ausbildung und Form des Kopfes aus, und zwar naturgemäß in enger Anlehnung an die Lebensweise des betreffenden Insekts. Ein Hauptfaktor ist dabei die Nahrungsaufnahme: die einen bedürfen kräftiger Kiefer, um pflanzliche oder tierische Stoffe zu zerkleinern, andere besitzen Saug-



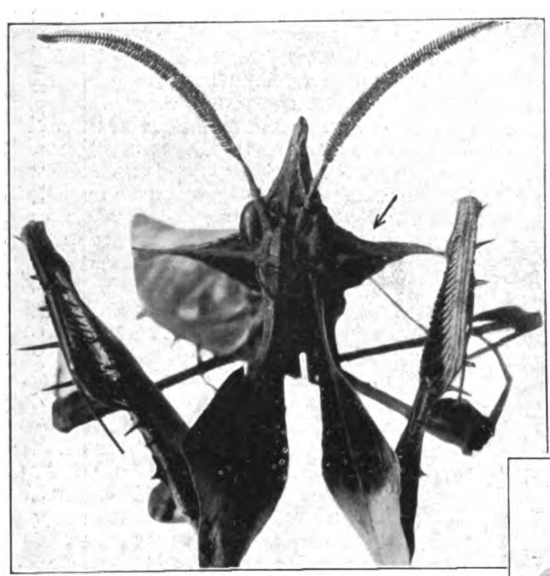
1. Kameruner Igelschrecke. (In der Pfeilrichtung befindet sich die „Oberlippe".)



2. Laubheuschrecke Saga (Mittelmeergebiet). (Der Pfeil zeigt auf die Mundteile.)



3. Nasenschrecke (Mittelmeergebiet). (Die Lage der Mundteile deutet der Pfeil an.)



4. Die Teufelsblume, eine afrikanische Gottesanbeterin. (In der Richtung des Pfeiles der Halsschild.)

apparate zur Aufnahme von Pflanzensäften oder Blut, wieder andere nehmen flüssige Nahrung durch Lecken auf. Diese Momente beeinflussen natürlich den Bauplan. Aber auch innerhalb dieser Bautypen herrscht eine erstaunliche Mannigfaltigkeit, die es uns oft schwer macht, den Sinn dieser oder jener Modifikation zu verstehen. Einige besonders interessante Formen streifen vielfach geradezu an das Groteske.

Da haben wir beispielsweise die Igelschrecke (Cosmoderus erinaceus *Fairm.*), eine in Kamerun beheimatete Laubheuschrecke, deren Kopf durch einen Halsschild gedeckt ist, der, ebenso wie die Beine, von langen spitzen Dornen starrt und sicherlich trefflichen Schutz gegen mancherlei Feinde gewährt (Abb. 1). Der Kopf selbst ist zwischen Fühlern mit einem Horn bewehrt; neben den Fühlerwurzeln befinden sich die weit hervorquellenden Augen. Die Querfurche in der Gesichtsmitte halte man nicht etwa für die Mundöffnung: die mit starken Kiefern ausgerüsteten und auch zum Zerkleinern festerer Pflanzenteile geeigneten Mundteile liegen verdeckt und im Bilde unsichtbar unter der „Oberlippe" (auf die der Pfeil weist). Durch das Horn, die Querfurche und das nasenartig zugespitzte Vordergesicht wird — das nur nebenbei — eine täuschende Ähnlichkeit mit einem Nashornkopf hervorgerufen.

Der Kopf einer im Mittelmeergebiet heimischen riesigen Laubheuschrecke aus der Gattung Saga läßt den vulgären Namen „Heupferd", den manche unserer bekannten heimischen Arten führen, verstehen (Abb. 2). Hier sind die unter der Oberlippe liegenden Mundteile (Pfeil!) gut sichtbar, mit denen diese Art, unvorsichtig angefaßt, empfindliche Verletzungen beibringen kann. Ihre Lebensweise ist dementsprechend auch räuberisch. Die langen Fühler sind (ebenso wie bei der Igelschrecke) auf dem Bilde nur zu einem Viertel sichtbar.

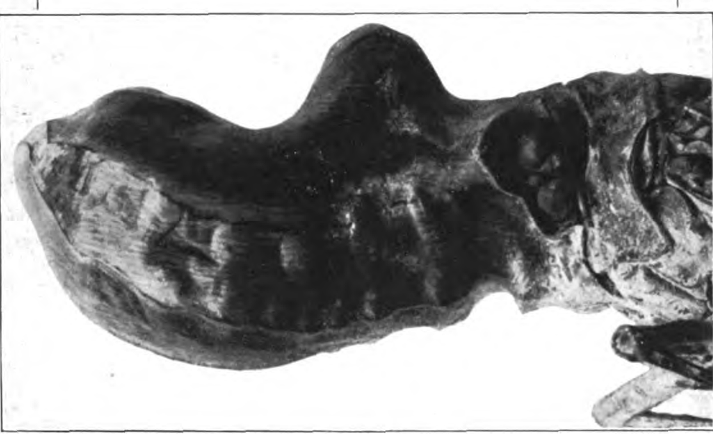
Wieder einen ganz anderen Typ zeigen manche Feldheuschrecken, die sich von den langfühlerigen Laubheuschrecken unter anderm durch mehr oder minder kurze Fühler unterscheiden. Ein sonderbarer Kauz unter ihnen ist die Nasenschrecke (Acridella nasuta *L.*), die die Grasflächen und Steppen des Mittelmeergebietes in großen Scharen bevölkert und sich von Pflanzen nährt (Abb. 3). Bei ihr geht der Kopf in einen langen, seitlich zusammengedrückten Fortsatz über, in dessen letztem Drittel die Augen sitzen (im Profil nur das linke Auge sichtbar), während darüber, an der Spitze, die breiten, flachen Fühler eingelenkt sind.

Eine recht merkwürdige Kopfbildung und, im Zusammenhang mit der Lebensweise, eine ebenso sonderbare Gestaltung des Halsschildes und der Vorderbeine zeigt die in Ostafrika lebende Teufelsblume (Idolum diabolicum *Sauss.*; Abb. 4), eine Fangheuschrecke, zu der die auch in Deutschland vorkommende Gottesanbeterin (Mantis religiosa *L.*) gehört. Der Kopf ist mit einer kegelförmigen Verlängerung des Scheitels und — im männlichen Geschlecht — doppelseitig, „gekämmten" Fühlern geziert, neben denen die massigen, scharf umherspähenden Augen sitzen. Der Halsschild aber (Pfeil!) und die Schenkel der zu Fangarmen umgebildeten Vorderbeine sind blattartig verbreitert und prangen in bunten Farben, Rotviolett und Bläulichweiß auf grasgrünem Grund. Unbewegt sitzt dieses Insekt auf den Zweigspitzen höherer Kräuter und Büsche; doch wehe der Biene oder dem Schmetterling, die der vermeintlichen prächtigen, Honig versprechenden Blüte ahnungslos nahen! Blitzschnell schlagen die beiden dornenbewehrten Fangarme zu und halten ihr Opfer wie mit Eisenklammern fest, das dann gemächlich verzehrt wird.

Ganz andere Kopfformen finden wir bei den Wanzen. Wie alle Schnabelkerfe besitzen sie nicht „beißende", sondern „saugende" Mundteile. Infolgedessen ist der



5. Afrikanische Raubwanze.



6. Surinam-Laternenträger.



7. Die „Fliege mit dem Affengesicht" (Rehdasselfliege).

Kopf, der nicht, wie bei den Heuschrecken, den oft gewaltigen Kiefern, der dazugehörigen Muskulatur und der mit Rücksicht auf den Durchgang kompakter Nahrung viel weiteren Speiseröhre Aufnahme gewähren muß, im Verhältnis zur Körpergröße nur klein. Bei einer afrikanischen Raubwanze (Abb. 5) aus der Familie der Reduviidae, die auch in Deutschland ganz ähnliche Vertreter hat, erkennt man deutlich den in der Ruhelage nach hinten gebogenen Saugrüssel, mit dem sie andere Insekten und deren Larven aussaugt und auch dem Menschen empfindliche Stiche auszuteilen vermag.

Die Zikaden, eine andere Gruppe der Schnabelkerfe, weisen in der Familie der Fulgoriden oft die abenteuerlichsten Kopfformen auf. Bekannt ist ja der Surinam-Laternenträger (Abb. 6), dessen blasiger Auftreibung des Kopfes man fälschlich Leuchtvermögen zuschrieb, und zwar hauptsächlich auf Grund der Angabe des Naturforschers De Geer (um 1775), Mme. de Merian habe ihm berichtet, daß sie, „ein solches Insekt auf der Hand tragend, damit wie mit einer Laterne geleuchtet habe". In Wirklichkeit fehlt diesen Tieren jegliches Leuchtvermögen.

Das vielleicht merkwürdigste Gesicht von allen Insekten weist schließlich die Rehdasselfliege (Hypoderma diana *Br.*; Abb. 7) auf, deren Larve in der Haut des Rehes schmarotzt und jedem Jäger wohlbekannt ist. Geradezu frappant ist hier die Ähnlichkeit mit einem Affengesicht. Aber die Organe des Fliegengesichts entsprechen physiologisch gar nicht denen des Affen: die „Augen" werden durch die knopfförmig verdickten Basalglieder der Fliegenfühler vorgetäuscht, die „Ohren" durch die Augen der Fliege (nur das rechte sichtbar), die „Nase" durch eine bedeutungslose Vorwölbung oberhalb einer Querspalte, die das Maul des Affen vortäuscht. Die eigentlichen Mundteile der Fliege sind verkümmert und befinden sich unterhalb des „Kinnbartes". Ein eigentümliches Spiel der Natur, ungewollt und ohne praktische Bedeutung für die Fliege.

Der Knüll. / Von G. S. Urff. Mit 6 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers.

Zwischen den beiden Flüssen Fulda und Schwalm, mitten im Herzen des alten Hessenlandes, erhebt sich der Knüll, ein seither wenig bekanntes Gebirge, das aber in den letzten Jahren namentlich von der wandernden Jugend viel besucht wird. Unter den mitteldeutschen Gebirgen gibt es auch kaum ein zweites, das landschaftlich so viel bietet wie der Knüll, und wohl auch keine Gegend, die es dem Knüllgebiet gleichtäte an Eigenart der Bewohner. Von der Höhe der höchsten Erhebung, des Knüllköpfchens, auch einfach „Köpfchen“ genannt, schweift der Blick nach Osten bis zum Inselsberg, nach Südosten zur Hohen Rhön, nach Südwesten zum Taunus und Vogelsberg, nach Nordosten zum Hohen Meißner, ja, bei ganz guter Sicht soll man sogar den Brocken erkennen. Vom Eisenberge, der zweithöchsten Erhebung des Gebirges, ist die Aussicht fast genau so umfangreich, dabei noch malerischer, da der Berg näher an die Ebene heranrückt. Geologisch ist das Gebiet wegen der verschiedenen, gut erkennbaren Schichtungen hochinteressant. Eine Anzahl seltener Pflanzen gedeiht auf dem verschiedenartigen Boden. Buchenwälder umwallen die Berghänge gleich einem dichten Mantel. In einer Höhe von ungefähr 500 m befindet sich eine mit Gras bewachsene Hochfläche, die sogenannte Schwarzenbörner Triescher.

Der Bevölkerung ist durch die Natur ihr Erwerb vorgeschrieben. Ackerbau und Viehzucht bilden die Grundlage ihrer Existenz. Daneben bietet der Wald noch manchem ein Arbeitsfeld. Kurz vor dem Kriege wurde die Bahn von Treysa nach Hersfeld gebaut, die den Südfuß des Gebirges in seiner ganzen Ausdehnung umzieht. Seitdem ist es etwas lebhafter geworden in den Dörfern und Städtchen.



Das Städtchen Schwarzenborn am Knüll, das hessische Schilda.

Die frühere Weltabgeschiedenheit zeigt sich besonders in der Kleidung der Bewohner. Die Frauen namentlich tragen noch vielfach die alte Volkstracht. Im westlichen Teil des Gebirges, in Christerode, Hauptschwenda, Seigertshausen, trifft man noch häufig die Tracht der „Schwalm“. Die Männer allerdings haben meist ihre alte Tracht abgelegt. Sie kleiden sich nach der Sitte der städtischen Bevölkerung. Aber die Frauen kommen noch immer stolz daher in ihren kurzen Glockenröckchen, den weißen Strümpfen, den eng anliegenden Miedern und den feuerroten Käppchen. Nichts Schöneres als ein Kirchgang am Sonntagmorgen in der Schwalm. Da schreiten die Mädchen einher wie wandelnde Blumen, und die Frauen in ihren ernsten, dunklen Gewändern bilden den Grund, von dem sich die Blumen um so freudiger abheben. Über Schwarzenborn hinaus, in dem östlichen Teil des Knülls, findet man eine andere Volkstracht, die Tracht der „Hubbel“. Sie ist weniger auffallend als die Schwälmer Tracht und deshalb auch weniger bekannt. Aber auch sie blickt auf eine lange Vergangenheit zurück und bietet des Interessanten genug. Der Rock ist länger als der Rock der Schwälmerin. Er ist aus dunklem Tuch und ringsherum in viele Falten gelegt. Nur vorn unter der Schürze liegt der Stoff glatt. Handbreit über dem unteren Rocksaum zieht sich ein buntes Zierband. Die Jacke ist eng anliegend mit langen Ärmeln. Sommertags geht man vielfach ohne Jacke im ärmellosen Mieder. Der Stoff, aus dem das Mieder gearbeitet ist, ist Samt oder bunte Seide. Ein Prunkstück bildet die Schürze. Sie ist breit und reicht bis zum unteren Rocksaum. Meist ist sie aus Seide oder aus einem bunten Wollstoff. Stolz ist man auch auf das Umschlagtuch, den sogenannten Rosenlappen. Es ist aus einem feinen Wollstoff mit aufgedruckten bunten Blumen. Die Ränder sind mit Fransen besetzt. Früher trug man zu diesem Anzug noch die „Betzel“, die Spitzhaube. Der Haubenboden war fein bestickt mit Seide oder Perlen. Heute ist diese Kopfbedeckung ganz aus der Mode gekommen, und sie wird sich auch schwerlich jemals wieder einbürgern.

Alte hessische Volkstrachten.



An einem alten Dorfbrunnen.



Am Spinnrad.



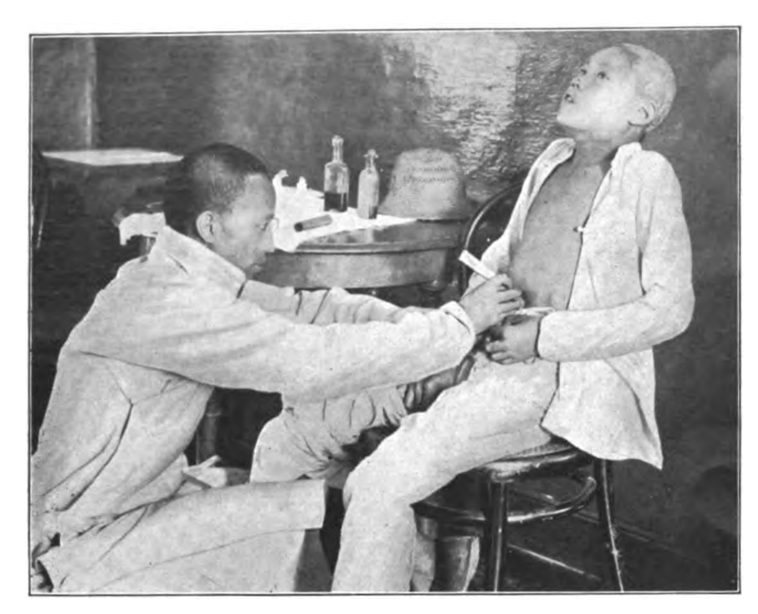
Kirchgang in einem Dorf am Knüll.



Mädchen im Sonntagsstaat.

Chinesische Ärzte. / Von Franz Otto Koch.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.



Ein chinesischer Arzt bei der Arbeit: Kurieren von Leibschmerzen durch Einschneiden schmaler Schnitte in den Leib des Kranken.



Ein Arzt-„Aspirant“: Chinesischer Medizinhändler in einer Straße von Singapore.

Der chinesische Arzt ist fast ausnahmslos ein wahrer Doktor Eisenbart, ein Quacksalber, wie er im Buche steht, und beutet die Dummheit und Unwissenheit des Volkes aus, ohne daran irgendwie gehindert zu werden.

Erst seit kurzem bilden sich Chinesen als wissenschaftliche Ärzte auf deutschen oder englisch-amerikanischen Hochschulen aus. Aber noch immer darf sich sonst ein jeder „Arzt“ nennen, selbst wenn er nicht einmal eine der Staatsprüfungen durchgemacht hat, die bis vor zehn Jahren etwa nichts anderes als die Kenntnis der chinesischen Klassiker verlangten.

Will einer den ärztlichen Beruf ergreifen, so arbeitet er einfach mit einem älteren Arzt eine Zeitlang zusammen oder liest die Heilwissenschaft behandelnde Bücher. Dadurch glaubt er dann die Fähigkeit zur Ausübung einer Praxis erworben zu haben. Es kommt auch vor, daß Personen, die länger mit einer Krankheit zu kämpfen hatten, sich mit deren Natur und der Heilmethode einigermaßen bekannt machen. Sie hängen dann ihr früheres Handwerk an den Nagel und treten als Spezialisten auf. Viele chinesische Ärzte gehen aus der Klasse der Apothekergehilfen hervor. Durch das Zubereiten von Arzneien nach Rezepten, ohne die es in China ja auch nicht geht, erwerben sie sich einige Kenntnisse, um sich schließlich als „praktische Heilkünstler“ niederzulassen.

Zu der Unwissenheit der Ärzte stehen die Gebühren, die sie erhalten, in entsprechendem Verhältnis. Kein Arzt erwartet mehr als einen mexikanischen Dollar (2 Mark) für einen Besuch. Wie hoch auch immer die Gebühr sein mag, es wird sorgsam darauf geachtet, daß das Honorar in schönes Papier mit der Aufschrift „Goldener Dank“ gewickelt ist.

Aus der Form des Schädels, aus der Stellung der Gestirne, aus dem Stand des Wetters und aus der Art des Pulses stellt der Arzt seine Diagnose; als Hilfsmittel dienen ihm der Wahrsager-Kompaß und eine Gliederpuppe, das Betasten mit dem Finger, das Einstechen von glühenden Nadeln und das Nachschlagen dicker Bücher. Chirurgische Eingriffe werden mit gewöhnlichen Messern ohne jegliche Vorbereitung vorgenommen. Chirurgen sind selten; meist handelt es sich um „innere“ Ärzte, die sich zum Teil wieder einteilen in „obere“ und „untere“, d. h. für den Ober- und Unterkörper. Ihr Arzneischatz ist ebenso reichhaltig wie wunderbar. Männliche und weibliche Eidechsen, Drachenzähne, Phönixblut, Sargnägel und Amulette spielen eine ebenso große Rolle wie wirkliche Arzneimittel.

Der Arzt wird im Hause des Patienten von den Anverwandten mit tiefen Bücklingen empfangen. Tee und ein Pfeifchen werden ihm vorgesetzt, worauf man ihn auffordert, ins Krankenzimmer zu treten. Nachdem der Quacksalber seine Komödie des Pulsfühlens gespielt hat, stellt er an die Anverwandten und an den Patienten nur wenige Fragen: Der Puls hat ihm ja schon die Krankheitsnatur entdeckt! Pinsel und Tusche werden gebracht, das Rezept wird niedergeschrieben und zum Apotheker getragen.



Das Behandlungszimmer eines chinesischen Arztes in Malakka im offenen Vorbau eines Hauses. Bei eingehenderen Untersuchungen wird ein Sack vorgeschoben.

Ein Krankenbesuch wird nur dann wiederholt, wenn der Arzt besonders dazu aufgefordert wird. Geht es mit der Genesung des Kranken nur langsam vorwärts, so ruft man noch einen zweiten oder gar einen dritten Heilkünstler herbei.

In der chinesischen Pharmakopöe sind 422 Hauptmedizinen aufgezählt. Von diesen stammen 314 von Pflanzen, 78 von Tieren und 30 von Mineralien ab. Unter den widernatürlichen, von den Ärzten verschriebenen Mitteln befinden sich Asbest, Tropfstein, frische Hirschweihspitzen, getrocknete rotgefleckte Eidechsenhäute, Hundefleisch, Schilfblatt, Knochen und Zähne von Flattereidechsen, pulverisiertes Rhinozeroshorn usw. Zumeist verordnen sie Heilkräuter, die ihre Patienten in der Form von Aufgüssen, Tee, Pulver oder Pillen nehmen müssen. Da letztere fast Walnußgröße haben, müssen sie erst klein gekaut werden.

Ähnlich wie bei uns, erfreuen sich auch in China gewisse Ärzte einer großen Beliebtheit, dies aber nicht etwa, weil sie tüchtigere Fachmänner als ihre Genossen sind oder ihre Praxis bessere Erfolge aufzuweisen hat, sondern einfach weil sie es verstehen, dem Publikum gegenüber überlegener und gelehrter als ihre Kollegen aufzutreten. Daß das Volk von ihrer Weisheit nicht ganz durchdrungen ist, dafür dürfte u. a. die Tatsache sprechen, daß es diese Kurpfuscher sehr häufig mit Spottnamen belegt, die auf die von ihnen vorzugsweise verschriebene Arznei Bezug haben, wie z. B. Dr. Rhabarber, Dr. Hirschhornsalz, Dr. Kraftwurzel.







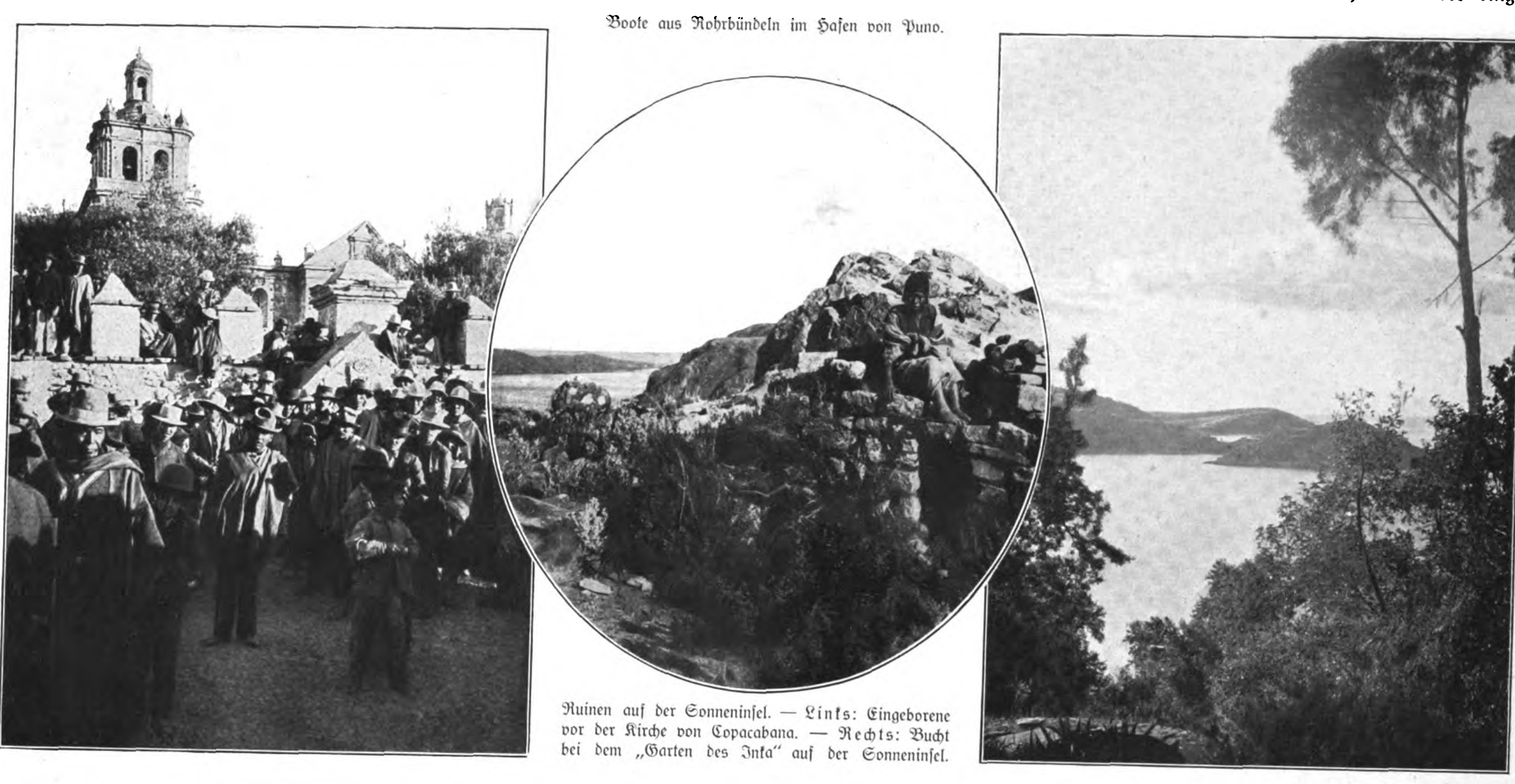
Links: Ein „Haar-Diagnostiker“ auf der Straße: Ein Arzt in Soochow bei der Untersuchung von Haarproben zur Feststellung von Krankheiten. — Mitte: Ein chinesischer Arzt, zugleich Medizinhändler, bei der Vorführung seiner unfehlbaren Mittel und bei der Erklärung seiner vorzüglichen Behandlungsweise. Ein Gestell, an dem auf Fäden gezogene Zähne hangen (rechts), gilt als Zeichen dafür, daß der Medizinmann auch Zahnkünstler ist. — Rechts: Eine Heilmethode, die besonders bei Hautausschlägen angewendet wird: Bearbeitung der Haut mit einer spitzen Nadel.

Der Titicaca-See. / Von Cäcilie Seler-Sachs.



Boote aus Rohrbündeln im Hafen von Puno.

Da, wo das Hochland von Südamerika von der Grenze zwischen Peru und Bolivien geschnitten wird, unter dem 15° südlicher Breite, liegt die große, unregelmäßig geformte Wasserfläche des Titicaca-Sees, fast 4000 m über dem Meeresspiegel. Der Name bedeutet in der Sprache der Ketschua-Indianer, die noch heute an seinen Ufern wohnen, Katzen- oder Jaguar-Fels. Und das Katzengesicht, das ihm den Namen gegeben, ist deutlich an einer Felsenwand auf der Sonneninsel zu sehen. Dort stehen die spärlichen Überreste des Sonnentempels und anderer Gebäude, die wahrscheinlich der Zeit vor der Inka-Herrschaft angehören. Das Geschlecht der Inkas aber leitete seinen Ursprung von der Sonne ab, und zu ihrer Zeit war hier ein Mittelpunkt des Sonnenkultus. Nahe dieser großen Insel liegt die kleinere Mondinsel Coati, die kegelförmig aus dem Wasser emporsteigt. Der Überlieferung nach dienten die ausgedehnten Baulichkeiten, deren stattliche Ruinen auf der der Sonneninsel zugewendeten Seite zu sehen sind, als Kloster der Sonnenjungfrauen, der Auserwählten, der Dienerinnen des Sonnengottes und des Inka.

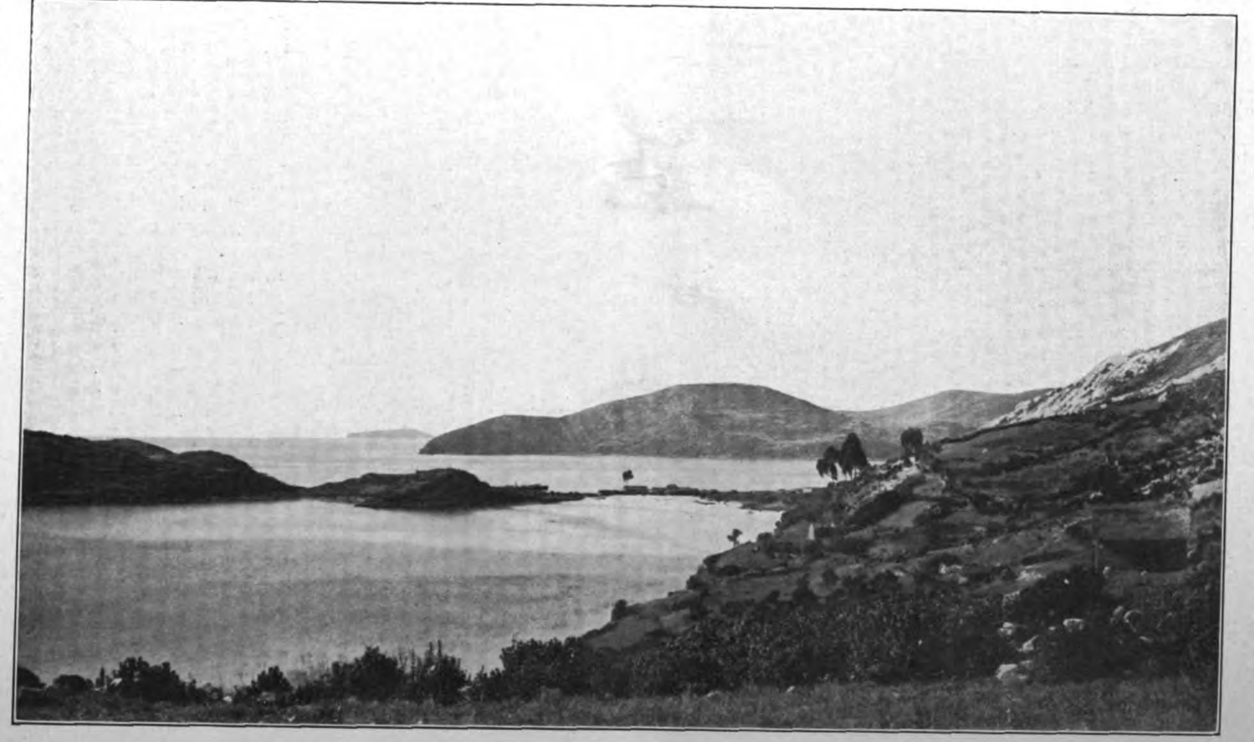


Ruinen auf der Sonneninsel. — Links: Eingeborene vor der Kirche von Copacabana. — Rechts: Bucht bei dem „Garten des Inka“ auf der Sonneninsel.

Beide Inseln liegen in dem großen nordwestlichen Becken des Sees, der durch die Halbinsel von Copacabana und Achacache in zwei, in Tiefe und Ausdehnung sehr ungleiche Teile zerfällt. Nach tagelangem Aufenthalt in dem vegetationsarmen Hochland ist der belebende Einfluß der Feuchtigkeit, die von der großen Wasserfläche ausgeatmet wird, doppelt eindrucksvoll. Die Hänge der hohen, aber nicht sehr steilen Berge sind bis hoch hinauf terrassiert und angebaut. In den malerischen Buchten der Sonneninsel überraschen herrliche Baumgruppen, sprudeln frische Quellen. Ein Anblick, den wir in den Tagen der Durchquerung des Hochlandes hatten entbehren müssen. Da man durch Wassermarken festgestellt hat, daß der See in früherer Zeit eine erheblich größere Ausdehnung hatte und die berühmten Ruinen der Stadt Tiahuanaco einst an seinem Ufer lagen, so ist es wahrscheinlich, daß Fruchtbarkeit und Feldbau sich damals weit über das Hochland erstreckten und die Berge bewaldet waren.

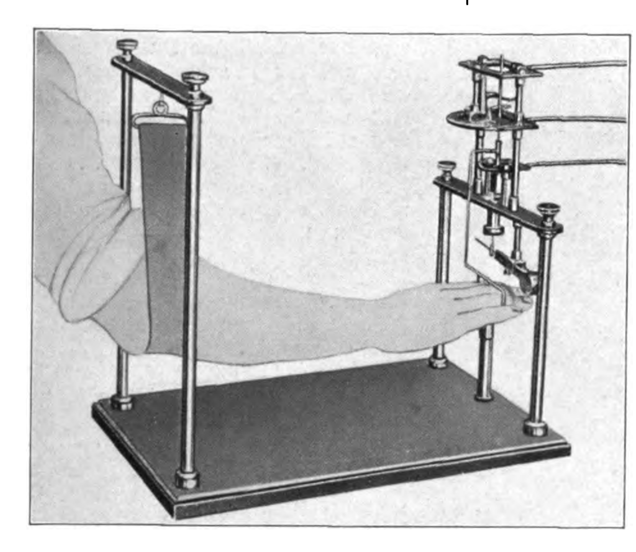
Schwer zugänglich für den Reisenden war der sagenreiche See. Im Jahre 1871 wurden die Bestandteile eines Dampfers, des „Yavari“, auf Maultierrücken bis zur Höhe geschleppt, um am nördlichen Ende des Sees, in Puno, zusammengesetzt zu werden. Heute ist der See dem Weltverkehr angeschlossen. Schienenwege durchschneiden die mächtige Gebirgswelt des Kontinents, und den Verkehr über den See zwischen Huaqui und Puno vermitteln zwei stattliche Dampfer, der „Inca“ und die „Coja“ (Königin). Doch fahren sie des Nachts von dem einen Ort zum andern, um den Anschluß an die Eisenbahn zu erreichen. So sieht der Reisende nichts von den Reizen des Sees. Nichts von der eingeborenen Bevölkerung, von den Überresten der alten Zeit, von der malerischen Landschaft mit den vielen Inseln, von den eigentümlichen Binsenfahrzeugen, mit denen der See seit uralten Zeiten befahren wird. Er kann sich nicht des zauberhaften Farbenspiels erfreuen, das sich bei Sonnenuntergang über Himmel und Wasser ausbreitet und die schneebedeckten Häupter der Andenkette im Hintergrunde des Bildes mit seinem Glanze verklärt.

Der „Yavari“ ist altersschwach geworden, und einem der Stürme, von denen der See manchmal heimgesucht wird, würde er schwerlich standhalten. Aber trotzdem waren wir dankbar, daß man ihn zwei Tage lang uns zur Verfügung stellte.

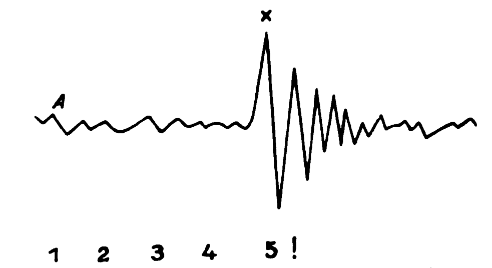


Blick auf die Bucht von Ch'alla.

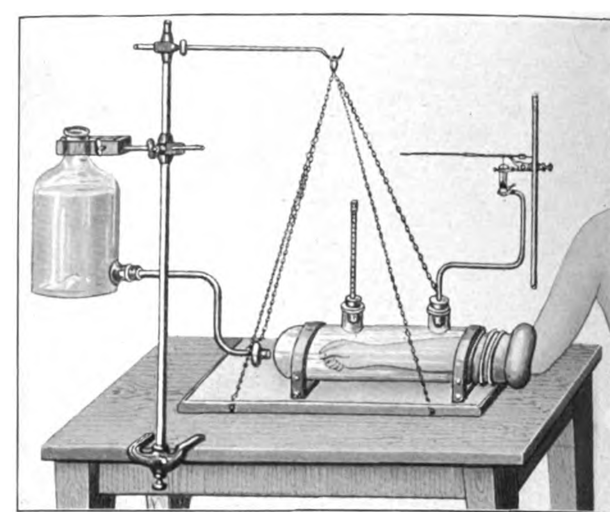
Gedankenlesen mit Apparaten. / Von Dr. Josef Löbel.



Apparat zur Registrierung feinster Handbewegungen.



Die Versuchsperson denkt an die Zahl 5; der Gedankenleser zählt: „1, 2, 3, 4, 5 —". Bei 5 erfolgt der Ausschlag.



Der Plethysmograph zur Registrierung der Weite von Blutgefäßen.

In der Seele eines Menschen lesen, heißt nichts anderes, als in seinem Körper lesen. Miene, Haltung, Gang, Erröten und Erblassen und jene unwillkürlichen kleinsten Bewegungen und Zuckungen, die jeden Gedankenvorgang begleiten, liefern das Alphabet zu dieser Lektüre. Durch Übung bringt man es mit der Zeit zu jener Geläufigkeit im Lesen, mit welcher der Telepath sein Publikum verblüfft.

Denn der sich produzierende Gedankenleser kann auch nur die körperlichen Veränderungen des Denkens scharf beobachten und sie als Zustimmung oder Widerstand deuten. Dem Zauberer wird die Aufgabe gestellt, sich an einen bestimmten Platz im Saale zu begeben und dort etwas zu tun. Der „Denker" muß scharf an die Aufgabe denken, und angestrengtes, konzentriertes Denken ist stets mit kleinen Bewegungen verbunden. Diese äußern sich zunächst darin, daß sie einem Fortschreiten auf das Ziel geringere Widerstände entgegensetzen als nach der falschen Richtung. Diese Widerstände macht sich der Gedankenleser zunutze, indem er durch viele rasche, kleine Bewegungen ermittelt, nach welcher Seite der geringste Widerstand liegt. Hat er so die gewünschte Stelle erreicht, dann muß er die ihm vorgeschriebene Handlung einfach — erraten, wobei die Lösung durch den Denker unwissentlich bejaht oder verneint wird, indem dieser durch unwillkürliche Bewegungen den Zustand der Spannung und der Lösung äußert. Das befreite Gefühl des Denkers zeigt dem Gedankenleser sofort an, daß er auf dem Wege ist, seine Aufgabe richtig auszuführen.

Natürlich sind alle diese unwillkürlichen Äußerungen so schwach, ihr Ausschlag so fein, daß es der geschulten Beobachtung und geschärften Deutung des professionellen Gedankenlesers bedarf, um sie zu verstehen. Deshalb benutzt die Wissenschaft Apparate, die auch dem Ungeübten eine Lupe in die Hand geben, mit der er den feinen Druck „lesen" kann, und ein Lexikon, das ihm das Vokabular erklärt.

So gibt es z. B. ein Instrument, das jede Zuckung der Hand in starker Vergrößerung aufschreibt. Ruht in diesem Instrument der Arm eines Menschen, dem aufgetragen ist, an eine bestimmte Zahl zu denken, so wird er bei Nennung dieser Zahl unbewußt, ungewollt und auch nachher nicht bemerkt eine Bewegung mit der Hand machen. Der Apparat registriert diese Bewegung stark vergrößert, die gedachte Zahl ist festgestellt.

Oder: jeder, der einmal ein Examen bestanden oder auch nicht bestanden hat, weiß, wie sehr man bei angestrengter geistiger Tätigkeit schwitzt. Aber nicht nur auf solchen Gipfeln, auch in den Niederungen des Alltags, bei der kleinsten Gedankenarbeit, transpirieren wir, allerdings so wenig, daß es sich nicht einmal durchs Mikroskop erkennen läßt. Wohl aber durch ein Galvanometer. Denn alle Drüsen, also auch die Schweißdrüsen, erzeugen, wenn sie arbeiten, elektrische Ströme, die manchesmal, bei gewissen Tieren, so stark sein können, daß sie sich in elektrischen Schlägen entladen. (Die elektrischen Organe des Zitterwelses sind nichts anderes als umgewandelte Hautdrüsen.) Legt man an irgendeine beliebige Körperstelle zwei Elektroden, mit deren Hilfe wir den Strom einem Galvanometer zuleiten, so schlägt dieses sofort aus, sobald sich bei der Versuchsperson irgendein seelischer Vorgang in den Vordergrund stellt. Der kleinste, geringfügigste Reiz, der die Aufmerksamkeit auf sich lenkt, kann sofort abgelesen werden; ja, die Vorstellung eines Reizes und sogar die Erinnerung an ein solchen gibt sogleich einen Ausschlag. —

Freude läßt das Herz höher schlagen, Schreck kann es — leider sogar nicht nur für einige Sekunden! — stillstehen lassen. Auch das sind natürlich bloß höchste Ausdrücke für erregende seelische Vorgänge. Aber auch die geringeren Grade, Änderungen der Herztätigkeit, die der schärfste Beobachter nicht feststellen könnte — durch die Apparate des Physiologen sind sie leicht zu erkennen.

Ein Instrument, welches das Klopfen der Herzspitze an der Brustwand oder — was dasselbe ist — die Ausschläge des Pulses am Handgelenk in Vergrößerung aufschreibt, zeigt uns mühelos Rhythmus und Stärke der Herzschläge an. Wir erkennen sofort, ob Lustgefühle das Herz langsamer, aber dafür kräftiger schlagen lassen, oder ob unlustbetonte Affekte zu rascherer und verkleinerter Herztätigkeit führen. Ein Schreck verlangsamt den Puls, ebenso wie geistige Arbeit. Beide, weil sie die Aufmerksamkeit anspannen — der erstere unwillkürlich, die letztere beabsichtigt.

Aber nicht nur am Pulse können wir Freude und Schmerz ablesen; es genügt ein Blick ins Gesicht. Freude rötet die Wangen, Schmerz läßt sie erblassen, oder, anders ausgedrückt: die Blutgefäße erweitern sich oder ziehen sich zusammen. Wo das nicht sofort und ohne weiteres zu erkennen ist, da hilft der Plethysmograph. Stecken wir den Arm in diesen Apparat, so sind wir sogleich über die kleinste Änderung im Volumen der Blutgefäße orientiert. Wir merken deutlich, wie Lustgefühle sie erweitern, Unlustgefühle sie verengern. Wenigstens im allgemeinen; denn nicht alle Blutgefäße antworten gleichsinnig auf bestimmte Reize. Es lassen sich bestimmte Gefäßprovinzen unterscheiden: die Schamröte z. B. ist auf die Haut des Kopfes und Halses beschränkt, und geistige Arbeit verengert wohl die Gefäße der Oberfläche, die Gehirnadern aber erweitert sie.

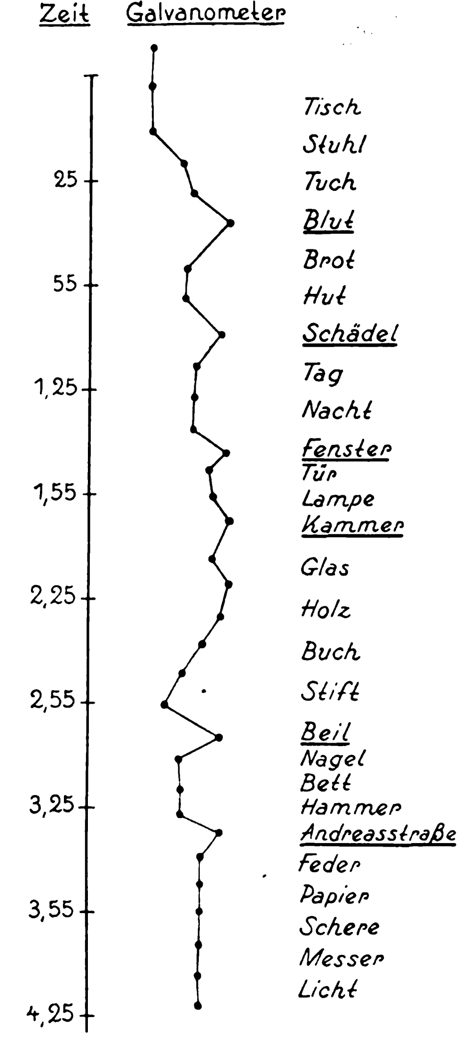
Auch hier zeigen unsere Apparate uns so feine Unterschiede an, daß wir an ihnen schon abzulesen vermögen, ob eine Versuchsperson an gewisse Dinge auch nur denkt. Schon die lebhafte Vorstellung einer Bewegung läßt die Blutgefäße in den entsprechenden Muskeln weiter werden. Menschen, die sich genügend intensiv vorstellen, daß sie eine Flasche entkorken, denen schwellen die Adern an den Armen an, auch wenn diese dabei müßig im Schoße ruhen. Ja, es gibt Leute, auf deren Haut sich Blasen bilden, wenn sie sich nur lebhaft genug denken, daß sie unter der Wirkung eines Zugpflasters stehen. Daß es sich dabei um Menschen handelt, deren ganzes Nervensystem vom Normalen abweicht, tut nichts zur Sache.

Ähnliche Einflüsse lassen sich auch im Verhalten der Atmung feststellen. Nicht grundlos nennen wir den Zustand höchster Aufmerksamkeit eine „atemlose Spannung". Weniger gespannte Aufmerksamkeit verflacht die Atmung. Apparate, welche die Atmung aufschreiben, lassen uns schon dort, wo das schärfste Auge noch keine Veränderung wahrnimmt, ganz genau erkennen, wie seelische Vorgänge den Atmungstypus ändern. Unangenehme Empfindungen führen eine Vertiefung und Verlangsamung der Atmung herbei, angenehme eine Abflachung und Beschleunigung. Merkwürdigerweise wirkt die schönste Musik auf musikalische Menschen, was den Rhythmus des Atmens betrifft, so ein wie ein Unlustgefühl: sie atmen dabei tiefer und langsamer. Vielleicht nur deshalb, weil ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen wird.

Wie steht es nun mit der praktischen Verwendbarkeit des Gedankenlesens mit Apparaten? Läßt sich eine Gerichtsverhandlung mit ihren schrecklichen Zeugenverhören und Indizienbeweisen nicht einfach in eine kurze Apparat-Prüfung umwandeln?

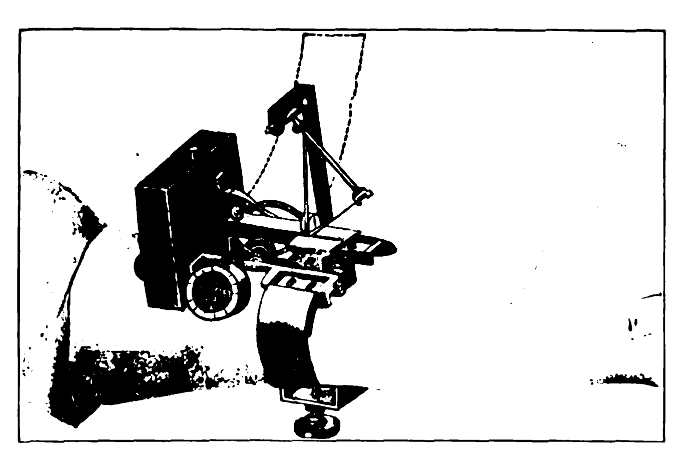
Man hat in der Tat versucht, auf solcher Grundlage eine Tatbestands-Diagnostik aufzubauen. Man verbindet den Verdächtigten z. B. mit einem Galvanometer und ruft ihm nun in unregelmäßiger Folge gleichgültige Wörter zu, dazwischen aber auch solche, von denen ein Unschuldiger gar nicht wissen kann, daß sie mit dem Verbrechen zusammenhängen können. Sobald die Reizworte an bestimmte Momente der Tat erinnern, wird es beim Schuldigen einen Ausschlag des Galvanometers geben. Aber dieser Ausschlag darf niemals als ein vollgültiger Beweis gewertet werden. Vielleicht reagiert der Verdächtige auf das Reizwort nur, weil es ihn an ein ganz anderes, früheres Erlebnis irgendwie erinnert!

Praktisch aussichtsvoller scheint eine andere Erfindung, die ihr Vater, der ukrainische Arzt Bißky, die Diagnoskopie nennt. Sie beruht darauf, daß die Oberfläche des menschlichen Schädels angeblich auf elektrische Induktionsströme bestimmter Qualität verschieden reagiert, und daß diese unterschiedlichen Reaktionen gewissen seelischen und geistigen Merkmalen oder Eigenschaften entsprechen.

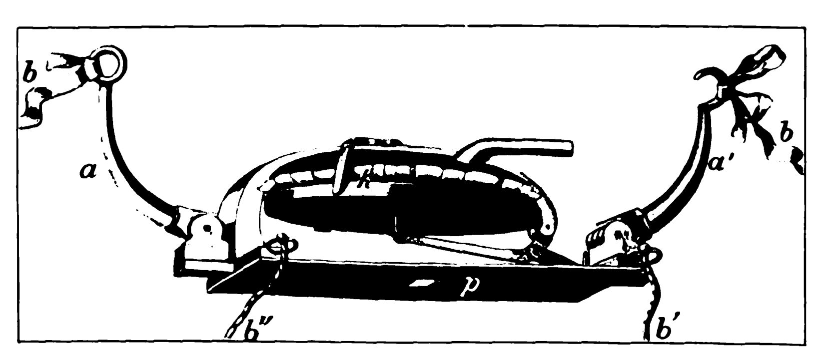


Galvanometeraufzeichnungen zur Ermittlung von Verbrechern.

Dem Beschuldigten, der mit einem Galvanometer verbunden ist, werden teils harmlose, teils auf das Verbrechen bezügliche Wörter zugerufen; bei diesen schlägt das Galvanometer stärker aus.



Der Sphygmograph, der den Puls und damit die Herztätigkeit aufschreibt.



Der Pneumograph, der zur Aufzeichnung der Atembewegungen um die Brust geschnallt wird.

Vom Automobil-Wettbewerb in Wiesbaden am 9. Mai: Die Prüfung an der Wippe beim Geschicklichkeits-Wettbewerb für Motorradfahrer.



Die Wassersportausstellung in Potsdam, die am 8. Mai ihren Anfang nahm: Blick auf das Ausstellungsgelände.



Vom Wettkampf der beiden besten europäischen Tennis-Berufsspieler Karl Kozeluh (Prag) und Roman Najuch (Berlin) auf dem Platz des Tennis-Turnierklubs Rot-Weiß in Berlin-Grunewald am 8. Mai: Augenblick während des Spiels. Im Vordergrunde der Sieger Najuch beim Schlage.



Von der Angelsport-Veranstaltung des Sportvereins „Fischweid" im Volkspark Jungfernheide (Berlin) am 8. Mai: Kampf zwischen Angler und Schwimmer als Demonstration für den Fang eines Riesenfisches; Generalkonsul Kellner hat mit seiner Angelrute den sich sträubenden Schwimmer bis auf Rutenlänge herangeholt und so den Sieg auf seine Seite gebracht.

Kleid u. Mantel für den Abend

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Modekorrespondentin Claire Patek (Phot. Edith Glogau, Wien.)





Links: Crevettefarbenes Crêpe-Georgette-Kleid mit Glasperlengarnierung; von einer Schulter ausgehend eine Perlenschnur und der einseitig drapierte Georgetteflügel. Modell: Grünzweig, Wien. Mitte: Schwarzes Perlenkleid mit roten Korallen-Biais am Rockrand und als Einfassung des Dekolletés, getragen von Frau Paulette Grünzweig. Rechts: Hedy Pfundmayer von der Wiener Staatsoper in einem Rosenkleid für den Hochsommerabend; es ist ombriert vom zartesten Rosa bis zum Rosenrot, jeder Volont zeigt eine andere Nuance, und auch die kunstvollen Perlenstickereien sind abschattiert.







Links: Maria Burg, Schauspielerin am Wiener Burgtheater, in einem rosenfarbenen, perlenbestickten Sommerabendkleid ohne Ärmel mit brillantiertem Tüllüberwurf. Rechts: Goldlamé-Mantel, mit gefaßten Rubinen und Brillanten bestickt und mit einem Nerzkragen garniert. Trägerin: Frau Paulette Grünzweig. In der Mitte: Derselbe Mantel: Rückenansicht.

Für den andern!

Novelle von Heloise v. Beaulieu

(1. Fortsetzung.)

Bis zum letzten Augenblick hatte sie gezittert, daß etwas dazwischenkommen könne, nachdem Jobst Karten geschickt hatte, auf denen zum Fünfuhrtee eingeladen wurde. Nun war der große Tag da, und sie war nicht gestorben, der Großonkel Nikolaus, der Familienälteste, hatte keinen neuen Schlaganfall bekommen, und die Welt war nicht untergegangen — mit diesen drei Möglichkeiten hatte sie in Angst gerechnet.

Mizzi trug ein weißes Kleid, das die Mutter zu einfach fand. Doch mußte sie sich gestehen, daß nichts Mizzis schlanke Lieblichkeit besser kleiden konnte als dies einfache Kleid aus weicher chinesischer Seide und das spinnwebfeine Kollier mit der einzigen matten Perle um den schlanken Hals, der blumenhaft aus dem kleinen Ausschnitt emporwuchs.

Kurz ehe man wegfahren wollte, bekam die Gräfin ihre Migräne, die sich immer zur Unzeit — der Graf sagte, zur rechten Zeit — einstellte. Er selbst hatte gleich abgesagt, weil, wie er erklärte, die Verbindung von Tee und Gesang seinen Rheumatismus verschlechtern werde.

„Soll ich bei dir bleiben, Mama?" fragte Mizzi, während ihr Herzschlag in Todesangst stockte.

„Bewahre, Kind! Wenn ich Migräne habe, kann man mir nur einen Gefallen tun: mich in Ruhe lassen."

„Na, Mizzi, paß' gut auf die Klara auf!" flüsterte der Graf schmunzelnd. „Sie sieht reichlich unternehmend aus!"

Klara, im feuerroten Foulardkleide — sie liebte Farbe! — mit vor Aufregung hektischen Backen, sah in der Tat einer gesetzten Ehrendame nicht besonders ähnlich. Es war Mizzi nicht unlieb, daß sie mit Klara allein hinfuhr, mit der sie sich in diesem Augenblick mehr in Sympathie wußte als mit den Eltern, die gar nicht ahnten, daß es eine Gnade war, mit Konrad van Doylen dieselbe Luft atmen zu dürfen.

„Meine Überraschung ist noch nicht da," sagte Jobst bei der Begrüßung, „aber sie kommt ganz bestimmt."

Hasso war da, hübsch und liebenswürdig. Das Brautpaar gab sich kameradschaftlich die Hand.

Jobsts Blicke umfaßten Mizzis Gestalt mit kennerischer Bewunderung. „Du siehst gut aus, Mizzi. Wie feines, weißes Porzellan. Du brauchst dich in meinem Chinazimmer nicht zu genieren."

Mizzi, die gegen die Bewunderung von Vettern abgehärtet war, hielt seinen Blick gleichmütig aus. Doch freute es sie, daß sie gut aussehen sollte.

Auf Augenblicke kam ein tödlicher Schreck über sie, wenn sie sich vorstellte, daß sie ihn wirklich, gleich, hier sehen sollte. Sie fühlte den Impuls, wegzulaufen und sich zu verstecken, wie sie es als Kind vor einer Geburtstagsbescherung getan hatte, vor lauter Scham und Glücksangst.

Man nahm Tee aus hauchdünnen Mikawaischalen. Ein alter Militär zerknickte eine in seiner den Degen gewohnten Faust, und der goldene Trank floß auf den persischen Gebetsteppich. Dem korrekten alten Herrn war das peinlich, obwohl er glücklicherweise den Wert der „Eierschale" nicht kannte.

„Um so besser, Exzellenz, um so besser!" rief Jobst heiter. „Dazu habe ich Sie ja hergebeten — um es wohnlich bei mir zu machen."

Im Hintergrunde erschien ein blasses, knochiges Gesicht mit verschatteten Augen unter stumpfem, sandfarbenem Haar. Jobst eilte seinem berühmten Gast entgegen. Er begrüßte ihn um einige Schattierungen respektvoller als seine Standesgenossen.

Eine zweite chinesische Schale wäre beinahe in Scherben gegangen; so bebten die schlanken Finger, die sie hielten.

In Doylens Spur hielt sich ein korrekt gekleideter kleiner Herr mit arrogantem Kindergesicht: Herr de Werth, sein Begleiter. „Mein hochgeschätzter Partner", wie Doylen ihn vorzustellen liebte. Die Leute fanden das rührend von dem großen Manne; aber es gab auch Ketzer, die meinten, Herr de Werth sei der größere Künstler von beiden. Unter den letzteren befand sich auch Herr de Werth selbst.

„Wir sind die Gaukler, hergeholt, um die Herrschaften zu amüsieren", flüsterte Doylen der Pianistin, Baronesse Krafft, lächelnd zu.

„Hier macht das Gaukeln sich wenigstens bezahlt", meinte diese gelassen. „Und kein Steuerabzug."

„Daß diese Leute sich immer Musik vormachen lassen müssen auf ihren Gesellschaften!" meinte Doylen sinnend. „Einen guten Namen tragen und gut angezogen sein, genügt denn das nicht? Müssen sie durchaus Musik dazu haben. Können sie sich gar nicht selbst unterhalten?"

„Nein, sie können's nicht!" lachte die Baronesse, die ihm „diese Leute" durchaus nicht übelnahm. Mit ihren Kollegen lachte sie über die „Junker" und mit ihren Standesgenossen über die „Musikanten". Aber wenn sie allein war, überfluteten das verpuderte Gesicht oft bittere Tränen, weil sie nirgends daheim war.

Jobst erschien und reichte der Krafft den Arm.

„Natürlich," sagte sie, „das Klavier fängt immer an. Das ist wie die Suppe vorm Braten. Einleitung." Und dann spielte sie das ihr, wie sie sagte, ellenlang zum Halse heraushängende Impromptu von Chopin bezaubernd.

Der kleine Herr de Werth, der mit untergeschlagenen Armen und süffisantem Lächeln an einer Wand lehnte, dachte, wie komisch doch diese Leute seien, die, wenn Artur de Werth zugegen war, eine mittelmäßige Pianistin spielen ließen.

Doylen sang ein paar Balladen. Sogar die alte Exzellenz nickte Applaus. „Prinz Eugen, der edle Ritter! — Wäre Savoyen uns nur immer so treu geblieben!" — Dann sang er ein paar von seinen „bewährten Schlagern", wie de Werth sie innerlich nannte, mit starker Wirkung.

Die Exzellenz schüttelte den Kopf. „Verfluchter Kerl! Der reine Rattenfänger von Hameln. Und dabei ist der Kerl so mordshäßlich!"

Dafür bekam er von einer Dame einen Blick, der einen sensitiven Menschen auf der Stelle getötet hätte.

Als hätte er das Wort „Rattenfänger" gehört, stimmte Doylen an: „Ich bin der wohlbekannte Sänger..."

Das Lied schien für ihn gemacht. Er war der dämonische Spielmann, dessen Weisen die Menschen hypnotisierten.

„In meine Saiten greif' ich ein,
Sie müssen alle hinterdrein..."

„Eine merkwürdige Geschichte, die von den Kindern von Hameln", sagte jemand nachdenklich zu dem kleinen Baron Damp. „War es irgendeine mittelalterliche Krankheit — der Veitstanz?"

„Jawohl, eine Krankheit. Aber nennen Sie sie nicht mittelalterlich — sie lebt bis auf den heutigen Tag", sagte der kleine runde Herr, während er durch sein Monokel angelegentlich ein paar Enthusiastinnen fixierte.

„Mit diesem Liede dürfen Sie nicht aufhören", sagte Jobst zu Doylen. „Das ist eine Provokation!"

Wie in Zerstreutheit nahm Doylen eine kleine weiße Vase von einem halbrunden Wandtischchen. Etwas sehr Zartes, Liebkosendes war in der Berührung der großen, knochigen Hand. „Wie schön!" sagte er bewundernd. „Dieses makellose Milchweiß mit dem Perlmutterglanz und die schlanke, adelige Form!"

„Ja, für Kenner!" sagte Jobst. „Wollen Sie mir die Freude machen und dieses kleine Ding in Ihrem Zimmer aufstellen?"

„Tausend Dank, Graf, aber der Zigeuner muß besitzlos sein. Ich wohne nur irgendwo, aber ich habe kein Heim. Ich bewundere diese kleine Kostbarkeit lieber bei Ihnen."

„Ach, Ihnen kann man nichts schenken", sagte Jobst betrübt. „Sehen Sie mal dahinten das junge Mädchen — nein, die in Weiß! — meine kleine Cousine. Die hat sich unbändig auf den heutigen Tag gefreut. Möchten Sie nicht für die noch ein Lied singen?"

Doylen folgte der Richtung von Jobsts Blicken. „Anziehend, in der Tat, das weiche Gesicht mit den schönen Augen! Eine Anima candida. Es müßte lockend sein, in diese kindlichen Züge etwas hineinzuschreiben."

„Sie ist verlobt — oder doch so gut als ob." Jobst lächelte.

„Aber der Verlobte hat nichts hineingeschrieben. Was soll ich ihr singen? ‚Du bist wie eine Blume' wäre das Gegebene."

Eine schöne junge Engländerin, die sich immer in den Städten aufhielt, in denen Doylen sang, flehte mit kindlich gefalteten Händen: „Ein Lied von Brahms!"

„Gut!" sagte Doylen. „Aber welches? Ah! Ich weiß." Er verständigte sich mit de Werth. Dann begann er: „Unbewegte laue Luft...". Mit blitzschnellem Aufblick suchte er ein weiches Gesicht mit großen grauen Augen, als er mit verführerischer Innigkeit fragte: „Sollte nicht auch deine Brust sehnlichere Wünsche heben? Sollte meiner Seele Ruf nicht die deine tief durchbeben?" Und Mizzis Seele wurde tief durchbebt, und bei dem leidenschaftlichen Rufe „Komm, o komm, damit wir uns himmlische Genüge geben!" rang sie vergehend die schmalen Hände. Oh, in blaue Ätherfernen dahinziehen zu können und nie wieder in eine Welt zurückkehren zu brauchen, in der man Tee trank und Gräfin und Exzellenz sagte!

Der kleine de Werth aber dachte besorgt: Wenn er auf „himmlische" nur nicht umwirft. Er kann dieses Lied ja überhaupt gar nicht musikalisch.

Mizzi war, halb von ihrem eigenen Herzen, halb von den hindrängenden Menschen, in Doylens Nähe getragen worden. Jobst animierte sie, dem Künstler mit einem Worte zu danken, aber sie konnte nicht vor tiefer Erregung.

„Doch stände ich vor dir, was könnt' ich sagen!"

Ihre ganze demütige, opferwillige Seele hätte sie in ihre beiden zitternden Hände nehmen und dem bleichen, häßlichen Manne dort hingeben mögen — aber sie konnte kein einziges Wort hervorbringen.

„Nun, Mizzi,“ sagte Jobst, mit gutmütigem Spott in ihr blasses Gesichtchen blickend, „sie ist angreifend, meine Überraschung, wie?“

Sie antwortete nicht. Wenn sie ein Wort gesprochen hätte, wäre sie in Tränen ausgebrochen.

Als Hasso ihr in der Garderobe den hellen Tuchmantel umlegte, war sie einen Augenblick ganz verwirrt. Wer war doch dieser nette junge Offizier? — — —

„Mizzerl sieht blaß aus. Findest du nicht auch, Klothe?“

„Es geht aufs Frühjahr. Sie wird wohl etwas bleichsüchtig sein. Ich kann mal mit Löbel sprechen. Als ich jung war, bekamen die jungen Mädchen Stahltropfen.“

„Ich glaube, das Kind sehnt sich unbewußt aufs Land. Wenn sie erst wieder mit den Hunden herumläuft und ihre Lizzie reitet, wird sie bald wieder rosig werden. Wir können ja dieses Jahr früher hinausziehen. Ihr habt doch jedes Jahr gejammert, daß die Veilchen in Woyna ungepflückt verblühen.“

„Gut. Aber dann schreibe, daß der Kamin in Ordnung gebracht wird. In Woyna muß man bis Juni heizen. Denke an deinen Rheumatismus.“

„Ich höre Mizzerl auf dem Gange mit Bob. — Miz—zi! Komm doch mal! — Die wird froh sein!“

„Mizzi,“ fing der Graf siegesgewiß an, „möchtest du wohl, daß wir dieses Jahr früher nach Woyna hinauszögen, etwa in der zweiten Aprilhälfte?“

Der letzte Rest von Farbe wich aus Mizzis blassem Gesichtchen. „Das wäre sehr hübsch, Papa“, stammelte sie. „Natürlich, ganz wie es dir paßt. Aber wird es dir auch nicht zu kalt sein und deinen Rheumatismus verschlimmern?“

„Kinder,“ sagte der Graf, „was seid ihr besorgt um mich! Wenn ihr lieber hierbleiben wollt, sagt es. Wird dir die Trennung von Hasso schwer? Der kann ja öfter hinauskommen.“

Mizzi wurde dunkelrot. „Auf mich kommt es gar nicht an“, versicherte sie hastig. „Verzeih, ich habe Bobbie im Wintergarten gelassen.“ Sie lief hinaus.

„Was hat denn das Kind?“ fragte der Graf. „Das ist doch gar nicht ihre sonstige Art.“

„Ich glaube, dieser heimliche Brautstand ist nicht das richtige“, sagte die Gräfin vorsichtig.

„Hast recht, Klothe. Wir meinten es ja gut, wollten dem Kinde noch etwas Jugendfreiheit gönnen, aber es ist etwas Unklares, und unklare Verhältnisse tun niemals gut. Im Mai ist Mizzis einundzwanzigster Geburtstag, dann wollen wir die Verlobung veröffentlichen.“

„Ja, das wird gut sein. Und in Woyna kommen nicht so viele Leute wie hier — obwohl es keine Sensation verursachen wird. Eigentlich weiß es schon jeder.“

„Machen wir! Und die Hauptsache ist, daß Mizzi wieder Woynaer Luft atmet“, sagte der Graf, der der Woynaer Luft ganz besondere Qualitäten zuerkannte. „Manchmal habe ich auch den Verdacht, die Gesellschaft von der Klara taugt für Mizzi nicht. Diese überledigen Frauenzimmer haben alle einen Sparren. Auch für Klara muß mal für Luftveränderung gesorgt werden.“

„Auch auf diesen Gedanken bin ich schon gekommen. Aber ich mochte nicht als böse Frau ein zartes Verhältnis stören. Klara liebt dich. Ältliche Gouvernanten lieben doch meistens den Hausherrn.“

„Du bist die Großmut selbst, Klothe. Aber wohin jetzt mit der Klara?“

„Wir schicken sie vier Wochen nach Teplitz, und zur Nachkur kann sie den Onkel Geheimrat besuchen.“

„Hat sie denn Rheumatismus?“

„Den wird Löbel schon ausfindig machen — oder irgend etwas anderes.“

„Gut. Ich opfere Klara, und am zwanzigsten Mai feiern wir Verlobung.“ — — —

Die Übersiedlung nach Woyna stand dicht bevor. Gleichgültig überließ Mizzi der Jungfer die Auswahl unter den hübschen hellen Kleidern, die sie draußen tragen wollte; gleichgültig packte sie Bücher und einige andere Dinge ein — eine Angelegenheit, die sie sonst immer mit fröhlichem Eifer betrieben hatte.

Eine Sache lag ihr noch am Herzen, die vor ihrer Abreise getan werden sollte. Sie litt noch unter schamvoller Reue, wenn sie an den Abend dachte, an dem alle Doylen gedankt hatten und nur sie, die am meisten zu danken hatte, stumm geblieben war. Wenn sie ihm ein paar Zeilen schriebe? Aber was sie empfand, konnte sie nicht schreiben. Und was sollten ein paar konventionelle Redensarten? Sah es nicht lächerlich anmaßend aus, so, als dächte sie, der große Künstler könnte den Dank des kleinen Mädchens vermißt haben?

Schließlich fand sie einen Ausweg. Sie wollte ihm die Verse schicken, die ja doch ihm gehörten. Ihren Namen würde sie natürlich verschweigen, aber ihre Seele würde doch von einer Dankeslast befreit. Und er würde sie lesen, ihre armen kleinen Verse!

Sie schrieb sie sehr schön ab, auf einen Bogen, den sie Klara entwendet hatte, denn sie schämte sich, ihr eigenes Briefpapier zu nehmen mit der verräterischen kleinen Krone. Sonderbar, daß die kleine Heimlichkeit einen gleich in Unredlichkeiten verstrickte! Sie mußte Papa um das Adreßbuch bitten, denn sie wußte Doylens Wohnung nicht. Dabei bemerkte sie ganz überflüssigerweise, daß sie die Wohnung ihrer Schneiderin nachsehen wollte, und es war ihr, als ob Papa über seine Kneifergläser hinweg mokant lächelte. Dann konnte sie den Brief doch nicht auf das Marmortischchen legen, wo alle Postsachen für Anton hingelegt wurden. Sie mußte irgendeine kleine eilige Besorgung ersinnen. Wieder eine errötende Ungeschicklichkeit. Und als sie vor dem Postkasten stand, überkam sie ein letztes schamvolles Zurückziehen, wie vor einer Ungeheuerlichkeit. Als der Brief dann mit einem kleinen dumpfen Ton hinunterfiel, war es ihr, als ob sich ein Verhängnis über ihr zusammenschürzte. — — —

Wenn man auf dem Lande war, akklimatisierte man sich nach Kräften. Der Graf trug des Morgens einen grünbraunen Flauschrock und hohe Wasserstiefel, in denen er nach dem Urteil seiner Frau aussah wie ein Räuberhauptmann aus einer Operette, denn er sei ein Mann für Gehrock und Zylinder. Die Gräfin trug ihre alten Kleider auf und strickte an einem großen weißen Wollschal, den der Graf die Penelopearbeit nannte, weil er niemals fertig wurde. Mizzi streifte mit den Hunden umher, beguckte die Mistbeete und probierte den Tennisplatz und heimlich auch die Schaukel, die aus ihren Kindertagen stehen geblieben war für etwaigen Kinderbesuch und von den Leutnant-Vettern gern benutzt wurde. Oder sie besuchte die lahme Christe, die Lehrerstochter. Aber dieses Jahr hatte sie wenig Interesse an den lieben alten Plätzen, und nur dem Gärtner zu Gefallen tat sie, als ob das neue Gewächshaus voll blühender Azaleen ihr Freude machte. Ach, sie fühlte sich verlassen hier in ihrer Kinderwelt, die nichts von ihm wußte. Und was band Mizzi sonst an die Menschen als der Glaube an ein Ideal oder doch das Wissen von ihm! So schrieb sie häufig sehr zärtliche, sehnsüchtige Briefe nach Teplitz an die fühlende Seele, Klara, und mit großer Spannung öffnete sie jeden Brief aus der Stadt. Sogar für Zeitungen zeigte sie viel Interesse, wenigstens für die Rubrik „Musik“.

Wenn sie jetzt in den Park ging, zog es Mizzi immer nach einer mit Kastanien bepflanzten Anhöhe, von wo aus man einen freien Blick hatte über das wellige Gelände, in dem die Fahrstraße abwechselnd auf- und untertauchte, bis sie ein unwiderruflich letztes Mal auftauchte und verschwand. An diesem letzten, fernsten Stück der Straße hingen Mizzis Augen mit melancholischer Gebanntheit, denn sie führte zur Bahnstation, und in derselben Richtung lag auch die große Stadt, wo er weilte oder doch wenigstens eine Wohnung hatte. Denn vielleicht war er im Süden und genoß einen berauschenderen Frühling als diesen herb-lieblichen, der in den Morgenstunden noch einen Hauch vom Winter bewahrte.

Aber der Wind schlug um, und eine vorzeitige Schwüle zog vom Süden her. Die Veilchen wurden matt und dufteten ängstlich, und Mizzi wurde auch matt, und ihre Bleichsucht nahm zu. Sie hatte Schatten unter den Augen, und wenn sie sich unbeobachtet glaubte, hatte sie ihren „Mignonausdruck“, wie der Graf es nannte. Sollte die Trennung von Hasso sie doch schmerzen? Oder sollte in ihrem Verhältnis zu Hasso irgend etwas nicht stimmen? Der Graf kämpfte mit sich, ob er auf einem gemeinsamen Morgenritt, bei dem Mizzi am herzlichsten und unbefangensten war, eine Aussprache herbeiführen sollte; aber es schien ihm, als ob Mizzi einer solchen geschickt auswiche, und so stand er davon ab — zu seiner eigenen Erleichterung, denn er haßte „Szenen“.

Eines Nachmittags saß die Familie auf dem Kiesplatze hinter dem Hause beim Kaffee, als man einen leichten Wagen vorfahren hörte. Der Graf putzte seinen Kneifer, die Gräfin prüfte den Inhalt der Kaffeekanne, und Mizzi ließ die „Töchter des Präsidenten“ in den Schoß sinken. Alle drei sahen gespannt nach der Tür des Gartenzimmers, durch die der Diener einen hageren jungen Herrn in Sportkleidung heraustreten ließ.

„Jobst!“ riefen sie in verschiedenen Abstufungen des Erstaunens. Mizzi lief dem Vetter entgegen. Eine leichte Röte belebte ihr blasses Gesicht.

„Grüß' Gott! Wie lange kannst du bleiben?“ rief der Graf fröhlich.

„Dank, Onkel, aber ich bitte nur um eine Tasse Kaffee! Ich wohne in Wredes Jagdhaus. Er hat es mir angeboten, da er nach dem Süden mußte, und so hause ich darin als euer Nachbar. Es gefällt mir sehr gut.“

Er erzählte allerhand Personalia aus der Stadt, natürlich in erster Linie von Hasso, der hoffe, bald herauskommen zu können. Er, Jobst, erwarte auch allerhand Hausbesuch, der seine Zigeunerwirtschaft teilen wolle. „Doylen hat mir auch versprochen, zu kommen“, warf er hin. „Er muß nur erst den ‚Christus‘ in Budapest singen.“

Mizzi war sehr angelegentlich beschäftigt, den Buchfinken Brotkrumen hinzustreuen. Jobst bemerkte, als sie wiederauftauchte: „Ich stelle fest, daß Mizzi wieder ganz rosig aussieht. Die Landluft in Verbindung mit Friederike Bremer scheint ihr gut zu bekommen.“

Unter dieser Feststellung wurde Mizzi natürlich noch röter, und der Graf sagte befriedigt: „Nicht wahr, Mizzi erholt sich? Wir haben hier ja aber auch die gesündeste Luft im Reich. Es ist chemisch und statistisch festgestellt —“ Er spann sein Lieblingsthema. — — —

Man sah sich in der Folge häufig. Und immer, wenn Jobst dagewesen war, hatte Mizzi glänzende Augen und erhöhte Farbe, und manchmal hörte man ihr weiches Stimmchen sogar schüchtern vor sich hin zwitschern. „Der Verkehr mit Jobst muntert sie auf“, sagte der Graf befriedigt. „Ein Vetter ist als solcher doch immer amüsanter als ein paar alte Tanten.“

(Schluß folgt.)

DER BARBIER VON SEVILLA

NOVELLE VON ERICA GRUPE-LORCHER (SEVILLA)

Er war bis jetzt noch nicht selbständig, konnte nicht, wie einst sein berühmter Vorfahr, Mozarts Barbier von Sevilla, fröhlich trällern: „Nummero fünfzehn, drei blanke Becken — dort ist mein Laden für jedermann!“, denn er war bis jetzt nur einer der Angestellten des Señor Gomez, des vielbeschäftigten Friseurs in einer der stimmungsvollen alten Straßen von Sevilla.

Doch sonst war Narciso ein getreues Abbild seines berühmten Vorfahren Figaro, geschmeidig, witzig, wohlunterrichtet über alles und besonders in Liebesdingen ebensolch wichtiger Faktor, da die jungen Mädchen in Sevilla bis auf den heutigen Tag nach der einst maurischen Sitte in ihren Häusern von der Außenwelt fast abgeschlossen sitzen, vor der jungen Männerwelt sorgfältig behütet. Sein Einfluß und die Möglichkeiten, heimliche Bestellungen zu vermittteln, reichten um so weiter, als er neben seiner Arbeit ein diskretes Amt verband, das er kraft seiner taktvollen Verschwiegenheit ständig erweiterte: Täglich betrat er zahlreiche bessere Häuser, in denen er den spanischen Damen den täglich sanft wiederaufsprießenden Flaum von den Lippen rasierte, ehe dieser sich zu einem regelrechten Schnurrbart auszuwachsen vermochte.

So war Narciso im wahren Sinne des Wortes nicht „Damenfriseur“, sondern „Damenraseur“!

Hierfür besaß er die wichtigste Lebensklugheit: er wußte alles. Und verriet nichts. Als eines Morgens einer der Kunden des Señor Gomez, der junge Notar Santiago, den Laden betrat und seinen hellgrauen Filztuch mit einem Gemisch von Ärger und Erregung auf einen Stuhl warf, ahnte der kluge Narciso als Ursache sofort das bekannte Wort „Cherchez la femme!“ Don Santiago winkte ihn zur Dienstleistung herbei, da er sich am liebsten von dem aufgeweckten Narciso bedienen ließ, und begann in sichtlich dankbarer Auffassung sich bei dem witzig-amüsanten Geplauder von seinem Verdruß abzulenken. Während Narciso ihm die große weiße Serviette um den Hals steckte und das feingeschnittene, schmale Gesicht zu bearbeiten anfing, erzählte er von den Vorbereitungen zu dem bevorstehenden großen Fest, das in den Gesellschaftsräumen des großen neueröffneten Hotels „Alfonso XIII“ stattfinden sollte, und von dem die ganzen besseren Kreise jetzt redeten. Dieses Thema war ein äußerlich neutrales Gebiet, um sich an die Ursache seiner verdrießlichen Stimmung heranzupirschen.

Narciso rührte mit Geschmeidigkeit den Seifenschaum. Ja, es bestünde ein geheimes Wettrennen mit unzähligen Intrigen, welche acht Damen der Sevillaner Gesellschaft sich am Vortanzen der „Sevillana“ auf dem besonderen Podium beteiligen dürften, und es errege einige Verwunderung, daß die Doña Aurora mit unter diesen acht vortanzenden Damen sei, obgleich sie doch bereits eine junge Witwe sei und ihre junge Nichte, die Doña Angelita, um vieles schöner, anmutiger und geeigneter wäre.

Don Santiago machte plötzlich eine derart temperamentvolle Bewegung, daß Narciso fast die Schale mit dem knisternden Seifenschaum entglitten wäre. „Das ist es ja gerade!“ platzte der Kunde heraus und bewies, daß Narciso bereits den Nagel auf den Kopf getroffen. „Nur Protektion ist das! Weil diese Doña Aurora intimste Freundin des Vorsitzenden ist. Weil sie gar zu gern vermöge ihres Geldes sich bald einen zweiten Gatten suchen möchte. Dabei ist ihr ihre junge Nichte im Wege, die sie nach einer testamentarischen Bestimmung bei sich im Hause haben muß. Aber deren Schönheit stellt sie überall in den Schatten — wenn sie sie nicht einsperrt!“

„Oh, und wie Doña Aurora diese junge Angelita auch im Hause überwacht!“ fügte Narciso jetzt hinzu. Don Santiago wurde immer aufmerksamer. Er richtete sich auf und wandte den Kopf zum jungen Barbier, um ihn zu fixieren.

Ihr Gespräch war bisher nur halblaut geführt worden, da die anderen anwesenden Kunden und Barbiere in einer lebhaften Diskussion über die Fähigkeiten eines bekannten Stierkämpfers waren und sie nicht beachteten. Jetzt senkte Don Santiago die Stimme nochmals und fragte mit einiger Dringlichkeit: „Woher wissen Sie das, Narciso? Kommen Sie in jenes Haus?“

Narciso lächelte verschmitzt. Er hätte sagen können: „Ja. Täglich. Denn ich habe täglich der Doña Aurora ihren Schnurrbart zu rasieren, dessen Existenz sie geradezu krankhaft ängstlich vor der Welt verheimlicht!“ Doch Narcisos Prinzip war Verschwiegenheit — eben um die Kraft seines Einflusses in zahllos verzweigten Fäden zu behalten! Und so antwortete er jetzt nur mit einem bedeutungsvollen Unterton: „Ja, Señor! Ich komme sogar sehr oft ins Haus der Doña Aurora. Auch heute noch.“

Don Santiago vergaß, seine Wange dem bereits gezückten Rasiermesser des Narciso darzubieten. „Würden Sie es übernehmen, Doña





Angelita eine geheime Botschaft von mir zu überbringen? Aber ihre Tante, Doña Aurora, darf unter keinen Umständen davon merken!"

„Sie können sich auf mich verlassen, Don Santiago!"

Der junge Notar streifte ihn mit einem aufmerksamen Blick aus seinen schönen leuchtenden, nachtschwarzen Augen, wie sie die Sevillaner besitzen. Es hing immerhin allerlei von diesem Auftrag ab. „Sagen Sie Angelita: ich erwartete sie draußen auf der Terrasse, die an den großen Ballsaal stößt, während man drinnen die Sevillana vortanzt."

Er sah zu seiner Befriedigung im gegenüberhangenden Spiegel das hübsche, gescheite Gesicht des jungen Barbiers zustimmend lächeln, und während nun Narcisos haarscharfes Messer über die Wange des jungen Notars glitt, sagte der andere: „Vielleicht finden Sie sich übermorgen hier ein, damit ich Ihnen die Antwort der Doña Angelita sagen kann?" — — —

Am gleichen Spätnachmittag läutete Narciso, sein „Handwerkszeug" wie immer unauffällig in einer ledernen Aktenmappe unter dem Arm, am reich verschnörkelten alten Gittertor des Hauses der Doña Aurora. Es lag in einer der stimmungsvollen alten Straßen von Sevilla, die durch ihre Enge und Sauberkeit so traulich wirken, da alle die zweistöckigen, weiß getünchten Häuser äußerlich ähnlich gleich wie Schwestern dastehen. Bei ihrer architektonischen Schlichtheit wirkt der reiche Blumenschmuck von rankenden Geranien und weitausholenden Farnkräutern von einem der vorspringenden Balkone zum andern gleich gestickten Festons. Von den platten Hausdächern, deren Bauart noch aus der maurischen Zeit stammt, nicken die Palmen und Oleander in Kübeln und zwitschern in ihren winzigen Bauern die immer wohlgemuten Kanarienvögelchen. Und hinter den blühenden Fenstergittern dieser alten sauberen Häuschen verbringen und verträumen noch heute die schönen Mädchen von Sevilla ihr junges Leben.

Der Diener Juan, das noch von den Eltern her übernommene Faktotum im Hause der Doña Aurora, ließ Narciso nach seinem Eintritt ins Haus ohne weiteres in die Toilettengemächer der Dame des Hauses nach oben steigen. Der Barbier überquerte den wunderschönen Sevillaner Innenhof, auf dessen weißen Marmorquadern eine Fülle reicher grüner Topfgewächse stand, und horchte mit geschärfter Wachsamkeit, ob er nicht unterwegs der Doña Angelita begegne? Don Santiago konnte nicht ermessen, wie wahrhaft schwierig die Erfüllung des Auftrages war, da Doña Aurora fast jeden Schritt ihrer Nichte überwachte. Wie an Angelita unauffällig herankommen, wenn sie ihm jetzt nicht auf seinem alltäglichen Pfade: von der Haustür bis zum Toilettenzimmer ihrer Tante und wieder zurück, begegnete? Auch droben zwischen der schlanken Säulenhalle, die im ersten Stockwerk den offenen Innenhof umgrenzte, war das junge Mädchen nicht zu entdecken.

Narciso zermürbte sein Gehirn. Doña Aurora, nach außen hin von wohlberechnender Beweglichkeit und Grazie, empfing ihn zu Hause mit dem satten Phlegma einer früh Verblühenden, im gewohnten Alltäglichkeitsgefühl. Das Wort Friedrichs des Großen, daß es vor den Augen des eigenen Kammerdieners kein Geheimnis gibt, bestätigte sich auch hier. Sie ließ sich genau ebenso gewohnheitsmäßig vor ihrem ovalen Toilettenspiegel nieder, um sich rasieren zu lassen, wie die Herren als Kunden im Barbierladen.

„Sie werden mir übermorgen auch die Arme glätten müssen", sagte sie zu Narciso. „Ich tanze die Sevillana mit. Mein Kleid ist ja völlig ausgeschnitten, und ich habe, wie Sie wissen, die Arme sehr hoch zu heben, während ich die Kastagnetten halte."

Narciso verbeugte sich leicht zustimmend. Dabei verbarg er ein Lächeln. Ach, wie manche von den Damen, die zu diesem Wohltätigkeitsfest gingen, würde, da sie zu diesem Zwecke stets die für Andalusien typische „Flamencatracht" anlegte, ihm das gleiche einschärfen! Diejenigen, die es einmal begonnen hatten, sich von ihm den sprießenden Flaum abrasieren zu lassen, waren ihm bei dem ungeheuer starken Haarwuchs der Südländerinnen und der Brünetten verfallen.

Plötzlich neigte er den Kopf zurück, während er heute mit einiger Mühe die Rolle des amüsanten Plauderers markierte, als die ihn die Damen bei ihrer täglichen Rasur liebten, denn er horchte wachsam ständig in die nebenliegenden Zimmer und Räume. Draußen auf der Galerie klang die Stimme der Doña Angelita auf. Er schlug sich leicht an die Stirn. Ach, diese Zerstreutheit! Vorhin beim Eintritt habe er drunten ein winziges Päckchen mit einem neuen Messer liegenlassen, das er mitgebracht, da er mit diesem gerade zum bevorstehenden Feste auch ihre Arme ganz besonders gut „glätten" könne. Und er bäte, das Vergessene jetzt eben heraufholen zu dürfen, damit er es ihr zeigen könne?

Und richtig, draußen sah er gerade die zierliche Gestalt der jungen Angelita im hellen Seidenkleide durch die Säulen der Galerie huschen, als er schnell aus dem Toilettenzimmer trat. Er sprang einige Schritte leise hinter ihr her, so daß sie den hübschen, zierlich frisierten Kopf mit leise schaukelnden Ohrringen überrascht zu ihm herumwandte, jedoch schwieg, da er den Finger auf den Mund legte. Mit weiblichem Spürsinn ahnte sie sogleich irgendein Geheimnis. Und da sie Tag und Nacht auf die Möglichkeit sann, aus der geradezu sklavischen, selbst ihren Begriffen allzu strengen Überwachung der Tante zu kommen, blieb sie zur Vorsicht wortlos stehen.

„Ich habe einen Auftrag an Sie, von Don Santiago!"

Sie war derart glückselig überrascht, daß sie im Begriffe stand, ihre Vorsicht zu vergessen. Mit einer impulsiven Bewegung fragte sie leise zurück: „Ah — ist es wegen meiner Erbschaft?“

Narciso riß seine dunklen Augen auf. Er sah mit einem Schlage in ein vorhandenes Intrigennetz. Wie hochinteressant! Um so mehr Vorsicht!

„Das weiß ich nicht! Don Santiago bittet Sie, sich auf der Terrasse vom Hotel einzufinden, während man drinnen im Ballsaal die Sevillana tanzt!“

Im nächsten Augenblick hatte er seine schlanke, bewegliche Gestalt herumgeworfen und huschte die Marmorstufen der Treppe zum Innenhof hinab und sofort wieder hinauf, um dann mit der harmlosesten Miene wieder bei Doña Aurora einzutreten. — — —

Die Kunst der Sevillaner, ein Fest herrlich, glänzend und mit Geschmack auszuschmücken, bewährte sich heute wieder auf der Veranstaltung, die im Rahmen eines Wohltätigkeitsfestes in den Gesellschaftsräumen des neueröffneten Hotels „Alfonso XIII“ stattfand. Ein Meer von farbigen Glühbirnen erleuchtete die breiten Wandelgänge, die sich im weiten Viereck um den offenen Innenhof zogen. Girlanden mit rotweißen und blaugelben Lampions schaukelten dicht gespannt über dem Innenhofe selbst und ließen den hohen Strahl der Mittelfontäne in magischer Beleuchtung aufspringen. Reizvoll verklärt und schmeichlerisch umhaucht erschienen in dieser Beleuchtung all die Frauengestalten, die die Wandelgänge und verschiedenen Säle füllten! Fast alle kamen in der anmutig-kleidsamen Flamencatracht: dem fußfreien, weit wogenden Rock, auf dem sich die Galerien zierlich-duftiger Volants abstuften, der Miedertaille, die in dezentem Ausschnitt Hals und Arme frei ließ, und im Gewoge der langen Seidenfransen des herrlichen, reichgestickten seidenen Schultertuches, des Manton de Manila. Und fast auf jedem Haupte der Sevillaner Schönen ragte mehr oder minder hoch, mehr oder minder keck gesteckt, der reichverzierte Schildpattkamm.

Droben auf der offenen Galerie, die den Innenhof im ersten Stockwerk umgab, standen Zaungäste, Zuschauer, unter ihnen der Barbier Narciso. Er hatte sich ein Plätzchen gesucht, von dem aus er gerade in die Ecke eines Wandelganges sehen konnte, in der er Doña Aurora entdeckt. Er sagte sich, daß sie heute abend in dieser kleidsamen Tracht, in dieser Umgebung und ganz besonders unter dieser günstigen Beleuchtung recht passabel aussah. Auch durfte er für sich das Verdienst beanspruchen, daß von ihrem leider alltäglich sprießenden Schnurrbart nicht der leiseste Hauch wahrzunehmen sei. Unmittelbar hinter ihr, jedoch den Spähaugen der Tante stets erreichbar, stand die junge Angelita, hinsichtlich Kleidung bedeutend einfacher, doch im Grunde viel schöner und reizvoller.

Don Santiago erfüllte das Amt, das jedem der noch unverheirateten Herren jetzt oblag, den anwesenden Damen Liebenswürdigkeiten und Komplimente über ihr Aussehen und ihre Schönheit zu machen, und raspelte vor Doña Aurora Süßholz. Er tat das mit außerordentlichem Raffinement. Kein einziger seiner Blicke schweifte zu der jungen Angelita ab! Nein, völlig Luft schien das absichtlich unscheinbarer gekleidete junge Ding für ihn zu sein. Auch sie sprach geflissentlich mit einer andern Dame derweilen. Kurz, Doña Aurora fühlte sich beruhigter, da sie in der letzten Zeit einiges Unbehagen bei der Tatsache empfunden, daß der elegante, schmucke Don Santiago, auf den sie gern als zweiten Gatten spekuliert hätte, als Kompagnon ausgerechnet in die Firma eingetreten war, die die juristische Prüfung einer schwebenden Erbschaftsfrage zwischen ihr und ihrer Nichte Angelita bearbeitete. Ihre geheime Hoffnung auf die zu erringende Zuneigung des Don Santiago wuchs bei Doña Aurora. Im Gegenteil, vielleicht glückte es ihr, die Nichte bei der streng durchgeführten Absperrung an der Ausplauderung einer Tatsache zu hindern, die auf der ganzen Welt nur Aurora und Angelita bekannt war, und die die Erbschaftsangelegenheit sehr zugunsten Angelitas zu beeinflussen vermöchte!

Santiago spielte seine Rolle mit Geschick und Selbstüberwindung, gerade weil er fühlte, daß diese Doña Aurora ihre Nichte ganz abscheulich absperrte. Aber dann kam endlich der Augenblick, da das Infantenpaar als Ehrenvorstand erschienen war und man im Gesellschaftssaal sich um das Podium gruppierte, das sich unter einige der maurischen Bogen zwischen Wandelgang und Saal fügte. Die kleine Angelita war bereits unauffällig in den jetzt durcheinanderfließenden Gruppen durch den Tanzsaal hinaus auf die anstoßende Terrasse geschlüpft. Santiago aber wartete den Moment ab, da droben auf dem Podium mit gemachtem Lächeln Doña Aurora zwischen den anderen sieben Damen auftauchte, zwei Herren hinter ihnen auf Stühlen Platz nahmen, um mit der Gitarre zu begleiten, und die Damen in der reizvollen Flamencatracht die Arme mit graziöser Rundung hochhoben, um die Kastagnetten erklappern zu lassen. Die ungemein zündende Melodie der populären Sevillana schlug mit ihrem scharf geprägten Rhythmus durch die Luft. Zum Gitarrenklang gesellte sich das unvermeidliche allgemeine Händeklatschen der Zuschauer, das allem das so typische Gepräge gibt. Und auf dem Podium schwangen und drehten sich in unvergleichlicher Grazie die Gestalten der acht Damen. Selbst die zu Hause bereits phlegmatische Doña Aurora wurde unter dieser faszinierenden Weise wieder jung, graziös, ja, temperamentvoll

Sie tanzte mit dem geheimen Bestreben, den Zuschauern zu gefallen, die gegen sie aufwachsende Verstimmung wegen ihrer Teilnahme am Tanz und Verdrängung jüngerer Damen zu entwaffnen, und um — ach, war es ihr nicht das Ziel des ganzen Abends? — um dem von ihr begehrten Don Santiago zu beweisen, welche Anmut in ihr trotz ihrer Witwenschaft lebte.

Aber er stand nicht irgendwo in der Nähe zwischen den anderen zusehenden Herren, hing nicht mit bewundernden Blicken an ihren Verschlingungen und Drehungen, sondern schritt zielbewußt und ohne sich aufzuhalten, nun ebenfalls durch den jetzt leeren Tanzsaal und betrat die Terrasse. Hier war zum Glück kaum Beleuchtung, da sie nach der Allee hinaus lag. Und wo keine Beleuchtung war, fand sich ganz gewiß keine der Damen ein, deren einziges Bestreben es war, gesehen, bewundert, umworben zu werden! Im Halbschatten der herüberfallenden Straßenbeleuchtung sah er eine zierliche Mädchengestalt unter einem weit auseinanderfallenden Topfgewächs stehen, das die Balustrade zierte. Im nächsten Augenblick war er bei ihr und küßte ihr mit einem Gemisch von Hast und Freude die Hand. „Doña Angelita! Wie freue ich mich, Sie hier zu sehen! Wie? Ja, der kleine Barbier macht seine Sache vortrefflich! Ich bitte Sie schnell um einige Einzelheiten, die nur Sie mir in der Erbschaftssache geben können!"

Er hätte am liebsten ihr feines, schönes Gesichtchen in beide Hände genommen und geküßt, als sie ihn mit Vertrauen und mit einer rührend zarten Hilflosigkeit ansah. „Don Santiago, gibt es denn keine Möglichkeit für mich, aus dieser ständigen Bewachung und Bevormundung meiner Tante zu kommen? Ich bin wie eine Gefangene! Habe ich denn kein Recht, zu erfahren, wie es um die Möglichkeit meines Vermögens steht, das mir noch aus einer Erbschaft von den Philippinen her zusteht?"

„Das beweist gerade das schlechte Gewissen Ihrer Tante. Doña Angelita, ich werde Ihnen Freiheit verschaffen! Sie wissen, daß ich seit kurzem Sozius Ihres Rechtsanwalts bin. Sagen Sie mir nun schnell einige Einzelheiten, die ich wissen muß. Die Zeit ist kurz bemessen."

Sie standen beide im Halbschatten und auch gegen die in einiger Entfernung am Hotelgarten vorbeiführende Straße. Angelita erzählte noch Einzelheiten, die nur ihr und ihrer Tante bekannt waren. Ein Bruder ihres Vaters war kürzlich auf den Philippinen verstorben, hatte sein spanisches Bürgerrecht auch nach der amerikanischen Invasion behalten und Angelita als Erbin eingesetzt.

Don Santiagos Erstaunen wuchs. Aus den hastigen abgerissenen Antworten von Angelita entwickelte sich ihm ein Bild, das die bestehende Rechtsstreitigkeit zwischen Doña Aurora und Angelita vollkommen zugunsten der Nichte verschob. Was für wichtige Mitteilungen wußte Angelita jetzt! Es wurde immer klarer, daß diese Doña Aurora ihre Nichte mit vollkommener Berechnung so überwachte und abschloß!

Er hob den Kopf lauschend zurück. Ganz genau hatte er, obgleich er dem jungen Mädchen mit vollster Aufmerksamkeit zuhörte, die scharf voneinandergetrennten einzelnen Teile der Sevillana verfolgt. Lärmend mischte sich in Musik und Kastagnettengeklapper das rhythmische Händeklatschen der Zuschauer. Jetzt würde die letzte Tour des Tanzes beginnen. Die Zeit war abgelaufen. So ergriff er schnell ihre Hand, küßte sie mit ritterlicher Zärtlichkeit und sagte leise und eindringlich: „Was Sie mir jetzt mündlich sagen konnten, ändert das Bild vollkommen zu Ihren Gunsten. Welch ein Glück, daß es mir gelang, Sie endlich einmal persönlich zu sprechen. Leben Sie wohl, Doña Angelita! Seien Sie überzeugt, Sie sehen in mir einen Caballero, der nicht nur Sie aufs tiefste verehrt, sondern der auch alles daransetzen wird, Ihnen zum Recht zu verhelfen!"

Sie sah ihm nach. Plötzlich blieb er stehen und wandte sich noch einmal zu ihr herum, indem er sich zu ihr neigte: „Und dann — suchen Sie jedesmal den Barbier Narciso zu erwischen, nicht wahr? Denn vielleicht hat er eine Botschaft an Sie von mir!" — — —

Am andern Morgen erschien Don Santiago im Barbierladen des Señor Gomez. Narciso eilte sogleich auf ihn zu, denn er hatte sich mit politischer Umsicht für ihn freigehalten. Don Santiago war in einiger Verlegenheit. Es lag auch nicht der leiseste Grund vor, sich schon wieder rasieren zu lassen. Aber er mußte einen Grund vortäuschen. Darum deutete er auf sein wundervolles schwarzes reiches Haar, das sich in zwei tiefen Buchten wirksam einer freien Stirn anschloß, und verlangte, es ihm etwas zu stutzen. Narciso komplementierte ihn zum letzten, etwas abgelegenen Stuhl im Laden. Dann begann in hastig abgerissenen, halblauten Sätzen die Schmiedung eines Komplottes.

Rings um sie tobte wieder der Meinungsaustausch über einen Stierkämpfer, der am gestrigen Tage bei den großen Festen droben in Valencia das „goldene Ohr" des Stieres erhalten hatte. Man denke, die höchste Auszeichnung, deren ein Torero teilhaft werden konnte! Extrablätter hatten noch am späten Abend dieses Ereignis von fabelhafter Bedeutung in den Straßen bekanntgemacht, und so diskutierte man heute früh in sämtlichen Barbierläden von Sevilla diese Neuigkeit. Und das war gut. Denn so fiel es nicht weiter auf, daß Don Santiago, der junge elegante Rechtsanwalt, so angelegentlich mit dem Barbier Narciso sprach. — — —

Es war am nächsten Nachmittag. Ganz Sevilla rüstete sich zu seinem Blumenfest. Wenn die Sonne tiefer stand, die Schatten der zweistöckigen schmucken Häuser länger fielen und das Leben auf den Straßen lebhafter zu werden begann, sollten junge Mädchen und junge Frauen der guten Kreise unter der Begleitung und dem Schutz eines ihnen bekannten Caballeros auf den Straßen und Plätzen Blumen verkaufen, deren Erlös dem Bau einer wohltätigen Anstalt zugute kam. An vielen Straßenkreuzungen standen heute Tische, die mit Decken, Blumenvasen, offenen Majolikavasen zum Empfang von Spenden Vorübergehender geschmückt waren, und hinter denen später immer eine der Vorstandsdamen von Rang und Würden oder besonderer Schönheit thronen und die von hier aus im Bezirke zum Verkauf ausschwärmenden jungen Damen leiten sollte. Der glühende Ehrgeiz, eine Rolle zu spielen und beachtet zu werden, ehe sie als völlig verblüht zur „Garde" gerechnet wurde, hatte Doña Aurora ebenfalls einen dieser Tische als Vorstandsdame erringen lassen. Sie hatte auf dem Fest vor der Sevillana diese Tatsache auch Don Santiago eingeschärft und erwartete nun, er werde nicht nur an ihren Tisch herantreten und vor den anderen Damen ihr wieder einige Komplimente über ihre Schönheit sagen, sondern auch eine stattliche Gabe zum Zeichen seiner Verehrung für sie auf ihrem Tische niederlegen. Ja, gerade auf ihrem Tische! Auch eine Einladung zu der kleinen Feier hatte sie ihm verschafft, die den Blumenverkauf unmittelbar einleiten und in einem kleinen Saal eines im Zentrum gelegenen Theaters stattfinden sollte. Zu dieser kleinen Einleitungsfeier waren nur hervorragende Persönlichkeiten gebeten, denn niemand anderes als die Infantin, die erste Dame der Stadt Sevilla, führte hierbei den Vorsitz.

Doña Aurora hatte ihrem — Barbier am Tage vorher nochmals große Pünktlichkeit eingeschärft. Sein Kommen war heute um so nötiger, als sie gestern — weiß der Kuckuck, wie das kam! — sich nicht hatte rasieren lassen können! Am Morgen hatte sie bis in die ersten Nachmittagsstunden hinein nach der durchtanzten und durchlebten Festnacht geschlafen. Kaum daß sie erwacht war und die ans Bett servierte Schokolade getrunken hatte, war sie telephonisch noch einmal zur letzten Besprechung zur Infantin gebeten worden, die die Damen im weichen Halblicht der Fontäne des entzückenden Innenhofes des Palastes empfing, in dem ihr Unrasiertsein nicht auffallen konnte. Inzwischen war Narciso vergeblich in ihrem Hause gewesen.

Jetzt lag ein elegantes neues Seidenkleid bereit, das sie später überstreifen wollte. Sie wartete. Sie wurde unmutig. Warum ließ Narciso sie heute warten? Er war doch sonst die Pünktlichkeit in Person. Die Uhr ließ hell und rücksichtslos ihre Klänge durch das Haus hallen. Ab und zu hörte sie den leichten Schritt ihrer Nichte draußen über die Marmorquadern huschen. Das verdunkelte Doña Auroras Stirn, denn sie hatte Angelita vom Blumenverkauf abgehalten, da ihr sonst die Überwachung zu schwierig geworden wäre. Und andererseits würde man sie bestimmt fragen, wo denn heute ihre schöne junge Nichte sei.

Zuletzt warf sie den Morgenrock aus leichter Foulardseide mit unverkennbarem Unmut ab und streifte sich das neue Seidenkleid über. Wenn auch der Barbier jetzt endlich käme, würde sie nachher gerade nur noch Zeit haben, ihre Spitzenmantille aufzustecken und fortzueilen. Als sie gerade ihren weißen Frisiermantel überwarf, hörte sie drunten die Eingangsglocke am Gittertor anschlagen. Ihr fiel ein Stein vom Herzen. Drunten hörte sie die Stimme von Narciso mit dem alten Juan sprechen. Er kam! Nun aber schnell!

Es dauerte drunten noch Sekunden, bis Narciso tatsächlich heraufkam. Denn Narciso hatte einen anderen Herrn in seiner Begleitung, den der alte Diener zuerst ein wenig befremdet musterte. Aber der Barbier war ungeheuer bestimmt. Es sei ein Kollege von ihm, der morgen kommen würde, die Señora zu bedienen, da er verhindert sein würde. Er wolle deswegen ihn nachher der Señora vorstellen. So bedeutete Juan dem Fremden, inzwischen auf einem der Rohrsessel Platz zu nehmen, die auf dem schmucken Innenhof um die sprudelnde Fontäne standen, und ließ ihn dann allein. Der Fremde, der sich, um glaubwürdig zu scheinen, in einfach-bürgerlicher Kleidung präsentierte, war niemand anderes als Don Santiago!

Doña Aurora fuhr dem Barbier mit temperamentvollem Unmut entgegen, warum er denn so spät komme? Gerade heute!

Narciso, sonst die geschmeidige, höfliche Zuvorkommenheit selbst, war heute steif und unbeweglich. Er starrte ihr nur aufmerksam ins Gesicht und konstatierte mit großer innerer Genugtuung, daß der sprießende Flaum um ihre Lippen in diesen zwei Tagen des Unbehelligtseins sich gar stattlich und sichtbar herausgemacht hatte.

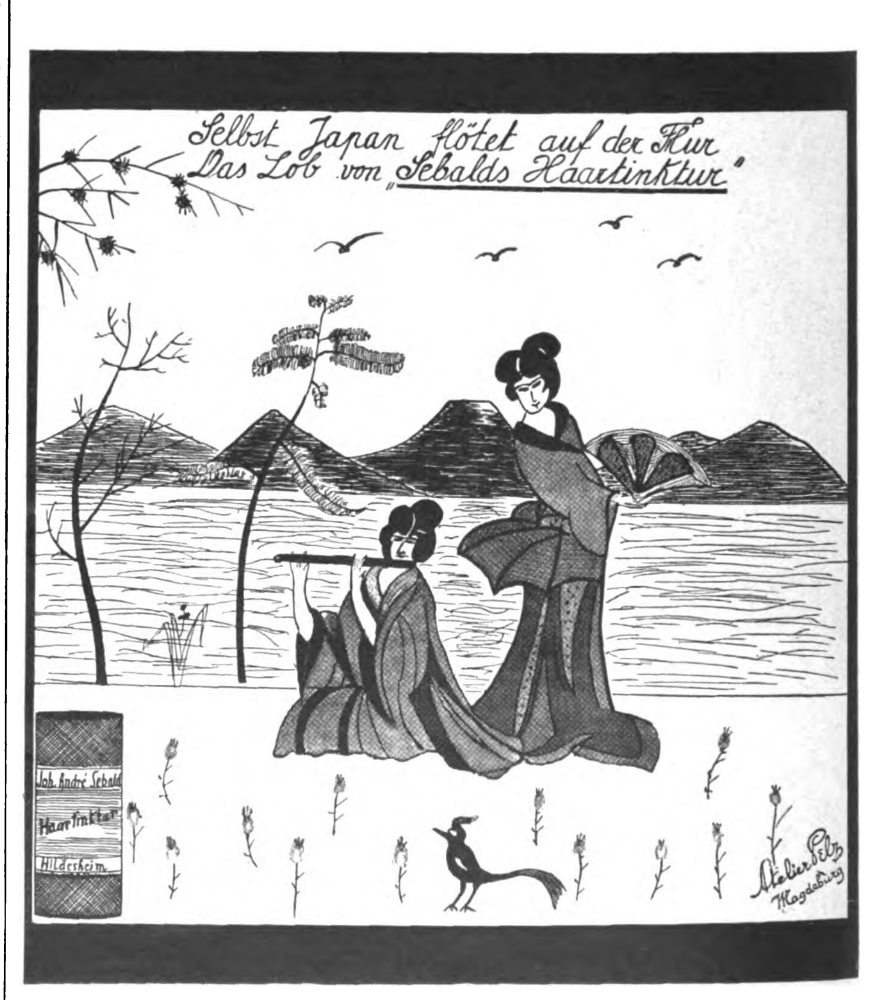
Als er sich gar nicht beeilte, sein Handwerkszeug auszupacken, wurde Doña Aurora immer ungehaltener. Man dürfe die Infantin nicht warten lassen! Unter allen Umständen hätten die Vorstandsdamen der einzelnen Tische sich vor der hohen Frau einzufinden!

„Aber warum sind Sie nicht bereits gegangen, Doña?" fragte Narciso maliziös. „Ich hätte mich dann darauf beschränkt, Ihre Nichte, die Doña Angelita, zu frisieren, zum Blumenverkauf."

„Angelita wird keine Blumen verkaufen. Sie wird zu Hause bleiben —"

„— müssen!" ergänzte Narciso in einer plötzlich ganz neuen Tonart. Dabei behielt er sein Kästchen ruhig unter dem Arm und setzte





hinzu: „Gut, dann werde ich Sie heute auch nicht bedienen, Doña Aurora!"

Sie starrte ihn mit offenem Munde an. Eine Ahnung stieg in ihr auf, daß er sie in eine furchtbare Verlegenheit setzen wolle — und könne. Deswegen legte sie sich aufs Bitten. „Aber, Narciso! Sie sind doch immer gut von mir bezahlt worden!"

„Trotzdem werde ich Sie heute nicht rasieren, Doña Aurora!"

Sie rang die Hände, daß die Nähte im neuen Seidenkleid stellenweise zu krachen begannen. „Ich stehe wie auf Nadeln! Die Infantin wird ungehalten, wenn man ihr nicht die Höflichkeit erweist, rechtzeitig zu kommen!"

„Aber so gehen Sie doch, Doña Aurora! Wer bindet Sie an?"

Sie fühlte seinen Spott. „Ich habe sämtliche Schleifen und Abzeichen für die jungen Damen zum Verkauf unter Verschluß! Der Verkauf kann nicht beginnen!"

Er trat ganz dicht an sie heran: „Was gehen die anderen jungen Damen Sie an, wenn Sie Ihre eigene Nichte in so infamer Weise zurücksetzen?"

Und dann begann er, der fassungslos Zuhörenden ihre ganze verabscheuungswürdige Haltung darzulegen. Sie stammelte nur immer wieder: „Woher wissen Sie das alles! O diese kleine Scheinheilige, diese kleine Kröte von Angelita hat alles ausgeplaudert! Wenn ich nur erfahre, wo das war und an wen!"

Sie achtete gar nicht besonders darauf, daß Narciso sich jetzt zur Tür wandte und auf den Innenhof hinaustrat, um ein Zeichen nach unten zu geben. Sie würgte nur an der Wahl: Angelita doch noch mitzunehmen oder mit ihrem Schnurrbart zu Hause bleiben zu müssen. Deswegen entschloß sie sich, da tatsächlich so schnell kein anderer Barbier herbeizuholen war, um unter der nötigen Diskretion den peinlichen schwarzen Flaum von den Lippen zu nehmen, zu ersterem. Angelita sollte mit. Doch zu ihrem maßlosen Erstaunen hörte sie draußen Narciso mit einem Herrn kurz sprechen. Im nächsten Augenblick klopfte es.

Ohne daß sie eine Antwort gab, trat der Barbier mit einem zweiten Herrn ein. Ihn fixieren, vor Entsetzen leise aufschreien und dann ihre Lippen mit der Hand bedecken, war das Werk des nächsten Augenblicks. Don Santiago? Gab es jemand in der Stadt, den sie in dieser Lage weniger hierher wünschte?

Narciso, der Schalk, übernahm die Führung in dieser Situation. „Sie müssen verzeihen, Señora, daß ich diesen Herrn bei Ihrem Bedienten soeben unter der falschen Flagge eines Kollegen einführte. Eines Barbiers, der Sie morgen verschönern sollte." Er warf einen bedeutungsvollen Blick auf ihren Mund.

„— der aber im Grunde kommt, um unter vier Augen Ihnen zu sagen, Doña Aurora, daß die Chancen Ihrer angefochtenen Erbschaftssache für Sie sehr schlecht stehen", mischte sich jetzt Don Santiago ein. Dann fuhr er mit wachsender Bestimmtheit fort, da die Klugheit ihm riet, diese Augenblicke nach allen Möglichkeiten hin auszunutzen: „Es ist Ihr eigener Vorteil, wenn ich Ihnen das jetzt alles unter vier Augen sage, denn Sie müßten eine Törin sein, wollten Sie die Kritik der Öffentlichkeit wagen."

In einigen wohlüberlegten Sätzen sagte er ihr, was er von Angelita wußte. Was die Lage für die Nichte verbesserte, was Doña Aurora nicht nur ins Unrecht, sondern in schimpflichste Blamage setzte. So sehr frappiert war Doña Aurora, daß sie vollkommen ihren entstellenden Schnurrbart vergaß und Don Santiago mit offenem Munde unbeweglich zuhörte.

Aber dann, als er in der Hauptsache mit wenigen packenden Sätzen alles gesagt, kam es wie eine Furienstimmung über sie. Sie griff sich in die Fülle ihres schwarzen Haares und rief voller Ratlosigkeit: „Was für eine Lage! Was soll ich tun? O diese infame kleine Kröte!"

„Werden Sie nun auf Ihren Protest gegen die Erbschaft verzichten, Doña Aurora?" fragte der Herr. „Wenn nicht, wird Ihre Nichte gegen Sie klagen!"

Und als sie mit einem spöttischen Auflachen zurückfragte: „Ach, das junge, dumme, einfältige Ding!", schnitt er jeden Einwurf mit der Äußerung ab: „Ihre Nichte steht nicht mehr allein. Ich bewerbe mich um sie! Und es wird mir ein leichtes sein, ihr beizustehen."

Doña Aurora knickte auf einem Stuhl zusammen. Auch das noch!

„Ich will Sie nicht länger aufhalten, Doña Aurora," meinte er mit einer Höflichkeit und Kälte, die sie beschämte, „ich will nicht Ursache sein, wenn Narciso Sie nicht von dem lästigen — Schmuck Ihrer Lippen jetzt befreit! Aber ehe ich gehe, muß ich Sie bitten, zu unterschreiben, daß Sie Ihrer Nichte nichts streitig machen, was Sie anzufechten, ihr bisher androhten."

Er stand neben ihr, während sie mit einiger Unbeholfenheit die Worte hinkritzelte, die er ihr diktierte, und unterdessen hatte er alle Muße, ihren üppigen Schnurrbart zu bewundern. Derweilen hörte er Narciso aus dem Zimmer huschen und draußen flüstern. Eine Mädchenstimme gab ihm leise Antwort.

Das war Angelita! Süße, liebe Kleine! dachte Don Santiago. Dabei lächelte er in dem Gedanken an diesen fixen kleinen Kerl, diesen Barbier, der das alles so geschickt zu arrangieren verstanden und zugleich ihm selbst den unvergleichlichen Anblick gewährt hatte, Doña Aurora in dem Schmucke eines gut ausgereiften Damenschnurrbarts zu überraschen!

Wissen und Leben.

Alpenrosen. Der Name der schönen, leuchtend roten Gebirgsblume „Alpenrose“ ist uralt. Er findet sich schon in der ersten und ältesten Lokalflora der Schweiz, der Beschreibung des Pilatus aus dem Jahre 1555 von Conrad Geßner. Etwas später berichtet der Berner Pfarrer Bendict Marti („Aretius“) von der „Bergrose“, dem „Bärebluest“ oder „Hühnerbluest“. In dem neu erschienenen ersten Teil seines „Pflanzenlebens der Alpen“ gibt der Züricher Botaniker C. Schroeter eine ausführliche Schilderung der Geschichte und des Vorkommens der Alpenrose. Die Alpenrose, von der man eine rostrote, eine behaarte und eine mittlere Art unterscheidet, wird danach sehr alt. Am Großen St. Bernhard zählte ein Exemplar von 42,5 mm Durchmesser 103 Jahre. Die immergrünen Lederblätter dauern 3—4 Jahre. Die Blätter sondern einen Balsam ab, der aus einem ätherisch duftenden Öl und schleimharzigen Stoffen besteht; die Alpenrose wird deshalb auch Alpenbalsam genannt. Mitte Juni brechen die Blüten mit leuchtendem Rot aus der braunen Schuppenhülle hervor. Die Bestäubung der Blüte, d. h. die Übertragung des Blütenstaubes auf die Narbe, geschieht durch Insekten, vorzugsweise Hummeln. Der Honig in der Blüte ist für Insekten bestimmt, die vorn in die Blüte hineinkriechen und dabei unbewußt das Amt des Bestäubers versehen. Manche Hummeln verüben aber dabei auch „Honigraub“. Sie beißen mit ihren Kiefern ein Loch in die Krone, dicht über dem Kelch, und saugen von außen den süßen Raub, ohne dabei zu bestäuben. Bekannt sind die „Alpenrosenäpfeli“ oder „Saftäpfel“, kugelige, fleischige Auswüchse an Blättern, seltener an Blüten, die wie Eichengalläpfelchen aussehen. Es sind Pilzgallen, Gewebswucherungen, die durch den Reiz eines ins Blatt eingedrungenen Fadenpilzes bewirkt werden. Die Alpenrose beginnt meist in der Laubwaldregion, ja selbst in der Weinregion. Sie geht weit über die Baumgrenze hinaus. In wirtschaftlicher Beziehung ist sie, wie Schroeter ausführt, ein Unkraut. Vom Hornvieh wird sie verschmäht, denn sie ist giftig. Ihr Gift ist das Andromedo-Toxin. Sie kann durch ihre ausgedehnte Wucherung weite Weidestrecken ganz zugrunde richten. Dem Sennen erweist sie sich aber auch freundlich: er bereitet aus ihrem Gezweig sein primitives Lager und unterhält sein Feuer mit ihrem Holz. Die weiter verbreitete, rostrote Alpenrose begleitet den ganzen Alpenbogen von Nizza bis Wien, hat Pyrenäen und Karpathen besiedelt, ferner den Jura, den Apennin und die südkroatischen Gebirge. Die behaarte hat ihr Massenzentrum in der Schweiz, streicht von dort über die Bayerischen Alpen, Tirol und Salzburg bis zu der Raxalp und dem Schneeberg. Das ganze Geschlecht der Alpenrosen, inbegriffen die eng mit ihnen verwandten Azaleen, umfaßt über 400 Arten. Sie sind auf allen Kontinenten zu Hause außer Afrika und Südamerika. Nur in der arktischen Zone erreichen sie die Meeresküste, sonst sind sie überall Bergpflanzen. Der Schwerpunkt der heutigen Entwicklung des ganzen Geschlechts liegt im Himalaja, in Südchina und im Malaiischen Archipel mit Neuguinea. Dort erreicht es auch an Kraft und Üppigkeit des Wuchses und an Pracht der Blüten den Höhepunkt. Die Mount-Everest-Expedition durchkreuzte viele Alpenrosenwälder. Schon

Frühling in Bad Reichenhall.

Auf den Häuptern der Berge, zu deren Füßen im Tale der Saalach Bad Reichenhall in geschützter Lage eingebettet liegt, herrscht der Winter noch mit Eis und Schnee. Im Tale aber hat der Lenz Blumen und Knospen, Bäume und Sträucher geküßt; Wiesen und Bergwald leuchten in zartem frischem Grün und aus allen Gärten strömt rauschender Duft aus einem Blütenmeer — ein Kontrast, der die bereits anwesenden zahlreichen Besucher unseres Kurortes den Entschluß nicht bereuen läßt, im Frühjahr Bad Reichenhall aufgesucht zu haben. Die Saison hat gut eingesetzt; die Kuranstalten sind längst in vollem Betrieb und haben als offizielle Repräsentanten des Kurlebens Neuerungen eingeführt, die dem Komfort und der Hygiene der Kur dienen. Die pneumatische Therapie, welcher die einzigartige Beschaffenheit der Gebirgsluft ihre besondere Wirksamkeit vor allen anderen Kurorten verleiht, wird sich ja wieder als bestes und wirksamstes Heilmittel für Asthma bewähren. Von den Inhalationen, Bädern, Terrain- und Luftkuren weiß man genug. Im blühenden Kurgarten läßt täglich mehrmals das Pfalz-Symphonieorchester schmeichelnde, süße Weisen ertönen — ein Flugzeug der Lufthansa, das täglich fahrplanmäßig die Strecke München — Bad Reichenhall befliegt, zieht elegante Schleifen und vermittelt durch die Rundflüge den Fluggästen ein wunderbares, unvergeßliches Erlebnis. Bootsfahrten auf den zwischen schroffen Felsen und Almwiesen eingebetteten Gebirgswassern, dem Saalach- und Thumsee und Tennisspiel auf gut gepflegten Plätzen geben den Besuchern unseres Kurortes Gelegenheit, Sport als Faktor der Kur einzubeziehen. Verpflegung und Unterkunft sind überall gut und die Preisgestaltung durchaus mäßig; auch die Kurmittel sind nicht teuerer als in der Vorkriegszeit, trotz erheblicher Mehrkosten der Herstellung. Die Preise für volle Pension bewegen sich zwischen Mark 5.50 und Mark 14.—, in der Vor- und Nachsaison wird Preisermäßigung gewährt. Der neue illustrierte Prospekt, den der Kurverein kostenlos versendet, gibt genauen Aufschluß über alles sonstig Wissenswerte. Sichere Anzeichen lassen heuer besonders auf zahlreichen deutschen Besuch hoffen. Viele erinnern sich wieder unseres schönsten bayerischen Kurortes, der Königin der deutschen Alpenbäder, das seinen zwingenden Reiz stets bewiesen und die Erwartung des Gastes sicher erfüllt.

Jos. Niedermeier.

zur Tertiärzeit mögen die Alpenrosen auf unseren Alpen gewesen sein, als Abkömmlinge einer asiatischen Stammform, einer Verwandten jener, die im Himalajagebiet zu so reicher Entfaltung kam. „Zur Zeit, als bei Lausanne Palmwälder standen," so schreibt Schroeter, „als am Bodensee Kampferbäume grünten, da mögen auf den lichten Höhen der jungen Alpen schon die Alpenrosen im Strahl der untergehenden Sonne geglüht haben." Vielleicht ist die Frostempfindlichkeit der in ihrer ganzen Erscheinung südlich angehauchten Sträucher noch ein Erinnerungszeichen an die warme Tertiärzeit.

Ein Rekord im Wachbleiben. Was man im allgemeinen Schlaflosigkeit nennt, ist eigentlich nur Schlafverminderung. Denn daß jemand mehrere Tage und Nächte hindurch unaufhörlich wach bleibt, ohne auch nur auf kurze Zeit einzuschlafen, gehört zu den größten Seltenheiten und für den gesunden Körper zu den schwersten Belastungen. Dagegen können Geisteskranke in der Tat viele Tage und Nächte hindurch vollkommen ohne Schlaf bleiben. Zwei amerikanische Ärzte haben nun im Experiment die Wirkung langen Wachbleibens auf den Körper ausprobiert. Sie haben dabei gleichzeitig einen Wachrekord aufgestellt: sie wachten nämlich je 115 Stunden, also fast 5 Tage und Nächte, wobei der eine den andern beobachtete. Zwei Assistenten sorgten dafür, daß sie nicht wider ihren Willen einschliefen. Diese Assistenten hatten gegen Ende des Versuches eine schwere Aufgabe, denn die schlaflosen Versuchspersonen suchten auf alle Weise die unbequemen Wachhalter loszuwerden oder zu überreden, ihnen einen kurzen Schlaf zu gestatten. Die beiden Chikagoer Ärzte Kleitman und Fisher veröffentlichen eine genaue Schilderung ihrer Empfindungen während des Wachbleibens und der ungeheuren Willensanstrengung, die in den letzten zwei Tagen damit verknüpft war. Das Experiment war schließlich zu einer furchtbaren Marter geworden. Nach Schluß des Versuches genügte ein zehn Stunden langer Schlaf, um wieder vollkommene Erholung und Arbeitsfähigkeit zu verschaffen. Nach zwei Tagen war auch die letzte Müdigkeit verschwunden. Untersuchungen während der Zeit der Schlaflosigkeit ergaben, daß der Herzschlag allmählich etwas langsamer, der Blutdruck niedriger wurde und die Zahl der Atemzüge abnahm. Bemerkenswert war eine allmähliche Abnahme der Körpertemperatur.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J·J·WEBER · LEIPZIG

NR. 4237. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 27. MAI 1926

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4237. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 27. Mai 1926.

Eine Brunnen-Trinkkur zu Hause





mit dem altberühmten heilkräftigen

Lauchstädter Brunnen

ist zur Förderung der Gesundheit jedem zu empfehlen.

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

Rheumatismus, Gicht, Nervosität,

Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit, schlechter Blutbeschaffenheit.

Bestes Kurgetränk bei

Zucker- und Nierenleiden.

Gesundes Blut ist die Grundlage der Lebenskraft, schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.

Deshalb ist es **für jeden Menschen,** ganz besonders aber für den, der **nervös, abgespannt** und **überarbeitet** ist, wichtig, sein Blut von Zeit **zu** Zeit aufzufrischen, um die Spannkraft und Elastizität des Körpers zu erhalten oder wiederzugewinnen durch eine Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen. Schon von Goethe, Schiller, Gottsched und anderen Geistesheroen getrunken.

Was sich aber Jahrhunderte hindurch so außerordentlich bewährt hat, das muß schon zuverlässig und gut sein.

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch die Niederlagen
— Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte —
oder direkt durch den

Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen.

Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos durch den Brunnenversand, Lauchstädt in Thüringen.

Allgemeine Notizen.

Bibliotheksrat Dr. Heinrich Schneider, bisher kommissarischer Leiter der Braunschweigischen Landesbibliothek zu Wolfenbüttel, wurde zum Oberbibliothekar an der Stadtbibliothek Lübeck ernannt. Dr. Schneider war acht Jahre Universitätsbibliothekar in Gießen und war dort auch als Universitätsdozent auftragsweise auf dem Gebiet der Geschichte tätig; 1921 wurde er als erster Bibliothekar an die Wolfenbütteler Bibliothek berufen.

Der Kunstverlag Ludwig Möller nimmt unter den Lübecker Firmen, die ihre Erzeugnisse in alle Welt hinaussenden, einen hervorragenden Platz ein. Gegründet 1874, hat diese Firma während ihres über 50-jährigen Bestehens sich zu einer der ersten auf dem Gebiet des Kunstverlages entwickelt, und es dürfte wohl kaum eine gut geleitete Kunsthandlung sowohl in Deutschland als auch weit über seine Grenzen hinaus geben, die nicht schon Kunstblätter von genannter Firma bezogen hat, bezw. ständig mit ihr in Verbindung steht. Manch ein Zimmer schmückt ein Wandbild aus dem Verlag Ludwig Möller, ohne daß der Besitzer eine Ahnung davon hat, daß dasselbe aus der alten Hansestadt stammt. Von der Vielseitigkeit des Verlages zeugen die mannigfaltigen illustrierten Kataloge, in denen wir weit über 150 Künstlernamen vertreten finden, von denen wir hier nur Egger-Lienz, Simon Glücklich, Ernst Oppler, Kallmorgen, Schmitzberger, Zimmermann, Koch-Zeuthen, Professor Schnars-Alquist, Hamburg usw. nennen. Von letzterem sind die wundervollen Seestücke zu erwähnen, die in vielen Tausenden von Reproduktionen ihren Weg über die ganze Welt gefunden haben. Auch unsere „Illustrirte Zeitung" hat mehrfach Bilder gebracht, von denen die Abdrucksrechte dem Kunstverlag Ludwig Möller entstammen. Die vielen Fremden, die zur 700-Jahrfeier nach Lübeck kommen oder ihre diesmalige Sommerfrische in einem der vielen Kurorte an der Lübecker Bucht bezw. in ihrer waldreichen Umgebung zubringen wollen, sollten die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen, die Ausstellungsräume genannten Kunstverlages zu besuchen, in denen während der 700-Jahrfeier das „Alte Lübeck" in interessanten alten Stichen und Lithographien gezeigt wird, die ein Lubecensien-Sammler zu diesem Zweck freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Die Entwicklung des estnischen Talliner Hafens. Wenn man die Einrichtungen des Talliner Hafens bis 1919 mit den gegenwärtigen vergleicht, so ergibt sich nachstehendes Bild: die Länge der für das Laden und Löschen größerer Schiffe in Betracht kommenden Kais an allen drei Bassins betrug 2470 m, während jetzt 3148 m zur Verfügung stehen, was einen Zuwachs von 21,5 v. H. ausmacht. Zu russischer Zeit gab es weit weniger Schienenstränge im Hafen als jetzt, und zwar 1041 gegen 2201 m der Normalbahn und 295 gegen 542 m der Schmalspurbahn. Die neue Südmole, die Maikow- und die Viktoriabrücke sowie der neue Hafen sind derartig mit Schienen versehen worden, daß die Waggons überall direkt bei den Schiffen vorfahren können. In letzter Zeit sind von Staatswegen viele Güterschuppen erbaut worden. Es stehen jetzt 32 649 qm gegen 17 754 qm vor 1920 zur Verfügung. Die neuen Gebäude sind an den zweckdienlichsten Stellen aufgeführt worden. Der Zuwachs an privaten Lagerräumen ist ein geringer: 48 990 gegen 47 650 qm. Ferner sind seit 1922 zehn elektrische Hebekräne aufgestellt worden, die sich auf 610 m Schienenstrang bewegen und an jedes an den Kais festgemachtes Schiff herangebracht werden können. Der Elevator ist nach den neuesten Errungenschaften der Technik umgebaut worden. Die Hafenbassins sind derartig ausgebaggert worden, daß Schiffe mit einem Tiefgang bis zu 30 Fuß sie benutzen können, während die Tiefe der Bassins selbst zu russischer Zeit nur 25 Fuß betrug. In Anbetracht der so überaus schwierigen Eisverhältnisse vorigen Winters muß die Tätigkeit der staatlichen Eisbrecher „Suur Töll" und „Tasuja", denen es ununterbrochen gelungen ist, die Schiffahrt aufrecht zu erhalten, besonders hervorgehoben werden. Tallin liefen an 1910: 2130 Schiffe mit 649 015 Reg.-Ton., 1913: 4213 Schiffe mit 949 407 Reg.-Ton., 1922: 4621 Schiffe mit 839 065 Reg.-Ton., 1922: 4621 Schiffe mit 839 065 Reg.-Ton. 1925: 3326 Schiffe mit 741 966 Reg.-Ton. 1922 war der Verkehr ein so reger wegen der großen Korneinfuhr nach Sowjetrußland über Tallin; auch landwirtschaftliche Maschinen und Lokomotiven spielten eine Rolle — die Eisverhältnisse im östlichen Teil des Finnischen Meerbusens waren zudem schwierige, die Hafenanlagen in Kronstadt und Petersburg waren noch nicht wieder instand gesetzt, die Eisbrecher nicht arbeitsfähig. Abgesehen vom Jahr 1922 ist seit Bestehen des Estnischen Freistaates die Hafenfrequenz der besten Jahre der Vorkriegszeit nicht wieder erreicht worden, weil eben das Hinterland fehlte. Der Rekordmonat aller Zeiten war bis jetzt der Februar 1913 mit 44 Schiffen mit 36 321 Reg.-Ton., doch ist er vom diesjährigen Januar alten Stils (14. Januar bis 13. Februar neuen Stils) mit 80 Schiffen von 64 874 Reg.-Ton. um 81,8 v. H. übertroffen worden, und zwar wohl ausschließlich infolge der ungewöhnlichen Eisverhältnisse. Die Schlußfolgerungen der obengenannten Arbeit sind die, daß der Estnische Freistaat in der kurzen Zeit seines Bestehens sehr viel für den Talliner Hafen getan hat, daß seine Einrichtungen den Erfordernissen der Neuzeit und allen gerechten Ansprüchen genügen dürften und daß es nach der Erfahrung vorigen Winters für Tallin keine Eissperre gibt.

Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg hat es, unterstützt von der Opferwilligkeit der Interessenten, zwar verstanden, die Sammlungen trotz der schweren Zeit zu vermehren, sogar Neubauten zur Aufnahme der Neuerwerbungen zu errichten, aber es liegt ihm daran, weitere Kreise heranzuziehen, um das Interesse für die Sammlungen noch mehr zu wecken und durch vermehrte Einnahmen den Aufgaben noch besser gerecht werden zu können. Deutsche, die geneigt sind, das Museum durch jährliche Beiträge zu unterstützen, wofür freier Eintritt zu den Sammlungen in Nürnberg und Übersendung von Druckschriften gewährt wird, werden gebeten, sich an die Leitung des Germanischen Museums zu wenden.

Samuel-Heinicke-Jubiläumstagung. Der Bund deutscher Taubstummenlehrer hat beschlossen, Pfingsten 1927 in Hamburg eine Samuel-Heinicke-Jubiläumstagung unter Teilnahme der Fachgenossen des Auslandes abzuhalten. Es soll der 200. Geburtstag eines Mannes gefeiert werden, dessen Lebensarbeit den Taubstummen

galt. In tiefem Mitgefühl für das Los der Sprach- und Gehörlosen hat Heinicke, der als Lehrer und Kantor in Hamburg-Eppendorf tätig war, eine Methode der Spracherlernung ersonnen, die den Unglücklichen zu einem menschenwürdigen Dasein verhilft und die internationale Bedeutung erlangt hat. Es dürfte daher die Feier auch eine rege Beteiligung des Auslandes erfahren.

Russische Vorbereitungen zum Tolstoi-Jubiläum. Für die hundertjährige Wiederkehr des Geburtstages Tolstois am 28. August 1928 werden schon jetzt von der Sowjetregierung große Vorbereitungen getroffen, über die in der Stuttgarter Monatsschrift „Die Literatur“ berichtet wird. Das Jubiläum soll zu einer großen Nationalfeier gestaltet werden. Zu diesem Zweck werden die Tolstoi-Museen und die sonstigen Gründungen, die den Namen des Dichters tragen, erweitert und ausgebaut. Das schönste Denkmal aber soll Tolstoi in der Gesamt-Ausgabe errichtet werden, die vom russischen Staatsverlag in Moskau in Angriff genommen ist. Die Sowjetregierung gewährt einen Zuschuß von 500 000 Rubeln, und zunächst werden in dem gewaltigen Nachlaß des Dichters sämtliche Originalmanuskripte von einer großen Anzahl namhafter Kenner gesichtet und durchgearbeitet. Man berechnet die Ausgabe auf 91 Bände, deren erste Abteilung die Schriften bis 1880, die zweite die bis 1910 umfaßt. An unveröffentlichten Werken werden in dieser Ausgabe erscheinen: ein abgeschlossenes fünfaktiges Lustspiel aus den sechziger Jahren „Die angesteckte Familie“, die unvollendete Erzählung „Die Christnacht“, „Märchen von Warjenka“, „Jugend-Tagebuch“, Varianten zu „Anna Karenina“ und „Krieg und Frieden“ sowie Tolstois Briefe aus dieser Zeit. In der zweiten Hälfte der Ausgabe finden die sämtlichen religiös-philosophischen Schriften neben den noch unveröffentlichten Tagebüchern und Briefen aus 1880 bis 1910 Aufnahme.

Der Dürerbund hat ein Verzeichnis billiger guter Bücher herausgebracht, das die literarische Erziehung in der Schule erleichtern will. Es bringt, nach Schuljahren und Fachgebieten geordnet, sämtliche Bücher der Deutschen Jugendbücherei. Ein einleitender Aufsatz des Vorsitzenden der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins geht von der Notwendigkeit aus, bei der wieder anschwellenden Schundliteratur zielbewußter die Wege zum Deutschen Schrifttum zu beschreiten. Die Inhaltsangaben der einzelnen Hefte sind vom Berliner Aus-

schuß zur Bekämpfung der Schundliteratur als mustergültig bezeichnet worden. Die Verwertung der Sachlesestoffe ist genau umrissen. Die Verzeichnisse werden unentgeltlich vom Landesjugendamt in Berlin C 2, Poststraße 16, Abteilung geistige Jugendpflege, gegen einen für einfache Drucksache freigemachten Umschlag abgegeben.

Eine Unterstützung von 25000 Bänden stellt die Gesellschaft für Volksbildung in Berlin NW. 52, Lüneburgerstraße 21 aus der von ihr verwalteten Rickert-Stiftung unbemittelten Volksbüchereien, die Mitglieder der Gesellschaft sind, unentgeltlich zur Verfügung. Von den gebundenen Büchern ist der Einband zu entschädigen. Die Stiftung besteht seit 1903 und hat bisher 7141 Büchereien mit erheblichen Büchermengen unterstützt. Voriges Jahr wurden Bücher im Wert von 17942.45 Mk. an 506 Büchereien abgegeben. Wenig bemittelte kleinere Büchereien erhalten auf diese Weise wirksame Hilfe.

Gegen die Verlängerung der Urheberrechtsschutzfrist von 30 auf 50 Jahre hat sich der Börsenverein der Deutschen Buchhändler ausgesprochen. Dagegen halten die musikalienhändlerischen Organisationen einstimmig an der Verlängerung der Schutzfrist von Werken der Tonkunst auf 50 Jahre fest. Die Begründung, die der Börsenverein der Deutschen Buchhändler seiner Entschließung gab, läßt allerdings wünschen, daß die bisherige Schutzzeit für Werke der Tonkunst von 30 Jahren beibehalten wird.

Reisekrankheiten trüben recht häufig die Reisefreuden. Dagegen gibt es ein gutes Mittel in „Mothersill's Seesick Remedy", das sich seit 25 Jahren vortrefflich bewährt hat. Es ist kein Betäubungsmittel, hat keine Nachwirkungen und schützt sicher gegen Unbehagen bei See-, Luft-, Eisenbahn- und sonstigen Fahrzeug-Reisen. Zu haben ist „Mothersill's Seesick Remedy" in den Apotheken. Direkt zu beziehen ist es von der Viktoria-Apotheke in Berlin SW. 48, Friedrichstraße 19, und dem Apotheken-Bedarfs-Kontor in Berlin SW. 48, Friedrichstraße 228.

Sommer 1926 in Deutschland. So heißt das kleine handliche, in der Reihe der „Deutschen Verkehrsbücher" erschienene Heft der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung, Berlin W 35, Potsdamer Privatstraße 121 B, in dem die bemerkenswertesten Veranstaltungen für den nach Deutschland kommenden Fremden enthalten sind. Das Buch bringt in alphabetischer Reihenfolge der deutschen Städte die größeren Veranstaltungen, die Messen, Sportveranstaltungen, Wettfahrttage usw.

„Die Schweiz", kleiner Reiseführer, herausgegeben von der Schweizerischen Verkehrszentrale, Zürich und Lausanne (Zürich, Gebr. Fretz A. G.). Die neue Publikation der Schweizerischen Verkehrszentrale erscheint zur richtigen Zeit vor Beginn der Sommersaison. In ihren zwei Teilen werden das Klima der Schweiz, der Reiseverkehr, die Sporte (Tennis, Golf, Rudern, Fischen, Rad- und Automobilsport), ferner die Hotels, die Verkehrsmöglichkeiten und Zufahrtsstraßen, die Schulen, Pensionate und Industrien usw. besprochen und eine Reihe praktischer Auskünfte gegeben. Der Führer ist reich illustriert und enthält eine Karte im Maßstab 1:900 000. Dieser praktische Reiseführer wird jedem wertvolle Dienste leisten.

Thermalbad Salsomaggiore bei Parma (Italien). Die Saison in diesem schönsten und modernsten aller Kurorte Italiens hat begonnen. Die einer Aktiengesellschaft gehörigen Großhotels Gd. Hotel des Thermes, Gd. Hotel Milano, Gd. Hotel Central Bagni haben unter Führung des vielen Italienreisenden aus seinem früheren Wirkungskreise im Gd. Hotel in Gardone am Gardasee bestbekannten und allgemein beliebten Direktors Georg Merkt (ein biederer Schwabe) ihre Tore wieder geöffnet. Sicherlich werden ihm auch dorthin viele Bekannte folgen; wissen sie doch, daß man bei ihm gut aufgehoben ist.


TET


TET


ALLE PHOTOFREUNDE
BETEILIGEN SICH AM
Agfa
1926
PHOTO-WETTBEWERB
GENAUE BEDINGUNGEN IN DEN
„AGFA-PHOTOBLÄTTERN“
ERHÄLTLICH IN JEDER PHOTOHANDLUNG
PROBEHEFT KOSTENLOS VOM VERLAG
BARPREISE IM BETRAGE VON
55,000.– RM.
AGFA ✶ BERLIN SO 36


KAFFEE HAG SCHONT
IHR
HERZ
COFFEIN FREIER KAFFEE
KAFFEE HAG
KAFFEE-HANDELS AKT.GES.BREMEN


DÜSSELDORF 1926
Mai Okt.
GROSSE AUSSTELLUNG·GESUNDHEITSPFLEGE
SOZIALE FÜRSORGE·LEIBESÜBUNGEN
Verbunden mit der Düsseldorfer Kunst-Ausstellung

Illustrirte Zeitung



AM BURGTOR IN LÜBECK

NACH EINEM GEMÄLDE VON ULRICH HÜBNER



Bergenfahrer.

Geschnitztes Lübecker Seefahrerwappen aus der Hansezeit.

LÜBECK, 700 JAHRE FREIE REICHSSTADT

VON D. DR. NEUMANN, PRÄSIDENT DES SENATES DER FREIEN UND HANSESTADT LÜBECK

Die Freie und Hansestadt Lübeck begeht in den Tagen vom 3. bis zum 6. Juni das Jubiläum ihrer 700jährigen Reichsfreiheit.

700 Jahre freier und unabhängiger Existenz als Reichsstadt bedeuten 700 Jahre Ringen und Kämpfen für deutsche Art und deutsches Wesen, bedeuten ein unablässiges Streben nach deutscher Seegeltung, bedeuten schließlich auf dem Wege über das durch den Deutschen Orden kolonisierte Preußen den Untergrund, auf dem das neue Deutschland, losgelöst von römischem und spanischem Einfluß, erwachsen ist. Die lübeckische Geschichte ist stets deutsches Ringen um Selbsterhaltung und ein Vorwärtstragen deutscher Sitte, deutschen Handels und deutscher Kultur gewesen. Nicht zu Unrecht hat man Lübeck die deutscheste der deutschen Städte genannt. In Wahrheit schwebt über allem, was hanseatische und lübeckische Geschichte darstellt, weit ausgebreitet das Wort: „Deutschland, mein Deutschland!" Die Erinnerungsfeier Lübecks steht unter diesem Zeichen. Sie ist keine eigentliche Stadtfeier, sondern eine Bekenntnisfeier in demselben Sinne wie die Tausendjahrfeier der Rheinlande, nur daß der Atem des Meeres seit 7 Jahrhunderten hier hindurchweht, und daß hier ein stammesverwandter Freundeskreis von außerhalb hinzutritt. Denn die nordischen und die baltischen Länder stehen seit alters gerade zu Lübeck in den engsten persönlichen Beziehungen. Es gibt keine deutsche Stadt, die im Norden so bekannt, so geehrt und beliebt ist wie Lübeck, das schon Gustav Wasa Gastrecht gewährte und ihm Stockholm erobern half. Lübeck ist das Brückentor zu diesen Ländern, die Stadt, die sich die Vertiefung der deutsch-nordischen Beziehungen von jeher zur Aufgabe gemacht hat und das auch für die Zukunft als seine Hauptaufgabe ansieht. In diesem Doppel-Sinn des Bekenntnisses zu einem starken Deutschtum und der engen Verwandtschaft zu den nordisch-germanischen Reichen wird Lübeck die 700-Jahr-Feier seiner Reichsfreiheit begehen.



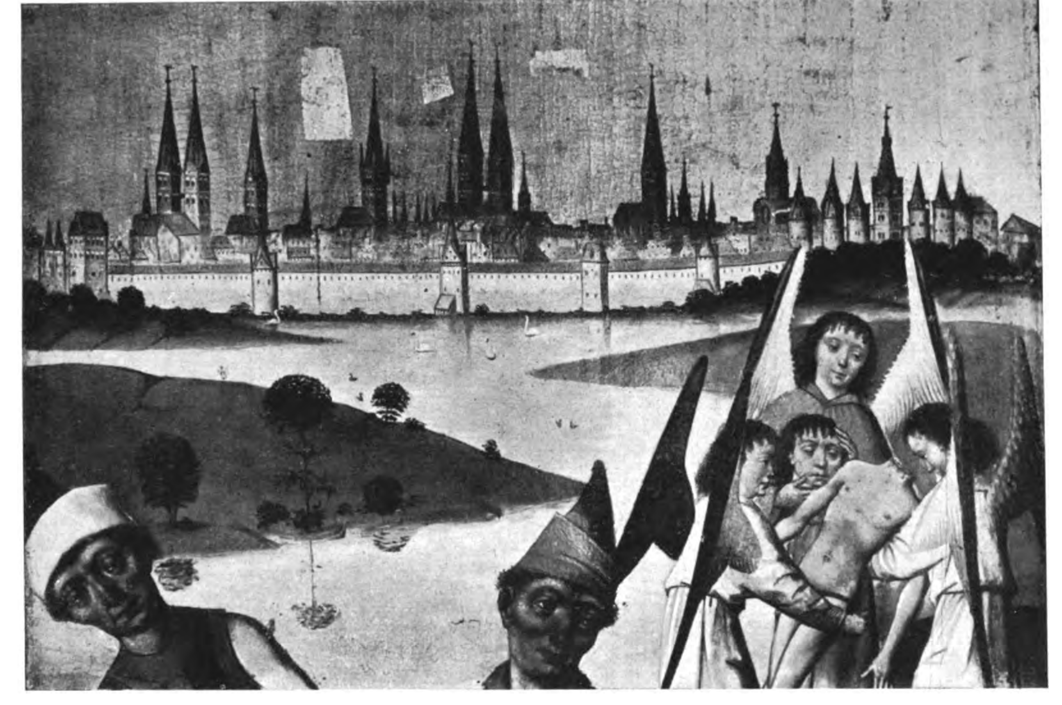
Flandernfahrer.

Geschnitztes Lübecker Seefahrerwappen aus der Hansezeit.

LÜBECK – EIN STADTSCHICKSAL

VON PROF. DIPL.-ING. H. MAHN

Städte haben ihre Schicksale, wie Völker und Länder. Auf und ab treibt sie die flutende Welle des Zeitgeschehens; Höhen wechseln mit Tiefen und auf engen Zeitraum zusammengepreßte Dramatik mit dem trägen Strom langer tatenloser Stille. Auch Lübeck, die Freie Stadt an der Ostsee, hat sein Schicksalswort, und dieses heißt „Ostsee". Sein Blickfeld ist dieses Meer, einst — vor der Entdeckung des Seeweges nach Amerika und Indien — das Weltmeer, auf dem der deutsche Kaufmann machtvolle Wirtschafts- und Kulturpolitik trieb, auf dem er frei zu herrschen und zu schalten sich bemühte. Das Meer, über das in den Zeiten vom 12. bis zum 16. Jahrhundert das Deutschtum kolonisierend in alle Küstenländer vordrang, bis der Blick sich den neuen Welten zuwandte, den Ländern im fernen Westen und auf der Südhälfte unserer Erdkugel, die den Grund zur neuen Weltwirtschaft legen sollten.



Älteste Stadtansicht von Lübeck aus dem Jahre 1482. (Vom Altar der St.-Nikolai-Kirche in Reval.)

Lübecks Geschichte ist die Geschichte des deutschen Handels mit dem Norden und Osten. Sie ist untrennbar mit der Geschichte der deutschen Hanse verbunden, jenes mächtigen deutschen Städtebundes, der bei der Ohnmacht und der nur nach dem Mittelmeer zielenden Politik des mittelalterlichen Kaisertums sein Schicksal selbst in die Hand nahm. An der Slawengrenze 1143 von dem Grenzgrafen Adolf von Schaumburg erbaut, dann von Heinrich dem Löwen in seinen Schutz genommen, nach dem Sturz dieses weitblickenden Fürsten kaiserlich unter Friedrich Barbarossa, dann wieder in dänischer Hand, befreit es sich 1226 von dieser Herrschaft mit nachbarlicher Hilfe. Im selben Jahre wird ihm von dem klugen Hohenstaufen Friedrich II. die Reichsfreiheit für ewige Zeiten verliehen, und nun beginnt der schnelle Anstieg zu einer Macht und Größe, wie sie nur wenigen Städten beschieden gewesen ist. Selbstbewußte und unternehmende Männer sind es, vorwiegend Westfalen und Rheinländer, die die Stadt nach großzügigem Plan anlegen, ihr eine Ratsverfassung geben und ihren Geschlechtern auf Jahrhunderte Macht und Einfluß sichern. Sie sichern sich auch genügend Land ringsherum, den Wasserweg für ihre Seeschiffe bis zur Travemündung und diese selbst sowie den Wasserweg aufwärts, soweit die Trave schiffbar ist. Über Wisby auf Gotland setzt sich der deutsche Kaufmann von Lübeck aus auf all den Handelsplätzen an der Ostsee und Nordsee durch, wo der Warenumsatz im Großen von Land zu Land stattfindet. „Kontore" werden im russischen Nowgorod am Ilmensee, im flandrischen Brügge, im norwegischen Bergen und in London („der Stahlhof") eingerichtet. Eine große Niederlassung in dem südschwedischen Schonen, allwo der Hering jährlich in Riesenmengen gefangen wird, kommt dazu. Gewaltige Mengen von Waren werden umgesetzt, Landesprodukte des Nordens und Ostens eingehandelt, Tuche, Salz, Korn, Erzeugnisse des Südens dagegen getauscht — und Lübeck steht infolge seiner günstigen Lage überall an erster Stelle. Die Hanse ist eine Schutz- und Abwehrorganisation, denn bald wird es nötig, die Handelsprivilegien gegen die eifersüchtigen Fremdstaaten zu sichern, das Seeräubertum zu bekämpfen, sich nicht aus der Sonne des segenspendenden Handels verdrängen zu lassen und auch auf dem Lande den raublustigen, auf die Warenzüge lüsternen Landadel abzuwehren. Lübeck wird Vorort der Hanse. Es rüstet große Flotten und Landheere aus, es kämpft mit Dänemark und mit Schweden, bald dem einen, bald wieder dem anderen verbündet. Es hilft Königen auf den Thron, setzt Könige ab, erobert ihre Hauptstädte. Im Frieden von Stralsund 1370 bekommt die Hanse die Sundschlösser in die Hand. Lübeck und die Hanse stehen nach schweren Seekriegen auf der Höhe ihrer Macht.

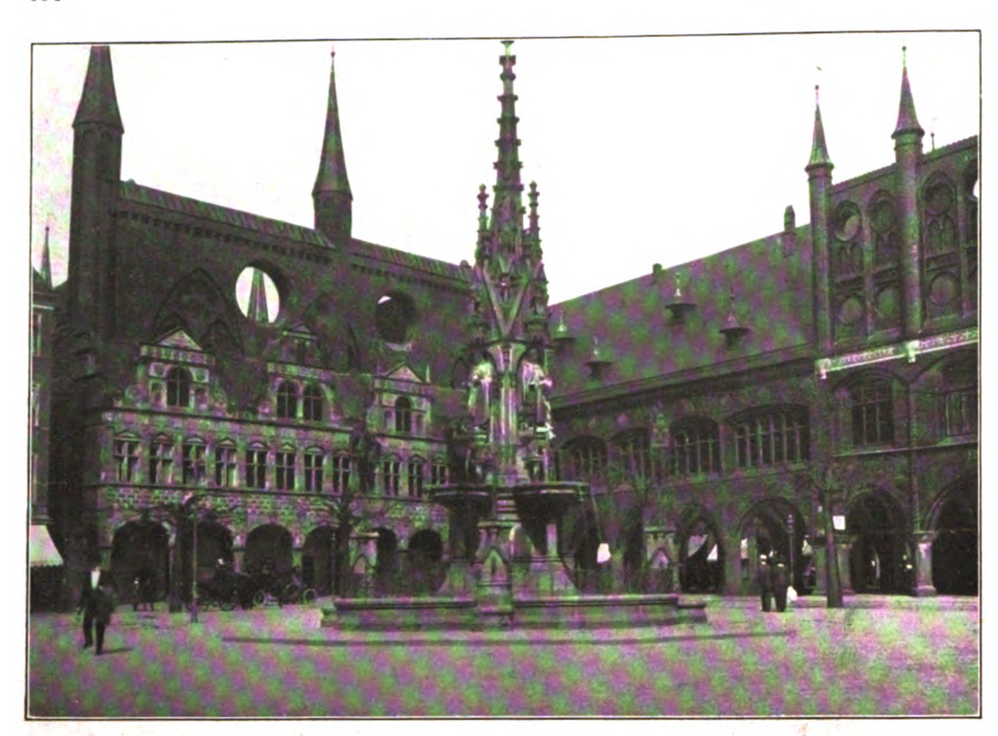
In der Stadt blühen Kunst und Handwerk empor, gewaltige Kirchenbauten, ein monumentales Rathaus entstehen; die reichen Handelsherren lassen sich Städte, Dörfer und Inseln für ausgeliehenes Geld verpfänden. Unbarmherzig werden ihre Führer, die nicht glücklich kämpfen, wie der Bürgermeister Johann Wittenborg, am Leben gestraft. Nur der Erfolg gilt. Streng, wohl zu streng, war das Regiment der Geschlechter in der Stadt. Das Handwerk sucht seine Fesseln zu sprengen und Anteil am Stadtregiment zu erlangen, so daß es 1380 und 1408 zu einem Aufstand kommt. Auch nach außen heißt es immer wieder kämpfen. Zeigen sich doch schon die ersten Anzeichen des Niederganges von der stolzen Höhe. Im Jahre 1435 gelingt es nochmals, für Lübeck und die wendischen Hansestädte im Frieden von Wordingborg die Befreiung vom Sundzoll zu erreichen. Nun dringen, begünstigt von den Dänen, Holländer und Engländer in die Ostsee ein. Immer wieder müssen die erworbenen Reichtümer in Kriegsflotten angelegt werden.

Lübeck hilft Gustav Wasa, Stockholm zu erobern und sich sein Reich zu gründen, gerät aber dann in Konflikt mit den Schweden. Ein siebenjähriger Krieg zur See, 1563 bis 1570, kaum weniger schwer als des großen Friedrich siebenjähriges Ringen zu Lande, in dem Lübeck erfolgreich um seine Narvafahrt kämpft, ist

Schluß und Siegel der historischen Urkunde, durch die Kaiser Friedrich II. der Stadt Lübeck die Reichsfreiheit erteilte.



Der Sieg der Lübecker in der Seeschlacht bei Gotland am 31. Mai 1564 / Nach einem Gemälde von Hans Bohrdt.



Rathaus und Marktbrunnen. (Phot. Ulrich Schuk, Lübeck.)



Kanzleigebäude. (Phot. Bause.)

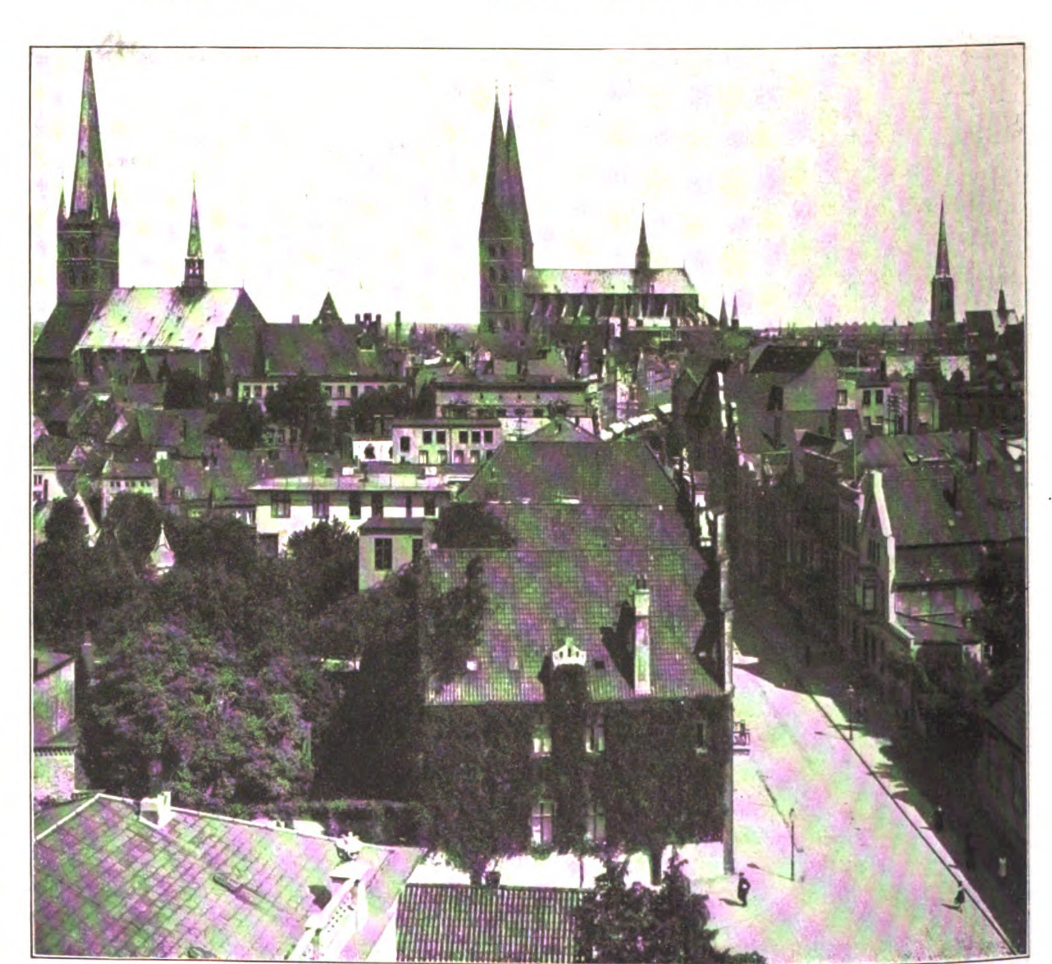
die letzte größere und erfolgreiche Kriegshandlung. Vorher hat Jürgen Wullenwever, ein demokratischer Führer Lübecks im 16. Jahrhundert, noch einmal vergebens versucht, Lübeck die alte Stellung in der Ostsee zurückzuerobern. Die Hanse zerfällt, und mit ihr sinkt Lübecks Stern. Im Jahre 1630 ist die letzte Hansetagung in Lübecks Rathaus, das viele Tagungen mit hochbedeutsamen Entschlüssen über Krieg und Frieden gesehen hat. Lübeck, Bremen und Hamburg schließen nunmehr einen engeren Hansebund. Noch aber bleibt der hansische Unternehmungsgeist rege: die Spanienfahrt bringt mancherlei Gewinn nach Lübeck. Kunst und Kunsthandwerk stehen in dieser Zeit in hoher Blüte. Man lebt in Luxus und Reichtum. Aber es fehlen das kühne weite Wagen, der stolze Unternehmungs- und Herrengeist der Kaufleute des frühen Mittelalters. Man wird gemächlich und lebt behaglich, die Lorbeeren der Jahrhunderte genießend. Doch immer bleibt die Stadt frei und unabhängig. Dann folgt die schreckliche Franzosenzeit. Lübeck wird 1806 drei Tage lang geplündert, sieben Jahre lang von französischer Herrschaft ausgesogen.

Die Schicksalswelle steigt. Es beginnt ein allmähliches Wiederbeleben des Handels nach den nordischen Reichen und Rußland. Lübeck erkennt seine Bedeutung für den deutschen Ostseehandel. Es baut im neuen Deutschen Reich, in dem es seine staatliche Selbständigkeit behält, seine Häfen aus, erbaut sich eine Wasserverbindung zur Elbe, den Elbe-Trave-Kanal, schafft sich eine bedeutende Industrie — kurz, es nimmt mit Energie sein Schicksal wieder in die Hand und meistert es! Der alte Hansegeist ist wiederauferstanden, die Wellen der Weltwirtschaft schlagen wieder an Lübecks Tore. Vor dem Schicksal, eine schlafende Museumsstadt zu werden, in der der Fremde andachtsvoll die alten gotischen Kirchen und Giebel, die Renaissanceportale und alten Tore bewundert, ist Lübeck bewahrt geblieben. Wo die Hochöfen qualmen, auf den großen Werften die Niethämmer rattern und die Schlote rauchen, herrscht ein starkes wirtschaftliches Leben. Lübeck ist heute eine moderne Handels- und Industriestadt mit sehr lebhaftem Verkehr und traditionellen Beziehungen zu den nordischen Ländern. Dabei hat es den Zauber einer großen Vergangenheit, die uns auf Schritt und Tritt vor Augen steht, zur Bewunderung für die Leistungen des Mittelalters hinreißt und zur Nacheiferung anspornt. Das moderne schaffende Lübeck hat eine Zukunft. Die „Ostsee“, heute mehr denn je im Vordergrund unseres Wirtschaftslebens stehend, ist und bleibt Lübecks Schicksal.

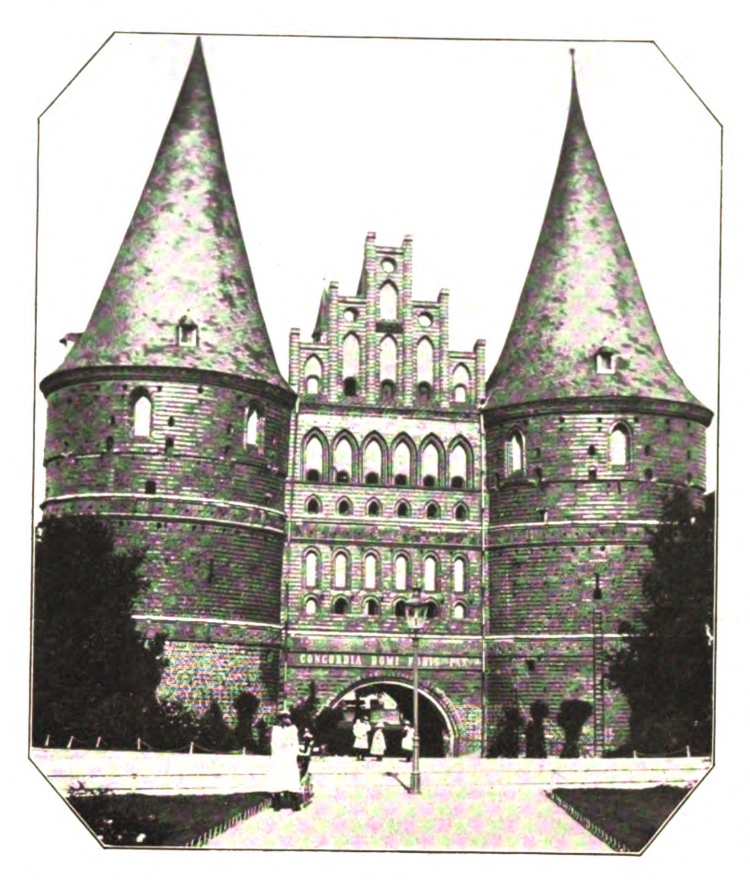
Bürgermeister D. Dr. Neumann,
Präsident des Senats der Freien und Hansestadt Lübeck.
(Phot. J. Maaß, Lübeck.)



Der Dom, vom Bauhof aus gesehen. (Phot. E. Appel, Lübeck.)



Blick auf Lübeck vom Dom aus. (Phot. E. Appel, Lübeck.)





Heiligen-Geist-Hospital. (Phot. E. Appel, Lübeck.) Linksnebenstehend: Holstentor. (Phot. Ulrich Schuk, Lübeck.)





Salzspeicher an der Trave. (Phot. Georg Müller Verlag, München.)
Rechts: Haus der Schiffergesellschaft. (Phot. Ulrich Schuk, Lübeck.)

Diele im Schabbelhaus. (Phot. E. Appel, Lübeck.)



Hafenhof. (Phot. E. Appel, Lübeck.)

HÖHEPUNKTE LÜBECKISCHER KUNST

VON DR. W. PAATZ



Erzengel St. Michael. (Museum, Lübeck.) (Phot. Georg Müller Verlag, München.)

Lübeckische Kunst hat im Mittelalter mehr als lokale Bedeutung gehabt. Die Werkstätten der mächtigsten unter den Hansestädten versorgten das gesamte norddeutsche Küstengebiet, Südschweden, Dänemark, Finnland und die Städte des Baltikums mit Altären und anderen Gegenständen kirchlicher Kunst. Die Exporttätigkeit begann um die Wende des 14. Jahrhunderts, d. h. zu dem Zeitpunkt, da die Bautätigkeit in Lübeck selbst beendet war.

Die großen Kirchen — auch sie als Vorbilder im ganzen Ostseegebiet wirksam — standen, und das Interesse wandte sich ihrer Ausschmückung zu. Damals wurde die Burgkirche mit dem Zyklus der klugen und törichten Jungfrauen geschmückt, der heute im Museum aufbewahrt und mit Recht wegen der Frische der Empfindung und der vollendeten Wiedergabe des Körperlichen sowie der modischen Zeittracht bewundert wird. Derselben Werkstatt wohl entstammen die sogenannten Bergenfahrerapostel im St.-Annen-Museum und die Darssow-Madonna in der Marienkirche, vielleicht das Vollkommenste, was in Lübeck überhaupt geschaffen worden ist. Tiefer Ernst, großartige Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks erheben diese auch im Format den klugen und törichten Jungfrauen an Monumentalität überlegenen Figuren auf eine Höhe, die nur einer genialen Künstlerpersönlichkeit erreichbar war. Der Name dieses Großen ist leider nicht bekannt, doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß er der Kunst des Claus Sluter, des großen burgundischen Bildhauers, entscheidende Anregungen verdankt. Ein Spätwerk seiner Hand ist der herrliche, in seiner abgeklärten Schönheit allen lübeckischen Darstellungen des gleichen Gegenstandes weit überlegene Kruzifixus der Kirche des Brigittenklosters von Vadstena in Schweden. Neben dieser Steinbildhauerwerkstatt arbeitete noch eine zweite, die die reizenden, in ihrem idyllisch-epischen Stil von den Schöpfungen des ersterwähnten so stark unterschiedenen Altarreliefs des Schweriner Doms (jetzt im Museum ebenda), des Ratzeburger Doms, der Kirche in Anklam und der Siechenhauskapelle in Schwartau schuf, des weiteren eine Reihe von Holzschnitzerwerkstätten, die Altäre in großen Mengen, aber von wesentlich geringerer Güte herstellten, deren bedeutendste die ehemaligen Hochaltäre der Lübecker Pfarrkirchen St. Marien und St. Jacobi und der Hochaltar des Domes in Lund sind. Eine deutliche Verflachung kennzeichnet die lübeckische Kunst des zweiten Viertels des 15. Jahrhunderts.

Erst um 1450 setzt ein neuer Aufschwung ein. Ein junger, sehr begabter Steinbildhauer bringt die Errungenschaften der flämischen, unter dem Einfluß berühmter Maler (der van Eyck, des Roger van der Weyden) zu einer glänzenden Blüte entwickelten Kunst nach Lübeck. Seine Hauptwerke sind die beiden etwas überlebensgroßen Steinmadonnen im Lübecker Dom, von denen die eine von den Lübeckern schon vor Jahrhunderten den Beinamen „die Schöne" bekommen hat, eine herrliche Steinmadonna in der Hamburger Petrikirche und eine reizende Holzmadonna in Vadstena (Schweden).

Unter dem Einfluß dieses Künstlers wandten sich alle lübeckischen Werkstätten der neuen, wirklichkeitsnahen Kunst zu. Beispiele aus den fünfziger Jahren sind der Neukirchener Altar des Kieler Thaulow-Museums, der Krämeraltar der Wismarer Marienkirche und der von Hans Hesse begonnene, von Hans Stenvat vollendete Brigittenaltar des Klosters in Vadstena (1459). Stenvat hat auch den Altar der Kirche von Bälinge in Schweden (1472) geschaffen, dem sich noch viele verwandte Werke in Schweden anschließen lassen werden. Aus diesen Altarschnitzerwerkstätten ging der Künstler hervor, dessen Name unter allen lübeckischen der glänzendste ist: Bernt Notke. Sein Leben ist uns wohlbekannt. Er war ein wilder, gewalttätiger Mann. Seine Frühwerke — das Triumphkreuz im Lübecker Dom (1477), der mächtige Altar im Dom zu Aarhus in Dänemark (1479) und der Altar des Heiligen-Geist-Hospitals in Reval (1483) zeigen ihn in der traditionellen Altarschnitzerei befangen, wie sie damals in seiner Heimatstadt in großem Umfange ausgeübt wurde. Mit seinem Hauptwerk aber, der überlebensgroßen, für den schwedischen Reichsverweser Sten Sture in der Hauptkirche zu Stockholm errichteten St.-Jürgen-Gruppe von 1489 wächst er weit über das Maß des Handwerklichen hinaus. Diese Schöpfung ist nicht mit Unrecht als der Colleoni des Nordens bezeichnet worden. Eine erstaunliche Monumentalität eint sich mit der ungehemmten Phantastik nordisch-gotischer Kunstanschauung. Notke — auch als Maler bedeutend — hat viele Schüler gehabt. Unter diesen ist der bedeutendste Henning v. d. Heide, der Schöpfer der St.-Jürgen-Gruppe des Lübecker Museums und der Johannesfigur der Lübecker Marienkirche, der produktivste, der sogenannte Imperialissimameister, dessen Werke über das ganze Ostseegebiet verstreut sind. Neben Bernt Notke steht, obwohl er dem Temperament nach als sein Antipode zu bezeichnen ist, Hermann Rode, ein Maler, der stille, freundliche, geschmackvolle Malereien geschaffen hat. Hauptwerke von ihm sind der Hochaltar der Hauptkirche in Stockholm von 1468, der Lukasaltar des St.-Annen-Museums in Lübeck von 1484, der Hochaltar der Revaler Nikolaikirche von 1482 und der Greveradalentar in St. Marien zu Lübeck von 1494.

Die barocke Spätphase des gotischen Stils vertreten in Lübeck Benedikt Dreyer und Klaus Berg. Der erstere schuf die schönen, tiefempfundenen und formal sehr geistreich behandelten Lettnerfiguren der Lübecker Marienkirche, der zweite — fast nur außerhalb Lübecks, vor allem am dänischen Hof tätig — den Hochaltar in Odense (Fünen), viele andere Werke in Dänemark und die Apostelfiguren des Güstrower Doms, deren wilde, landknechtsartige Erscheinung über die Grenzen kirchlicher Kunst fast hinausgeht. Auch diese Höhepunkte werden von einer Fülle handwerklicher Arbeiten begleitet. An allen ist eine gewisse Verweltlichung, eine innere Erschöpfung der gotischen Sakralkunst festzustellen. Die Einführung der Reformation machte nur einer **schwach gewordenen, innerlich zum Absterben reifen Kunst ein Ende.**

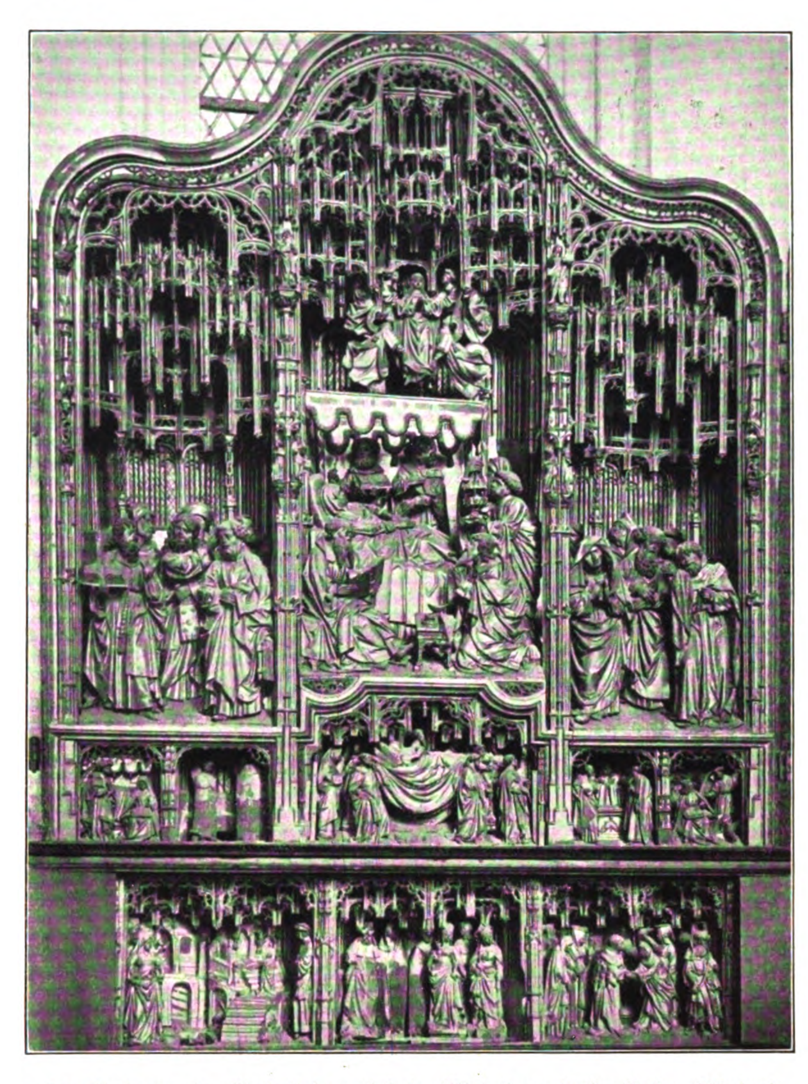


Die St.-Jürgen-Gruppe von Bernt Notke. (Nikolaikirche, Stockholm.)
Einen Abguß dieser Gruppe stiften Hamburg und Bremen der hanseatischen Schwesterstadt Lübeck als Jubiläumsgabe.

Steinmadonna. Aus der Zeit um 1450/60. (Dom, Lübeck.)



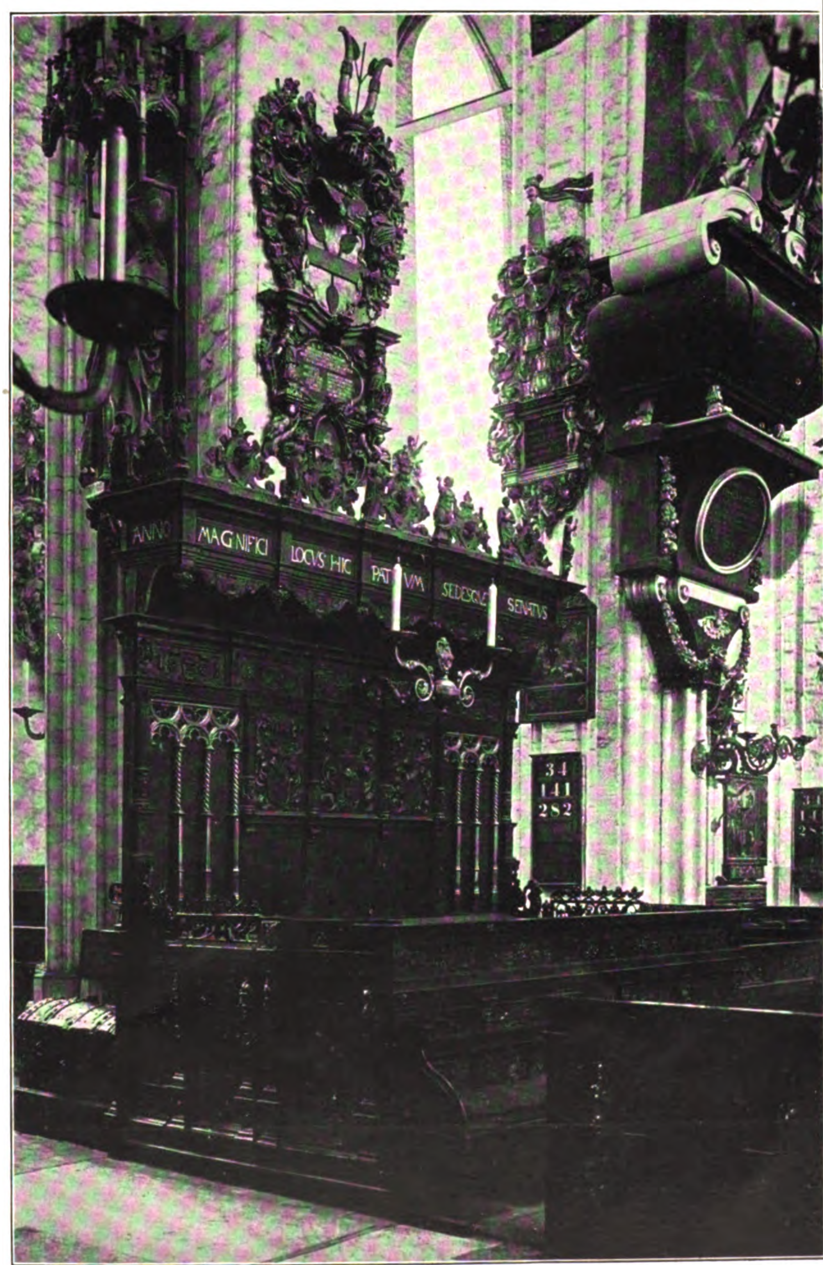
Darssowsche Madonna. 1420. (Marienkirche, Lübeck.) (Phot. Kunsthistorisches Museum, Marburg.)



Der Marienaltar der Marienkirche in Lübeck. (Phot. Georg Müller Verlag, München.)



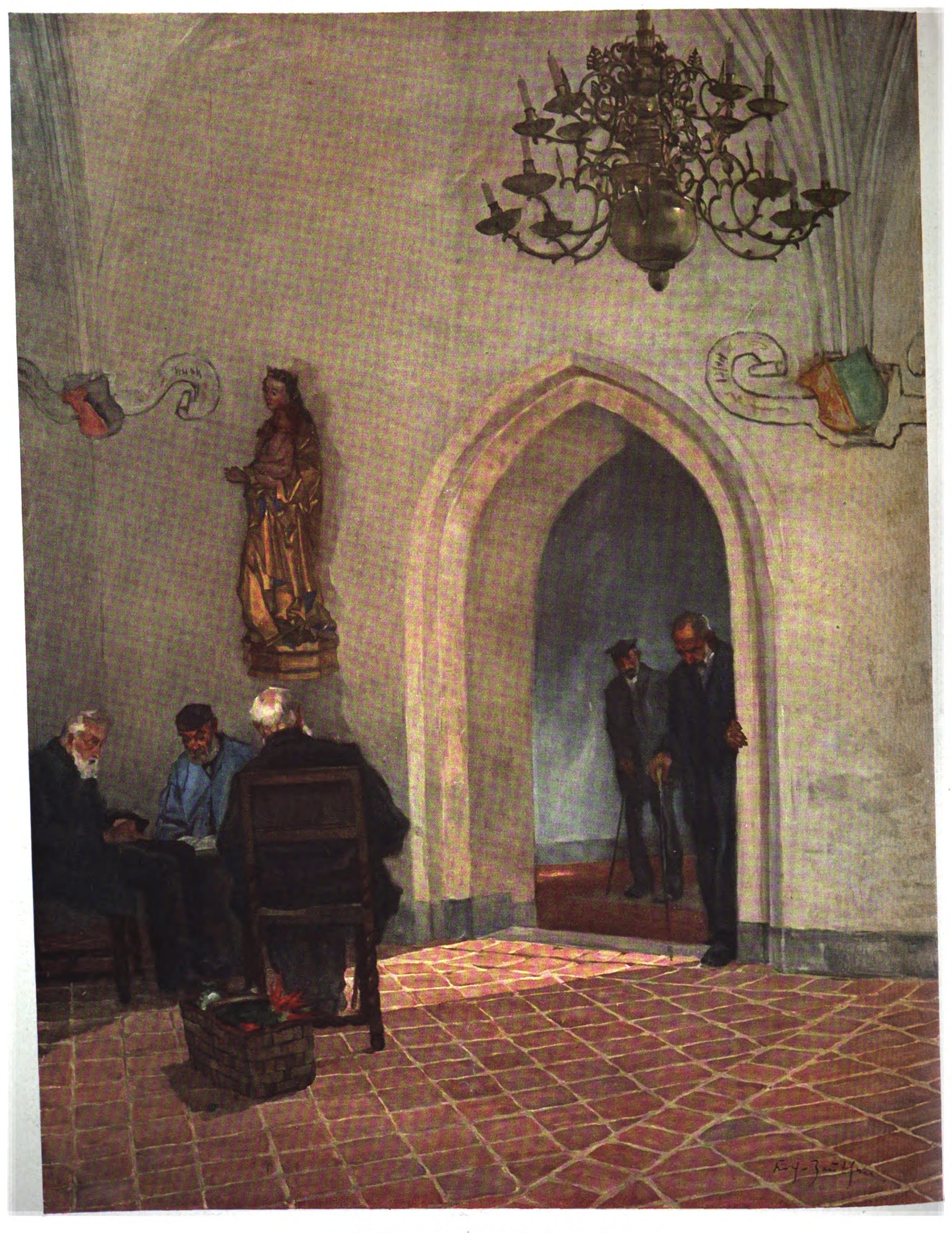
Das Mittelschiff der Marienkirche mit Blick auf das Chor. (Phot. Georg Müller Verlag, München.)



Der Bürgermeisterstuhl in der Marienkirche.



Renaissance-Zimmer (Kriegsstube) im Lübecker Rathaus. Schnitzerei von Tönnies Evers um 1600. (Phot. E. Appel, Lübeck.)



ALTMÄNNERHEIM

NACH EINEM GEMÄLDE VON REINHOLD KOCH-ZEUTHEN

(Das Architekturmotiv hat der Künstler dem St.-Annen-Kloster in Lübeck entnommen.

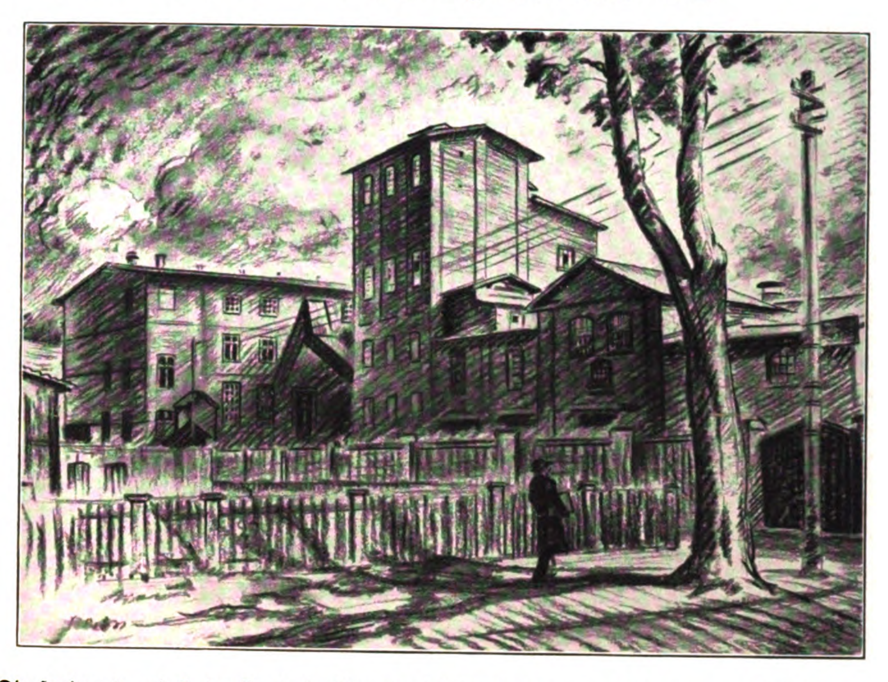
DAS WIRTSCHAFTSLEBEN LÜBECKS

VON HANDELSKAMMERSYNDIKUS DR. R. KEIBEL

In der alten Hansestadt Lübeck, die im 12. Jahrhundert als erste Hafenstadt an der Ostsee den Ostseehandel erschlossen hat und mehr als zwei Jahrhunderte hindurch Haupt des mächtigen deutschen Hansebundes war, sind Außenhandel und Schiffahrt — neben dem im Mittelalter erblühten Handwerk — bis ins letzte Viertel des vergangenen Jahrhunderts hinein nahezu die allein maßgebenden Gewerbezweige geblieben. Durch ihre — von den Gründern mit Bedacht gewählte — Lage im südwestlichen Winkel der Ostsee, an der Landenge zwischen Unterelbe und Trave wurde die Stadt der gegebene Vermittler des Verkehrs zwischen West- und Osteuropa — von Westdeutschland, Flandern und Südeuropa her nach Rußland und später nach den übrigen Ländern an der Ostsee. In neuerer Zeit vermittelt Lübeck besonders den Verkehr des deutschen Westens und großer Teile Mittel- und Süddeutschlands und Mitteleuropas



Lübecker Hochofenwerk. Nach einer Zeichnung von Hans Kraußer.



Die Honigwerke und Zuckerraffinerie in Schwartau bei Lübeck. Nach einer Zeichnung von Carl Streller.

(Tschechoslowakei, Deutschösterreich, Schweiz und Oberitalien) nach dem Osten und Norden. Zahlreiche und regelmäßige, dadurch schnelle Schiffsverbindungen mit allen Plätzen der Ostsee und auch der Nordseeküste Norwegens, bis Drontheim hinauf, dienen dem Handelsverkehr mit Häfen in den nordischen Ländern. Das Hauptbetätigungsfeld Lübecks ist aber nach wie vor das Ostseegebiet, und zwar ist Lübeck hier mehr als jeder andere für die Ostsee in Betracht kommende deutsche Hafen Vermittlerplatz für die vier nordischen Staaten Schweden, Dänemark, Norwegen und Finnland. Der Verkehr mit den baltischen Randstaaten sowie dem heutigen Rußland ist zur Zeit wieder im Aufbau begriffen.

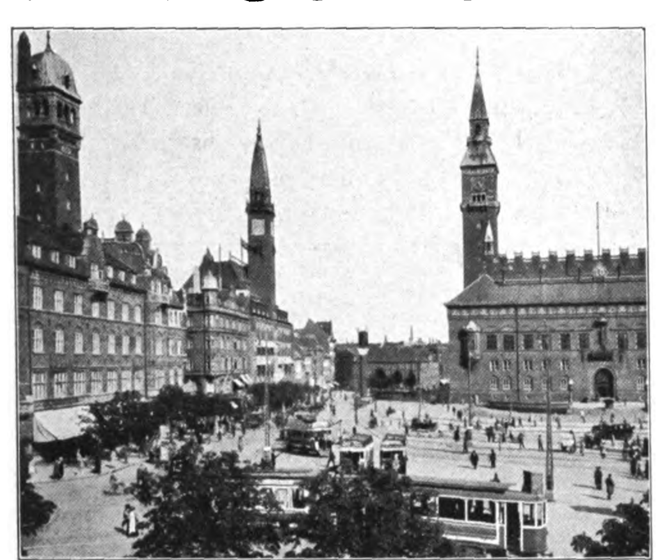
Lübeck ist sich aber rechtzeitig bewußt geworden, daß unter den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen, die das vergangene Jahrhundert gebracht hat, Außenhandel und Schiffahrt allein auf die Dauer zur Erhaltung seiner Wettbewerbsfähigkeit im Kreise der deutschen Seehafenstädte nicht ausreichen würden. Deshalb ist in den letzten vier Jahrzehnten von Staat und Kaufmannschaft gemeinsam bewußt auf die Förderung der schon vorhandenen, vorwiegend aus früheren handwerklichen Betrieben entstandenen Industrie und auf die Heranziehung neuer industrieller Unternehmungen hingearbeitet worden. Von Bedeutung für den Erfolg dieser Bestrebungen war der Bau des Elbe-Trave-Kanals, der Lübeck auf einem vorzüglichen, für billige Massentransporte geeigneten Wasserwege mit dem Elbe-Saale-Gebiet bis zur Tschechoslowakei hin und mit den märkischen Wasserstraßen verbindet. Heute ist die halbe Bevölkerung der alten Hansestadt unmittelbar oder mittelbar von der Industrie abhängig. Diese zeichnet sich durch eine Mannigfaltigkeit eigen- und einzigartiger Betriebe aus, die dem Wirtschaftsleben der Stadt ein besonderes Gepräge gibt. Die Führung hat eines der größten deutschen Hochofenwerke, das Hochofenwerk Lübeck, das 1906 bis 1907 unter Beteiligung des Staates und der Handelskammer, als Vorstands der „Kaufmannschaft“, errichtet wurde. Seitdem ist es durch wertvolle Nebenanlagen: Nebenbetriebe der Kokerei, Zement-, Schlackenstein-, Zementwaren- und Wandplattenfabriken und eine Kupferhütte vervollkommnet und durch Angliederung anderer Werke vergrößert worden; unter diesen ist das einst als Vorbild dienende Eisenwerk Kraft in Stolzenhagen-Kratzwieck bei Stettin zu nennen. In Verbindung mit dem Hochofenwerk steht eine große Überlandzentrale, deren Wirkungsbereich weit nach Mecklenburg-Schwerin und Holstein hineinreicht. Es sind ferner zu erwähnen: vier große Werften und Baggerbauanstalten, das berühmte Drägerwerk, das die Herstellung von Apparaten betreibt, die allen neuzeitlichen Verwendungsmöglichkeiten des Sauerstoffes, vor allem für Rettungs-, Heil- und Tauchzwecke, gerecht werden, ein Stanz- und Emaillierwerk, das eine Sonderstellung in der Metallindustrie an der ganzen Ostseeküste einnimmt, Eisengießereien, Maschinenfabriken und Metallverarbeitungsstätten, die nach besonderen Patenten Spezialmaschinen und -apparate herstellen, Sägewerke und weitere Betriebe der Holzindustrie, Nahrungs- und Genußmittelwerke, unter denen, außer der Erzeugung des berühmten Lübecker Marzipans, die Konservenfabriken hervorzuheben sind, deren älteste, 1845 gegründet, das erste deutsche Unternehmen zur fabrikmäßigen Herstellung von Nahrungsmittelkonserven war und damit Lübeck zur „klassischen Stadt der Konservenindustrie Norddeutschlands“ gemacht hat. Im Zusammenhang hiermit wurde die Stadt auch führend in der Blechemballage-Industrie, da das erste deutsche Unternehmen zur Einführung des Verfahrens für den hermetischen Verschluß der Konservendosen durch Maschinen (statt von Hand) gleichfalls in Lübeck (1884) gegründet wurde. Diese Erfindung hat wieder eine günstige Voraussetzung für die Entwicklung einer umfangreichen Fischkonserven-Industrie auf der Grundlage der heimischen Fischräucherei geschaffen. Schließlich seien noch Stein-, Ton-, Porzellan- und Kreidewerke sowie Betriebe der verschiedensten Art aus der chemisch-technischen Industrie erwähnt, endlich ein Kühlhaus, das in gleicher Ausrüstung an der deutschen Ostseeküste wohl nicht wieder zu finden ist.

Diese Vielseitigkeit des wirtschaftlichen Lebens in Lübeck zeigt, daß das einstige Haupt der alten Hanse den wirtschaftlichen Anforderungen der Neuzeit in vollem Umfange zu entsprechen verstanden hat.



Im Hafen von Lübeck. Nach einem Gemälde von Ulrich Hübner.

DER HAFEN VON LÜBECK UND SEINE VERKEHRSVERBINDUNGEN



Kopenhagen: Rathausplatz. (Phot. P. Elfeldt.)



Stockholm mit neuem Stadthaus, einem Meisterwerk moderner Baukunst. (Phot. G. Heurlin, Stockholm.)

Der Seehafen Lübeck verdankt seine Bedeutung — bereits von der 1143 erfolgten Gründung der Stadt an — der überaus günstigen Lage im Südwest-Zipfel der Ostsee. Von der Lübecker Bucht aus ist die kürzeste Landentfernung bis zu dem schon im Mittelalter wirtschaftlich sehr starken Gebiete Westfalens und des Rheinlandes. Der Lübecker Hafen selbst liegt noch 20 km landeinwärts der Meeresküste an der für Seeschiffe befahrbaren Trave. Im Mittelalter kam hierzu noch ein Transport auf Flußschiffen in der Richtung nach obigen Wirtschaftsgebieten bis Oldesloe traveaufwärts und eine, wenn auch primitive und später eingegangene Kanalverbindung des Elbe- und Traveflußlaufes. Die Neuzeit hat diesen Verbindungen die Eisenbahnlinien aus dem Westen und Süden über Hamburg und über Büchen, aus Mecklenburg und Schleswig-Holstein und seit 1900 einen modernen Binnenschiffahrtskanal für Schiffe bis zu 1200 t Ladefähigkeit, den Elbe-Trave-Kanal, hinzugefügt. Heute kann in wirtschaftlicher Hinsicht mit Recht sowohl von dem kürzesten direkten Landverkehrsweg der Eisenbahn aus dem rheinisch-westfälischen Industriegebiet an die Ostsee bis Lübeck als von einer Ostseemündung der Elbe bei Lübeck gesprochen werden. Aus dem großen, für die deutsche Ein- und Ausfuhr sehr wichtigen Industrie- und Handelsgebiete Deutschlands und der Tschechoslowakei, für das die Elbe mit ihren Nebenflüssen den Handelsweg zu Wasser darstellt, ist demnach Lübeck heute wegen der direkten Umschlagsmöglichkeit vom Binnenschiff zum Seeschiff der gegebene Seehafen mit den kürzesten Seeschiffahrtsverbindungen nach allen Plätzen der Ostsee. Auch für den direkten Wasseranschluß aus Rheinland-Westfalen nach Lübeck besteht nach Fertigstellung des Mittellandkanals und eines Anschlusses in nordsüdlicher Richtung bis etwa Lauenburg a/E. oder des Hansa-Kanals für die alte Hansestadt Lübeck die gleiche gute Verbindungsmöglichkeit zu Wasser.

Aber auch mit der heute aus dem Westen herankommenden Eisenbahnverbindung ist Lübeck ein besonders günstiger Ausfuhrhafen Deutschlands nach den Ostseeländern, für alle Gebiete, die westlich einer Linie etwa Rostock-Berlin-Görlitz liegen. Die Hauptverkehrslinie in der Ostsee verläuft in der Richtung Südwest-Nordost. Mit nur einem Kurs kann man unmittelbar aus der Lübecker Bucht heraus, ohne Kursänderung, die Rigaer Bucht ansteuern. Von Lübeck aus läuft daher ein anfangs zusammenliegendes Strahlenbündel von Verkehrslinien nach den nordischen Haupthäfen an der Ostsee im Kattegat und der Westküste Skandinaviens, nach den Häfen Kopenhagen, Malmö, Stockholm, Helsingfors, Abo, Wiborg, St. Petersburg (Leningrad), Reval, Riga, Königsberg, Danzig, nach Gotenburg, Oslo, Bergen und Drontheim.

Die genügende Tiefe der schwach strömenden Trave sicherte einst den Hansefahrzeugen die Fahrt aus der See aufwärts bis zu dem befestigten Hügel, auf dem die Stadt Lübeck erbaut wurde. Heute ist dieser vielfach gewundene Lauf durch Durchstiche und Abstiche begradigt und auf eine solche Wassertiefe gebracht, daß Schiffe bis zu 7,5 m Tiefgang und 7000 bis 8000 t Tragfähigkeit bequem bis unmittelbar an die Stadt und solche bis zu 10 000 t Tragfähigkeit bis an die Industriehäfen unterhalb fahren können.



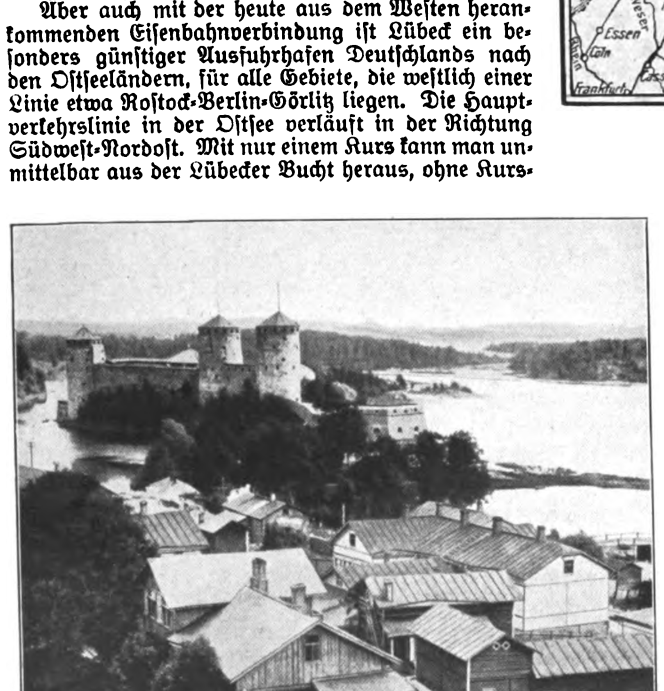
Lübecks regelmäßige Dampferverbindungen.

Ausgestattet ist der Hafen mit den nötigen Gleisen sowie elektrisch angetriebenen Lösch- und Ladevorrichtungen von $1^1/_2$ bis 40 t Tragfähigkeit. Die Kaiflächen sind besetzt mit einem dreistöckigen Lagerhaus und 24 Schuppen mit einer Lagerfläche von 40 000 qm. An ungedeckter Lagerfläche stehen etwa 30 000 qm zur Verfügung. Für den direkten Umschlag von Schiff zu Schiff sind zwei Umschlagshäfen bei Koch's Werft und bei den Israelsdorfer Wiesen geschaffen. Die Verladeeinrichtungen sollen noch wesentlich vergrößert werden. Auch dem Getreideverkehr wird durch Einrichtung einer pneumatischen Förderanlage im Lagerhaus Rechnung getragen. Für den Viehverkehr ist auf der Roddenkoppel die Quarantänestation errichtet, eine zollsicher umgrenzte Fläche von 20 800 qm mit sieben modern angelegten Ställen für 2000 Stück Rindvieh und 1000 Schweine. Auch besitzt der Hafen eine Freilagerzone, die sich aus einem Hauptlager im Lagerhaus und zwei Nebenlagern zusammensetzt, und das größte Kühlhaus an der Ostsee, in dem Fleisch, Butter, Eier usw. eingelagert werden. Im Winter wird die Zufahrt zum Hafen durch Eisbrecher jederzeit aufrecht erhalten.

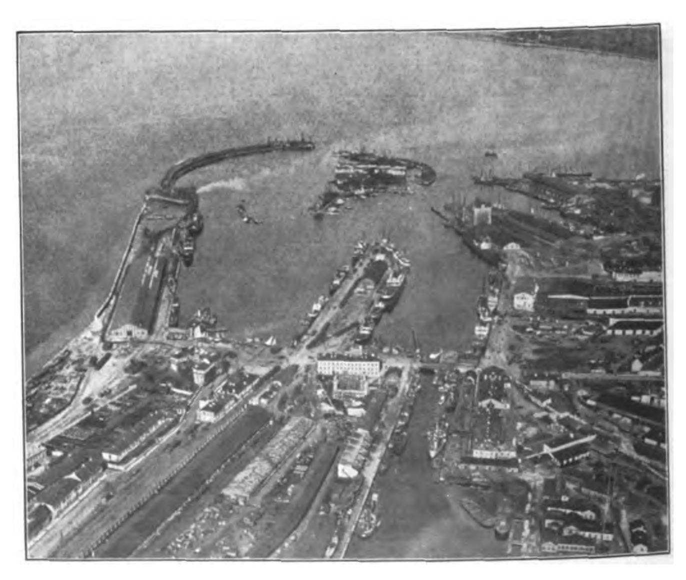
Eine gute Befeuerung der Zufahrtstraße von Travemünde bis nach Lübeck (20 km) gestattet Tag- und Nachtverkehr. Lübecks Dampferverbindungen spannen ein enges Netz über die ganze Ostsee, woran in neuester Zeit besonders auch die Lübeck-Linie A.-G. mit sechs neuen Schiffen teil hat. Nach Kopenhagen ist täglicher Passagierverkehr, nach Stockholm zweimal wöchentlich eingerichtet. Auch nach Finnland geht ein regelmäßiger Passagierdienst.

In Lübeck hat sich ein kräftiger Eigenhandel herausgebildet. Unter den Einzelzweigen dieses Eigenhandels steht in erster Linie der Holzhandel. Neben diesem ist auch der Erzhandel von besonderer Bedeutung. Von beachtenswertem Umfange ist ferner der Handel mit verschiedenen nordischen Produkten, wie Kronsbeeren, Butter, Hanf, Teer, Altmaterial, Häuten, Fellen, Teerprodukten und die Ausfuhr von Maschinen, Eisen- und Kurzwaren, Drogen, Wein und Kolonialwaren, Salzen, Kaolinerde usw., daneben ein umfangreicher Kohlenhandel, dem neuzeitliche Lösch- und Ladevorrichtungen dienen. Während der Handel Lübecks in die späteste Zeit zurückgreift, sind die Industrieansiedelungen neueren Datums. Sie befruchten, besonders durch den Erz- und Kohlenimport für das Hochofenwerk und seine Nebenbetriebe den gesamten Lübecker Hafen. Auch die sehr intensive Fischbearbeitungsindustrie Lübecks und seines Industrievorortes Schlutup, eines ehemaligen Fischerdorfes, bringt dem Hafen durch Einfuhr von Ladungen frischer Fische aus Skandinavien und England einen Spezialverkehr. Daneben ist die Ausfuhr aus den Industriegebieten West- und Mitteldeutschlands in Halb- und Fertigfabrikaten ein wesentliches Moment der Belebung des Lübecker Hafens.

Trotz der großen Konkurrenz der Welthäfen Hamburg und Bremen und des mit Berlin gut verbundenen Stettiner Hafens hat sich der alte Seehafen Lübeck durch seine günstige Lage, seine prompt arbeitende Spedition und die regelmäßigen Schiffsverbindungen seine alte Stellung im Ostseehandel erhalten können und zeigt selbst in dieser wirtschaftlich schwierigen Zeit ein deutlich wahrnehmbares Aufblühen. H. M.



Die Burg „Olofsborg" bei Nyslott am Saima-See.



Reval: Tallinner Hafen.



Der Verfasser des Romans, mit dem wir heute beginnen, Gustav Renker, ist Deutscher schweizerischer Abstammung. Vor vier Generationen wanderte seine Familie aus Schwaben in die Schweiz ein, während seine Mutter aus einer alten Wiener Patrizierfamilie stammt, von der ein Seitenzweig nach Kärnten führt. Dies ist das Land, in dem er aufgewachsen und mit dem sein Wesen verwurzelt ist; hier liegt auch der See, um den der vorliegende Roman spielt. — Renker behauptet unter den modernen Schriftstellern einen angesehenen Platz, und eine ganze Reihe beachtenswerter Werke von ihm ist bereits erschienen, so der Alpenroman „Heilige Berge", eine Verherrlichung der Gebirgsschönheit, sein in den Ostalpen spielender Kriegsroman „Einsame vom Berge", sein phantastischer Roman „Der Herold des Todes", der Leid und Kampf mittelalterlicher Gebirgsbauern schildernde Roman „Bauernnot", sein seltsame und geheimnisvolle Geschichten enthaltender Novellenband „Irrlichter" u. a. m. Auch in unserem neuen Roman, seiner jüngsten Arbeit, hat er es verstanden, mit urwüchsiger Kraft und heutzutage seltener Innigkeit der Darstellung den Gestalten seines Werkes auf einem romantischen, dennoch erdhaft kernigen Hintergrund Leben zu schenken. So ist ein gewaltiges, tief inbrünstiges Lied der Heimat erwachsen.

Begegnung in der Waldhütte.

In den Bergen Kärntens war es. Ganz zu hinterst in einem jener langen, tiefeingeschnittenen Gräben, die sich viele Stunden weit hinziehen, bis irgendwo einmal die Welt mit Felsen verbaut ist und aus einem zerschründeten, kristallglasblauem Gletscherrachen der Wildbach springt, der durch den Graben talaus tollt. Wandert man durch diese lange Furche zwischen den Bergen, dann ist es fast, als schreite man binnen wenigen Stunden durch die ganze Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Nicht wild und jäh reißt sich der Leib der Berge dort auf, wo der Graben beginnt. In milder, fruchtbarer Felderweite öffnet sich das Tal zwischen Höhen, die noch krausen Fichtenwald auf den Kämmen tragen. Südwärts liegt Hügel an Hügel, ein buckliges Vielerlei aus uraltem Moränenschutt der Eiszeit. Seen dazwischen: verträumte, wälderbehütete abseits vom Wege, dann wieder offene, helle Gewässer, an deren Ufern blitzblanke Ortschaften liegen. Frohes Sommertreiben am kiesigen Strand, das weiße Band der Reichsstraße, über der die wehenden Staubfahnen rascher Automobile flattern. Und der eiserne Schienenstrang führt weiterhin in die lärmende, große Welt.

Wo der Graben beginnt, verschweigt das hastige Rattern des modernen Verkehrs. Ein Pöstlein fährt alltäglich aus dem Marktflecken, in dessen Bahnhof selbst der Italienschnellzug hält, taleinwärts. Auf dem Kutschbock sitzt der Schwager mit der zerknitterten Postkappe auf dem Kopf und hat ein Horn an der Seite hangen. Nur blasen kann er nicht mehr darauf, denn das Horn ist verbeult, und die Klappen sind eingerostet. Der Graben ist hier eigentlich noch ein Tal, ein weites, sonniges Tal, an dessen Hängen die Weizenfelder golden. Alle halben Stunden etwa kommt ein Dorf, die Bauernhöfe sind breit und stattlich, ja, sogar die Huben am Berghang sehen behäbig zur Straße nieder, und die Äcker weitum prangen in schwerer Frucht. Aber doch ist es anders als draußen in Markt und Stadt: die Menschen drängen sich hier nicht häusernah zur namenlosen Vielheit zusammen; jeder Besitz mit seinen Äckern, Wiesen und Weiden ringsum ist eine Persönlichkeit für sich. Auf graudüsterem Fels aber lösen Wind und Wetter Stein auf Stein aus den Mauern der alten Burg, wo einst die hochmögenden Herren saßen und niederblickten auf die Siedlungen der leibeigenen Bauern.

Die Grate der Berge heben sich über den Wald und seine letzten zausigen Wettertannen. Felswände schnüren das Tal ein, das nun wirklich zum Graben wird. Hügelauf, hügelab geht jetzt des Schwagers holpernde und stoßende Kalesche; noch hat man dem kargen Boden ein Sträßlein abgerungen, das alljährlich zur Zeit der Schneeschmelze Wildwasser vermuren. Und noch einmal öffnet sich flacherer Boden, zum letztenmal sticht ein Kirchturm in den meerblauen Himmel. Hier, vor dem Postwirtshaus, spannt der Schwager aus, denn die Straße ist zu Ende. Große Bauern hat das Dörflein nicht viele — die Finger einer Hand genügen wohl, sie aufzuzählen. Die Häuser, da und dort verstreut, sind kleiner — Keuschen nennt man sie jetzt — und die protzigen Scheunen mit ihren wechselnden braunen und weißen Rechtecken von Holz und Mauer fehlen, niedrige, enge Stadeln ersetzen sie. Die Siedler am Berghang raufen mit Lawinen, Hochwasser, Steinrutschen und Wildwetter um das bißchen fruchtbare Erde.

Noch weiter hinein in den Graben, dessen Bach immer lauter und gischtender über die Steinblöcke tost, dessen Sohle sich nun steil den firnflammenden Bergen zuhebt! Noch leben hier Menschen, verwurzelt, verkrallt mit diesem harten Boden. Ein blaues Räuchlein züngelt aus dem glosenden Meiler des Köhlers; der Wurzelmann, dessen armselige Hütte auf einer Lichtung steht, schabt Pech von den Bäumen, sammelt Ameiseneier, sucht Arzneipflanzen und brennt irgendwo im geheimen, wohin kein Gendarm kommt, seinen Kräuterschnaps. In der Rindenhütte rastet abends ein halb Dutzend grobgliedriger Holzknechte, und durch das zähe Gestrüpp des Unterholzes pirscht der Jäger vom Äsungsplatz der Rehe zum Tanzboden des verliebten Spielhahns und weiter hinauf zum schwindligen Felswechsel der Gams.

Hoch über dem Graben, der hier schon wildbachdurchdonnerte Schlucht ist, hat sich der Jäger ein einfaches Blockhaus gebaut. Zwei Räume nur darin: ein Vorzimmer, in dem man die regennassen Mäntel und Hüte aufhängen kann, und die Stube, die Wohnraum, Küche und Schlafkammer zugleich ist.

Und dort war es, daß die beiden zusammentrafen: Bergwanderer und Jäger. Der erstere war schon tagelang durch die Wildnis gewandert; sein Anzug war vom Regen ausgewaschen, zerknittert, stellenweise vom scharfen Gestein zerrissen, im linken Schuh klaffte ein Loch, und des Mannes Wangen hatte seit geraumer Zeit keines Bartscherers Messer gestreichelt. Der Jägersmann hinwiederum hatte eine abgeschabte Lederhose an, das Hemd war von der Arbeit am widerspenstigen Ofen vielfach angerußt, und die Füße steckten in plumpen Holzzockeln, denn die Genagelten hingen, mit Zeitungspapier ausgestopft, über dem Herd zum Trocknen. Und als der Bergwanderer abends zur Hütte kam, sah er den Jäger am Brunnentrog die Sterzpfanne putzen und dachte: Der Waldteufel da ist als Schlafkamerad für die kommende Nacht völlig (fast) unheimlich!

Während der Jäger seinerseits für sich meinte, der verwilderte Landstörzer hätte bleiben können, wo der Pfeffer wächst. Sagte ihm aber doch Nachtlager und einen Platz am Tische zu, denn über dem Gipfel stand blauschwarz ein schweres Wetter, und hinter den Graten tat es schon fahl und unheimlich himmlazn (wetterleuchten).

Dann saßen sie einander gegenüber, löffelten fetten Schmarrn aus der Rein (Pfanne) und tranken Schwarzbeerschnaps dazu. Als aber nach dem Mahl der Bergwanderer dem Jäger eine Zigarre gab und meinte, ein solches Kraut dürfte dieser selten schmauchen, kam es heraus, daß er sich in der Person seines Gastgebers bedeutend geirrt hatte. Denn der Weidmann war Gutsbesitzer weit draußen im sonnenlichten Seetal, führte zu Recht den Titel Graf und hatte schon bedeutend bessere Kräuter geraucht, als die Zigarre des Bergsteigers eines war. Dieser hinwiederum stellte sich nun gebührend vor; er war keineswegs ein dahergelaufener Stromer, sondern ein Doktor der Philosophie und Schriftsteller in der Landeshauptstadt.

Unterdessen hatte das Gewitter im Hochwalde getobt, hatte die riesigen Fichten gründlich durchgerüttelt, mit lodernden Blitzen die Finsternis zerspalten und mit schmetternden Donnerschlägen die kleinen Fenster der Hütte erklirren gemacht. Nun floh das Gewölk südwärts, war nicht mehr lastende, schwarze Masse, sondern wurde vom Sturme zu Schleiern, Bändern, Fetzen und Ballen zerrissen. Und über die Wächtengrate der Eisberge tauchte feierlich der Mond empor und goß sein weißes Licht in den regennassen Wald.

Die beiden Männer standen vor der Hütte, sahen und lauschten in die noch machtvoll erregte und bewegte Wildnis hinaus. Vielerlei Stimmen waren wach, ihr dunkel dröhnender Grundbaß war das Fließen des Gletscherbaches im Graben unten. Von den Ästen schlugen Tropfen mit silberhellem Klang auf den Waldboden nieder, Stimmen scheuer Wildtiere wurden laut, dann wieder sauste der Wind in den Wipfeln, und es klang, als ob ringsum Menschenzungen flüsterten, lachten oder weinten.

Von der wundersamen, geheimnisvollen Belebung der Wildnis sprach der Doktor und erwähnte, wie reich die schöpferische Phantasie des einfachen Menschen Wald, Feld, Au und Busch durch Fabelwesen bevölkert hatte.

„Ja," meinte der Graf, „und alle diese Faune, Zwerge, Nixen und Elfen hat unsere mit akustischen oder physikalischen Gesetzen grob zufahrende Zeit zerstört. Sie sagt einfach, die Existenz solcher Wesen geht wider meinen rechnerischen Verstand, und deshalb dürfen sie eben nicht sein. Die Logik hat das letzte Wort — punktum!"

„Es scheint fast, als würden Sie noch herzlich gern glauben, dieses feine Klingen der Tropfen sei Musik silberner Elfenharfen, und das seltsame Winseln des Windes oben in den Felsklüften sei das Girren eines liebeskranken Faunes."

„Ja, ich würde es gern glauben. Ich wäre froh in der Gewißheit, daß in jeder Erscheinung der Natur ein beseeltes, geheimes Wesen

lebt. Wissen wir denn so gewiß, daß das wirklich nicht der Fall ist?"

„Ich dächte doch..."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen, Herr Doktor. Tausend andere würden es auch sagen. Aber diesen Tausenden steht, für mich wenigstens, einer gegenüber, der mir persönlich mehr zählt als die Vielheit."

„Einer, der an Naturgeister geglaubt hat?"

„Einer, der sie erlebt hat. Das ist eine alte Geschichte." Er wandte sich und lud den Doktor durch eine Handbewegung ein, wieder in die Hütte zu treten. Es war draußen empfindlich kühl geworden. Der Jagdherr holte aus einem kellerartigen Verschlag unter dem Fußboden eine Flasche Wein und schenkte zwei Gläser voll. „Ja, es ist eine alte Geschichte", meinte er nachdenklich. „Und erlebt hat sie der Mann, der mein Vater geworden ist, ohne mich gezeugt zu haben. Er hat mich nach dem Tode meiner Mutter adoptiert, er, der alte Graf Medardus von Lodron. Sein Leben ist unter dem Walten einer rätselhaften, sich immer wieder persönlich offenbarenden Naturgewalt hingegangen. Und diese Naturgewalt war der See, an dessen Ufer des Medardus Vaterhaus, jetzt mein Besitz, liegt. Mein Ziehvater hat das alles aufgeschrieben, nach seinem Tode habe ich die Schrift in seinem Nachlaß gefunden — das sind nun schon an die dreißig Jahre her, und ich bin darüber ein alter Mann geworden. Ein gut Stück der politischen und geistigen Geschichte unseres Landes umfassen diese Aufzeichnungen."

Er nippte an seinem Glase und sah vor sich hin in die langsam verblassende Glut des Herdfeuers. Der andere schwieg und wartete auf weitere Mitteilungen. „Ich weiß, was Sie sagen wollen", begann der Graf wieder. „Ich soll's Ihnen erzählen. Aber ich glaube, das würde weniger überzeugend werden, als wenn Sie den alten Grafen selbst zu sich sprechen ließen. Ich habe mir oft gedacht, daß die Aufzeichnungen des Medardus von Lodron eine Art Vermächtnis sind, das nicht nur für mich allein bestimmt ist. Gerade in unserer nüchternen, hastenden Zeit wächst die Zahl der Menschen, die so gern in das Reich der großen Wunder pilgern möchten. Ihnen kann die Geschichte des Grafen Lodron Wegweiser und Führer sein." Mit frischem Entschluß hob er den Kopf und sah den Gast an. „Sie sind Schriftsteller — prüfen Sie einmal, was von den Aufzeichnungen meines Vaters nicht im alten Familienarchiv verstauben soll! Ich gehe morgen talaus, und dort, wo die Straße beginnt, wartet mein Wagen auf mich. Wenn Sie mein Gast sein wollen...!"

Der Bergwanderer wollte es gern. Und vierundzwanzig Stunden später saß er in einem altväterisch eingerichteten Zimmer am Ufer des Sees, der mit zärtlich behutsamer Wellenmelodie die Nacht belebte, und las in brüchigen Blättern, deren erste Aufzeichnung vor etwa neunzig Jahren niedergeschrieben worden war:

Die Geschichte des Medardus von Lodron.

I. Teil: Frühling.

Wie ich die Sage von der Seejungfer zum erstenmal hörte? An einem Novemberabend war das, und ich entsinne mich seiner noch, als wären zwischen dem Heute und dem Einst nur acht Tage.

Die Eltern waren auf einige Zeit verreist, und die Dienstboten hatten sich diesen Umstand zunutze gemacht. Waren ins Dorf hinabgegangen, in die Wirtschaft, zu ihren Liebsten oder Verwandten. Jean Baptist, der Leibdiener meines Vaters, der Mensch mit dem maskenstarren, marmorweißen Gesicht, war etliche Minuten vor der Begebenheit durch das Zimmer gegangen, leise, gleichsam hingleitend auf unhörbaren Sohlen. Er trug einen sechsarmigen Leuchter in der Hand, dessen Kerzenlichter wie gelbe Fähnlein nach rückwärts flatterten. Und mit seiner bewegungslosen, kalten Stimme, die sich nie senkte oder hob, sagte er im Vorbeigehen: „Die Kathrin wird gleich kommen und den gnädigen jungen Herrn ins Bett bringen." Dann entschwand er; lautlos, wie er selbst gekommen und gegangen war, schloß sich die Tür, und ich war wieder allein. Ich war diese Art des Jean Baptist gewohnt. Er war wie eine jener merkwürdigen mechanischen Puppen, die ein genialer Franzose einmal konstruiert hat; Haß und Liebe kräuselten nie die Oberfläche dieser starren Seele, die oft grobe Heftigkeit meines Vaters prallte an ihm ebenso ab wie die stille Güte meiner Mutter. Und als ich einmal der unpersönlichen, frostigen Anrede „Gnädiger junger Herr" satt war und ihn bat, mich wie alle anderen im Hause Medard zu nennen, glitt nur ein fratzenhaft verzerrtes, kurzes Lächeln um den blutleeren Mund, und der schmale, hohe Kopf machte drei ruckweise Bewegungen des Neinsagens. „Das geziemt mir nicht, gnädiger junger Herr."

Damals fühlte ich, daß Jean Baptist stärker war als alle um ihn, weil er sogar die Liebe abschütteln konnte wie eine lästige Bürde.

An jenem Novemberabend nun saß ich nach dem Abgang des Dieners in meinem Spielzimmer und wartete auf das Erscheinen der Kathrin, die schon der Mutter Amme gewesen war und mich nun zur Ruhe bringen sollte. Ich war zu müde, noch ein Spiel zu beginnen; meine kunterbunten Siebensachen hatte ich, meiner etwas pedantischen Gewohnheit gemäß, säuberlich in dem Schrank verwahrt, nur ein großes graues Schaukelpferd stand noch in der Mitte der Stube.

Der Raum war für das Spielzimmer eines sechsjährigen Kindes eigentlich viel zu groß. Auch wiesen seine dunkle Täfelung und die hohen gotischen Spitzbogenfenster darauf hin, daß er zu früheren Zeiten anderen, vielleicht gesellschaftlichen Zwecken gedient haben mochte. Doch hatten gerade diese hohen Fenster, die an schönen Tagen eine Flut von Sonnenlicht hereinließen, die Eltern bewogen, hier das Spielzimmer einzurichten. Von der Decke des Zimmers hing ein Leuchter nieder, den ich natürlich schon oft gesehen, aber nicht weiter beachtet hatte. Es war ein ganz absonderliches, holzgeschnitztes Hausgerät und stellte ein Fischweib, eine Seenixe, dar, die durch drei an der Decke befestigte Ketten in schräger Schwebe gehalten wurde. Die Figur hatte die Arme ausgebreitet, als ob sie schwimme. Rings um sie war ein Kranz von ebenfalls hölzernen Seerosenblättern, die einmal grün gewesen sein mochten, jetzt aber eine ins Graubraune spielende, arg verblichene Farbe hatten. Wie ich nun so dasaß und die Dämmerung immer stärker in die Stube fiel, steigerte sich draußen der schon tagsüber heftige Wind zum Sturm. Er pfiff über das Dach hin, schlug irgendwo ein Fenster in den Rahmen, daß es schrill klirrte, und wühlte den See zu starker Brandung auf, deren hohles Donnern wie ein Chor klagender Menschenstimmen zu mir drang. Durch die Mauern des alten Hauses ging ein leises Zittern und Beben, und in den Hohlräumen der Wandverschalung rieselte Schutt nieder. Die unregelmäßig schwingende Bewegung des ganzen Gebäudes teilte sich auch der Leuchterfigur mit; sie begann sich langsam zu drehen, und die eisernen Ketten gaben dabei einen knirschenden Ton von sich.

Nach einigen Schwingungen hin und zurück hatte sich die Figur endlich ganz umgewandt und sah mir voll ins Gesicht. Mochte es nun der Widerschein der polierten Täfelung sein oder irgendein anderes Lichtspiel des Abends — mir jedenfalls schien es, als ob die starren Züge des Wasserweibes Leben und natürliche Farbe gewönnen und sonderlich die Augen zu leuchten anfingen. Ein Verlangen und zugleich Drohen war in diesem Leuchten, das so stark von mir Besitz nehmen wollte, daß ich mit einem hellen Aufschrei in die Höhe fuhr, meinen rechten Arm vor mein Gesicht legte und mich wandwärts kehrte. In der kurzen Zeitspanne aber, die zwischen dieser Bewegung und dem Kommen der Amme Kathrin lag, hatte ich die Empfindung, daß ich von einem Augenpaar scharf beobachtet würde. Diese Empfindung kannte ich schon damals sehr wohl, denn ich fühlte es immer und sogleich, wenn mich etwa beim Spielen im Hof, Garten oder Wald jemand scharf ansah.

Die alte Kathrin riß mich besorgt und in der Meinung, ich hätte mir irgend weh getan, herum, ließ ihre ängstlichen Blicke über mich laufen und fragte mich, warum ich denn so furchtbar geschrien habe. Ich konnte nur mit dem Finger nach der Figur deuten und stammeln: „Die dort — will mir was tun." Kathrin hob die brennende Kerze, die sie mitgebracht hatte, hoch und ließ deren unstetes Licht auf die Figur fallen.

„Die da? Die Nixe?"

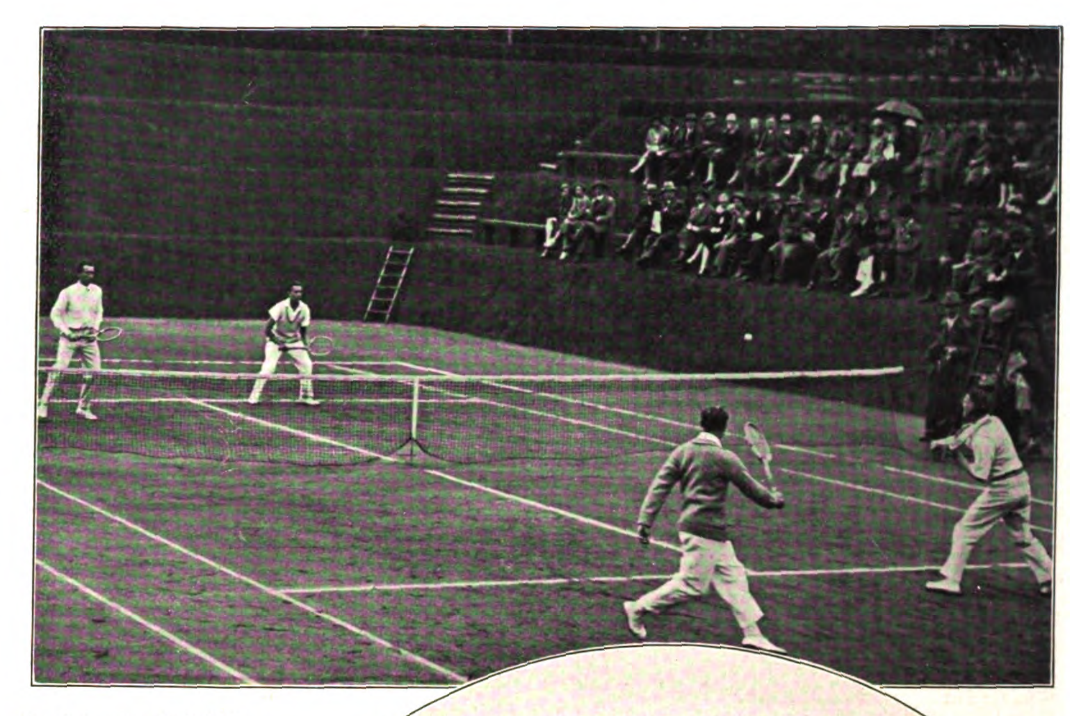
Ich nickte. Das Wasserweib hing jetzt wieder ganz ruhig in seinen Ketten, obgleich sich der Sturm verstärkt hatte und das ganze Haus erzittern machte. Die Wellen des Sees mußten ganz ungeheuerlich toben und gegen die Ufersteine rasen, denn man hörte ihr Klatschen und Zischen, als schlügen sie geradeswegs an die Hausmauern, während in Wahrheit zwischen See und Haus doch der langgestreckte Park und die Seewiese lagen.

Die Kathrin nahm mich bei der Hand und führte mich, der ich von dem starren Phantom an der Stubendecke kaum die Augen lösen konnte, in mein Schlafgemach. Während sie mich entkleidete, kam sie unmerklich aus gutmütig tändelndem Schwatzen ins Erzählen, und so erfuhr ich die Sage von der Seejungfer.

Vor vielen hundert Jahren mochte das gewesen sein, zu einer Zeit, da unserem Geschlecht Täler, Berge und Wälder weitum im Lande gehört hatten. Ein Vorfahr, Hylarius von Lodron, war auf der Jagd nach einem Fischotter, kauerte zutiefst im Schilf, die Armbrust über den Knien, und lauerte auf das Wild. Da regte es sich in den Halmen und Binsen, Wasser schwoll heran, grünes Geschilf teilte sich, und vor dem Ritter Hylarius tauchte ein wunderschönes Weib auf. Nur sein schneeig weißer Oberkörper ragte über das Wasser, die Hüften gürtete ein Kranz von Seerosenblättern, mit dem die kleinen Wellen spielten — also verdeckend und unerkannt lassend, ob darin ein Frauenkörper oder ein Fischschwanz sei. Ritter Hylarius wollte in heiß entfachter Sehnsucht nach dem Rätselwesen greifen, doch eine hohe Welle fuhr rauschend durch das Schilf, und in ihr versank das Weib. Von der Stunde an hatte der Vorfahr nicht Rast noch Ruhe; er vergaß der Hirsche, Rehe und Gemsen der Berge und wanderte immer und immer wieder durch die Schilfdickichte, die den See uferauf und uferab umsäumen. Seine Leute glaubten, er fahnde auf den Fischotter oder die Wildente und verwunderten sich, daß der Herr, der beste Schütze weit und breit, stets ohne Beute heimkehre. Hylarius aber achtete des Otters nicht, der ungejagt neben ihm ins Wasser plantschen konnte, und ließ die Enten unbeschossen, die aus dem Schilfe aufschnurrten. Er ging dem Wasserweibe nach, das sich ihm da oder dort zeigte, verlockend, süß, betörend, aber unerreichbar. Sobald er nach ihm greifen wollte, kam die unerklärliche, von keinem Windstoß aufgejagte Welle und zog die Nixe zum Seegrund nieder. Monate hindurch ging das so, und Ritter Hylarius wurde schwermütig und verschlossen, unempfänglich für die Freuden des Lebens. Da begab es sich eines Tages, daß die Seejungfer zu sprechen begann: „Streck' nicht die Hände aus nach mir, Hylarius! Denn so, wie du es dir denkst, wirst du mich doch nicht bekommen."

(Fortsetzung folgt.)





Vom Internationalen Frühjahrs-Tennisturnier des Berliner Schlittschuhklubs auf dem Tennisgelände am Reichskanzlerplatz in Berlin am 16. Mai: Das Herrendoppelspiel mit Ch. Aischleman (Cannes) und Wuarin (Genf) gegen O. Froitzheim und H. Landmann (von links nach rechts). — Oben links: Vom 19. Großstaffellauf des Verbands Brandenburgischer Athletik-Vereine von Potsdam nach Berlin: Der Schlußmann des S. C.-Charlottenburg, des Siegersvereins, beim Eintreffen auf dem Sportplatz Tiergarten in Berlin.



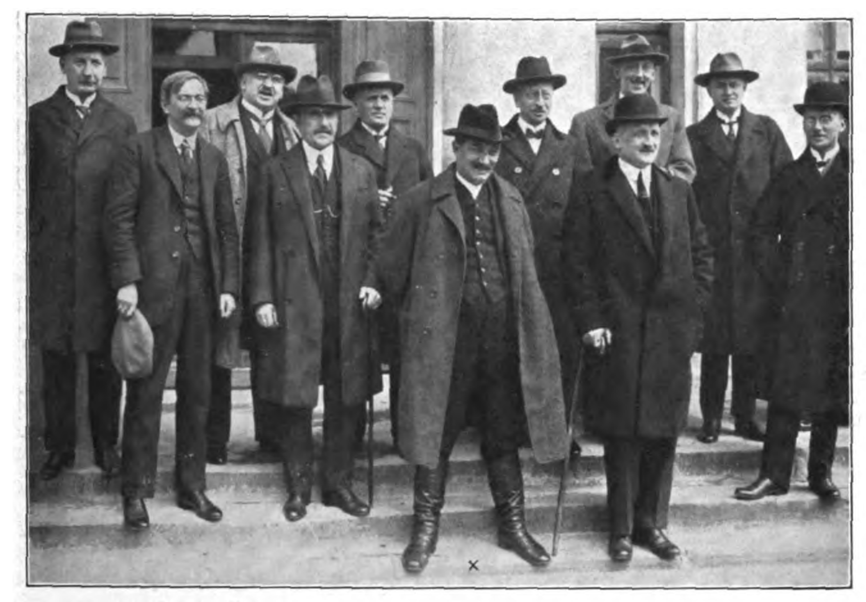


Im Oval: Das Vorrundenspiel der Deutschen Turnerschaft für die Hand- und Fußballmeisterschaft am 15. Mai auf dem Hubertus-Sportplatz in Berlin-Wilmersdorf: Moment aus den Handballspielen für Damen; Hamburger Turnerschaft Barmbeck-Uhlenhorst gegen M. T. V. 1862 Weißenfels. Die Hamburger Damen siegten mit 9:0. Mitte rechts: Das Internationale Wurftauben-Schießen in Altona-Bahrenfeld vom 14. bis zum 16. Mai: Auf dem Schießstand; Frau Dora Jurgens, die einzige Dame im Wettbewerb, beim Schuß.

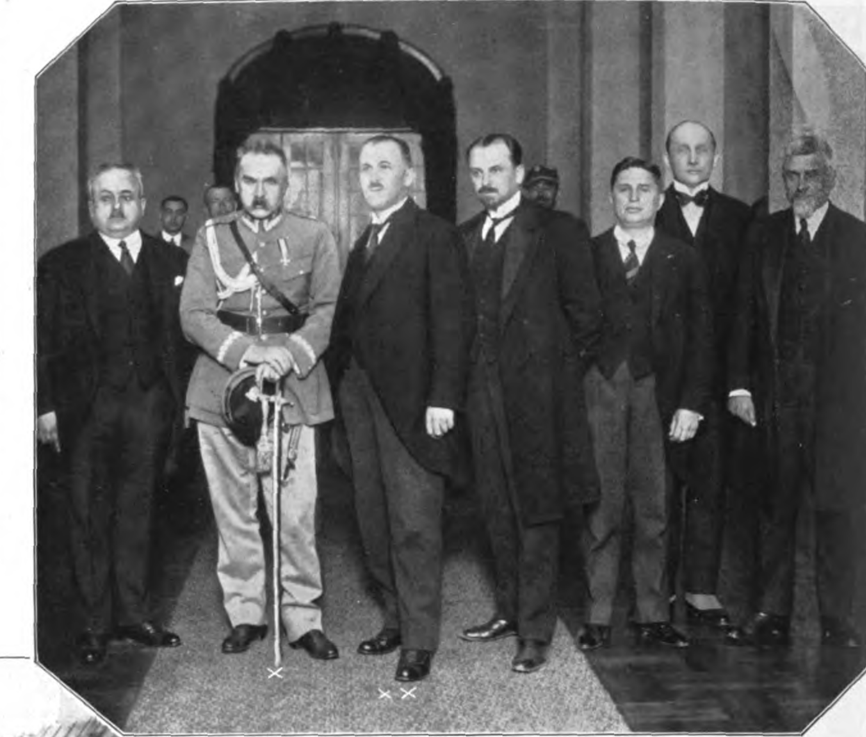


Eine Bootstaufe bei dem Schülerinnen-Ruderverband „Wannsee“ (Berlin): Ausgießen eines Weinpokals auf den Bootssteven.

Die kürzlich erfolgte feierliche Einweihung eines neuen großen Sportplatzes in Rom: Kardinal Vannutelli bei der Weihe des Platzes und kirchlichen Segnung der einzelnen Sportlergruppen.



Das am 11. Mai gebildete alte polnische Kabinett unter dem Bauernführer Winzenty Witos (×).



Das am 16. Mai zustande gekommene Kabinett mit Marschall Pilsudski (×) als Kriegsminister und K. Bartel (××) als Ministerpräsident und Eisenbahnminister.

Links nebenstehend:
Die ersten Mannschaften Pilsudskis im eroberten Palais Belvedere nach dem Rückzug der Regierungstruppen.

Der geflüchtete Staatspräsident Stanislaw Wojciechowski (links) und General Wladislaw Sikorski (in Uniform), ein erbitterter Gegner Pilsudskis.

Links nebenstehend:
Barrikaden in den Straßen Warschaus.





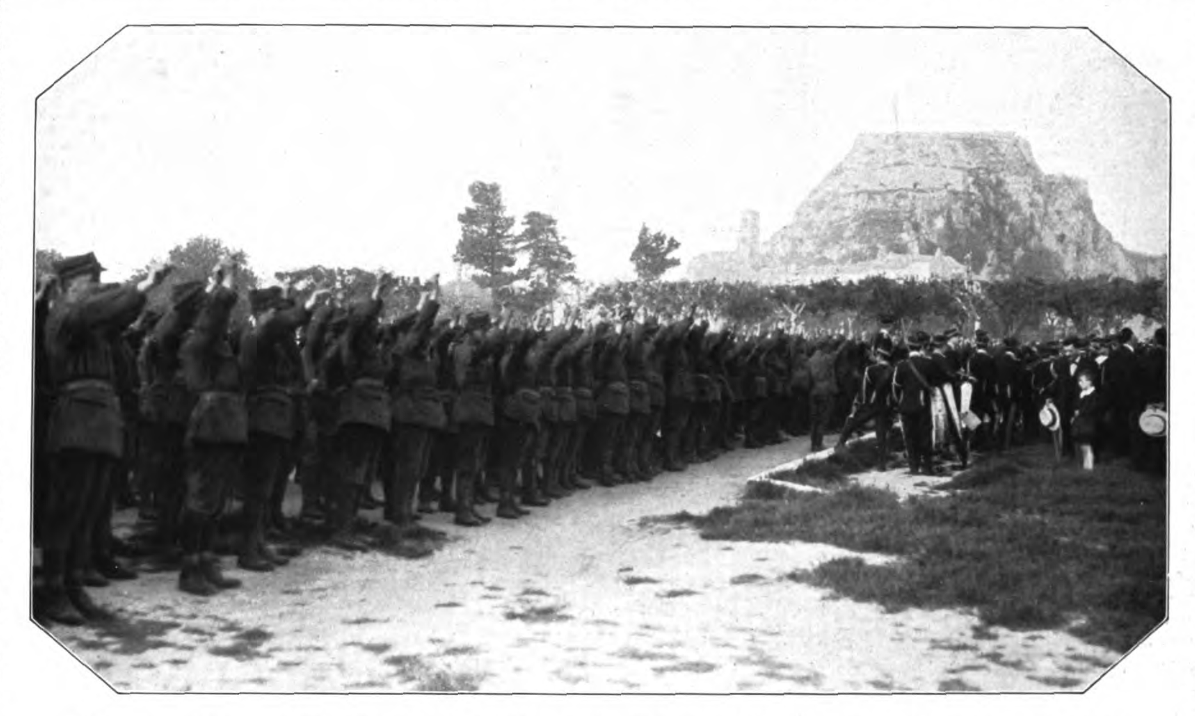
Ein Schützengraben mitten in der Hauptstadt.

Ein Geschütz mit Artillerie-Mannschaften in Warschau auf Posten.

DER STAATSSTREICH IN POLEN.

DIE POLNISCHE STAATSKRISE

Schon seit langem gleicht der polnische Staat einem überheizten Dampfkessel, dessen Explosion jeden Augenblick bevorzustehen schien. Daß die Katastrophe kommen mußte, war gewiß, unbestimmt war nur, von welcher Seite sie erfolgen würde, ob von rechts oder von links, ob sie unter dem Zeichen des faschistischen Rutenbündels oder des roten Sowjetsterns stehen würde. Die Militärrevolte des Marschalls Pilsudski bezweckte nun keineswegs, wie es den Anschein haben könnte, die Errichtung einer Diktatur, sondern wollte nur, da ein anderer Ausweg nicht möglich schien, mit militärischen Machtmitteln das neue zentrorechte Kabinett Witos beseitigen, das von den Linksparteien als der Vorläufer einer faschistischen Rechtsdiktatur angesehen wurde. Dies immerhin ungewöhnliche Mittel, politische Schwierigkeiten mit Maschinengewehren und Handgranaten zu lösen — ein Durchhauen des gordischen Knotens mit dem Schwert — ist für die besonderen Verhältnisse in dem Militärstaat Polen bezeichnend. Es beweist, wie verfahren bereits die Dinge gewesen sein müssen, wenn ein Mann wie Pilsudski, als Demokrat ein ausgesprochener Gegner von Gewaltmaßnahmen, sich gezwungen sah, zu diesem letzten Mittel zu greifen. Die infolge des Ausbleibens jeder größeren Auslandsanleihe seit der Finanzdiktatur Grabskis schleichende, unheilbare Finanzkrise, die sich in der furchtbaren Entwertung der neuen Zlotywährung augenfällig kundtut, die mit dieser bereits zweiten Inflation eng verbundene schwere Wirtschaftsnot, die allgemeine Korruption im Heer und in der Beamtenschaft, der Mißbrauch von Staatsgeldern hatten schließlich im Lande eine Stimmung erzeugt, die gebieterisch nach einer Entladung drängte und nach dem starken Mann rief, der Ordnung in das Chaos bringen sollte. Diese trostlosen, innerpolitischen Schwierigkeiten sind durchaus auf das Konto der Nationaldemokraten, der polnischen ultranationalistischen Partei, zu setzen, deren Einfluß vor oder hinter den Kulissen bei sämtlichen dreizehn Kabinetten, die Polen bisher gehabt hat, maßgebend gewesen ist. Dies zeigt sich besonders deutlich an der Tatsache, daß bisher noch kein polnischer Finanzminister es gewagt hat, die ganz enormen Rüstungsausgaben zu kürzen. Die Budgetbalanzierung aber, die ohne die Herabsetzung der Heeresausgaben unmöglich ist, das Finanzproblem schlechthin, ist das eigentliche innerpolitische Problem Polens, ohne dessen Lösung eine Beseitigung der Krisis unmöglich ist.



Von der Vereidigung griechischer Rekruten beim Osterfest in Korfu: Während der Eidesleistung. Im Hintergrund das alte Kastell.

Ist in diesen Mißständen der eine Grund für den Staatsstreich Pilsudskis zu suchen, so ist der andere aufs engste mit der Person des Marschalls selbst verknüpft. Joseph Pilsudski, der heute fast 60 Jahre zählt, ist zweifellos der populärste Mann in Polen, der Abgott des Volkes und des größten Teils der Armee, die in ihm den Befreier Polens von der Fremdherrschaft und den Begründer des polnischen Staates sieht. Er ist für die breite Masse des Volkes ein Nationalheld wie bei uns Hindenburg. Die Rechtsparteien jedoch, der hohe Adel und die Geistlichkeit, sehen in ihm nur den Sozialisten und befürchten von seinen politischen und militärischen Maßnahmen eine Schädigung des Staates. Auch können sie es ihm nicht verzeihen, daß er während des Weltkrieges die von ihm gegründeten polnischen Legionen den Mittelmächten für den Kampf gegen Rußland zur Verfügung gestellt hat, das er als den schlimmsten Feind des polnischen Volkes betrachtet, während im Gegensatz dazu Dmowski, der andere Begründer des polnischen Staates und geistige Führer der Nationaldemokraten, gerade für eine Anlehnung an das slawische Rußland eintritt und scharf deutschfeindlich eingestellt ist. So spaltet der Meinungsstreit um Pilsudski das polnische Volk in zwei Teile, desgleichen das Heer, in dem der gemeine Mann und die niederen Offiziere durchweg Pilsudski-Anhänger sind, während die höheren Chargen und die meisten Generale, soweit sie nicht den Legionen angehört haben, sondern aus der früheren russischen und österreichischen Armee hervorgegangen sind, sich um den Todfeind des Marschalls, den General Sikorski, scharen.

Um den ungewöhnlichen Reiz zu verstehen, den Pilsudski auf seine Volksgenossen ausübt, muß man sein abenteuerliches und ereignisreiches Leben kennen. Aus der Schlachta, dem polnischen Kleinadel, stammend, gehört er einer Familie an, der die Befreiung Polens als Lebenszweck galt. Nachdem er von der Universität Charkow wegen politischer Umtriebe relegiert worden war, trat er der sozialistischen Bewegung bei und wurde in einen Anschlag gegen den Zaren verwickelt. Nach vier Jahren kehrte er 1892 aus der Verbannung in Sibirien zurück und wurde Mitglied der P. P. S., der polnischen Sozialdemokratie. Im Jahre 1901 wurde er in Lodz verhaftet, entfloh aber nach einem Jahr aus dem Petersburger Polizeigefängnis nach Krakau, wo er sich ganz der Förderung der revolutionären Bewegung hingab; 1904 reiste er sogar nach Japan, um dessen Hilfe für eine Erhebung in Kongreßpolen zu erlangen. Den polnischen bewaffneten Aufstand 1905/06 machte er an führender Stelle mit. In diesem Jahre gründete er die Kampforganisationen der P. P. S. in Lemberg und Krakau und organisierte die galizischen Schützenformationen, aus denen später die Legionen hervorgingen, mit denen er am 6. August 1914 in Rußland einfiel. Im Jahre 1917 war er Mitglied des provisorischen Staatsrates in Warschau. Da er die Eidesverweigerung der polnischen Legionäre veranlaßte, wurde er von den deutschen Okkupationsbehörden verhaftet und in Magdeburg interniert, von wo aus er im Jahre 1918 nach Polen als Oberbefehlshaber der Armee zurückkehrte. Im Dezember 1918 wurde er zum Präsidenten der polnischen Republik gewählt, vier Jahre darauf trat er zurück und übernahm das Amt eines Generalstabschefs des polnischen Heeres, das er ein Jahr später an den General Haller abtrat.

Dieser Verzicht, nachdem er sich gänzlich vom öffentlichen Leben zurückzog, um auf seinem in der Nähe Warschaus gelegenen Gut als Privatmann zu leben, war indes keineswegs freiwillig erfolgt. Der Grund für seinen Rücktritt lag in dem damals erfolgten Umfall der Bauernpartei Piast unter ihrem Führer Witos, die zu den Rechtsparteien übergegangen war und dadurch der Rechten eine Mehrheit im Sejm sicherte. Es ist von Wichtigkeit, auf diesen Umstand hinzuweisen, da die Feindschaft Pilsudskis gegenüber dem Bauernführer Witos, der bereits in den Jahren 1920 und 1923 an der Spitze der Regierung gestanden hatte, hier ihren eigentlichen Ursprung hat. Mit dem Sturz des Koalitionskabinetts Skrzynski, der durch das Ausscheiden der P. P. S., der polnischen Sozialdemokraten, aus der Regierung herbeigeführt wurde, deren Sanierungsprogramm die Regierung abgelehnt hatte, beginnt auch die eigentliche Aktivität Pilsudskis. Eine der letzten Amtshandlungen des Ministerpräsidenten Skrzynski war die Einbringung eines Gesetzentwurfs gewesen, der dem Marschall den Wiedereintritt ins Heer in der von ihm gewünschten, völlig unabhängigen Stellung eines Generalinspekteurs der Armee sichern sollte. Die Durchbringung dieses



Frühling in Japan: Eine Parkstraße in Tokio zur Zeit des großen Kirschblüten-Festes.



Der Pont Transporteur (Transportbrücke) am Eingang des Alten Hafens in Marseille. Die auch mit Fußgängersteigen ausgestattete Brücke trägt eine schwebende Fähre, die an einem auf Schienen laufenden Wagen hängt.

Gesetzes hätte sicherlich eine der wichtigsten innerpolitischen Streitfragen gelöst. Aber die Hoffnungen, die die Linksparteien auf dieses Gesetz gegründet hatten, wurden grausam enttäuscht, als nach fünftägigen Verhandlungen endlich und überraschenderweise ein ausgesprochenes Rechtskabinett



Generaloberst v. Kluck, verdienstvoller Heerführer des Weltkrieges 1914/15, erfolgreicher Führer der 1. Armee in Frankreich, feierte am 20. Mai seinen 80. Geburtstag.

Witos zustande kam. Die Berufung des glühenden Pilsudski-Gegners, des Generals Maczewsi, auf den Posten des Kriegsministers, der sofort alle Pilsudski-Anhänger aus seinem Ministerium entfernte, und die Äußerungen, die Witos selbst vor seinem Amtsantritt getan hatte, er sei für eine Ausschaltung des Sejms und betrachte sein Kabinett nur als Übergang für eine Diktatur, die auf legalem Wege durch Erweiterung der Machtbefugnisse des Staatspräsidenten und Änderung der Verfassung verwirklicht werden solle, zeigten deutlich, wohin der Kurs gehen sollte. Pilsudski zögerte daher nicht lange mit dem Gegenstoß. In einem in seinem Leibblatt, dem „Kurjer Poranny", veröffentlichten Interview erhob er die schwersten Vorwürfe gegen die neue Witos-Regierung, die er als völlig unfähig hinstellte, und deren Tätigkeit nach seiner Ansicht sicherlich zu einer völligen Desorganisation des Heeres führen werde. Er erinnerte auch daran, daß das Witos-Kabinett von 1923 ihm nach dem Leben getrachtet habe. Es steht fest, daß die Kugel, die den demokratischen Staatspräsidenten Narutowicz traf, eigentlich Pilsudski gegolten hat.

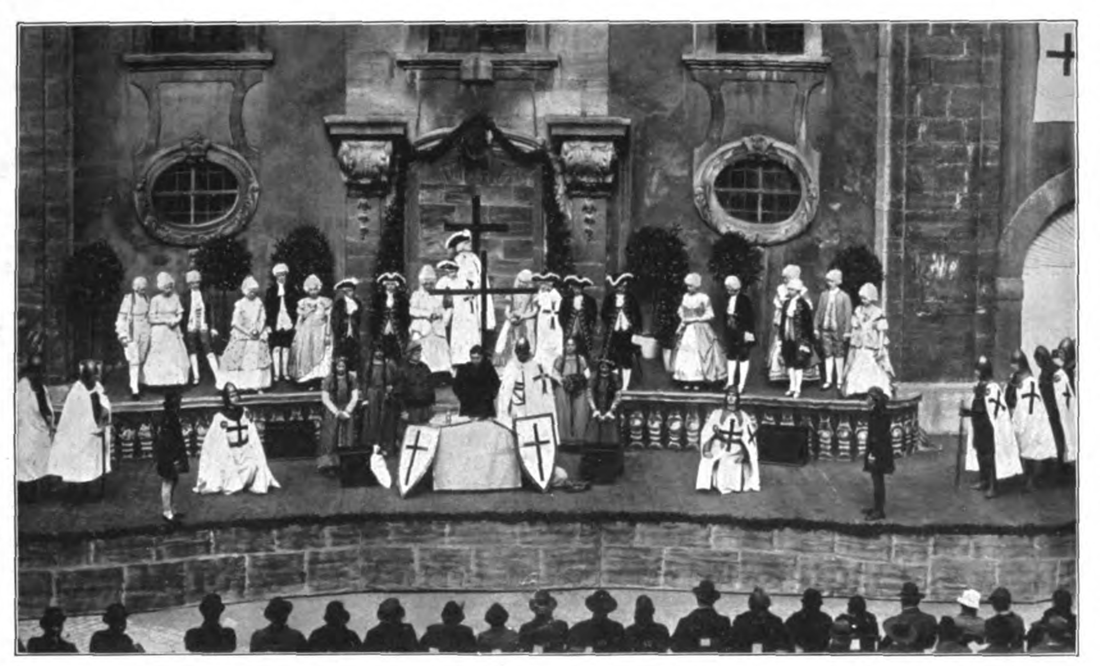
Die Ereignisse entwickelten sich nun sehr schnell. Schon als sich die Nachricht verbreitete, die betreffende Zeitungsnummer mit dem Pilsudski-Interview sei beschlagnahmt worden, und Pilsudski solle wegen des Artikels vor Gericht gestellt werden, kam es auf den Straßen und in den Kaffeehäusern Warschaus zu tätlichen Auseinandersetzungen zwischen Anhängern und Gegnern des Marschalls. Da wurde am 11. Mai die Villa Pilsudskis in Sulejowek von polnischen Faschisten beschossen, die aber sehr bald von einer Abteilung des 7. Ulanenregiments, das rasch zur Hilfe herbeigeeilt war, vertrieben wurden. Der Marschall begab sich daraufhin in der Nacht zum 12. Mai auf den Weg nach Warschau, angeblich, um sich persönlich über den Vorfall bei der Regierung zu beschweren, wurde jedoch in einem Warschauer Vorort von ihm ergebenen Truppen, die für sein Leben fürchteten, an der Weiterfahrt gehindert. Rasch hatten sich mehrere Infanterie- und Kavallerieregimenter und ein Schützenregiment um ihn versammelt, an deren Spitze er nach Warschau fuhr, wo er die Weichselbrücken besetzte. Als ein persönlicher Interventionsversuch des Staatspräsidenten Wojciechowski auf der Poniatowskibrücke zu keinem Ergebnis führte, begann gegen Abend der Einmarsch in die Stadt. Am Theaterplatz und auf dem Dreikreuzeplatz kam es zu blutigen Zusammenstößen mit den Regierungstruppen, die 18 Tote und 80 Verwundete forderten. Schon sehr bald war Pilsudski Herr der Stadt, während die Regierung sich in das Belvedere, das Palais des Staatspräsidenten, geflüchtet hatte, von wo aus sie, allerdings ohne Erfolg, eine Gegenaktion zu organisieren suchte. Am 14. Mai jedoch wurde auch das Belvedere von Pilsudski-Truppen besetzt; der Staatspräsident und die Regierung waren zuvor nach dem Vorort Wilanow geflüchtet. Für Pilsudski hatten sich im Laufe der Aktion, die mit nur 800 Mann begonnen hatte, schließlich 24 Infanterie- und 8 Kavallerieregimenter erklärt. Fast sämtliche Provinzgarnisonen standen auf seiner Seite; in Lemberg, wo sein Gegner Sikorski befehligte, war die Haltung der Truppen schwankend, selbst von den unter dem Kommando des Generals Haller stehenden Posener Regimentern, die als Hauptstütze der Regierung zu Hilfe geeilt waren, ging ein Teil zu Pilsudski über. Die regierungstreuen Offiziers- und Unteroffiziersschulen hatten aber militärisch keine Bedeutung. Angesichts dieser für die Regierung hoffnungslosen Lage und gewiß auch aus außenpolitischen Gründen erklärten am 14. abends das Witos-Kabinett und der Staatspräsident ihren Rücktritt. Verfassungsgemäß übernahm nunmehr der Sejmmarschall Rataj vertretungsweise die Funktionen des Präsidenten der Republik und brachte den Intentionen Pilsudskis gemäß ein republikanisch-demokratisches „Kabinett der Nationalen Eintracht" mit dem Abgeordneten Bartel vom Arbeitsklub als Ministerpräsidenten zustande, in dem Pilsudski das Heeresministerium innehat.



Von der am 18. Mai erfolgten Eröffnungssitzung der Vorbereitungskommission für die Abrüstungskonferenz in Genf: Die Vertreter der Mächte am Verhandlungstisch; als Vertreter Deutschlands Graf Bernstorff (1) und v. Bülow (2).



Dr. Wilhelm Marx, bisher Reichsjustizminister, 1923/25 Reichskanzler, übernahm am 17. Mai wiederum den Reichskanzlerposten.



Von der Hundertjahrfeier des Bades Mergentheim (Württemberg): Die Aufführung des Festspiels „Der Spiegel des Hoch- und Deutschmeisters Maximilian Franz" am 10. Mai.

Ob jedoch mit dieser Regierungsbildung die innerpolitische Lage geklärt worden ist, erscheint den letzten Meldungen zufolge noch höchst fraglich, da die Linksparteien gegen eine Einberufung der Nationalversammlung zwecks Wahl des neuen Staatspräsidenten und mehr für eine diktatorische Lösung, Auflösung des Parlaments, Neuwahlen und eine reine Linksregierung und für die Übernahme des Präsidentenposten durch Pilsudski sind, während die Rechte ihre Hoffnungen gerade auf die Nationalversammlung setzt, in der eine erhebliche Rechtsmehrheit vorhanden ist. Außenpolitisch dürfte der Staatsstreich die Lage Polens nur dann verbessern, wenn er tatsächlich der Anlaß zu einer inneren Konsolidierung des Landes ist, die das seit langem gesunkene Vertrauen des Auslandes auf die Stabilität des polnischen Staates zurückgewinnt, so daß die Gewährung einer Anleihe wieder in den Bereich des Möglichen rückt. Das Verhältnis zur Sowjetunion dürfte sich bei der politischen Einstellung Pilsudskis eher verschlechtern, was ganz den Absichten Englands entsprechen würde, dessen Einfluß bei dem Staatsstreich sicherlich von Bedeutung gewesen ist. Ist demnach noch vieles unsicher und unentschieden, so steht doch das eine fest — das hat der Staatsstreich ad oculus demonstriert — daß der einzige, der die Macht des Staates in Polen völlig in der Hand hat, der Marschall Pilsudki ist. W. L.



Unsere Filmsterne als Gäste in Baden-Baden. Von links nach rechts: Lilian Harvey, Lucie Dorain, Hanni Weiß, Cläre Rommer, Blanche Dergan (rechts).

Tagesgeschichte. Der Rücktritt der Regierung auf Grund des Mißtrauensvotums im Reichstag gegen den Reichskanzler Dr. Luther am 12. Mai drohte eine schwere Regierungskrise herbeizuführen. Dr. Adenauer und Dr. Geßler bemühten sich vergeblich um die Bildung einer neuen Regierung. Schließlich beauftragte Reichspräsident v. Hindenburg am 17. Mai den Reichsjustizminister Dr. Marx mit der Regierungsbildung; Dr. Marx



C. J. Stimming,
Geheimer Oberregierungsrat, Generaldirektor des Norddeutschen Lloyds, Bremen, konnte am 15. Mai seinen 50. Geburtstag feiern.

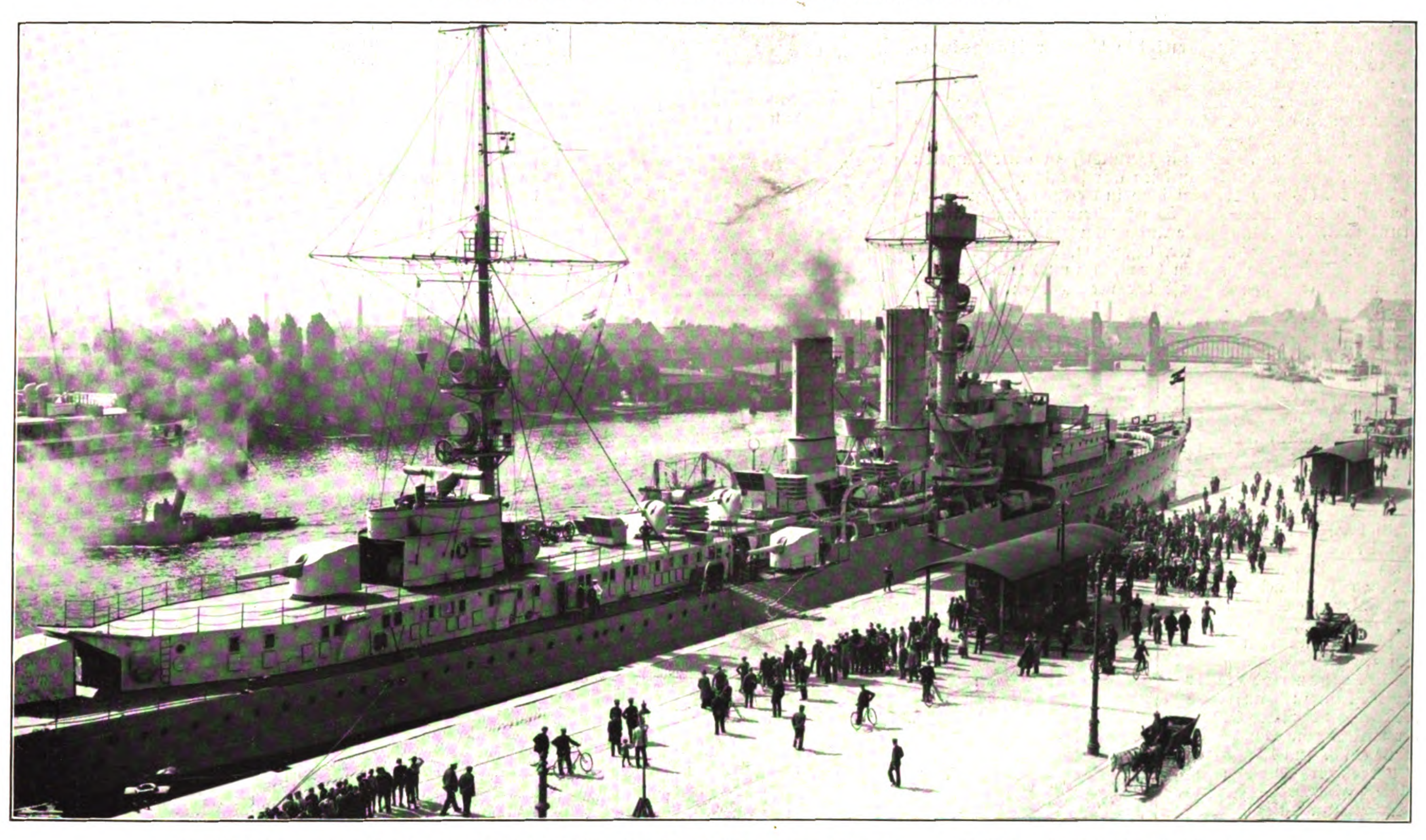




Mohammed VI.,
der letzte türkische Sultan, der am 2. November 1922 abgesetzt wurde, gestorben am 17. Mai in San Remo, 65 Jahre alt.

Empfang der Landsmannschaften in der Reichskanzlei am 16. Mai zur Erinnerung an die Abstimmungen in den deutschen Grenzgebieten.

1 Außenminister Dr. Stresemann; 2 Reichswehrminister Dr. Geßler; 3 Reichsinnenminister Dr. Külz; 4 Fabrikdirektor Arlt, Vorsitzender der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier; 5 Präsident Dr. Kaufmann, Vorsitzender des Westausschusses; 6 Graf Baudissin, Vorsitzender des Ostausschusses; 7 Oberregierungsrat Hoffmann, Vorsitzender des Arbeitsausschusses der deutschen Landsmannschaften in Berlin und Vorsitzender des Bundes heimattreuer Ostpreußen; 8 Goetz, Vorsitzender des Ostdeutschen Heimatdienstes Marienburg; 9 Laschke, Vertreter des Grenzmarkdienstes Schneidemühl; 10 Schwiese-Beuthen, Vertreter der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier; 11 Petersen, Vorsitzender des Schleswig-Holsteiner Bundes; 12 Herrmann, Vertreter der Landsmannschaft Eupen-Malmedy.



Vom Besuch des neuen deutschen Kreuzers „Emden" in Stettin: Das Kriegsschiff im Stettiner Hafen, wo es am 15. Mai an der Haken-Terrasse festmachte.



Von dem großen Brandunglück in Lutheran bei Parchim (Mecklenburg-Schwerin) am 13. Mai, bei dem 30 Häuser des Dorfes eingeäschert wurden: Die Trümmerstätte nach der Feuersbrunst.



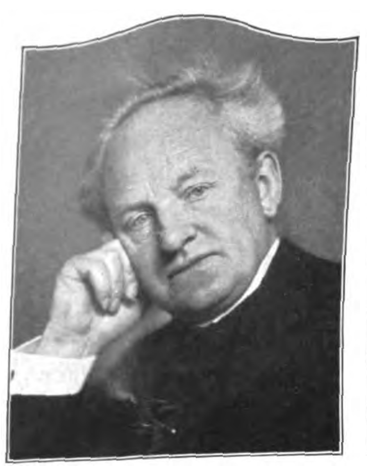
Eine Demonstration der Vaterländischen Verbände gegen den Volksentscheid über die Enteignung der Fürsten: Einer der Demonstrationszüge in Berlin am 16. Mai.



Thomas Mann.



Arno Holz.



Gerhart Hauptmann.



Ludwig Fulda.



Hermann Stehr.

Die ersten Mitglieder der neuen Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste zu Berlin.

schlug die Mitglieder der bisherigen Regierung vor, und der Reichspräsident bestätigte sie in ihren Ämtern.

An der Preußischen Akademie der Künste in Berlin ist neben den Sektionen für bildende Kunst und für Musik eine neue Sektion für Dichtkunst gegründet worden, welche die hervorragendsten Repräsentanten deutscher Dichtkunst vereinigen und eine Warte des deutschen Schrifttums bilden soll. Als ihre ersten Mitglieder wurden Gerhart Hauptmann, Thomas Mann, Ludwig Fulda, Hermann Stehr und Arno Holz berufen.

Am 18. Mai trat in Genf die Vorbereitungskommission für die Abrüstungskonferenz zusammen, in der auch Deutschland vertreten ist, und zwar durch den Grafen Bernstorff und v. Bülow. Zum Vorsitzenden wurde der Holländer Louden ernannt. Die Verhandlungen haben sich bisher recht ins Uferlose gezogen. Eine neue Belebung erfolgte durch die Anregung, die Graf Bernstorff in einer längeren Rede gab, den Gas- und Luftkrieg abzuschaffen.

Vom 16. bis zum 19. Mai fand in Berlin die Tagung der internationalen Dichter- und Schriftstellervereinigung „Pen-Klub“ statt. P.E.N. sind die Anfangsbuchstaben von „Poets, Essayists, Novellists“ („Dichter, Essayisten, Romanschreiber“). Von der Vereinigung bestehen Gruppen in 23 Ländern; ihr Ziel ist es, eine Gemeinschaft der verschiedenen nationalen Literaturen herzustellen.



Gustav Renker,
der in Bern wohnhafte Autor unseres in dieser Nummer beginnenden Romans „Der See“.

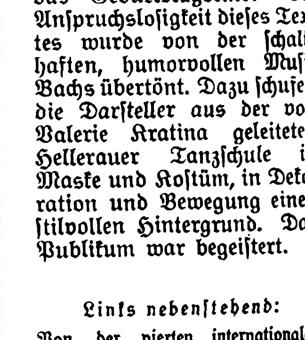
Der Sportbetrieb ist bereits in stärkstem Gange. So wurde in Berlin ein sehr beachtenswertes Tennisturnier vom Berliner Schlittschuhklub veranstaltet; am 15. Mai begannen die Entscheidungsspiele um die Hand- und Fußballmeisterschaft der Deutschen Turnerschaft, und der Staffellauf Potsdam-Berlin bildete mit seinen 5000 Läufern und Läuferinnen ein glänzendes sportliches Ereignis. In Altona fand ein internationales Wurftauben-Schießen statt, das einen überaus spannenden Verlauf zeigte.

In Mohammed VI., der am 17. Mai in San Remo verschied, ist der letzte Sultan der Türkei dahingegangen. Er folgte am 3. Juli 1918 seinem Bruder in der Regierung und zeigte sich jederzeit als Freund Deutschlands. Durch Beschluß der Nationalversammlung in Angora wurde der Herrscher schon am 2. November 1922 abgesetzt und lebte seitdem in San Remo.

Bühnenschau. Im Theater am Schiffbauerdamm in Berlin fand am 8. Mai die Erstaufführung des Lustspiels „Die Freier“ von Joseph v. Eichendorff statt, das, im Jahre 1833 entstanden, in der Bearbeitung durch Otto Zoff bereits vor drei Jahren im Staatlichen Schauspielhause gegeben wurde. Das heitere Spiel von fahrendem Volk, buntem Mummenschanz, neckischem Versteckspiel und närrischer Verliebtheit verfehlte seinen Eindruck auf die Zuschauer nicht. Die Musik von Christian Lahusen fügte sich mit ihrem lieblichen, heiteren, schwärmend romantischen Charakter glänzend in den Rahmen des Stückes.

Der Versuch, die weltliche Kantate von Johann Sebastian Bach „Der zufriedengestellte Äolus“ in szenischer Einkleidung vorzuführen, wurde im Wiener Konzerthaus unternommen. Das Stück ist als Geburtstagsgeschenk Bachs an einen Professor Müller in Leipzig entstanden, der seinerzeit bei den Studenten sich großer Beliebtheit erfreute. Ein Gelegenheitsdichter, namens Picander, lieferte die poetische Vorlage, die auf dem Olymp spielt: Äolus, der Gott der Winde, Pomona, die Göttin der Früchte, und Pallas, die Göttin der Weisheit, erscheinen und beglückwünschen das Geburtstagskind. Die Anspruchslosigkeit dieses Textes wurde von der schalkhaften, humorvollen Musik Bachs übertönt. Dazu schufen die Darsteller aus der von Valerie Kratina geleiteten Hellerauer Tanzschule in Maske und Kostüm, in Dekoration und Bewegung einen stilvollen Hintergrund. Das Publikum war begeistert.





Links nebenstehend:

Von der vierten internationalen Tagung des Pen-Klubs (Poets, Essayists, Novellists), die vom 16. bis zum 19. Mai in Berlin stattfand: Mitglieder der verschiedenen Ländergruppen auf dem Kongreß.

Von links nach rechts: Sitzend: Jules Romain (Frankreich); Barbara Ring (Skandinavien); Mrs. Dawson-Scott, die Begründerin des Pen-Klubs; John Galsworthy (England); Karl Federn (Deutschland). Stehend (Mitte rechts): Ludwig Fulda, der Vorsitzende der deutschen Gruppe; François Berge; Louis Gierard.





Links: Szenenbild aus der Erstaufführung des dreiaktigen Lustspiels „Die Freier“ von Joseph v. Eichendorff, bearbeitet von Otto Zoff, die im Theater am Schiffbauerdamm zu Berlin am 8. Mai stattfand. Von links nach rechts: Paul Henkels als Hofrat Fleder; Aribert Wäscher als Schauspieler Flitt; Hermine Sterler als Gräfin Adele; Viktor Schwanneke als Musikant Schlender. — Rechts: Die kürzlich erfolgte szenische Aufführung der weltlichen Kantate „Der zufriedengestellte Äolus“ von Johann Sebastian Bach im Konzerthaus zu Wien. Von links nach rechts: Staatsopernsängerin Rosette Anday; Staatsopernsänger Jerger; Eva Bruhn; Preuß; Körber.



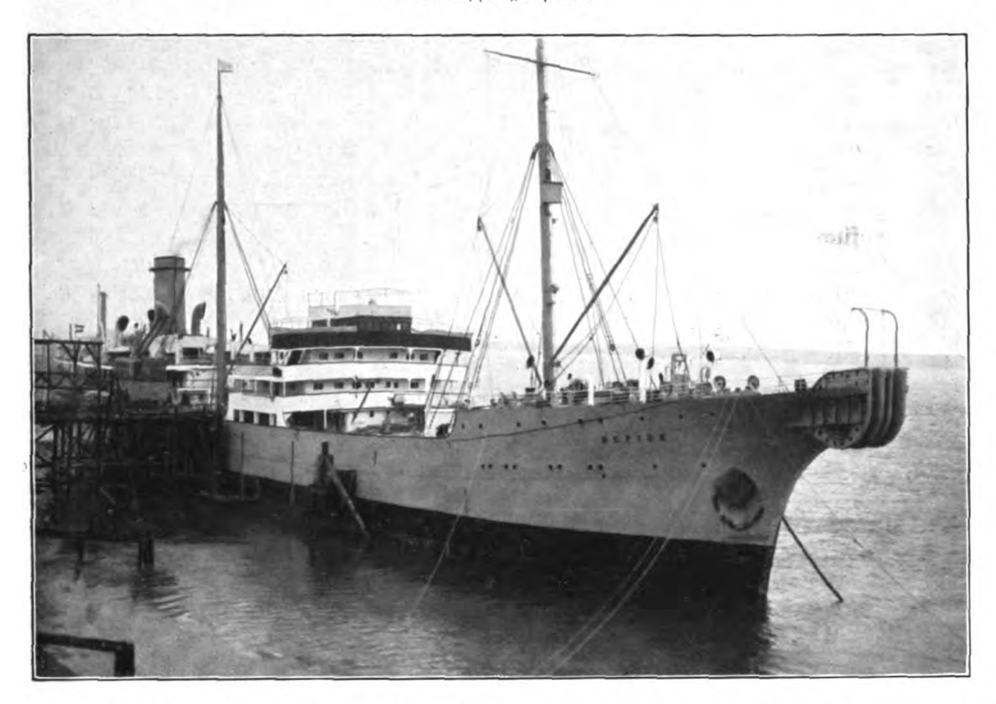
Am Rande der Großstadt: Ein Rastplatz für Radfahrer in den Waldanlagen / Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus

Aus der Häuser bedrängender Enge strömt im Frühling die Großstadtbevölkerung hinaus in die Natur, zu Fuß, mit allen Mitteln des Verkehrs. So entläßt die Großstadt alltäglich aus ihren Toren auch eine wimmelnde Schar von flinken Radfahrern und Radfahrerinnen. Mit ihrem „Volksauto“ suchen die Sonnendurstigen und nach frischer Luft Begierigen Anlagen, Parke und Waldungen der näheren und ferneren Umgebung auf und benutzen die Stunden der Erholung zur Flucht aus dem Dunst und der Enge der Stadt ins Grüne.

DAS NEUE SEE-FERNSPRECH-KABEL HOLLAND-ENGLAND



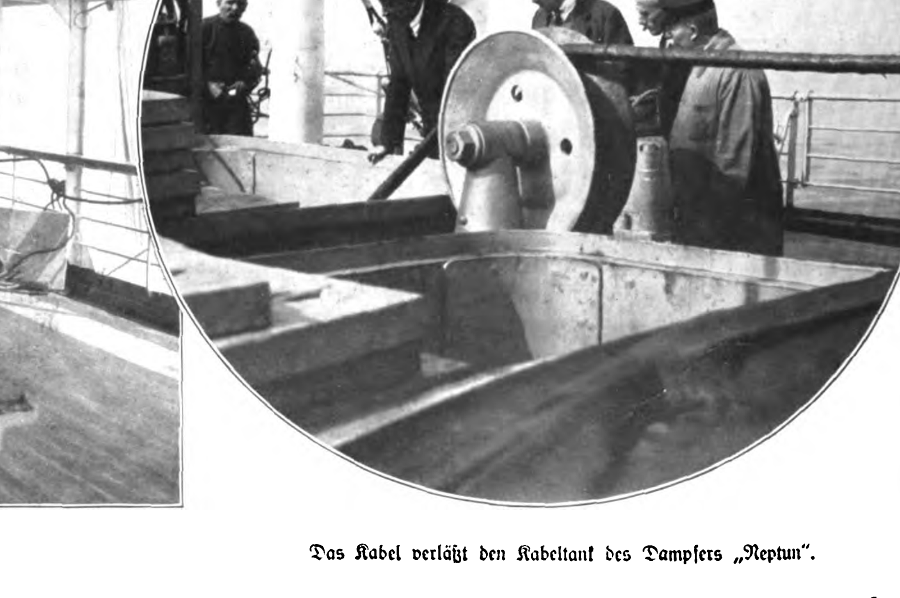
Links: Der Kabeltank im Carlswerk zu Köln-Mülheim. — Rechts: Überschießen des Kabels auf den Kabeldampfer „Neptun".



Der neue Kabeldampfer „Neptun", der größer und leistungsfähiger ist als unsere durch den Kriea verlorenen Schiffe, am Pier von Nordenham. — Rechts: Schwimmende Wegweiser: Markierungsboje im Wasser. Durch solche Bojen wurde die Kabelstrecke vor der Kabelverlegung markiert.



Verlauf des Kabels über Deck bei der Verlegung.



Das Kabel verläßt den Kabeltank des Dampfers „Neptun".

Eine neue Leistung deutscher Technik ist vor wenigen Tagen vollbracht worden, die sich der vielbesprochenen Schöpfung des Ostpreußenkabels würdig an die Seite stellt. In holländischem Auftrag hat die Felten & Guilleaume Carlswerke A.-G. ein 165 km langes See-Fernsprechkabel nach dem Krarupsystem hergestellt und zwischen den Orten Domburg (Holland) und Aldeburgh (England) durch die Nordsee verlegt. Der neue Kabeldampfer „Neptun" hat die Verlegung trotz dem ungünstigen Wetter — Nebel und Sturm erschwerten die Arbeiten — glücklich durchgeführt und so seine erste praktische Erprobung erfolgreich bestanden. Er ist nach den letzten Erfahrungen der Kabellegetechnik gebaut und übertrifft mit seiner Kabelladefähigkeit von 8000 Tonnen bedeutend die älteren Kabeldampfer, die wir nach dem Krieg abgeben mußten. — Das neue Kabel hat 17 Adern und ist nur knapp fünfeinhalb Zentimeter dick. Die aus den papierisolierten Adern bestehende Kabelseele ist mit doppeltem Bleimantel und darüber mit einer Lage halbzentimeterstarker Eisendrähte bewehrt. Es wog im ganzen 1700 Tonnen und mußte in drei Teilen vom Kölner Werk zum Nordenhamer Verschiffungshafen befördert werden. Für diese Beförderung waren insgesamt 55 Spezialgüterwagen von je 35 Tonnen Ladegewicht und 15 Meter Länge nötig. — Für die deutsche Wirtschaft ist das Kabel deshalb von besonderer Bedeutung, weil es über das holländische Kabelnetz auch eine ständige Sprechverbindung zwischen Deutschland und England ermöglichen wird.

Für den andern!

Novelle von Heloise v. Beaulieu

(Schluß.)

Der Hausbesuch war, wenigstens in seinen älteren Jahrgängen, eingetroffen. Jobst behauptete, es gäbe zwei Sorten von Tanten: eine, die nach Naphthalin, und eine, die nach Kampfer röche. Hier traf das zu. Tante Adelgunde, die schon sehr alt war und ein strenges Parzengesicht hatte, strömte den zu ihr passenden, scharfen Naphthalingeruch aus; Tante Annunziata, die ein rundes Apfelgesicht und ein freundlich-betuliches Wesen hatte, roch milde nach Kampfer. Beide Tanten hatten natürlich ein tiefes Interesse an Mizzis Bleichsucht und schlugen alle erdenklichen Kuren vor, vom blutreinigenden Tee bis zur Sympathie.

Vor dieser Familienbetreuung entfloh Mizzi manchmal zu der lahmen Christa. Die war ihr nicht eigentlich sympathisch, und sie war ihr zu „überspannt", wie sie die erotisch betonte Phantasie des kranken Mädchens bezeichnete. Aber in ihrer jetzigen Verfassung fühlte sie sich der Christa verwandter als den „Erwachsenen" zu Hause. Sie nahm der Kranken immer etwas mit, was ihr Freude machte: heute eine Flasche Parfüm, denn die Kranke hatte nach starken Parfümen ein leidenschaftliches Verlangen. „Du hast es gut, Mizzi", sagte das kranke Mädchen neidvoll. „Bei euch riecht es gewiß immer nach Juchten und Zigaretten, nie nach dem Ofen, nach Wäsche oder Zwiebeln. Für mich hängen Schicksale mit Gerüchen zusammen. So kann ich niemals das Wort ‚Liebe' hören, ohne Rosenduft zu spüren — den von den tiefroten, die nach heißem Sommer riechen."

Mit leisem, schamvoll ersticktem Stimmchen fragte Mizzi: „Hast du denn schon mal geliebt, Christa?"

„Mal?" — Das kranke Mädchen lächelte überlegen. „Immer habe ich geliebt. Erst Christus und dann Goethe, und Lord Byron, und Lenau und Ferdinand Lassalle."

„Wer ist denn das?" fragte Mizzi erstaunt.

„Ein berühmter Politiker", sagte Christa großartig. „Er nahm sich das Leben um eine vornehme Dame."

„Ach, wie nett!" sagte Mizzi zerstreut. „Aber, Christa, diese Leute sind doch alle schon tot."

„Oh, man kann Tote lieben!" sagte die Kranke mit einem wissenden Lächeln. „Aber ich habe auch Lebende geliebt. Es ritt mal einer vorbei —"

„Aber wenn du gesund wärst, würdest du doch jemanden heiraten, den du kennst?" meinte Mizzi nüchtern. „Etwa den Adjunkten oder den Lehrer."

„Der Adjunkt hat Gesichtspickel", sagte Christa. „Und der Lehrer! — Nein, er müßte zu mir kommen aus weiter Ferne, und doch müßte ich fühlen, daß in ihm meine Heimat wäre. Oh, wie ich sie verachte, die Mädchen, die heiraten ohne große Liebe."

Mizzi wurde es schwül. Man sprach von unverfänglicheren Dingen. Tief in Sinnen ging Mizzi nach Hause. Nicht, daß Christa ihr maßgebend gewesen wäre. „Die ist ja krank und überspannt und hat keine Ahnung, wie es in unseren Kreisen zugeht." Und doch klang ein Wort tief in ihrem Innern nach und ließ sich nicht zum Schweigen bringen: „Oh, wie ich sie verachte, die Mädchen, die heiraten ohne große Liebe!" — — —

Es kam ein Tag, ein weicher, beinahe schwüler Spätfrühlingstag, an dem man schier verging an den Düften, die die Erde ausströmte. Was konnte man an einem solchen Tage anderes tun, als etwas umherschlendern und sehnsüchtig in die Ferne träumen? Nun war auch der Laburnum erblüht, und die goldenen Kaskaden erregten in Mizzi den Wunsch, die große Alabastervase im Eßsaal damit zu füllen. Den großen Baum, der wie ein goldener Springbrunnen mitten im Rasen stand, respektierte sie zu sehr, aber der uralte an der Mauer, dessen goldenes Dach sich schwer straßenwärts senkte, lockte sie, alte Kletterkünste zu probieren.

Sie stand auf der Mauer und brach in dem alten Baume umher, daß es nur so krachte und sie die goldene Fülle kaum zu umspannen vermochte. Es war Spätnachmittag: draußen lag das Land in schimmernden Edelsteinfarben, wie mit Goldstaub überpudert. Oh, wie sehnsüchtig und traurig machte diese Schönheitsfülle, diese flimmernde Ferne!

Ein leichtes Wagenrollen auf der Chaussee. — Jobst? Eine leichte angenehme Erregung durchpulste sie. Sie legte die Hand über die Augen und spähte. Richtig, Jobst. Der leichte Sandschneider bog in die Allee. Jobst entdeckte Mizzi, die einen Augenblick unschlüssig stand und dann mit einem kühnen Sprung von der Mauer hinabsetzte, heiß und lachend, mit den Armen voll Goldregen.

Neben Jobst saß noch jemand, auch ein schlanker Mann in Sportkleidung.

„Danae!" murmelte er, und die verschatteten Augen im hageren Gesicht ruhten mit Bewunderung auf der weißen jungen Gestalt mit den goldenen Blütenzweigen.

„Bekommen wir noch eine Tasse Kaffee, Mizzi, oder haben die Tanten allen ausgetrunken?" fragte Jobst lustig. „Sieh, Herr van Doylen ist wirklich für ein paar Tage herausgekommen, und nun habe ich ihn gleich hierhergeschleppt, um ihm das Landleben in Reinkultur zu zeigen. Denn so etwas wie Tante Adelgunde kann ich ihm bei mir nicht bieten. Und so eine alte Stiftsdame, die an einem grauen Wollstrumpfe strickt und von einer Schar unsichtbarer Ahnen umschildet wird, gehört doch zum richtigen Landleben."

So plauderte Jobst, als sie dem Kaffeetisch zuschritten. Dabei fiel es nicht auf, daß Mizzi ganz stumm war, nachdem sie klanglos ein Willkommen gestammelt hatte. Doylen schritt neben ihr, und seine Blicke hingen an dem Profil ihrer weichen Wange, auf der die langen Wimpern zitterten wie die Flügel eines dunklen Falters. So hübsch hatte er die kleine Gräfin gar nicht in der Erinnerung. Oder war sie inzwischen schöner geworden?

Die Eltern nahmen den Gast mit der ihnen eigenen vornehmen Liebenswürdigkeit auf. Es wurden ja so viele Leute von Verwandten mitgebracht! Warum nicht auch einmal ein Musikus? Tante Annunziata betrachtete ihn mit wohlwollender Forschung, aber Tante Adelgundes Stricknadeln arbeiteten mit unheimlicher Energie. „Axel, wer ist der Mann?" fragte sie mit der Schwerhörigen eigenen Verkennung akustischer Verhältnisse, zu Jobsts und Doylens größter Erheiterung, während Mizzi vor Entsetzen beinahe die Teemaschine umwarf. Denn die Tanten hatten den Kaffee wirklich ausgetrunken.

Nachdem man den Innsbrucker Hofgarten mit dem Salzburger Mirabellgarten verglichen und die Reize der Woynaer Umgebung festgestellt hatte — „anderswo mag es höhere Berge geben, aber die Luft hier ist einzig", sagte der Graf — und nachdem man die höflichen Allgemeinheiten erledigt hatte, fragte die Gräfin den Gast, aber mehr höflich als neugierig: „Sie sind verheiratet, Herr van Doylen?"

„Nein, gnädigste Gräfin," sagte Doylen, wehmütig lächelnd, „ein armer Bohemien wie ich muß auf häusliches Glück verzichten. Ich könnte einer Frau nicht zumuten, mein unstetes Leben zu teilen."

Die Gräfin machte eine höfliche Einwendung. Es wäre doch hübsch für ihn, ein Heim zu wissen, in das er immer wieder zurückkehren könne. Aber Jobst sagte lebhaft: „Nein, Doylen darf keinesfalls heiraten, sonst verliert er etwas von seiner Dämonie. Frauen werden erst recht interessant, wenn sie verheiratet sind; Männer hören dann auf, es zu sein."

„Wahr! Interessante Männer bleiben ledig", lachte der Graf. „Wie Jobst Trachenberg."

„Ich habe eine kleine Antipathie gegen Konserven, Onkel. Liebe im Weck eingemacht..."

„Was sagt er?" fragte Tante Adelgunde, ihr Hörrohr ansetzend, während Jobst Doylen zuflüsterte: „Ist sie nicht kostbar, echt, das reine Museumsstück?"

„Er sagt, Ehen werden im Himmel geschlossen", tutete der Graf, der ihr zunächst saß, in ihr Rohr. „Da getraut er sich nicht hinein."

Sie sah ihn mißtrauisch an. „Du foppst mich, Axel! Ich bin sicher, daß er eine Frivolität gesagt hat."

„Die man dir doch nicht zu wiederholen wagen würde", sagte der Graf.

Tante Adelgunde kniff die Lippen ein; die Stricknadeln klapperten unheimlich. Sie ärgerte sich zwiefach: erstens, daß man in ihrer Gegenwart Frivolitäten sagte, und zweitens, daß sie sie nicht verstand. Sie beschloß im stillen, Annunziata nachher zu befragen, aber die verwirrte immer die Pointen.

Mizzi war wie im Traum. Das hier war doch Woyna! Da saßen die Eltern und die Tanten; da stand der alte Teetopf mit dem Delphinenhenkel. Und mitten in dieser gewohnten, alltäglichen Welt saß er, gerade als ob er dazugehörte!

Wie die Abendsonne glutete! Wie der Goldregen leuchtete! Welch ein Glück, auf der Welt zu sein!

Aber der Glanz zog sich auf die höchste Spitze des goldenen Baumes zurück und erlosch. Die Amsel flötete ihr Abendlied. Eine Angst schnürte Mizzi die Seele zusammen. Die glückselige Verzauberung dieser Stunde mußte zu Ende gehen — zu Ende!

Tante Adelgunde zog ein nach Naphthalin riechendes Wolltuch um ihre Schultern und bemerkte, daß es kalt werde. Mit bangen, flehenden, trostlosen Augen sah Mizzi auf. Das bedeutete den Aufbruch — den Tod!

Und richtig, die Herren erhoben sich. Doylen half Mizzi noch in ihre weiße Engadiner Jacke und sagte weich: „Sie zittern ja vor Kälte!"

„Ja, mir ist kalt", erwiderte Mizzi, deren Zähne aufeinanderschlugen. „Ich soll bleichsüchtig sein," sagte sie, mit bebenden Lippen lächelnd, „davon kommt das."

„Mein Gott, wie lieblich sie ist! dachte Doylen. So weiß und jung! Eine Zeile von Jakobsen ging ihm durch den Sinn: „Sie war wie Jasmins süßduftender Schnee."

Da in den nächsten Tagen eine kleine Gesellschaft bevorstand, forderte man Jobst dazu auf. Und wenn Herr von Doylen dann noch da wäre...

Doylen glaubte kaum, daß er von dieser Güte Gebrauch machen könnte. Da traf ihn ein sekundenschnelles Flehen aus ein paar bangen grauen Augen. „Man feiert einen Geburtstag", sagte Jobsts überredende Stimme.

„Ihren Geburtstag, Gräfin?" fragte Doylen. Und da sie bejahte, fuhr er fort: „Dann bleibe ich — wenn es gewünscht wird."

„Herr van Doylen macht uns vielleicht die Freude, uns eine kleine Probe seiner Kunst zu geben?" sagte der Graf, um höflich zu sein.

„Gern!" erwiderte der berühmte Mann, wieder unter dem Bann von ein paar flehenden grauen Augen. „Aber Sie müssen mir dann schon gestatten, daß ich meinen Begleiter kommen lasse, ohne den ich nicht singe."

Wie eine Trunkene lief Mizzi an dem Abend im Garten umher, unter dem Sternenhimmel, zu dem sie ein leuchtendes, verzücktes Gesicht emporwandte. Wie ein Spiegelbild der Sterne oben schimmerten die Büsche weiß von den silbersternigen Blüten des Jasmins; in diese lehnte sie ihr heißes, zuckendes Gesicht und schluchzte vor schmerzensvollem Glück. — — —

Es war am Morgen von Mizzis Geburtstag und Verlobung. Gräfin Klothilde kam in das Zimmer ihres Mannes, der über Wirtschaftsbüchern saß. „Verzeih, daß ich dich störe." Er machte eine ritterliche Bewegung. „Aber ich muß dich notwendig sprechen."

Der Graf setzte sich resigniert zurecht. „Ich höre, Klothe. Wenn jemand uns notwendig sprechen muß, ist es allemal etwas Unangenehmes."

„Das stimmt leider. Also, Mizzi hat mich eben gebeten — und sie hat sich wohl schon lange damit herumgetragen — sie von der Verlobung mit Hasso zurücktreten zu lassen."

„Sapristi! — Warum denn? Wieso denn? Was hat der Hasso denn getan?"

„Hasso hat natürlich gar nichts getan, und Mizzi gab mir auf alle Vorstellungen, daß es keinen netteren und vorzüglicheren Menschen als Hasso geben könne, vollkommen recht. Aber sie blieb dabei, daß sie ihn nicht heiraten könne. Sie —" die Gräfin lachte ein klein wenig verlegen — „hätte für Hasso nicht die Gefühle, die man für den Mann haben müßte, den man heiraten wolle."

„Was weiß denn Mizzi davon, was das für Gefühle sein müssen!" rief der Graf böse. „Ich finde das sonderbar — sehr sonderbar."

„Ich finde es auch sonderbar und glaube, daß sie unter irgendeiner fremden Beeinflussung steht."

„Fremde Beeinflussung?" Der Graf machte große Augen. „Mein Gott, kann die Sache denn nicht wieder eingerenkt werden?"

„Es besteht ja gar kein Zerwürfnis. Dann läge die Sache viel einfacher."

„Hm! Weißt du, ich glaube nicht an theoretische Erkenntnisse. Zwanzigjährige Mädchen haben gewöhnlich einen ganz konkreten Grund zu ihren Entschlüssen. Hast du irgendeinen Verdacht, Klothe, wer es sein könnte? Schließlich ist Hasso doch nicht der einzige Mann auf der Welt, wenn wir ihn auch für den Richtigen halten. Junge Mädchen haben oft seltsame Launen und einen unbegreiflichen Geschmack. Denke an die Berta Diest, die durchaus den alten Hausarzt heiraten wollte, der dreißig Jahre älter war als sie und einen Bauch und eine Glatze hatte. Da muß doch irgend etwas sein..."

„Ich habe mal an Jobst gedacht, bin aber wieder davon abgekommen. Und als ich Mizzi fragte, ob da irgendein anderer wäre, den sie heiraten möchte, sagte sie nein."

„Übrigens, den allerletzten Augenblick hat sie sich ausgewählt, wo das Verlobungsessen schon in den Töpfen schmort. Nun ist's ja ganz gut, daß Jobst seinen sonderbaren Freund mitbringt, obwohl es etwas komisch ist, daß wir ein musikalisches Fest geben. Aber nun muß der Musikus noch die Situation retten. Der arme Hasso! Das ist ja eine schöne Überraschung für ihn."

„Ich habe von Mizzi wenigstens den Vergleich erreicht: Wir veröffentlichen die Verlobung heute nicht, aber sie soll nicht mit Hasso brechen, es sich wenigstens noch vier Wochen überlegen."

„Ach, Klothe, warum solch ein Hinausschieben, wenn sie ihn doch nicht mag! Das ist eigentlich ein Unrecht an dem armen Jungen."

„Aber sie mag ihn doch!" rief die Gräfin verzweifelt. „Sie versteht sich selber nicht recht. Dies ist nur eine Laune, eine momentane Trübung. Junge Mädchen sind ja so wunderlich! Ich denke, wenn Hasso erst hier ist, wird noch alles gut."

„Mögst du recht haben, Klothe!" seufzte der Graf.

Der Sandschneider mit den kleinen feurigen Braunen war auf dem Wege nach Woyna. Ein kleiner Herr mit blasiertem Kindergesicht streifte die Gegend mit einem Blick, der deutlich sagte: Nichts daran! Artur de Werth war schönere Gegenden gewohnt, Berchtesgaden, Wight, Biarritz.

Als Woyna mit seinen dicken Laubmassen aus der Bodensenkung auftauchte, sagte Doylen zu Jobst, der neben ihm saß: „Graf, es ist doch eine schöne Sache um das Gutgeborensein!"

„Ja", sagte Jobst gedehnt. „Ein bissel langweilig ist es ja manchmal."

„Ach, dagegen gibt es allerhand Hilfsmittel, was Ihnen nicht unbekannt sein dürfte. Und etwas Herrliches haben diese alten Herrensitze. Nur auf ihnen findet man noch die erlesenen Frauenblüten, die in einer demokratischen Welt nicht mehr gedeihen."

„Ja, die Dame stirbt aus", sagte Jobst. „Etwas, das ich aus ästhetischen Gründen sehr beklage. Auch das junge Mädchen. Mizzi ist noch eins. Aber ich glaube, Sie machen sich aus dieser Menschenspezies nicht übervie!."

„In diesem holden Exemplar doch. Sie ist wie eine kleine Schneeflocke, so leicht und weiß."

„Und darum bringen Sie ihr dunkelrote Rosen? Wegen des Kontrastes?"

„Erraten. Im Gegensätzlichen liegt aller Reiz des Lebens. Hoffentlich ist sie wieder in Weiß."

Sie war in Weiß. Als einzigen Schmuck trug sie ein paar Jasminzweige im Gürtel. Sehr blaß war sie, aber sehr lieblich, beinahe schön. In den grauen Augen, die fast schwarz schienen, brannte eine tragische Entschlossenheit.

Als sie sich über Doylens Rosen beugte, war es, als stiege die dunkle Glut der Rosen in ihr weißes Gesicht. Warum mußte ihr auch das Wort der lahmen Christa in den Sinn kommen: „Bei dem Worte Liebe muß ich an Rosen denken, die tiefroten, die nach heißem Sommer riechen."

In der Gesellschaft kam keine rechte Stimmung auf. So war es eine Erleichterung, als die Musikvorträge begannen.

Die bis zum Fußboden reichenden Fenster des Gartensaales waren geöffnet, und die Frühsommernacht dämmerte draußen märchenblau gegen die Lichter des Saales. Es war die Zeit, da der Frühling eine Hochflut von Blüten und Düften über die Erde schüttet, ehe er in den Gluten des Sommers stirbt; der Jasmin schimmerte silbersternig wie eine ganze Milchstraße; Narzissen und gelbe Tulpen leuchteten im Rasen, und von oben schütteten die Akazien kühl aussehende, aber heiß duftende Flocken.

Der hübsche junge Offizier Hasso Krayn hörte mit dem geziemenden Ernst zu, ohne auf die Worte zu achten. Er war recht betrübt, daß die Verlobung noch hinausgeschoben werden sollte, weil Mizzis Gesundheit der Unruhe einer offiziellen Verlobung jetzt nicht gewachsen sei, aber er sah ja selbst, wie blaß das arme Hascherl war. Ja, das Frühjahr!

Tragische Mollakkorde, Dreivierteltanzschritt — Hochzeitsmusik, aber unheimlich schrill:

„Die Braut nur gleicht dem getünchten Tod!
Der unheimliche Spielmann streicht die Geige, bis sie klirrend zerbricht."

Wild schreit er auf:

„Wer heißt euch mit Fingern zeigen auf mich?"

Und zuletzt, wehmütig, schamvoll:

„Bin selber ein armer Musikant."

Wenig fehlte, und Mizzi wäre vor allen Leuten, angesichts des hübschen jungen Offiziers, der ihr Bräutigam war, hingelaufen zu dem armen Musikanten, wie eine Schneeflocke, die vom Winde irgendwohin geweht wird.

Was hatte Doylen nur für ein seltsames Programm heute?

„Komm, flieh mit mir, und sei mein Weib,
Und ruh' an meinem Herzen aus!"

Er hätte doch ein wenig Rücksicht nehmen können auf die Tochter des Hauses, die heute Geburtstag hatte, etwas Heiteres, frisch in die Zukunft Weisendes singen können. Jetzt sang er die ergreifende Klage des Alters, die Liebesklage:

„Mein Haar ist grau!
Mein Herz ist wund!
Du bist so jung —"

Bildete sie es sich ein? Bei dem Schluß: „Ich seh' dich so an und zittre so sehr", ruhte sein Blick auf ihr, die doch hinten an der Wand stand.

Er zitterte wirklich. Die Muskeln seines hageren Gesichts zuckten; er hob die schweren Lider und starrte auf die Menschen, die ein paar Sekunden in Ergriffenheit schwiegen.

Dann löste sich das Schweigen in gedämpften Ausrufen der Bewunderung, der Ergriffenheit. Man dankte dem Sänger. Voran natürlich die Wirte, obwohl ihnen der Mann samt seiner Kunst herzlich unsympathisch war. Und wie wenig taktvoll, lauter Lieder zu singen, die die Leute aufregten und ernst stimmten! Eine alte Gräfin, die das Leben kannte, sagte zu ihrem Nachbarn: „Dem Manne müßte das Singen verboten werden!"

„Singt er so schlecht? Ich verstehe nichts davon", war die Antwort.

Indessen hatte Doylen, sich nach rechts und links unterhaltend, das Nebenzimmer gewonnen, das erste einer langen Zimmerflucht, die in der Bibliothek endete.

„Ob ihm nicht wohl ist?" meinte Jobst besorgt zu Herrn de Werth.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Herr Graf", erwiderte dieser kühl. „Herr van Doylen ist immer erschöpft, wenn er gesungen hat; er braucht dann nichts als einen Augenblick Ruhe.

Die Gräfin sagte leise zu Mizzi: „Als Tochter des Hauses hättest du dem Sänger ein paar Worte sagen, ihm wenigstens die Hand geben müssen!" Dann, in Mizzis totenblasses Gesicht blickend, fragte sie besorgt: „Ist dir nicht wohl?"

„Doch, ganz wohl", stammelte Mizzi. Sie entschlüpfte in den Korridor, an dessen Ende die Tür zur Bibliothek war. Nach einem Augenblick zitternden Zögerns öffnete sie die Tür.

Mode-Einfälle

Spezial-Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek



Die Wiener Schauspielerin Margarete Hruby in einem eleganten Überwurf. Die Mode der Tücher und Schals kommt in diesem Sommer besonders zur Geltung. (Phot. B. Zimbler, Wien.)

Anny Evera, Schauspielerin in Wien, mit glatt gescheitelter Eton-Frisur und für den Abend angesteckten Locken. (Phot. Edith Glogau, Wien.)

Anny Evera in großem Dekolleté und reichem Schmuck neuesten Stils. Modelle: Carl Mayer & Co. (Phot. Edith Glogau, Wien.)

Im Oval: Leopardenpaletot mit asiatischem Fuchs, der bevorzugte Automantel für diesen Sommer. Modell: Penizek & Rainer, Wien. (Phot. Edith Glogau, Wien.)

Links nebenstehend: Margarete Hruby in schickem Jumperkleid, in zweierlei Nuancen mit Gold gestickt. Modell: Karl Decker, Wien. (Phot. Edith Glogau, Wien.)

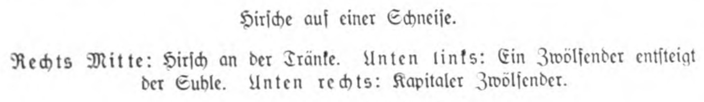
Unser Rotwild

Naturaufnahmen von Hans Stephainsky.



Rudel an wasserdurchrieseltem Äsungsplatz.

Hirsche auf einer Schneise.



Rechts Mitte: Hirsch an der Tränke. **Unten links:** Ein Zwölfender entsteigt der Suhle. **Unten rechts:** Kapitaler Zwölfender.





Doylen stand am Tische und hielt einen winzigen Gegenstand in der Rechten, mit dem er an der weit aus der Manschette gestreckten Linken irgend etwas vornahm. Doch im Augenblick, als Mizzi eintrat, steckte er den kleinen Gegenstand blitzschnell in ein Etui und schob es hastig in seine Brusttasche. Er griff wahllos nach einer auf dem Tische liegenden Zeitschrift und warf einen mißtrauischen Blick nach der Tür; aber beim Anblick der schlanken weißen Gestalt ging ein Aufleuchten über seine Züge.

„Ah, Gräfin! Kommen Sie, mir ein freundliches Wort zu sagen? Ich habe es vermißt, ich muß es gestehen!"

Mizzi stand mit gesenktem Kopf und ineinandergeschlungenen Händen, die sich krampften in hilfloser Qual.

„Doch stände ich vor dir, was könnt' ich sagen?"

Er blickte auf das rassige junge Geschöpf, eine erlesene Blüte alter Kultur, und Kenner, der er war, wußte er, daß diese Blüte ihm zufiel, wenn er die Hand nach ihr ausstreckte. Wie mit Blitzesschnelle wurde ihm klar, daß das kleine namenlose Gedicht, das er lächelnd in den Papierkorb geworfen — zu so vielen anderen Zuschriften — von ihr war, die da vor ihm stand.

Ein Jubelgefühl durchbrauste ihn, daß ihm, dem alternden Manne, noch solche Macht gegeben. Er sah ihren Liebreiz, ihre Vornehmheit, er sah auch ihre Herzensnot: alles, was er wachgesungen, und was nun nach Erfüllung schrie. Neben dem Triumph stieg etwas Edleres in ihm auf: ein weiches, beinahe väterliches Mitgefühl mit ihrer Hilflosigkeit, ihrer Seelennot. Er fühlte den Impuls, sie in die Arme zu nehmen und das weiße Gesichtchen zu küssen — der armen kleinen Schneeflocke, die in Glut zerschmolz. Aber er zögerte. Und die peinvollen Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten, und das arme weiße Gesicht erglühte in dunkler Scham, und die Lippen zuckten wie am Weinen.

Aber er tat nicht, was er doch so gern getan hätte. Großer Gott, sie wußte ja nicht, was sie tat! Er durfte die Unerfahrenheit eines Kindes nicht mißbrauchen — wenigstens nicht dieses gräflichen Kindes, das von all seinen Ahnen und so vielen lebenden Vettern umschildet war. Er durfte nicht.

Ein Schluchzen drang zu ihm auf. Da beugte er sich nieder und streichelte väterlich gütig das weiche Haar. Eine Schwäche erfaßte ihn, als er den zarten Veilchenduft spürte, der von ihr ausging. Aber er riß sich zusammen. „Betend, daß Gott dich erhalte", flüsterte er heiser.

Da faßte die junge Gräfin mit beiden bebenden Händen seine Rechte und drückte ihre weichen Lippen auf die magere Hand mit den dicken Adern.

„Teures Kind," sagte er, selber tief ergriffen, „in meinem Lorbeer soll das die unverwelkliche, duftende Blüte sein."

Mizzi schluchzte krampfhaft auf.

„Ein paar nervöse Leute sind wir doch", sagte er mit dem Bemühen, zu scherzen. „So ist die Musik! Sie verdirbt die Nerven."

Mizzi schwieg noch immer. Glühende Röte stieg ihr langsam vom Halse ins Gesicht und bis in die Haarwurzeln. Jeder Blutstropfen in ihr brannte. Verschmäht!

Sie wandte sich, sie stürzte aus der Tür. Im halbdunklen Korridor traf sie mit jemandem zusammen.

„Ich suche dich, Mizzi. Ich machte mir Sorgen um dich. Du sahst so blaß aus!"

Aufschluchzend warf sie sich in die Arme ihres Verlobten. — — —

Ein Jahr darauf. Beim Grafen Trachenberg war ein später Nachmittagstee. Es gab sehr guten Tee und ein neues Talent: ein junger Schwede spielte sehr schön eine lange Sache von Busoni und zeigte dabei eine tadellose Profillinie. Im Nebenzimmer ging die Unterhaltung gedämpft weiter.

Unter den Geladenen war auch ein alter Mann mit grobem, knochigem Gesicht, in das die ergrauten Haare unordentlich hineinfielen. Er hörte ernsthaft zu und hing mit Bewunderung an dem schönen Profil. Wider Willen sah er sein eigenes Gesicht im Spiegel. Bei Tage sah es noch älter, grauer und verwüsteter aus als bei Abend. — Weiß Gott, was die Weiber noch an mir haben! dachte er verwundert. Wo es so schöne Burschen gibt wie den da!

Gäste kamen und gingen. Unter ihnen war auch ein jungvermähltes Paar, Verwandte des Hausherrn. „Die Mizzi Hausegger ist noch hübscher geworden als Frau", meinten die Leute.

Das fand auch Doylen. Und wie elegant und sicher sie geworden war, die kleine Schneeflocke, ohne doch etwas von ihrer Mädchenlieblichkeit verloren zu haben. Bei der flüchtigen Begrüßung hatte Doylen nicht sehen können, ob das Wiedersehen sie erregte.

„Wir dürfen Sie heute wohl nicht um ein Lied bitten?" fragte Jobst zaghaft. „Sie wollten heute nur genießender Gast sein, aber —"

„Ich will singen!" sagte Doylen in plötzlicher Laune. „Ob Lundby mich begleiten wird?"

Der junge Schwede war entzückt, „den großen Doylen" begleiten zu dürfen.

Von seinem Platz aus konnte Doylen Mizzi sehen. Sie saß in einem niedrigen Sessel und plauderte mit einem vor ihr stehenden Herrn. Ihr Mann stand hinter ihr, etwas über die Stuhllehne gebeugt.

Als Doylen sang, verstummten alle artig und hörten mit der geziemenden Andacht zu. Mizzi ebenso wie die anderen — nicht anders.

Als das Lied geendet, machten alle die gehörigen Mienen des Beifalls — und Mizzi wieder ebenso wie die anderen. Ihr Mann sagte etwas zu ihr. Sie hob das Gesicht zu ihm auf, und Doylen sah das Lächeln eines vollkommenen Vertrauens. So sieht eine Frau nur zu dem Manne auf, den sie liebt.

Doylen sprach ein paar Worte mit seinem Begleiter. „Strauß' Cäcilie? O gewiß!"

Wie Doylen heute sang, so hatte er noch nie gesungen. Er wußte, warum. Er warb mit dem Liede — warb um eine Seele, die er besessen hatte, und die ihm entglitten war. Er wollte nichts Schlimmes, und vielleicht hatten ihre Wege sich heute zum letzten Male gekreuzt. Nur einmal noch wollte er den alten Zauber über sie ausüben, einmal ihre Ruhe, die Ruhe ihres sicheren ehelichen Glückes verwirren. Sie sollte sich ihm, wenn auch nur einen Augenblick lang, seelisch hingeben, einen Augenblick die Ehe brechen mit dem hübschen, vornehmen Normalmenschen, dem sie so vertrauensvoll zugelächelt. Er legte die ganze Werbekraft seiner Rattenfängerkunst in das Lied und die ganze Leidenschaft seiner heißen, stolzen, von der Angst vor dem nahenden Alter geängsteten Seele. Und er hielt die Augen, diese alten, eingesunkenen und dennoch bezwingenden Augen auf die junge Frau im grauen Federhut geheftet, damit sie es wußte: er sang für sie.

Bleich, zitternd, mit feuchter Stirn stand er da, als er geendet. Die hier versammelten Weltmenschen waren alle erschüttert und hingerissen. Ein junges Mädchen brach in Tränen aus.

Er sah auf. Also — seine Macht über Menschenseelen bestand noch. Sie folgten noch, wenn er rief! Noch war seine Sonne nicht von den grauen Schatten des Abends verschlungen. Er atmete auf. Doch sie? Wo war sie?

Da kam sie, von ihrem Gatten gefolgt. Und beide sagten dem bleichen Manne Dank für den großen Genuß, und die junge Frau setzte mit liebenswürdiger Besorgnis hinzu: „Aber Sie sollten sich schonen, Herr van Doylen, Sie sehen etwas leidend aus! Uns freilich würde ein großer Genuß verlorengehen, wenn Sie an sich dächten." Mit unbefangener Herzlichkeit sahen die schönen grauen Augen zu ihm auf.

„Sehr gütig, Frau Baronin!" Der große Mann beugte sich verehrungsvoll über eine schmale, weiche Hand. Und er dachte dabei: Es war eine Zeit!...

„Gefährliche Leute sind Sie doch, Sie Künstler — und Sie noch ganz besonders", sagte ein rosiger, freundlicher Herr zu Doylen. „Die kleine W. hat einen Weinkrampf — diese kühle, schnippische Blonde! Sie singen die schlummernden Seelen der Salonwalküren wach, Sie sind der Wecker!"

Doylen hob sein knochiges Gesicht. Er hatte eben eine kleine weiße Vase sinnend betrachtet, die er jetzt behutsam wieder hinsetzte. Er war sehr ruhig, nur ein etwas bitteres Lächeln zuckte um seinen häßlichen Mund, als er leicht erwiderte: „Sie haben vielleicht recht, Herr Legationsrat. Es ist unser Beruf, die schlummernden Seelchen wachzusingen. Doch, wir wecken sie für andere!"

Wissen und Leben

Selbsterkenntnis durch Traum-Analyse. Träume zeigen weder Zukünftiges an, noch hat sich jemals die im Traum erschienene Lösung einer schwierigeren Aufgabe hernach als brauchbar erwiesen. Träume werden vielleicht immer zunächst durch einen oft geringfügigen Sinneseindruck veranlaßt, wie denn bekannt ist, daß man bei zu schwer beladenem Magen lebhaft träumt, oder daß z. B. spritzende Wassertropfen den Traum, daß es regne, hervorrufen können. Ein Traum von dieser einfachen Art ist nicht wesentlich verschieden von einem Irrtum im wachen Zustande, bei dem ich z. B. mit dem Fuße an ein Tischbein anstoße und zu meiner Nachbarin sage: „Entschuldigen Sie." Es versteht sich, daß im Schlaf im allgemeinen viel umfangreichere Träume zustande kommen als im wachen Zustande Irrtümer, weil im Schlaf nicht die Sinne das innere Vorstellungsleben leiten und überwachen. Um so mehr ist das innere Vorstellungsleben frei, selbständig, und die Träume können uns über unser inneres Vorstellungsleben unterrichten. Da sagen sie uns manchmal nichts Neues, besonders wenn wir nach ungewöhnlich starken Tageseindrücken noch „die ganze Nacht davon träumen". Schwächere Tageseindrücke sind oft gerade in der folgenden Nacht nicht rege, vielleicht weil gerade in diese Zeit der Ermüdungszustand der am Tage mäßig gebrauchten Hirnteile fällt. Um so mehr können etwas ältere Erlebnisse sich in den Traum hinein verweben. Daher sind die Träume großenteils Erinnerungen von so bunter Zusammensetzung, daß die Traumbilder uns oft wie Neues, Unerlebtes, nie Dagewesenes erscheinen. Es gibt nun eine selten versagende Methode, solche Traumbilder zu analysieren und als ihren Kern ein ehemaliges Erlebnis oder einige solche herauszufinden. Sie besteht darin, daß man das Traumbild sich vorstellt und möglichst unter Ausschaltung seiner Sinne dem inneren Vorstellungsleben freies Spiel gibt. So stellt man halb und halb den Traumzustand wieder her und behält doch die Überwachung desselben. Es tauchen nun Erinnerungen an frühere Erlebnisse auf, eine nach der andern in bunter Folge, und sehr oft nach kurzer Zeit jene, welche dem Traumbild wesentlich zugrunde lag. Die Ergebnisse sind überraschend, zumal sie oft lehren, daß man vor Anwendung dieser Methode das Traumbild unrichtig gedeutet hatte. Einige Beispiele: Neulich träumte ich, ich sähe einen Mann ein junges Weib davontragen, das schrie. Erwacht, hatte ich für den Anblick keine bestimmte Deutung und hielt die Schreie für die einer Frau, die einst vor meinen Augen vom abfahrenden Eisenbahnzug erfaßt worden war. Die Traum-Analyse belehrte mich mit voller Bestimmtheit eines anderen. Der Mann und das junge Weib waren Papageno und Papagena in der Szene, in der er sie davonträgt, wie ich es zum ersten Male als Jüngling wohl mit dem ersten Entzücken über weibliche Anmut gesehen hatte; die



Schreie waren nicht die jener Frau, sondern die, welche einmal in meiner Knabenzeit meine Mutter ausstieß, als sie sich den Arm verbrühte. — Vor Jahren träumte ich einmal (im Kriege), ich sähe Flugzeuge und eine große Scheibe herumfliegen. In letzterer erkannte ich eine riesige Laus; plötzlich fiel sie zur Erde, und da sah ich, daß es ihrer zwei in Paarung waren. Zur Deutung dieses Traums hatten mir jahrelang die Kriegserlebnisse und Erinnerungen an naturgeschichtliche Schriften genügt; durch Anwendung der Traum-Analyse aber wurde mir außerdem klar, daß die doppelte „Laus“, von ihrer Größe abgesehen, hochgradig übereinstimmte mit einer Fledermaus, die ich als Knabe an einem Gemäuer im Winterschlaf fand und ins Zimmer brachte, wo aus ihr zwei aneinanderhangende wurden. — Ein im Traume gesehener Mann, der aus seinem Rucksack einen Strick holte, um sich aufzuhängen, und der nach dem merkwürdigen Traumzusammenhang sowohl selber Henker als auch zum Tode verurteilt sein sollte und daher sich selber aufhängen mußte, entpuppte sich durch die Traum-Analyse als das genaue Ebenbild des Rattenfängers von Hameln, wie er in einem Kinderbuch abgebildet ist (und auch der ist sowohl tötender Mann der Ordnung wie selber todwürdig und todfindend), und sein Strick war das Lasso meines Schulfreundes B., das einst K. um den Hals flog. — Einer meiner schönsten Träume, der ab und zu wiederkehrt, ist der von leuchtenden Schneefirnen vorm Ätherblau. Die Analyse weist nach, daß nicht nur die Schneefirnen zugrunde liegen, die dem jungen Studenten eindrucksvoll waren, sondern vor allem der sonnenbeschienene Zipfelberg am heimatlichen Strande, eine Gegend, in der mir als Knaben zum ersten Male Naturschönheit aufging. — Solche Beispiele ließen sich vermehren. Ihr Übereinstimmendes ist das Zugrundeliegen von Jugend- und Kindheitserlebnissen, die auf ihrem Gebiete die ersten starken Eindrücke waren. Damit gibt uns das Traumleben Einblick in den Aufbau unserer Vorstellungswelt: deren Elemente, Grundlagen oder (gewissermaßen) Kategorien sind die ersten starken Erlebnisse auf den verschiedenen Gebieten. Jedes spätere Erlebnis muß sich dieser Grundlage einpassen, wofern es nicht etwa ganz neuer Art ist und selber ein neues Element schafft, wozu naturgemäß die Gelegenheit mit höherem Lebensalter seltener wird. Das wache, von den Sinnen geleitete Leben bewegt sich in den neueren Vorstellungen, weil eben diese in der Verbindung der Grundlagen mit den neueren Sinneseindrücken (Erlebnissen) bestehen; das Traumleben, davon frei, kehrt großenteils zu den Grundlagen zurück. Aus alledem erhellt (pädagogisch beachtlich), welch hohe Bedeutung erste Eindrücke lebenslänglich gewinnen, und erklärt sich die allbekannte Tatsache der Heimatliebe: die Umwelt des Kindes muß auch dem Erwachsenen noch stets leichter eingehen als jede andere. — Ein wesentlicher Bestandteil unseres Innenlebens ist auch unsere Willensart, sind unsere Strebungen und Befürchtungen. Daher können solche gleichfalls im Traume lebendig werden, wenn es auch eine große Übertreibung ist, zu lehren, alle Träume seien Wünsche. Oft erscheint das, was man befürchtet oder wünscht, im Traume in Erfüllung gegangen; dies erklärt sich ungezwungen dadurch, daß der Traum leicht in Vorstellungen weiterspinnt. Ebenso erklärt sich nun auch der häufige Examenstraum: schafft doch den stärksten Furchtkomplex (leider) sehr oft das erste bevorstehende Examen. — Wer nachgiebig ist, träumt Szenen, in denen er gleichfalls zu leicht nachgibt, umgekehrt derjenige, der dickköpfig ist. Hier aber wird man die Erfahrung machen, daß der feste Vorsatz, den Charakter zu ändern, sich auch in entsprechender Änderung der Träume auswirkt, vielleicht deshalb, weil dieser Vorsatz auf ein noch unbearbeitetes Gebiet des Geistes stößt, in dem er eine neue Grundlage schaffen kann.

Ernst Kern.

Der Kurzschluß und seine Bekämpfung. Der Name „Kurzschluß“ bedeutet, daß eine Leitung nicht über ihren normalen Weg, d. h. über einen stromverbrauchenden Apparat, sondern schon vorher, also zu kurz geschlossen wird; es werden die beiden Pole unmittelbar verbunden. Die Wirkung ist ähnlich der eines Rohrbruches; wie hier unbehindert Wasser ausströmen kann und alles überflutet, so vermag dort unbehindert die Elektrizität zuzuströmen und bringt ihrerseits Gefahren. Diese bestehen vor allem in der starken Erhitzung der Kurzschlußstelle und der dorthin führenden Leitungen, die zum Brande Anlaß zu geben vermag. Man muß daher dafür sorgen, daß der Kurzschluß nicht bestehen bleiben kann; er wird durch Sicherungen oder automatische Schalter möglichst schnell unterbrochen. Die Sicherung ist eine künstlich schwach gemachte Stelle in der Leitung, die durch den starken Kurzschlußstrom so hoch erhitzt wird, daß sie schmilzt, während der übrige Teil der Leitung noch verhältnismäßig kalt ist. Da der schmelzende Teil in einem Porzellanrohr liegt, bedeutet das Abschmelzen keine Gefahr für die Umgebung. Der automatische Schalter wirkt so, daß der Leitungsstrom um einen Elektromagneten fließt, der das Bestreben hat, einen Riegel anzuheben. Dieser Riegel verhindert, solange er nicht angehoben ist, eine starke Feder daran, den Schalter auszuschalten, ihn herauszuwerfen, wie der Ingenieur sagt. Steigt nun bei einem Kurzschlusse der Strom sehr stark an, so wächst auch die Kraft des Elektromagneten, und schließlich bringt er es fertig, den Riegel anzuheben, der Schalter fällt heraus. Bei Hochspannungsanlagen befinden sich die Schalterkontakte stets unter Öl, denn die Hochspannung zieht sonst bei Öffnung des Schalters einen großen Lichtbogen, den das Öl energisch unterdrückt. Hier liegt nun aber ein Gefahrenpunkt, dessen die Ingenieure noch nicht unbedingt Herr geworden sind. Unter ganz besonders ungünstigen Umständen kann sich nämlich dieser Lichtbogen auch unter Öl bilden, und dann wird das Öl durch seine riesige Hitze, die mehrere tausend Grad Celsius beträgt, rasch verdampft und teilweise zersetzt. Das Ölgas ist an sich leicht brennbar, bei der Ölzersetzung entstehen nun auch noch sehr explosible Gase wie Azetylen. Daher bildet ein stehenbleibender Lichtbogen eine nicht geringe Gefahr. Er kann dazu führen, daß das Schalthaus sich mit Ölgas und Azetylen füllt, die dann durch einen Funken zur Explosion gebracht werden. Es kann aber auch vorkommen, daß die Gase sich im Innern des Schalters so rasch bilden, daß sie, ohne zu explodieren, d. h. sich zu entzünden, allein durch ihren Druck die Wände des Schaltergefäßes zerreißen. Erst wenn infolgedessen Luft ins Innere des Gefäßes eindringt, wird durch den noch brennenden Lichtbogen das Gas zur Explosion gebracht. Ein solcher Fall scheint auch seinerzeit in dem Umformerwerk Pankow der Reichsbahn für die elektrisch betriebene Strecke Berlin-Bernau vorgekommen zu sein, und man fragt natürlich, wie dem abzuhelfen sei. Der nächstliegende Weg ist der, die Gefäßwände so stark zu machen wie die Wände eines Dampfkessels, so daß derartige Zerstörungen nicht auftreten können. Nun war aber gerade der in Pankow explodierte Schalter ein sogenannter druckfester Schalter; daraus geht hervor, daß dieser Weg nicht sicher zum Ziele führt. Vielleicht ist eine andere, auch weitverbreitete Konstruktion geeigneter. Hierbei ist die unter Öl liegende Kontaktstelle von einem engen, äußerst starken Rohre aus sehr widerstandsfähigem Metalle umgeben, das bei seinen geringen Abmessungen leicht so stark gebaut werden kann, daß es jedem, auch dem stärksten Drucke gewachsen ist. Es fängt daher den ganzen Gasdruck ab, ehe er die Wände des Gefäßes erreichen kann, und schützt dieses in hohem Grade. Da dieses Rohr an einer Seite offen ist, kann sich ein darin entstehender hoher Druck leicht ausgleichen und verteilen, so daß eine Gefährdung des Hauptgefäßes nicht zu erwarten ist. Doch sei noch einmal betont, daß die Energiemengen, die sich beim Kurzschlusse in einer großen Anlage ausgleichen, so gewaltig sind, daß wir ihrer noch nicht unbedingt Herr sind; der unter Kurzschluß stehende Ölschalter ist immer noch in gewissem Grade ein Gefahrenpunkt der Anlage. Technik und Wissenschaft werden noch viel Arbeit leisten müssen, um auch hier unbedingte Betriebssicherheit zu schaffen. Es wäre übrigens weit gefehlt, zu glauben, daß der Kurzschluß nun eine unter allen Umständen unerwünschte und störende Erscheinung sei. Es gibt viele Fälle, in denen man absichtlich einen Kurzschluß herbeiführt, z. B. die Kurzschlußbremse der elektrischen Bahnen wirkt so, daß der kurz geschlossene und als Dynamo arbeitende Motor den Wagen derart kräftig bremst, wie es keine andere Bremse vermöchte. Auch in der elektrotechnischen Wis-

senschaft spielt der Kurzschluß eine große Rolle. Jedes elektrische System, eine Leitung, eine Maschine oder irgendein Apparat, wird nämlich gewöhnlich in Leerlauf und im Kurzschluß untersucht, und die aus beiden Betriebszuständen gewonnenen Daten erlauben es, durch Kombination das Verhalten der Anordnung in allen Fällen vorherzusagen. Eine Maschine, und sei es eine Turbodynamo der allergrößten Abmessungen, wird zunächst leer, d. h. ohne Belastung durch einen Stromverbraucher, laufen gelassen, wobei die Magnete ihren normalen Strom bekommen, wie man sagt, „mit voller Erregung". Dann unterbricht man die Erregung, schließt die Pole kurz und erregt die Magnete nur so stark, daß in den Hauptleitungen der normale Strom fließt; hierbei mißt man alle Einzelgrößen noch einmal. Die Kombination beider Messungen läßt das Verhalten der Maschine unter allen Umständen erkennen. Dieser Kurzschlußversuch hat ungemein große Wichtigkeit, und so kommt es, daß der Elektrotechniker den Kurzschluß zwar unschädlich zu machen strebt, ihn aber unter Umständen auch als wertvollen Helfer zu schätzen weiß. Dipl.-Ing. Dr. Hamm.

Ist Abhärtung mit Kaltwasserkuren auch bei nervösen Menschen und Kindern am Platz? So gut und notwendig die Abhärtung zur Erzielung größerer Widerstandskraft gegen Krankheiten, namentlich Erkältungskrankheiten, ist, so sehr wird damit doch Mißbrauch getrieben. Dadurch kommt oft eine Bestrebung in Mißkredit, die an und für sich höchst schätzenswert und notwendig ist. Als Abhärtungsmittel muß in erster Linie die Luft dienen und erst in zweiter Linie das kalte Wasser. Es gibt Menschen, die ein morgendliches leitungskaltes Bad — das natürlich nur ganz kurz dauert — zu ihren unentbehrlichen Gesundheitsgewohnheiten zählen. Andere suchen durch kalte Duschen oder regelmäßige kalte Waschungen des ganzen Körpers sich den gleichen Reiz der Haut und des Gefäßsystems zu verschaffen. Es besteht nun kein Zweifel, daß die unterschiedslose Anwendung der Kaltwasserprozeduren bei nervösen Personen eine Steigerung der Nervosität hervorruft und andererseits disponierte Leute überhaupt erst nervös macht. Plötzliche Übergießung mit kaltem Wasser usw. bedeutet einen ungewöhnlich starken Nerven- und Gefäßreiz, dem nicht alle Menschen gewachsen sind. Länger fortgesetzte Kaltwasserkuren führen unter Umständen zu hochgradiger Nervosität, zu Abmagerung, schlechtem Schlaf. Man konnte das besonders gut beobachten, als das „Müllern" in seiner höchsten Blüte stand. Das Müllersche System besteht, was heute gar nicht mehr allen bekannt ist, außer den ausgezeichneten, nach wie vor empfehlenswerten Freiübungen noch aus einem Kaltwasserteil. Seine unterschiedslose, schematische Anwendung hat in damaliger Zeit viele Leute sehr heruntergebracht, und heute beschränkt sich die Mehrzahl der Anhänger des Müllerschen Systems nur noch auf den Gebrauch der Freiübungen. Bei Kindern ist durch sinnlosen Gebrauch des kalten Wassers zu vermeintlicher Abhärtung schon viel Schaden angerichtet worden. Die vor einiger Zeit bestehende Mode, Kinder jeden Morgen oder Abend in ein leitungskaltes Bad oder unter eine kalte Dusche zu bringen, ist zum Glück ziemlich verschwunden, zum Glück für die Kinder, die den ihnen unangenehmen, widerstrebenden Nervenreiz noch mit einer Verschlechterung ihrer Gesundheit zu bezahlen hatten. Von derartigen unüberlegten Gewaltkuren ist man jetzt abgekommen; sie hatten in der Regel weiter nichts im Gefolge als Blutarmut, häufige Katarrhe der Atmungsorgane und starke Nervosität. Auch zur Abhärtung des Kindes muß in erster Linie — bei geeigneter, nie übertrieben leichter Kleidung — die Luft, aber fast bei jedem Wind und Wetter, benutzt werden. Dr. W. Schweisheimer.

Herzgewichte. Den Zellenstaat der höher entwickelten Tiere durchzieht ein in sich geschlossenes Gefäßnetz weiter Röhren und feinster Kapillaren, das dem Körper in alle Teile Sauerstoff und Nährstoffe zum Zwecke des Stoffwechsels durch den Blutstrom vermittelt. Je reger der Stoffwechsel, desto größer die Blutmenge, desto schneller der Kreislauf. Die Saug- und Druckpumpstation, die das Zirkulieren des Blutes reguliert, ist das Herz. In seinem Bau und Volumen ist es angepaßt an den Haushalt des ganzen Organismus. Besondere Verdienste um die Ermittelung des Verhältnisses des Körpergewichts zum Herzgewicht hat sich Prof. Dr. Hesse erworben. Bei kleineren Tieren mit verhältnismäßig größerer Körperoberfläche ist der Wärmeverlust bedeutender als bei größeren Tieren. So weisen an Herzgewicht auf: Hausmaus 6,85 $^0/_{00}$ des Körpergewichts, Wanderratte 4,01, Schwein und Rind 4,52 bzw. 4,59, Hase 7,7, Iltis 6,73, Hermelin 11,02, Uhu 4,7, Rauchschwalbe 14,5, Seeadler 8,98, Baumfalke 17 $^0/_{00}$. Entsprechend zeigen auch Tiere in der ersten Entwicklung größere Wärmeabgabe als später. Das neugeborene Kaninchen hat ein Herzgewicht von 5,85 $^0/_{00}$, nach 14 Tagen 3,91, nach 4 Wochen 3,77, ausgewachsen 2,74 $^0/_{00}$. Beim Huhn beträgt das Herz eines eben ausgeschlüpften Kückens 9 $^0/_{00}$, halbwüchsig 6,7, erwachsen 6,3 $^0/_{00}$. Größere Lebensintensität erfordert auch ein größeres Herz. Ein Beispiel hierfür sind das Kaninchen mit 3,77 $^0/_{00}$, das im unterirdischen Bau gesichert ist, und der Hase mit 7,7 $^0/_{00}$, der auf freier Feldbahn den Nachstellungen mehr ausgesetzt ist. Das Pferd als Zugtier von 5 Zentner Körpergewicht weist nach Frey ein Herzgewicht von 3220 g auf, Rennpferde dagegen 3600 bis 5200 g. Reptilien, Amphibien und Fische mit bedeutend geringerem Stoffwechsel als die Warmblütler haben weniger Blut, größere Blutkörperchen und auch kleinere Herzen. Einige Beispiele mögen dies beweisen: Grüne Eidechse 2,11, Blindschleiche 1,48, Grasfrosch 2,7, Wasserfrosch 1,87; Feuersalamander 1,86, Makrele 1,56, Haie und Rochen 0,75 bis 1,2 $^0/_{00}$. Rudolph Schiffel.

Familienarchiv und Familienforschung. Für die geschichtliche Forschung sind Familienarchive von jeher eine wichtige Quelle gewesen. Es sollte darum darauf hingestrebt werden, diese Familienarchive nicht nur zu erhalten, sondern auch weiter auszubauen und ihre Einrichtung möglichst überall einzuführen. Deshalb ist es beklagenswert, daß unter den Kriegsfolgen ein Gesetz erlassen wurde, das die Weglassung der Elternangabe und Konfession in den Heirats- und Sterberegistern verfügte, und sogar noch im Jahre 1924 eine Verordnung, nach der die Angabe der Eltern in den Registerauszügen beseitigt wurde. Man wollte mit diesen Maßnahmen Ersparnisse erzielen, hat aber, wie so manches Mal, an falschem Orte gespart. Nun gibt es allerdings Familienarchive privaten Charakters, die sich größtenteils auf alte und berühmte Familien beschränken, die aber auch seltener geworden zu sein scheinen, und es ist fraglich, ob so manches Familienregister oder Familienstammbuch gewissenhaft weitergeführt worden ist. Daran ist vielfach der mangelnde Familiensinn schuld, aber auch die Not der Zeiten. Und doch bilden die Familienarchive, seien sie private oder öffentliche, eine bedeutsame Fundgrube der Forschung in historischem wie kulturhistorischem Sinne. Wie oft steht der Forscher plötzlich vor einem Rätsel, wie oft weist seine Arbeit eine Lücke auf, die ein Familienarchiv ausfüllen könnte! Aus dem Grunde sind alle Bestrebungen zu begrüßen, die darauf hinausgehen, die alte Registerführung wiedereinzuführen und noch zu erweitern. Jetzt, da die Verhältnisse im allgemeinen sich gebessert haben, gewinnt auch die Familienforschung wieder an Interesse. Dieses Interesse weiterhin zu wecken und zu fördern, dürfte wiederum den Familiensinn heben. Neben der historischen Forschung erfährt also dadurch auch die sittlich-moralische Anschauung der Familie eine, zumal in unserer Zeit, nicht hoch genug zu schätzende Förderung. Zu diesen Bestrebungen hat der sächsische Standesbeamte Sachsenröder in Crimmitschau wesentlich beigetragen. Unter den von ihm entworfenen Formularen ist vor allem dasjenige bemerkenswert, das den Grundstock zu einem Archiv für familiengeschichtliche Aufzeichnungen bildet, wie es auf Sachsenröders Veranlassung seit Anfang 1924 in Crimmitschau eingerichtet worden ist. Dieses Formular wird bei jedem Sterbefall angelegt und enthält neben einer vollständigen Personalbeschreibung mit den nötigen Daten die Angabe von Beruf, geistigen und leiblichen Eigenschaften, Lebenslauf, Handschrift und Lichtbild. Diese Einrichtung verdient entschieden Nachahmung, denn ihr wissenschaftlicher, ethischer und praktischer Zweck liegt auf der Hand. Paul Sorgenfrei.

Für die Frauenwelt.

Schuhe für schöne Tage. Im Schuhwerk herrscht die größte Phantasie. Es genügt den Damen nicht mehr, einfache Leder- oder Leinenschuhe zu haben. Sie brauchen Schuhe mit geflochtenen, durchbrochenen, in Karos, Streifen und Vierecken angeordneten Lederstreifen, deren Farbe mit der der Toilette oder doch wenigstens der Stickereien übereinstimmt. Man hat wohl noch den klassischen weißen Schuh, aber durchgesehen und verbessert, mit verschiedenen Lederinkrustationen, Schnallen und Zwischensätzen und mit schön geschweiften farbigen Hacken. Es gibt blondes Chevreau für Kaschakleider und weiße sämische, mit farbigem Leder eingelegte Schuhe, und es gibt welche aus Schlangenhaut mit hellgrauen Schuppen. Für den Abend sind die goldenen und silbernen, mit Straß und in den verschiedensten Tönen schimmernden Perlen besetzten Modelle bestimmt, die an die Schuhe der Prinzessinnen aus den Feenmärchen erinnern.

Bunte Kaninchenfelle. Die Mode, die nichts Lächerliches kennt und über jede Vernunft siegt, beschenkt die Frauen augenblicklich mit blauen, rosa, grünen und sogar karierten Kaninchenfellen! Fast alle unabhängigen oder zum Complet gehörenden Mäntel werden mit einem kleinen Pelzmantel garniert. Auf den ersten Blick bemerkt man ihn gar nicht, denn er hat denselben Farbenton wie der Stoff. Aber nach genauerem Hinsehen entdeckt man, daß es sich um kurz geschnittene Kaninchenfelle handelt. Das Fell ist kaum dicker als Plüsch und wird in allen Pastell- oder auch in krassen Farben eingefärbt.

Frühlingsblumen an Mänteln, Jacken und Kleidern sind eine reizende Mode, die jetzt bei dem schönen Wetter wieder in der Aufnahme begriffen ist. Die Frauen tun gut daran, eine Saisonblume zu wählen und der Gardenie oder Nelke augenblicklich einen Tuff Primeln, Anemonen oder Goldlack vorzuziehen. Ganz neu sind die Frühlingsblumen aus Federn. Sie sind reizend, täuschend ähnlich nachgeahmt. Am Abend dagegen triumphieren die Rosen, Rosen, die man eben aus dem Garten gepflückt zu haben scheint, denn es sind ... frische!

Unreines Blut entsteht durch die im Darm zu lange verbleibenden Speisereste und ruft häufig auf der Haut Unreinlichkeiten, wie Pickel, Pusteln und ähnliche Ausschläge, hervor. Zur Beseitigung dieses Übels genügt deshalb nicht der Gebrauch von äußerlich anzuwendenden Schönheitsmitteln. Es muß vielmehr dafür gesorgt werden, daß das Blut durch eine gründliche Reinigungskur von den der Gesundheit schädlichen Stoffen befreit und dadurch eine Auffrischung der gesamten Körpersäfte herbeigeführt wird. Eine solche Kur macht man am besten jetzt im Frühjahr mit den in Apotheken erhältlichen, aus rein pflanzlichen Stoffen hergestellten Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen, die zugleich in milder und zuverlässiger Weise die Verdauungstätigkeit regeln.



Klar wie ein Spiegel
zeigen sie dem Kenner
den Charme Ihrer Persönlichkeit
Gepflegte Hände sind immer schön -
selbst bei der einfachsten Bewegung



Wundervolle Hände
durch

ELIDA
JDEAL-SEIFE
durch und durch parfümiert

ELIDA
CITRONEN-COLDCREAM
die einzig erfrischende

ELIDA HAUTPFLEGE

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4238. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 3. JUNI 1926





HAARWASSER „ROSA CENTIFOLIA“

UND

„ILONA“

beliebte Haarpflegemittel (Flasche M. 2,60 und M. 4,00), machen das Haar locker und üppig und durchduften dasselbe mit „ROSA CENTIFOLIA“, dem Duft der dunkelroten Gartenrose in wunderbarer Natürlichkeit

PARFÜM: Flasche i. Kart. M. 4,25, 6,50
Probe im Karton . . . . M. 2,00
SEIFE: Stück . . . . M. 1,25
3 Stück im Karton . . . . . . M. 3,50
Stück . . M. 1,50, Karton . . M. 4,25
grosse Badeseife, Stück . . M. 1,75
PUDER: M. 2,50, Probe . . . . M. 1,00
FLÜSSIGE KOPFWASCHSEIFE:
Flasche . . . . M. 1.75

oder mit

„ILONA“, Bukett auserlesener Wohlgerüche, voller anhaltender Duft

PARFÜM: Flasche im Karton . . M. 6,75, 9,00
Probe . . . . M. 2,25
SEIFE: Stück . . . . M. 1,25
3 Stück im Karton . . . . M. 3.50
Stück . . . . . M. 2,–, Karton . . M. 5,50
PUDER: . . M. 3,00, Probe im Karton M. 1,25
FLÜSSIGE KOPFWASCHSEIFE:
Flasche . . . . M. 2,00

Zu beziehen durch alle einschlägigen Geschäfte

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE

Fabrik: Dreysestrasse 5 **BERLIN** Detailverkauf: Markgrafenstr. 26

Parfümierte Karten von Parfum „Rosa Centifolia“, „Ilona“ und anderen stehen kostenlos zur Verfügung

*

Generalvertretung für Oesterreich: Robert Schrauf, Wien I, Fleischmarkt 22

Beste Wirkung auf Blut und Nerven, bei Blutarmut und Bleichsucht erzielt man durch Krewel's altbekannte durchaus wohlbekömmliche, appetitanregende

Sanguinal-Pillen

Zu haben in allen Apotheken.
Prospekte kostenfrei

Chem. Fabrik Krewel & Co. G. m. b. H., Köln a. Rhein



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4238. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 3. Juni 1926.

Allgemeine Notizen.

Der Ehrenhain für die deutschen Gefallenen dürfte aller Voraussicht nach seinen Platz in dem ebenso still wie schön bei Hofgeismar im Regbez. Kassel gelegenen Wald- und Naturschutzgebiet des Felsenschlosses Sababurg im Reinhardswald des Wesergebirges finden.

Der Fonds für den Kölner Dom hat durch den Beitrag des Preußischen Staates, die Spende des Reichspräsidenten und den Ertrag der für dieses Jahr genehmigten Dombaulotterie einen Umfang erreicht, der eine sofortige Inangriffnahme der notwendigsten Reparaturen und Umbauten gestattet. Die Dombauhütte soll erheblich vergrößert, im Oberarm des Querschiffes eine neue Orgel eingebaut werden; auch soll das Mittelportal eine zweckmäßige Windführung erhalten. Man rechnet damit, daß während der Fremdensaison die vielen Freunde und Bewunderer des Kölner Doms den Spendenfonds der Dombaukommission ebenfalls erheblich vergrößern werden.

Das Problem des Feuers im Wasser gelöst. Auf den Prometheus-Werken A.-G. in Hannover fand im Beisein von Wissenschaftlern und Pressevertretern eine Vorführung statt, die sich namentlich für die chemische Industrie von großer Bedeutung erweisen dürfte. Es wurde in einer Kesselanlage das Brennen einer Flamme im Wasser gezeigt; es war erstaunlich, mit welcher enormen Schnelligkeit eine außerordentliche Dampferzeugung erzielt wurde. Die Erfindung dieses in England und Amerika in einzelnen Fällen bereits in Anwendung befindlichen Systems ist durch die Anlage auf den Prometheus-Werken weiter entwickelt worden. Das Prinzip dieser Unterwasserfeuerung, des Brennens einer Flamme im Wasser, besteht darin, daß durch eine besondere Anordnung Brennstoff in flüssigem oder gasförmigem Zustand unter Druck in einen Brenner eingeführt, dort entzündet und die Flamme in das umgebende Wasser gedrückt wird. Durch die unmittelbare Berührung der eine Hitze von über 2000° entwickelnden Flamme mit dem Wasser wird, wovon man sich an den Wassermessern überzeugen konnte, eine sofortige Dampferzeugung in einem bisher für unmöglich gehaltenen Maße erzielt. Für die Fabrikation vor allem von Kalisalpeter ist nach den Erklärungen der Sachverständigen dieses Verfahren von größter Bedeutung, da das Eindampfen von Kali, Zellulose usw. keine Schwierigkeiten mehr bietet.

Einen Schachkongreß veranstaltet der Deutsche Schachverein Wien unter der Oberleitung des Deutschen Schachbundes in der Zeit vom 18. Juli bis zum 1. August in Wien. In dem dieser Tage herausgegebenen Programm dieses Kongresses werden ein Meisterturnier, zwei Hauptturniere und ein Nebenturnier angekündigt. Möglicherweise wird auch noch ein Länderwettkampf Deutschland–Österreich hinzukommen. Für das Meisterturnier werden zwölf bis vierzehn Meister eingeladen werden.

Deutsche Jiu-Jitsu-Meisterschaft 1926. Der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen hat einem Antrag des Reichsverbandes für Jiu-Jitsu entsprechend gegenehmigt, daß die Deutschen Jiu-Jitsu-Meisterschaften 1926 anläßlich der Zweiten Deutschen Kampfspiele in Köln vom 4. bis zum 11. Juli ausgetragen werden. Da sich alle deutschen Amateure an den Kämpfen beteiligen dürfen, sieht man in den Kreisen der Jiu-Jitsu-Anhänger dieser größten deutschen Jiu-Jitsu-Veranstaltung, zu der zahlreiche Meldungen erwartet werden, mit Spannung entgegen. Die Austragung der diesjährigen Meisterschaften im Rahmen der Deutschen Kampfspiele ist ein bedeutender Erfolg für den Reichsverband für Jiu-Jitsu, der stets eine Gleichstellung des Jiu-Jitsu mit anderen Sportarten angestrebt hat. Die Ausschreibung der Kämpfe und Meldeformulare sind unmittelbar durch die Geschäftsstelle der Zweiten Deutschen Kampfspiele 1926 in Köln, Kasinostraße 3 zu beziehen.

Die kostbarste Eisenbahn der Welt befindet sich in Mexiko. Die Züge der Mexiko-Gul ruhen auf Schwellen von Mahagoni. Baumaterial von Brücken und Staatsgebäuden ist weißer Marmor. Auf einer anderen Linie sind die Schwellen sogar aus Ebenholz hergestellt, die Bauwerke aus Silbererzen. Natürlich geschah das alles nicht aus Luxus, sondern weil sich das benutzte Material so massenhaft an Ort und Stelle findet, daß seine Verwendung sehr viel billiger zu stehen kam, als der Ankauf und die Herbeischaffung einfacheren Materials.

Spargel im Flugzeug. In diesen Tagen wurde aus dem gelobten Land der Spargelerzeugung, der Schwetzinger Gegend, eine neue Spargelversandhöchstleistung vollbracht. Morgens 4 Uhr wurde in Schwetzingen der Spargel gestochen; 5 Uhr 15 wurde er in Mannheim von einem Personenflugzeug übernommen und abends 8 Uhr stand er nach einer Fahrt von 750 km wohlzubereitet auf der Speisekarte eines Kopenhagener Hotels.

Eine Brunnen-Trinkkur zu Hause





mit dem altberühmten heilkräftigen

Lauchstädter Brunnen

ist zur Förderung der Gesundheit jedem zu empfehlen.

Seit mehr als 200 Jahren geradezu hervorragend bewährt und ärztlich empfohlen bei

Rheumatismus, Gicht, Nervosität, Blutarmut, Bleichsucht, Mattigkeit, schlechter Blutbeschaffenheit.

Bestes Kurgetränk bei

Zucker- und Nierenleiden.

Gesundes Blut ist die Grundlage der Lebenskraft, schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.

Deshalb ist es **für jeden Menschen,** ganz besonders aber für den, der **nervös, abgespannt** und **überarbeitet** ist, wichtig, sein Blut von Zeit zu Zeit aufzufrischen, um die Spannkraft und Elastizität des Körpers zu erhalten oder wiederzugewinnen durch eine Trinkkur zu Hause mit dem altberühmten heilkräftigen Lauchstädter Brunnen. Schon von Goethe, Schiller, Gottsched und anderen Geistesheroen getrunken.

Was sich aber Jahrhunderte hindurch so außerordentlich bewährt hat, das muß schon zuverlässig und gut sein.

Lauchstädter Brunnen ist zu beziehen durch die Niederlagen
— Apotheken, Drogenhandlungen und Mineralbrunnengeschäfte —
oder direkt durch den
Brunnenversand der Heilquelle zu Lauchstädt in Thüringen.

Brunnenschriften und Heilberichte kostenlos durch den Brunnenversand, Lauchstädt in Thüringen.



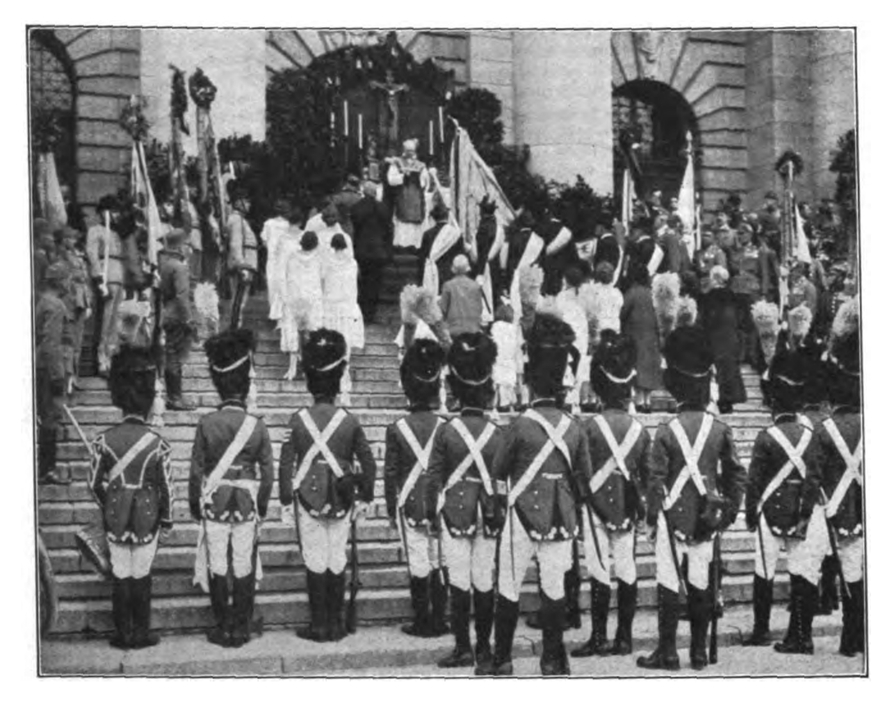
Illustrirte Zeitung



ZUM 200JÄHRIGEN JUBILÄUM DER NATIONALBIBLIOTHEK IN WIEN AM 26. MAI: BLICK IN DEN GROSSEN LESESAAL

NACH EINER ZEICHNUNG VON ADALBERT SIPOS

Der Lesesaal der Nationalbibliothek, der früheren Hofbibliothek, in Wien wird täglich von zahlreichen Lesern der verschiedensten Berufe und Stände aufgesucht, die hier in der Ruhe des stimmungsvollen alten Raumes ihren Studien nachgehen. (Vgl. hierzu den Beitrag auf Seite 742.)





Links: Vom Deutsch-Österreichischen Kameradschaftstag in München, der zu Pfingsten viele Tausende österreichischer und bayerischer Waffengefährten vereinte: Während der Feldmesse vor dem Armeemuseum am 23. Mai. — **Rechts:** Die Goetz-Erinnerungsfeier der Deutschen Turnerschaft am 23. Mai anläßlich des 100jährigen Geburtstages ihres Führers Dr. Ferdinand Goetz im Garten des alten Goetz-Hauses in Leipzig-Lindenau: Kranzniederlegung nach der Enthüllung des von Prof. Seffner geschaffenen Goetz-Denkmals. Rechts und links von der Büste die beiden Enkelkinder von Goetz.



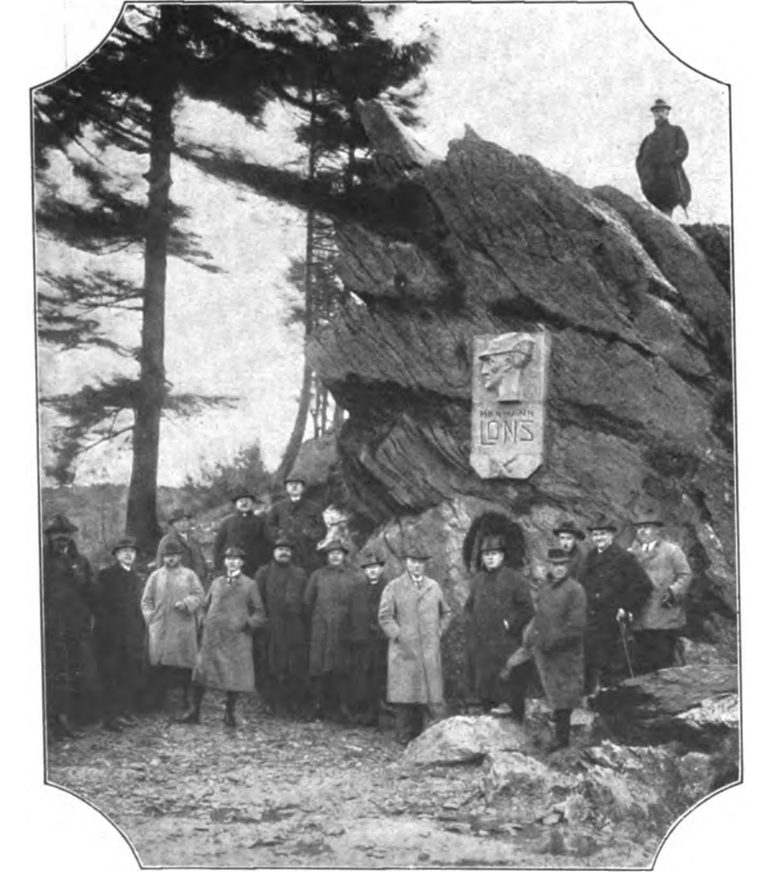
Vom Besuch des Saarbrückener Männergesangvereins in Berlin: Die feierliche Begrüßung der Gäste bei ihrer Ankunft auf dem Anhalter Bahnhof am 24. Mai.





Rechts nebenstehend:

Von der Tagung des Vereins für das Deutschtum im Ausland, die an den Pfingstfeiertagen in Hirschberg (Schlesien) stattfand: Staatssekretär a. D. v. Hintze, der Vorsitzende des Vereins, beim Ausbringen des Hochs auf Deutschland.





Links: Von der Einweihung eines von Jos. Maurisse, Aachen, geschaffenen Löns-Gedenksteins in der Eifel an der belgischen Grenze am 16. Mai: Die Mitglieder der Denkmalskommission und die Vertreter der Behörden vor dem Denkmal. — **Rechts:** Von der vor kurzem in Gütersloh i. W. erfolgten Zusammenkunft der ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen von Avignon und St-Martin de Ré (Frankreich), die durch französische Justizwillkür noch nach Kriegsschluß in der Gefangenschaft zurückgehalten wurden: Begrüßung der Teilnehmer vor dem Rathaus.

DIE FREMDEN ELEMENTE IN DER DEUTSCHEN KULTUR

Es ist noch gar nicht lange her, da galt es für einen ungeheuren Frevel, für eine wahre Tempelschändung, wenn man Bildung und Kunst der Griechen nicht für etwas Ursprüngliches, für eine Art Parthenogenese halten wollte. Jetzt aber sind wir gänzlich von dieser unhistorischen Einschätzung und Überschätzung des Griechentums abgekommen. Es wird allgemein anerkannt, daß das hellenische Volk stark, und zwar, wie schon Nietzsche erkannte, wahrscheinlich zum größeren Teile, von vorarischen Elementen durchsetzt war, und daß ebenso die griechische Kunst zu einem guten Teile auf ägyptische, babylonische und kleinasiatische Anregungen zurückging. Wenn wir diese Betrachtung zu einer allgemeingültigen erweitern, so finden wir, daß überhaupt kein Volk, weder ein höchststehendes noch ein ganz wildes, von fremden Einflüssen frei zu bleiben vermocht hat. Daher kann es nicht überraschen, wenn wir auch in dem Gange unserer eigenen Kultur eine schier unübersehbare Menge fremder Formen und Gedanken erspähen. Wissen wir doch, daß im Haus- und Städtebau, dem Anfange aller höheren Bildung, die Römer unsere Lehrmeister waren. Die Wörter Küche, Mauer, Keller und sogar die Namen berühmter Städte, wie Köln, Koblenz, Augsburg, Passau, stammen aus dem Lateinischen. Aber noch viel mehr! Die älteren Formen des Christentums, die Sprache unserer mittelalterlichen Wissenschaft und Regierung, die Amtstracht (die noch heute in den Talaren der protestantischen Geistlichen und der Richter andauert), sie rühren unmittelbar von Mustern her, die durch die Vermittlung Roms gegeben waren. Unsere Kunst der Frühzeit ist von Italien und über Italien hinaus vom Orient ausgegangen. Das ist ebenso wahr von der Baukunst wie von der Musik, dagegen ist die Dichtung ganz rein deutschen Ursprungs. Freilich stützt sie sich auf die heidnische, nicht auf die christliche Überlieferung. Während die älteste Malerei, die fast ausschließlich von der Kirche ausgeübt wird, auf byzantinische Muster hinweist, ist auffallenderweise die Bildhauerkunst seit rund 1000 unverkennbar germanisch. Das merkwürdigste Denkmal ist die Säule, die der Hildesheimer Bischof Bernward errichten ließ, bei der allerdings eine gewisse Nachwirkung der Trajanssäule nicht geleugnet werden kann. Ganz einheimisches Gefühl atmen die mit Recht so berühmten Stifter im Dome von Naumburg aus dem 13. Jahrhundert.

Inzwischen war die Gotik aufgekommen. Kein Zweifel, sie erblühte zuerst in Frankreich, und hier kann man Vorbilder für die Dome von Köln und Straßburg erkennen. Sehr schwierig ist die Frage nach der Urgotik. Wir haben uns in den Gedanken hineingewühlt, daß die Unendlichkeitsschnörkel und die sehnsüchtigen Strebepfeiler unserer mitelalterlichen Kirchen urgermanische Seele verkünden, ja, daß der gotische Gedanke seit Urzeiten im Norden haftet. Wir können aber doch die ausgesprochenen Spitzbogen nicht übersehen, die nicht nur die frühislamitische Kunst in der Moschee Ibn-Tuluns in Kairo (9. Jahrh.), sondern auch die frühmesopotamische Architektur aufweist. Im Orient wachsen keine Buchenwälder, deren Wipfelzusammenschluß der Vater des Spitzbogens sein soll. Die Frage ist noch nicht geklärt und muß vorläufig unentschieden bleiben. Sei dem jedoch, wie ihm sei, die deutsche Gotik ist eine völlig einzigartige Erscheinung, die ohne weiteres als einheimisch, bodenständig, auf sich selbst beruhend zu werten ist. Ein Formelsystem, wie es genau in derselben Verstrickung und, man möchte sagen, Tönung sonst nirgends auf der Welt vorkommt, was will man mehr? Ganz ähnlich wird man über die Minnesänger und die Gralsdichtungen urteilen. Ritterliche Sitte und Poesie erstanden zuerst unter den Sassaniden, deren Pechlevane oder Paladine wohl die Ahnen von Parzival gewesen sind. Von den Persern übernahmen das Rittertum die Araber, von diesen die Spanier und Provenzalen. Der Erlanger Professor Hell wird in einem Buche, das demnächst erscheinen soll, nachweisen, daß die Troubadours in viel höherem Grade, als man bisher ahnte, von arabischen Liebesdichtern abhängig sind. In dem Gral aber hat man schon längst die Sonnenscheibe des persischen Dschemschid erkannt. Die orientalischen Stoffe fanden zuerst in Irland und in Wales eine neue Heimstätte; von da wanderten sie nach Frankreich und Deutschland. Wer aber wollte bestreiten, daß Wolfram von Eschenbach aus dem Parzival und Walter von der Vogelweide aus zarten Minnefragen ganz etwas anderes und, wie wir glauben, ein vielfach Überlegeneres geschaffen haben als ihre Vorgänger? Immerhin wurde nicht nur die Tracht der Vornehmen, sondern auch ihre Lebensgebarung und der Gesamtton ihrer gesellschaftlichen Unterhaltungsformen in Mitteleuropa stark vom französischen Vorbild beeinflußt. Es macht nicht allzuviel Unterschied, daß später an Stelle der Franzosentracht die spanische trat, und daß spanische Schelmenromane der Picaros deutschen Romanen bis zum Simplizissimus den Anstoß gaben.

Ganz unser ist die Reformation. Sehr bald jedoch schwoll wieder die welsche Flut. Nachdem Luther der deutschen Sprache ihr Herrschaftsrecht erobert hatte, wurde seit rund 1570 Latein wieder maßgebend. Noch ein Jakob Grimm hielt 1832 seine Antrittsvorlesung in Göttingen über das Heimweh auf lateinisch (De desiderio patriae), und erst seit rund 1900 wurde der Gebrauch, Dissertationen auf lateinisch zu veröffentlichen, abgeschafft. Im Dreißigjährigen Kriege vollends ward unsere Muttersprache durch eine ganze Sündflut von italienischen, französischen, spanischen, kroatischen und tschechischen Wörtern überschwemmt, wozu sich hebräische in der Gauner- und auch in der Umgangssprache gesellten. Die gleiche Abhängigkeit vom Ausland ergab sich im Baustil. Hatten wir früher die Renaissance aufgenommen, so entlehnten wir jetzt das Barock, in beiden Fällen jedoch, um es in einheimischem Geiste umzugestalten. Das gleiche gilt vom Rokoko, das bei uns vielfach zierlicher, anmutiger, farbiger, kurz, bedeutender wirkt als in Italien oder Frankreich und mit einem schwungvollen Rhythmus und mit einer Innerlichkeit erfüllt ist, die kein Romane jemals erreichen konnte. Gleichwohl gab das romanische, insonderheit das italienische und französische Muster im ganzen 18. Jahrhundert für die Gebarung unserer Höfe den Ausschlag, und nach der Haltung der Höfe richteten sich alle anderen Kreise, die etwas gelten wollten. Man wird niemals den Kummer überwinden können, daß Friedrich der Große für deutsches Schrifttum nichts übrig hatte und seine eigenen Werke auf französisch schrieb. Den einzigen Trost können wir daraus schöpfen, daß auch Alexander v. Humboldt, der größte Wissenschafter der Epoche, zunächst seine Werke auf französisch abfaßte, zu einer Zeit, da längst der Sturm und Drang alles Fremde wie Spinngewebe hinweggefegt, da Herder, Klopstock, Goethe, Schiller, Jean Paul eine unermeßliche Begeisterung für alles Deutsche erweckt hatten. Trotz der seelischen Wiedergeburt durch unsere Dichter und dann durch unsere Feldherren, die den Napoleon stürzten, drang eben doch immer wieder das Fremde bei uns ein. Man parlierte in Berlin und anderswo neuerdings französisch, man freute sich am Empire, man ließ französische Schauspielertruppen Theater spielen.

Ein heilsamer Rückschlag erfolgte durch die Romantik. Die verschütteten Quellen deutscher Dichtung, deutscher Geschichte, deutscher Lebenskunst wurden wiederaufgedeckt. Maler wie Ludwig Richter, Spitzweg, Moritz v. Schwind hat kein anderes Volk. Da nahte abermals eine Fremdflut, diesmal auf politischem Gebiet. Die Bewunderung der parlamentarischen Vorbilder des Westens führte zu den Verfassungen in Süddeutschland und zu 1848. Wir sind auch heute noch von der Bewunderung des englischen Musters nicht frei. Selbst die Kolonial- und die Weltpolitik sind von Westen her bei uns importiert worden.

Schon in den Kreuzzügen machte man die Erfahrung, daß durch sie der Gegensatz zwischen Christen und Mohammedanern, zwischen Okzident und Orient nicht verschärft, sondern gemildert wurde. Kriege verbittern wohl die Völker, bringen sie aber gleichwohl greifbar einander näher. Das Abendland hat durch die Kreuzzüge eine Unmenge morgenländischer Erfindungen und Anschauungen übernommen. Ähnlich haben unsere unaufhörlichen Kriege mit Frankreich bewirkt, daß unsere Militärsprache völlig von französischen Ausdrücken durchsetzt wurde: Kompanie, Bataillon, Regiment, Leutnant, General, Kommandant, Kampagne, Attacke, avancieren, Chevaulegers, Musketiere, Grenadiere, Füsiliere und Kürassiere, wie Dragoner, Infanterie, Kavallerie, Artillerie und viele, viele andere Bezeichnungen. So hat denn auch der Weltkrieg kübelweise uns mit fremden Wörtern, Einrichtungen, Sitten und Gedanken überschüttet. Wir pflegen wiederum das französische Lustspiel, üben Tango, Kosaken- und Negertänze und polnische Masurka, bereiten dem Expressionismus und dem zuerst von Frau Blowatsky, dann von Frau Besant betriebenen Okkultismus eine Heimstätte bei uns, legen endlich den Dollar zugrunde für unsere Rechnungen. Die deutsche Industrie verbündet sich mit der französischen, das Russische Ballett und die Balalaika-Orchester feiern bei uns Triumphe; der amerikanische Trustmagnat wird vorbildlich für den deutschen und die amerikanische Bar vorbildlich für unsere Lebewelt. Die Bauart unserer Städte nähert sich der amerikanischen. In Tracht und Haarfrisur herrschen Paris und London. Für den Sozialismus, für die heutige Parlamentsregierung hat der Westen, für den Kommunismus hat der russische Bolschewismus den entscheidenden Anstoß gegeben.

Man hat die Japaner mit hartnäckiger Wiederholung Affen der Kultur genannt. Mit Unrecht. Gewiß, sie haben ihre Kunst von China, den Buddhismus von Indien, die neuzeitliche Technik von Europa; allein, sie zeigen trotzdem eine ausgeprägte Eigenart, wie sie sich auf der ganzen Welt nicht wiederfindet. Ebenso könnte man uns vorwerfen, daß wir nur von Fremden leben. Wiederum mit Unrecht. Schon allein deshalb, weil wir lediglich das Schicksal der meisten Völker teilen. Wie war es denn nach der Völkerwanderung? Die Eroberer Ostasiens, Tungusen, Tataren und Tibeter, schmiegten sich der chinesischen Bildung an. Die Eroberer Irans und Indiens, die Türken, fügten sich der persischen Kultur ein. Die Slawen, die den ganzen Balkan überrannten, lernten von Byzanz, die Germanen, die sich Süd- und Westeuropas bemächtigten, von Rom. So wurden die Reiter Sibiriens und der Mongolei in Religion und Zivilisation chinesiert, die Türken iranisiert und später islamisiert, während die Slawen byzantisiert wurden, und durch ein genau entsprechendes Schicksal wurden die Germanen romanisiert. Es kommt eben alles darauf an, was man aus dem Überkommenen, aus dem Erbteil der alten Kultur macht. Der Schüler kann sehr wohl den Meister übersteigen und überfliegen. Wir erheben den Anspruch, daß unser Epos, unser Minnesang, unsere Gotik den fremden Vorbildern überlegen war. Genau so war es mit den U-Booten, war es mit den Zeppelinen. Die Franzosen haben schon um 1780 die Montgolfiere und mehrere Jahre vor uns Tauch-Boote gehabt; wir aber brachten es jenseits alles Zweifels unter der See und in der Luft zu besseren Ergebnissen als unsere Lehrer. Oder man nehme einen anderen Vorgang! In seinem klassischen Werke „Quer durch Grönland“ gibt Nansen eine Geschichte des Schneeschuhlaufes. Er zeigt, daß der Ski, Sache und Wort (Suki) zuerst von Tungusen, Samojeden und Lappen aufgebracht wurde. Den Arktikern haben die Germanen den Schneeschuhlauf abgesehen. Die Turanier des höchsten Nordens haben sicherlich große Leistungen zu verzeichnen, wie denn ein Lappe in einer Stunde 22 km auf der Ebene durchmaß. Allein wer wollte leugnen, daß Norweger und Deutsche in der höheren Ausbildung des Skilaufes, besonders im Sprung, turmhoch über die Turaniern erhaben sind?

Dr. Albrecht Wirth.

VOM BRIEFMARKENSAMMELN

Das Sammeln von Postwertzeichen ist beinahe so alt wie die Postwertzeichen selbst. Nachdem im Jahre 1840 in England die Marken erschienen waren, machte schon im folgenden Jahre eine junge Dame bekannt, daß sie Briefmarken zu kaufen wünsche, um damit ihr — Ankleidezimmer auszuschmücken. Zehn Jahre später wurden zum erstenmal von einem Geschäft in Zeitungsinseraten Marken für Sammler angeboten, aber der Kreis der Liebhaber war damals noch sehr klein. In Deutschland wurden die ersten Briefmarken im Jahre 1849 herausgegeben; es waren die bekannten schwarzen Einkreuzermarken von Bayern, die heute zu den ersten Markenseltenheiten zählen. Bald darauf folgten Preußen, Sachsen, Württemberg, Thurn und Taxis und die übrigen deutschen Kleinstaaten, nachdem schon die verschiedensten europäischen und überseeischen Länder eigene Briefmarken eingeführt hatten. Die Engländer hatten bereits früh den Sammelwert der kleinen bunten Papierchen erkannt, und heute sammeln sie noch mit besonderer Vorliebe die ersten Briefmarken ihres Landes mit dem Bilde der jungen Königin Viktoria und ebenso die Marken der alten englischen Kolonien. Deutschland tut ein Gleiches mit den Marken der altdeutschen Staaten.

Im Anfang der 40er Jahre sammelte man aber in England auf eine ganz fanatische Weise. Es galt damals, Tausende von solchen Queen's heads (Königinköpfen) und anderen Letter-stamps (Briefmarken) anzuhäufen, und es wurden Preise für die Personen ausgesetzt, die die größte Zahl Briefmarken gesammelt hatten. Das führte zur sogenannten „Postage-stamp-manie“. So versprach ein Vater seinem Sohne 10000 Pfund Sterling, sobald er ihm Queen's heads im Werte von 5000 Pfund Sterling brächte. Dies waren etwa 1200000 Königin-Viktoria-Köpfe! Eine noch interessantere Queen's-heads-Angelegenheit war folgende: Ein junges Paar ohne Vermögen wünschte sich zu vermählen, und ein sehr reicher Onkel versprach, dem Mädchen eine hinreichende Aussteuer zu geben unter der Bedingung, daß es ihm eine gewisse Anzahl gebrauchter Briefmarken in einer bestimmten Frist bringe. So oder in ähnlicher Form wurden seinerzeit in England sogar Kirchenbaukontrakte abgeschlossen, und es illustriert dies zur Genüge die Manie der Engländer der damaligen Zeit für das Sammeln der Briefmarken.

Es ist dagegen sehr schwer festzustellen, wann eigentlich das Briefmarkensammeln begonnen hat. Nicht jenes Sammeln, das darin bestand, recht viele Marken anzuhäufen, einerlei, ob 10 oder 100 gleichartige dabei waren, sondern das geregelte Sammeln im heutigen Sinne. Der verstorbene Arzt Dr. Viner, ein hervorragender Philatelist, sah die erste wirkliche Sammlung im Jahre 1854 bei einer Dame. Doch ist dieser Zeitpunkt schon ziemlich spät, da z. B. in Deutschland 1858 bereits tüchtig unter der Schuljugend gesammelt wurde. J. B. Moëns, der erste und berühmteste Markenhändler aller Zeiten, will sogar seinen Handel bereits 1850 begonnen haben; dazu mußte er aber doch auch Kunden besitzen! Demzufolge müßten die ältesten Briefmarkensammlungen spätestens im Jahre 1849 begonnen worden sein. Zu der Frage, wer als der erste Briefmarkensammler zu gelten habe, brachte das französische Blatt „Collectioneur de timbre-poste“ die Mitteilung, daß dies der bekannte französische Philatelist Dr. Legrand gewesen sei. Später meldete sich ein Herr Wetzel aus Lille, der ebenfalls darauf Anspruch erhob, weil er bald nach dem Erscheinen der ersten englischen Postwertzeichen (6. Mai 1840) mit dem Sammeln begonnen haben will.

Die Frage wird kaum mehr endgültig zu lösen sein, weil nun auch noch ein Herr William Kratter aus Sidney, der hochbetagte Sohn eines nach Australien ausgewanderten Deutschösterreichers, mit der Behauptung hervorgetreten ist, daß sein Vater schon mit dem Sammeln begonnen habe, als am 3. November 1838 in Neusüdwales die ersten amtlichen Briefumschläge mit Stempelaufdruck zur Ausgabe gelangten.

Bewiesen für die Priorität als Sammler ist damit eigentlich nichts, und so wird vielleicht demnächst auch noch ein Nachkomme des Herrn de Valayer in Paris auftreten, der bekanntlich unter Ludwig XIV. im Jahre 1653 gestempelte Briefschleifen („Billets de port payé") für die Pariser Stadtpost zum Preise von 1 Sou auszugeben begann und als Erfinder der Postwertzeichen anzusprechen ist.

Nun etwas über den Sammelwert der Briefmarken. Die englische Fachzeitschrift „Mekeels Weekly" stellte vor einiger Zeit ihren Lesern folgende Preisfrage: „Warum sammeln Sie Briefmarken?" Die Antworten darauf waren folgende: 1. Ich habe immer etwas gesammelt, sammle aber „jetzt" Briefmarken, da ich glaube, daß sie den geringsten Raum beanspruchen. — 2. Ich habe beinahe seit 40 Jahren Briefmarken gesammelt. Ich kann es nicht lassen, denn es ist für mich eine selbstverständliche Sache. — 3. Ich glaube, es ist besser, mein Geld in Briefmarken anzulegen, als etwas anderes zu kaufen. Die Briefmarken kann ich ja immer verkaufen, „when I get hard up" (wenn's mir schlecht geht). Überdies typisch englisch! — 4. Die Briefmarken, besonders die älteren Ausgaben, haben eine geradezu bezaubernde Einwirkung auf mich, so daß ich nicht von ihnen lassen kann. Außerdem sind sie eine gute Kapitalsanlage. — 5. Weil die Briefmarken der verschiedenen Länder das Leben in der ganzen Welt widerspiegeln, und weil ich den Ländern, von denen ich Briefmarken besitze, nicht mehr fremd gegenüberstehe.

Die letzte Antwort ist ganz vorzüglich; sie enthält die schönsten Gedanken, die wert sind, jedermann bekanntzuwerden. Über den Kunst- und Handelswert von Gemälden läßt sich streiten. Der Wert einer Briefmarke dagegen läßt sich genau so feststellen wie der einer Industrieaktie auf der Börse. Die Briefmarken-Börsen und -Versteigerungen sind heute tonangebend für die Bewertung der Katalogpreise. Auf Grund des Angebots und der Nachfrage werden sie bei den regelmäßigen Zusammenkünften der Briefmarkenhändler und wohl auch Briefmarkensammler eingehend erörtert. Das kann man wenigstens von den guten alten, sogenannten klassischen Markenausgaben sagen. Die neuzeitlichen Postwertzeichen dagegen sind meist der Spielball einer einseitigen Händlerpolitik, oder der betreffende Staat tritt mit seinen neuen Markenausgaben persönlich als Briefmarkenhändler vor die große Öffentlichkeit, um seine eigenen Finanzen aufzubessern. Da heißt es dann für den gutgläubigen Markensammler, die Taschen nicht zu weit offen zu halten und seine Liebhaberei einzuschränken, andernfalls wird ihm bald die Lust an der Philatelie vergehen.

Max Ton, Weimar.

Tagesgeschichte

Zwei schwere Unglücksfälle haben Deutschland heimgesucht: das Eisenbahnunglück in München und die Explosionskatastrophe in Haßloch bei Wertheim a. M. In der Nähe des Ostbahnhofs in München stießen am zweiten Pfingstfeiertag der Berchtesgadener und der Salzburger Personenzug zusammen, die beide mit Ausflüglern dicht besetzt waren. 28 Tote und über 80 Schwerverletzte forderte das Unglück. — Die Explosion in der Pulverfabrik in Haßloch entstand in einem Fabrikationsraum für Jagdpatronen, breitete sich schnell über die übrigen Fabrikgebäude aus und zerstörte so das ganze Werk. Neun Personen büßten ihr Leben ein. Das im Jahre 1891 gegründete Unternehmen hatte gerade in den letzten Jahren eine Reihe von Neuanlagen erhalten, und sein Absatzgebiet erstreckte sich über sämtliche Erdteile.

Auch Japan wurde von einem gewaltigen Schlage betroffen. Auf Hokkaido, der nördlichsten Insel des japanischen Archipels, kam der Vulkan Tokatschi zum Ausbruch. Dieser galt als gänzlich ungefährlich, da er vor längerer Zeit bereits erloschen war. Nun haben die aus ihm hervorbrechenden Lavaströme und die gleichzeitig auftretende Flutwelle ganze Dörfer vernichtet. Die Zahl der Todesopfer dieser fürchterlichen Katastrophe wird mit 1000 angegeben.

Zu Pfingsten fand in München ein Deutsch-Österreichischer Kameradschaftstag statt, zu dem anläßlich des 20. Gründungsfestes der Leibregiments-Vereinigung München viele Tausende österreichischer und bayerischer Kriegskameraden erschienen waren. Nach einem Begrüßungs- und Empfangsabend am Pfingstsonnabend veranstaltete man am nächsten Vormittag vor dem Armeemuseum eine Feier. Zuerst wurde eine Feldmesse für die gefallenen Waffengefährten der österreichischen und bayerischen Armee zelebriert; nach der Feldmesse erfolgte vor dem Denkmal der gefallenen Münchener die Heldenehrung mit Kranzniederlegungen. Daran schloß sich ein Festzug, der mit seinen alten, bunten Uniformen und Trachten ein einzigartiges Bild bot.

Die diesjährige Tagung der Deutschen Landsmannschaft (Coburger L. C.) in Coburg hatte als besonderen Höhepunkt die Einweihung eines Denkmals für die im Weltkriege Gefallenen 1280 Landsmannschafter. Der Enthüllung des Denkmals ging ein Festgottesdienst voraus, verbunden mit einer Weihe der Landsmannschafter-Standarte. Anläßlich der Tagung fanden noch sportliche Veranstaltungen, Besprechungen und Vorträge statt. Ein Fackelzug, eine Beleuchtung der Veste Coburg und ein Festkommers gaben der Tagung einen besonders feierlichen Anstrich.

In Hirschberg (Schlesien) veranstaltete zu Pfingsten der Verein für das Deutschtum im Ausland, der auf ein 45 jähriges Bestehen zurückblicken kann, eine eindrucksvolle Tagung, die mit einem Festzug, verschiedenen Festreden, Sportveranstaltungen und einem Fackelzug ausgefüllt war und das treue Zusammengehörigkeitsgefühl der Auslandsdeutschen mit dem Vaterlande zu machtvollem Ausdruck brachte.

Der 23. Mai, der Tag, an dem sich der Geburtstag von Ferdinand Goetz, dem Führer der Deutschen Turnerschaft, zum 100. Male jährte, wurde in Leipzig mit der Enthüllung eines Denkmals des am 13. Oktober 1915 verstorbenen Goetz festlich begangen. Der Erste Vorsitzende der Deutschen Turnerschaft, Prof. Dr. Berger, Berlin, hielt im Garten des alten Goetz-Hauses in Leipzig-Lindenau, an der Stätte des 60jährigen Wirkens des verdienstvollen Mannes, die Weiherede am Denkmal.

Am Pfingstmontag trafen auf dem Anhalter Bahnhof, von Eisenach kommend, die 120 Mitglieder des Männergesangvereins Saarbrücken 1861 zum Besuch in Berlin ein. Die im Berliner Sängerbund vereinigten Verbände sowie die landsmannschaftlichen Vereine begrüßten die Gäste. Am nächsten Tage fand nach der Besichtigung verschiedener Sehenswürdigkeiten der Reichshauptstadt ein Empfang der Sänger im Rathaus statt, wo Oberbürgermeister Dr. Boeß eine warme Begrüßungsansprache hielt. Am Abend veranstalteten die Gäste im Berliner Konzerthaus ein Konzert und eine Kundgebung, bei der auch Vertreter der Reichs- und der Preußischen Staatsregierung das Wort ergriffen. Am 26. empfing dann Reichspräsident v. Hindenburg den Gesangverein Saarbrücken im Garten seines Palais. Der Besuch der Saarländer Sänger, die von Berlin nach Dresden weiterreisten, bedeutete ein erhebendes Bekenntnis der unwandelbaren Treue des Saarlandes am Deutschtum.

Am 26. Mai, an dem der deutsch-französische Luftverkehr eröffnet wurde, landeten in Berlin und Paris die ersten Flugzeuge, die zukünftig die regelmäßige Verbindung der beiden Hauptstädte übernehmen werden, das deutsche Junkers-Flugzeug D 876 und ein französischer Farman-Eindecker. Dieses Ereignis bildet die Auswirkung der Verhandlungen der Luftverkehrsgesellschaften sowie der teilweisen Aufhebung der Begriffsbestimmungen für die deutsche Luftfahrt.

Die Lage auf dem marokkanischen Kriegsschauplatz hat insofern eine Wendung erfahren, als Abd el Krim, der nach dem Scheitern der Kriegsverhandlungen von neuem den Widerstand gegen die Franzosen und Spanier organisiert hatte, sich in die Hände der französischen Macht ausgeliefert und mit dieser Kapitulation dem geschlossenen Verteidigungskampf der Rifkabylen das Rückgrat gebrochen hat. Eine sofortige Einstellung der Feindseligkeiten wird jedoch nicht zu erwarten sein, da mit einen weiteren Widerstand der noch nicht unterworfenen Stämme zu rechnen ist.

Das Pfingstfest brachte auch auf sportlichem Gebiete ein hervorragendes Ereignis. Nurmi, der berühmte finnische Meisterläufer, startete im Rahmen der internationalen Leichtathletikveranstaltungen des Sportklubs Charlottenburg im Deutschen Stadion zu Berlin. Im 3000-m-Lauf gelang es dem erfolgreichen Sportsmann, mit der Zeit von 8 Minuten 25,4 Sekunden einen neuen Weltrekord aufzustellen. Dieser Rekord wurde bisher von dem Schweden Wide mit 8.27,3 Minuten gehalten. Der finnische Wunderläufer erregte besonders durch sein gleichmäßiges Tempo und seine unerschütterliche Ruhe Aufsehen. Die vielen Tausende, die die Gelegenheit, einen so überragenden Läufer zu sehen, wahrgenommen hatten, bereiteten ihm starken Beifall. Unter den sonstigen Ereignissen des Tages verdient noch die Leistung von Dr. Peltzer, Stettin, hervorgehoben zu werden, der im 1500-m-Lauf mit 3.58,6 Minuten einen neuen deutschen Rekord aufstellte.

In dem Geh. Konsistorialrat D. Dr. Karl Holl, Professor an der Universität Berlin, ist einer unserer bedeutendsten Kirchen- und Dogmenhistoriker dahingegangen, kurz nach der Vollendung seines 60. Lebensjahres. Er ist in Tübingen geboren und begann, aus dem württembergischen Kirchendienst kommend, als Hilfsarbeiter der Berliner Akademie der Wissenschaften seine wissenschaftliche Laufbahn. Im Jahre 1896 habilitierte er sich an der Berliner Universität für Kirchengeschichte, wurde 1900 zum außerordentlichen Professor in Tübingen ernannt und übernahm dann im Jahre 1906 den neuerrichteten zweiten kirchenhistorischen Lehrstuhl an der Universität Berlin, deren Rektor er in den Jahren 1924 und 1925 gewesen ist. Die orientalische Kirche des Altertums und des Mittelalters sowie die Reformationsgeschichte gehörte zu seinen Spezialstudien. Besonders seine Arbeiten über Luther waren von außerordentlicher Bedeutung, weil sie den deutschen Reformator in einem neuen Lichte zeigen.

Der am 26. Mai 1856 als Sohn des Münchner Hofphotographen und Erfinders des Lichtdruckes Josef Albert geborene Dr. Eugen Albert feierte am 26. Mai seinen 70. Geburtstag. Als seine bedeutsamste Leistung ist wohl der rationelle Ausbau des Mehrfarbenbuchdrucks zu bezeichnen, der seine ganze Entwicklung und seinen Höhestand dem genialen Manne verdankt. Seine erste Erfindung, die isochromatische Kollodium-Emulsion, ermöglichte die Abstufung der photographischen Töne nach dem Helligkeitswerte der Farben und beherrscht heute fast ausschließlich die gesamte graphische Reproduktionstechnik. Zu Ende der achtziger Jahre glückte es ihm, die Autotypie für den Drei- und Vierfarbendruck durch das sogenannte Dreiwinkelpatent verwendbar zu machen. Von seinen zahlreichen anderen Erfindungen sind hervorzuheben die des Albert-Galvanos, das dem feinen Illustrationsbuchdruck neue Möglichkeiten schuf, des Relief-Klischees und der Citochromie. Anläßlich seines Geburtstages fand in München eine Ausstellung seiner Erfindungen in Bildern und Apparaten statt, die am 26. Mai mit einem Festakt eröffnet wurde.

Bühnenschau.

In der Dresdner Staatsoper gelangte die dreiaktige Oper „Die Hochzeit des Mönchs" von A. Schattmann, zu der Arthur Ostermann den Text verfaßt hat, am 19. Mai zur Uraufführung. Der Inhalt des Opernbuches gründet sich auf die gleichnamige Novelle von Konrad Ferdinand Meyer und ist der Renaissancezeit entnommen. Zwei Liebende, deren Vereinigung das väterliche Verbot verhindert, erliegen ihrer Leidenschaft. Die Lösung des Konflikts erfolgt am Schluß durch einen von einer zweiten Frau ausgeübten Mord. Die vorzügliche Aufführung vermochte nicht alle Schwächen des Werkes zu überdecken.

Die am 23. Mai im Deutschen Nationaltheater zu Weimar erfolgte Uraufführung des Musikdramas „Hypatia" von Roffredo Caetani machte mit einem bedeutenden und eigenartigen Werke bekannt. Die Handlung spielt in Alexandria, der Hauptstadt Ägyptens, und führt in die Zeit des beginnenden 5. Jahrhunderts, als die blutigen Religionskämpfe zwischen Christen, Heiden und Juden tobten. Der Zwiespalt zwischen den Rassen und der Streit der weltlichen und der geistlichen Macht boten dem Autor einen dankbaren Stoff. Die von Ernst Prätorius geleitete Aufführung war rühmenswert, und das ernste und gediegene Stück fand sympathische Aufnahme. Roffredo Caetani, ein Sprößling jenes alten italienischen Fürstengeschlechts, das lange Zeit mit dem Weimarer Hofe verbunden war, das Patenkind von Franz Liszt, wurde lebhaft gefeiert.

MARIENBURG, DIE STADT DER ORDENSRITTER

(Vgl. hierzu unsere Bildertafel auf Seite 739.)

Es sind 700 Jahre vergangen, seitdem die Deutschen Ordensritter, von dem polnischen Fürsten Konrad von Masowien und Kujawien gegen die Überfälle der heidnischen Preußen zu Hilfe gerufen, in die Unternehmungen der ostdeutschen Kolonisation eintraten und unter dem Hochmeister Hermann von Salza, der von vornherein die politische Selbständigkeit des Ordens sicherstellte, mit rascher Entschlossenheit die Festsetzung im Lande ihrer Zukunft begannen. Bis 1241 waren fünf preußische Gaue unterworfen, und nach allen Seiten erfolgte eine fortschreitende Ausdehnung der Macht des Ordens.

In planmäßiger Siedlungsarbeit wurden die neugewonnenen Gebiete erschlossen. Zur Befestigung des Landes wurden umwehrte Städte gegründet, und durch Errichtung von Bistümern erhielt auch die kirchliche Organisation eine straffe Ordnung. So bildete der Ordensstaat, gut gerüstet zum Angriff wie auch zur Verteidigung, ein äußerst festes Gefüge, wie es im Mittelalter wohl kaum ein zweites gab.

Der Mittelpunkt dieses Staates war die Marienburg, die mit der nach ihr benannten Stadt Marienburg am 29. Mai auf ein 650jähriges Bestehen zurückblickt, und die wohl mit Recht als der schönste Profanbau des Mittelalters bezeichnet wird.

Fast unmittelbar am Ufer der Nogat, die der Burg von der Westseite einen natürlichen Schutz bot, erhebt sich der langgestreckte Bau des Mittelschlosses, der nördliche Teil der dreigeteilten mächtigen Ordensburg. Vor diesem zog sich noch weiter nach Norden die „Vorburg" hin, von der jedoch heute nur noch wenige Reste



Die Einweihungsfeier des von Bildhauer Richard Kuöhl, Hamburg, entworfenen Ehrenmals der Deutschen Landsmannschaft für ihre im Weltkriege gefallenen 1280 Kommilitonen im Hofgarten zu Coburg am 24. Mai: Studienrat Ohm, Hamburg (Ulmiae et Guilelmiae), bei der Weiherede / Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

In der Mitte sitzend: der Herzog und die Herzogin von Sachsen-Coburg und Gotha; vorn rechts sitzend: Dr. Gantter, „der alte Waiblinger", Mitbegründer der D. L.; links von ihm: Dr. Heller (Franconiae, Leipzig), der Vorsitzende des Gesamt-Verbandes; daneben (im Zylinder): Dr. Unverfähr, 1. Bürgermeister von Coburg; in der Gruppe rechts vorn: Knappschaftsdirektor Neumann, Charlottenburg; Geh.-Rat Dr. v. Drenkmann, Charlottenburg; Justizrat Dr. Willy Hahn, Berlin; Syndikus Dr. Max v. Obstfelder, Hamburg; Generaloberarzt a. D. Dr Hellmer, Stolp.



Dr. Eugen Albert,
bekannter Erfinder auf dem Gebiete der photomechanischen Reproduktionstechnik, feierte am 26. Mai seinen 70. Geburtstag.



Von der Uraufführung der dreiaktigen Oper „Die Hochzeit des Mönchs" von Alfred Schattmann (Dichtung von A. Ostermann) in der Staatsoper zu Dresden am 19. Mai: Das Marienlied, Szene aus dem 1. Akt mit Curt Taucher als Mönch. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)

D. Dr. Karl Holl,
Geh. Konsistorialrat, bedeutender Kirchenhistoriker der Universität Berlin, † am 22. Mai, 60 Jahre alt.

erhalten sind. In dem Mittelschloß befindet sich der Rittersaal, eine mächtige Halle, getragen von Granitsäulen und mit Sterngewölben versehen. Hier fanden die Feste des Hochmeisters statt. Aus ganz Europa strömten Ritter herbei, um an den glänzenden Turnieren und den Festlichkeiten in der Marienburg teilzunehmen.

Der nach der Nogat zu vorspringende mehrstöckige Flügel des Mittelschlosses ist der berühmte Hochmeisterpalast. Bemerkenswert ist die wohlgegliederte Stirnseite dieses Baues. Südlich vom Mittelschloß erhebt sich das Hochschloß, das eine von Graben und Mauern umgebene Burg für sich bildet. Es ruht auf dem „Parcham" einer künstlichen, aus dem Schloßgraben emporsteigenden Terrasse. Zwischen Mittelschloß und Hauptschloß befindet sich der Pfaffenturm, der, wie der an der Ostseite des Hochschlosses aufragende Hauptturm, der Wacht diente.

In dem Hochschloß, einem fast quadratischen, an den Ecken mit Giebeln geschmückten Bau, befindet sich im Erdgeschoß die Sankt-Annen-Kapelle, die Gruft der Ordensgebieter. Das Hauptgeschoß enthält im Nordflügel den imposanten Kapitelsaal und die Schloßkirche mit dem weit über die Baulinie hinausragenden, bis an den Grabenrand vorspringenden Chor. Außen, in der mittleren Chornische, prangt die Kolossalstatue der Ordenspatronin Maria. — Durch einen auf Wölbungen ruhenden Gang ist das Hochschloß mit dem Herrendansk verbunden, dem nach dem Fluß zu gelegenen viereckigen Turm.

Den Zugang zur Marienburg bildete an der Westseite das Brücktor, ein erst in neuerer Zeit wiederhergestellter Bau mit zwei Eingängen, flankiert von wuchtigen, mit spitz zulaufenden Dächern versehenen Rundtürmen.

Die Burg, wie schon eingangs erwähnt, im Jahre 1276 errichtet, erhielt 1340 ihre endgültige Gestalt. Es wurde jedoch bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, in der Blütezeit des gotischen Stils, an ihr fortgebaut. Anfänglich diente sie als Sitz eines Ordenskomturs; nachdem jedoch der Großmeister Siegfried von Feuchtwangen im Jahre 1309 das Haupthaus der Deutschen Ritter, das nach dem Verlust von Akkon zunächst nach Venedig verlegt worden war, in der Marienburg aufrichtete, blieb sie die Residenz des Ordenshochmeisters.

Im Jahre 1457 kam die Burg in den Besitz der Polen und fiel einer 300jährigen Verwahrlosung anheim. Erst 1772, durch die erste Teilung Polens, gelangte sie wieder in die Hände Preußens. Die ersten Restaurationsarbeiten, nach den Befreiungskriegen begonnen, fielen nicht sehr glücklich aus. Nach längerer Pause wurde jedoch im Jahre 1886 der Ausbau wiederaufgenommen und mit großem Eifer und tiefgehendem Verständnis durchgeführt.



Szenenbild aus der Uraufführung des dreiaktigen Musikdramas „Hypatia" von Roffredo Caetani im Deutschen Nationaltheater zu Weimar am 23. Mai. (Phot. H. Eckner, Weimar.)



Von der Explosion in der Pulverfabrik Haßloch bei Wertheim (Main) am 20. Mai, bei der neun Menschen umkamen und das Fabrikgebäude völlig vernichtet wurde: Die Überreste des großen Maschinenhauses.



Von der Eisenbahnkatastrophe beim Ostbahnhof in München am 24. Mai, der 28 Fahrgäste zum Opfer fielen: An der Unglücksstätte am Morgen nach der Katastrophe.

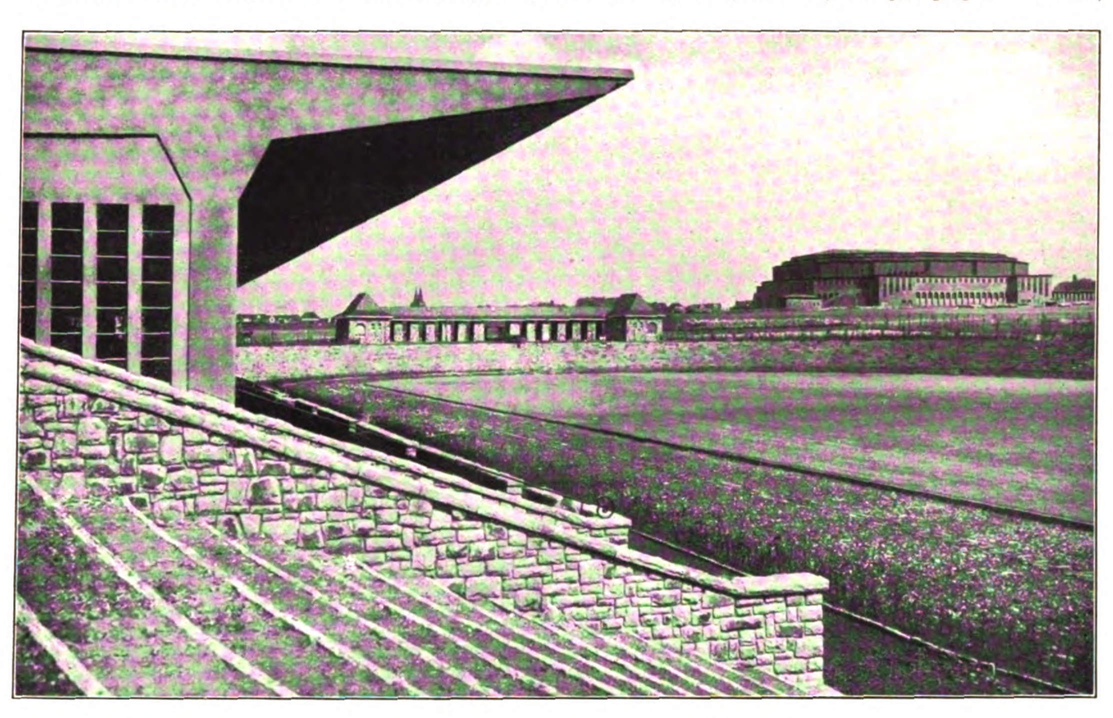






Vom I. Sportfest der Deutschen Landsmannschaft anläßlich ihrer diesjährigen Tagung in Coburg am 24. Mai: Die Teilnehmer an den sportlichen Veranstaltungen.

Links: Vom Start des finnischen Meisterläufers Nurmi im Deutschen Stadion zu Berlin bei den Leichtathletikveranstaltungen am 23. Mai: Nurmi am Ziel nach seinem in der Weltrekordzeit von 8.25,4 Min. zurückgelegten 3000-m-Lauf.





Die Dortmunder Kampfbahn „Rote Erde", die am 6. Juni eingeweiht wird: Blick über die Bahn nach dem Nordeingang und nach der Westfalenhalle, der größten Sporthalle Deutschlands. Die von Stadtbaurat H. Strobel, Dortmund, erbaute Kampfbahn faßt 40000 Zuschauer und hat eine Innenfläche von 22575 qm. — Mitte rechts: Von den internationalen Leichtathletikveranstaltungen des Sportklubs Charlottenburg im Deutschen Stadion zu Berlin am 23. Mai: Dr. Peltzer (Stettin), der im 1500-m-Lauf mit 3.58,6 Minuten einen neuen deutschen Rekord erzielte, wird von seinen Kameraden im Triumph herumgetragen.





Links: Von der am 22. Mai erfolgten feierlichen Eröffnung der Dünenfähre und des Bades Helgoland anläßlich des hundertjährigen Jubiläums des Seebades: Die Feier auf der Landungsbrücke vor der Abfahrt zur Düne. — Rechts: Das Planetarium im Zoologischen Garten zu Leipzig, das am 20. Mai feierlich eingeweiht wurde.



(1. Fortsetzung.)

„Nenn' mir den Weg zu dir!" stieß der Ritter zitternd hervor, denn er merkte, daß nun die Stunde der Entscheidung gekommen war.

„Der Weg ist sehr einfach. Den Siegelring an deiner Hand mit dem Wappen deines Geschlechtes nimm und wirf ihn in den See. Dazu sprich: ‚Ich gelobe mich dir auf ewig und immerdar. Ich bin dein, und du bist mein.' Dann werde ich dein Eigen sein, wie du es lange gewünscht hast. — Halt, Hylarius, nicht so schnell! Laß ihn noch stecken an deiner Hand, den Ring mit dem Wappen der Lodrons. Und höre weiter! Bin ich einmal dein, dann kommst du nie mehr von mir los. Nie mehr wirst du ein anderes Weib lieben können, du magst in fernsten Landen sein — ich komme und hole dich zurück an das Schilfufer dieses Sees, dem ich ewig verbunden bin. Unfrei wirst du sein im Glücke meines Besitzes."

„Ich dachte," entgegnete er etwas bange, „du würdest als Menschenweib aus dem Wasser steigen und mir auf mein Schloß folgen."

Ein tiefes, rätselhaftes Lächeln war um ihren Mund. „In welcher Form und Gestalt ich dir erscheine, das weiß ich nicht. Vielleicht liegt es auch weniger an meinem Willen als vielmehr an dir, mit welchen Augen du mich schaust. Aber um dich und in dir werde ich sein, sobald du den Ring ins Wasser wirfst und dazu die Worte sprichst. Und jetzt, Hylarius, geh nach Hause und rate eine ganze, lange Nacht mit dir, ob du unfrei sein willst um meinetwillen."

Und Hylarius ging. Aber nicht mit sich selbst riet er in dieser Nacht, sondern den Burgkaplan ließ er kommen und forderte seinen geistlichen Rat. Doch da hörte er böse Worte: Die Hölle strecke ihre Arme nach dem Ritter aus. Teuflisches Blendwerk und Gaukelspiel sei es, was sich im Schilf offenbart habe, und nichts Besseres dawider gebe es, als daß Hylarius dem Rufe des Heiligen Vaters in Rom gehorche, das Kreuz an seinen Mantel hefte und zur Befreiung der heiligen Stätten ins Morgenland fahre. Folge der Herr dem Rufe des Wasserweibes, dann sei Bann und Fluch der Kirche sicher. Gegen solchen Machtspruch gab es keine Widerrede. Hylarius von Lodron schloß sich dem Heere der Kreuzritter an, und als er nach Jahresfrist wiederkam, nahm er ein adeliges Fräulein des Landes zum Ehegespons. Das Wasserweib hatte sich von der Stunde an nicht mehr gezeigt. Der Burgpfaff schob das dem Umstande zu, daß er vom Seeufer aus die Wesen der Tiefe mit Bannsprüchen belegt und exorzisiert habe. Zur Erinnerung aber an die greuliche Versuchung ließ der Ritter die Gestalt eines Wasserweibes kunstvoll aus Holz schnitzen. Ein Nachfahr späterer Zeiten, der Sage gegenüber völlig gleichgültig, fand die Figur einmal in der Rumpelkammer, sah ein artiges Kunstwerk darin und ließ sie zu einem Leuchter umarbeiten. Seither trug das hölzerne Wasserweib die Kerzen, die mein düsteres Spielzimmer erhellten. —

Ich kann nicht sagen, daß die Mär von der Seejungfrau, wie ich sie damals von der alten Kathrin erfahren hatte, tiefer in mir Wurzel schlug als die anderen Sagen, an denen unser Tal so reich ist. Ich wußte sie — das war alles. Wußte sie wie die Sage vom verzauberten Senn auf der Speikalm, wie die Geschichte vom wilden Köhler im Schwarzgraben oder wie die Fabel von der Königshöhle und ihrem Goldschatz in den Felsen an der Ostseite des Wöllanerberges. Ich wußte sie auch gleich der Sage von der versunkenen Kirche mitten im See, deren Glockenläuten besonders begnadeten Menschen den nahenden Tod ansagt. Sooft ich an dieser Stelle über das Wasser ruderte, spähte ich in die Tiefe, ob ich nicht die Turmspitze der versunkenen Kirche erschaue, ob nicht der gespenstische Glockenton durch die Wogenvorhänge dringe. Und ich war recht froh, daß ich nicht zu den Begnadeten gehörte, daß ich den Tod weissagendes Läuten nicht vernahm.

Denn ich lebte gern und voll stolzer Zukunftspläne. Meine Jugend ging hin wie ein helles Lied in diesem Waldtal am schwermütig gründunklen See. Oben am Berghang stand das alte Schloß meiner Väter, verfallen und verwüstet, wie man es nach dem großen Brande von 1807 dem Wind und Wetter überlassen hatte. Der hohe Turm ragte noch auf, aber es war gefährlich, sich in seine Nähe zu wagen. Steine bröckelten von ihm ab und stürzten krachend in den Hof nieder, der allgemach von einem Schutthügel ausgefüllt wurde. Hier wucherten Brombeersträucher und Heckenrosen; an heißen Tagen sonnte sich die gehörnte Viper auf den Steinplatten.

Die neue Zeit brauchte nicht mehr Mauer und Bergfried, Graben und Wall. Die Rechte des Adels zerbröckelten wie die Mauersteine des geborstenen Turmes, und was uns von dem großen Besitz der Ahnen geblieben war, bestand aus einem ansehnlichen Streifen Waldes, der vom Berg ins Tal niederstrich, aus Feldern, Wiesen und Äckern ringsum und etlichen Joch Alpweide oben auf dem Berge. An der Grenze aber zwischen Wald und Äckern hatte Georg von Lodron, dem 1807 die Franzosen das Schloß niedergebrannt hatten, eines jener weitläufigen, wuchtigen Herrenhäuser erbaut, wie sie damals üblich waren. Auch ein kleines Türmchen war darauf, unter dessen Giebel die Glocke hing, die Mägde und Knechte zum Mittagessen rief oder Feierabend verkündete. Am Waldrand und noch immer etwas höher als das Dorf stand das Herrenhaus, ein mächtiger gelber Kasten mit grünen Fensterläden, und zum Unterschied vom verfallenden Stammschloß nannten es die Dörfler das Schlößl.

An meinem siebzehnten Geburtstag war es, als sich mir der See, dessen Wogenrauschen die Musik meiner Jugend gewesen war, zum erstenmal in seiner vernichtenden Größe und Kraft offenbarte. Das war, als der lautlose, fast mechanische Jean Baptist dahinging. Er war die Tage vorher nicht anders gewesen als je, und in seinem glatten Gesicht, das an eine Porzellanmaske erinnerte, war keine tiefere Furche oder Runzel. Abends vorher hatte er noch die Speisen aufgetragen und bei unserer seit dem Tode der Mutter so stillen Mahlzeit statuenhaft neben dem Anrichtetisch gestanden. Am nächsten Morgen brachte mir das Stubenmädchen den Kaffee und landesüblichen Heidensterz, an dem Vater überlieferungsgemäß festhielt, und meinte, Jean Baptist scheine sich heute verschlafen zu haben, er sei noch nicht aus seiner Kammer gekommen. Ich erwiderte, daß ich ihm das wohl gönnen möge, aß schnell meine Morgenmahlzeit und lief dann zum See hinab. Es war ein Julitag, die Sonne stand schon spannenhoch über dem Tauernberg, und ein frühes Bad war mir zur Sommerszeit liebe Gewohnheit. Zu unserem Besitze gehörte eine kleine Badehütte am See mit vier Kabinen, daneben eine Bootshütte, in welcher sich zwei Ruderschiffe und meine schlanke Segeljacht „Hella" befanden. Zwei der Kabinen waren meinem Vater und mir bestimmt, die anderen beiden standen zu genau festgesetzten Stunden dem Dienstpersonal zur Verfügung. Ich bemerkte nun wohl, als ich das Bad betrat, daß die Tür der Kabine, die dem männlichen Personal gehörte, nur angelehnt und nicht ordnungsgemäß verschlossen war, dachte aber dabei an nichts anderes als an eine Nachlässigkeit jener, die gestern zuletzt gebadet hatten. Rasch hatte ich mich meiner Kleider entledigt, und ohne vorher den Körper mit Wasser zu benetzen, schoß ich nach kurzem Anlauf vom Sprungbrett kopfüber in den See. Ich gehöre zu jenen Schwimmern, die beim Tauchen die Augen offen halten. So sah ich denn, sobald sich die Wucht des Sturzes gebrochen hatte und ich schräg über den morastigen Grund hinglitt, zwischen den leise pendelnden Algen und Schlingpflanzen eine weiß leuchtende Masse, deren Wesen ich mir nicht erklären konnte. Ich stieß rasch zur Oberfläche empor, holte dort tief Atem und tauchte noch einmal zum Grunde nieder, um das rätselhafte Ding näher zu betrachten.

Und sah, daß es ein Mensch war.

Ein ertrunkener Mensch!

Das Wasser wurde von meinen Schwimmstößen aufgewühlt, und da sah es aus, als ob über das weiße, gedunsene Gesicht ein verzerrtes Grinsen zittere. Der Kopf der Leiche lag zwischen zwei Algenbüscheln, die wie große Ohrlappen zu beiden Seiten auf und nieder schlappten. Diese Fratze unter dem Wasser war so grauenvoll, daß mir vor Angst die Glieder zu erstarren drohten. Mit zwei raschen, verzweifelten Stößen war ich wieder oben, hastete ans Ufer. Dort saß ich dann, und alles um mich herum war wie sonst. Auf den sonnengebleichten Brettern schwirrten blaue Libellen; die Erle, deren Wurzeln ins Wasser liefen, rauschte leise im Morgenwind, und über den kiesigen Ufergrund zog ein Nebelwölklein winziger brauner Fische. Wenige Schritte von hier aber, unter der wippenden Spitze des Sprungbrettes, lag etwas zwischen Algen und Muscheln, das einmal Mensch gewesen war.

Ich sah bekümmert über den See hin, der nicht anders war als in den vielen Frühstunden, die ich hier schon zugebracht hatte. Seine kleinen, blitzenden Wellen liefen wie Reihen scharfer Silberzähne vom jenseitigen Ufer herüber; die Schilfhalbinsel bohrte sich als grünes Schwert in den schlanken Leib des Gewässers, und die Berge standen weißzackig über dem Tauernhügel. Ihr Spiegelbild zitterte auf der Wasserfläche. Nun begannen drüben am anderen Ufer die Glocken der Klosterkirche zu singen. Die Landschaft lag im Blütenkleid stillsten Friedens — da unten aber rankten Schlinggewächse um einen toten Körper!

Zu dieser Stunde war es, daß sich mir der Begriff des Sees, an dem ich aufgewachsen war, den ich bisher als liebliches Geschenk meiner Heimat gedankenlos hingenommen hatte, veränderte. Ich spürte mit einer fast erschreckenden Ahnung etwas Lebendiges und Beseeltes in der gewaltigen Wassermasse und hatte die Empfindung, einer Wesenheit gegenüberzustehen, die auch mein Geschick bestimmen konnte, wie sie endbestimmend dem Schicksal des Menschen gewesen war, der jetzt zwischen den Algen lag. Jahraus, jahrein hatte ich das Lebenspendende des Sees mit angesehen, hatte die durch seine Gnade geborenen Wasserblumen gepflückt, das auf ihm begründete Dasein seiner Tierwelt beobachtet. Und nie war mir der Gedanke gekommen, daß eine Kraft, die so viele Schößlinge zu treiben vermochte, nicht allein tote Materie und Häufung von Molekülen sein konnte, sondern den Sinn eines über kurzbegrenzte Menschlichkeit hinausgehenden Lebens darstelle.

Auf der Durchreise: Dänische Bauern vor dem Hauptbahnhof in Kopenhagen

Nach einem Aquarell von Hanns Langenberg

Erst jetzt fiel mir das ein, als ich sah, daß der See auch töten konnte. Und ich schauderte vor dieser neuen Offenbarung.

Knarren rostiger Türangeln, Schritte auf dem Badesteg rissen mich auf. Da war die Finerl, Jungmagd und Aufwaschmädel in der Schloßküche. Ich wußte kaum ihren Namen, denn sie wurde als die Jüngste der Dienstboten gewöhnlich nur das Dirndel genannt. Sie hatte ein hellrotes, fließendes Kleid an und ein buntes Tüchel über dem zausigen Kraushaar. Darunter stach eine kecke Stupsnase über mohnroten Lippen in die Luft. Als sie mich sah, verhielt sie den Schritt und stotterte eine Entschuldigung. Sie hätte gestern beim Bade ihr Halskreuzlein in der Kabine vergessen; hätte sie geahnt, daß der junge Herr schon so früh am See sei, dann wäre sie zu einer schicklicheren Zeit gekommen.

„Macht nichts, Finerl. Aber denk dir nur — da unten, beim Sprungbrett, liegt einer."

Sie tat einen leisen Schrei. „Ein... ein...?"

„Ja," nickte ich, „ein Mensch. Ich weiß nicht, wer. Aber ich hab ihn gesehen, als ich vom Sprungbrett aus ins Wasser bin. Zwischen Schlingpflanzen liegt er."

„Jesus Maria, da hätt mich grad der Schlag getroffen, wenn so was vor mir aufgetaucht wär."

„Ich bin auch sehr erschrocken, aber man muß sich halt ein bissel in der Gewalt haben."

„Wer ist es denn? Ich seh nichts." Sie war an die Spitze des Sprungbrettes getrippelt und sah zum Wasser nieder.

„Man muß etwas tauchen, sonst sieht man ihn nicht."

„Aber wer ist's?"

„Ich weiß nicht. Wir müssen ihn halt herausziehen."

„Aber wie? Ein paar Knechte rufen?"

„Da müßten wir erst ins Dorf hinauf. Nein, ich hab ihn gefunden, jetzt will ich ihn auch bergen. Das ist eine armselige Menschenpflicht. Wenn wir einen Strick hätten!"

„Ein Strick ist in der Mägdekabine. Die Köchin will schwimmen lernen; da binden wir sie immer an den Strick und haben Spaß damit."

„Also hol den Strick. Dann tauch ich noch einmal hinunter und bind den Strick unter den Armen fest. So ziehen wir ihn dann herauf."

Sie ging zur Mägdekabine, blieb aber halben Weges stehen.

„Die eine Kabine ist offen." Sie stieß die Tür etwas auf. „Jetzt weiß ich, wer's ist, junger Herr. — Der Jean Baptist. Seine Livree hängt da."

Ich lief über den Ufersand zu den Kabinen hinauf. Da hing am Wandnagel der mir so wohlbekannte rote Frack mit den silbernen Knöpfen, auf denen unser Wappen geprägt war, daneben die weiße Weste. Auf der Bank lag, behutsam nach der Bügelfalte gestrichen, die schwarze Seidenhose. Auf dem Wandbrett tickte die Taschenuhr des Dieners, breitete sich wohlgeordnet der Inhalt der Säcke aus: Taschentuch, Federmesser, Taschenkamm und Bürstlein sowie ein Notizbuch, darin Jean Baptist alle langfristigen Aufträge und Befehle aufzuzeichnen pflegte. Ich schlug die letztbeschriebene Seite auf. Da stand das Datum meines Geburtstages und darunter: „Geburtstag des gnädigen jungen Herrn. Um neun Uhr Gratulationscour aller Bediensteten. Vom Gärtner rote Rosen holen, fünf Zentimeter lang geschnitten, damit sie in die Vase im Schlafzimmer Hochdesselben passen. Zum Mittagessen eine Flasche vom alten Bordeaux. Um drei Uhr Ausfahrt (Rappe Nero und Schimmelstute Mira). Abends Feuerwerk im Park."

Da hatte ich meine Geburtstagsfeier schwarz auf weiß. Aber ich hatte weder Freude daran noch besondere Anteilnahme.

Warum war er ins Wasser gegangen?

„Es steht nichts im Büchel drin", sagte die Finerl, die über meine Schulter hin mitgelesen hatte.

„Vielleicht hat er noch spät abends gebadet und dabei den Starrkrampf im Wasser gekriegt."

„Ujeh!" lachte das Mädel. „Der Herr Jean Baptist hat nie im See gebadet. Kein Mensch hat ihn je anders als in seiner Livree gesehen. Wenn sein Dienst zu Ende war, ist er immer sofort ins Bett gegangen."

Irgendeine Erklärung war nicht da. Sie ist mir auch später nicht geworden. Jean Baptist ist Herr seiner selbst geblieben, obgleich er Domestik war. Oder vielleicht eben darum, weil er das war. Er lebte in sich und mit sich allein, ließ niemand an sich heran und trug sogar das Geheimnis seines Todes mit sich fort. Er hatte keine Freunde und keine Liebste, er verschmähte sogar Pflege, Wartung und Mitleid am Sterbebett. Als er sich innerlich darüber klar war, daß er, sei's wegen irgendeines körperlichen Leidens oder aus anderem Grunde, nicht mehr leben wollte, ging er allein den letzten Weg und hatte, wenige Augenblicke vor seinem Tode, noch die unendlich höhnische Geste, seine Dienerhose, also Eigentum der Herrschaft, nach der Bügelfalte zusammengelegt, in Ordnung zurückzulassen. Und der Plan meines Geburtstagsfestes war vielleicht nur in der Absicht geschrieben, uns jede Erklärung der Tat zu verhüllen, sollte vielleicht sagen: Der pünktlich aufgezogenen Uhr war weiterhin dieser genaue Weg vorgeschrieben, aber die Uhr zog es vor, stehen zu bleiben. Warum? — Dahinter stand die grinsende Fratze der Wassertiefe.

Mit einem Gefühl der Erniedrigung legte ich das Büchel auf das Wandbrett.

„Da ist der Strick", sagte Finerl.

Wir traten aus der Kabine, und mir war wohler, als ich die schlaffen Narrenhüllen nicht mehr sah, in denen der starke Mensch Jean Baptist gesteckt hatte. In diesem Augenblick gelobte ich mir, daß einmal, wenn ich Schloßherr sein würde, meine Diener sich nach freiem Ermessen würden kleiden dürfen, die Barttracht wählen können, die ihnen zusagte.

Ich nahm den Strick um das Handgelenk und schwamm hinaus. Halben Weges holte mich Finerls Stimme ein.

„Der Strick ist zu kurz, er reicht nicht."

Das Seil langte gerade bis zu den Querstangen, welche die Nichtschwimmerabteilung von der Seeweite trennten.

„Dann müssen wir also noch im Wasser zu schleppen beginnen. Aber wie? Du kannst doch nicht in den Kleidern ins Wasser."

„Ich hab meinen Badeanzug in der Kabine", sagte sie etwas verlegen.

„Um so besser. Also mach schnell, damit wir mit dem traurigen Geschäft bald fertig sind."

Sie huschte in die Kabine und kam nach sehr kurzer Zeit wieder in einem einfachen Kattunbadekleid, das weiß-rot gestreift war, heraus. Ich war mit meinen Gedanken noch immer so bei dem Toten und der mir bevorstehenden Aufgabe, daß ich mir der Veränderung im Äußeren des Mädchens gar nicht bewußt ward.

„Jetzt nimm das Seilende in die Hand und halte es fest, bis ich den Toten angebunden habe. Dann komme ich zurück, und wir ziehen ihn gemeinsam ans Ufer."

Wieder schwamm ich hinaus. Als ich über der Stelle noch einmal verhielt und die Lungen mit Luft vollpumpte, sah ich Finerl, das Seil in der Hand, an der Querstange stehen. Das Wasser reichte ihr dort bis zu den Achselhöhlen. Dann entschwand sie meinem Blick, die grünen Schleier der Tiefe wogten um mich, und der weiße Fleck da unten vergrößerte sich. Wieder schien es mir, getäuscht durch die Bewegung des Wassers, als ob sich der Körper bewege, wieder sah ich die grotesken Ohrlappen der Algen. Aber das alles hatte ich mir schon so genau und zweckbewußt vorgemalt, daß ich mit einiger Ruhe ans Werk gehen konnte. Ich zwang das Seil unter dem Körper durch, verknotete es über der Brust und schoß wieder empor.

Von der Querstange aus zogen wir dann, die Füße in den Kiesgrund gestemmt. Unendlich langsam und schwer ging es. Ich sah während dieser Arbeit auf das Mädchen an meiner Seite. Es hatte das zweite Ende des Strickes um die festen, braunen Arme gewickelt und den Oberkörper weit zurückgelehnt. Das Kopftuch hatte sich gelöst, und die kastanienbraunen Haare hingen feucht und wasserschwer bis zu den Hüften nieder. Langsam rollte sich das Seil auf, allmählich wurde Weißes am Grunde sichtbar, schlürfte über den Kies heran. Losgerissene Algen wandten sich um die schlaffen Arme, rankten sich um den Hals, als seien sie es gewesen, die Jean Baptist getötet, erdrosselt hätten.

Da lag er nun auf dem Ufersand, tadellos und sauber noch im Tode, in dem weißen Hemde, den eng anliegenden Unterhosen und den von Gummibändern festgehaltenen Socken. Das im Wasser so fratzenhaft verzerrte Gesicht war keineswegs entstellt, die blutleeren Lippen zusammengepreßt — nur in den Mundwinkeln war ein spöttisches Lächeln festgefroren. Ich strich glättend mit der Hand darüber, aber das Lächeln wollte nicht weichen. Es war die erste und letzte Bewegung, mit welcher Jean Baptist etwas von sich selbst verraten hatte.

„Er schaut gar nicht grauslich aus", sagte die Finerl neben mir.

„Nein, gewiß nicht. Aber wir wollen ihn in eine Kabine legen."

„Und jetzt?" fragte sie, nachdem wir das getan hatten.

„Jetzt kleiden wir uns an und holen Leute."

„Ich muß wohl noch ein bissel warten", sagte sie zaghaft. „Meine Haare sind ganz naß geworden."

„Dann bleib du halt noch da."

„Ich bitt schön, junger Herr, nur das nicht. Ich allein und da drüben der Tote — das kann ich nicht. Ein bisserl, wenn Sie warten wollten! Ich setz mich auf das Sprungbrett, da werden die Haare in der Sonne schnell trocken."

„Du hast mir so brav geholfen, Finerl, daß ich dir die Bitte nicht abschlagen kann. Aber ich mag auch nicht mehr in der Nähe des Toten sein — nicht aus Angst, sondern aus einem anderen Grund. Ich denk, wir ketten ein Schiff los und fahren in den See hinaus. Ist's dir recht?"

„Desto lieber, je weiter ich da vom Platz weg bin."

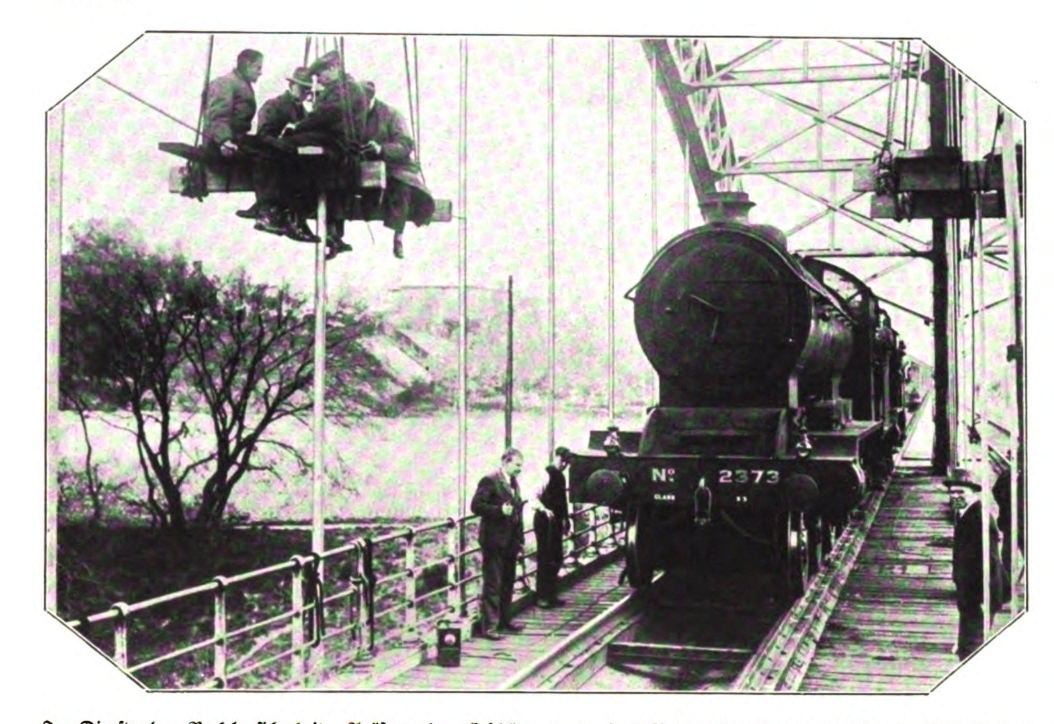
Im Kahn wollte mir das Dirndel die Ruder wegnehmen.

„Es schickt sich nicht, daß der junge Herr mich fährt."

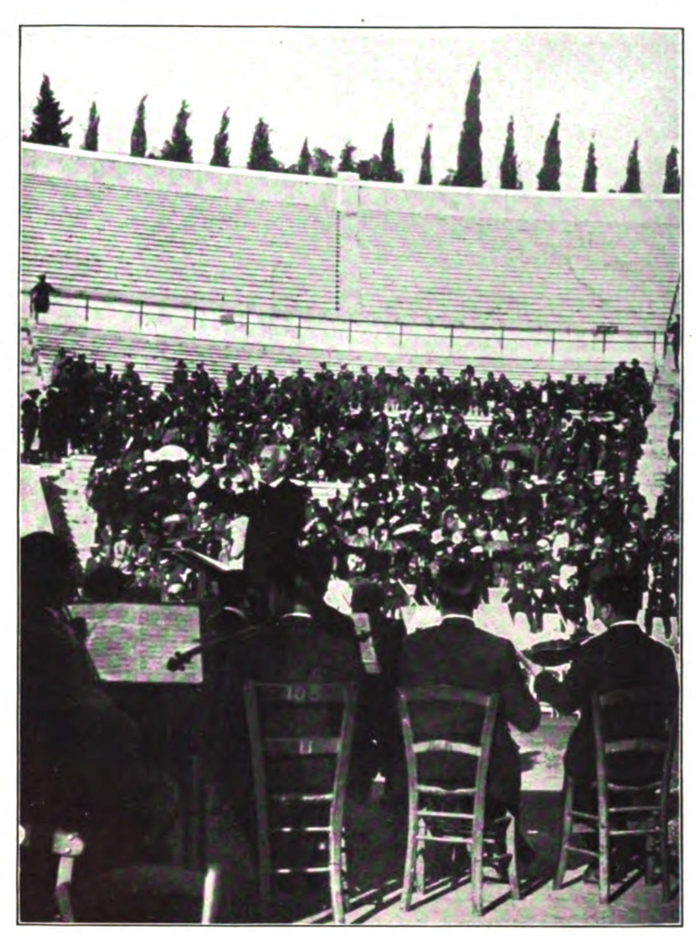
„Es schickt sich schon. Wir sind zwei Menschen, die einem dritten Menschenbruder den letzten Dienst geleistet haben. Herr und Magd sind weit fort, droben im Schlössel. Tu du nur dein Haar trocknen lassen, Finerl."

Ich stemmte die Ruder wider das schwere Wasser und trieb das Schiff vorwärts, daß vor dem Kiel ein kleiner Gischthalbkreis aufrauschte. Plötzlich fragte ich mich selbst: Warum fährst du so schnell? Ehrlich sein, Medardus! Du willst der kleinen Magd zeigen, welche Kräfte in deinen Muskeln sitzen. Ach was, Magd! Dem jungen Weibe, das da in halb liegender Stellung auf der Steuerbank saß, die Haarfülle rings um sich ausgebreitet, der Sonne preisgegeben. Langsam, tastend glitten meine Blicke, die ich bislang zu Boden gesenkt hatte, nach oben.

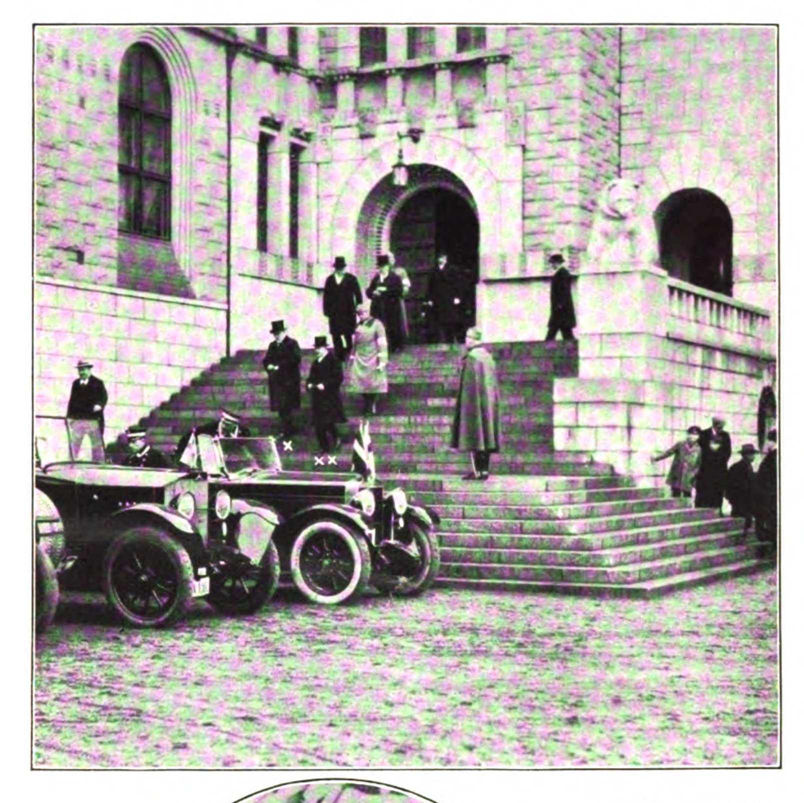
(Fortsetzung folgt.)

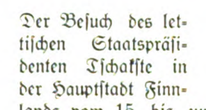


Im Dienste der Verkehrssicherheit: Prüfung der Erschütterungen einer Brücke über den Tyne-Fluß in West-Wylam (England), während eine schwere Lokomotive darüber fährt.



Rechts:
Von der Konzertreise Richard Strauß' nach Griechenland: Der Komponist beim Dirigieren während seines Abschiedskonzertes im Stadion zu Athen am 15. Mai.





Der Besuch des lettischen Staatspräsidenten Tschakste in der Hauptstadt Finnlands vom 15. bis zum 17. Mai: Die Staatspräsidenten von Lettland und Finnland, Tschakste (×) und Relander (××), mit ihrem Gefolge beim Verlassen des Nationalmuseums in Helsingfors. — Rechts: Von der Auslandsreise des deutschen Schulkreuzers „Hamburg": Das Bankett zu Ehren des Kommandanten (×) und der Offiziere der „Hamburg" im Deutschen Verein zu Guatemala am 27. April.



Abd el Krim,
der Führer der Rifkabylen, der den Widerstand gegen Frankreich und Spanien in Marokko aufgab und sich am 27. Mai unter französischen Schutz stellte.



Von der Eröffnung des deutsch-französischen Luftverkehrs am 26. Mai: Nach der Ankunft des ersten Flugzeugs aus Paris, eines Farman-Eindeckers, auf dem Tempelhofer Flugplatz in Berlin.

DIE INSEL HOKKAIDO

VON K. HENNECKE

Der gewaltige Ausbruch des Vulkans Tokatschi auf der Insel Hokkaido, dem mehr als 1000 Menschen zum Opfer fielen, hat die Aufmerksamkeit auf diesen nördlichsten, ziemlich unbekannten Teil Japans gelenkt. Die Insel liegt abseits der allgemeinen Touristenstraße und wird nur von wenigen der in Japan lebenden Ausländer aufgesucht.

Von Aomori aus, dem nördlichen Endpunkt der von Tokio ausgehenden Eisenbahnlinie, erreicht der Dampfer in sechsstündiger Fahrt Hakodate, den südlichen Hafen von Hokkaido. Das Bild, das sich bei der Einfahrt in den Hafen bietet, hat nichts von dem Japan, wie es dem Reiselustigen in den Prospekten der Schiffahrtsgesellschaften gezeigt wird, wo freundliche Mädchen im Sonnenschein unter dem Papierschirm wandeln, sondern eher glaubt man sich nach Sibirien versetzt. Obgleich auf demselben Breitengrad wie die französische Riviera gelegen, bleibt Hokkaido volle fünf Monate des Jahres, vom November bis zum März, in hohem Schnee begraben. Das Thermometer sinkt bis zu 15 Grad unter Null. Schneeverwehungen, die den Eisenbahnverkehr lahmlegen, sind eine regelmäßige Erscheinung. Aller Verkehr erfolgt auf Schlitten, und auch die Rikscha, das vom Kuli gezogene Wägelchen, hat sich entsprechend verwandelt.

Straße in Hakodate.

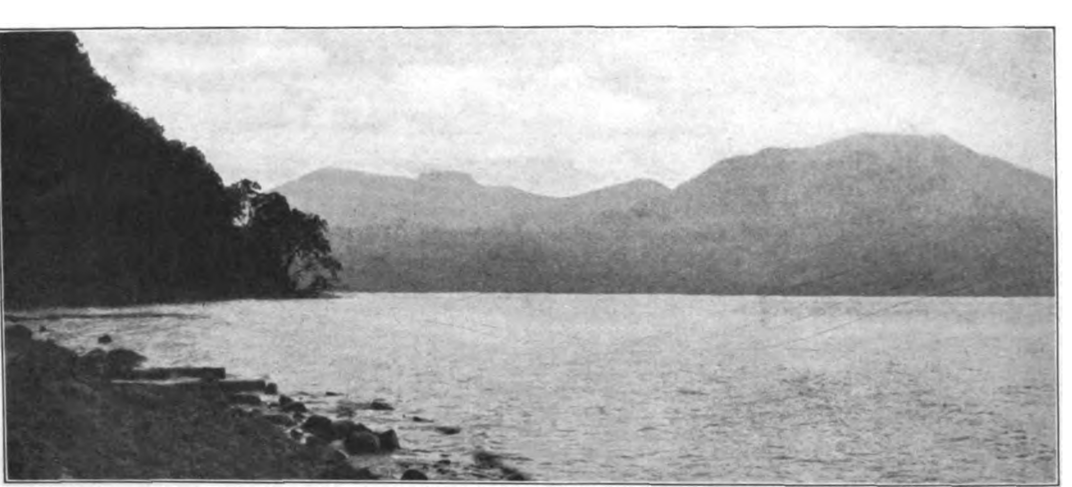


Ainu-Ehepaar.

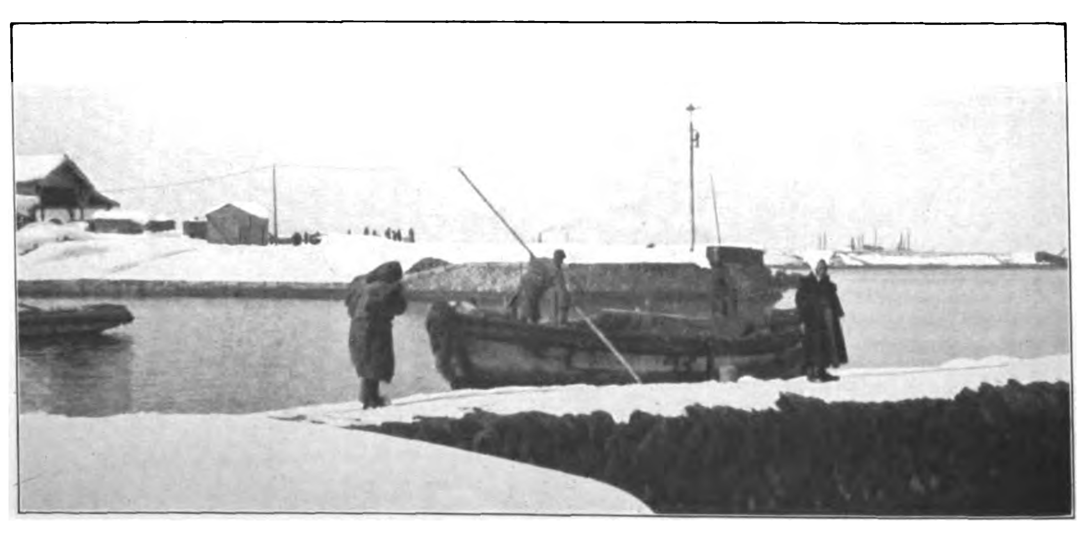


Laden in Sapporo.

In diesem von dem des eigentlichen Japans so verschiedenen Klima liegt die Erklärung dafür, daß bisher alle Versuche, den Bevölkerungsüberschuß in das nur dünn bevölkerte Land abzulenken, fast stets gescheitert sind. Es ist unbegreiflich, wie wenig der Japaner, dem sonst Anpassungsfähigkeit nachgerühmt wird, die Bauart der Häuser dem Klima angeglichen hat. Das japanische Haus ist eine ideale Behausung für ein heißes Klima, wo jeder Luftzug als Wohltat empfunden wird. Schon im milden Winter des eigentlichen Japans ist der Aufenthalt im japanischen Haus für den an Heizung gewöhnten Europäer eine Qual; hier in Hokkaido bedeutet er geradezu eine Unmöglichkeit. Daß der Japaner unter der Kälte mindestens ebenso leidet wie wir, kann man daraus ersehen, daß im Winter nur der nach Hokkaido geht, den eine unaufschiebbare Aufgabe dorthin ruft. Im Sommer dagegen, vom Juli bis zum September, wenn das übrige Japan in unerträglicher Treibhausschwüle daliegt, entdeckt plötzlich jeder Japaner in hoher Stellung, der es irgendwie mit seinen dienstlichen Obliegenheiten rechtfertigen kann, die Notwendigkeit, dort nach dem Rechten zu sehen. Der Sommer ist in den Mittagsstunden auch in Hokkaido immer noch heißer als der heißeste Sommertag bei uns, aber wenigstens die Nacht bringt regelmäßig Kühlung.



Kratersee mit aktivem Vulkan im Hintergrund.



Im Hafen von Hakodate.

Der Erforschung des Landes sind recht enge Grenzen gesteckt durch Urwald, in dem zwar nicht Riesenbäume und Schlinggewächse vorkommen, aber die kleine Eiche, die ihn in der Hauptsache bildet, mit ihrem dichten Unterholz außerordentlich den Zugang erschwert. Außer schmalen Waldpfaden zwischen den spärlichen Ansiedlungen bieten die Fluß- und Bachbette, die im Sommer nur wenig Wasser führen, die einzigen Passagen, an denen entlang oder vielmehr in denen man mühsam dahinwatet. Bei solchen Wanderungen eröffnet sich einem am ersten die eigenartige Schönheit des Landes: hochgelegene Kraterseen mit kristallklarem Wasser, umstanden von rauchenden Vulkanen, aus denen zuweilen ein dumpfes Grollen dringt, Hunderte von Wasserfällen, in denen das Wasser aus den Seen ins Meer stürzt.

Wenn man schon als Fremder in Hokkaido nie das Gefühl hat, in Japan zu sein, so empfindet dies der Japaner noch viel stärker. Obwohl das Land schon seit dem 16. Jahrhundert von dem Hauptland verwaltet wird, ist es für den Japaner immer eine Art Kolonie geblieben. Außer der Verschiedenheit des Klimas trägt zu diesem Gefühl wohl noch der Umstand bei, daß es ursprünglich von einer fremden Rasse bewohnt war, den Ainus, einem merkwürdigen Stamm, über dessen Herkunft und Verwandtschaft mit anderen Rassen wenig Klarheit besteht. Es ist ein Volk bärtiger Urmenschen von weniger ausgeprägt mongolischem Typus als der Japaner. Ursprünglich bevölkerten sie nicht nur Hokkaido, sondern auch den Nordteil der Hauptinsel Hondo, auf der Tokio liegt; heute sind sie ein schnell aussterbendes Volk, das auf nur 15000 Köpfe geschätzt wird und wohl noch in diesem Jahrhundert vollkommen erlöschen wird. Sie wohnen in Strohhütten, entfernt von den japanischen Ansiedlungen, und fristen ihr Dasein von Fischfang und Jagd, die sie mit primitiven Mitteln betreiben.

Die japanische Regierung hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, das Vorurteil der Japaner gegen Hokkaido zu überwinden, aber immer vergebens. Dabei bietet das Land an sich reiche Entwicklungsmöglichkeiten. Von jeher ist es ein gutes Fischereigebiet gewesen. Weiter ist es hervorragend zur Forstwirtschaft geeignet. Was aus dem landwirtschaftlichen Anbau herauszuholen ist, haben französische Trappistenklöster gezeigt, die einige Mustergüter angelegt haben. Die größte Bedeutung Hokkaidos liegt jedoch in seinen Kohlenschätzen. Japan ist ein kohlenarmes Land, das bei der jetzigen Produktion nach der Berechnung der Geologen seine Vorräte schon in etwa 80 Jahren erschöpft haben wird. Über den Kohlenreichtum Hokkaidos kann man aber heute noch keine sicheren Berechnungen anstellen, da die Unzugänglichkeit eine regelrechte Erforschung des Landes ausschließt. Doch läßt sich jetzt schon mit Bestimmtheit sagen, daß es mehr enthält als die übrigen Teile des Reiches zusammen.

Alle diese Gründe sind so zwingend, daß sie sich auf die Dauer als stärker erweisen müssen als die tiefe Abneigung des Japaners, in diesem unwirtlichen Lande zu leben.

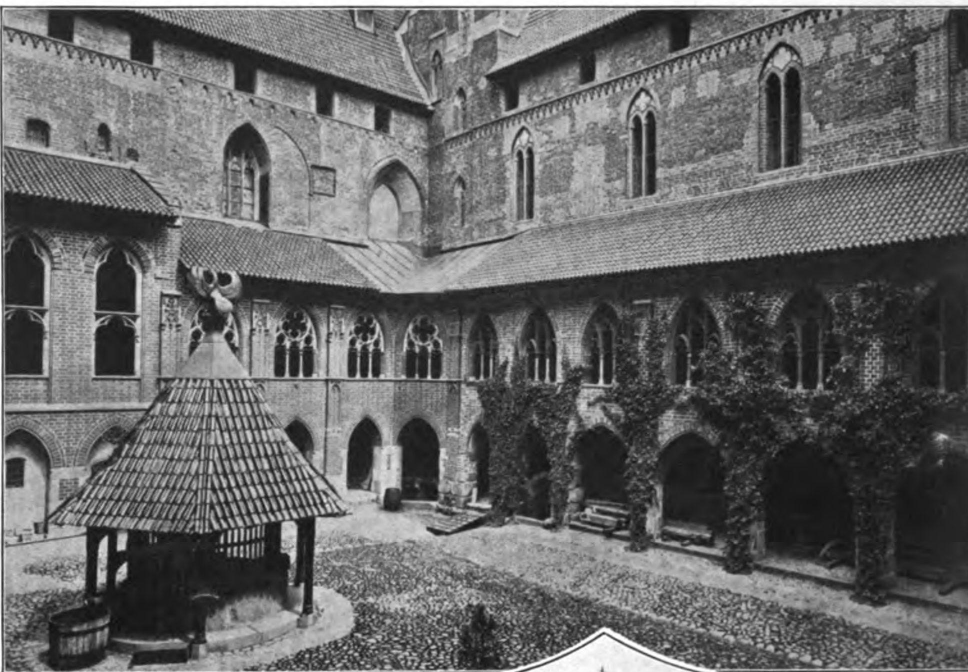
ZUR VULKANKATASTROPHE AUF DER INSEL HOKKAIDO (JAPAN) AM 25. MAI

Marienburgs 650-Jahr-Feier der Stadt-Gründung durch den Deutschen Ritterorden



Blick auf die Marienburg vom Westen aus.





Links: Das Marientor in Marienburg. (Phot. Presse-Archiv, Berlin.)

Mitte rechts: Im Kreuzhof der Marienburg. (Phot. Neue Photographische Gesellschaft, Berlin.)



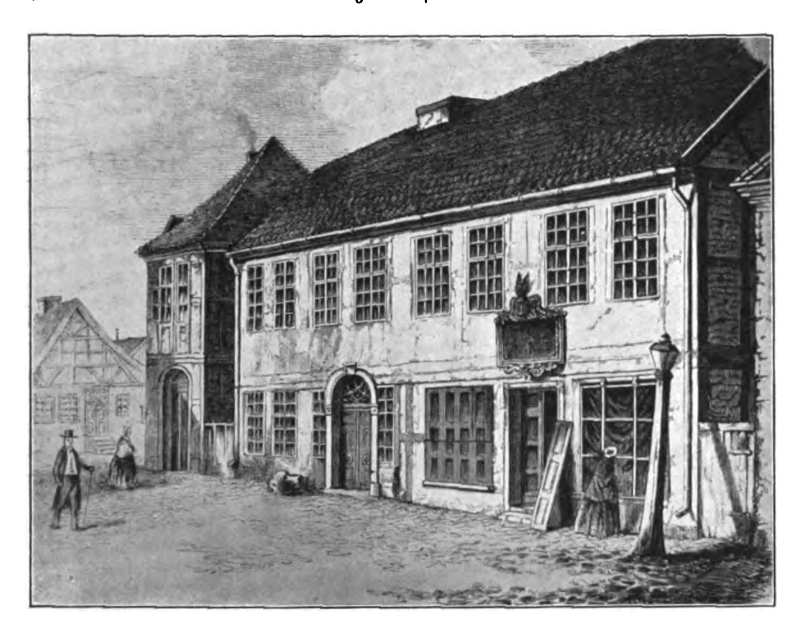
Die Konventsherrenstube im Hochschloß der Marienburg. (Phot. Neue Photographische Gesellschaft, Berlin.)



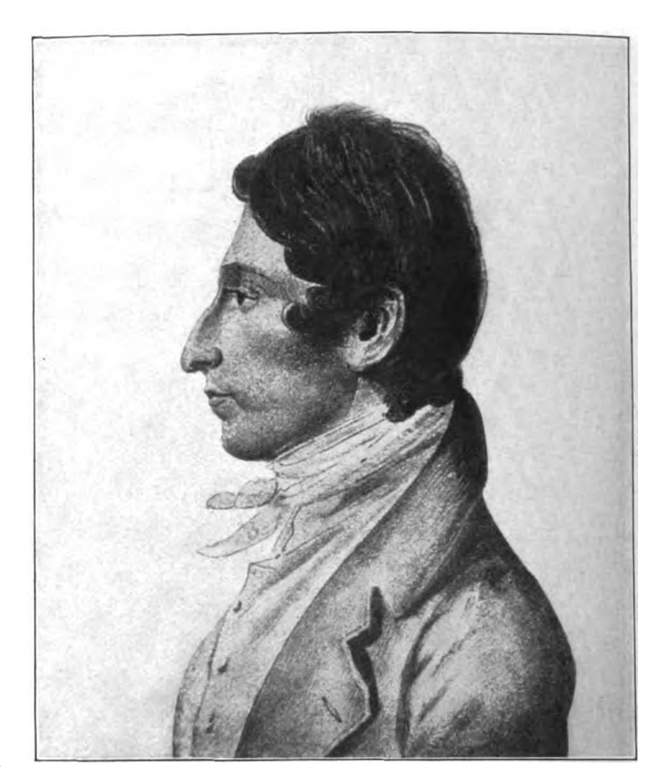
Das Alte Rathaus in Marienburg, das älteste Rathaus östlich der Weichsel.

CARL MARIA VON WEBER

(Gedenkbilder zu seinem 100. Todestag am 5. Juni.)



Carl Maria v. Webers Geburtshaus zu Eutin.



Carl Maria v. Weber im Alter von 34 Jahren. Nach einer Zeichnung von Christian Hornemann

Wer es versteht, die in seinem Bilde mitschwingenden Töne herauszuhören, dem werden auch unsere hier wiedergegebenen Abbildungen aus dem Leben und Schaffen Carl Maria v. Webers, dessen 100. Todestag am 5. Juni von der musikalischen Welt begangen wird, einen klaren Überblick über diesen hervorragenden Tondichter gewähren. — Leises Weinen erklang am 18. Dezember 1786 in dem kleinen Häuschen Eutins, in welchem soeben Franz Anton v. Weber, der bereits die Fünfzig überschritten hatte, und seiner achtzehnjährigen Gemahlin Genofeva v. Brenner das Knäblein geboren worden war, dessen Tönen einst eine Welt voller Entzücken lauschen sollte. Zum „Schmerzensreich" hatte auch diese Genoveva ihren Sohn geschaffen, denn sie hinterließ ihm als Erbteil die Hinfälligkeit ihres Leibes. Doch auch das, was an Poesie und Romantik in ihr war, gab sie dem Kinde auf dessen kurzen, ruhmvollen Lebensweg mit.

Vierunddreißig Jahre liegen zwischen dem Bilde des Geburtshauses Carl Maria v. Webers und dem Porträt des Meisters. Und doch stehen die beiden in engstem Zusammenhang; denn auf der Reise nach Kopenhagen, wo der dänische Maler Hornemann dieses vorzügliche Porträt zeichnete, erblickte Weber zum ersten und letzten Male Eutin und sein Geburtshaus wieder. So also sah der inzwischen zur Berühmtheit gelangte Dresdner Hofkapellmeister aus. Der leidende Zug fehlt ihm nicht, aber Geist und Energie strahlt es leuchtend wider, die ihn die Anstrengungen der „Reise- und Joch-Jahre" überwinden und Werke wie die „Leyer- und Schwert"-Lieder, die Jubel-Ouvertüre, die Aufforderung zum Tanz und die Klaviersonaten schaffen ließen. Und schon war auch das Werk im Werden, dessen beispielloser Erfolg den Namen des schlichten Deutschen dem Erdball kündete.

Der „Freischütz" ging 1821 von Berlin aus in alle europäischen Länder und über das Weltmeer. Der Geist der Wahrheit, der Einfachheit und der Tiefe — der deutsche Geist — ward durch ihn den Völkern mitgeteilt und wird es noch heute!

In welche Erinnerungen darf sich der Kenner beim Anblick des „Freischütz"-Titelblattes verlieren! Sein erster Gedanke gilt den vielen Nachdrucken des Werkes, über deren einen der gespensterkundige Jurist E. Th. A. Hoffmann seine Gutachten abgeben mußte. Es betraf den unberechtigten Wiener Druck; sein Verdammungsurteil wäre angesichts des vorliegenden Mainzer noch schärfer ausgefallen. Seine scharfe Feder hätte diese urgemütlichen Gestalten des teuflischen Caspar und Samiel in der förmlich elyseischen Landschaft der Wolfsschlucht bis zum Weißbluten zerstochen. Das sind Bilder, wie sie der französischen Auffassung des Werkes entsprachen.

Notenschrift Carl Maria v. Webers.



Das Weberhaus in Hosterwitz bei Dresden, die Sommerwohnung des Komponisten während seines Aufenthalts in der sächsischen Residenz. In diesem Haus komponierte C. M. v. Weber neben anderen Werken den „Freischütz".

Das „Euryanthe"-Szenenbild stellt — so paradox das auch zunächst klingen mag — symbolisch Webers Ewigkeit-Bedeutung für das Worttondrama dar. Ahnungsvoll hat einer der ersten, die Wagners Genius erkannten, Johann Peter Lyser, Dichter, Maler und Musiker in einer Person, „der taube Maler" aus Heines „Florentinischen Nächten", die Szene der „Euryanthe" verewigt, die am vernehmlichsten vom „Kunstwerk der Zukunft" erzählt. Daß Wagners Jünglingsschwärmerei, die größte dramatische Sängerin ihrer Zeit, die Schröder-Devrient, gleichsam als Muse dieser Zukunftsmusik prophetisch auf dem Bilde erscheint, ist nur ein merkwürdiges Spiel des Zufalls. Wer aber nach der Betrachtung der Darstellung sich ans Klavier setzt und die ergreifenden Worte Adolars:

„Dich töten war der Ehre streng Gebot,
Du aber wolltest gehn für mich in Tod,
So darf ich nicht dein Richter sein;
Im Schutz des Höchsten bleibe hier allein!"

singt, der wird bereits den „Lohengrin" und „Tristan" aufs deutlichste aus ihnen vernehmen. Nicht der „Oberon", den der langsam Hinsterbende als wehmütigen, melodischen Abschiedsgruß den Erdenlüften anvertraute — die „Euryanthe" ist das künstlerische Testament des unsterblichen, geliebten Meisters.

Dr. Leopold Hirschberg.

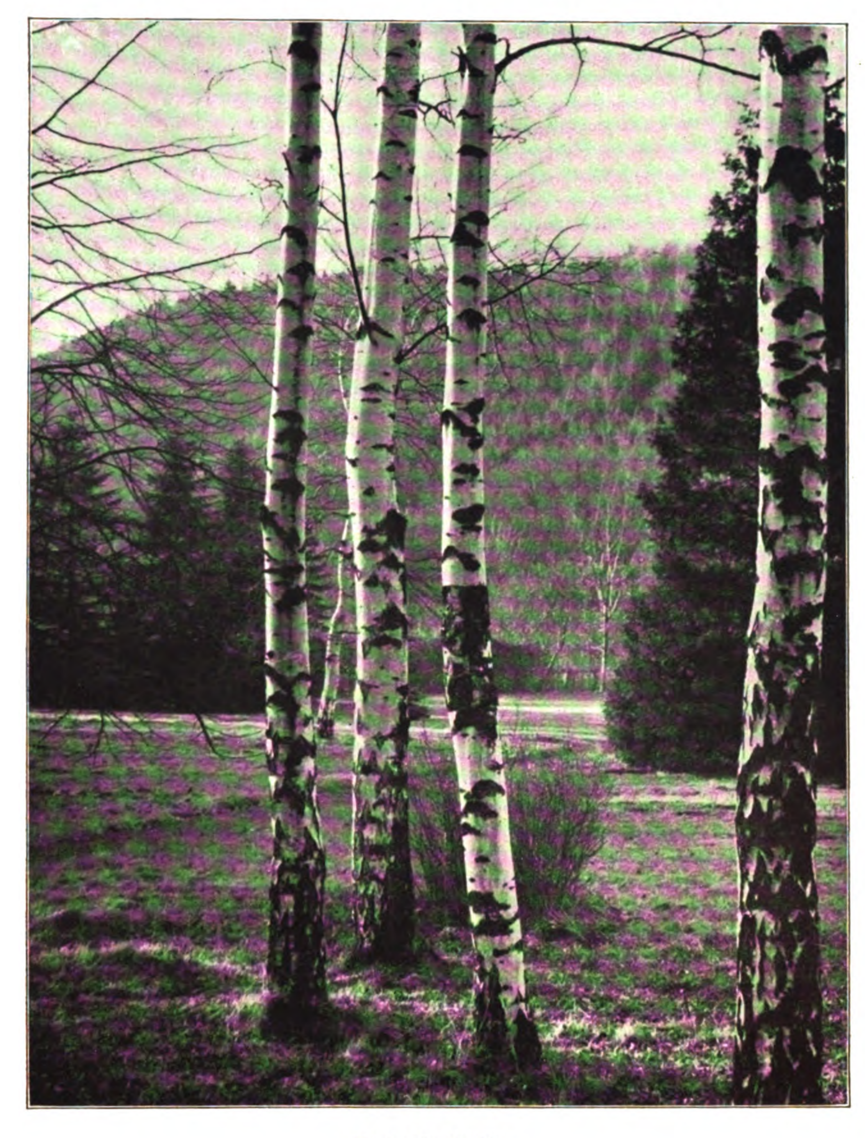
Die Abbildungen mit Ausnahme des „Weberhauses" sind Wiedergaben nach Aufnahmen von A. Matzdorff.



Titelblatt zur Oper „Der Freischütz".



Szenenbild aus „Euryanthe" mit Wilhelmine Schröder-Devrient. Zeichnung von Johann Peter Lyser.



Birken im Frühling.

Am Berghang.

Waldesfrieden.

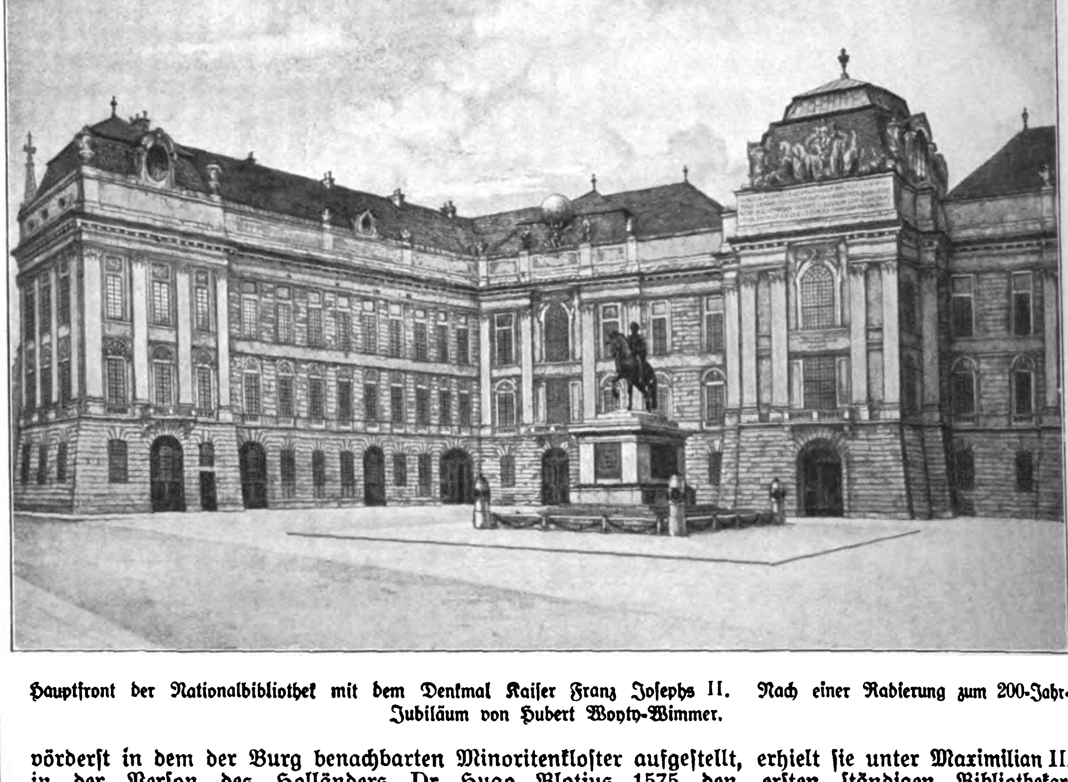
PHOTOGRAPHISCHE STUDIEN AUS DEM HARZ VON DR. ADALBERT DEFNER

Die 200-Jahr-Feier der Wiener Nationalbibliothek

Von Dr. Hans Ankwicz v. Kleehoven, Wien

Fischer von Erlachs monumentaler Bau der ehemaligen Wiener Hof- und jetzigen Nationalbibliothek, der, in zwei Stockwerken aufsteigend, in dem von einer Kuppel überhöhten, über 77 m langen Prunksaal eine der großartigsten Raumschöpfungen des Barocks umschließt, ward 1726 vollendet. Zur Erinnerung an dieses bedeutungsvolle Ereignis vor 200 Jahren fand am 26. Mai in Gegenwart des Bundespräsidenten in der Nationalbibliothek eine eindrucksvolle Feier statt.

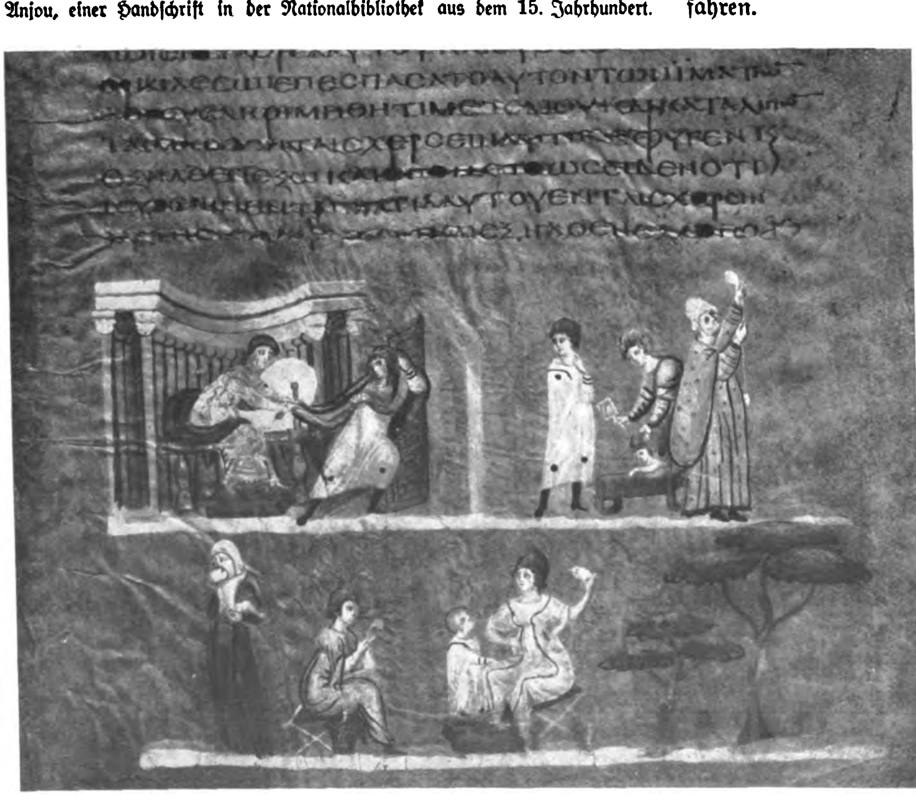
Als Kaiser Karl VI. am 4. März 1722 den Auftrag erteilte, an Stelle der neben der Wiener Hofburg befindlichen Reitschule ein eigenes Bibliotheksgebäude zu errichten, und den greisen Johann Bernhard Fischer von Erlach mit der Durchführung dieser Aufgabe betraute, konnte die seit 1623 nicht eben günstig in acht Räumen der Burg untergebrachte Kaiserliche Bibliothek bereits auf eine fast 200jährige Vergangenheit zurückblicken. Schon Friedrich III. und Maximilian I. hatten in den Burgen zu Wiener-Neustadt, Graz und Innsbruck einen nicht unbeträchtlichen Bücherschatz angesammelt, aber erst Ferdinand I. legte durch teilweise Vereinigung dieser Bestände in Wien den Grund zur nachmaligen Hofbibliothek. Zuvörderst in dem der Burg benachbarten Minoritenkloster aufgestellt, erhielt sie unter Maximilian II. in der Person des Holländers Dr. Hugo Blotius 1575 den ersten ständigen Bibliothekar, der sich durch Ordnung und Katalogisierung der Bücher und Handschriften sowie durch zielbewußte Ergänzung des Vorhandenen — unter ihm kamen die umfangreichen Bibliotheken des Johannes Sambucus und des Augerius Ghislainius Busbeck in die Hofbibliothek — namhafte Verdienste erwarb. Im 17. Jahrhundert wuchs die Bibliothek durch die Übernahme weiterer großer Privatbibliotheken, wie z. B. der Tengnagelschen und Fuggerschen, rasch an und hatte, als Peter Lambeck 1663 zu ihrer Leitung berufen wurde, bereits die stattliche Zahl von 80000 Bänden erreicht. Unter diesem überaus rührigen Bibliothekar Leopolds I. erlebte die Palatina, die damals auch um einen großen Teil der Ambraser Büchersammlung bereichert wurde, ihre zweite Blüteperiode und konnte sich nunmehr den übrigen Weltbibliotheken ebenbürtig an die Seite stellen. Einem der Nachfolger Lambecks, dem fleißigen Gentilotti (1707—1723), gelang die Erstehung der wertvollen Hohendorff-Bibliothek; in seine Präfektur fällt auch der Beginn des Bibliothekbaues, der nach dem 1723 erfolgten Tode des alten Fischer von Erlach drei Jahre später von seinem Sohne Joseph Emanuel vollendet wurde. Die Übertragung der Bücher in das neue Heim fand in den Jahren 1727/28 statt. Aus den sich jetzt häufenden wichtigen Erwerbungen der folgenden Jahrzehnte sei hier nur der 1737 perfekt gewordene Ankauf der Bibliothek des Prinzen Eugen von Savoyen hervorgehoben, die unter vielen anderen Seltenheiten die berühmte „Tabula Peutingeriana" barg und mit ihrer umfangreichen Kupferstichsammlung den Grundstock zum späteren Kupferstichkabinett der Hofbibliothek lieferte. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts brachte die Angliederung der alten Universitäts- und Stadtbibliothek, sodann die Aufhebung des Jesuitenordens und zahlreicher Klosterbibliotheken einen sehr bedeutenden Bücherzuwachs. Im 19. und 20. Jahrhundert kam die bisher durch einzelne bücherfreundliche Monarchen geförderte lebhafte Sammeltätigkeit der Hofbibliothek allmählich zum Stillstand. Hauptaufgabe des Instituts wurde nunmehr die wissenschaftliche Erschließung und Zugänglichmachung der aufgespeicherten Schätze. Namentlich dem Ausbau der einzelnen Spezialsammlungen wurde besondere Aufmerksamkeit geschenkt, denn längst ist die Wiener Nationalbibliothek keine bloße Bücherei im üblichen Sinne, sondern ein Sammlungskomplex von teilweise geradezu musealem Charakter. Die Anstalt hat unter ihrem gegenwärtigen Generaldirektor, Universitäts-Professor Dr. Josef Bick, eine durchgreifende organisatorische Umgestaltung erfahren.



Hauptfront der Nationalbibliothek mit dem Denkmal Kaiser Franz Josephs II. Nach einer Radierung zum 200-Jahr-Jubiläum von Hubert Woyty-Wimmer.



Blatt aus dem „Livre du cœur d'amours épris" des Herzogs René von Anjou, einer Handschrift in der Nationalbibliothek aus dem 15. Jahrhundert.



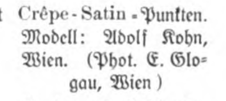
Joseph und Potiphars Weib. Aus der „Wiener Genesis" (5. Jahrhundert n. Chr.).



Der Prunksaal der Nationalbibliothek.

Am Morgen




Gusti Pichler, die Primaballerina der Wiener Staatsoper, in erdbeerfarbenem Morgenkleid mit Crêpe-Satin-Punkten. Modell: Adolf Kohn, Wien. (Phot. E. Glogau, Wien)



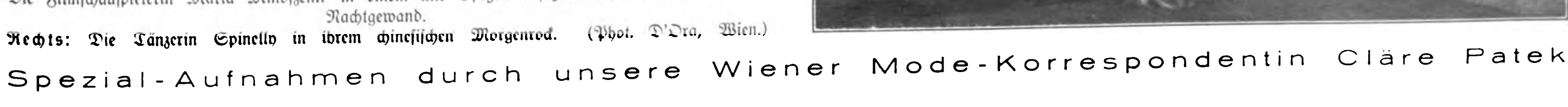
Rechts: Gelb-blau karierter Seidenpyjama für kühle Tage mit Hermelinbesatz und Rockfütterung. Modell: Penizek & Rainer, Wien. (Phot. E. Glogau, Wien.)





Die Filmschauspielerin Maria Mindszenti in einem mit Spitzen besetzten rosa Crêpe-de-Chine-Nachtgewand.

Rechts: Die Tänzerin Spinelly in ihrem chinesischen Morgenrock. (Phot. D'Ora, Wien.)


Spezial-Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Cläre Patek

DAS VERSTIMMTE GLOCKENGELÄUT

NOVELLE VON JOSEF STOLLREITER

In Palterasaltona gingen eines Tages die Nerven um. Sprangen. Kribbelten. Es lag etwas in der Luft, das die Nasenflügel zucken machte und auf den Lippen bitter schmeckte. Irgendein Mißklang hing über den Menschen. War vielleicht schon wieder verhallt — aber die tiefseidene Bläue des Himmels hatte noch einen Abglanz davon, der wie rostig, wie fiebrig ansprang.

Denen, die sonst so brennend gern, so unbekümmert und unbewußt in den blauen Morgen hineinsangen, wollte der Ton nicht gelingen. Dem Schmied ging der heldische Hammerschlag, an dem sich die Schönen des Städtchens, im Vorbeigehen einen heißen Blick hineinwerfend, so bis in die innersten Nerven berauschten, nicht von den braunen Sehnen. Der Tischler brachte den Hobel nicht scharf, und die sonst so stolzen, ellenlangen Späne sahen aus wie geschroppte Fischschuppen. Keine rhythmische Melodie entstieg heute dem rastlosen Hämmern des fackeläugigen Klempners, und die Schusterahle stach trocken und ledern. Der Dachdecker hockte auf der untersten Sprosse seiner Himmelsleiter und war so voll Erdenschwere wie ein Student in den frühen Morgenstunden.

Dem musikbeflissenen Fräulein Teresina Lucano, das jede Spinne, die sich in seinem Umkreise fand, mit physischem Unbehagen, mit kaltem Rieseln über den schlohweißen Rücken empfand, war zumute, als wäre plötzlich die ganze Welt voll ekelhaften Spinnenvolks. Ihre Schultern sanken vor innerem Erschaudern und rieselndem Entsetzen gar nicht mehr herab.

In der Kirche wollten den Frommen und Gottesfürchtigen keine rechten Gebete über die Lippen, und die Herzwurzeln der Verliebten strömten heute keine Flammen, keine lodernden Feuer in die scharlachen durchfluteten Adern und in die würzigen, verlangenden Nerven. Der Zapfhahn in der Schankwirtschaft des Paolo Fogazarro krähte heiser und gab dem roten Bacchussaft immer einen unwilligen Gluckser mit bei.

Donner und Doria! War denn Palterasaltona vom Fieber gepackt oder durch ein Erdbeben in den Mond gerutscht!

Und dann noch das Allerunglaublichste — nicht einmal dem Apotheker Salta mundete der gewürzte Schnupftabak in der Hakennase!

Der Präfekt, der eben elegant und unnachahmlich durch die Trümmer eines Triumphbogens aus lang verschollenen Zeiten kutschieren wollte, schmiß an einer geborstenen, gestürzten Säule um und saß, statt in den weichen Polstern, auf dem uralt-holperigen Palterasaltoneser Edelpflaster. Stazza, der Kutscher, der den Hinterbock in hochwichtiger Gelassenheit und Grazie zierte, schmunzelte ein wenig in seinen pflichtgemäßen Schreck hinein und klaubte gemütlich zusammen: die Deichsel, das Gepäck, die hochnotpeinlichen, königlich italienischen Akten, die hintenausdonnernden Gäule, die enttanzte Amtsbrille und schließlich und zuletzt den Präfekten dazu.

Der Unglücksfall hetzte ganz Palterasaltona in einem Atem hinaus auf die Straße, ließ Wasserfälle von zarten, elfenbeinausgeschlagenen Lippen sprudeln und hurtig zahnlosen Redehöhlen entschäumen. Hände wurden gerungen und Weisheiten verschleudert.

Und wie sie nun alle so standen und in eine Richtung gafften, warf sie alle urplötzlich ein dreifach abgestimmtes Klinglingling auf die Knie. Der blutjunge Kaplan von Santa Margherita zog mit den Ministranten vorüber zu einem Sterbenden. Das geschwungene Weihrauchgefäß brannte und funkelte in der grellen Sonne, und die Dreifaltigkeitsglocken zuckten unter den Bewegungen der Ministranten wie klingende Feuer. Der breite Purpursaum an den Chorröcken der Knaben strömte im Schreiten wie das in Liebe vergossene Blut Christi. Aber — und nun fand sich ganz Palterasaltona überhaupt nicht mehr auf die Beine — der Geistliche trug statt der gottrunkenen Monstranz den dreigewölbten Chorhut in den Händen vor sich her.

Die Frauen bekreuzigten sich eiligst mit jäh schlotternden Knien, die Männer erbleichten; einige lachten frech wie der Gottseibeiuns.

Tut's vielleicht auch, dachten die ganz Weisen, wenn nur der Glaube lebendig ist!

Und die anderen hatten Stoff für das große Gerede — und das ist immer Lebenselixir. Ist doch ein einigermaßen tüchtiger Klatsch imstande, manches alte Weib von den Toten zu erwecken. Und die Palterasaltoneserinnen waren darin nicht ohne bezwingenden Ruf.

Andrea Sastisi schrie seine holde Lucia rot und bebend, weil beim Verlassen des Gartens durch ihre Person das Tor knarrte, und bei Paolo Fogazarro behaupteten die Frühgäste, daß der Wein nicht munde.

Paolo Fogazarros Wein nicht munden! — Das war nicht geschehen, seit Palterasaltona stand, seit die Türme seiner Kirchen, seit der schlanke Kampanile die Namen seiner Bürger in das tiefe, unvergängliche Blau des Himmels geschrieben, seit die Blutorangen in seinen Gärten wuchsen und mit dem tiefdunklen Laub ihrer Blätter in herrlichem Farbenkontrast kokettierten. Das war nicht geschehen, seit die Frauen die bunten Kopftücher mit stolzer Grandezza trugen und die Männer den gewaltigen, waghalsigen Kalabreser!

Aber in Palterasaltona war noch mehr aus dem Gleise.

Cesare Aldobrandini und Beatrice Nervi, das berühmte Liebespaar der Stadt, die seit Jahren jeden Tag nur einmal an der Brücke Salvatino mit edel-schmerzdurchströmten Zügen aneinander vorüberschritten — wie weiland an seiner weltgeschichtlichen Beatrice der unsterbliche Florentiner — und eine Sehenswürdigkeit Palterasaltonas bildeten, die jedem Fremden mit Entzücken gewiesen wurde, konnten heute die hohe, erschütternde Grandezza des Leids nicht in sich finden und erwecken und machten beide, um nicht eine schlechte Rolle zu geben, auf halbem Wege kehrt, und die gewohnten Gaffer, die aus diesem Anblick italienische Strahlengeschichte mit tiefer Inbrunst schlürften, kamen um ihr Morgenschauspiel. Die Unsterblichkeit selbst setzte heute aus und holte Atem.

In den tiefblauen, himmelsatten Gewässern träumten die Fische und dachten nicht im entferntesten an die Freuden der Angler, und auf dem Turme von Santa Margherita stand die Uhr.

All die schöne, blaue Morgenbehaglichkeit der Palterasaltoneser Bürger verfloß mit den geheimnisvoll erregten Nerven in Unbehaglichkeit.

Das Öl sogar brannte an in den Pfannen. — — —

Als das Mittagsläuten aller Kirchen begann, standen die Palterasaltoneser starr.

Die Glocken waren verstimmt!

Daran lag alles!

Der Böse war in die abgestimmte Harmonie gefahren und hatte sie zerrissen. Er haßte ja Palterasaltona seit alters ob dieses herrlichen Geläutes, das weitberühmt war und als ein Meisterwerk süditalienischer Glockenkunst galt.

Aller Ohren hingen in dem Geläute und suchten den Mißton. Die ganze Stadt war auf den Straßen. Jeder nur Ohr und beleidigter Nerv. Hunderte wanderten von Kirche zu Kirche. Der Bischof ließ jede Glocke einzeln läuten, immer wieder und immer wieder. Der Mißton war nicht zu fassen.

Man läutete die Glocken der einzelnen Kirchen zusammen. Der Mißton war nicht abzustellen.

Die Nacht brach herein, ehe man auch nur einen Bruchteil der hundert Glocken der Stadt in allen Schwingungen fassen und untersuchen konnte.

Palterasaltona war grenzenlos, ungeheuer fieberhaft erregt. Man verbrachte die Nacht auf den Straßen und Plätzen, horchte in jeden Stundenschlag hinein, ward ein empfindsamstes Instrument, auf dem die Glockenhämmer der ganzen Stadt unausgesetzt spielten und sprangen.

Ein einziges Brausen und Tosen, Schallen und Hallen hüllte nun Palterasaltona ein, seine Mauern tönten und schwangen. Der Boden, in den es die Wurzeln seiner Häuser inbrünstig gesenkt, bebte in Untiefen hinunter, und in allen Bäumen, allen Sträuchern, allen Blättern und Halmen flutete Glockenhall. Die Menschen selbst wurden ein einziges tönendes Brausen und über all dem Glockenläuten selbst Glocken. Das Blut schwoll zum Glockenhammer, der unausgesetzt wider das Gefäß der umschließenden Konturen rauschte und eisenstark hämmerte.

Bald loderten hurtig zusammengetragene Holzstöße Feuerfanale in den Himmel, um den Bösen zu sehen, abzuschrecken, wenn er in der einsamen Nacht kommt und die Glocken anhaucht, daß sie die goldenen Harmonien vergessen und Mißklänge ausschütten. Weihrauch und Myrrhen wurden in die Flammen gestreut, daß sie dufteten wie Bräute in Hochzeitsnächten, und Öl über die glimmende Asche gegossen, weil das der Böse nicht riechen kann, denn dem Öl ward die Macht gegeben, Wogen zu glätten und Wunden zu heilen.

Alle Häuser schmückten sich mit Fackelgeschmeide, als wäre irgendeine grandiose Feier aus Urzeiten wieder wach geworden.

Aus der Ferne sah Palterasaltona aus wie ein roter See von Flammen und Fackelschwingen, von Glockenhall feierlich und weit überbraust, von phantastischen Rauchgespenstern umschwirrt.

Der Himmel spannte sich grenzenlos, gleich einem Schild aus geschliffenem Smaragd, von Myriaden Goldfaltern übersät.

Die Vögel in ihren Verstecken konnten nicht schlummern und flatterten, sangen zuweilen verlorene Laute und schauten wie verzaubert in das große Brausen und Brennen.

Und die Glocken hallten noch immer.



WEISSE STIEFMÜTTERCHEN

NACH EINEM AQUARELL VON KURT GEIPEL

Endlich schmückte sich auch der östliche Horizont mit blasser Glut, und Eos reichte den Palterasaltonesern die köstlichen Rosenfinger zu inbrünstigem Kusse. Die Wasser erröteten tief und verschämt, in alles Lebendige und Reglose strahlte die große, unsterbliche Inbrunst der Erde zur Sonne, und das ganze herrliche Sonnenland Italien lohte und funkelte in den erwachenden Äther empor.

Eine kurze Spanne Zeit blieb in Palterasaltona alles still. Die hundert Glocken holten Atem zum großen Morgenläuten, das allen zeigen sollte, ob der gräuliche Mißton noch immer schreie, oder ob er vor Weihrauch und Myrrhen und dem unerbittlichen Suchen und Forschen der gesamten Einwohner der Stadt entwichen.

Ganz Palterasaltona hielt den Atem an.

Jetzt schlugen die Uhren weitausholend und langgezogen, in der Unendlichkeit jubelten schon die Lerchen — und dann setzten die hundert Glocken mit einem Male ein.

Aller Herzen standen still und horchten.

Der Mißklang schrie noch immer!

Der Böse krähte und kreischte in ihm nach Höllenherzenslust.

Arme flogen entsetzt zum Himmel empor, Grauen malte sich in allen Augen, sträubte sich aus allen Haaren, machte alle sonst so leuchtenden Glatzen blind.

Die Nerven tosten.

Ganz Palterasaltona stürmte wider den Mißton, alle Arbeit ruhte, alle Kochtöpfe feierten. Palterasaltona blieb Ohr.

Die Plätze vor den Kirchen schäumten über von Menschen, die nichts mehr waren als lebendiges Emporrecken zu den hohen Glockentürmen, Augen, die sich um schwarze Glockenleiber krampfhaft ballten, wie Trauben, die vor Reife zu zerspringen drohen und im eigenen Feuer ersticken wollen.

Hämmer gegen die Glocken! Tausend Ohren, gierig gekrallt in den losgerüttelten Hall! Fieberflammen in allen Gesichtern, alle Gestalten Stoß nach oben, Strudel, bereit, Töne und Töne einzuschlucken, in Brunnentiefen zu krallen, im Hochofen der inneren Fieberempörung zu sattem, weichem, vollströmendem Wohllaut umzuschmelzen. Haufen von innerer Glut Gepackter pfeilten die Turmtreppen empor wie Gießbäche.

Der Dämon Mißklang kicherte verborgen und war nirgends zu fassen.

Die Messen wurden in leeren Kirchen gelesen, das Volk hing gleich Riesentraubenbüscheln um die Glocken. Der Mißklang war Gott geworden, der Böse Götze. Das Vieh blökte vor Hunger in den Ställen — Palterasaltona suchte den Mißklang. Kranke lagen hilflos, vergessen in den Betten, den Hospitalsälen — Palterasaltona suchte den Mißklang.

Und immer das Wimmern, Brausen, Klagen und Donnerläuten der Glocken, in das alle Nerven erregt hineinzuckten!

Diebe schlichen durch die Häuser — Palterasaltona hielt sie nicht — es suchte den Mißklang. Schwerkranke starben ohne Arzt und Priester — Palterasaltona krallte nach dem fürchterlichen Mißklang.

Glockengeläut und Glockenwüten überfluteten, begruben alles in ihrem wilden Tosen. Jeder Blutstropfen in der Stadt kochte, ward nur noch Ohr.

Das Mittagsläuten, das groß und feierlich anhub, durchwieherte abermals der grauenhafte, zermalmende Mißklang. Das Volk schäumte über. Die Erregung schwoll zum gepeitschten Ozean. Jede Stunde ward wilder, gehetzter. Da und dort reckte Raserei den mit heißen, seildicken Wutadern gepanzerten, umstarrten Hals.

Gegen Abend kochten kinderbelagerte Weiber hastig gleich mitten auf der Straße karge, schnelle Suppen, um immer dabei zu sein, um keinen Laut, keinen Hall, kein Wimmern zu versäumen. Die Männer rührten nichts an. Glockenerz strotzte in ihren Adern. Sie verschlangen die eigene Hast mit stockenden Atemzügen und rennenden, gepeitschten Nerven.

Die hundert Glocken selbst blieben rein und tönend, jede einzelne und einzige — aber wenn sie zusammenläuteten, alle in einem gewaltigen Rhythmus, falterte der Mißton auf.

Mit dem Abendläuten stieß der Dämon „Raserei" mitten unter die Menge vor.

Wieder loderten die Scheiterhaufen, weihrauchumwirbelt, gluteten und flackerten die Fackeln, jauchzten die Pechpfannen in den tiefblauen, seidigen Himmel, toste, brodelte die ganze Stadt in den Straßen und auf den Plätzen. Hoch auf den Türmen, an den Glocken hingen dunkle Gestalten mit verzerrten Gesichtern und Brandfackelaugen und hämmerten auf die Glocken ein, schwangen die Klöppel, blutig und schauerlich von der roten Glut erleuchtet und umzuckt.

Plötzlich brannte ein Haus. Lichterloh. Wie Feuertürme stiegen die Flammen gen Himmel, wirbelten um sich selbst wie eine Riesenschraube, die sich schauerlich und unaufhaltsam in den Äther schraubt, wie eine gigantische Glutlanze, die der furchtbare Gott der Hölle wider die ehernen Tore des Lichtes stößt.

Die um die Glocken geballten Menschentrauben kümmerten sich nicht um das rote Feuer. Sie brannten fürchterlicher, besinnungslos nach dem Mißton, der die berühmten, herrlichen Palterasaltoneser Glocken verschrie.

Feuergigant um Feuergigant sprang aus dem Boden und schwang die Turmlanzen aus brennenden Häusern — die Palterasaltoneser hämmerten fanatisch an ihre Glocken. Die Stadt mochte ruhig brennen und brennen.

Palterasaltona war wahnsinnig geworden!

Und in diesen Wahnsinn hinein johlten die Feuertürme, tanzten einen schauerlichen Riesenreigen über den Straßen und Plätzen und warfen sprühende Funkenkaskaden über die ganze Stadt. Es war, als seien Myriaden Sterne ausgegossen über den ganzen Landstrich um Palterasaltona.

Jetzt kam es die Landstraße einher, brausend, auf fackeläugigen Wagen, in rasendem Tempo, wie aus der Hölle losgelassen.

Die Feuerwehr aus dem benachbarten Arnasi.

Die Palterasaltoneser stutzten. Wer hatte die Arnasaner gerufen? Was wollten sie auf feuerumflatterten Wagen?

Man empfing sie mit Hohn und schrie ihnen wahnwitzig entgegen: „Palterasaltona brennt den Palterasaltonesern!"

Die wackere Feuerwehr von Arnasi ließ sich darum nicht abhalten von ihrer hohen Christenpflicht, den Unglücklichen selbst wider ihren Willen zu helfen und beizuspringen, und drängte ungestüm in die Stadt.

Da übersprang die Raserei der Palterasaltoneser sich selbst. Dolche blitzten in der Feuerluft und fuhren in arnasanische Rippen. Der Böse ließ alle Zügel schießen. Die Weiber flohen in die Kirchen, die Männer schritten zum Mord, denn der Böse hatte Arnasi wider Palterasaltona gehetzt und wollte jetzt Frohlocken schlürfen.

Die Arnasaner Wagen rasten um Hilfe zurück. Der Kampf ward ohne Besinnen aufgenommen und gebilligt. Die Feuerlöscher brannten jetzt selbst lichterloh, die Bestie im Menschen tobte.

Die Palterasaltoneser rückten den kommenden Gegnern, nachdem sie den größten Teil der vermeintlichen Feinde erschlagen, zu Haufen geballt, entgegen.

Die Glockenfanatiker stürzten von den Türmen herab, umklirrten sich mit Waffen und stießen zu dem großen Haufen. Die Türme standen nun leer — das Feuer riß die Herrschaft an sich und besetzte unbeeinträchtigt ganz Palterasaltona, bald jauchzte ganz Palterasaltona in einem einzigen Flammenmeer zu den Sternen empor.

Die Weiber und Kinder waren längst in die Weinberge oder auf die Felder entflohen. Die halbwüchsigen Knaben standen schon an der Seite ihrer Väter im Kampfgetümmel für Palterasaltona, das inzwischen ruhig in Feuer sich verjauchzte. Mit grausigem Höllenheulen umwirbelten die Flammenriesen die Kirchen, schossen an den Türmen empor, daß das rotglühende Erz der finsteren Glocken strömend wurde und in zischenden Feuergießbächen in den Gluten- und Flammenozean niederrauschte und welterschütternd tönte und grollte.

Ganz Arnasi geriet in Wut. Alle streitbaren Männer sprangen auf die Wagen und rasten gen Palterasaltona.

Halbwegs zwischen beiden Orten wütete die Schlacht, der das brennende Palterasaltona als schauerliche Riesenfackel leuchtete und die mordgierigen Augen der Streiter mit roten Blitzen bewaffnete und schwängerte.

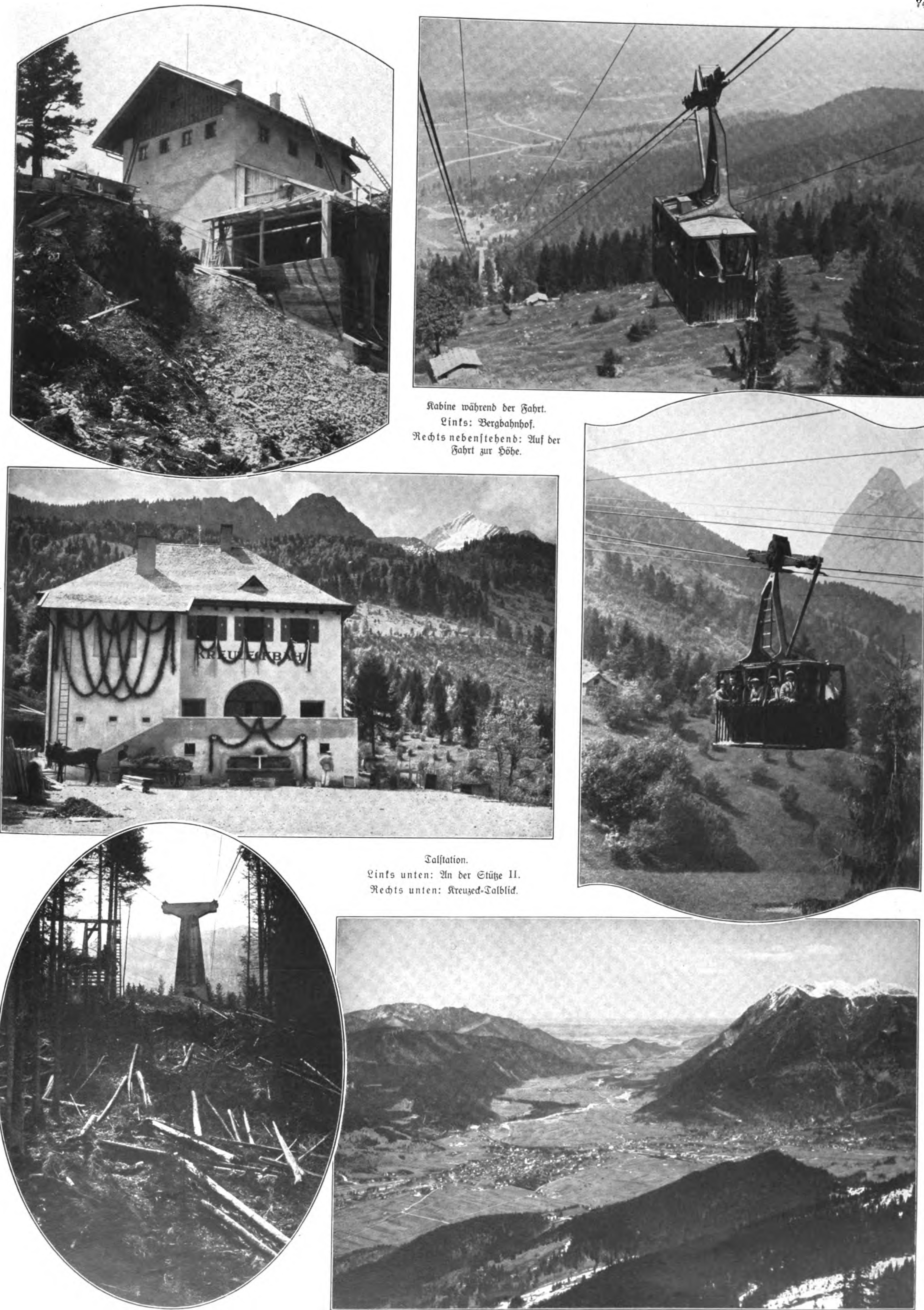
Das fließende Blut wusch alle Hemmungen hinweg.

Als aus der nahen Garnisonstadt Militär eintraf — Bersaglieri mit wehenden weißen Helmbüschen — und die wilden, besessenen Kämpfer trennte, schaute der blasse Morgen entsetzt auf Palterasaltona, das loderte, als hätte die Hölle einen Krater in die Erdrinde gestoßen und schleuderte nun alle Flammen der Jahrmillionen in einem einzigen furchtbaren Brausen, Krachen und Heulen gen Himmel empor.

Palterasaltona ward ein lohender, uneindämmbarer Feuerozean, von Stürzen und Niederdonnern durchrollt und durchgellt — und der Mißklang war endlich aufgelöst, mit den Glocken zerschmolzen und dahin.

In allen Tiefen schaudernd, zogen die Soldaten einen Kordon um die ausgebrannte Stadt — und die überlebenden Palterasaltoneser bauten, den Arnasanern zum Trotze, in Gedanken schon wieder auf.

Ewiger Haß schoß zwischen beiden Städten verheißend und furchtbar ins Kraut.



Kabine während der Fahrt.
Links: Bergbahnhof.
Rechts nebenstehend: Auf der Fahrt zur Höhe.

Talstation.
Links unten: An der Stütze II.
Rechts unten: Kreuzeck-Talblick.

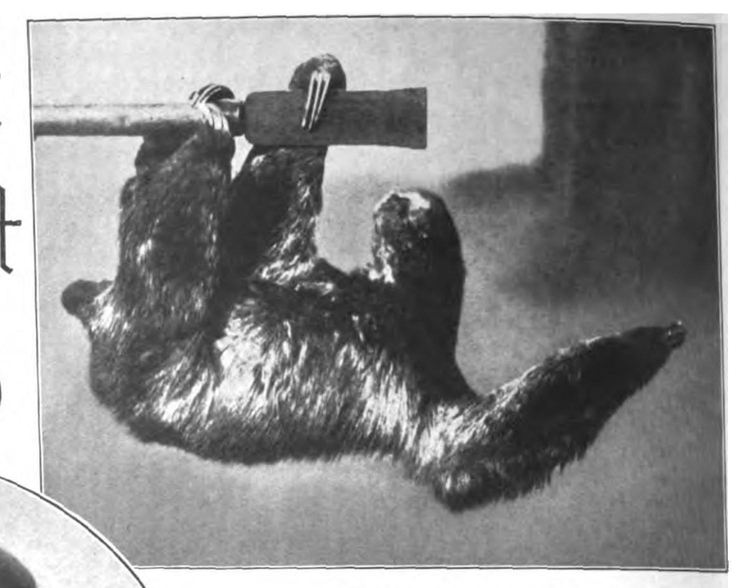
ZUR ERÖFFNUNG DER SEIL-SCHWEBEBAHN AUF DAS KREUZECK (1652 m) BEI GARMISCH-PARTENKIRCHEN AM 28. MAI

Da das Kreuzeck den Ausgangspunkt für die Besteigung der Alpspitze und des Hochblassen im Wettersteingebirge bildet, werden viele Alpentouristen die Eröffnung dieser Bahn sehr begrüßen. Sie wurde von der Firma Bleichert & Co. in Leipzig nach dem System Bleichert-Zuegg ausgeführt. Der Antrieb erfolgt von der Bergstation aus. (Phot. B. Johannes, Garmisch-Partenkirchen.)



Großer Ameisenbär aus Südamerika.

Schönheit oder Hässlichkeit im Tierreich



Dreizehiges Faultier aus Südamerika.

Der Mensch glaubt durch seinen anmaßenden egozentrischen Standpunkt das Anrecht zu haben, Urteile über Schönheit und Häßlichkeit im Naturreich zu fällen. Ebenmaß und Abstimmung werden uns stets zu ästhetischen Betrachtungen und Vergleichen führen, während Verzerrungen und Ungleichheiten uns als „fremdartig und merkwürdig" anmuten werden. Unschön finden wir unregelmäßige Ausbildung der Form, übertriebene Vergrößerung oder Verkleinerung bestimmter Teile, formwidrige Zeichnungen und ungewöhnliche Bewegungen. Innerhalb dieser Beurteilungsverhältnisse gibt es erklärlicherweise wiederum bestimmte Auffassungen und Ansichten. Hierfür ein Beispiel: Der Löwe erscheint dem einen als das Charakterbild von Kraft und Schönheit; ein anderer erkennt dem Tiger unter Hervorhebung seiner ästhetischen Vorzüge den Schönheitspreis zu; ein dritter behauptet, daß beide Tiere gleich schön seien.

Vom natürlichen Standpunkt aus muß für eine solche Beurteilung eine Tatsache in erster Linie berücksichtigt werden, nämlich die Zweckmäßigkeitsleistung und die Anpassung im Tierreich, die fraglos die weitaus größte Bedeutung im Zusammenhang mit Form, Farbe und Bewegung der Geschöpfe haben. Obwohl durch die Anpassung vielfach groteske und bizarre Tierformen bedingt werden, ist die Tatsache durch keine Notwendigkeit begründet, daß bei regulärer und einheitlicher Form- und Farbenbildung die Ästhetik der bestimmende Faktor war und die Anpassung zurücktritt. Die Notwendigkeit der bestehenden und gewesenen Tierformen können wir nur zum kleinsten Teil begründen; wir wissen lediglich, daß sie nach bestimmten Gesetzen ausgebildet sind, denn jedes Geschöpf ist ein Produkt seiner Scholle und engsten Umgebung. Viele neue Lehren und Theorien haben die grundlegenden Dar**winschen Nachweise und Ansichten umzustoßen versucht und in gewissen Teilen mehr oder weniger erschüttert, ob aber** dem Wege zur Erkenntnis und Wahrheit durch diese Gegenstellungen immer die rechte Ebnung zuteil wurde, steht in Frage.



Ostafrikanische Spitzschnauz-Nashörner. — Im Kreis: Kopf eines Walrosses.

Noch schwieriger gestalten sich die Darlegungen und Erklärungen über Färbungs- und Zeichnungsmerkmale in der Tierwelt. Es scheint der menschlichen Beurteilungsfähigkeit manchmal sogar unmöglich, in dieser Hinsicht bestimmte Eigenschaften zu erklären, und wir nehmen unsere Zuflucht zu Erwägungen über sexuelle Bedeutungen, atavistische Vererbungsmöglichkeiten, Neu- und Rückbildungen u. a. m.

Ein besonderes Kapitel ist die ästhetische Wirkung von Tieren in Landschaften und im Meere, und unsere Gewährsmänner aus fernen Landen, welche Gelegenheit hatten, die gewaltige Lebenswelle zu bewundern, die auf den afrikanischen Steppen und im tropischen Urwalde pulsiert, sind einstimmig in ihrem Urteil, daß alle beobachteten Geschöpfe im Rahmen ihrer heimatlichen Umgebung zu einem harmonischen Ganzen von höchstem ästhetischen Reiz verschmelzen.

Einen nicht geringeren Zauber übt auch die Kleintierwelt auf den Beschauer in der Freiheit aus, seien es Insekten inmitten ihrer von Farben überfluteten Umgebung, seien es die mit den unglaublichsten Farben und Zeichnungen geschmückten Fische in den Gewässern der in bezaubernder Pracht prangenden Korallenriffe oder die oft in Form und Farbe an Orchideen erinnernden, in tiefblauem oder smaragdgrünem Meereswasser dahinsegelnden Quallen.

Aber die Kleintierwelt bietet sehr häufig auch bei der Betrachtung von Einzelwesen Beispiele von auffallender Formenschönheit; es seien die schon durch ihre Formenfülle bewundernswerten Radiolarien und Diatomeen, die schon manchen Forscher entzückten, erwähnt.

Anschließend ist aber doch zu bemerken, daß alle unsere Beurteilungen über Schönheit und Häßlichkeit der Schöpfungen der Natur sich auf einzelne oder zusammengesetzte Wahrnehmungen äußerer Erscheinungen und bestimmte geistige Tätigkeiten begründen. **Objektive und subjektive Beurteilung des Lebewesens im Rahmen seiner Umgebung, das Einzelwesen und bestimmte Teile des**selben spielen eine große Rolle bei dem Schönheitsempfinden des einzelnen. — Unsere Abbildungen sind Wiedergaben nach photographischen Aufnahmen von Carl Hagenbecks Tierpark, Stellingen-Hamburg.

Ludwig Zukowsky.





Junger See-Elefant.



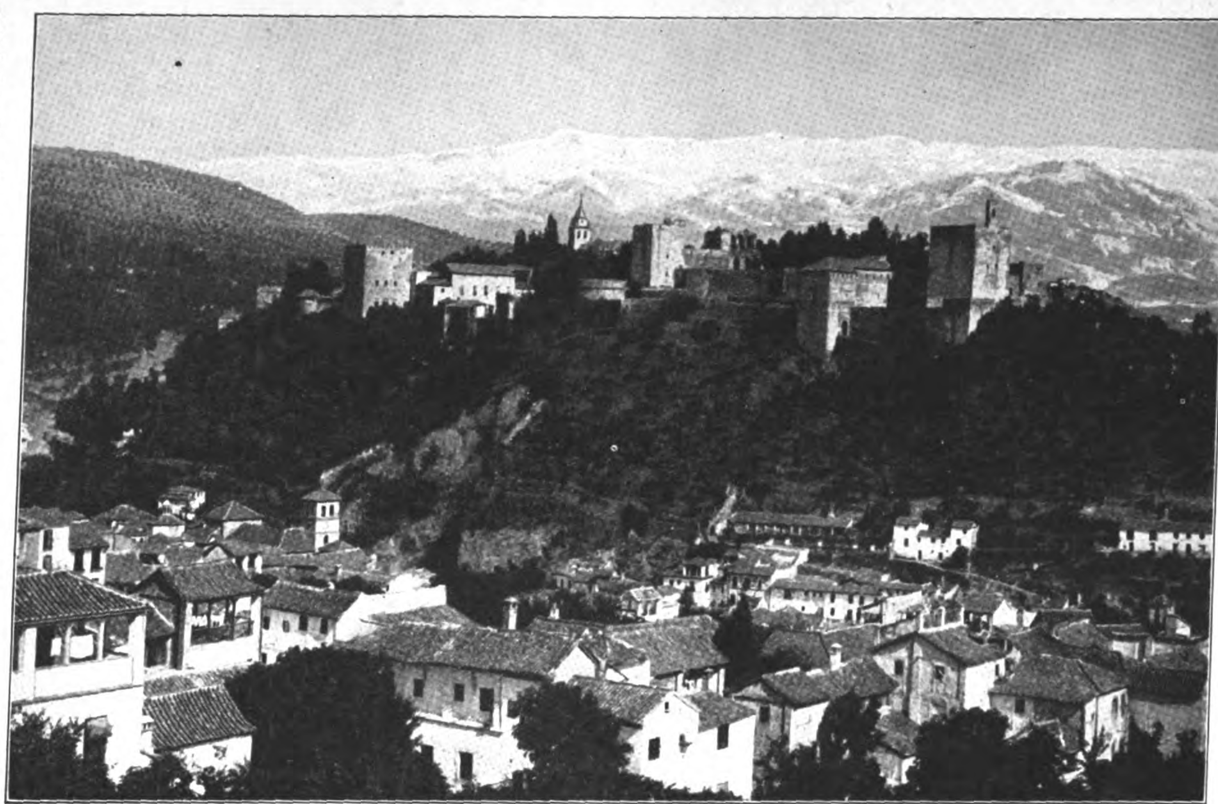
Indischer Kropfstorch.



Saiga-Antilope (Südrußland).

GRANADA UND ANDALUSIEN

Es ist ein herrliches Land, das durch diese wohlbekannten Namen bestimmt wird. Was Spanien an Schönem und Interessantem bietet, findet sich hier in verschwenderischer Fülle zusammengedrängt. Ein köstliches, sonniges Klima, tiefblauer Himmel über großartigen Gebirgslandschaften und lachenden Ebenen voll üppiger, farbenfreudiger Vegetation; malerische Städte von unvergleichlichem Zauber, deren hervorragende Bauten von uralter Kultur und wechselvoller Geschichte beredt Zeugnis ablegen; römische Aquädukte und Brücken, arabische Paläste und Moscheen, kirchliche sowie weltliche Bauten aus dem Mittelalter und der Renaissance.



Die Alhambra in Granada.

Die natürliche Basis für Reisen nach Andalusien ist Málaga, von wo aus Granada, Córdoba, Sevilla und Ronda am günstigsten zu erreichen sind. Málaga liegt reizend an einer weiten Bucht, um die sich die Ausläufer des hohen Gebirges hinziehen. Der Gibralfaro, der Burgberg von Málaga, tritt dicht an das Meer heran. Von seiner Höhe aus schaut man über die Stadt und ihre fruchtbare Umgebung, die Hoya de Málaga, in der im Überfluß die köstlichen Früchte, Orangen, Mandeln, Bananen und Oliven, gedeihen, ganz zu schweigen von den berühmten Weinen, die auf den benachbarten Berghängen gezogen werden. — Zwischen Málaga und Granada erstreckt sich der mächtige Gebirgswall, dessen höchste, mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel in der Sierra Nevada auf über 3400 m ansteigen. Die Sierra Nevada bildet den wirkungsvollen Hintergrund für die Alhambra; plastisch heben sich die leuchtend roten Mauern gegen das schimmernde Weiß der Schneeberge und das tiefe Blau des Himmels ab. Durch einen Hain aus alten, efeuumsponnenen Ulmen, in denen die Nachtigallen schlagen, steigt man zur Alhambra auf. Durch das Tor der Gerechtigkeit betritt man das Innere der Burg, in der die maurisch-arabische Kunst unzweifelhaft ihren Höhepunkt erreicht hat. Der Myrtenhof, der Saal der Gesandten, der Löwenhof und der Saal der beiden Schwestern treten aus all dem Schönen hervor.

Jenseits des schmalen, tiefeingeschnittenen Tales liegt das Generalife, das entzückende Sommerschloß der maurischen Könige, mit seinen zauberhaften Gärten, die einen umfassenden Ausblick auf die Alhambra und Granada gewähren.

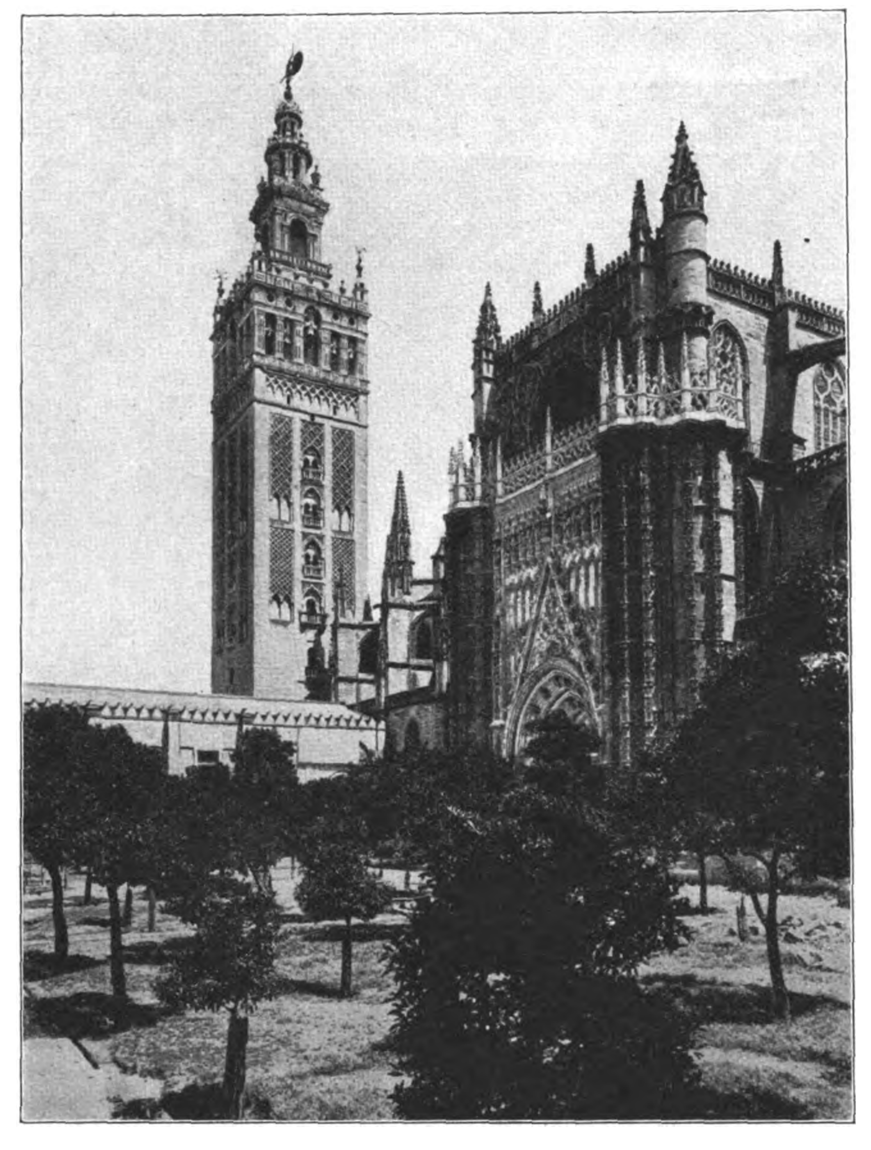
Córdoba, die alte Hauptstadt des arabischen Kalifats und Pflegstätte der Wissenschaften, hat als hauptsächliche Erinnerung an die große Vergangenheit die berühmte Moschee, die nach der Eroberung durch die Spanier zur Kathedrale geweiht wurde. Die Raumverhältnisse sind gewaltig. Der Wald von Säulen in dem Halbdunkel des Inneren wirkt überwältigend.

Auch Sevilla war eine der maurischen Hauptstädte. Die Giralda, der schlanke Turm der Kathedrale, war einst ein Minarett, von dessen Höhe der Muezzin die Gläubigen zum Gebet rief. Doch ist Sevilla von Grund aus anders als Córdoba und auch Granada. Während sich diese ganz auf die maurische Vergangenheit stützen, lebt Sevilla jugendfrisch durch die Jahrhunderte fort. Die Stadt Don Juans und Figaros ist uns das Symbol des romantischen Spaniens, die Verkörperung heiteren Lebensgenusses. Es ist eine der hellsten und lachendsten Städte der Welt trotz vieler enger, gewundener Straßen. Die weißen, freundlichen, mit Erkern geschmückten Häuser, die blumenreichen, von Laubengängen umsäumten Patios (Höfe) geben ein überaus anmutiges Bild. Der Alcázar mit seinen präch-

tigen Gärten, die großartige Kathedrale, die einige der bedeutendsten Bilder des in Sevilla geborenen Murillo enthält, sind unter vielem Sehenswerten hervorzuheben.

Das alte Ronda ist, obwohl weniger bekannt, eine der interessantesten Städte Spaniens. Die steile, 150 m tiefe Felsenschlucht des Guadalevin, die an ihren engsten Stellen überbrückt wird, scheidet das altertümliche Städtchen in zwei Teile und schafft Bilder höchst malerischer Wirkung.

Während früher die lange, ermüdende Eisenbahnfahrt praktisch die einzige Möglichkeit bot, nach Andalusien zu gelangen, besteht jetzt, seit einem Jahr etwa, eine glänzende Gelegenheit, die Reise zur See auszuführen, und zwar mit den schönen, modernen Passagierdampfern der deutschen Afrika-Linien, die auf ihrem Weg nach und von Ostafrika regelmäßig Málaga anlaufen. Man kann die Reise mit diesen Dampfern entweder von Hamburg aus in zehn Tagen oder von Genua aus in vier Tagen machen. Auf diese Weise wird die eigentliche Fahrt nach Spanien, die sonst als ein unvermeidlicher, sehr störender Nachteil empfunden wurde, als Vervollkommnung der Reise begrüßt.



Sevilla: Kathedrale und Giralda (links), das Wahrzeichen Sevillas.

Nacht auf dem Rhein.

Skizze von Hans Bethge.

Schöne, laue, weinduftige Nächte am Rhein ...

Wir saßen in einer alten Kneipe zu Bacharach und tranken schwelgerisch von dem unvergeßlichen 93er mit dem Muskat-Arom. Da war ein junger Maler, Andreas, immer ohne Geld, doch immer in guter Laune, dann ein Arzt, und in dem blumigen Kanapee lehnte Julie, Andreas' Braut, jung und schlank wie eine Rebe. Wir sprachen von altem und neuem Wein, natürlich auch von Kunst und dann von tausend Dingen durcheinander. Um uns zogen dicke Rauchwolken, Andreas verpaffte die Zigaretten nach Dutzenden, die blasse Julie hustete ab und zu und wehrte den Rauch von sich ab. Sie war immer ein wenig müde, und etwas Verwehtes war in ihrer Stimme. Ihr Mund war seltsam üppig und kupferrot. Julie war brustkrank, und wir alle waren uns dessen bewußt, daß sie früh sterben mußte.

Endlich gingen wir hinaus, die heißen Köpfe zu kühlen. Der Fluß lag in feinem Dunst, Sterne zogen herauf.

Julie sagte: „Wir wollen Kahn fahren."

„Oho!" sprach Andreas, der Maler, „das ist nichts für so zarte Mädchen. Auf dem Fluß ist es kühl, und du bist heiß vom Weine."

„Wir wollen die Lorelei grüßen", sagte sie. „Ich will sehen, wer mehr Gewalt über euch hat, sie oder ich. Ich will mit ihr um die Wette singen. Werdet ihr gehorchen?"

Wir taten ihr den Gefallen, lösten einen Nachen vom Ufer und fuhren hinaus. Julie saß vorn am Bug. Ein dunkles Tuch hing um ihre Schultern, die etwas Gleitendes hatten. Sie neigte sich seitwärts und ließ die Hand im Wasser treiben. Plötzlich warf sie das Tuch ab, stellte sich auf die vorderste Spitze des Bugs und sagte lächelnd: „Ich bin die Lorelei, und ihr müßt ertrinken!"

„Setz' dich!" sagte Andreas. „Es ist gefährlich, dort zu stehen."

Sie hörte nicht. Sie löste sich das blonde Haar, griff hinein, als ob sie es kämme, und fing zu singen an: „Es liegt eine Krone . . .", mit einer süßen, bestrickenden Stimme, über der es wie Samt lag. Ein paarmal hüstelte sie; ihr Gesicht war fast so weiß wie ihr Mullkleid im unsicheren Licht der Nacht.

„Setz' dich nieder!" sagte Andreas nochmals. Doch sie sang weiter. Ein seliger Triumph war in ihrer Stimme. Wir fuhren langsam und mit Obacht — aber plötzlich gab es einen Ruck, der Kahn war gegen eine Planke gestoßen, die im Wasser trieb. Julie taumelte, dann glitt sie lautlos in den Strom.

Andreas warf den Rock ab und stürzte hinter ihr her — doch sein Kopf tauchte allein wieder auf, von Julie wurde nichts sichtbar. Er schwamm hierhin und dorthin, nichts war zu sehen. Endlich gab er es auf und schwang sich erschöpft in den Kahn zurück, und zu dreien lenkten wir heim nach Bacharach.

Julies Leiche wurde am nächsten Tag unterhalb Koblenz von Fischern geborgen. Andreas mußte das Bett hüten; der Arzt und ich aber fuhren nach Koblenz hinunter, um Julies Leichnam nach Bacharach zu bringen, wo wir ihr die letzte Ruhestätte bereiteten.

Wissen und Leben

Elektrifizierung der Reichsbahn und ihre Fortschritte. Die Verwendung elektrischer Zugkraft bei Vollbahnen anstatt der des Dampfes hat seit den ersten Versuchen auf der Strecke Marienfelde—Zossen in den Jahren 1901 bis 1903 erhebliche Fortschritte gemacht. Die einst erzielte, staunenerregende Geschwindigkeit von etwa 200 km in der Stunde ist heute weit überholt. Soll doch auf Long Island in Nordamerika auf einer Versuchsstrecke eine Stundengeschwindigkeit von 500 km erreicht worden sein. Statt Gleichstrom wird jetzt durchweg Drehstrom zum Antrieb verwandt. Vor etwa 20 Jahren, im Jahre 1905, konnte die erste Wechselstromvollbahn eröffnet werden. Es war dies die einige Kilometer lange Linie Murnau—Oberammergau in Oberbayern. Die Länge der elektrifizierten deutschen Strecken beträgt zur Zeit rund 700 km. In Bayern sind kürzlich die Strecken München—Garmisch mit Tutzing—Kochel, München—Herrsching und München—Landshut fertiggestellt worden. In Angriff genommen sind weitere 184 km, und zwar die Linien München—Rosenheim—Kufstein, Landshut—Regensburg und einige Güterverbindungsbahnen. Für die Belieferung des elektrischen Stromes (Einphasenwechselstrom von $16^2/_3$ Perioden) kommen als Spitzen- und Ausgleichskraftwerk das Walchenseewerk und die Kraftstufen Aufkirchen und Eitting der mittleren Isar in Betracht. Die Absenkung des Walchensees beträgt, wenn ihm Kraftwasser für einen 500 t schweren, 250 km weit gefahrenen Zug entnommen wird, nur $^1/_2$ mm. Die in den Kraftstufen bereitgestellte Turbinenleistung beträgt bisher rund 100000 Kilowatt. Zu jedem Bahnstromerzeuger gehört ein Bahnstromtransformator, der die Spannung zur Fernübertragung auf 110000 Volt hinaufsetzt. Von einem 43 m hohen Abspanngerüst des Walchenseewerkes aus führen die Bahnstromfernleitungen zu den Bahnstromunterwerken bei Murnau und bei Pasing. Von Pasing aus führt eine 100000-Volt-Leitung nach Landshut und eine zweite nach dem Unterwerk München-Ost. Durch Vereinigung der Kraftstufen zu einem Ring können sich die Lieferwerke gegenseitig unterstützen und aushelfen. Wenn auch der elektrische Betrieb die Festlegung großer Kapitalien erfordert und elektrische Lokomotiven, auf die Leistungseinheit bezogen, teuerer kommen als Dampflokomotiven, wird dieser Umstand doch dadurch wettgemacht, daß bei elektrischem Betrieb zur Erreichung der gleichen Leistung weit weniger Lokomotiven notwendig sind als beim Dampfbetrieb. 70 elektrische Lokomotiven vollbringen ungefähr die gleiche Jahresleistung wie hundert der besten Dampflokomotiven. Bezüglich der Unterhaltungskosten lassen sich 11 Proz. und an Lokomotivpersonal rund 40 Proz. einsparen. Ferner liegen die Vorzüge der neuen Betriebsform in einer erheblichen Verkürzung der Fahrzeiten, die bei Schnellzügen 39 Proz. und bei Personenzügen 47 Proz. beträgt. Für die eingangs bezeichneten Bahnlinien in Bayern sind 125 Lokomotiven vorgesehen. Bis Ende 1925 waren hierfür 60 Stück angeliefert. Für den Nahverkehr sollen noch 10 elektrische Triebwagen an Stelle normaler Personenzüge, deren Inbetriebsetzung besonders im alpinen Ausflugsverkehr verhältnismäßig hohe Kosten verursacht, eingestellt werden.

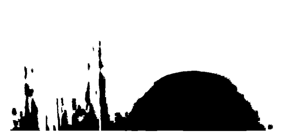
Schwankungen des Körpergewichts. Die modernen Schlankheitsbestrebungen bringen es mit sich, daß zahlreiche Menschen ernsthaft auf die Schwankungen ihres Körpergewichts achten. Dabei muß mit einer gewissen Überlegung vorgegangen werden; plötzliche Gewichtsveränderungen können sonst, wie die Erfahrung zeigt, zu ganz unnötigem Erschrecken führen. Jede Abmagerungskur muß mit einer langsamen Gewichtsverringerung einhergehen. Nur die ersten 2—3 Pfund können rasch verschwinden; die weiteren Abnahmen müssen langsam und stetig erfolgen. Andernfalls ist schroffe Gewichtsabnahme ein Zeichen dafür, daß die Nahrungsentziehung usw. zu rasch und allzu schädigend für die Nerven vorgenommen wird. Bei einer Sanatoriumskur oder einer ärztlich geleiteten Abmagerungskur, die mit Liegen verbunden ist, gelten andere Gesichtspunkte. Aber bei den gewöhnlichen Schlankheitsbestrebungen ist nur langsame Gewichtsabnahme angezeigt. Es handelt sich hier um eine allmähliche Verringerung des überschüssigen Fettgehaltes des Körpers. Etwas anderes ist es um Zu- oder Abnahme des Wassergehaltes. Hier rufen Veränderungen des Alltags Gewichtsumstellungen hervor, die erstaunlich sein können, aber bei Gesunden nichts mit Krankheit zu tun haben. Der Körper verliert von Sekunde zu Sekunde an Gewicht. Es beruht das auf dem Verlust von Wasser infolge der Ausatmung und Ausdünstung und auf der Abgabe von Kohlenstoff. Dagegen erhöht jede Einnahme von Nahrung oder Flüssigkeit das Gewicht. Wenn Kochsalz genossen wird, so zieht das Salz die Flüssigkeit der Umgebung an sich; das führt zu neuem Wasserbedarf, zu Durst und vorübergehender Wasseranhäufung im Körper. Die Folge ist eine Gewichtszunahme. Das Kochsalz wird aber im Harn allmählich wieder ausgeschieden, mit ihm das Wasser, und so nimmt auch das Körpergewicht wieder ab. Durch solche und ähnliche Einflüsse erklären sich Schwankungen im Körpergewicht sehr gut. Sie sind natürlich noch weit größer, wenn beispielsweise durch eine Erkrankung der Nieren die Kochsalzausscheidung verzögert wird. Dann bleibt das Kochsalz lange im Körper, es wird viel Wasser angezogen, und das Gewicht steigt bedeutend. Oder ein nicht kräftig arbeitendes Herz wird die Ursache zur Anhäufung von Wasser im Körper und damit zur Gewichtszunahme. Das sind aber weit seltenere Fälle, und bei ihnen handelt es sich um tägliche Unterschiede von vielen Pfunden, während normalerweise die Gewichtsschwankungen sich nur im Rahmen einiger Pfunde bewegen. Ein großer Wasserverlust entsteht beim Schwitzen. Ein Fußballspieler verlor 14 Pfund während eines 70 Minuten währenden Spieles. Ein Ruderer verlor $5^1/_2$ Pfund an Gewicht in einem Wettkampf, der sich über 22 Minuten erstreckte. Diese Wasserverluste ersetzen sich im Laufe der nächsten Tage meist vollkommen wieder. — Leute, die sich täglich wiegen, erzählen triumphierend, daß sie ein Festessen mitmachten, bei dem sie sich nichts abgehen ließen, und daß sie trotzdem am andern Morgen ein Pfund weniger wogen. Sie vergessen aber, daß sich an das Festessen ein langer Tanz anschloß, bei dem sie viel Schweiß vergossen (auch etwas Fett verloren), und daß durch den Flüssigkeitsverlust die Gewichtsabnahme zu erklären ist. Im Laufe der folgenden Tage wird das alte oder ein höheres Gewicht wieder erzielt sein, weil eben der Fettverlust durch das Tanzen geringer war als der Fettansatz durch das üppige Essen, und weil sich der Wasserverlust wieder ersetzt hat. Die täglichen Wiegungen geben einen Hinweis auf das, was zu tun und zu unterlassen ist. Dagegen dürfen sie keine Sklavenkette sein, die unnötigerweise Besorgnisse herbeiführt.

Dr. W. Schweisheimer.

Schützenfische. Es gibt unter den Fischen eine eigene Gruppe, die ihre Beute, verschiedene Insekten, regelrecht abschießt. Diese Tiere verwenden auf ihren Jagdzügen weder Pfeil noch Speer, noch Pulver oder Blei, sondern einzig und allein Wassertropfen, die sie mit großer Gewalt und erstaunlicher Geschicklichkeit nach ihren Beutetieren schleudern. Diese eigenartigen Schützen bewohnen die Flüsse und Brackwässer von Hinterindien, Indochina, Nordaustralien, Neuseeland und Polynesien; sind also durchweg Kinder der Tropen, die in den Gewässern ihrer Heimat, hinter Pflanzen versteckt, unbeweglich lauern, um im geeigneten Augenblick ihre Opfer abzuschießen. Diese fallen, durch das aufschlagende „Wassergeschoß“ betäubt, ins Wasser und werden von den Schützen sofort erfaßt und verzehrt. Das Abschießen des Tropfens geht nach Berichten von Reisenden folgendermaßen vor sich: Der in wagrechter Lage unter der Oberfläche „stehende“ Fisch starrt, wenn er ein Beutetier erblickt hat, dieses für einige Augenblicke unverwandt an — ein Vorgang, der ruhig als Zielen angesprochen werden kann — und schleudert im nächsten Augenblick, bei geschlossenem Maule, den Wassertropfen nach seinem Opfer. Dieser tritt durch eine Öffnung, die beim Schließen der Kiefer (vorstehender Unterkiefer!) entsteht, aus und wird in gerader Bahn unter einem zur Körperachse stehenden Winkel von 45° nach dem Ziel geschleudert. Verfehlt wird dieses Ziel von den Schützenfischen sehr selten. Irgendwelche Geräusche hat man beim Abschießen noch nicht beobachtet. Man nimmt allgemein an, daß das Schleudern des Tropfens durch die Zusammenziehung von Schlundmuskeln bewerkstelligt wird. Die in den Stammländern der Tiere lebenden Chinesen und Europäer halten diese Fische zum Zeitvertreib in Gläsern, um ihnen bei Gelegenheit Insekten an Stäbchen zu reichen, die von den Tieren abgeschossen werden. Bisweilen kommt es aber auch vor, daß die Fische statt nach den Insekten, nach den Augen der Leute, die ihnen Tiere vorhalten, schießen. Irgendwelchen Schaden hat aber noch niemand auf diese Art erlitten. Leider ist eine Nachzucht dieser interessanten Tiere, die wohl in vereinzelten Exemplaren lebend nach Europa gebracht worden sind, noch nicht geglückt, so daß wir einzig und allein auf die Angaben verschiedener Reisender angewiesen sind, nicht aber uns auf eigene Beobachtungen stützen können.

Karl Kroneker.

Dr. Möllers Sanatorium in Dresden-Loschwitz. Die in dieser Anstalt angewandten systematischen Ernährungskuren in Verbindung mit allen sonstigen bewährten biologischen Heilmethoden sind hervorragend geeignet, eine Blutreinigung und Bluterneuerung, kurz eine völlige Regeneration des kranken Organismus herbeizuführen. Hierbei spielt die berühmte Trockenkur nach Schroth eine Hauptrolle, sei es in strenger, sei es in milder Form, die hier wissenschaftlich ausgebaut, verbessert und hinsichtlich ihrer Wirkung auf hartnäckige Krankheitsprozesse einzig in ihrer Art ist, da sie häufig bedeutende Besserung der Gesundheit in solchen Krankheitsfällen zu bringen vermag, da andere Methoden versagt haben. Die Nähe der Kunststadt Dresden, die bevorzugte Lage des Sanatoriums in reiner, gesunder Höhenluft, seine großen Parkanlagen und modernen Einrichtungen sowie die hervorragenden Erfolge führen jedes Jahr eine große Zahl von Heilungsuchenden der Anstalt zu. Ausführliche Auskunft geben die Werbeschriften.




Erzählende Literatur. Ein buntes Kaleidoskop ist in Lafcadio Hearns „Bidasari" (Verlag Grethlein & Co., Leipzig und Zürich) enthalten. Der Untertitel „Erzählungen aus allen Welten" sagt uns schon, worum es sich handelt. Wir werden in Vergangenheit und Gegenwart geführt, in zeitlose Poesie und moderne Großstädte, nach Osten und Westen, zu Malaien und Kreolen, bald ins Märchenhafte, Legendarische, bald in die krasse Wirklichkeit. Überall ist der Verfasser ein fesselnder und interessanter Erzähler, ob er von amerikanischen Rassenkämpfen jüngster Vergangenheit oder von einer Hetäre der Antike erzählt, ob er die tiefe Legendengestalt der malaiischen Schönen Bidasari malt oder die Klage eines Chinesen um seine verstorbene Gattin schildert, ob er sich auf dem Gebiet von Märchen und Gespenstergeschichten bewegt oder Berichte von Abenteuern und Reisen gibt. Max Pulvers „Arabische Lesestücke", daselbst erschienen, bleiben auf den Orient beschränkt. Es sind Kabinettstücke poesiereicher und formvollendeter Erzählungskunst, die von jenen fremden Menschen und Ländern berichten, durch deren silberne Mondscheinnächte die melancholische Stimme einer Beduinenflöte tönt. Ein Erzählungsbuch ganz anderer Art lernen wir in Adolf Heilborns „Die Reise nach Berlin" (Rembrandt-Verlag, Berlin-Zehlendorf) kennen. Als einen romantischen Baedeker aus dem neuen Berlin ins alte möchte der Verfasser seine Plaudereien, die Walter Wellenstein mit Zeichnungen begleitet hat, betrachtet wissen. Und sie sind in der Tat ein solcher romantischer Cicerone, denn sie führen uns zu Stätten der Vergangenheit, die verträumt und schüchtern hinter den Schatten neuzeitlicher Bauwerke sich verbergen, oder zu den, wie Aristokraten alter Geschlechter, stolz und kühl aus dem modernen Großstadtgetriebe heraustretenden Zeugen verblichenen Glanzes und lassen humorvoll, zuweilen von einem melancholischen Akkord unterbrochen, einmal Gewesenes vor uns erstehen. Horst Schöttler nennt das neueste Erzeugnis seines beweglichen und amüsanten Erzählertalents „Der Plauderer" (Verlag L. Staackmann, Leipzig). Wie in seinen früheren Büchern, so läßt er auch hier das Feuerwerk seines Witzes sprühen und weiß in seiner anmutigen, formgewandten Weise von Liebe und Ehe, Musik und Tanz, Weinen und Lachen, Rosen und Küssen, Tieren und Blumen, kurz, von allem, was menschlich ist, ergötzliche kleine Geschichten zu erzählen. Dr. V. T.











klebt, leimt, kittet Alles
Zu haben in Drogen- und Schreibwarenhandlungen allerorts.

Ehrenpflicht im In- und Ausland ist es, die wichtigste Trägerin deutscher Kultur, die Leipziger „Illustrirte Zeitung" von J. J. Weber in Leipzig, nicht bloß zu lesen, sondern sie gegen die verhältnismäßig geringe Bezugsgebühr von vierteljährlich 13 Mark 50 Pfg. oder monatlich 4 Mark 50 Pfg. zuzüglich Zustellungsgebühr vor allem auch *ständig zu halten.*

A.W. FABER








Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Allgemeine Notizen.

Der Senat der Deutschen Akademie hat den Professor für deutsche Literatur an der Universität Budapest Jakob Bleier und den Professor für Kirchengeschichte an der Deutschen Universität Prag Aug. Nägle zu Senatoren, den Fabrikbesitzer Hermann Braß in Hohenstadt (Nord-Mähren), Professor Kuno Francke von der Harvard-Universität in Cambridge (Mass.), Sven Hedin und den Professor für Chemie der fossilen Brennstoffe an der Technischen Hochschule Breslau Fritz Hofmann zu außerordentlichen Senatoren gewählt. Im März und April sind neue Ortsgruppen gegründet worden in Karlsruhe (für Mittelbaden), in Koblenz, Mannheim, Nürnberg und Würzburg. Die Hauptversammlung der Deutschen Akademie soll Mitte Oktober stattfinden. Die Gesellschaft der Berliner Freunde der Deutschen Akademie wird ihre Hauptversammlung am 16. Juni abhalten.

Lateinische Schrift in Zentralasien. Der turkologische Kongreß in Baku hat beschlossen, die arabischen Buchstaben durch das lateinische Alphabet in allen Turk-Sprachen zu ersetzen. Der Beschluß gilt für Transkaukasien, Usbekian, Sowjet-Turkestan und die angrenzenden Republiken der U. S. S. R. Mit diesem Beschluß folgen die zur Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken gehörenden Turkvölker dem Beispiel der Türkei.

Der internationale Astronomen-Kongreß wird unter dem Vorsitz des dänischen Professors Ellis Strömgren in den Tagen vom 15. bis zum 21. August d. J. in Kopenhagen stattfinden. Der Kongreß tagte zuletzt 1913 in Hamburg, 1921 in Potsdam und 1924 in Leipzig. Diese beiden Male waren auch einige Ententeländer vertreten. Zu dem diesjährigen Kongreß wird zum erstenmal seit dem Krieg eine allseitige Beteiligung erwartet. Es haben ihre Teilnahme aus Deutschland angemeldet: Prof. Max Wolf, Direktor des Observatoriums in Heidelberg, Prof. P. Guthnick, Direktor der Universitäts-Sternwarte in Berlin. Außerdem kommen unter anderm Frank Dyson (Greenwich), Donner (Helsingfors), Addington (Cambridge), Lenz (Petersburg), Cerulli (Rom).

Internationale Sommeruniversität 1926. Als besondere Neuerung hatte man vergangenes Jahr während der Esperantotagung in Genf eine Sommeruniversität eröffnet. Die Vorlesungen geschahen in Esperanto. Der

Fortsetzung auf Seite 762.

Grosse Ausstellung Düsseldorf 1926

Gesundheitspflege
Soziale Fürsorge
Leibesübungen



verbunden mit der
Düsseldorfer
Kunstausstellung
1926

Mai bis Oktober

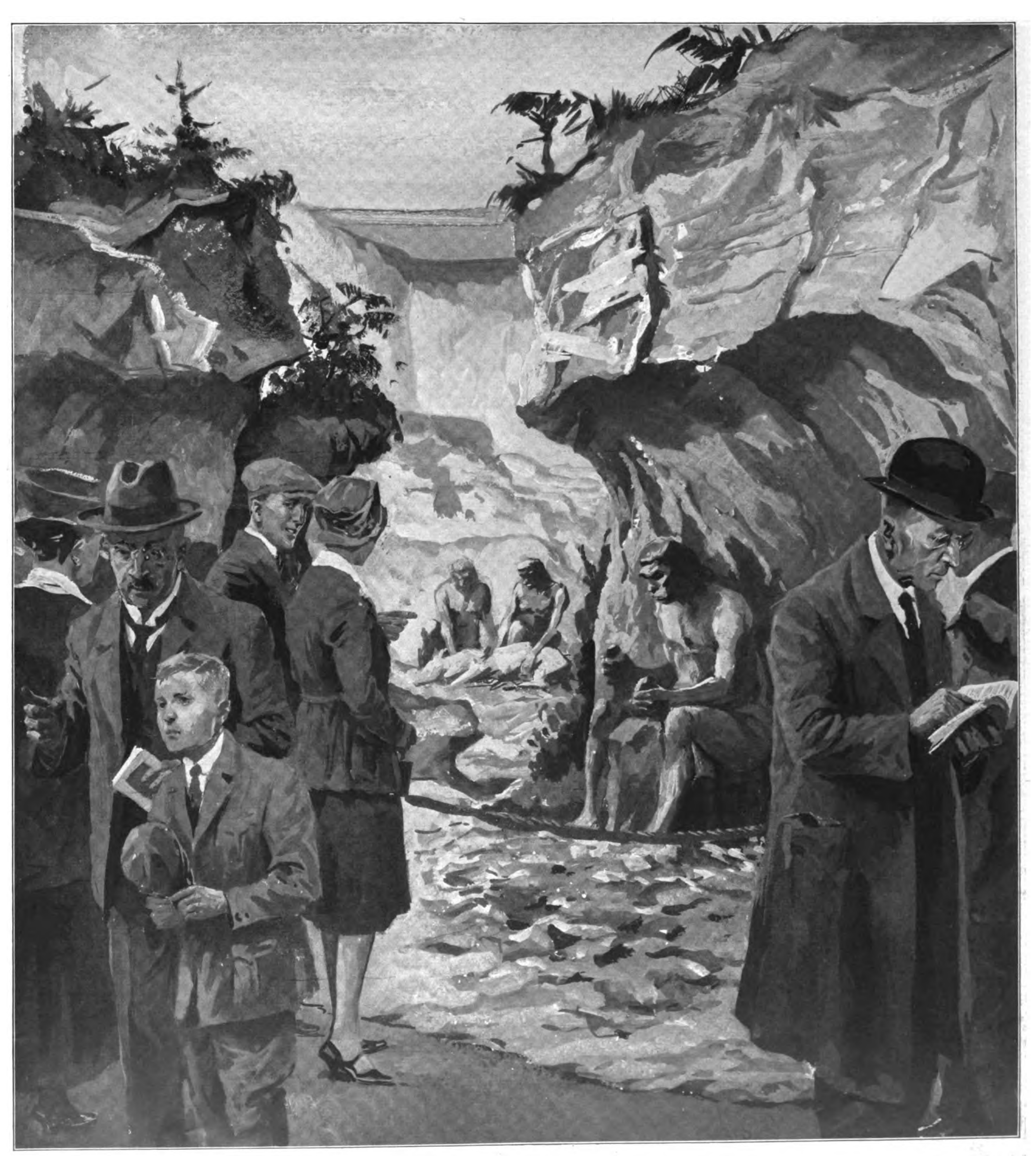
Grösste Ausstellung Deutschlands im Jahre 1926

Über 200 Kongresse und Tagungen

Wichtige Sportereignisse in Düsseldorf 1926 finden noch statt:

27. Juni	Internationale Ruder-Regatta
11. Juli	Rheinmeisterschafts-Regatta im Paddeln des Deutschen Kanu-Verbandes
11. Juli	Westdeutscher Staffeltag des Arbeiter-Sport-Kartells
25. Juli	Grosses Gesolei-Rennen auf der Rennbahn Grafenberg
31. Juli u. 1. August	Deutsche Schwimm-Meisterschaften
7. bis 10. August	Internationale Motorboot-Regatta
14. u. 15. August	Deutsche Turn- u. Schwimm-Meisterschaften
22. August	Fussball-Länderkampf Deutschland-Finnland
5. September	Fussball-Städtespiel Düsseldorf-Berlin
15. u. 16. September	Wettfechten der Deutschen Turnerschaft

Illustrirte Zeitung



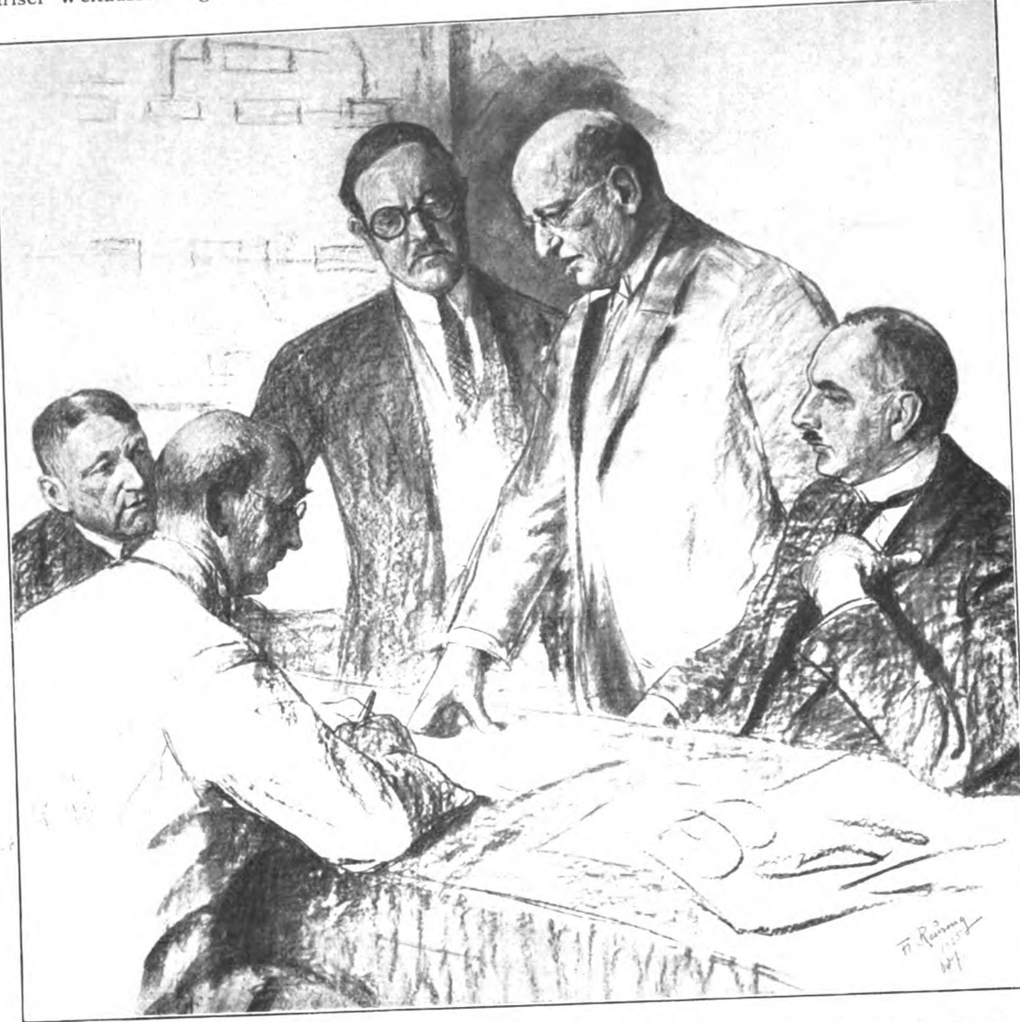
Aus der Abteilung „Der vorgeschichtliche Mensch": Panorama des Neandertalmenschen

Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus

Die Gesolei im Lichte des gewandelten Ausstellungsgedankens

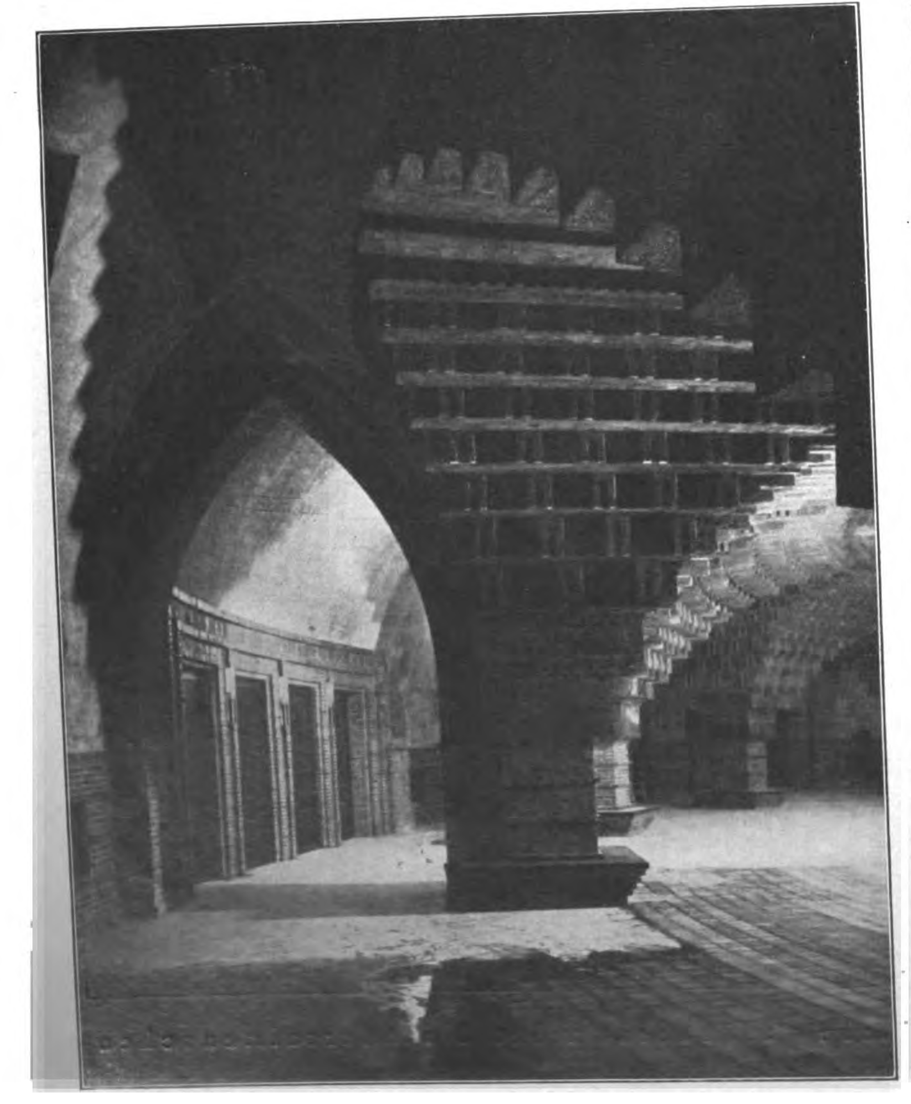
Ausstellungen bedeuteten früher eine Zurschaustellung von Waren verschiedenster Art und bezweckten, ideell einen Überblick über den derzeitigen Stand der gesamten Industrie oder einzelner Zweige zu geben und vor allem materiell die Kauflust des Beschauers anzuregen.

Dieser Typ der Ausstellung war bis zur Jahrhundertwende eigentlich der einzige, den man kannte, und die große Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 zeigte ihn in reiner Form, wenn auch ins Gigantische ausgewachsen. Für die Leitung der Ausstellung kam es darauf an, die in Betracht kommenden Industrien heranzuziehen und sie dazu zu bringen, ihre Erzeugnisse in besonders gelungenen Stücken vorzuführen. Hier und da versuchte man, durch eine geschmackvolle Aufmachung des Standes oder durch eine ins Auge springende Art der Gruppierung den Beschauer anzulocken und zu fesseln, vereinzelt wohl auch, schon durch Gegenüberstellung älterer und neuester Fabrikationsprodukte, auf den Fortschritt aufmerksam zu machen, den die Ware im allgemeinen oder die einzelne Erzeugungsstelle im besonderen aufwies. Ausstellungen waren infolgedessen Industrie- und Gewerbeausstellungen. Sie sind heute durch die kurzfristigen Messen ersetzt, die auch wieder ihren Wandel zeigen, soweit sie sich eben als lebensfähig erweisen. Doch hierauf soll nicht näher eingegangen werden. Wir stellen nur fest, daß die Ausstellungen ihren Charakter wesentlich geändert haben und heute etwas anderes bedeuten als die Schaustellung fertiger Ware verschiedenster Art. Sie haben sich, wie so vieles andere, zunächst einmal spezialisiert und zeigen uns die Erzeugnisse und die Entwicklung eines bestimmten und begrenzten Gebietes. Zugleich aber ergreift ein neuer und wichtiger Gedanke den Ausstellungsbegriff, nämlich der systematischer Belehrung. Es soll also der Beschauer nicht mehr ausschließlich oder in erster Linie zum Kaufe von Waren angelockt werden, sondern ein Gebiet der Industrie oder des Wissens soll in allen Beziehungen seinem Verständnis nähergerückt werden. Damit ändert die Ausstellung ihren Charakter: Sie entwickelt sich zu einem Mittel der Volksbelehrung. Es dürfte sich kaum ein Beispiel finden lassen, an dem der Wandel des Ausstellungsgedankens sich so klar übersehen läßt wie an der Gesolei, der Großen Ausstellung Düsseldorf 1926 für **Ge**sundheitspflege, **So**ziale Fürsorge und **Lei**besübungen.



Der Vorstand der Großen Ausstellung Düsseldorf 1926. Nach einer Zeichnung von F. Reusing.
Von links nach rechts: Direktor Tietmann, Kommerzienrat Poensgen, Professor Dr. W. Kreis, Geheimrat Professor Dr. Schloßmann, Oberbürgermeister Dr. Lehr.

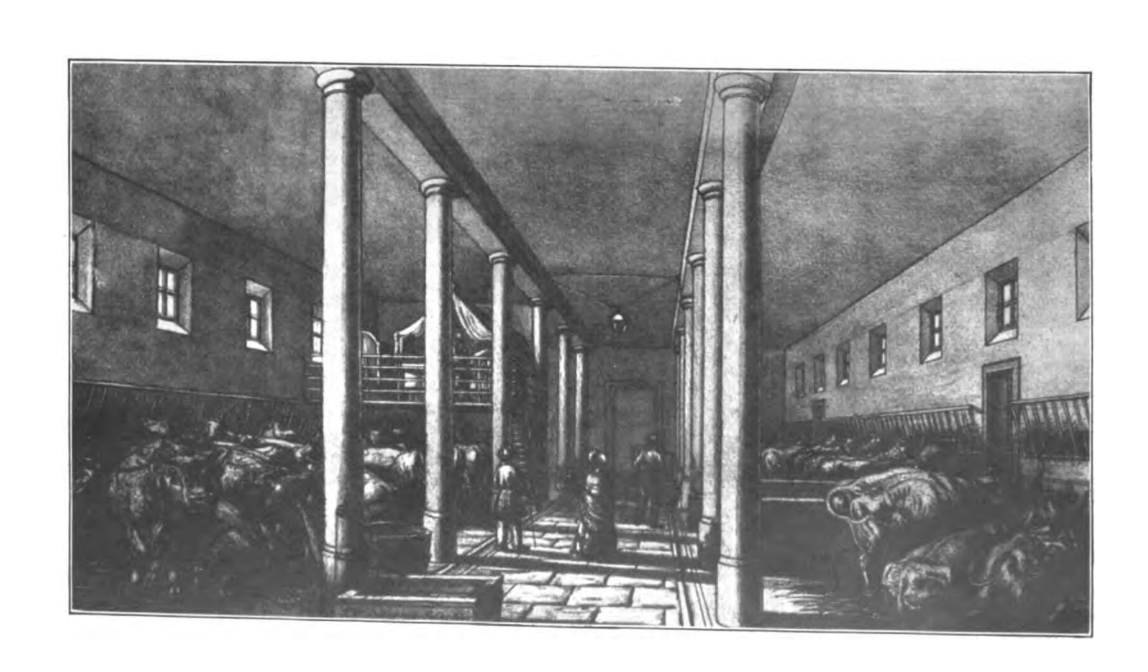
Gesundheitspflege und Leibesübungen sind in Deutschland und auch im Auslande schon des öfteren ausstellungsmäßig vorgeführt worden, aber die soziale Fürsorge galt als ein Gebiet, das sich hierfür nicht eignet. Von allen Seiten ist mir anfänglich der Einwand gemacht worden, daß man Volksnot und die Hilfsmittel, sie zu bekämpfen, weder ausstellen dürfe noch durch eine Ausstellung darstellen könne. Die Unrichtigkeit dieser vorgefaßten Meinung ist durch die Gesolei offenbar geworden. Kein Teil der Großen Düsseldorfer Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen ist so interessant, so anregend, ja, meiner Ansicht nach so bedeutungsvoll wie gerade alles das, was sich mit der „Sozialen Fürsorge" beschäftigt. Wer das hier Dargestellte studiert, wird für sich und die Allgemeinheit reichsten Gewinn mit nach Hause nehmen, und niemand wird von dem Geschauten und in Ruhe Erfaßten unbeeinflußt bleiben. Ich habe mich dabei in voller Absicht des Wortes „studieren" bedient, denn bei einer Ausstellung wie der Gesolei kann es sich nicht darum handeln, daß man durch die Säle wie bei einer Industrie-Ausstellung oder einer Modenschau durchspaziert, nein, hier muß man von Koje zu Koje gehen, um das Dargestellte innerlich zu erfassen und auf sich einwirken zu lassen. Ganz systematisch werden die einzelnen Kapitel und Abschnitte dem Beschauer vorgeführt, und selbst der bestunterrichtete Fachmann

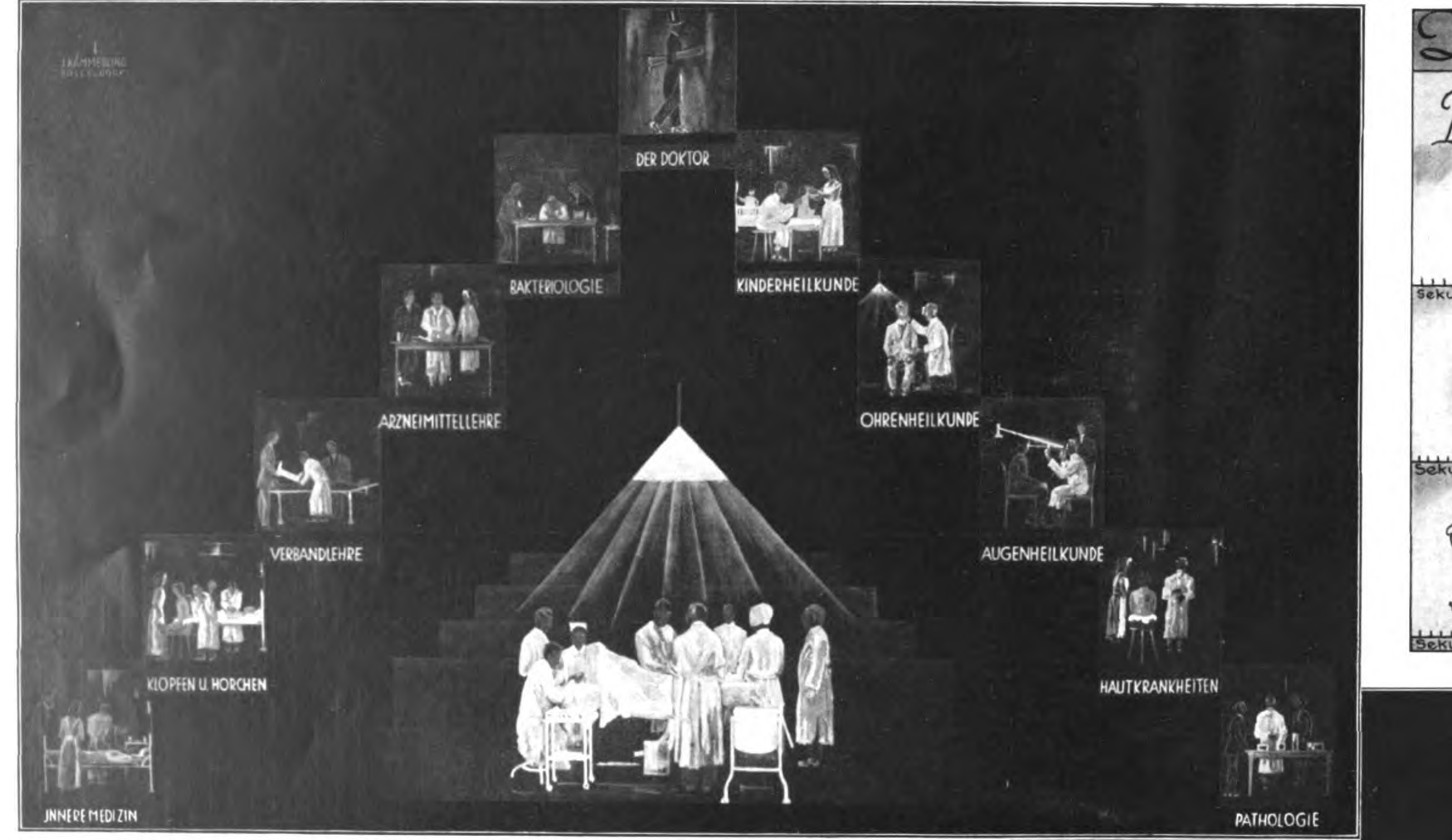


In der Rheinhalle.



Im Ehrenhof der Ausstellung.





Die Ausbildung des Arztes: Das klinische Studium (Dauer: 6 Semester).

Werden und Vergehen

Durchschnittlich erfolgt im Deutschen Reich

alle 24 Sekunden eine Geburt

alle 72 Sekunden eine Eheschließung

alle 42 Sekunden ein Todesfall

Sekunden 0 10 20 30 40 50 60 70 80



Die Wirkung des Impfschutzes.

Früher erkrankten unzählige Kinder an Blattern und starben in großer Zahl. Wer die Blattern überstand, blieb bis ins hohe Alter vor neuer Erkrankung geschützt. Seit Einführung der Impfung haben die Blattern aufgehört, eine Kinderkrankheit zu sein. Der Impfschutz läßt vom 40. Lebensjahre ab nach. Jetzt betreffen Todesfälle an Blattern fast ausschließlich ältere Personen. (Nach einer Darstellung aus dem Deutschen Hygiene-Museum in Dresden.)

Klinik

MIKROSKOPIE
4 WOCHENSTUNDEN

TIER- U. PFLANZENKUNDE
8 WOCHENSTUNDEN

CHEMIE
4 WOCHENSTUNDEN

PHYSIOLOGIE
5 WOCHENSTUNDEN

ANATOMIE
15 WOCHENSTUNDEN

PHYSIK
4 WOCHENSTUNDEN

KNOCHENLEHRE
4 WOCHENSTUNDEN

ENTWICKLUNGSGESCHICHTE
3 WOCHENSTUNDEN

Die Ausbildung des Arztes: Das vorklinische Studium (Dauer: 4 Semester).

Nach Beendigung seines Studiums muß der junge Mediziner noch sein praktisches Jahr als Medizinalpraktikant absolvieren. Alsdann erhält er seine Approbation und damit die gesetzliche Erlaubnis zur Ausübung der Praxis in Deutschland. Hiervon wird aber von dem jungen Arzt im allgemeinen nicht sofort Gebrauch gemacht, sondern er benutzt in der Regel noch einige Zeit zu weiterer Ausbildung. Die Aufnahme der Tätigkeit als praktischer Arzt ist infolge besonderer Bestimmungen bei der Zulassung zur Kassenpraxis für den Anfänger auch sonst wesentlich erschwert.

Infektionskrankheiten, wirksam unterstützt durch die Entdeckung von Heilsera und chemotherapeutischen Mitteln. Einen weiteren Ausbau erfuhr die öffentliche Gesundheitspflege durch das Gesetz über die Fleischbeschau (1900) und das bereits 1879 erlassene Reichsnahrungsmittelgesetz.

Für die private Gesundheitspflege schuf die junge Wissenschaft der Hygiene die Vorbedingung durch das Studium der Umwelteinflüsse: Luft, Klima, Wasser, Boden, Wohnung, Beruf, und die Untersuchung der Ernährungsverhältnisse, die Festlegung des notwendigen täglichen Kostmaßes für jung und alt. Waren auch die Kenntnisse in der Hygiene der Ernährung um die Jahrhundertwende gesichert, so haben doch die Forschungen der letzten Jahre über die Vitamine, d. h. lebensnotwendige, biologisch erkennbare, aber chemisch nicht definierbare Körper, neue Probleme aufgerollt.

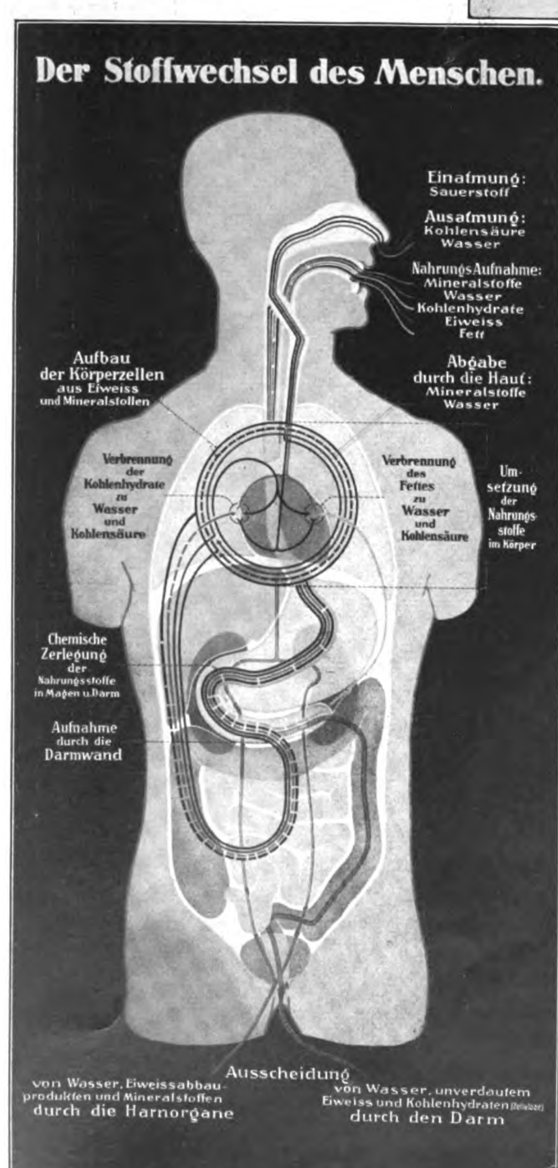
Die Hygiene des Säuglings, des Kleinkindes, des Schulkindes dürfte heute durch die medizinische Wissenschaft ausreichend geklärt sein, wenn auch betont werden muß, daß diese Erkenntnisse, wie überhaupt hygienisches Denken und Handeln, noch lange nicht genug in alle Volkskreise gedrungen sind. Einen wesentlichen Fortschritt haben uns hier die Fürsorgestellen gebracht, die auf dem Gebiete der Mütter- und Kinderberatung, der Tuberkulose-, Geschlechtskranken-, Geisteskranken-, Alkoholiker- und Krüppelfürsorge tätig sind. Nicht zu vergessen ist der Aufschwung unseres Volksbadewesens, wodurch die erste Forderung der Hygiene, die Erziehung zur Reinlichkeit, gefördert wird. Damit kommen wir auf das Gebiet der persönlichen Gesundheitspflege zurück. Hier muß betont werden, daß das moderne Leben an den Kulturmenschen ganz andere Anforderungen stellt als früher. Das moderne Verkehrswesen, die Art und Weise des Berufslebens beanspruchen unsere Nerven viel mehr als die unserer Großeltern. Um ein anderes Beispiel herauszugreifen. Wie viele Menschen erleiden durch zu weite Entfernung von der Arbeitsstätte oder durch nutzlose Vergnügen, nächtlichen Wirtshausbesuch Einbuße an dem so lebensnotwendigen Schlaf! Daß das moderne Leben einen neuen Typ Menschen schuf, mag richtig sein; daß ein härteres Geschlecht heranwachse, ist zum mindesten noch nicht bewiesen. Sicher aber ist, daß diese Entwicklung nicht auf Kosten der Gesundheit gehen darf. So ist denn der große Zug in unserem Volke, den ich mit den Worten des großen Jean Jacques Rousseau als Rückkehr zur Natur kennzeichnen möchte, als erfreuliches und für die Gesundheitspflege wichtiges Moment zu bewerten. Licht, Luft und Sonne ist der Schrei von Millionen in unwürdigen Wohnungen beengter Menschen. Das Recht auf Gesundheit ist wahrlich ein ebenso wichtiges Staatsbürgerrecht wie das Wahlrecht. Leider muß man feststellen, daß noch in weiten Volkskreisen Unkenntnis einer wirksamen Gesundheitspflege hindernd im Wege steht. Wenn auch die Aufklärung und Belehrung über Gesundheitspflege heute in den Schulen Eingang gefunden hat und hoffentlich dort noch Vertiefung erfährt, so muß doch anerkannt werden, daß eine Veranstaltung wie die diesjährige Große Düsseldorfer Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen eine nachhaltigere Wirkung auf große Massen von Besuchern ausüben kann und wird. Die moderne Form der Darstellung sorgt für eine gute Volksbelehrung größten Stils. Erfüllt die Ausstellung, an der Hunderte von deutschen Gelehrten mitgearbeitet haben, diesen Zweck, so dürften wir auf dem Gebiete der Gesundheitspflege einen guten Schritt vorwärtsgetan haben. Dem deutschen Menschen ist diese Ausstellung geweiht, und so kann ich diese Zeilen nicht besser schließen als mit dem Wort Ciceros, das ich an den Anfang des Ausstellungs-Kataloges setzte:

Salus populi suprema lex.

Dr. Th. Jos. Bürgers,
o. ö. Prof. für Hygiene an der Medizinischen Akademie Düsseldorf und Leiter der Abteilung „Gesundheitspflege" der Gesolei.







Vom Körperhaushalt des Menschen.

(Zu den nebenstehenden Abbildungen aus dem Deutschen Hygiene-Museum in Dresden.)

Die verschiedenartigen Nahrungsmittel, die der Mensch zu sich nimmt, bestehen alle aus den gleichen Grundstoffen: Eiweiß, Fett, Kohlehydraten und Mineralsalzen. Dazu bedarf der Mensch noch der ständigen Zufuhr von Luft und Wasser, die sich aus verschiedenen Elementen, wie Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff, zusammensetzen. Man hat den menschlichen Organismus mit einer Maschine verglichen, bei der die Kohlehydrate den Brennstoff, die Fette aber das Öl vorstellen, das die Maschine im Gang hält und die Eigenwärme reguliert. Das Eiweiß ergänzt die Abnutzung dieser Maschine und dient zum ständigen Aufbau der Körperzellen. Ein großer Teil der menschlichen Nahrung wird wieder durch den Darmkanal ausgeschieden, ohne zur Verbrennung gelangt zu sein. Eiweiß, Fette und Kohlehydrate haben im menschlichen Körper ganz bestimmte Aufgaben zu erfüllen, und deshalb darf ihre Zufuhr nicht unter eine gewisse Grenze sinken, wenn sich auch diese Stoffe teilweise gegenseitig vertreten können. Besonders die Fettzufuhr des Menschen ist sehr stark von den klimatischen Verhältnissen abhängig, in denen er lebt. Zur Erzielung eines normal funktionierenden Stoffwechsels wirkt außer dem Verdauungskanal noch eine beträchtliche Anzahl großer und kleiner Körperdrüsen mit.

Das Wasser ist eines der wichtigsten Nahrungsmittel der Menschen, es kann geradezu als Lebensträger bezeichnet werden. Bestehen doch fast zwei Drittel des menschlichen Körpers aus Wasser, besonders beim jugendlichen Individuum, während der Wassergehalt im Alter etwas abnimmt. Der Mensch kann viel eher auf Nahrung als auf Wasser verzichten; völlige Entbehrung der Wasserzufuhr führt nach spätestens 10 Tagen unter den qualvollsten Erscheinungen zum Tode. Das wasserreichste Organ des Menschen ist das Gehirn, das zu nicht weniger als vier Fünfteln aus Wasser besteht, während die Knochen verhältnismäßig wasserarm sind. Die Wasserausgabe geschieht keineswegs nur durch die Nieren, sondern in erheblichem Maße auch durch Haut und Lungen, um eine genaue Wärmeregulierung des menschlichen Organismus zu ermöglichen.

Wassereinnahme und Wasserausgabe des menschlichen Körpers.
Wassereinnahme
Wasserausgabe
Haut 670 ccm
Lunge 330 ccm
durch Speise und Trank
Verdauungskanal 2800 ccm
Niere 1670 ccm
Darm 130 ccm
2800 ccm 2800 ccm
(Mittlere Mengen)



Praktische Säuglingspflege auf der Ausstellung: Im Vasenol-Kinderheim. Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus.

Hygienische und soziale Leistungen der deutschen Städte.

Im Auftrag des Deutschen Städtetages für die Ausstellung in Düsseldorf bearbeitet von Medizinalrat Dr. Wendenburg, Gelsenkirchen.

1. Städtische Säuglingsfürsorge. Durchschnittlich kamen im Kalenderjahr 1925 in städtischen Verhältnissen auf 100000 Einwohner 1590 Kinder im ersten Lebensjahre. 1000414 Säuglingsberatungen wurden im Kalenderjahr 1925 von den städtischen Fürsorgestellen durchgeführt. Von 100 Lebendgeborenen starben im ersten Lebensjahr in den Jahren 1913 und 1925 bei einer Einwohnerzahl der Städte von 25000 bis 50000: 14,59 — 10,21; von 50000 bis 100000: 14,69 — 10,38; von 100000 und darüber: 14,50 — 9,65.

Man ersieht hieraus, daß die aufklärende Arbeit der städtischen Fürsorgestellen zu einem ganz erheblichen Rückgang der Säuglingssterblichkeit geführt hat.

In 135 deutschen Städten wurde an unbemittelte Wöchnerinnen unentgeltlich Milch abgegeben. Von 169 deutschen Städten beschäftigten nur 46 eine Spezialfürsorgerin für Säuglingspflege.

In den Städten mit mehr als 100000 Einwohnern hat sich die Familienfürsorge am besten durchgesetzt.

2. Wirtschaftliche Fürsorge. Gesamtzahl aller in offener Fürsorge nach dem Stand vom November 1925 laufend unterstützten Personen 947779. Auf 100000 Einwohner kommen also 4228 Hauptunterstützte und Zuschlagsempfänger. Letztere verteilen sich, wie folgt: Sozialrentner: 1375 Personen — 1080 Parteien; Kleinrentner und Gleichgestellte: 703 Personen — 585 Parteien; Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene: 233 Personen — 187 Parteien; sonstige Unterstützte und ausgesteuerte Erwerbslose: 1917 Personen — 1050 Parteien.

Dafür wandten die deutschen Städte im Monat November 1925 die Summe von 21414348 RM auf. Es zahlt also jeder Einwohner in einem Monat etwa 1 RM, demnach in einem Jahr etwa 12 RM. Gesamtaufwand für die geschlossene (Anstalts-)Fürsorge im November 1925: 8440107 RM. Summe aller Aufwendungen in 1 Monat: 29854455 RM. Es ergibt sich hieraus, daß jeder 24. Einwohner unterstützt wird. 24 Personen zahlen also je 1 RM, damit jeder Unterstützte den Betrag von 24 RM erhält.

3. Volksbildung. Am 1. Dezember 1925 waren 392 städtische Büchereien vorhanden. Der Bestand an Büchern betrug an diesem Tage 6345201. Um einen Begriff von dieser ungeheuren Zahl zu geben, mag gesagt sein, daß diese Bücher aneinandergereiht — die durchschnittliche Dicke eines Buches mit 3 cm angenommen — eine Strecke ergeben, die von Düsseldorf nach Frankfurt a. M. reicht (Luftlinie). Die Zahl der Bücherausleihungen in städtischen Büchereien betrug im Kalenderjahr 1925 10513420. Diese Zahl entspricht ungefähr der Einwohnerzahl von Holland und der Schweiz zusammengenommen.

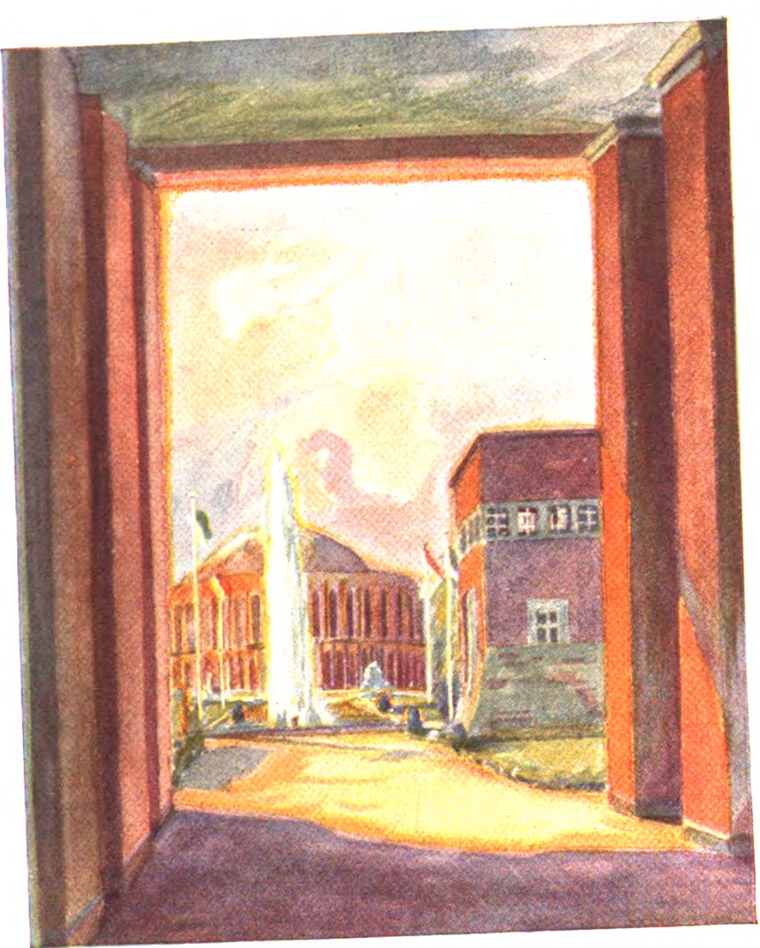
4. Leibesübungen. Die Berechnung der in den deutschen Städten bestehenden Stadien, Spiel- und Sportplätze, Sporthallen, Luftbäder, und zwar der städtischen wie der nichtstädtischen oder mit städtischer Unterstützung unterhaltenen, ergibt die Fläche von 54012215 qm. Berechnet man diese Zahl auf den Kopf der Einwohner, so ergibt sich: 2,4 qm. Diese Zahl ist nicht wesentlich entfernt von der von den Verbänden für Leibesübungen immer geforderten Zahl von 3 qm auf den Kopf der Bevölkerung. Nehmen wir die Rennbahnen, die ja vielfach nicht nur für Spezial-Sportbetriebe ausgenutzt werden, dazu, dann kommen wir auf eine Flächenzahl von 2,87 qm auf den Kopf der Bevölkerung. Bemerkenswert ist, daß die städtischen Einrichtungen dieser Art an Zahl, besonders aber an Flächenausdehnung die privaten Plätze der Vereine ganz wesentlich übersteigen. Es gibt: 41 städtische Stadien mit einer Flächenausdehnung von 6294216 qm, 24 nichtstädtische Stadien von 1234747 qm, 1798 städtische Spiel- und Sportplätze von 24135406 qm, 1484 nichtstädtische Spiel- und Sportplätze von 20850153 qm. Man erkennt daraus, daß die durchschnittliche Größe eines städtischen Stadions 153517 qm, eines nichtstädtischen Stadions 51448 qm, eines städtischen Spiel- und Sportplatzes 13423 qm, eines nichtstädtischen Spiel- und Sportplatzes 14050 qm beträgt. Es sind weiterhin vorhanden: städtische Rennbahnen 26, nichtstädtische 53; städtische Sporthallen 13, nichtstädtische 19; städtische Turnhallen 2699, nichtstädtische 464; städtische Bootsplätze 34, nichtstädtische 515; städtische Luftbäder 109, nichtstädtische 170.

5. Städtische Krankenanstalten. Ausschließlich der Heilstätten, Siechenhäuser usw., einschl. der Spezial-Krankenhäuser für besondere Erkrankungsformen und der Kliniken für Kinder (Krankenhausbetrieb), werden im ganzen 214 städtische Krankenanstalten unterhalten. Die Zusammenfassung dieser städtischen Anstalten würde an Einwohnerzahl und Größe ungefähr der Stadt Bielefeld entsprechen. In den Städten des rheinisch-westfälischen Industriegebietes gibt es verhältnismäßig wenige rein städtische Krankenanstalten.

Die Gesamtzahl der Ärzte (ausschl. der Medizinalpraktikanten) beträgt 2632, die Gesamtzahl des Pflege- und sonstigen Personals 34827, die Gesamtzahl der Betten 89376. Es ergibt sich also, daß auf etwa 100 Patienten 3 Ärzte und 39 Personen sonstiges Personal entfallen. Es sind weiter 70 Krankenhausapotheken vorhanden; ungefähr $^1/_3$ der Krankenanstalten arbeitet also mit eigenen Apotheken.

Kennzeichnend für die straffe, wissenschaftliche Organisation der städtischen Krankenanstalten ist es auch, daß 55,9 Proz. sämtlicher Betten sich entweder in Spezial-Krankenhäusern oder in Spezialabteilungen der Krankenhäuser befinden; dabei sind die Betten für Chirurgie und innere Krankheiten noch nicht einmal als Spezial-Abteilungen gerechnet, sondern nur:

1.	für Haut- und Geschlechtskrankheiten	10,36 Proz.
2.	„ Orthopädie	2,23 „
3.	„ Augenkrankheiten	1,16 „
4.	„ Ohren-, Nasen- und Rachenkrankheiten	1,53 „
5.	„ Gynäkologie und Geburtshilfe	5,59 „
6.	„ Infektionskrankheiten	7,18 „
7.	„ Nervenkrankheiten	7,45 „
8.	„ Tuberkulose	7,27 „
9.	„ Säuglinge und Kinder	9,76 „
10.	„ den Ausbruch von Epidemien	3,37 „



Blick auf die Rheinhalle und den Ehrenhof der Ausstellung.



Der Feuerwehrturm und die Hauptstraße der Ausstellung.



Das malerische Düsseldorf: Links: Corneliusplatz. — Rechts: Das Marx-Haus.

Nach Aquarellen von Erich v. Perfall.

Sport und Leibesübungen auf der Gesolei

Düsseldorf hat schon sehr viele bedeutsame Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellungen veranstaltet. Auch die kürzlich eröffnete 1926er Ausstellung entspricht dem alten Brauch Düsseldorfs, nach einem gewissen Zeitabschnitt zu zeigen, daß die alte Unternehmungslust seiner Bürgerschaft noch eigen ist. Das Unternehmen hat allerdings eine von früheren Veranstaltungen abweichende Färbung dadurch bekommen, daß bei ihm die soziale und gesundheitliche Fürsorge in den Vordergrund des Ausstellungsgedankens getreten ist und ihn vollständig beherrscht. Wo man hinsieht, in allen Abteilungen und Gruppen, in allen Pavillons und Sonderschauen, überall ist Mittelpunkt der Mensch als Objekt und Subjekt staatlicher und privater Fürsorge. An Umfang und Inhalt steht das Unternehmen in dieser Hinsicht an der Spitze aller ähnlichen Ausstellungen.

Von den drei Abteilungen, aus denen sich das Unternehmen zusammensetzt, der sozialen, der gesundheitlichen und der körperlichen Fürsorge, nimmt die letzte, die die körperliche Ertüchtigung betreffende, räumlich den geringsten Platz ein, steht aber im übrigen den anderen um so mehr gleichberechtigt zur Seite, als auch die Fragen der Gesundheitsfürsorge und der sozialen Fürsorge allüberall eng verbunden sind mit der körperlichen Fürsorge für alle Lebensalter.

Die einheitliche Ausgestaltung einer solchen Ausstellung, die den Querschnitt durch den derzeitigen Stand der Leibesübungen in Deutschland geben will, wird durch diese Verbindung erschwert, weil in den verschiedensten Untergruppen anderer Abteilungen auch Gebiete behandelt werden, die der körperlichen Fürsorge und Ertüchtigung dienen.

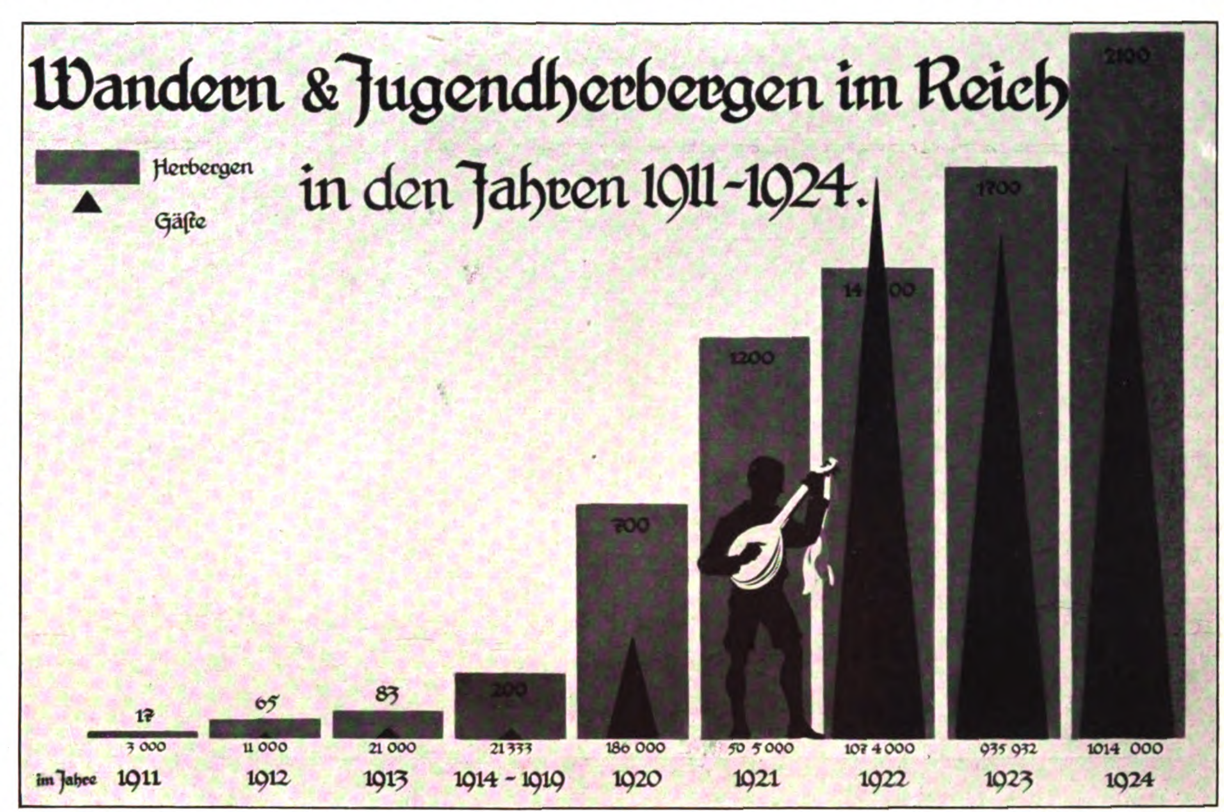
Mit dieser Einschränkung kann man rückhaltlos anerkennen, daß es gelungen ist, einen guten Überblick über die Bestrebungen zu geben, die Deutschland zur Zeit auf diesen Gebieten beherrschen. Man vergißt sehr schnell, wie die Verhältnisse noch vor 30 bis 40 Jahren lagen, in einer Zeit des Mangels an Turnhallen, des Mangels an Interesse bei der Lehrerschaft für die Turn- und Spielbestrebungen, des gleichen Mangels bei den Behörden. Man darf sich freuen, daß in den letzten Jahren vor dem Kriege die der körperlichen Ertüchtigung dienenden Ideen, die früher nur von einzelnen Führern vertreten wurden, auch die Sympathie der Reichs- und Landes-Regierungen gefunden haben. Die große Organisation des Reichsausschusses für Leibesübungen mit auserlesenen Namen an der Spitze, die Vertretungen der Sportverbände spielen eine ausschlaggebende Rolle. Überall sorgen die Städte für Stadien, Turn- und Spielplätze. Die Ablegung des Turnlehrerinnen- und Turnlehrer-Examens hat für die Lehrerschaft und ihre Beförderung an Bedeutung gewonnen. Kurzum, auf allen Gebieten herrscht besonders nach dem Kriege eine freudige Arbeit und das Bestreben, Versäumtes nachzuholen und es den anderen Nationen auf diesem Gebiete gleichzutun. Turnen und Sport sind mit der Zeit Gemeingut unseres Volkes geworden.

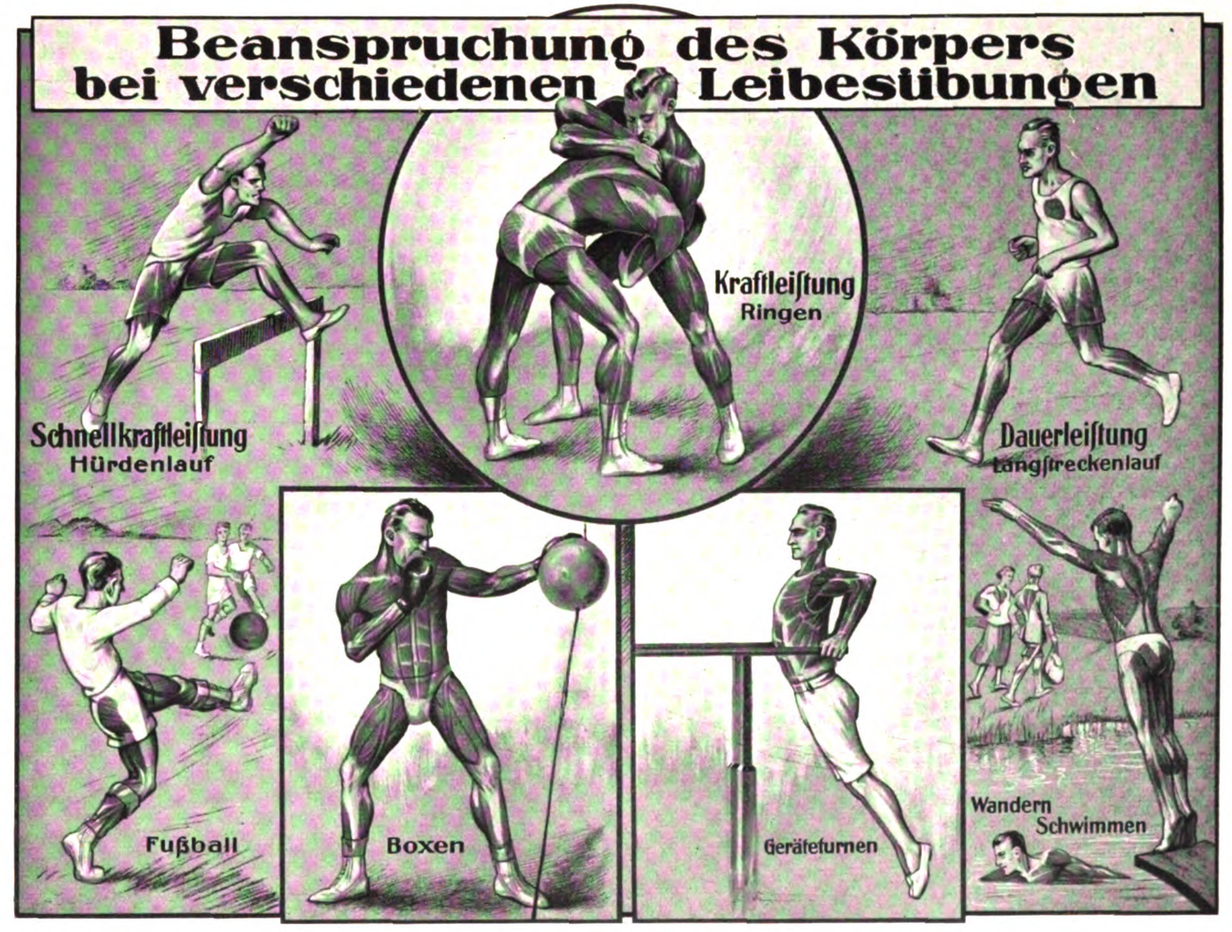
Bei der Vielseitigkeit der in Frage kommenden Gebiete ist es im Rahmen einer Ausstellung nicht leicht, einen Überblick zu bieten, besonders wenn man berücksichtigt, daß die Mittel für ein Ausstellungsunternehmen zum Teil auch das Einnahmen aufgebracht werden müssen.

Erfreulicherweise haben nun der Reichsausschuß für Leibesübungen, das Berliner Museum für Leibesübungen, die große Organisation der Deutschen Turnerschaft und die großen Spiel- und Sportverbände sich bereitwillig an der Ausstellungsarbeit beteiligt. — Die Deutsche Turnerschaft bringt alte Erinnerungen an Jahn und seine Zeit, an das Turnen in den 48er Jahren, wertvolle Urkunden geschichtlicher Natur, alte Fahnen, Turnkleidung einst und jetzt, vor allen Dingen musterhafte Gipsmodelle sportlicher Betätigungen verschiedenster Art.

Die Deutsche Studentenschaft gibt einen Überblick über das von ihr betriebene Gebiet der Leibesübungen und desgleichen über das studentische Fechten und seine Geschichte. Zur Seite steht dieser Gruppe ein Überblick über die Entwicklung und Blütezeit der deutschen Fechtkunst im allgemeinen.

Zahlreiche Bronzen und schwere Gewichte bezeichnen den Platz der Schwerathletik und des Faustkampfes.





Im unteren Bilde bezeichnen die dunklen Stellen die bei den einzelnen Übungen in Anspruch genommenen Muskelgruppen. — (Aus der Unterrichtssammlung über Leibesübungen, herausgegeben nach den Originalen des Deutschen Hygiene-Museums von der Aktiengesellschaft für hygienischen Lehrbedarf, Dresden.)

Langgestreckte Modelle von Vierer- und Achter-Ruderbooten, vielseitige Dioramen und Modelle von Bootshäusern bringt der Verband der Ruderer, neben ihm der deutsche Segelsport und die ihm angeschlossenen Vereine Typen von Segelbooten. Auch der Motorjachtsport fehlt nicht.

In einer Zeit, da der Fußball so sehr in Aufnahme gekommen, durfte von einer Übersicht über die Entwicklung des Fußballsports in Deutschland nicht abgesehen werden. Eine Doppelkoje gibt interessante Bilder dieser jetzt so sehr beliebten Sportbetätigung. Der Radsport bringt Typen vom alten Hochrad bis zur neuesten Form, der Tennissport Spielgerät und Mustertennisplätze, der Skiverband Sprungschanzen, Skier, Ansichten von Musteranlagen des Skisports und anderes. Wandern und Alpinismus führen in die Eifel, das Sauerland und die Alpen. Die Deutsche Jugendkraft, der Zusammenschluß der katholischen Jugend, gibt in origineller Form Querschnitte und Modelle seiner Jugendherbergen und einen Überblick über die schnelle Entwicklung seines Verbandes.

Hockey und Golf fügen sich in den Rahmen dieses Gesamtbildes würdig ein, nicht minder auch die Reitkunst in Warmblut- und Vollblutzucht mit interessanten geschichtlichen Bildern der Entwicklung dieses Sportes.

Erwähnt mag nur noch werden, daß aus der geschichtlichen Entwicklung die mittelalterlichen, rittersportlichen Übungen in einem von Maler Pagenstecher ausgemalten Rittersaal mit einer Originalturniergruppe dargestellt sind, und ähnlich die harmonische körperliche Ausbildung der Griechen in einem Raum von Maler Georg Hacker.

Unter den Darstellungen des Turnens in den Schulen sind besonders die Düsseldorfer Volksschulen in mustergültiger Weise vertreten. Die farbigen Diapositive aus den Klassenübungen geben einen einfachen, aber klaren Überblick über die Entwicklung des Schulturnens in unserer Zeit.

Aus dem Bereich der Luftschiffahrt sind Modelle und Originale vertreten von Motorflugzeugen, Segelflugzeugen, Luftschiffen und allen damit zusammenhängenden Objekten. Diese Gruppe stellt eine umfangreiche Sammelausstellung der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt in Berlin dar.

Wer sich für Sport und ähnliche Bestrebungen interessiert, wird bei einem Besuch Düsseldorfs und seiner Ausstellung auf seine Kosten kommen und den Eindruck gewinnen, daß auf der Düsseldorfer Ausstellung für den allgemeinen Gedanken der körperlichen Ertüchtigung unseres Volkes ein wertvolles Stück Arbeit geleistet worden ist.

Geh. Reg.-Rat Dr. Wilms, Düsseldorf.

Die „Soziale Fürsorge" auf der Gesolei

Auf der großen Vorgängerin unserer Ausstellung, der Internationalen Hygiene-Ausstellung, Dresden, 1911, war in dem dieser Veranstaltung gesetzten Rahmen der Fürsorgebestrebungen wohl gedacht worden, doch nur insoweit, als „sie mit der Hygiene zusammenhängen". Bei dieser Beschränkung blieb es nicht aus, daß bloß eine verhältnismäßig kleine Hauptgruppe in Dresden sich mit dem Problem der sozialen Fürsorge befaßte und daher sich auch nur auf das Säuglings- und Jugendalter beschränkte. Daß hier und da eine Frage sozialfürsorgerischer Art noch in irgendeiner anderen Gruppe nebenher angeschnitten wurde, ergab sich aus dem inneren Zusammenhang, so beim „Krankenhauswesen", bei der allgemeinen „Seuchenbekämpfung" und in der Gruppe „Arbeiterschutz und Arbeiterwohlfahrt".

Von der deutschen Bevölkerung wohnten: auf dem Lande (Gemeinden unter 2000 Einwohner) · in Klein- und Mittelstädten (Gemeinden mit 2000-100 000 Einwohner) · in Großstädten (über 100 000 Einw.)

1875: 61 v. H. · 33 v. H. · 6 v. H.

1900: 46 v. H. · 38 v. H. · 16 v. H.

1925: 36 v. H. · 37 v. H. · 27 v. H.

Die Verteilung der Bevölkerung auf Stadt und Land im Deutschen Reich in den Jahren 1875, 1900 und 1925.

Von der Bevölkerung der Orte mit Großspielplätzen (3 190 000) sind 1/4 (797 000) spielbedürftig. Von diesen können aber nur 665 000 spielen: 132 000 müssen wegen Platzmangels verzichten.

Niederlichtenau 300 · 1200

Rochlitz 1470 · 5870

Bautzen 10500 · 41800

Plauen i. V. 12000 · 16500 · 114600

Chemnitz 60000 · 22000 · 327000

Dresden 90000 · 60000 · 600000

Leipzig 170 000 · Es bleibt noch Raum für 28000 · 680 000

Spielbedürftige Bevölkerung · Gesamtbevölkerung · können spielen · müssen verzichten

Bevölkerung und Großspielplätze in Sachsen.

Aber die nun folgenden Jahre, besonders der Krieg und die Nachkriegszeit verursachten fast lawinenartig Massennotstände, welche die damals eben sich entwickelnden Zweige der sozialen Fürsorge fast überstürzt zu nie geahntem Umfang sich entfalten ließen. Gibt es doch heute keine Altersklasse und fast keine Berufsklasse, die nicht in irgendeiner Form dieser unglückseligen Entwicklung und dem dadurch bedingten Zustande ihren Tribut hat zahlen müssen. Hier helfend einzugreifen, ist Aufgabe der „Sozialen Fürsorge", und je größer die Not, desto umfangreicher auch die Maßnahmen, die Reich, Staat und Kommunen im Verein mit karitativen Verbänden zur Behebung dieses Elendzustandes getroffen haben und immer von neuem treffen.

Der zweiten der drei Hauptabteilungen der Gesolei ist es vorbehalten, ein großes Übersichtsbild zu geben über all das, was Staatsnotwendigkeit und Menschenmitleid zur Steuerung und Linderung der Volksmassennot geschaffen haben, aber keineswegs nur registrierend und referierend, sondern gleichzeitig auch beurteilend, neue Wege zeigend und hier und da auf das Manko hinweisend, das sich bei dem Vergleich zwischen bestehender Not und den sie bekämpfenden fürsorgerischen Maßnahmen herausstellt.

Aus diesem Zusammenhang ergibt sich die Einzelaufgliederung dieser Hauptabteilung von selbst. Zunächst wird der Versuch unternommen, in großen Zügen eine Skizze von der Notwendigkeit der Fürsorge gerade im jetzigen Zeitpunkt zu entwerfen. Die vielen Ursachen und Begleitzustände, welche die große Volksnot bedingen, finden hier ebenso ihre Abhandlung wie die augenblickliche wirtschaftliche Lage, die ja nicht zuletzt die Massennot mitverschuldet hat; daß in diesem Zusammenhang auch der Hungerblockade und der tief in die natürlichen Lebensbedingungen des deutschen Volkes einschneidenden Eingriffe des „Versailler Vertrages" und des „Dawes-Gutachtens" gedacht wurde, ergab sich gleichsam zwangsläufig.

Die Darlegung der geschichtlichen Entwicklung der Wohlfahrtspflege, eine Übersicht über die Organisation, eine kurzgefaßte Aufklärung über die Grundsätze, nach denen die Fürsorge gewährt wird, vervollständigen das Bild in dieser einleitenden Gruppe, der noch einige Hinweise auf die Art der Heranbildung geeigneter wissenschaftlicher Kräfte und eines gut geschulten Hilfspersonals unter entsprechender **Berücksichtigung der in Frage kommenden Ausbildungsstätten**, wie „Sozialhygienische Akademie für Ärzte" und „Soziale Frauenschulen", angefügt sind.

Das gesamte Fürsorgegebiet hat bei seiner weiteren Abhandlung nach den bedingten Ursachen und dementsprechend auch nach den zu ergreifenden Maßnahmen eine Dreigliederung erfahren: „Gesundheitsfürsorge", „Bildungs- und Erziehungsfürsorge" und „Wirtschaftliche Fürsorge". Natürlich ist eine strenge Scheidung zwischen diesen drei Arten der Fürsorge nicht gegeben, nur die Systematik der Darstellung legte diese Einteilung nahe. Alle drei Zweige gehen vielmehr ineinander über, ergänzen und bedingen sich gegenseitig. Die erste Art der Fürsorge, „Gesundheitsfürsorge", faßt ihr Material in zwei große Abschnitte zusammen, indem sie zunächst sich mit dem bevölkerungspolitischen Problem der Ehe beschäftigt und hier über Eheberatung, dann über die werdende Mutter, über die Fürsorge für sie mit Einschluß einer Darlegung der Arbeit der Hauspflege und der Tätigkeit der Entbindungsanstalten berichtet; dann verfolgt dieser erste Abschnitt den Erdenbürger durch alle Phasen seiner körperlichen Entwicklung bis zur Reife, und dementsprechend enthält dieser Abschnitt die Abhandlung über die Fürsorge für Säuglinge, Kleinkinder, Schulkinder und Schulentlassene. Der zweite Abschnitt dieser Gruppe gibt über die hauptsächlichsten Volkskrankheiten und -gebrechen Aufschluß und behandelt in entsprechender Ergänzung die getroffenen Fürsorgemaßnahmen. Hier sind an erster Stelle die Tuberkulose und die Geschlechtskrankheiten zu nennen. Dann als Volksgebrechen das Krüppeltum, die Blinden, Taubstummen und die Geisteskranken mit Einschluß der Epileptiker und jugendlichen Psychopathen. Bei den zuletzt genannten Krankheitsgruppen erfolgt die Darlegung nur insoweit, als eine fürsorgerische Maßnahme dadurch bedingt wird. Nach Art und Wesen der Krankheiten gelangen diese in der ersten Hauptabteilung „Gesundheitspflege" zur Abhandlung.

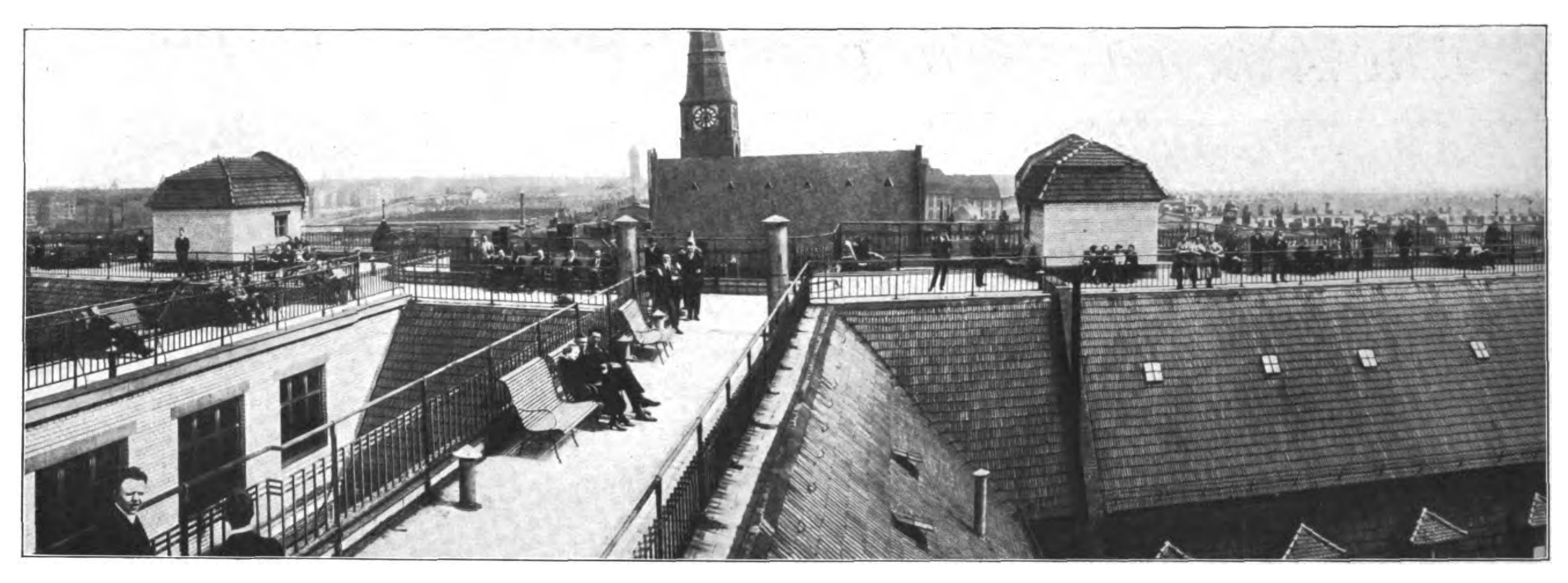


Fürsorgebeamtin im Krankenhaus.

Sehr groß ist auch die geistige Gefährdung weiterer Volksschichten, aber ebenso umfangreich ist auch die Hilfe, die die Not auszugleichen sucht. Wie alle Altersklassen von dieser Not betroffen sind, so auch die Jugend, und daher beginnt die Untergruppe „Bildungs- und Erziehungsfürsorge" mit der Darlegung von Jugendfürsorge, Vormundschaftswesen und Fürsorgeerziehung. Aber auch bei den Erwachsenen wird eine Erziehungsfürsorge in vielen Fällen notwendig, wenn eine Straftat sie vor den Richter zitiert und vorübergehend ihrer Freiheit beraubt. Neben der eigenen seelischen Not ist nun meist eine unausbleibliche Folge die wirtschaftliche Schwierigkeit in der des Ernährers beraubten Familie.

„Soziale Gerichtshilfe" und „Gefangenen- und Entlassenenfürsorge" sind die Untergruppen, welche die inneren Zusammenhänge klären und Wege weisen wollen, den Straffälligen die richtige Einordnung in das soziale Leben zurückfinden zu lassen.

Die nun folgenden Abteilungen der Hauptgruppe der „Bildungs- und Erziehungsfürsorge" befassen sich mit der ergänzenden Fürsorge, die überall da eingreift, wo die für das körperliche und geistige



Angestellten-Fürsorge in einem Großbetrieb: Dachgarten auf den Gebäuden der Osramwerke in Berlin, der den Angestellten während der Frühstückszeit zur Erholung dient.

Fortkommen normal bedingten Entwicklungsmöglichkeiten aus den verschiedensten Gründen nicht gegeben sind; außer einer Übersichtsausstellung finden wir in diesem Zusammenhang die Krabbelstube, den Kindergarten, den Kinderhort, das Kindertagesheim und die Berufsschule dargestellt.

Diese Untergruppe leitet dann zu den Abteilungen „Jugendpflege" und „Jugendbewegung" über, in denen die Jugendverbände nahezu aller Richtungen in friedlichem Wettbewerb ihre Tendenzen und Arbeiten dem Beschauer zu vermitteln suchen. Aus dieser recht umfangreichen Schau geht hervor, daß entweder in der ausgiebigen Betätigung in Spiel und Sport, also in dem Betreiben von Leibesübungen, die Vereine ihr erstrebenswertes Ziel sehen oder mehr durch eine geistig-sittliche Vertiefung ihr Endziel zu erreichen suchen. Als weitere, wenn auch kleinere, so doch in ihrem Werte und nach ihrer Darstellung nicht unbedeutende Einzelabschnitte seien der Vollständigkeit halber hier noch die „Laienspielbewegung", „Heimatspiel", „Volkshochschulwesen" und „gemeinnützige Theaterpflege" erwähnt.

Die nächste und demnach die dritte und letzte Art der Fürsorge ist die „Wirtschaftliche Fürsorge", der ebenfalls eine besondere Hauptgruppe gewidmet ist. Im Gegensatz zu früher hat sich die Wohlfahrtspflege von heute davon abgewendet, den Notstand durch die Verabfolgung einer einmaligen Barhilfe abzustellen, sie stellt vielmehr ihre Hilfeleistung auf jeden Fall besonders ein und behandelt ihr Material individuell. Hierzu geben besonders jene Gruppen der im Lebenskampf schwach Gewordenen Veranlassung, die wir vor dem Kriege nicht gekannt haben: die Erwerbslosen, die Kriegsopfer und die durch den Währungszerfall um ihr erspartes Vermögen gebrachten Rentner. Die richtige Einführung in das Erwerbsleben sucht die „Berufsberatung" zu sichern, während die Arbeitsvermittlung die Regelung der Arbeitskräfte nach ökonomischen Gesichtspunkten herbeiführen will. Beide Fürsorgezweige wirtschaftlicher Art finden in entsprechenden Untergruppen ihre Abhandlung. Mit der Not der Zeit hängt die Zunahme der Obdachlosen und Wandernden zusammen, und zwangsläufig ist auch hier eine erhöhte fürsorgerische Tätigkeit notwendig geworden, worüber zwei weitere Unterabteilungen Aufschluß geben.

Tausendfältig sind die Gefahren, die den einzelnen Menschen tagtäglich in seiner Gesundheit und Arbeitskraft bedrohen. Krankheiten der mannigfachsten Art können ihn in jedem Augenblick aus dem großen Wirtschaftsprozeß herausreißen; Unfälle vermögen das gleiche zu tun. Letztere haben sehr oft zur Folge, daß der Beschädigte zeit seines Lebens nicht wieder in das Erwerbsleben zurückkehrt, daß er invalid wird, welcher Zustand naturgemäß auch mit zunehmendem Alter eintreten kann. Die breite Masse der handarbeitenden Bevölkerung ist wirtschaftlich wohl nie so gestellt, daß sie diese oft plötzliche Umformung ihrer Lebensbedingungen allein tragen könnte. Die Hilfe eines Stärkeren ist vonnöten, die Sozialversicherung, die in einer anschließenden Hauptgruppe wohl zum erstenmal in ihrer Gesamttätigkeit zur Schau gestellt wird. Krankenkassen, Unfallberufsgenossenschaften und Versicherungsanstalten geben hier über ihre gewaltigen Leistungen Aufschluss. Neben der Darstellung der Sozialversicherung, die selbstverständlich auch die Angestelltenversicherung umfaßt, sind in dieser Hauptgruppe auch die Ersatzkassen, die Mittelstandsversicherungen und die privaten Lebensversicherungen vertreten.

Aus dem Elisabeth-Stift für hilfsbedürftige Kinder in Hermsdorf bei Berlin, das jetzt auf sein 100jähriges Bestehen zurückblickt: Freiübungen der Kinder.

Die letzte Hauptgruppe der Abteilung „Soziale Fürsorge" gibt ein großes Übersichtsbild über die gesamte Wohlfahrtspflege. Es ist ganz offensichtlich, daß bei der großen sozialen Not die von den Behörden, gleichgültig, ob Reich, Staat oder Gemeinden, getroffenen Maßnahmen nicht ausreichen und man zur Behebung dieses Elendzustandes der privaten Liebestätigkeit nicht entraten kann. Die großen Spitzenverbände der freien Wohlfahrtspflege, zusammengeschlossen zu der sogenannten „Liga", eröffnen mit ihren bemerkenswerten Ausstellungsobjekten den Reigen der vielen in dieser Hauptabteilung vertretenen Einzelgruppen. Ihr folgt das deutsche und internationale „Rote Kreuz" mit einer Sonderschau.

Weiter wäre als Aussteller mit internationalem Charakter die „Hygiene-Kommission des Völkerbundes" zu erwähnen, die gleichsam einen Rechenschaftsbericht über ihre nunmehr fünfjährige Tätigkeit geben will. Es würde zu weit führen, wollte man alle hier folgenden Untergruppen ihrer Bedeutung nach im einzelnen würdigen; eine Aufzählung mag genügen: „Bayerische Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der Volksgesundheit", dann eine Reihe berufsständiger oder parteipolitischer Organisationen, wie „Wirtschaftshilfe der deutschen Studentenschaft", „Gewerkschaftsbund der Angestellten", „Deutsch-Nationaler Handlungsgehilfen-Verband", „Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund" und „Arbeiter-Wohlfahrt". Eine kleine „Missionsausstellung" rundet das ganze Bild der freiwilligen Wohlfahrtspflege entsprechend ab.



Die Gemeinde-Waldschule in Charlottenburg.

In einigen hier noch angeschlossenen Untergruppen wird ein Überblick über die behördliche Wohlfahrtspflege geboten, die uns zunächst durch eine in sich geschlossene Sonderausstellung des Freistaates Sachsen, dann durch die Ausstellung des Deutschen Städtetages und der deutschen Landkreise entgegentritt. Ist dann noch des „Vasenol-Säuglingsheims" im Hofgarten und des am Ende der wissenschaftlichen Ausstellung gelegenen „Haus Düsseldorf" Erwähnung getan, dürfte das beabsichtigte Übersichtsbild vollständig sein.

Man wird zugestehen müssen, daß das Gebiet, das hier zusammengefaßt ist, ganz gewaltig ist, aber die von allen Seiten aufgewandte Arbeit hat sich gelohnt, und es ist — das darf jetzt unumwunden zugegeben werden — der gewollte Endzweck erreicht, ein wirklich umfassendes Monumentalgemälde über den augenblicklichen Stand der sozialen Fürsorge zu geben. Stadtarzt Dr. Hellmuth Fischer-Düsseldorf.

Die Malerei auf der Großen Kunstausstellung Düsseldorf 1926



Leo Küppers: Flötenspieler.

Was an der Düsseldorfer Ausstellung in allererster Linie auffällt, ist das erneute Streben der jungen rheinischen Stadt nach einem monumentalen Stil. In den jüngst errichteten festen Ausstellungsgebäuden, die dem Gesicht der Stadt zum Rhein hin einen bestimmenden Ausdruck leihen, versuchen auch die bildenden Künste, diesem wirtschaftlichen und kulturellen Wollen die einheitliche Form zu geben.

Auch in der Kunstausstellung begegnen wir der bewußten Einstellung von Bild und Plastik zum Raum: zum Raum, mit dem oder im Gegensatz zu dem Architektur wohl einmal werden kann. Auffällig in der Ausstellung ist das Fehlen der Richtungen, die früher in Übereinstimmung mit der Düsseldorfer Kunstakademie oder im Gegensatz zu ihr hervortraten und die sogenannte Düsseldorfer Schule ausmachten. Eine Düsseldorfer Schule gibt es kaum mehr, dagegen sehr viele Wandlungen des malerischen Ausdrucks, deren jede ihre Anziehungskraft hat und Nachahmung findet. Als ein Künstler eigener Art ist Leo Nyssen zu bezeichnen. Wohl zeigen seine Malereien ein großes Format, doch sind sie vorwiegend als Genrebilder anzusprechen, obgleich wir uns fast scheuen, diese lebensgroßen Figuren Genre zu nennen. Denn Genre bleibt immer Genre, ob der Rahmen groß ist oder klein, ob die Farben genialistisch verschmutzt sind oder handwerklich sauber. Es handelt sich um eine Frage des Geschmacks und der Technik. Die Düsseldorfer Ausstellung zeigt in dieser Hinsicht viele Möglichkeiten — es seien noch genannt: G. Hambüchen und Küppers. Die Landschaft ist, wie immer, stark vertreten. Mühlig, Liesegang, v. Perfall, Köhler, W. Hambüchen und einige Maler mehr wären da zu nennen als tüchtige Künstler, die eine gesicherte Überlieferung hochhalten. Die jüngere Generation ist lebhafter. Die Farben zerfließen, die Fläche wird geschlossener, auch eintöniger — Henschel, Schumacher-Salig. Oder die Farbtöne klingen flimmernd auf, hell und lockend — Gobiet; zerstäuben und sind endlich nur noch da in einem feinen, unstet leuchtenden Spiel, das die Form fast in sich ertrinken läßt — Gaertner. Es können von den vielen nur wenige in diesem knappen Bericht genannt werden, in willkürlichem Zusammenhang, denn der logisch geschichtliche Zusammenhang unterliegt auch in Düsseldorf seit zehn Jahren dem allgemeinen Kriterium. Eine schöne Rheinlandschaft von wahrer Romantik, ungezuckert und durchaus genießbar, malte ten Hompel. Champion erschöpft in kleinen, stillen Bildern das Vorstadtidyll. Eine gewisse Romantik ist auch bei Geßner erträglich, bei Bösken ist sie schon etwas aufgeputzt und bei Schmetz unempfindlich, apathisch. H. Kohlschein will sie ins Monumentale erheben. Romantiker ist auch Burmann, der sich augenblicklich zwar im Extrem, der „Sachlichkeit", übt und eine sehr alte, sehr häßliche Frau konterfeit. Wieder einer ist in seinen Farben verzückt, May; ein anderer, Erdle, gehört dem in seiner Beweglichkeit unendlichen Körper. Clarenbach und mit ihm Otto Marx sind Romantiker auf den ersten Blick. Die Seele des Niederrheins pflegt W. Schmurr. Als Vertreter der „Neuen Sachlichkeit" tritt B. Gilles mit seiner „Diskussion" auf. Von den älteren Malern, die im Atelier zu Hause sind, seien genannt: A. Sohn-Rethel als guter Porträtist, Max Stern, R. Bloos, Münzer, dessen Mädchenbild hier wiedergegeben ist, Ederer, Schönnenbeck, Heimig als Kolorist. Endlich die zwei Meister, die souverän über der bunten Mannigfaltigkeit stehen: der unvergleichliche J. Bretz, der eine köstliche Landschaft, Ziegelei, ein Stück vollendeter Malerei, zeigt, und der treffliche te Peerdt.



Hans Kohlschein: Garten Borghese.



Adolf Münzer: Mädchenbildnis.



Richard Bloos: Pariser Althändler.



Wilhelm Hambüchen: Hafenwinkel.



Richard Geßner jun.: Neubau bei Nacht.



Wilhelm Schmetz: Hafen.





Lorenz Bösken: Holzfäller.
Links: Peter Ludwigs: Kanal Ruhrort.



Bartholomäus Gilles: Diskussion.



Adolf Uzarski: Jazzband.



Blick auf den Rhein in Düsseldorf von dem neu erbauten Rheinterrassen-Restaurant aus. Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus.

Das neue Düsseldorf

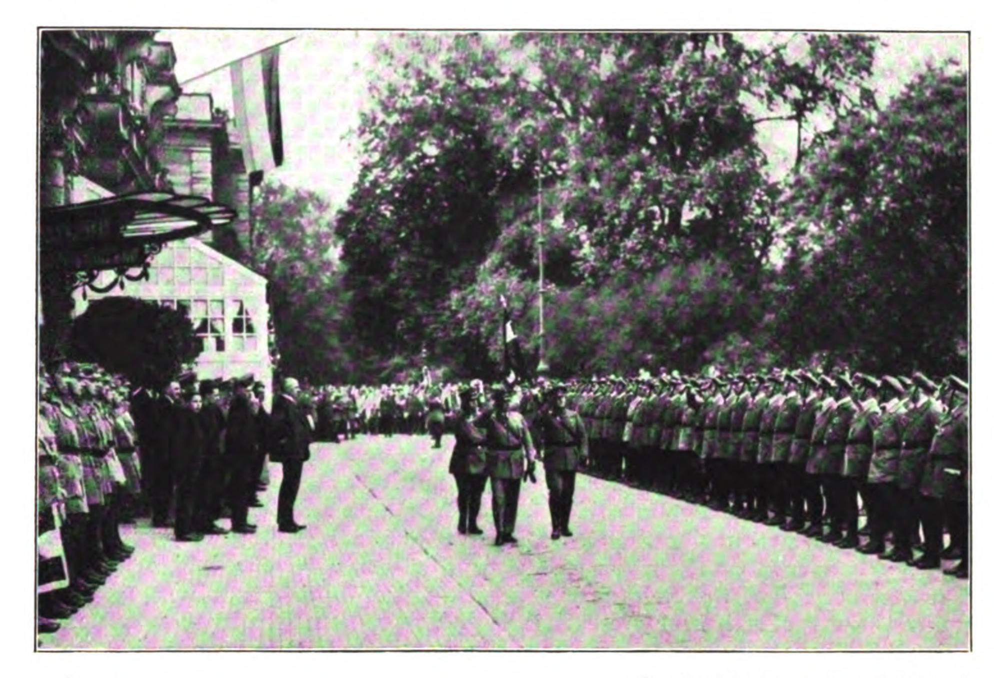
Rascher als andere deutsche Städte ist Düsseldorf zur Großstadt erwachsen. Die hinreißende Kühnheit des Zeitmaßes, die leichte und schöne Beweglichkeit des öffentlichen Lebens waren die stärksten Kräfte seiner Anziehung. Ein Jahrzehnt liegt hinter uns, in dem auch das rasch pulsende Blut in den Adern Düsseldorfs zu stocken schien. Die Stadt trug das schwerste Schicksal des Rheinlandes. Rettungslos drohte sie dem Siechtum zu verfallen. Kaum aber wurde Düsseldorf das Joch abgenommen, als sich Willen und Tatkraft auch wieder mit der gewohnten Kühnheit regten. Ein böses Raunen ging durch das Rheinland und pflanzte sich fort durch ganz Deutschland, als die Stadt sich zur Veranstaltung der Großen Ausstellung Düsseldorf 1926 entschloß. Vermessenheit, Tollkühnheit und Schlimmeres noch hieß, was für Düsseldorf Lebensnotwendigkeit war. Aber unbekümmert um freundlich warnende und feindselig scheltende Stimmen setzte sich der Zukunftswille der Stadt durch, zu ihrem Glück, vielleicht zum Glück des gesamten deutschen Westens, der heute noch immer schwereres Geschick zu tragen hat als andere deutsche Landesteile. Wer die Stadt in den dunklen Jahren des Leidens sah und sie heute wiedersieht als die Stadt der Großen Ausstellung, erkennt sie nicht wieder. Im raschen Vorübergehen eines Jahres hat sie sich gewandelt, wie andere Städte sich kaum in Jahrzehnten wandeln. Wer Düsseldorf gut kennt, wer empfindsam genug ist, spürt diese Wandlung vielleicht schon in der Luft, die er atmet, in dem Rhythmus, der ihn mitreißt, sobald er die Stadt betreten hat. Anderen wird vor allem die architektonische Veränderung der Stadt Wiedergeburt und neues Leben künden. Die feine Kultur der alten Kunst- und Gartenstadt, die auch die überraschenden und darum nicht immer ausgeglichenen Eingebungen der schnell wachsenden Großstadt nicht verwischen konnten, war es, die einst den Besucher vornehmlich lockte. Heute hat die Großstadt das Übergewicht erlangt, aber die Großstadt, die, von alter Kultur getränkt, aus gesunder Wurzel zu neuen Zwecken bewußt heranwächst. Der Zukunftswille, das Zielbewußtsein Düsseldorfs offenbaren sich dem Besucher überall, ob er nun vor den neuen großen Industrie- und Handelshäusern steht, die umgestaltete Rheinbrücke und die soeben vollendeten festen Ausstellungsbauten betrachtet oder die prächtige neue Uferstraße hinabwandert, die den Rhein weit hinaus bis zum großen Rheinstadion begleitet.

Lange genug hatte sich Düsseldorf vom Rhein abgekehrt. Jetzt hat es sich ihm plötzlich mit einer Entschiedenheit zugewandt, die erwarten läßt, daß in einem Jahrzehnt die Rheinfront Düsseldorfs ein schönes zeitgemäßes Gegenstück zu den Uferstraßen der lockenden alten Rheinstädte bilden wird. Unterhalb der mächtigen Rheinbrücke dehnt sich heute, farbig leuchtend wie eine südländische Stadt, weithin am Ufer die Große Ausstellung. Gewiß ist dem größten Teil dieser Stadt kurze Lebensdauer beschieden. Der wundervolle Rundbau der Rheinhalle jedoch, der sich über hoher quadratischer Bastei erhebt, der umgestaltete Kunstpalast und das lang ersehnte Rheinterrassen-Restaurant, alles Bauten, die Düsseldorf der Meisterschaft seines Wilhelm Kreis verdankt, werden nicht nur die Ausstellung, sondern auch Geschlechter überdauern und noch einem fernen Zeitalter Kunde geben von dem unerschütterlichen Mut und dem sieghaften Selbstvertrauen, die das schwere Schicksal einer deutschen Stadt bezwangen und freundlicherer Zukunft zuwandten.

Wie jede große Kunst, ist auch die Leistung des Baumeisters Wilhelm Kreis heftig angefochten worden. Man hat von assyrischem Stil, von Grabmal-Architektur und ähnlichem gesprochen, um die Bauten als landfremd und unzweckmäßig zu bezeichnen. In Wirklichkeit fügen sie sich trotz manchem ungewohnten Ausdruck, mancher neuartigen Form mit ihren großen, einfachen und weit ausschwingenden Linien leicht und zwanglos in die landschaftliche und architektonische Melodie des Niederrheins. Wer in dem Ehrenhof der Ausstellung steht, wer vor die Rheinhalle tritt, kann sich der packenden Gewalt dieser Baukunst nicht entziehen, er sei so widerwillig, wie er wolle. Kein Wort vermag vielleicht treffender den Eindruck dieser Bauten zu schildern als das Wort einer einfachen niederrheinischen Bäuerin, die, durch Vorhof und Rheinhalle geführt, immer wieder nur das eine zu sagen vermochte: „Das ist heilig." Eine große Aufgabe, wie sie noch selten einem deutschen Baumeister gestellt wurde, ist hier groß gelöst worden zum Glück für Düsseldorf, das dieser edlen, festlichen Architektur zur Durchbildung seines Gesichts, zur Steigerung seiner Schönheit bedurfte.

Ohne Zweifel hat sich die Leistungsfähigkeit der Stadt einstweilen in dem Aufbau der Großen Ausstellung erschöpft. Der Rathausneubau, dringend nötig und bereits bis zu schöner Planung gefördert, mußte zurückgestellt werden. Er erst wird das Werk, das die Ausstellung glückhaft begann, zum guten Ende führen; er wird dem Düsseldorfer Rheinufer die starke Achse geben, um die alle Linien der Front schwingen. Eine hoffentlich nicht zu ferne Zukunft wird Düsseldorf diesen mächtigen Reiz verleihen. Neben ihm aber sollen und werden die alten Reize der Stadt fortwirken, die wundervolle Königsallee, der schöne Hofgarten, der Dunstkreis von Kunst und Lebensfreude, der auch von der Großstadt nicht wich. Das neue Düsseldorf wird auch das alte schöne Düsseldorf sein.

Hans Arthur Lux.

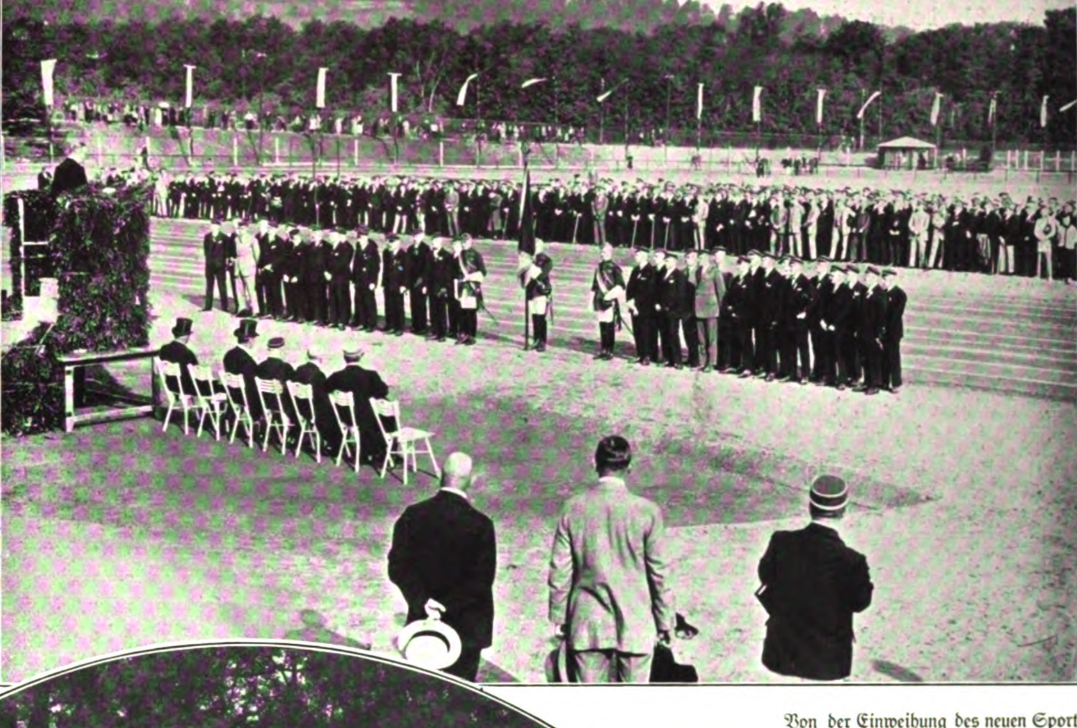




Von der Pfingsttagung des „Stahlhelms", Bundes der Frontsoldaten, in Düsseldorf, dem 7. Reichsfrontsoldatentag: Bundesführer Franz Seldte beim Abschreiten der Front der Stahlhelmleute am Parkhotel, dem ehemaligen Hauptquartier der Besatzungstruppen. — Rechts: Von der 650-Jahrfeier der Stadt Marienburg am 30. Mai: Die Einweihung des Schützenbrunnens, der von der Marienburger Schützengilde, die ihr 575 jähriges Jubiläum feierte, gestiftet wurde.



Von der Kolonialtagung in Bochum, die die kolonialen Verbände vom 27. Mai bis zum 1. Juni veranstalteten: Während des Feldgottesdienstes. × Herzogin Adolf Friedrich zu Mecklenburg.



Von der Einweihung des neuen Sportplatzes des Verbandes der Turnerschaften auf deutschen Hochschulen (V. C.) in Bad Blankenburg (Thüringen) am 30. Mai: Übergabe des Platzes an die den Vorsitz führende Turnerschaft „Salia" (Jena).



Geh.-Rat Prof. Dr. E. v. Drigalski, München, hervorragender Geograph, der am 31. Mai von der American Geographical Society in Neuyork die Livingstone-Medaille erhielt, die jedes Jahr für hohe geographische Leistungen verliehen wird.



Vom 500 jährigen Gründungsjubiläum des Salzburger Landeshauptschießstandes, das am 30. Mai in Salzburg unter Teilnahme zahlreicher österreichischer und deutscher Schützen- und Jägervereine stattfand: Die Feldmesse und Fahnenweihe. × Bundespräsident Dr. Hainisch, der Protektor des Österreichischen Schützenbundes.



Dr. Rudolf Oeser, Generaldirektor der 1924 gegründeten Reichsbahngesellschaft, † am 3. Juni, 67 Jahre alt. Er wurde 1919 preußischer Minister der öffentlichen Arbeiten, 1922 Reichsinnenminister und 1923 Reichsverkehrsminister.



(2. Fortsetzung.)

Die Ruder hatte ich fahren lassen; sie schleiften gurgelnd im Wasser nach. Eine heiße, schwere Stille war um uns beide, ich aber biß im Kampfe mit wild aufwachsenden Wünschen die Zähne in die Unterlippe.

Der Instinkt des Weibes sagte ihr, daß dieses lauernde Schweigen gebrochen werden müßte.

„Warum wollen Sie nicht bei dem Toten bleiben, junger Herr — wenn man fragen darf?"

„Ich — ich hab die Empfindung, er lacht mich aus."

„Aber nein!"

„Doch, Finerl. Schau, das ist so: Er ist der Diener gewesen zeit seines Lebens und ich der Herrensohn. Jetzt hab ich mich plagen und schinden müssen wie ein Tagelöhner, daß ich ihn ans Ufer schleppte. Und nur, weil er es so gewollt hat. Vielleicht war das seine Absicht. Er hat gewußt, daß ich jeden Morgen früh baden gehe. Er hätte sich ja woanders in den See stürzen können. Nein, gerade da hat er es getan, damit ich ihn bedienen muß. Weil er gewußt hat, daß ein Toter sogar Macht über Kaiser und Könige hat."

„Glauben Sie das wirklich?"

„Gewiß! Und das starre Lächeln um seinen Mund hat es mir bestätigt. Er hat mich gehaßt, wie der Dienende den Herrschenden immer haßt."

„Muß denn das immer sein?"

„Das war stets so auf der Welt."

„Ich bin doch auch nur eine Magd."

„Und?"

„Na, ja — eine Magd bin ich halt." Sie wurde rot über und über.

„Und du haßt mich nicht?"

Sie schüttelte den Kopf.

Letztes Rieseln der Ruder, das Schiff stand still.

„Kannst mich leiden, Finerl?"

„Wohl, wie sich's geziemt. Aber meine Haare sind trocken — jetzt müssen wir heim."

„Ich bin noch pudelnaß", sagte ich lustig.

„Nicht wahr ist's."

Mit einem raschen Schwung war ich aus dem Boot, tauchte unter dem Kiel durch und kam auf der anderen Seite wieder empor. Stemmte mich an der Bordwand hoch und kletterte wieder in den Kahn.

„Glaubst es jetzt, daß ich noch naß bin?"

Nun setzte ich mich aber nicht auf die Ruderbank, sondern ließ mich an ihrer Seite am Heck des Schiffes nieder. Es war da wenig Platz, und unsere Körper drängten sich zusammen.

Da war es denn so, daß ich sie küssen mußte. Mit dem scheuen ersten Kuß des jäh erwachten Mannes.

Mit einem Male fuhr das Mädel empor. „Nicht recht ist's und eine Sünde!"

„Was so kommt, ohne daß man daran denkt, ist das Sünde?"

Sie antwortete nichts. Hatte die Ruder ergriffen und fuhr dem Ufer zu. Schweigend lief sie in ihre Kabine und überließ es mir, das Boot anzuketten. Als ich mich angekleidet hatte und nach ihr Ausschau hielt, sah ich sie eilends den Weg emporgehen, der vom Seeufer zum Dorf führte.

Mit plumpen, schweren Holzschlappen, die Beine in dicken Wollstrümpfen und das Kopftüchel liederlich um das zusammengezwungene Haar gebunden.

Ein anderes Wesen ging da oben, als es das Mädchen im Boot gewesen war.

*

Da oder dort sah ich nun die Finerl, erwiderte errötend den demütig kriecherischen Gruß und ging ihr aus dem Weg, wo ich konnte. Die andere, die sich mir auf dem See gezeigt hatte, ersehnte ich, die da fürchtete ich.

So ging es zwei Wochen lang.

Bis zu jener schwülen Julinacht.

Ich hatte lange über meinen Büchern gesessen, hatte zum Schlusse noch mit Vaters Jagdhund einen kleinen Bummel durch den nächtigen, von Leuchtkäfern durchflimmerten Wald gemacht. Als ich heimkam, waren im Schlössel alle Lichter erloschen. Durch die großen Fenster der Halle fiel matter Mondschein und ließ etliche Rüstungen, Schilde und Schwerter, mit denen die Halle gar ritterlich geziert war, aufleuchten.

Im Stiegenhaus des ersten Stockwerkes war rund um einen wuchtigen, dunklen Kachelofen eine breite Bank. Von dieser fuhr nun, aufgeschreckt durch das Licht meiner Kerze, die Finerl empor und starrte mich verschlafen an. Sie sah aus wie eine wilde Katze. Das Strubbelhaar krauste wirr um den Kopf, die Augen hatten in dem Zwielicht ein Funkeln wie schwarzer Onyx im Mondlicht, und aus dem braunen Gesicht blinkten die Zahnreihen hell hervor. Das Demütige der letzten Tage war verschwunden, der Unterschied zwischen Herr und Dienerin war ausgelöscht in dieser Nachtstunde, da alles im Hause schlief außer uns beiden. Ich blieb stehen, denn mir war, als müßte das Mädel mir nun entgegenspringen zu irgendeinem Geschehen. Aber es geschah nichts. Die Dirn glitt wie ein heller Schatten von der Ofenbank, nahm mir stillschweigend den Leuchter aus der Hand und ging mit einem seltsam tänzelnden Schritt mir voraus, die Stiege hinauf, die zum zweiten Stockwerk führte. Dort war mein Knabenzimmer, verbunden mit dem Erker des Turmes. Dort war aber auch, das wußte ich, die Mägdekammer. Vor ihrer Tür packte die Finerl meine Hand und zerrte mich, noch immer schweigend, in das enge, muffige Gemach. Die Tür fiel unhörbar ins Schloß, die Kerze verlosch durch einen Atemzug des Mädchens. Ich sah nichts mehr als einen kargen viereckigen Schein vom Fenster her, hörte ein leises Rascheln von Kleidern. Ein Gedanke schoß mir auf, ich sprach ihn flüsternd aus: „Die Hanna!" Das war die ältliche Köchin, die gleichfalls hier ihr Lager hatte.

„Ist heute fort, ihre Mutter ist krank. — Mach Licht, Medard!"

Sie nahm die Kerze aus meiner unsicheren Hand, stellte sie auf einen Stuhl und warf im nächsten Augenblick die Arme so heftig um meinen Hals, daß ich taumelte, auf das Lager stürzte.

Ein dumpfer, schwerer Geruch stieg von den zerknüllten Decken auf, ein ekliger Brodem von alter, vielbenutzter Wäsche. Mir war zum Ersticken in dem ungelüfteten Raum. Und alles ward mir widerlich, unsagbar widerlich. Ich stand rasch auf, die Ahnung einer Gefahr war in mir.

„Ist dir die Magd leicht zu gering?"

„Nein, aber — das darf nicht sein", zagte ich hilflos. Ich konnte es ihr doch nicht gestehen, daß mir vor ihr ekelte.

„Warum nicht?" bettelte sie.

„Gute Nacht, Finerl! Lassen wir's vergessen sein."

Ich huschte zur Tür hinaus, in mein Zimmer. Warf mich dort auf mein Bett, den Körper voll Fieber, Glut und Verlangen. Liebe zurückgestoßen! Warum? Aus Hochmut, weil es in dem Mägderaum nach Schweiß und Arbeit roch. Aus Feigheit — aus Torheit — aus engherziger Strenge. Auf schnellte ich — zu ihr. Vom dunklen Gang aus sah ich das Licht in der Schwellenfuge ihrer Tür. Wußte, daß sie wartete. Und trat doch wieder in mein Zimmer zurück. Den Riegel schob ich vor, drehte den Schlüssel zweimal im Schloß. Dann schob ich einen Stuhl an das Erkerfenster und sah in die Nacht hinaus.

Unten lag der See, ein Bett flimmernder Sterne, durchrissen von der breiten Lichtstraße des Mondes. Die Nacht war klar und ruhig, nicht einmal die Fichten um das Schlössel rauschten. Und von der Ruhe floß es in mein aufgeregtes Selbst über, der See drängte sich heran und sprach zu mir. —

Ich erwachte von der Sonne, die eben über den Waldkamm gestiegen war. Erbat an diesem Tag vom Vater Urlaub und ging auf Wochen in unsere Jagdhütte hinauf, oben an der Waldgrenze, wo zur Zeit einige starke Böcke standen. Der Jägermartl war mit mir, wie stets, wenn ich zur Jagd zog. Wir waren frühmorgens und abends auf der Pirsch, kochten erjagtes Wildbret, Schmarrn, Knödel und Sterz und schliefen uns nachmittags aus. Die Vormittagsstunden benutzte ich dazu, meine Studien weiterzutreiben, denn im Herbst wollte ich die adelige Offiziersschule in Wien besuchen. Das war mein Wunsch und mein Plan. Der Ehrgeiz kitzelte mich, die vielgewaltigen Herren Offiziere, die ich beim Besuch im kleinen Landstädtchen unweit des Sees oft sah, hatten es mir angetan. Dem Vater war das nicht so recht — er war ein wenig verbauert in den langen Jahren hier draußen zwischen Wald, Feld und See. Vornehmes Benehmen und Feinheit hatten sich abgeschliffen. Empfingen wir Besuch der Verwandtschaft, dann war er wortkarg und mürrisch. Aber mit dem Jägermartl oder mit den Holzfällern, mit den Bauern und Fischern, mit denen konnte er reden. Ich verstand ihn nicht ganz, den Vater. Denn mir schien es schön und erstrebenswert, aus der Enge in die bunte Vielheit der großen Stadt zu kommen, nach Wien, das ich noch nicht kannte, in einen Beruf, der äußerliche Ehren und hohe gesellschaftliche Wertung bringen würde.

Das alles war wie ein lustiger, abwechslungsreicher Zukunftstraum in mir, ohne daß ich mir darüber weitere Gedanken machte. Der Wunsch war da, sonst nichts. Des Vaters sorgenschwere Miene übersah ich, überhörte es auch, als er einmal sagte: „Wenn du Offizier wirst — wer soll dann hier die Erde hüten, die ich meine Lebenszeit durch gepflegt hab?"

„Ich doch nicht — ich werde doch nicht Bauer werden!" —

Nach Wochen ließ mich der Vater wieder ins Tal rufen. Da es nun schon einmal mein Wunsch sei, müßte dieser auch vorbereitet werden. Wir müßten Besuche bei der hochgeborenen Verwandtschaft im Salzburgischen und in Tirol machen, damit ich dann in Wien über gesellschaftliche Anknüpfungspunkte verfüge. Leicht wurde dem Vater die Reise nicht, das wußte ich. Aber er tat es mir zuliebe. Also fuhren



Der Gedenkgottesdienst zur 10jährigen Wiederkehr des Tages der Seeschlacht vor dem Skagerrak am 31. Mai in der evangelischen Garnison-Kirche zu Wilhelmshaven / Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von R. Koch-Zeuthen

Mit der Feier war die Weihe des von Professor Schnars-Alquist gemalten neuen Altarbildes durch den evangelischen Marinefeldpropst verbunden. Es stellt die offene See dar mit der aufgehenden Sonne und einem großen Kreuz im Hintergrund.

wir durch das Drautal hinauf bis dorthin, wo es Pustertal zu heißen beginnt, obgleich es der gleiche Fluß durchströmt. Weiter über den Brenner nach Innsbruck und kreisum über Salzburg und den Pongau wieder heim.

Die Stunde jener Nacht wandelte sich mählich in meiner Erinnerung, meine Torheit wuchs in meinem Gedenken groß, und der Name der braunen Magd wurde mir zur Sehnsucht.

In Salzburg kaufte ich ein venezianisches Halskettlein — das wollte ich der Finerl daheim um den Nacken legen und von Reu und Leid sprechen.

Ich tat es aber nicht, denn als unser Reisewagen wieder vor dem Schlössel hielt, war die Finerl nicht mehr da. Aus dem Dienst gegangen, hieß es so kurz, daß ich leichtlich Verstecktes dahinter merken konnte.

Keinen konnte ich fragen als meinen alten Jagdfreund, den Jägermartl. Und auf der Jagdhütte tat ich's, als wir nach der Abendpirsch plaudernd zusammensaßen. Er wiegte den eckigen Schädel mit den Zottellocken hin und her.

„Was kümmert Euch die Finerl, junger Herr?"

„Wie man halt so fragt."

„Hm, wird also doch was Wahres dran sein."

„An was? Sprich, Martl!"

„Wenn Ihr's nicht übel nehmt — nun ja! Der Finerl ihr Schatz —"

„Einen Schatz hat sie?"

„Freilich, den Sepp Magetheiner. Ein bissel ein Unguter ist er, Raufer, Säufer und Spieler. Jetzt kriegt's halt ein Kind von ihm."

„Wer? Die Finerl?"

„Freilich wohl."

Ich warf mich vornüber auf die Tischplatte, hielt den Kopf in den Händen und schluchzte wild auf. Das also, so war's gekommen! Zurückgestoßen, betrogen um ein armseliges Glück von dem hochmütigen jungen Herrn, hatte sie sich dem Lumpen in die Arme geworfen. Ein Mensch schrie da irgendwo in Verlassenheit und Not, aus armseliger Hütte ging ein Fluch zu mir. —

Die Heimat wurde mir ganz verleidet in den letzten Tagen meines Aufenthaltes, Pirsch und Hatzjagd verloren ihren früheren Reiz, und aus den Mauern, den Gewölben, den Nischen des alten Hauses sah ich allüberall Frauenarme nach mir greifen, sah Schlingen um mein Haupt, wo Schatten waren, goldene Haarsträhne als Fessel, wo Sonnenlicht flutete.

Der See allein war frei von diesen Gespenstern — nein, nicht der See, sondern das Schilf an seinem Rande, die rauschenden, flüsternden, singenden und kosenden Schilfdickichte, mit denen das Ufer umgrenzt war. Schon als Knabe hatte ich gern im Schilf gesessen, hatte den grünen Vorhang zwischen mir und der Welt zufallen lassen, um allein mit meinen Träumereien zu sein. Jetzt verging kein Tag, da ich nicht mit dem Boot zu der langen, in den See vorgreifenden Halbinsel fuhr, die aus dichtem Gestrüpp von Binsen und Schilf bestand. Zwei, drei kräftige Ruderschläge tat ich, daß der Kahn vorwärts schoß. Krachen und Knacken tönte unter dem Kiel, Prasseln und Rauschen, stockend wurde der Lauf des Schiffes, niedergebeugte Halme richteten sich auf, Wassergetier plätscherte erschrocken davon oder hinab in die Schlammtiefe, und dann war ich allein.

Gewöhnlich nahm ich mir ein Buch mit, denn köstlich war es, in der feierlichen Bewegtheit der Wasserwelt Dichterworte zu hören oder neues Wissen zu erfahren. So geschah es auch am letzten Tage vor meiner Abreise, in den Stunden, die Abschied vom See sein sollten. Da hatte ich ein kürzlich erschienenes Büchlein in der Hand, in dem ein eifriger Gelehrter Sagen des Landes gesammelt hatte. Einiges war auch darin, das auf unser Geschlecht Bezug hatte, und unversehens blätterte ich die Mär von der Seenixe auf.

Ich las sie einmal, entsann mich der Erzählung der alten Kathrin. Ein zweites Mal las ich's, da tauchte mir die Erinnerung an die merkwürdige Bewegung der hölzernen Seejungfer auf. Und ein drittes Mal — da klappte ich das Buch zu, und meine Augen bohrten sich in das Schilfdickicht. Hob sich dort eine Flut goldenen Haares, leuchtete da ein weißer Arm auf? Alles blieb still, nur goldgeflügelte Libellen tanzten über den Rispen.

„Nie mehr wirst du ein anderes Weib lieben können, unfrei wirst du sein im Glück meines Besitzes."

Hatte das ein Mund gesprochen aus der Tiefe, die verdämmernd gründunkel zwischen den Halmen schwebte? Oder hatte das Rauschen der Halme mich genarrt?

Ich streckte die Hand ins Wasser — silberne Perlen stiegen von ihr auf, wirbelten an die Oberfläche und zerstoben. Rotes funkelte auf olivfarbenem Grund wie ein großes Auge — das war der Amethyst meines Ringes, in den das Wappen der Lodrons eingeschnitten war. Am Tage meiner Firmung hatte ihn mir der Vater geschenkt; es war kunstvolle Arbeit eines Goldschmiedes der Hauptstadt, getreu dem Urbild nachgefertigt, das sich in unserem Familienschatz von Geschlecht zu Geschlecht vererbte.

Ich zog die Hand aus dem Wasser und hatte plötzlich das beängstigende Gefühl, als ob sie von unsichtbaren Fingern festgehalten würde. Dann stand ich aufrecht im Boot, hatte den Ring gelöst und den Arm zum Wurf ausgestreckt.

Wieder ließ ich ihn sinken.

Torheit! Altes Märchen!

Die Ruder ergriff ich und zwang das Boot aus dem Schilf, unserer Seehütte zu.

Nachmittag ging ich noch einmal, allein, in meine alte Kinderstube, die ich längst mit dem Jungknabenzimmer am Turmerker vertauscht hatte. Es war alles anders als damals vor Jahren, nur die hölzerne Seejungfer hing noch an der Decke. Ein Spinnweb war zwischen den ausgebreiteten Armen und dem Kopfe gespannt und leuchtete im Spätsonnenglanz wie ein hellgrauer Seidenschleier.

Ich sah die Figur an und gedachte wieder der rätselhaft drohenden Worte, die doch eine Befreiung von all dem waren, das mich seit Tagen quälte. Befreiung vom Weibe, das zum erstenmal und schon so zerstörend in mein Leben getreten, vom Weibe, das ich, wohl fühlte ich's, fürchtete.

Der Abend kam. Da war ich entschlossen, es zu tun. Ich glaubte nicht an die alte Sage, wohl aber an ihren tieferen Sinn. Wie der Doge von Venedig alljährlich vom Bucetaurus aus einen Ring in das Meer geworfen hatte, um die Lagunenstadt aufs neue mit der Adria zu vermählen, so wollte ich durch eine symbolische Handlung mich dem See verbinden, der mir tiefste Offenbarung der Heimat war. Und das am Tage, bevor ich in die Fremde zöge.

Die Sonne sank hinter den Felsbergen des Westens, ihr letztes Licht lag wie ein Feuerkamm auf ausgezacktem Drachenrücken. Da bog der Kiel meines Schiffes die Schilfhalme zur Seite, da schloß sich die grüne Welt um mich. Den Ring mit dem rotblutenden Stein zog ich vom Finger, hielt ihn weit von mir über die nun schon purpurschwarze Tiefe.

Noch einmal kam es mir: Knabenhaft romantische Torheit ist das alles!

Aber ich wußte, daß ich nicht mehr zurückkönne. Leise murmelte ich die Worte der Sage: „Ich bin dein, und du bist mein."

Ich öffnete die Finger, sah den Ring noch einmal hell aufblitzen. Dann ein leiser Fall auf der Wasserfläche wie der Ton einer fernen Glocke.

Golden wirbelte ein Strich zur Tiefe, verhauchte in der Nacht des Grundes.

Da ging es wie ein helles Singen durch das Schilf, die Halme bogen sich, neigten sich zueinander, eine Welle hob das Schiff und verbrandete am Ufer. In der kurzen Bewegung dieser Welle aber war es, als ob sich ein Schleier von den Rätseln des Grundes geschoben hätte und in einem Wassertor ein weißer Leib, ein unbeschreiblich holdes Antlitz sichtbar geworden wäre. Nur in eines Gedankens raschem Blitz — dann lag das Wasser wieder ruhig, und fernher schlug die Sumpfdrossel ihre hellen Töne.

Ich wußte nicht, wie ich mir das Trugbild des Gesichtes hätte beschreiben sollen. Und wußte doch, daß ich es unter Tausenden wiedererkennen würde. Als ich zur Dämmerung ins Schlössel kam, war groß Lärmen und Zanken. Denn die hölzerne Seejungfrau hatte sich von der Decke gelöst und war auf dem Fußboden in viele Stücke zerschellt. Der Nagel, der die Figur gehalten hatte, war morsch geworden, und das Zerrbild, das der Hylarius von Lodron als Siegeszeichen seiner frommen Abwehr wider unsaubere Geister hatte schnitzen lassen, war vernichtet. — — —

In der Kasernenstube standen drei Betten, und eines davon war mein Lager. Ein Kasten daneben enthielt alles, was ich hier besaß. An der Wand hing ein geschnitztes Herrgöttlein und darunter das Dienstreglement für die Offiziersschüler. Vom Fenster aus sah man den Exerzierplatz, und die Luft war tagsüber voll von Geschrei und Fluchen.

Wir waren dem Leutnant Zangerl unterstellt, das heißt, wir hatten seinem Dienste beizuwohnen, um in Praxis zu lernen, was uns als Grundwissen des Offiziersberufes schon in der Militärschule von Rodaun eingetrichtert worden war. Der Leutnant war der Sohn eines reichen Fleischhackers aus der Hernalser Vorstadt, hieß mit Vornamen Fritz, nannte sich aber Frederik und trug ein Gebaren, das er den adeligen Offizieren abgeguckt hatte. Er hatte ein breites Gesicht und Nußknackerkiefer und einen wulstigen Mund, der fast bis zu den abstehenden Henkelohren hinaufreichte. Als guter Offizier war er geschätzt, und der Mannschaft gegenüber sparte er nicht mit der Reitpeitsche.

„Man muß die Bestie im Zaume halten", meinte er, während er mit mir durch den düsteren, von wenig Lampen erhellten Korridor schritt. „Es revoltiert und rührt sich überall, in Frankreich erwartet man täglich Unruhen. Und wenn die Truppe nicht durch eiserne Disziplin..." Da standen wir vor der Tür des Mannschaftssaales, den Zangerl heute visitieren wollte. Mich hatte er als Begleiter befohlen.

Die Uhr zeigte eine halbe Minute vor neun. „Wir wollen noch warten — ab neun Uhr hat alles in der Stube zu sein. Die werden schauen, wenn heute der Leutnant selbst Appell macht." Er lachte gluckend, stillbefriedigt in sich hinein.

„Tun Sie das gern, Herr Leutnant? Mir scheint es eine Art Gouvernantenarbeit."

„Im Allerhöchsten Dienst ist jede Arbeit Vergnügen."

Das Lied kannte ich. Vor uns jungen Adeligen eiferte er immer für den Allerhöchsten Dienst. Man konnte nicht wissen: vielleicht erzählte der von Pritzlinsdorf einmal seinem Vater, dem Oberstkämmerer, etwas von dem diensteifrigen Leutnant. (Fortsetzung folgt.)



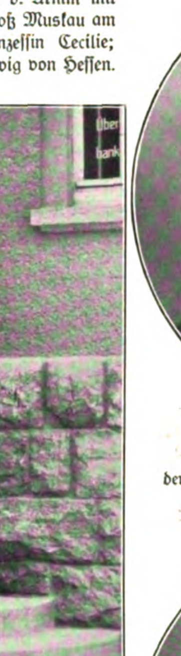


Albert Graf Apponyi,
hervorragender ungarischer Staatsmann, wiederholt Minister, 1920 Führer der ungar. Friedensdelegation, feierte am 29. Mai seinen 80. Geburtstag.



Links: Dr. Wilhelm Vázsonyi,
Geh. Rat, ehem. ungarischer Justizminister, bekannter Parteiführer, † am 29. Mai in Baden bei Wien.

Von der Hochzeit der Gräfin Freda-Alexandra v. Arnim mit dem Fürsten Al. zu Dohna-Schlobitten auf Schloß Muskau am 29. Mai. Links hinter der Braut: Kronprinzessin Cecilie; rechts hinter dem Bräutigam: Großherzog Ludwig von Hessen.
(Phot. E. Bieber, Berlin.)

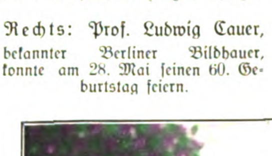




Von der Tagung des Reichslandbundes in Weimar am 29. Mai: Eine Gruppe von Teilnehmern.
1 Direktor Kriegsheim; 2 Graf v. Kalckreuth, Präsident des Reichslandbundes; 3 Dr. Haslinde, Reichsernährungsminister; 4 Dr. Sattler, thüringischer Staatsminister; 5 Hepp, Präsident des Reichslandbundes; 6 Höfer, St. Bernhard, Vorsitzender des Thüringer Landbundes; 7 Nicolas, Rostin, Vorsitzender des Brandenburger Landbundes; 8 Frhr. v. Richthofen, Boguslawitz, Vorsitzender des Schlesischen Landbundes; 9 Cord-Cordes, Kirchlinteln, Vorsitzender des Hannoverschen Landbundes; 10 v. Goldacker, Weberstedt; 11 v. Schwerin, Spantekow; 12 Döbrich, Buchenhof; 13 Weilnböck, Stadtsteinach; 14 Dr. v. Sybel; 15 Hillger, Spiegelberg; 16 Wenzel, Kittelsthal; 17 Boeckelmann, Wetzdorf· 18 Baum, Rauschwitz, stellv. Vors. des Thüringer Landbundes; 19 Mackeldey, Weimar, Geschäftsführer des Thüringer Landbundes; 20 Boeß; 21 Dr. v. Volkmann; 22 Proffen, Weimar; 23 Heim, Janisroda, Präsident der Thüringer Hauptlandwirtschaftskammer; 24 Haegemann, Lützendorf.

Professor Ignaz Moscicki,
der am 1. Juni gewählte Präsident der polnischen Republik.





Rechts: Prof. Ludwig Cauer,
bekannter Berliner Bildhauer, konnte am 28. Mai seinen 60. Geburtstag feiern.



Von der kürzlich erfolgten Taufe einer Enkelin des englischen Königspaares, der Prinzessin Elisabeth Alexandra, der Tochter des Herzogs von York: Die Teilnehmer aus dem engsten Familienkreise. Von links nach rechts: stehend: Herzog von Connaught, der König von England, Herzog von York und Graf Strathmore; sitzend: Lady Elphinstone, die Königin von England, Herzogin von York (Mutter des Täuflings), Gräfin Strathmore und Prinzessin Mary.



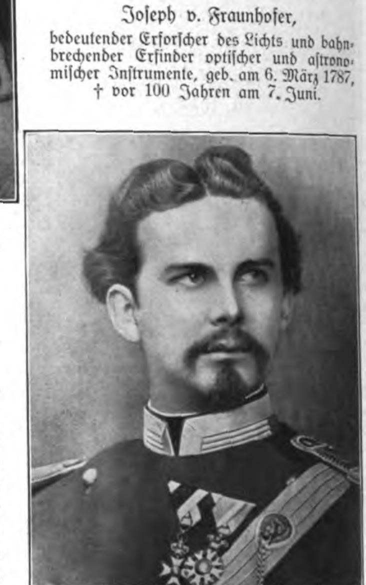
Von der unlängst erfolgten Gründung des Deutschen Damen-Automobilklubs (D. D. A. K.) in Berlin: Die Gründungsmitglieder: Frl. Irma Bosselmann, Frl. Deleroi, Frl. v. Wedel, Frau Direktor Reichstein, Frau Richter, Frau Direktor Krüger und Frau v. Linsingen, die 1. Vorsitzende des Klubs (ganz rechts).



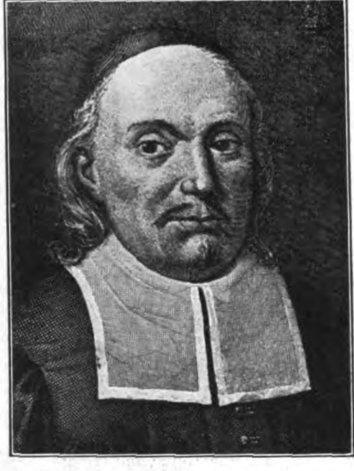
George Sand,
Pseudonym für Aurora Dupin, berühmte französische Schriftstellerin, † vor 50 Jahren am 7. Juni.



Zum 40jährigen Todestage König Ludwigs II. von Bayern am 13. Juni: Landung des Königs nach der ersten Ausfahrt mit seinem Dampfer „Tristan". Nach einem Aquarell von E. Correns.



Joseph v. Fraunhofer,
bedeutender Erforscher des Lichts und bahnbrechender Erfinder optischer und astronomischer Instrumente, geb. am 6. März 1787, † vor 100 Jahren am 7. Juni.



Paul Gerhardt,
bekannter Dichter evangelischer Kirchenlieder, † vor 250 Jahren am 7. Juni.

Gedenktage.

Eine eigenartige Erscheinung auf dem Königsthrone stellt König Ludwig II. von Bayern dar, der als Sohn des im Jahre 1864 verstorbenen Königs Maximilian mit 18 Jahren die Regierung übernahm. Im Kriegsjahre 1866 auf der Seite Österreichs stehend, schloß er sich 1870 bei Kriegsausbruch den übrigen deutschen Fürsten an und trug später in deren Auftrag König Wilhelm den Titel eines Deutschen Kaisers an. Danach zog er sich mehr und mehr von den Staatsgeschäften zurück und lebte schließlich ganz seinen romantisch-phantastischen Neigungen. Am 8. Juni 1886 wurde wegen seiner Verschwendungssucht und der immer mehr zutage tretenden Geistesgestörtheit eine Reichsverweserschaft eingesetzt. Fünf Tage später kehrte er von einer Fahrt auf dem Starnberger See nicht mehr zurück.

Joseph v. Fraunhofer, der „deutsche Newton", wurde am 6. März 1787 in Straubing als jüngstes, elftes Kind eines Glasers geboren. Er kam zu einem Glasschleifer in die Lehre und gewann durch einen Unglücksfall einflußreiche Gönner, die ihm später zu einer Gehilfenstellung am „Mathematisch-Mechanischen Institut" in München verhalfen. Hier gelang es ihm, die dunklen, nach ihm benannten Linien im Sonnenspektrum zu entdecken. Weiterhin ersann er verschiedene wichtige optische und astronomische Instrumente, die Weltruf erlangten. Am 7. Juni 1826 starb der verdienstvolle Mann.

Am gleichen Tage vor 250 Jahren verschied Paul Gerhardt, der Dichter jener innigen, gemütvollen Kirchenlieder, die noch heute lebendig sind. Am 12. März 1607 zu Gräfenhainichen (Prov. Sachsen) geboren, besuchte er die Landes- und Fürstenschule in Grimma und wurde schließlich Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin. Den im Jahre 1666 wegen seiner unnachgiebigen konfessionellen Gesinnung außer Landes Verwiesenen ernannte Herzog Christian von Sachsen-Merseburg zum Archidiakonus in Lübben (Brandenburg), seinem späteren Sterbeort.

Eine interessante und bedeutende Frau in der Literatur wie im Leben war George Sand (Aurora Dupin), geboren in Paris am 2. Juli 1804 als Tochter eines französischen Offiziers, **die Urenkelin des Marschalls Moritz von Sachsen, eines Sohnes von August dem Starken und der Gräfin Aurora v. Königsmarck. Ebenso romantisch wie ihre Abkunft war ihr ganzes Dasein. In ihren überaus zahlreichen Schriften offenbart sich dieser Zug, und ihre Beziehungen, vor allem zu dem französischen Dichter Musset und dem Komponisten Chopin trugen denselben Charakter. Am 7. Juni 1876 endete ihr erlebnisreiches, wechselvolles Leben.**





Auf nach Düsseldorf!

VON HEINRICH MINDEN

Jedem der nachstehenden Wörter sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu entnehmen. Zusammengereiht ergeben diese einen Vierzeiler, der in wohlgerundeter Weise zum Besuche der Gesolei ermuntert.

Tageslauf / Rundfunk / Wundheilung
Wortspiel / Anwendung / Petschaft
Schwester / Rheingau / Sagenschatz
Riemen / Schwachstrom / Sportdiplom
Bachstelze / Starkasten / Baukunst / Landfriede / Freiwerber / Rehziemer / Urmensch
Handtasche / Ansiedlung / Polarmeer / Springer
Augenglas / Adlernest / Rebensaft / Laufdiener
Feldberg / Mesopotamien / Höchstleistung

Dem glücklichen Löser obiger Aufgabe winkt als Preis eine achttägige Rheinreise von Mainz bis Düsseldorf zum Besuch der Ausstellung. Als Reisespesen sind 250 Mark ausgesetzt, welcher Betrag sich um die Kosten der Eisenbahnfahrt vom Wohnort des Gewinners nach Mainz, der Schiffahrt von Mainz nach Düsseldorf sowie der Rückfahrt von Düsseldorf zum Ausgangspunkt der Reise erhöht. Gehen mehrere richtige Lösungen ein, so entscheidet das Los. Weiter gelangen hundert Bücherpreise zur Verteilung, die gegebenenfalls auch durch das Los bestimmt werden. Die Lösung ist auf einer Postkarte bis zum 15. Juli 1926 an die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung" in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, einzusenden. Die Veröffentlichung der Lösung und der Preisträger erfolgt voraussichtlich in Nummer 4246 der „Illustrirten Zeitung" vom 29. Juli 1926.

Tagesgeschichte.

Die Feier des 650jährigen Jubiläums der Stadt Marienburg wurde am 29. Mai eingeleitet durch einen Festakt im Ordensschloß. Unter den zahlreichen Gratulanten befand sich Staatssekretär Dr. Zweigert als Vertreter der Reichsregierung. Am 30. Mai fand im Anschluß an das Stadtjubiläum das 575jährige Jubelfest der Schützengilde in Marienburg statt.

Im Rahmen der in Bochum veranstalteten Kolonialtagung fand am 29. Mai die Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft statt, bei der auf die Bedeutung des Kolonialbesitzes für Deutschland hingewiesen und eine entsprechende Erklärung an die Reichsregierung gerichtet wurde.

Dem Andenken an die Skagerrakschlacht waren am 31. Mai, dem zehnjährigen Gedenktage, überall zahlreiche Feiern gewidmet. Besonders festlich gestalteten sich die Feierlichkeiten, die in Wilhelmshaven von der Garnison und den Marine- und Kriegervereinen an den Massengräbern der Gefallenen vom Skagerrak und dann in der Mariengedächtniskirche veranstaltet wurden.

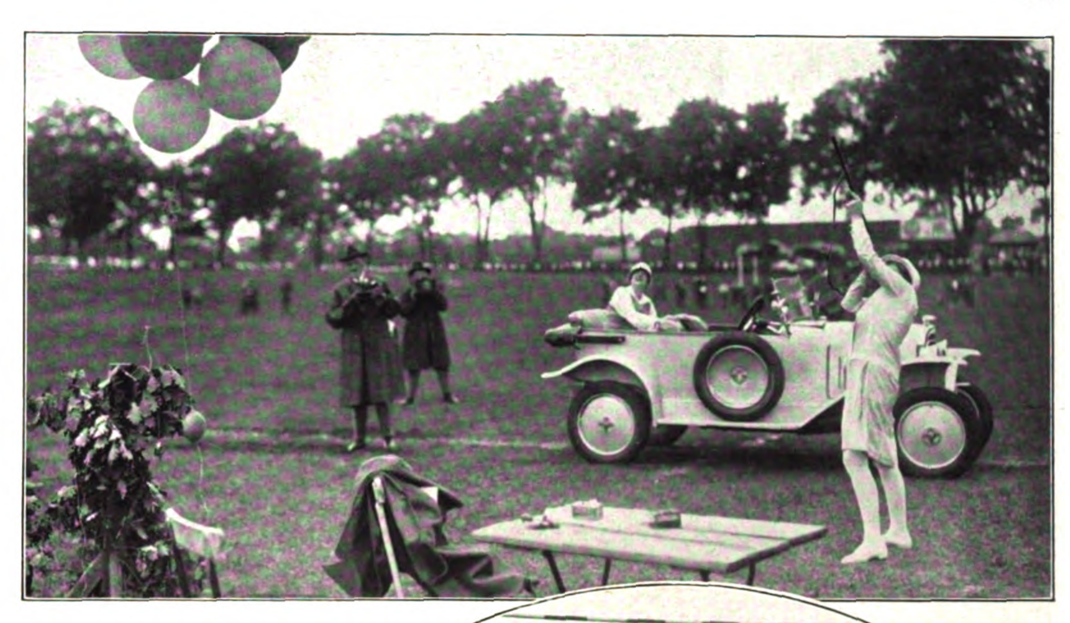
Das 500jährige Gründungsjubiläum des Salzburger Landeshauptschießstandes vereinigte Schützen- und Jägervereine aus ganz Österreich und auch aus Deutschland in Salzburg. Bundespräsident Dr. Hainisch war als Protektor des Österreichischen Schützenbundes zur Feier erschienen, ebenso der deutsche Konsul Geheimer Legationsrat Dr. Breiter. Nach einer Schützenfeldmesse fand die Fahnenweihe statt, die Erzbischof Dr. Rieder vornahm.

Am 1. Juni ist im zweiten Wahlgang der Präsidentenwahl auch mit den Stimmen der deutschen Minderheiten Professor Dr. Moscicki, der Kandidat des Marschalls Pilsudski, zum polnischen Staatspräsidenten gewählt worden. Moscicki wurde 1867 in Plock geboren und hat eine größere Spanne seines Lebens im Ausland verbracht. So war er auch eine Zeit lang Assistent am Physikalischen Institut der Universität Freiburg i. Br. Er ist bisher im politischen Leben kaum hervorgetreten.

Die Geschicklichkeitsprüfung und der Schönheitswettbewerb **des Berliner Automobilklubs auf der Avusbahn am 29. Mai hatte ein beachtliches sportliches Ergebnis zu verzeichnen. Die Geschicklichkeitsprüfung fand bei den Zuschauern freudigen Anklang, und der Schönheitswettbewerb vereinigte eine glänzende Schar von Luxuswagen. Die am 30. Mai auf der Olympia-Bahn veranstaltete Motorradgeschicklichkeitsprüfung wies rege Beteiligung auf. Die neuartige Veranstaltung erntete bei Teilnehmern und Gästen reichen Beifall.**

Ludwig II.
König von Bayern (1864–1886), fand vor 40 Jahren am 13. Juni den Tod im Starnberger See. (Phot. R. Wörsching, Starnberg.)





Links oben:

Stangenfahren. Dabei muß der Bewerber die Fahrt unterbrechen, eine Leiter erklimmen und einen Zylinderhut auf die Stange hängen.

Rechts oben:

Unterbrechen der Fahrt und Abschießen eines Luftballons.

Im Oval:

Frau M. Jay-v. Opel, die einzige Dame beim Wettbewerb, beim Abreißen eines Blumenstraußes während der Fahrt.

Mitte links:

Auskippen eines an einem Pfahl hangenden Eimers Wasser in voller Fahrt.

Mitte rechts:

Aalfahren. Ohne die Fahrt zu unterbrechen, muß hier der Fahrer aus der Wanne einen lebenden Aal greifen.

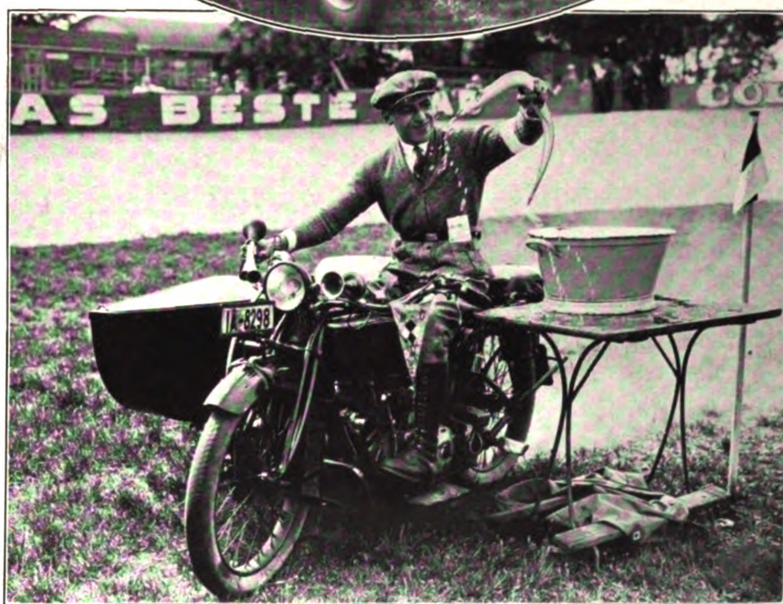
Links unten:

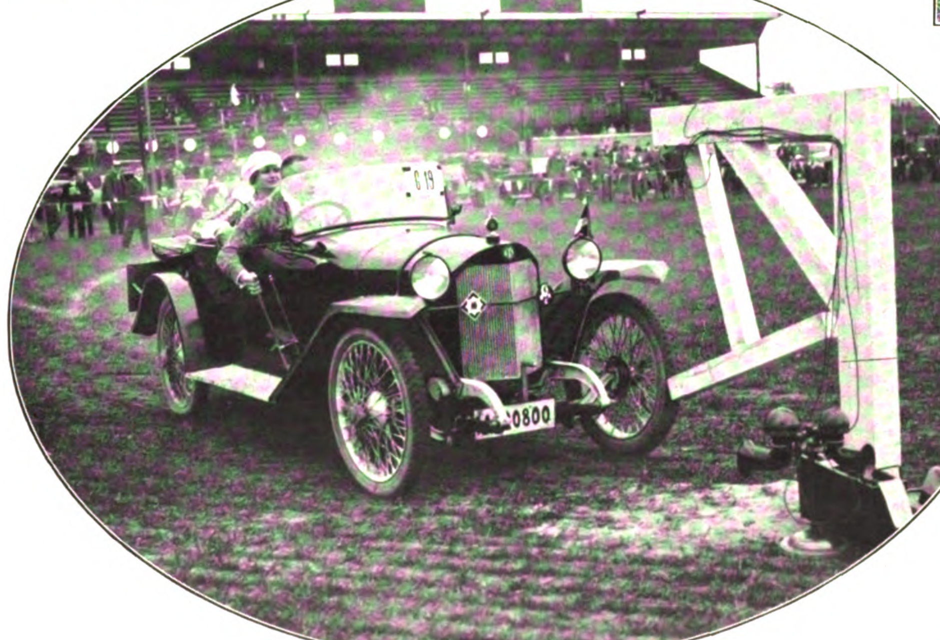
Anstoßen eines Balkens mit dem Vorderrade, wodurch ein Hupensignal ausgelöst wird; dann muß der Bewerber rückwärts durchs Ziel fahren.

Unten rechts:

Wasserglasfahren. Der Fahrer hat vom Tisch ein gefülltes Wasserglas wegzunehmen, eine Runde zu fahren und dann das Glas wieder an seinen Platz zurückzustellen.









Geschicklichkeitswettbewerb für Automobile und Motorräder.

Von den Veranstaltungen des Berliner Automobilklubs auf der Avus-Bahn am 29. Mai und des Motorradklubs Hansa auf der Olympia-Bahn in Berlin am 30. Mai.

Für den Strand



Die Schauspielerin Margarete Hruby in dem neuen, wie Plüsch wirkenden Bademantel über schwarzem Taftanzug.

Im Oval: Gobelinblauer Taftanzug mit ebensolchem Schirm. Trägerin: Margarete Hruby.

Oben rechts: Margarete Hruby trägt einen mit Flachstickerei gezierten schwarzen Taftanzug und einen japanischen Schirm.

Die Operettensängerin Clara Karry in einem Jumper-Schwimmanzug aus schwarzem Trikot mit schwarzer, weiß garnierter Tafthaube.

Mitte: Gestreifter Bademantel in Cerise-Weiß, getragen von Margarete Hruby.

Links: Amerikanischer hochgeschlossener Bademantel in Grün-Schwarz. Trägerin: Margarete Hruby.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek. (Phot. Edith Glogau, Wien. — Modelle: D. Rosenfeld, Wien.)

Die soziale Bedeutung der deutschen öffentlichen Feuerversicherung.

Körper und Geist gesund zu erhalten und ihre Entwicklung nach Möglichkeit zu fördern, ist in dem schwierigen Daseinskampf des Lebens für einen jeden eine dringende Notwendigkeit. Für eine günstige geistige und körperliche Entwickelung sind aber wiederum gewisse soziale Voraussetzungen notwendig: die Möglichkeit der Beschaffung gesunder Wohnräume, eine gewisse materielle Grundlage, die eine geregelte Lebensführung ermöglicht, und die Sicherung einer Existenz überhaupt. Arbeitsfreudigkeit, Schaffensfreudigkeit und der Erfolg genügen nicht, wenn nicht auch für die Besitzerhaltung Sorge getragen wird, denn der Mensch muß rechnen mit den Wechselfällen des Lebens, er muss auch gegen unvorhergesehene Ereignisse geschützt und gerüstet sein, wenn er sich und seine Familie vor Notstand und Sorge bewahren will. Schon im Mittelalter suchte der deutsche Mann gegen unvorhergesehene und unberechenbare Unglücksfälle, die dem Besitztum und der Habe Schaden oder völlige Vernichtung bringen konnten, Schutz bei der sogenannten Gilde, einer Schutzgemeinschaft, die der gerade den germanischen Völkern eigentümlichen, auf dem Gedanken der Brüderlichkeit beruhenden Lebensgemeinschaft entsprach. Dieser Zusammenschluss galt dem gegenseitigen Beistand in allen Wechselfällen des Lebens, Krankheit, Not und Gefahr, insbesondere aber auch der gegenseitigen Unterstützung in Brandfällen, weil gerade hiergegen der Schutz des einzelnen sich besonders notwendig zeigte. Die Brandgefahr wird trotz aller technischen Fortschritte auf dem Gebiete der Feuerverhütung und Feuerbekämpfung niemals gänzlich beseitigt werden können. Trotz aller zur Brandmeidung getroffenen Maßnahmen ist die allgewaltige Macht des Feuers nach wie vor imstande, große Werte in kürzester Zeit zu vernichten. Daher wird neben allen Vorsichtsmaßregeln zur Meidung und Unterdrückung der Feuersgefahr stets auch eine Vorsorge für die durch Feuer verursachten Zufallsschäden im Auge behalten werden müssen, das heute umso mehr, weil einerseits die fortschreitende Industrie und Technik stets neue Brandgefahren bringen — man denke nur an die Elektrisierung und zunehmende Verwendung maschineller Einrichtungen in der Landwirtschaft — und weil andererseits infolge der allgemeinen Verarmung weiter Volksschichten der etwaige Verlust des noch erhaltenen Besitzes besonders empfindlich trifft, und die Wiederherstellung oder Wiederbeschaffung aus eigener Kraft und mit eigenen Mitteln meistens nicht möglich sein wird. Einen ausreichenden und billigen Schutz gegen die durch Brand verursachten Schäden gewähren nunmehr schon seit Jahrhunderten die öffentlichen Feuerversicherungsanstalten, die aus den mittelalterlichen Gilden hervorgegangen sind und als die ersten deutschen Brandversicherungsunternehmungen bezeichnet werden müssen. Diese Einrichtungen verdanken ihre Enstehung der Fürsorge der Landesfürsten und Landesregierungen. Das Staatsinteresse erforderte Hebung des Kredites, Abschaffung des Brandbettels, der namentlich nach dem 30jährigen Kriege zu einer wahren Landplage ausartete, Erhaltung einer bodenständigen Bevölkerung und der Steuerkraft für den Staat. Der Gedanke einer öffentlichen Feuerversicherung wurde zuerst durch die Schaffung einer Feuerkasse in Hamburg verwirklicht (1676), die in diesem Jahre auf ein 250jähriges Bestehen zurückblicken kann. Die ersten Versuche zur Errichtung von öffentlichen Feuerversicherungsanstalten nach dem Vorbilde Hamburgs wurden alsdann in Preussen unternommen, und zwar gelangte zunächst eine Sozietät für die Stadt Berlin (1718) zur Entstehung. Es folgten dann aber in rascher Folge weitere Städte und später das platte Land. Die Sozietäten waren auf öffentlich-rechtlicher Grundlage beruhende Genossenschaftsverbände mit dem Zweck auf gegenseitige Versicherungen gegen Feuersgefahr, und zwar zunächst ausschliesslich für Immobilien. Ein Beweis dafür, wie wichtig und notwendig eine ausreichende Feuerversicherung erachtet wurde, war, daß jedem Grundstückeigentümer der Zwang auferlegt wurde, seine Gebäude bei der Sozietät zu versichern. Der schnellen Entwickelung unseres Wirtschaftslebens haben sich diese Sozietäten alsdann durch ständige Reformen angepaßt. Bei einer durchgreifenden Reorganisation der Sozietäten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde der Beitrittszwang zumeist beseitigt. Nur bei einzelnen Anstalten ist er auch bis heute aufrecht erhalten. (Städtische Feuersozietät Berlin, Stettiner öffentliche Feuerversicherungsanstalt, Städtische Feuerversicherungsanstalt Breslau, Ostfriesische Landschaftliche Brandkasse in Aurich, Hessische Brandversicherungsanstalt Cassel, Nassauische Brandversicherungsanstalt Wiesbaden und Hohenzollernsche Feuerversicherungsanstalt Sigmaringen). In den übrigen Gebietsteilen Deutschlands führten die gleichen Gründe wie in Preußen, wenn auch später, zur Errichtung von öffentlichen Brandkassen. Diese Landesbrandanstalten haben auch bei der späteren Entwickelung den Beitrittszwang für die Gebäudeversicherung bis heute beibehalten, oder sie erhielten für ihren Geltungsbereich das Gebäudeversicherungsmonopol. Dieser Beitrittszwang oder die Monopolstellung der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten ist nicht etwa mit der während des Krieges zum Teil eingerichteten staatlichen Zwangswirtschaft zu vergleichen. Der Beitrittszwang der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten ist in ihrer Entstehungsgeschichte begründet. Es handelte sich hier um eine zwangsweise genossenschaftliche Zusammenfassung zu einer Schutzgemeinschaft sowohl im staatserhaltenden Interesse wie zum Vorteil des einzelnen, weil nach dem Gesetz der grossen Zahl der Schutz für den einzelnen umso vorteilhafter ist, je breiter die Schultern sind, auf die die etwaigen Lasten verteilt werden. Die zunehmende industrielle und kommerzielle Entwickelung Deutschlands führte allmählich dazu, den Versicherungsgedanken auch zu gewerblichen Zwecken auszunutzen. Es entstanden private Versicherungsgesellschaften, die mit den öffentlichen Feuerversicherungsanstalten, soweit diese nicht mit Beitrittszwangs- oder Monopolrechten ausgestattet waren, in Wettbewerb traten. Im Gegensatz zu diesen privaten Versicherungsunternehmungen bieten die öffentlichen Feuerversicherungsanstalten den Versicherungsschutz unter Ausschluss jeder Gewinnabsicht. Gemäss den für sie geltenden [illegible] soll die Errichtung einer öffentlichen Feuerversicherungsanstalt nur [illegible] Nutzen und nicht zu Erwerbszwecken [illegible] Für [illegible] vom [illegible] Juli 1910 [illegible] die übri[illegible]en [illegible]

erlassen sind. Die öffentlichen Feuerversicherungsanstalten sind im allgemeinen auf dem Grundsatz der Gegenseitigkeit aufgebaut. Die Beiträge werden von der Gesamtheit der Versicherten aufgebracht, die dann als solche die Schäden des einzelnen übernimmt. Von dem reinen Prinzip der Gegenseitigkeit weichen einige, insbesondere preußische Anstalten ab, bei denen satzungsgemäß die Provinzialverbände die Haftung übernommen haben, für die Fälle, in denen die eigenen Mittel der Anstalten, infolge außergewöhnlicher Schadensvorkommnisse zur Erfüllung der Verbindlichkeiten nicht ausreichen sollten (so z. B. bei der Rheinischen Provinzial-Feuersozietät in Düsseldorf). Es werden bei den öffentlichen Feuerversicherungsanstalten nur soviel Beiträge erhoben, als zur Deckung der Schäden unter Berücksichtigung der entstandenen, auf das geringste Mass beschränkten Verwaltungskosten notwendig sind. Die in brandgünstigen Jahren etwa erzielten Überschüsse dienen als Rücklage für brandreiche Jahre und zur Verbilligung der Beiträge in späteren Jahren. Zur Zeit sind in Deutschland 39 öffentliche Feuerversicherungsanstalten tätig, davon entfallen 19 auf preussisches und 20 auf außerpreussisches Gebiet. Jede Anstalt hat entsprechend ihrer Entstehungsgeschichte ein festbegrenztes Verwaltungsgebiet, das sich in den außerpreussischen Staaten zumeist mit dem Staatsgebiet in Preussen in der Regel mit dem Gebiet einer Provinz deckt. Die territoriale Gliederung der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten hat den grossen Vorteil, dass auch die Verschiedenheit der einzelnen Landesteile berücksichtigt werden kann und hat dazu geführt, dass jede Anstalt mit der eingesessenen Bevölkerung ihres Tätigkeitsgebietes auf das engste verwachsen ist. Den Versicherungsnehmern ist überall bei der Verwaltung der Anstalten ein weitgehendes Mitwirkungsrecht gegeben. Die Anstalten sind öffentliche Körperschaften mit Selbstverwaltung. Sie sind in die einzelstaatliche Verwaltung eingegliedert unter Wahrung ihrer Selbständigkeit. Die Aufsicht wird von den Landesregierungen ausgeübt. Grundfalsch wäre es, die deutschen öffentlichen Feuerversicherungsanstalten etwa den sozialisierten Betrieben gleichzustellen. Wohl hat bei ihrer Jahrhunderte zurückliegenden Entstehung neben dem Bestreben genossenschaftlicher Selbsthilfe auch ein sozialer Gedanke, staatliche Fürsorge zur Erhaltung des Wohlstandes der Bevölkerung, mitgewirkt, es ist dabei aber nicht an die verschiedentlich erörterte und zum Teil durchgeführte rein staatliche Betriebswirtschaft zu denken. Die öffentlichen Feuerversicherungsanstalten sind auch, was besonders hervorgehoben werden muss, keineswegs etwa politische Einrichtungen. Die Bedeutung und Zweckmässigkeit ihrer Einrichtung wird von allen politischen Parteien ohne Ausnahme gleich anerkannt. Auch in der letzten Zeit sind alle Vorlagen über Neueinrichtungen, Umgestaltungen und Ausdehnung öffentlicher Feuerversicherungsanstalten von den zuständigen Parlamenten einstimmig beschlossen worden. Nach ihrer geschichtlichen Entwickelung aus dem Charakter als gemeinnützige Anstalten ergeben sich für die öffentlichen Feuerversicherungsanstalten eine Reihe sehr weitgehender Pflichten, die ihre grosse Bedeutung für die allgemeine Landeswohlfahrt deutlich erkennen lassen. Sie sind grundsätzlich verpflichtet, die innerhalb ihres Gebietes ihnen zur Versicherung angebotenen Gebäude in Versicherung zu nehmen. Dieser Annahmezwang ermöglicht auch die Versicherung des in versicherungstechnischer Beziehung ungünstigen Gebäudebestandes zu erschwinglichen gerechten Beitragssätzen. Zur Förderung des Realkredites wird von den öffentlichen Feuerversicherungsanstalten das Interesse der Hypothekengläubiger in weitestem Masse von Amts wegen und nicht erst auf besonderen Antrag wahrgenommen. Die Anstalten sind insbesondere verpflichtet, die Versicherung auch im Falle des Besitzwechels und nicht pünktlicher Zahlung der Versicherungsbeiträge fortzusetzen. Der Sicherung des Realkredits dient ferner ihre Verpflichtung, die Versicherung der Gebäude nur auf Grund einer amtlichen Taxe vorzunehmen, die regelnd auf den Grundstücksmarkt und auf die Grenze der mündelsicheren Beleihung wirkt. Endlich haben die öffentlichen Feuerversicherungsanstalten auch die Pflicht, für eine ordnungsmäßige Verwendung der Entschädigungssumme für Gebäude im Brandschadenfalle zu Wiederherstellungszwecken Sorge zu tragen. Auch diese Bestimmung hat den Zweck, den Realkredit von Amts wegen zu sichern und dient gleichzeitig auch der Erhaltung des deutschen Wohnungsbestandes. Eine sehr wesentliche Aufgabe der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten zum Nutzen der allgemeinen Wohlfahrt bedeutet aber ihre Verpflichtung, nicht nur dem Versicherungsschutz zu dienen, sondern ihre besondere Aufmerksamkeit auch dem Gebiete des vorbeugenden Brandschutzes zuzuwenden und für diesen Zweck nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit und der vorhandenen Bedürfnisse Mittel zur Verfügung zu stellen. Was auf diesem Gebiete bisher bereits von den öffentlichen Feuerversicherungsanstalten geleistet ist, kennzeichnen am besten die nachstehenden Zahlen. Für Aufwendungen allein im Interesse des Feuerschutzes wurden von ihnen in den letzten 50 Jahren rund 175 Millionen Mark und insgesamt für gemeinnützige Zwecke über $^1/_5$ Milliarde Mark bar verausgabt.

Trotz des überaus starken Wettbewerbs der privaten Versicherungsunternehmungen haben sich die öffentlichen Feuerversicherungsanstalten in stetem Ausbau und unter ständiger Anpassung an die Bedürfnisse ihres Landes und ihrer Versicherungsnehmer weiter günstig zu modernsten, allen Ansprüchen gerecht werdenden Versicherungsunternehmungen entwickeln können, ohne dabei ihre idealen Ziele aus dem Auge zu verlieren. Sie betreiben heute neben der Gebäude- auch zum großen Teile die Mobiliar-Feuerversicherung und haben auch die mit der Feuerversicherung verwandten Nebenzweige der Sachschadenversicherung aufgenommen (Einbruch-Diebstahl-, Aufruhr-, Miet-, Betriebsverlust-, Glas- und Waldbrandversicherung). Sie betreiben ferner auch zum Teil die Hagel-, Haftpflicht-, Unfall-, Autokasko-, Transport- und Viehversicherung. [illegible] der Gesamtheit der öffentlichen [illegible] am Ende des letzten Vorkriegsjahres (1913) über 80 [illegible] 1925 auf fast 140 Milliarden Mark ange[illegible] 1913 über 100 und 1924 rund 130 Millionen [illegible] 75 Millionen Mark Schadenzahlungen in diesen Jahren [illegible]


Provinzial-Feuerversicherungsanstalt der Rheinprovinz, Düsseldorf, Friedrichstr. 70—74.

H. UNDERBERG-ALBRECHT, RHEINBERG (RHLD).

In Halle 83 (Ernährung, Nahrungs- und Genussmittel) der „Gesolei" befindet sich der vornehm ausgestattete Pavillon der weltbekannten Firma H. Underberg-Albrecht in Rheinberg (Rheinland). Es ist selbstverständlich, dass der „Underberg" wegen seiner hygienischen Bedeutung auf einer Gesundheits-Ausstellung nicht fehlen durfte. Weithin leuchtet es in goldener Schrift von den Aussenwänden dieses Pavillons: „Underberg – Wahlspruch: Semper idem".*)



Gesamtansicht des Underberg-Pavillons auf der „Gesolei" in Düsseldorf.

Der Entwurf zu diesem Pavillon stammt von den Herren Regierungsbaumeister Gabriel, Architekt Goerke und Baurat Schubert, sämtlich in Düsseldorf. Die gesamte Ausführung lag in den Händen der Firma L. Ernst in Düsseldorf. Ueberaus grossem Interesse begegnet das in Holz geschnitzte Modell des Geschäftshauses und der weithin sich dehnenden Fabrikanlagen. Das naturgetreue Modell schuf Bildhauer Friedrich Esser in Duisburg. Zwei Oelgemälde mit Teilansichten aus dem Betriebe des Stammhauses in Rheinberg, geschaffen von der Meisterhand des Professors Heinrich Hermanns in Düsseldorf, vervollständigen das Ganze in glücklicher Weise. Von dem Umfange der Fabrikanlagen in Rheinberg macht sich der Fremde nur schwer ein richtiges Bild. Die Riesenspritlager in Glas-Zementbassins von je 60000 Liter Inhalt, die gewaltigen Destillerie- und Lagerkeller geben einen kleinen Ausschnitt aus dem bedeutenden Unternehmen, das wohl in seiner Spezialität das grösste Deutschlands ist und als Welthaus im In- und im Auslande gleich hohes Ansehen geniesst. 80 Jahre sind seit der Gründung des Hauses Underberg vorüber gegangen. Im Auf und Ab, im Wandel der Zeiten blieb „Underberg", was alle Zeit seinen berechtigten Stolz ausmachte: Semper idem. Den Besuchern der „Gesolei" wird der Hinweis auf das künstlerisch und vornehm ausgestaltete „Haus Underberg" auf der „Gesolei" recht willkommen sein.


Innenansicht des Underberg-Pavillons auf der „Gesolei" in Düsseldorf.

*) immer derselbe.

Die Tat des Olaf Pott. / Von Gisela v. Berger.

Wie das Meer, wenn es gegen den Felsen schlägt, unaufhaltsam, unablenkbar, unveränderbar — wie das Meer, wenn es gegen den Felsen schlägt, wo er nicht zu fassen, nicht zu greifen, nicht zu durchbrechen ist — wie das Meer, wenn es gegen den Felsen schlägt, bis er, der nicht Halt und nicht Griff bietet, dennoch umfaßt, umgriffen und durchbrochen ist . . . so ist Olaf Pott!

Und wie der Schaum, der sprühende, glitzernde, über den Wellen, der ewig gleich ist und von ewig anderer Gestalt — wie der Schaum, in dem Sonne sein kann und rasender Sturm — wie der Schaum, der Element ist und künstlichstes Wunder zugleich . . . so ist Signe Mö, die Tänzerin!

In der Hafenbar sieht Olaf Pott Signe Mö tanzen. Signe Mö ist blond mit einem Engelsgesicht und Gliedern, die schlank und voll Sinnlichkeit sind. Erlösung und Verdammung zugleich ist in ihr. Signe Mö denkt nicht, sie tanzt. Signe Mö spricht viel, und es braucht nicht wahr zu sein. Signe Mö ist unschuldig und kennt jede Sünde der Welt. Signe Mö hat oft plötzlich ein Lachen, das wie ein brennender Schrei ist. Wenn sie so lacht, dann gibt es kein Glück in der Welt als bei Signe Mö!

In der Hafenbar sieht Olaf Pott Signe Mö tanzen. Olaf Pott ist groß und stark und von eisernen Gliedern. Olaf Pott hat Augen, die voll Lust und Willen sind. Olaf Pott ist stark an Seele und schwach an List. Olaf Pott ist so wahr und gerade, daß er wie nackt unter den Menschen geht und jeder ihn treffen kann. Olaf Pott kann viel tun und wenig sagen. Olaf Pott gibt erst Antwort auf die hundertste Frage. Olaf Pott schweigt und sinnt drei Wochen lang und sagt dann einen Satz, der wie ein zertrümmernder Schlag ist.

In der Hafenbar sieht Olaf Pott Signe Mö, die Blonde, tanzen. Ihren Tanz, der sündige Unschuld ist und heilige Sünde.

Olaf Pott steht auf von seinem Tisch, so faßt es ihn. Es ist ihm, als ob dieser Tanz eine Wunde reiße in seinen Körper. Sein ganzer Körper schmerzt ihn im Rhythmus des Tanzes. Er fühlt, er hat mit den Frauen nur gespielt bisher.

Olaf Pott folgt mit taumelndem Schritt dem Tanz Signe Mös. Man lacht ringsum. Er weiß nichts davon.

Signe Mö beginnt zu spielen. Sie kann ihn halten und lassen, wie sie will. Sie gibt ihn zuweilen ein paar Schritte frei. Dann faßt sie ihn unsichtbar wieder, daß er ihr folgen muß.

Signe Mö weiß nicht, was sie will. Sie weiß auch nicht, daß sie mit etwas spielt, womit nicht zu spielen ist. Sie weiß nur, sie will Olaf Pott in diesem Augenblick. Dieser Mann gefällt ihr, der aussieht wie ein König, dem noch kein Mensch an die Krone gegriffen!

Er weicht jetzt fast bis an den Tisch zurück. Die Leute klatschen Beifall. Nein, das will sie nicht! In der Mitte des Raumes springt sie hoch empor, wirft die Arme und schüttelt die blonden Haare und stößt jenes Lachen aus, ihr Lachen, das wie ein brennender Schrei ist, als gebe es kein Glück in der Welt als nur bei ihr!

Da kommt Olaf Pott angelaufen, angestürzt wie das Meer, und er, der die Lippen noch nicht geöffnet hat, schreit wild, daß es wie ein zertrümmernder Schlag klingt:

„Ich will dich haben, Signe Mö!“

Und Signe Mö, wie der glitzernde, sprühende Schaum über den Wellen, der keine Gestalt hält und alle Gestalt bedeutet, fällt mitten aus dem Wirbel des Tanzes an seine Brust.

* * *

Signe Mö ist bei Olaf Pott in der Fischerhütte. Die Leute lachen über das seltsame Paar. Olaf Pott lacht nicht, und Signe Mö lacht nicht.

Olaf Pott geht durchs Dorf wie ein schöner Wahnsinniger. Er ist stumm, wie er nie war, und seine Augen leuchten wie das Meer. Sein Haar ist lockig zerwühlt von kosenden Frauenfingern.

Er geht zu den Schiffen, die vom Süden kommen, und kauft Früchte und Zuckerwerk. Auch seidene Tücher kauft er und Bänder. Seine starken, täppischen Hände haben plötzlich Freude an zarten Dingen.

Daheim nimmt er Signe Mö auf seine Knie und besieht sie wie eine feine, kostbare Puppe. Er spielt mit ihrem Haar und ihren Gliedern. Er gibt ihr von den Früchten und süßen Dingen zu naschen und probiert ihr die Bänder und seidenen Tücher an. Dann läßt er sie vor sich tanzen. Er spricht kein Wort, aber seine Augen lachen und glühen. Er hat nicht gewußt, was man Glück heißt in der Welt. Er weiß jetzt, was man Glück heißt in der Welt.

Signe Mö hat noch niemals bei einem Mann eine Heimat gefunden. Wie Schmetterlinge, die kamen und wieder verflogen, so waren die Männer in ihrem Leben bisher. Wie Schmetterlinge, mit denen sie selbst eine Stunde lang spielen und von denen sie nichts mehr wissen wollte nachher.

Die große, ungelenke Zärtlichkeit Olaf Potts tut ihr wohl. Sie liebt diese Zärtlichkeit. Sie hat eine wilde, tolle Freude an diesem Mann, der so stark und mächtig ist und mit ihr umgeht wie mit dem feinsten Kunstwerk der Welt. Sein Schweigen, das dem der Elemente gleicht, ist von unerschöpflichem, lockendem Reiz für sie. Das fesselndste Spiel bedeutet es ihr, wider dies Schweigen neckend anzustürmen und es zu brechen.

Sie schiebt die Früchte und Süßigkeiten fort und plaudert und fragt gleichzeitig um tausend Dinge. Er schweigt, und seine Augen nur flammen sie an.

Sie tut die Bänder und seidenen Tücher ab, behauptet, daß sie ihr nicht stehen, und wirft ihm vor, er habe sie schlecht gewählt. Er schweigt und lächelt in ihre Launen hinein.

Sie tanzt. Sie tanzt hinreißend und heillos schön. Sie tanzt, bis jede Fiber im Körper des Mannes da vor ihr zittert, bis jeder Blutstropfen seiner Adern ihr gehört. Dann bleibt sie plötzlich stehen im äußersten Wirbel. Bleibt stehen wie eine sieghafte Königin. Bleibt stehen und wartet. Gibt alles Locken und und Werben plötzlich auf und wartet. Bis der Mann vor ihr auf sie zutaumelt mit brechenden Knien und ihr zu Füßen fällt und es aus seiner Brust sich ringt wie ein stürmischer Schrei:

„Signe Mö, ich liebe dich!“

Da lacht sie hellauf und sinkt ihm in die Arme, und ihr Tagewerk ist getan für diesen Tag.

* * *

Wie der Schaum, der glitzernde, sprühende, über den Wellen — so ist Signe Mö. Wie der Schaum, der flimmernde, der keine Gestalt hält und alle Gestalt bedeutet — so ist Signe Mö. Wie der Schaum, der weiße, flüchtige, den jeder schaut, und den keiner zu fassen vermag und zu halten — so ist Signe Mö.

Der Tag muß kommen, an dem Signe Mö hinwegsprüht wie der Schaum des Meeres und man nicht mehr begreift, daß sie da war. Der Tag muß kommen, an dem Signe Mö dem Gesetz des Elementes folgt, dem sie verwandt ist. Der Tag muß kommen, an dem Signe Mö hinwegsprüht von Olaf Pott.

Olaf Pott kommt in seine Hütte an einem Tag, und Signe Mö ist nicht mehr da. Ein brauner Matrose hat am Tag vorher in der Nähe ein Lied in fremder Sprache gesungen. War es das? Ein großes, bewimpeltes, buntes Schiff ist am Morgen vorbeigefahren zur Hafenbucht. War es das? Musik hat am Nachmittag

übers Wasser hergeklungen, lockend und heiß wie ein ferner Schrei des Lebens. War es das?

Olaf Pott kommt in seine Hütte, und Signe Mö ist nicht da. Ein paar Blumen liegen noch da, ein Band, ein Schleier. Aber Signe Mö ist nicht da.

Olaf Pott geht an die zwanzig Male durch die zwei kleinen Räume der Hütte und den kleinen Garten rundum und bis zum Brunnen hinaus. Dann begreift er es erst, daß Signe Mö nicht da ist. Olaf Pott wartet auf Signe Mö die ganze Nacht hindurch und tief in den Tag hinein, bis es fast wieder Abend wird. Dann begreift er es erst, daß Signe Mö nicht kommt. Olaf Pott sitzt vor seiner Schifferhütte vier Tage und vier Nächte lang und starrt in den blauen Himmel und in den dunklen mit seinen Sternen und vergißt die Zeit und alle Möglichkeit außer der, daß Signe Mö zurückkommen könnte. Dann begreift er es erst, daß Signe Mö wirklich fort ist.

Olaf Pott geht durch das Dorf. Seine Augen sind starr und fern wie das wellenlose Meer im Abendnebel. Die Menschen blicken heimlich hinter ihm her. Sie lächeln. Sie wissen von seiner Liebe zu Signe Mö. Und sie wissen, daß Signe Mö jetzt fort ist. Als er nichts wußte als von seiner Liebe, da wußten sie schon, daß Signe Mö fort sein werde an einem Tag.

Mit keinem Menschen spricht Olaf Pott, und keinen Menschen fragt er. Denn er ist gekommen, nach Signe Mö zu forschen. Aber keinem Wort gestattet er, an sie zu rühren. Keinem eigenen und keinem fremden. Nur seine Augen sind heimlich überall, indes sie in die Weite geheftet scheinen. Und seine Ohren sind wie spürende Hunde, indes man ihn in allen Traumfernen glaubt.

Am Schluß seines Weges weiß er es dann, was er wissen wollte. Er weiß, daß Signe Mö mit dem braunen Matrosen durch die Felder gegangen ist. Er weiß, daß Signe Mö in der Schenke, von wo die Musik herüberklang, die halbe Nacht mit jedem, der wollte, getanzt hat. Er weiß, daß Signe Mö dann auf dem großen, bewimpelten, bunten Schiff mitgefahren ist in die nächste Hafenstadt. Er weiß, daß dieses Schiff einen Kapitän hat mit schwarzem Haar und leuchtenden Augen, und daß Signe Mö jetzt in seinen Armen liegt jede Nacht.

Olaf Pott weiß das jetzt alles. Aber er bricht nicht zusammen, er rast nicht, er tobt nicht, ja, nicht einmal den Mund verzieht er in einem einzigen Zucken. So gleichmütig schweigt er wie zu allen Zeiten.

Da verlieren die Menschen alle Scheu vor ihm. Man nähert sich ihm wie sonst. Was hat man auch viel gedacht von der Liebe des Olaf Pott? Des Olaf Pott, der so täppisch ist, so stumm und so ganz fremdweltig? Es wird schon nicht viel mit dieser Liebe gewesen sein.

Er sitzt in der Hafenbar, und die Genossen sitzen ringsum. Sie sprechen, und er schweigt. Er ist ganz so wie sonst.

Bis sie es nicht lassen können, hinzutasten mit ihrem Gespräch an das Geschehnis der letzten Tage. Weil sein stummes, schwerhäbiges Wesen sie dazu reizt. Bis Jan Kling, der am ehesten noch sein Freund ist, mit einem kecken Wort geradezu hingreift auf Signe Mö.

Da reißt es Olaf Pott plötzlich in die Höhe. Da brüllt er auf wie ein verwundeter Seelöwe und schreit es mit einem schluchzenden Herzensschrei:

„Sprich nicht von Signe Mö! Ich kann Signe Mö nicht vergessen! Ich kann nicht leben ohne Signe Mö!"

Und sein Kopf fällt auf seine Arme auf dem Tisch, und es schüttelt ihn.

Da drücken sie sich leise und scheu von ihm hinweg, einer nach dem andern, je schneller, je besser. Und Jan Kling sagt mit dem Gefühl, vielleicht Todesgefahr zu laufen, ein linkisches Entschuldigungswort.

Olaf Pott schreitet nach Hause. Sein Gesicht ist starr wie das Meer nach einem Zyklon. Er bereut jetzt, daß er den anderen sein Inneres so preisgegeben. Denn er hat plötzlich ein trotziges Ruhegefühl, das ihm sagt, daß Signe Mö früher oder später zurückkommen wird. Daß sie zurückkommen wird, weil es nur einen Olaf Pott gibt in der Welt!

* * *

Olaf Pott wartet auf Signe Mö.

Olaf Pott ist schweigend und stumm in die Hafenstadt hinübergefahren eines Tages und ist schweigend und stumm zurückgekommen aus der Hafenstadt. Er hat mit niemand gesprochen dort und hat Signe Mö nicht gesehen. Er hat allein bestätigt gefunden, was er hier erfahren hat. Daß Signe Mö in allen Kneipen tanzt, und daß sie in den Armen des Kapitäns mit dem schwarzen Haar und den leuchtenden Augen liegt jede Nacht. Auch daß sie zwischendurch mit anderen spielt und scherzt.

Olaf Pott wartet auf Signe Mö.

Denn Signe Mö muß wiederkommen. Weil es für Olaf Pott nichts gibt auf der Welt als Signe Mö. Und weil Signe Mö es sehen wird eines Tages, daß es Olaf Pott nur einmal gibt in der Welt. Weil niemand sie lieben wird wie Olaf Pott.

Olaf Pott wartet auf Signe Mö.

Und es ist rührend, wie er auf sie wartet. Er fegt und putzt die Räume seiner Hütte und streut Blumen überall. Die Blumen, von denen er weiß, daß sie sie liebt. Er kauft Früchte und Leckerbissen und bereitet ihr zu jeder Mahlzeit ihren Platz am Tisch. Er kauft Bänder, Tücher und Tand, wie sie ihn liebt, und legt verstreut alles hin an die Orte, wo sie gern gesessen.

Olaf Pott wartet auf Signe Mö.

Alle Wildheit und alles Ungestüm seines Wesens ist vergessen. Voll zarter Sehnsucht und Liebe wartet er. Des Morgens springt er von seinem Lager empor und stürzt an die Tür und öffnet sie. Er meint, Signe Mö könne plötzlich davorstehen. Am Vormittag sitzt er und träumt aufs Meer hinaus. Am Mittag wartet er am bereiteten Tisch. Am Nachmittag geht er an den Strand hinunter, dorthin, wo die Schiffe aus der Hafenstadt anfahren. Und abends läuft er wohl zehnmal vor die Tür, weil er meint, Signe Mö stehe draußen am Fenster und wage sich nicht herein.

Olaf Pott wartet auf Signe Mö.

Die Menschen lachen heimlich hinter ihm her. Denn Signe Mö wird nicht kommen, nach ihrer Meinung. Signe Mö unterhält sich zu gut in der Hafenstadt. Was soll ihr der täppische, stumme Fisch Olaf Pott? Olaf Pott hört zuweilen von ihrem wüsten Leben. Er schüttelt nur den Kopf und lächelt nur.

Jan Kling ist bei Olaf Pott draußen einen ganzen Tag. Olaf Pott hat stumme, brennende, träumende Augen.

Viele Stunden vergehen.

Dann sagt Olaf Pott:

„Ich selber bin schuld daran."

Viele Stunden vergehen.

Dann sagt Olaf Pott:

„Ich hätte jeden Tag vor ihr niederknien sollen und ihr danken, daß sie lebt."

Viele, viele Stunden vergehen.

Dann sagt Olaf Pott:

„Es gibt nichts, was ich Signe Mö nicht verzeihen kann."

Und Jan Kling weiß nicht, ob er lachen soll oder gerührt sein, als er von ihm geht.

* * *

Es kommt der Tag, der das Wunder bringt, an das niemand glaubt als Olaf Pott. Es kommt der Tag, an dem — Signe Mö zurückkehrt.

Signe Mö steht plötzlich in der Tür von Olaf Potts Hütte.

Olaf Pott taumelt zurück und glaubt zu träumen. Aber Signe Mö ist noch da.

Olaf Pott drückt die Fäuste vor die Augen und sieht dann wieder hin. Aber Signe Mö ist noch da.

Olaf Pott fuchtelt mit den Händen in der Luft vor sich hin, als ob er ein Trugbild verwischen wolle. Aber Signe Mö ist noch da.

Da tritt Olaf Pott hin vor Signe Mö und sieht sie an.

Es ist Signe Mö, ja, es ist Signe Mö. Und dennoch!

Es ist Signe Mö, aber die nicht, die sein Traum der Sehnsucht geträumt. Es ist Signe Mö, aber die nicht, die seine Liebe in Armen hielt. Ein flackernder Blick ist in ihren Augen, die jetzt vieles wissen, was sie vorher nicht gewußt. Zerwühlt und schwül sind ihre Haare von fremden Fingern, die darinnen gespielt. Ein Aufruhr und Locken ist in ihrer Gestalt, anstatt der herben, strengeren Tänzerlinie. Und ihr Mund, wie er leuchtet und glüht, einer aufgebrochenen Blüte gleich ... Wenn Olaf Pott diesen brennenden Mund ansieht, dann muß er an den Kapitän mit dem schwarzen Haar und den leuchtenden Augen denken, in dessen Armen sie gelegen, Nacht für Nacht ...

Und da geschieht es, das Unfaßliche.

Olaf Pott wankt hin vor Signe Mö. Olaf Pott will niedersinken vor Signe Mö, und statt dessen faßt er sie schmerzhaft an beiden Schultern. Olaf Pott will Signe Mö an seine Brust ziehen, und statt dessen schüttelt er sie, daß sie von Sinnen kommt. Olaf Pott will Signe Mö küssen, und statt dessen krallt er seine Hände um ihren Hals und läßt nicht los, läßt nicht los ...

Signe Mö lacht zuerst. Signe Mö schreit dann plötzlich. Signe Mö ächzt. Signe Mö preßt einen furchtbaren, erstickten Ton hervor wie ein getroffenes, verendendes Tier ...

Olaf Pott hört das alles. Und kann doch nicht anders. Eine fremde Macht ist in ihm, die stärker ist als sein Wille. Eine Macht, die unaufhaltsam ist, unerbittlich, ungestüm und grausam wie das Meer. Eine Macht, die aus ihm handelt mit einer Gewalt, die er nicht zu zwingen vermag!

Olaf Pott will Signe Mö umarmen und — tötet Signe Mö ...

* * *

Menschen sind rings im Raum. Menschen sind rings um das Haus. Sie fragen. Sie staunen. Sie entsetzen sich. Sie blicken nach der starren, schneeweißen Signe Mö, die auf dem Estrich liegt. Sie blicken scheu nach der Ecke, in der Olaf Pott am Tisch lehnt.

Olaf Pott rührt sich nicht. Es ist nicht nötig, ihn festzuhalten. Er scheint so sanft wie ein Lamm. Voll ratloser Unschuld blicken seine Augen. Ganz unbewußt und erinnerungslos hangen seine schweren, täppischen Hände herab.

Da bekommen die Menschen Mut. Da fragen sie ihn. Da dringen sie auf ihn ein. Da bestürmen sie ihn. Wie konnte es sein? Wie konnte es geschehen? Wie konnte das Unerhörte sich vollziehen?

Und Olaf Pott schweigt, schweigt, schweigt ...

Viele Stunden lang schweigt Olaf Pott. Schweigt inmitten all des Aufruhrs, dessen Gegenstand er ist. Bis der Polizeibeamte aus der Hafenstadt herüberkommt. Bis die Gerichtsdiener ihm eiserne Handschellen anlegen. Bis der Beamte ihn befragt, ihm zuredet, ihn anherrscht ... Und bis man ihn endlich zwischen den Menschen hindurchführt, um ihn aufs Schiff zu bringen, und sein Blick im Durchschreiten des Raums noch einmal auf Signe Mös starren Körper fällt ...

Da sagt er es plötzlich, und es klingt wie ein dumpfer, zertrümmernder Schlag, mit dem das Meer ins zerbrechende Ufer stürzt:

„Ich hätte Signe Mö *hassen* müssen ... Ich konnte Signe Mö nicht hassen ... Darum hab' ich Signe Mö getötet ...“

* * *

Weit draußen gleitet das Schiff, das Olaf Pott seinem Urteilsspruch entgegenträgt. Ringsum wogt und wirbelt das Meer, das nach eigenem, innerstem, unbekanntem Gesetz Heil bringen muß und zerstören ohne Wollen und Wissen.

An Bord sitzt Olaf Pott, der dem Meer verwandt in Seele und Wesen ist. Der nach eigenem, innerstem, unbekanntem Gesetz lieben muß und zerstören ohne Wollen und Wissen. Seine Augen sind weit von Traum und Unbegreiflichkeit. Er träumt von Signe Mö, die er getötet hat, und die er nun ewig lieben wird ...

An den Strand des Fischerhafens eilen die Wellen hin, eine hinter der anderen. Über ihren Kämmen sprüht der glitzernde, schimmernde, tanzende Schaum, der keine Gestalt hält und alle Gestalt bedeutet.

Am Strand des Fischerhafens begraben sie Signe Mö.

Wissen und Leben

Rauchbekämpfung. Die Frage der Rauchbekämpfung ist nicht nur vom hygienischen und gesundheitlichen Standvunkt aus, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht von großer Bedeutung. Der aus dem Schornstein kommende Ruß rührt von unvollkommener Verbrennung her; er besteht aus fast reinem Kohlenstoff. Rußbildung ist gleichbedeutend mit Wärmeverlust in der Feuerungsanlage. Im folgenden seien die einzelnen Möglichkeiten, die zur Rußbildung führen, behandelt und ihre Beseitigung aufgezeigt. Nach dem Aufwerfen und der Trocknung des Brennstoffs tritt mit der Lockerung des Brennstoffgefüges die Entgasung ein; die eingeschlossenen Gase, die heizkräftigen schweren Kohlenwasserstoffe, entweichen und verbinden sich mit dem durch die Rostspalten angesaugten Sauerstoff der Verbrennungsluft zu Kohlensäure und Wasserdampf. Ist nun die Kohle sehr gashaltig, so tritt fast plötzlich eine starke Entwicklung von Gasen ein, für deren vollständige Verbrennung nicht genügend Sauerstoff vorhanden ist. Die schweren Kohlenwasserstoffe entweichen unverbrannt; der darin enthaltene Kohlenstoff scheidet sich an den kalten Wandungen des Mauerwerks oder der Kesselheizfläche aus und wird durch den Schornsteinzug ins Freie mitgerissen. Diese unvollkommene Verbrennung vollzieht sich auch dann, wenn zwar genügend Verbrennungsluft vorhanden ist, eine ausreichende Mischung mit den Gasteilchen aber nicht stattfindet, so daß eine Verbrennung nicht eintreten kann. Eine dritte Möglichkeit der Rußbildung besteht darin, daß die Feuerraumtemperatur nicht hoch genug ist, um die Verbrennung einzuleiten. Kommen alle drei Möglichkeiten zusammen, so wird eine außerordentlich starke Rußbildung die Folge sein. Zur Vermeidung dieser Übelstände geht man dazu über, mehr Verbrennungsluft zuzuführen, indem man den Schornsteinzug stärker einstellt oder bei einer zum Rußen neigenden Kohle Luft, die sog. Oberluft, über der Brennstoffschicht durch die Regulierscheibe in der Feuertür eintreten läßt. Hierdurch kann eine ziemlich rauchlose Verbrennung erzielt werden, wobei freilich zu beachten ist, daß nicht zu viel Luft zugeführt wird. In diesem Fall besteht die Gefahr, daß die Feuerraumtemperatur zu stark sinkt und dadurch der Kesselwirkungsgrad verschlechtert wird. Es ist in der Praxis, selbst mit einsichtigen Heizern, auf die Dauer nicht möglich, bei der Verfeuerung gashaltiger Kohle Schornsteinzug und Oberluft den Verbrennungsvor-

gängen entsprechend zu ändern. Der Heizer ist bei starker Kesselbelastung leicht dazu geneigt, die rauchlose Verbrennung auf Kosten der Wirtschaftlichkeit des Kesselbetriebes durchzuführen. Man hat daher versucht, durch mechanische Rostbeschickung Abhilfe zu schaffen, und hat für feste Planroste Wurffeuerungen konstruiert, die ununterbrochen kleine Brennstoffmengen aufwerfen. Mit diesen Beschickungseinrichtungen erzielt man eine rauchlose Verbrennung; jedoch hat man hierbei die Feuerführung nicht in dem Maße in der Hand, wie es bei handbeschickten Rosten möglich ist. Bei Kesseln mit Wanderrosten kann Rußbildung auftreten, wenn die Feuerräume zu niedrig sind, was, wie neuerdings nachgewiesen wurde, häufig der Fall ist. Jede Kohlenart verlangt ihre besonderen Feuerungsbedingungen und dementsprechende Feuerräume. Es ist heute meist nicht möglich, Umbauten zu treffen. Jedoch gibt es einfache Mittel, die Rußbildung bei allen Feuerungsanlagen zu verhindern und gleichzeitig die Wirtschaftlichkeit der Anlagen zu erhöhen, nämlich die Verfeuerung rauchschwacher Kohle, d. h. einer Kohle mit geringem Gehalt an flüchtigen Bestandteilen, oder die Verwendung von Brennstoffmischungen. Während Schlesien, Sachsen und das Saargebiet hauptsächlich stark gashaltige Kohlen liefern, finden sich im Ruhrbezirk in den gasärmeren Fett-, den Eß- und Mager- bzw. Anthrazitkohlen Brennstoffe, die mit kurzer heller Flamme praktisch rauchfrei verbrennen und sich daher für alle Kesselfeuerungen sehr gut eignen. Da diese Kohlen in verschiedenen Sorten zu beziehen sind, so ist die Auswahl nach den jeweiligen technischen und wirtschaftlichen Vorbedingungen leicht zu treffen. Der Heizwert dieser Ruhrkohlenarten ist sehr hoch, er liegt über dem Durchschnittswert aller europäischen Kohlenbezirke. Ihre Mischung mit gasreichen Kohlen ist ohne weiteres möglich. Der Heizwert der Mischung ist höher; damit steigt die Verdampfungszahl. So einfach diese Mittel sind, so wenig wurden sie bisher angewendet. Erst in neuerer Zeit wird davon immer mehr Gebrauch gemacht; die damit erzielten Erfolge sind bedeutend. B.

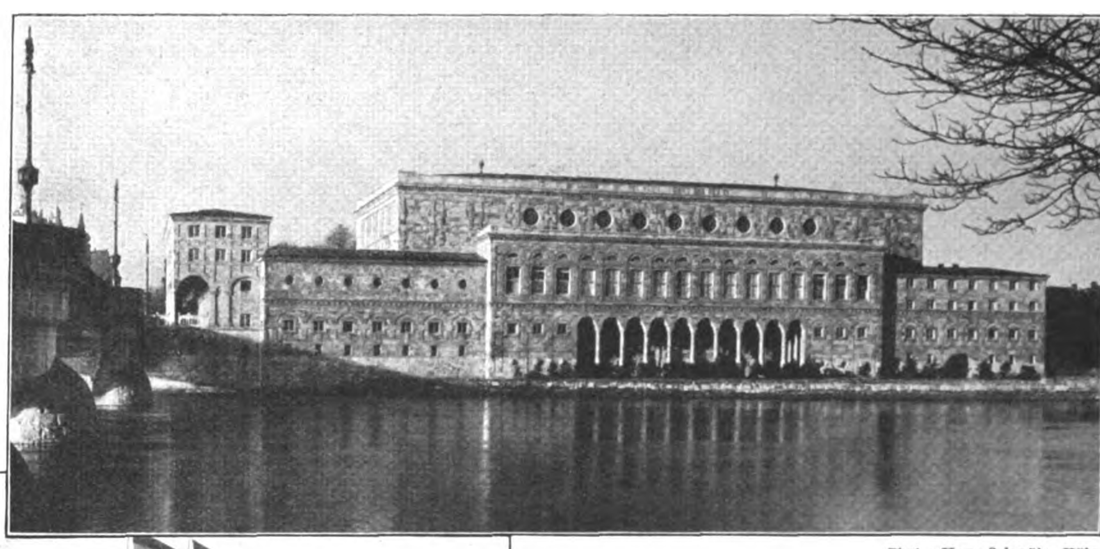
Die rechtliche Natur der Verlobung. Wenn man heutzutage — sei es aus den Tageszeitungen oder aus anderen Quellen — erfährt, daß Verlöbnisse gelöst worden sind, so drängt sich einem unwillkürlich der Gedanke auf, daß vielfach noch keine rechte Vorstellung von dem Wesen, insbesondere auch den rechtlichen Folgen eines Verlöbnisses vorhanden sein kann. Es sollen daher im folgenden diejenigen gesetzlichen Bestimmungen kurz zusammenfassend erläutert werden, deren Kenntnis unbedingt gefordert werden muß. Kann doch dadurch mancher Zeit und Geld kostende Prozeß vermieden werden. Was zunächst die rechtliche Natur des Verlöbnisses selbst anlangt, so sind die Ansichten hierüber geteilt. Nach der herrschenden Meinung ist es ein Vertrag, gerichtet auf gegenseitiges ernstliches Eheversprechen. Es finden deshalb die allgemeinen Vorschriften, die für Rechtsgeschäfte gelten, sinngemäße Anwendung. So bedarf ein Minderjähriger zur Eingehung eines Verlöbnisses der Einwilligung seines gesetzlichen Vertreters. Verlobt er sich ohne diese, so hängt die rechtliche Wirksamkeit seiner Erklärung von der nachträglichen Genehmigung ab. Diese ist nur dann nicht mehr erforderlich, wenn er selbst inzwischen die Volljährigkeit erreicht hat. Eine besondere Form ist für das Verlöbnis nicht vorgeschrieben; es genügt, daß sich beide Teile mündlich die ernstliche Versicherung abgeben, die Ehe miteinander schließen zu wollen. Sind Hindernisse vorhanden, die kraft Gesetzes die Eingehung einer Ehe verbieten, so stehen sie an sich nicht unbedingt auch einer Verlobung entgegen. Es kommt vielmehr darauf an, ob die Verlobten auf die Beseitigung des Hindernisses rechnen können, ohne gegen Gesetz und gute Sitten zu verstoßen. Aus einem Verlöbnis kann nicht auf Eingehung der Ehe geklagt werden. Das Versprechen einer Strafe für den Fall, daß die Eingehung der Ehe unterbleibt, ist nichtig. Das Verlöbnis begründet somit keine klagbare, sondern nur eine sittliche Verpflichtung zur Eingehung der Ehe. Welches sind nun die zivilrechtlichen Folgen der Auflösung der Verlobung? Tritt ein Verlobter zurück, so hat er dem andern und dessen Eltern den Schaden zu ersetzen, der daraus entstanden ist, daß sie in Erwartung der Ehe Aufwendungen gemacht haben. Diese Schadenersatzpflicht entspricht der Billigkeit. Der Rücktritt kann ausdrücklich oder stillschweigend erklärt werden und wird wirksam, wenn er dem andern Teile bekannt wird. Als in Erwartung der Eheschließung vorgenommen gelten alle die Handlungen, die vernünftigerweise unterlassen worden wären, wenn die Lösung der Verlobung vorausgesehen worden wäre. Dieser Fall wird regelmäßig vorliegen bei Ankauf der Aussteuer. Dem anderen Verlobten hat der Zurücktretende auch noch den Schaden zu ersetzen, den dieser dadurch erleidet, daß er in Erwartung der Ehe sonstige sein Vermögen oder seine Erwerbsstellung berührende Maßnahmen getroffen hat. Dies trifft zu, wenn ein Verlobter eine Stellung aufgibt oder auf einen vermögensrechtlichen Erwerb verzichtet, wie z. B. den Kauf eines Handelsgeschäfts. Nicht zu berücksichtigen ist aber die Ablehnung eines anderweitigen Heiratsantrages, der einer Braut während des Verlöbnisses von einem zweiten, vielleicht wohlhabenderen Freier gemacht wird. In allen Fällen tritt die Ersatzpflicht dann nicht ein, sobald ein wichtiger Grund für den Rücktritt vorliegt. Wann das der Fall ist, hängt jeweils von den Umständen des Einzelfalls ab; er kann auf beiden Seiten liegen. Nicht nötig ist, daß er durch Verschulden hervorgerufen wird. Allgemein gesagt, wird er dann gegeben sein, wenn nachträglich ernste Bedenken eines Verlobten gegen wesentliche Eigenschaften des andern Teils hervortreten, wobei auf die in den gesellschaftlichen Kreisen der Brautleute herrschende Auffassung Rücksicht zu nehmen ist. Veranlaßt ein Verlobter schuldhaft den Rücktritt des andern, indem er ihm einen wichtigen Grund im Sinne des Gesetzes bietet, so ist er nach obigen Richtlinien schadenersatzpflichtig. Unterbleibt die Eheschließung, gleichgültig, ob mit oder ohne Verschulden eines Teils, so kann jeder Verlobte vom andern die Herausgabe der zum Zeichen der Verlobung gegebenen Geschenke fordern. Dies gilt nur dann nicht, wenn der Geber ohne wichtigen Grund zurücktritt oder ein Rücktrittsrecht des andern schuldhaft herbeiführt, d. h. in diesen Fällen hat nur — wenn man so sagen soll — der unschuldige Teil einen Rückgabeanspruch bezüglich der von ihm gemachten Geschenke. Im Zweifelsfall ist anzunehmen, daß die Rückforderung ausgeschlossen sein soll, wenn die Verlobung durch den Tod des einen Teils gelöst wird. Schließlich sei noch erwähnt, daß die beschriebenen Ansprüche zwei Jahre nach der Auflösung der Verlobung verjähren. Wann letztere vorliegt, ist Tatfrage; es braucht keine gegenseitige Übereinkunft oder förmliche Erklärung vorzuliegen; vielmehr kann sich die Auflösung auch aus den Umständen ergeben. Dr. L.

Die Bewegung des Sonnen- und Sternsystems im Raume. Aus zahlreichen, nach verschiedenen Methoden durchgeführten Messungen der Sternbewegung, die sich auf viele Tausende von Sternen erstrecken, hat man festgestellt, daß sich die Sonne und mit ihr das ganze Planetensystem, also auch die Erde, mit einer Geschwindigkeit von rund 20 km in der Sekunde auf einen Punkt der Sphäre, den Apex oder Zielpunkt, hin bewegt, der etwa bei 270° Rektaszension und + 30° Deklination, d. h. im Sternbilde des Herkules, südwestlich von dem Sterne 1. Größe der Leier, der Wega, liegt. Diese Messungen, an denen sich seit W. Herschel und Argelander viele hervorragende Astronomen beteiligten, werden indessen durch mancherlei Umstände erschwert; insbesondere hat sich herausgestellt, daß Sterne mit verschieden großer Eigenbewegung, ebenso Sterne verschiedener Spektralklassen auch verschiedene Zielpunkte und Geschwindigkeiten ergeben. Ferner beeinflussen die sog. Sternströme, in denen viele einen Schwarm bildende Sterne eine gemeinsame Bewegungsrichtung besitzen, störend das Ergebnis. Die noch vorhandene Unsicherheit in der Bestimmung des Apex und der Geschwindigkeit der Sonnenbewegung ergibt sich sowohl aus den Messungen der Lateralbewegungen (an der Sphäre) mit Hilfe des Fernrohrs als auch aus den Messungen der Radialbewegungen (in der Gesichtslinie) bei Anwendung des Spektrographen; wir dürfen aber annehmen, daß der gefundene Wert nicht wesentlich von dem wirklichen abweicht. Ähnliche, im Mittel etwas größere

(Fortsetzung siehe Seite 800.)

Mülheim an der Ruhr

Industrie-, Handels- und waldreiche Wohnstadt — 130000 Einwohner — im unteren Ruhrtal, in anerkannt bevorzugter Lage des rheinisch-westfälischen Industriegebiets, mit ausgedehntem und bestgeeignetstem Siedlungsgelände in den von der Industrie unbeeinflußten Stadtbezirken, in unmittelbarem Zusammenhang mit den rund 20000 Morgen großen Waldungen zwischen Ruhr, Rhein und Wupper. Das von der Ruhr durchschnittene Stadtgebiet mit seinen reichen landschaftlichen Reizen, den architektonisch bemerkenswerten Alt- und Neubauten, gärtnerischen Anlagen, Wasserkraftwerken und Hafenanlagen mit Großschiffahrtsweg zum Rhein bietet die idealste Gelegenheit der Ansiedlung zu gewerblichen und wohnlichen Zwecken aller Art, besitzt in dem das ganze Jahr geöffneten Solbad Raffelberg (warme, erdmuriatische Solquelle — 25° —) mit seinen prächtigen Parkanlagen ein wirksames Heilbad gegen Gicht, Rheumatismus, Skrofulose, Blutarmut, Herz-, Gelenk- und Frauenleiden, sowie katarrhalische Erkrankungen. — Sitz des



Phot.: Hugo Schmölz, Köln.

Die neue Stadthalle in Mülheim-Ruhr. Gesamtansicht mit Schloßbrücke.
Pfeifer & Grossmann, Architekten, Mülheim-Ruhr.

Badeleben im Mülheimer Stadion.

Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kohlenforschung, bedeutendster Unternehmungen des Bergbaues, der Großeisen- und Lederindustrie sowie weltbekannter Handelsfirmen und Schiffahrtsgesellschaften. Höhere Lehranstalten aller Art, Knaben- und Mädchen-Mittelschulen, Haushaltungsschulen usw. — Zwei Krankenhäuser, städtische Augenheilanstalt, Privatklinik, Spezialärzte aller Heilgebiete. — Internationaler Flug-Hauptḥafen, beste Eisenbahnverbindungen (direkt nach Köln, Holland, Berlin, Hamburg, Leipzig und Süddeutschland), ausgedehnter Straßenbahnverkehr innerhalb des ganzen Stadtgebiets sowie nach Duisburg, Essen und Oberhausen. Moderne Hotels, acht Banken (Reichsbank), Amtsgericht, Finanzamt, fünf Postämter, sieben Bahnhöfe. — Stadt-, Schwimm- und Flußbadeanstalten, vorbildliche Spielplatz- und Stadionanlagen für jeden Sport, Pferde- und Radrennbahnen, große Stadthalle mit neuzeitlichen Musik-, Ausstellungs- und Kongreßsälen. — **Auskünfte bereitwilligst durch Stadtverwaltung und Verkehrsverein.**

Elberfeld im Bergischen Lan

„Roemryke Berge" nennt die Geschichte das Bergische Land wegen der Großtaten seiner Bewohner im Kampf mit Gegnern seiner Freiheit, im Kampf mit den Naturgewalten zur Erzwingung der Lebensbedingungen für seine Bewohner und im Kampf um wirtschaftliche und geistige Freiheit; ruhmreich verdient das Bergische Land genannt zu werden wegen der Fülle landschaftlicher Schönheiten, die seine Höhenzüge und Talgründe bieten, ruhmreich auch wegen des Weltrufs, den Industrie und Handel hier im Laufe der Jahrhunderte erlangt haben. Inmitten dieses Landes liegt die Stadt Elberfeld. Aus der früheren Talburg Elverfelde entstanden, erhielt sie schon vor mehr als 300 Jahren Stadtrechte und konnte sich infolgedessen mehr und mehr zur Hauptstadt des engeren Bergischen Landes entwickeln.

Ein außerordentlicher Verkehr des Umlandes besteht zu den hiesigen öffentlichen Verwaltungen und Behörden (Reichsbahndirektion, Amts- und Landgericht, Reichsbank, Zollamt, Handelskammer, Konsulate usw.).

In der Industrie sind besonders bedeutsam die Zweige der Breit- und Bandstuhlweberei, der Fabrikation der Bänder, Kordeln, Litzen und Spitzen, der Bleicherei und Färberei, zu der in den letzten Jahrzehnten diejenige der Kunstseide- und Glanzstoffabrikation hinzugekommen ist. — Von besonderer Bedeutung sind z. Zt. außerdem die chemische Industrie und die der Farbstoffe, die Bekleidungs- und Konfektionsindustrie, Papier- und Kartonnagenfabrikation, einzelne Zweige der Eisenindustrie, die Brauindustrie und die der Öle und Fette. — Im Handelsgewerbe nimmt der Textilgroßhandel die erste Stelle ein. Für auswärtige Einkäufer dieser Branche ist es besonders vorteilhaft, daß fast sämtliche Großhandelsniederlassungen in einem einzigen Stadtviertel liegen, so daß die Hauptstraße dieses Viertels, „die Hofaue", im Sprachgebrauch förmlich zur Bezeichnung des Elberfelder Textilhandels geworden ist. An den zweimal im Jahre stattfindenden Sonderverkaufstagen, an denen allein Warenumsätze im Werte von vielen Millionen gemacht werden, zeigt dieser Stadtteil das Gepräge einer Weltmesse.

An Sehenswürdigkeiten, künstlerischen und sportlichen Veranstaltungen wetteifert Elberfeld erfolgreich mit den größten Städten des Rheinlandes: Das städtische Kunstmuseum versteht es, dem Besucher in überraschend geschickter Weise eine Übersicht über die Entwicklung der Malerei des 19. Jahrhunderts zu bieten. Die Sammlung der Porzellane und Fayencen enthält u. a. einige ganz seltene Stücke. —



Die Stadt Elberfeld. Nach einem Gemälde von Professor Mermagen-Elberfeld.

In der Heimatabteilung werd[illegible] besondere Gegenstände von Z[illegible] einrichtungen der Bergischen [illegible] gezeigt. Der Zoologische Gart[illegible] wegen seiner unvergleichlich [illegible] Lage und seiner landschaftliche[illegible] als einer der nennenswertesten D[illegible] lands angesprochen werden. [illegible] seiner unmittelbaren Nähe ge[illegible] Stadion bietet 30000 Zuschauern [illegible] und ist für Sportkämpfe größten[illegible] nationaler und internationaler Art fast ständig belegt. Die Theater, städtisches Orchester und die Konzertgesellschaft erfreuen sich bei ihren Veranstaltungen nicht nur des Besuchs aller Gesellschaftsschichten der Stadt, sondern der weitesten Umgebung einschließlich der Industriestädte des Rheinischen Ruhrgebiets.

Die Umgebung Elberfelds, „Das Bergische Land", gewährt eine Fülle reizvoller landschaftlicher Eindrücke. Infolge eines engmaschigen Netzes von Klein- und Schnellbahnen, sowie neuerdings von Autobuslinien, sind nicht nur die umliegenden Industrie- und Handelsstädte, sondern auch die landschaftlich schönsten Punkte auf schnellstem Wege zu erreichen. Sehenswert ist die etwa 14 km über dem Wupperbett angelegte Schwebebahn, die Elberfeld mit der Nachbarstadt Barmen und den Nachbarorten verbindet. Wohl selten vermag eine nur 170000 Einwohner zählende Stadt so vielseitige Interessen des Handels, der Industrie, der Kunst und des Sports in sich zu vereinigen und auch noch dem Naturfreund Genuß und Erholung zu bieten. Wer die rheinischen Großstädte besucht, verfehle nicht, der Stadt Elberfeld einen ein- oder mehrtägigen Besuch abzustatten.

Die vorzügliche Verpflegung und Unterkunft in den Elberfelder Hotels und Gaststätten (alphabetisch aufgeführt) sowie der Ausflugsorte stehen in bestem Rufe:

Hotel „Zum Adler", Alter Markt 20, 19 Zimmer, von 3.50 RM. an. Hotel „Deutsches Haus", Mäuerchen 8, 24 Zimmer, von 3.— RM. an. Hotel „Europäischer Hof", Neue Fuhrstraße 1-3, 60 Zimmer, von 4.40 bis 6.60 RM. an. Hotel „Handelshof", Neustraße 16, 42 Zimmer, von 4.50 bis 5.— RM. an. Hotel „Kaiserhof", Döppersberg 70, 95 Zimmer, von 5.— bis 8.— RM. an. Hotel „Mainzer Hof", Kerstenplatz 5/7, 15 Zimmer, von 3.10 RM. an. Hotel „Post", Poststraße 4, 65 Zimmer, von 4.50 RM. an. Hotel „Zur Pfalz", Bökel 6, 10 Zimmer, von 3.50 RM. an. Hotel „Rheinischer Hof", Hofaue 82, 25 Zimmer, von 3.— RM. an. Hotel „Zum Römer", Kipdorf 77, 20 Zimmer, von 3.50 RM. an. Hotel „Stadt Köln", Island 20, 22 Zimmer, von 3.50 RM. an. Hotel „Trierer Hof", Schloßbleiche 4-6, 35 Zimmer, von 4.— RM. an. Hotel „Union", Schloßbleiche 22, 22 Zimmer, von 4.— RM. an. Hotel „Vier Jahreszeiten", Mäuerchen 4, 8 Zimmer, von 4.50 RM. an. Hotel „Verein reisender Kaufleute", Burgstraße 9, 20 Zimmer, von 3.50 RM. an.

Nähere Auskunft erteilt das Verkehrsamt der Stadtverwaltung, Rathaus Zimmer 47/48, Fernsprechanschluß R. 112 und R. 45, und Verkehrsverein Tel. 455.

„... und kämmt sich ihr goldenes Haar"

Gesolei, Lorelei und die moderne Haarpflege.

Als Schutzheilige der Gesolei sollte eigentlich das Fräulein Lorelei erwählt werden! Bekanntlich war sie schon in alten Zeiten eine Vorkämpferin für moderne Gesundheitspflege, denn wie jedermann weiß, setzte sie sich in ihrer freien Zeit auf einen Felsen „und kämmte ihr goldenes Haar". Ebenso berichtet ihr Biograph, Herr Heinrich Heine, daß sie die vorbeifahrenden Rheinschiffer veranlaßte, ein erfrischendes Bad in den kühlen Fluten des Rheines zu nehmen.

Aber wenn das Fräulein Lorelei heute die Ausstellung für Gesundheitspflege in Düsseldorf besuchen könnte, dann würde sie sicherlich noch manches hinzulernen. Vor allen Dingen würde die Gesolei ihr zeigen, daß es heutzutage nicht mehr genügt, das Haar bloß zu kämmen, sondern daß so schönes goldenes Haar, wie das von Fräulein Lorelei, gepflegt sein will, wenn es seine natürliche Farbe und seinen seidigen Glanz behalten soll.

Wir leben ja nicht auf einem Felsen am Rhein, also in reiner, unverdorbener Luft, sondern wir verbringen unsere Tage in Städten, deren Luft ständig durch Rauch und Staub verunreinigt wird. Dieser Staub bleibt auch an unseren Haaren haften, denn unsere Haare sind von Natur aus stets mehr oder weniger fettig, und durch diese Fettigkeit wirken unsere Haare im wörtlichsten Sinne als Staubfänger. Dieser Staub verbindet sich dann mit dem verbrauchten Haarfett und mit dem Kopfschweiß und bildet auf der Kopfhaut eine undurchdringliche Schicht, welche eine gute „Durchlüftung" der Kopfhaut ganz unmöglich macht. Solch eine Durchlüftung ist aber unbedingt erforderlich, wenn die in der Kopfhaut liegenden Blutkörperchen, durch welche die Haare ernährt werden, richtig funktionieren sollen.

Bild 1.



Bild 2.

Deshalb muß die Kopfhaut von der aus Staub, verbrauchtem Fett und Kopfschweiß bestehenden Schicht regelmäßig gereinigt werden. Seife ist hierfür ungeeignet, weil sie den Haaren den Glanz nehmen würde. Aber es gibt seit 20 Jahren ein Mittel, das die Haare und die Kopfhaut gründlich reinigt und gleichzeitig das Haar weich, geschmeidig und glänzend erhält: das sicherlich jedem Besucher der Gesolei bekannte Kopfwaschpulver „Schaumpon mit dem schwarzen Kopf". Welche überraschende Reinigungskraft das Schaumpon besitzt, beweisen die beiden Bilder.

Das erste Bild zeigt Haare, die durch ein Mikroskop 50fach vergrößert aufgenommen wurden. Man erkennt deutlich die Unreinlichkeiten, die den Haaren anhafteten. Auf dem zweiten Bild sieht man dasselbe Haar, nachdem es mit Schaumpon gewaschen und aller Schmutz durch den Schaumpon-Schaum aufgelöst wurde. Von allen Unreinlichkeiten ist das Haar nun befreit.

Ebenso sauber wird auch die Kopfhaut, aber auf diese hat die Waschung mit Schaumpon noch eine ganz besondere Wirkung. Die Gebrauchsanweisung von Schaumpon erklärt nämlich, wie man sich selbst die Kopfhaut massieren kann. Durch dieses Massieren und Frottieren der mit Schaumpon erweichten Kopfhaut wird diese aber kräftig durchblutet und dadurch wieder die Ernährung der Haare wirksam gefördert. Gute Ernährung bedeutet aber schönes, volles Haar, das seidig glänzt, und auf das seine Trägerin stolz sein kann!

Wenn Sie, schöne Leserin, „Schaumpon mit dem schwarzen Kopf" etwa noch nicht kennen sollten, so machen Sie morgen abend Ihren ersten Versuch damit! Beachten Sie aber genau die Gebrauchsanweisung, und vor allen Dingen verlangen Sie beim Einkauf ausdrücklich das echte „Schaumpon mit dem schwarzen Kopf".





Neuerweg und Schwebebahn in Barmen.

BARMEN

Rings von bewaldeten Höhenzügen umgeben, liegt im Tale der Wupper die bedeutendste Industriestadt des Bergischen Landes, deren Erzeugnisse in alle Weltteile hinausgehen. Industriestadt! Doch nichts von dem typischen Rauch und Schmutz großer Industriestädte. Freundlich und sauber lagert das Häusermeer zu beiden Seiten des Flusses, in dessen Wassern die Linien der einzigartigen Hochbahnanlage, der Schwebebahn, sich spiegeln. Die außerordentlich vielstufigen Höhenunterschiede des Stadtgebietes geben dem Gesamtbild einen interessanten Charakter, der durch die krassen gebirgsartigen Einbuchtungen des südlichen Höhenzuges und die im Norden der Stadt flacher verlaufende Hügelkette noch an Reiz gewinnt.

Wenige Schritte nur aus dem Stadtinnern heraus und dichter Wald mit herrlichen Szenerien umfängt uns. Die prachtvollen Anlagen des Barmer Verschönerungsvereins sind das Bindeglied zwischen der Stadt und den urwüchsigen stundenweiten Waldgebieten des Bergischen Landes. Diese enge Naturverbundenheit macht Barmen zum geeignetsten Ausgangspunkt für Spaziergänge und Wanderungen in das Bergische Land und das Industriegebiet, weshalb die Stadt von vielen Touristen und Naturfreunden zu längerem oder kürzerem Anfenthalt gern aufgesucht wird.

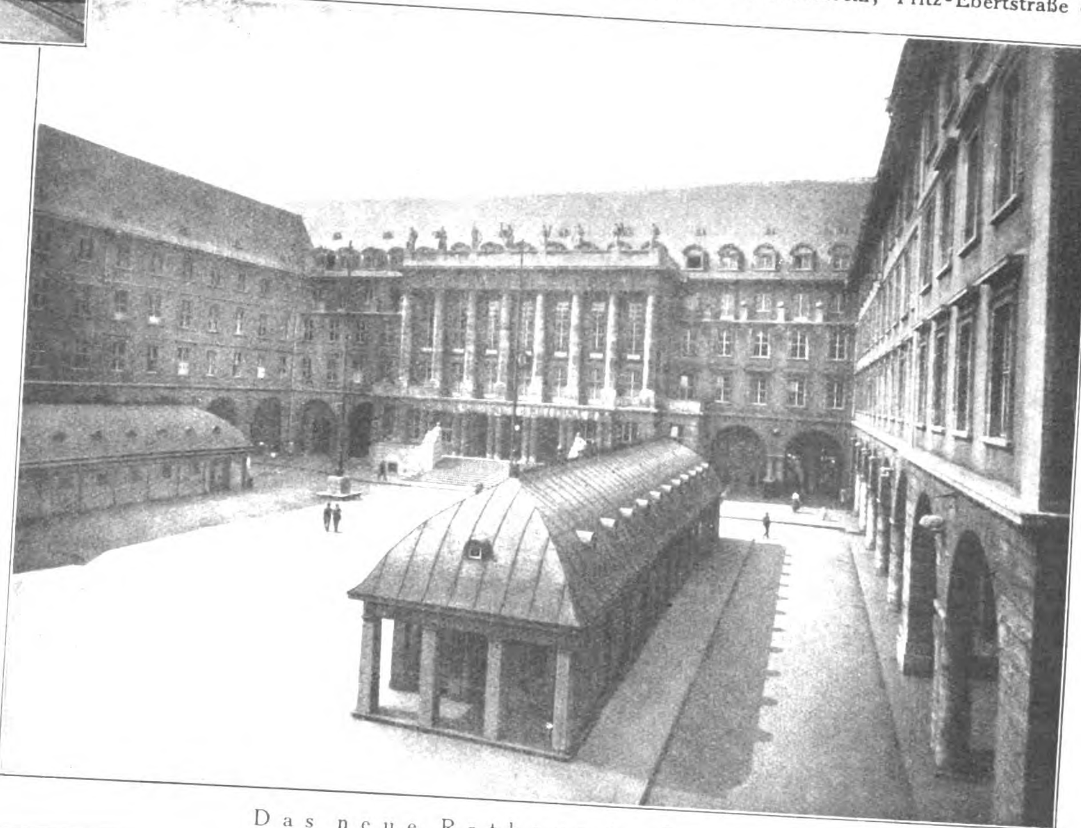
Sehenswürdigkeiten? — Man gehe durch die betriebsame Stadt hinauf nach dem Toelleturm und schaue auf das Häusermeer, aus dem die Wupper blinkt und in dem die eilende Schwebebahn hier und da zu sehen ist: und man bekommt ein Gefühl für den Rhythmus dieses Seitentales des Rheins, das sich aus Arbeit und Schönheit zusammensetzt. Ein heller Klang von Fleiß und Arbeitsamkeit, von hochstrebendem Geiste verknüpft sich mit dem Namen der Stadt, die sich unter geschickter Leitung mit ihren 190000 Einwohnern eine achtunggebietende Stellung in der Reihe der rheinischen Großstädte erworben hat. Vorzüglich hygienische Einrichtungen und rund 750000 qm Wald und Parkanlagen machen die Stadt zu einer der gesündesten Großstädte des Deutschen Reiches.

Barmen hat bei allem Modernen seine bergische Eigenart noch nicht verloren und wirkt gerade durch das Nebeneinander von Altem und Neuem auf den Besucher doppelt reizvoll.

Kunst und Musik stehen in hoher Blüte. Die ständige Gemäldeausstellung des Barmer Kunstvereins läßt den Beschauer die Wege deutscher Mal- und Bildhauerkunst verfolgen. Eine große Zahl rühriger Konzertgesellschaften vermittelt die Kenntnis alter und neuer Meister aus dem Reich der Töne. Viele Denkmäler und Prachtbauten, Museen, Bibliotheken und das Planetarium laden zum Besuch und zum Verweilen.

Des Schönen und Sehenswerten bietet die Stadt mannigfaltiges, so daß jeder Besucher für seinen Geschmack etwas findet und als Freund von Barmen scheidet mit dem Vorsatz baldiger Wiederkehr.

(Auskunft: Städtisches Verkehrsamt, Rathaus, und Verkehrsverein, Fritz-Ebertstraße 8.)



Das neue Rathaus in Barmen.

(Fortsetzung von Seite 797.)

Geschwindigkeiten besitzen alle Fixsterne; die Zielpunkte sind jedoch verschieden, ausgenommen natürlich die Zielpunkte der einzelnen Körper in den Sternströmen, beispielsweise auch der Körper des Stromes, dem unsere Sonne angehört. Wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, stützen sich alle Messungen auf das Verhalten der Fixsterne, d. h. auf Körper, die unserem großen Sternsystem, dem Spiralsystem der Milchstraße, angehören. Wenn man daher die Bewegung der einzelnen Körper, darunter unsere Sonne, in Zahlen ausdrückt, betrachtet man das Milchstraßensystem zunächst als stillstehend, mit anderen Worten: die gemessenen Geschwindigkeiten gelten nur in bezug auf das Milchstraßensystem, sind also relativ. In jüngster Zeit ist es nun L. Courvoisier am Astrophysikalischen Observatorium zu Potsdam gelungen, auch die wahre oder absolute Geschwindigkeit der Erde und des Sonnensystems sowie deren Bewegungsrichtung im Raume zu ermitteln. Er löste das Problem auf Grund der ursprünglich von H. A. Lorentz aufgestellten Hypothese eines ruhenden Lichtäthers und einer reellen Kontraktion der materiellen Körper bei der Bewegung durch den Äther und wandte bei seinen Untersuchungen sieben verschiedene Methoden an, von denen besonders die mit Hilfe eines eigens konstruierten, höchst empfindlichen „Gravimeters" hervorgehoben sei. Wie der Genannte in den „Astronomischen Nachrichten" (226, 16), auf die wir zu eingehenderem Studium verweisen müssen, mitteilt, gelangte er zu dem bemerkenswerten Ergebnis, daß sich die Erde und mit ihr das ganze Sonnensystem relativ zu dem als ruhend gedachten Lichtäther — dem Koordinatensystem des Lichts — mit einer Geschwindigkeit von 750 km in der Sekunde fortbewegt, und zwar auf einen Punkt der Sphäre — den „absoluten Apex" — hin, der etwa bei dem Sterne 1. Größe Capella im Fuhrmann (Milchstraße) liegt. Courvoisier schließt weiter, daß sich mit unserem Sonnensystem mindestens alle bisher auf Radialbewegung untersuchten Fixsterne in gleichem Sinne parallel durch den Raum bewegen, ja, daß auch das ganze Milchstraßensystem an dieser Parallelbewegung teilnimmt. Unser Sternsystem ist aber nur eines von vielen. Man schätzt die Zahl der mit den heutigen optischen Mitteln, namentlich der Photographie, wahrnehmbaren Sternsysteme auf wenigstens 100 000. Infolge

der ungeheuren, Zehntausende und Hunderttausende von Lichtjahren betragenden Entfernung scheinen diese Objekte zwar an der Sphäre völlig stillzustehen — erst nach langen Zeiträumen wird ihre Ortsveränderung der Messung zugänglich werden; daß sie aber in der Tat mit einer dem Milchstraßensystem ähnlichen Geschwindigkeit im Raume fortschreiten, lehrt der Spektrograph. Bei Messungen von Radialbewegungen spielt nämlich die Entfernung des Objektes keine Rolle, weil es für den durch eine schnell bewegte Lichtquelle hervorgebrachten Doppler-Effekt (Linienverschiebung) gleichgültig ist, ob das Licht einen kurzen oder langen Weg zurückgelegt hat. So fand man nach einer Zusammenstellung H. Ludendorffs, daß sich die bis jetzt gemessenen Spiralsysteme mit einer mittleren Geschwindigkeit von 500 km in der Sekunde bewegen, und daß die meisten von ihnen sich von uns entfernen. Von den wenigen sich uns nähernden Systemen eilt beispielsweise der große Andromeda-Spiralnebel mit einer Geschwindigkeit von 300 km/sec. auf uns zu, nähert sich uns also in jedem Jahre um 9467 Millionen km, ebenso der nahe südlich von diesem stehende kleinere Nebel. Dagegen entfernt sich der Spiralnebel in den Jagdhunden mit 270 km und ein Nebel im Löwen mit 800 km Schnelligkeit von uns. Noch größer ist die von uns fortgerichtete Bewegung zweier Nebel im Haar der Berenice und in der Jungfrau: 1100 km. Als schnellste Radialbewegung und überhaupt schnellste Bewegung aller Himmelskörper fand Slipher bei einem Nebel nahe dem Sterne ζ im Walfisch 1300 km und bei einem Nebel nahe dem Sterne o (Mira) im Walfisch 1800 km in der Sekunde; d. h. der erstere von beiden enteilt uns in jedem Jahre um 41 000, der letztere um 56 800 Millionen km! Mit diesen Werten steht der von Courvoisier für unser eigenes Sternsystem gefundene von 750 km/sec. durchaus im Einklang. Es sei schließlich noch darauf hingewiesen, daß es nach C. Wirtz, der schon früher bei einer Bestimmung der Richtung und Geschwindigkeit der Sonne aus 29 Spiralnebeln und 10 Kugelsternhaufen zu ähnlichen Ergebnissen kam, den Anschein hat, als ob der Schwerpunkt der 30 von ihm untersuchten Spiralnebel, die Milchstraße als Spiralnebel mit eingeschlossen, mit dem System des „ruhenden" Lichtäthers, also gewissermaßen mit dem Schwerpunkt des ganzen sichtbaren Kosmos, nahezu übereinstimme.

A. Stentzel.

Besonnte Nahrung als Krankheitsverhüterin. Neuere Untersuchungen, die vor allem in England zur Durchführung gelangten, haben gezeigt, daß Sonnenlicht auf junge Tiere eine ganz ähnliche Wirkung ausübt wie das Vitamin A. Unter Vitaminen versteht man bekanntlich neu entdeckte Ernährungsstoffe (Vitamin A, B und C), die zwar nur in geringer Menge notwendig, aber in dieser kleinen Menge für Gesundheit und Leben unbedingt erforderlich sind. Der Mangel an Vitamin A in der Nahrung wird als Ursache der Rachitis betrachtet. Junge Hunde wurden ohne tierisches Fett aufgezogen, das Vitamin A enthält. Sie bekamen viel weniger Rachitis, wenn sie während dieser Zeit sich in der Sonne aufhalten konnten, als wenn sie vollständig im Dunkeln gehalten wurden. Wurden Tiere im Dunkeln gehalten, aber ihre Käfige der Sonne ausgesetzt, so gediehen sie ebenfalls, während das bei Tieren, deren Käfige immer im Finstern blieben, nicht der Fall war. Es liegt nun der Gedanke nahe, ob sich nicht vitaminlose Nahrungsmittel durch Belichtung mit Sonnenstrahlen vitaminhaltig machen lassen. Es zeigte sich, daß das unter Umständen möglich ist. Wurden pflanzliche Öle der Sonne oder einer anderen Bestrahlungsart in geeigneter Weise ausgesetzt, so bekamen sie die Fähigkeit, das Knochenwachstum bei jugendlichen Lebewesen in der gleichen Weise anzuregen, wie es sonst nur Nahrungsmittel tun, die Vitamin A enthalten. — Neue Forschungen ergaben, daß in den Nahrungsmitteln auch sogenannte „Antivitamine" vorhanden sind. Ein solches Antivitamin befindet sich im Hafermehl; es hebt die knochenbildende Wirkung des Vitamins A auf. Deshalb zielen Nahrungsgewohnheiten unbewußt darauf hin, durch geeignete ständige Wiederkehr passender Verbindungen der Wirkung der Antivitamine entgegenzutreten. „Brot und Butter" ist keine zufällige Zusammensetzung von Nahrungsmitteln, sondern der Gehalt der Butter an Vitamin A gleicht den Vitaminmangel oder den Antivitamingehalt des Brotes aus. Die Antivitamine in den pflanzlichen Nahrungsmitteln sollen durch Bestrahlung mit Sonnenlicht (wie es beim gewöhnlichen Wachstum des Getreides der Fall ist) abgeschwächt oder unwirksam gemacht werden. Dr. W. Schweisheimer.

Pioniere der Wissenschaft. Die große Biographie Ernst v. Bergmanns von Arend Buchholtz (Verlag F. C. W. Vogel, Leipzig) liegt nunmehr in vierter Auf-

lage vor. Über den Wert dieser Lebensbeschreibung ist schon so viel gesagt worden, daß es hieße, Eulen nach Athen tragen, wollte man noch etwas Neues zu ihrem Lobe äußern. Es bleibt ein Standardwerk für die Bücherei eines jeden Arztes, aber auch dem Nichtmediziner wird dieses Lebensbild des berühmten Chirurgen eine Quelle reicher Belehrung sein. Über einen andern großen Meister der Chirurgie, Lord Lister, erschien unlängst im gleichen Verlag eine ebenso umfassende Biographie. Ihr Verfasser ist Sir Riemann John Godlee, der Übersetzer Dr. E. Weisschedel. Ähnlich wie im Buchholtzschen Werk werden hier an der Hand tagebuchartiger Aufzeichnungen der Werdegang und die Lebensarbeit eines Mannes geschildert, der auf seinem Gebiet zu den Leuchten der Wissenschaft gehört. Zweifellos auf eine große Leserschaft darf wohl Wilhelm Ostwalds Selbstbiographie „Lebenslinien“ (Verlag Klasing & Co., Berlin) rechnen; denn dieser mannigfaltigste unter den großen Gelehrten der Jetztzeit und kühne Anreger und Neuerer hat viel gesehen und erlebt. Der vorläufig vorliegende erste Band behandelt die Knaben- und Schuljahre in Riga, die Studentenzeit in Dorpat und die Professur sowie die erste Anknüpfung mit ausländischen Gelehrten von gleichen großen Zielen, wie Arrhenius und van 't Hoff. Mit wunderbarer Plastik weiß Ostwald, die verschiedenen Gestalten, die ihm auf seinem Lebensgang begegneten, vor den Leser hinzustellen, ebenso wie die Sitten und Gewohnheiten seiner Heimat sehr anschaulich von ihm geschildert werden. „Graf Zeppelin und die deutsche Luftfahrt“ betitelt sich ein Werk des Majors August v. Parseval (Verlagsanstalt Hermann Klemm, Berlin-Grunewald). Unterstützt von reichhaltigem Bildermaterial, zeigt der kenntnisreiche Verfasser, der selbst auf dem Gebiete der Luftschiffahrt Eigenschöpferisches leistet, die ganze Entwicklung dieses wichtigen Zweiges der Technik von den ersten Anfängen des Grafen Zeppelin an bis zu den letzten großen Ergebnissen, die in dem Amerikaflug gipfeln. Einem anderen Pionier, zwar nicht der Wissenschaft im engeren Sinne, sondern der dem politischen Ansehen und der wirtschaftlichen Erschließung dienenden Kolonialforschung, Hermann v. Wissmann, gilt das im gleichen Verlag veröffentlichte Buch von Rochus Schmidt, das die Taten des ersten Gouverneurs von Ostafrika sowie überhaupt die deutschen Kolonialleistungen sehr eindrucksvoll beleuchtet. Dr. Baltor.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréztörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4241. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 24. JUNI 1926

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4241. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 24. Juni 1926.

Allgemeine Notizen.

Die Würde eines Ehrendoktors hat die Philosophische Fakultät der Universität Breslau dem Vorsitzenden des Vorstandes der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft und Vorsitzenden des Breslauer Landwirtschaftlichen Vereins v. Websky, Rittergutsbesitzer und Landesältester auf Carlsdorf bei Trebnig (Kreis Nimptsch) verliehen.

Das größte Rheinschiff von 128 m Länge und 14,30 m Breite ist auf der Werft von P. Smit jr. in Rotterdam für Rechnung der Nederlandsche Transport Mij. vom Stapel gelaufen. Bei einem Tiefgang von 2,90 m beträgt die Ladefähigkeit 4000 t. Dieses Schiff, speziell für Erz- und Kohlentransport erbaut, ist wie gesagt das größte Schiff, das den Rhein befahren wird; es hat sechs Räume.

Die zweitgrößte Glocke der Welt. Von der Glockengießerei Franz Schilling in Apolda wurde jetzt der Guß der größten Glocke eines Fünfergeläutes vollendet, das für Berlin bestimmt ist. Der Transport zur Bahn dauerte mehrere Stunden. Die Glocke hat als zweitgrößte der Welt fast die Größe der „Deutschen Glocke am Rhein".

Ein Eulenspiegel-Tag. Anläßlich des in das nächste Jahr fallenden 100. Geburtstages Charles de Coster haben verschiedene flamische kulturelle Organisationen an das Brüsseler Ministerium das Ersuchen gerichtet, einen Eulenspiegeltag als flamisches Nationalfest, das jährlich am Geburtstag des Dichters gefeiert werden soll, abzuhalten. Dem volkstümlichen Charakter der flamischen Eulenspiegeldichtung Rechnung tragend, soll auch ein populäres Gastmahl und ein Massenausflug nach Eulenspiegels vermeintlichem Geburtsort (Damme bei Brügge) stattfinden. Geplant ist ferner die Errichtung eines Denkmals nach dem Entwurf des Bildhauers Edmond de Valoriola auf dem Friedhof zu Ixelles.

Von der Zug-Telephonie. Mit der Einführung des Sommerfahrplans ist die Zugtelephonie in sämtlichen D-Zügen der Strecke Berlin–Hamburg errichtet worden. Der Nachrichtenverkehr erstreckt sich nicht nur, wie vielleicht durch den Namen „Zugtelephonie" angenommen werden könnte, auf Gespräche, sondern auch auf Telegramme und Bestellungen vom und zum fahrenden Eisenbahnzug. Der Betrieb der Zugtelephonieanlagen in den D-Zügen der Strecke Berlin–Hamburg, die wie wir schon berichtet haben von der Firma Dr. Erich F. Huth G. m. b. H. in Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 130–132 herge-













stellt worden sind, wird von der Zugtelephonie-Aktiengesellschaft, Berlin W 8, Charlottenstraße 46 wahrgenommen. In jedem Zuge befindet sich eine Betriebsstelle der genannten Gesellschaft. In der kurzen Zeit des Bestehens der Zugtelephonie sind zugtelephonisch bereits 264 Telegramme befördert und 3008 Gespräche ausgeführt worden. Diese Zahl wird durch die inzwischen in Betrieb genommenen sechs weiteren D-Züge auf der Strecke Berlin—Hamburg bald anwachsen.

► **Bekämpfung der Schädlinge.** Die Kraut- und Knollenfäule der Kartoffel macht sich häufig schon im Juni bemerkbar. Das Flugblatt Nr. 61 der Biologischen Reichsanstalt gibt über diese Krankheit und ihre Bekämpfung Aufschluß. Bei Einholung von Auskünften über Pflanzenkrankheiten und -Schädlinge empfiehlt es sich, die im Flugblatt Nr. 72 genannten Maßnahmen zu berücksichtigen. — Mit Eintritt der warmen Jahreszeit zeigen sich in Gärten und auf Feldern die Blattläuse, deren Bekämpfung das Flugblatt Nr. 51 schildert. — Kümmerliches Aussehen von Rebstöcken und Vorhandensein knotenartiger Anschwellungen an den dünnen Faserwurzeln lassen den Verdacht auf Reblausbefall zu; über die Reblaus und ihre Bekämpfung gibt das Flugblatt Nr. 34 Auskunft. — Lebensweise und Bekämpfung der in Müllereibetrieben, Lebensmittelfabriken, Lagerhäusern, aber auch in Haushaltungen lästigen Mehlmotte schildert das Flugblatt Nr. 16. — Zur Ausübung eines regelrechten Vogelschutzes, der nicht minder wichtig ist als der Kampf gegen Schädlinge, gibt das Flugblatt Nr. 67 Anleitung. Die Flugblätter sind gegen Einzahlung des geringen Bezugspreises (Einzelpreis 10 Pfg) auf das Postscheckkonto Berlin Nr. 75 der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft, Berlin-Dahlem, Königin-Luise-Straße 19, postfrei zu beziehen. Die Bestellung kann durch Angabe der Blattnummer auf der Zahlkarte erfolgen. Auf Wunsch werden Verzeichnisse aller erschienenen Flugblätter kostenfrei zur Verfügung gestellt.

Koblenz mit „K". Wie der Regierungspräsident von Koblenz mitteilt, ist die ministerielle Genehmigung der einheitlichen Schreibweise der Stadt Koblenz mit „K" nunmehr erteilt worden. Auch andere Ortschaften an der Mosel, wie Cochem, Cobern usw., haben gleiche Anträge gestellt, damit die künftige Schreibweise der Anfangsbuchstaben mit „K" allgemein durchgeführt wird.

H. BAHLSENS
KEKS-FABRIK A.-G.
HANNOVER

DER BUTTER-KEKS





LEIBNIZ-
KEKS

TET-PACKUNG

ERHÄLT DIE WARE
FRISCH U. KNUSPERIG



Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel.
Jllustr. Preisliste Nr 1
Direkter Versand nach allen Weltteilen

Märkische-Schweiz-Schule
Pädagogium Bad Buckow, Tel. 10.

Schweiz.
Institution des Essarts,
Töchterpensionat
Chateau de la Veraye
Territet — Montreux



Kinoir
verleiht grauen Haaren
Ihre ursprüngliche Farbe (blond, braun, schwarz usw.) sofort waschecht wieder
Karton M 3,50. Probe M. 1,50.
Franz Schwarzlose, Berlin SW 19, Leipziger Str. 56
Friedrich Str. 183, Joachimsthaler Str. 41.

Handbetriebs - Fahrräder und Krankenfahrstühle
für Strasse u. Zimmer
Katalog gratis.
Erste Oeynhausener Krankenfahrzeug-Fabrik
H. W. Voltmann,
Bad Oeynhausen 9.



Underberg

Das Publikum, welches meine Ware kaufen will, verlangt nicht immer ausdrücklich „Underberg", sondern Boonekamp oder echten Boonekamp und glaubt, besonders im letzteren Falle, dass ihm dann mein Fabrikat „Underberg" geliefert werden müsse. Diese Auffassung ist irrig.

Das Wort „Boonekamp" ist Freizeichen und kann deshalb von Jedermann gebraucht werden. Darum bringe ich seit dem 14. Oktober 1916 mein Fabrikat, dessen Zusammensetzung streng gewahrtes Geheimnis meiner Firma ist, nur noch unter der Warenbezeichnung



in den Verkehr. Die Warenbezeichnung „Underberg" und der Wahlspruch „Semper idem" sind mir gesetzlich geschützt. Unter diesen Bezeichnungen darf daher nur mein Fabrikat feilgeboten oder verkauft werden. Ausserdem sind mir auch Ausstattung, Etikett und Vignette meines Fabrikats (vergl. nebenstehende Abbildung) geschützt, und zwar sowohl in ihrer Gesamtheit, wie in den charakteristischen Einzelheiten.

Die Fabrikation des „Underberg", welcher aus den edelsten Kräutern und feinstem Weinsprit hergestellt wird, erfordert viele Monate. Derselbe ist deshalb nicht mit anderen Bitterfabrikaten, speziell mit solchen, welche aus Essenzen hergestellt und in 1–2 Tagen trinkfertig sind, zu vergleichen. „Underberg" bildet eine Klasse für sich. Sein Wert liegt in der einzig dastehenden, anerkannt vorzüglichen Qualität, die seit der Gründung im Jahre 1846 stets dieselbe geblieben ist, getreu seinem Wahlspruch

Semper idem

Bei Magenverstimmungen und Verdauungsstörungen hat sich „Underberg" seit beinahe 80 Jahren als wirksamstes Hausmittel bewährt. „Underberg" sollte in keiner Familie fehlen.

Man verlange stets ausdrücklich „Underberg".

Gegründet 1846. **H. Underberg-Albrecht** in **RHEINBERG (Rhld.)** Gegründet 1846.



Illustrirte Zeitung



AMOR MIT TAGEBUCH

NACH EINEM GEMÄLDE VON FRITZ AUGUST v. KAULBACH

DIE KRISIS DER EUROPÄISCHEN KOHLE

VON ANTON LÜBKE, MÜNSTER I. W.

Die wenigsten Menschen haben sich schon einmal der Mühe unterzogen, darüber nachzudenken, welche Bedeutung die Kohle in der Weltwirtschaft und in unserem täglichen Leben hat. Daß die Kohlenzüge und Kohlenschleppkähne in Europa von Norden nach Süden, von Westen nach Osten täglich unermüdlich gehen, daß unsere Wohnräume geheizt und erhellt sind, daß wir in behaglich durchwärmten Eisenbahnabteilen in rasender Eile die Lande durchfahren, daß wir Elektrizität, Autos, Zement, Farben in tausenderlei Nuancen, moderne Hygiene, Medizin, Chirurgie und künstlichen Dünger haben, der die Vervielfältigung unserer Ernten ermöglicht, ist uns heute so selbstverständlich, daß wir uns gar nicht mehr vorzustellen vermögen, es könnte auch anders sein. Daß uns Wasser zur Leitung zugeführt wird, daß wir auf der blauen Gasflamme unsere Speisen zubereiten, daß wir in schnellen Straßenbahnen die Millionenstädte binnen kurzer Zeit durchqueren, daß wir jeden Tag pünktlich unsere Zeitung haben, daß unsere Eisenindustrie gigantische Formen annahm und uns die kompliziertesten Maschinen liefert, das alles verdanken wir der Kohle. Unser ganzes Wirtschaftsleben der Gegenwart wird von der mechanischen Kraft durchflutet, die aus dem schwarzen Diamanten stammt. Er ist der Gradmesser des Wohlergehens, er ist des Menschen bester Freund, aber auch sein schlimmster Feind, wie während des Krieges Lloyd George den englischen Bergarbeitern sagte.

Das primitive Wirtschaftszeitalter kannte die Kohle nicht in dem Maße wie heute. Bis vor kaum 200 Jahren war der Bundesgenosse des Eisens das Holz, um das sich das Wirtschaftsleben gruppierte, und das Politik und Wohlergehen der Völker bestimmte. Industrien sammelten sich dort an, wo Holz war; die Staaten waren am mächtigsten, welche große Mengen Holz ihr eigen nannten. Das Mittelalter war in ausgeprägtem Maße das hölzerne Zeitalter, weil alles, was der Mensch im Wirtschaftsleben benötigte, aus Holz gefertigt war. Zum Bau eines Segelschiffes benötigte man 4000 ausgewachsene Eichen; die Häuser waren durchweg aus Holz; Hausgeräte, Maschinen, Druckbuchstaben waren aus Holz; zur Eisen-, Glas- und Silberschmelze oder zum Brennen von Porzellan, Ziegel und Tonwaren wurde Holzkohle benötigt. Der Niedergang der Industrien war besiegelt mit dem Nachlassen des Holzes. Ganze Länderstrecken mußten damals dem gewaltigen Raubbau am Holz durch Industrie und Hausfeuerung ihren Tribut zollen.

Dann kam die Kohle, die wie ein junger Gott das greisenhaft werden wollende europäische Wirtschaftsleben mit neuem Elixier befeuerte. Dampf und Eisen nahm sie an die Hand und beflügelte das Zeitalter zu einem Rhythmus von Tatkraft, Erfindergeist und Formengebung, wie die Welt noch nie sah. Macht und Reichtum wuchsen binnen wenigen Jahrzehnten zu ungeahnter Größe. Man kann sagen, daß unsere europäische Kultur am Ausgang des Mittelalters an dem Punkte gestanden hätte, wo andere Kulturen standen, als sie dem Untergang geweiht waren, wäre die Kohle nicht gekommen. Man vergleiche jene Völker, die fern der heutigen technischen Kultur stehen, mit den Völkern, welche die Kohle besitzen oder ihr Wirtschaftsleben damit befruchten. Ägypter, Inder und Chinesen leben heute noch fast in demselben Zustande wie vor Tausenden von Jahren; sie kennen noch nicht in dem Maße wie wir die Maschine und die Mannigfaltigkeit der Bequemlichkeit und des schnellen Verkehrs.

Geht man den gewaltigen europäischen Krisen der letzten Jahre auf den Grund, dann wird man zu der Überzeugung kommen, daß eine der Hauptursachen die Kohle war. Sie trug zu der gewaltigen Menschenansammlung in den Industriegebieten bei; sie förderte die Aufhäufung von Waren und demzufolge Absatzkrisen; sie war die Ursache der sozialen Frage, und sie wurde die Ursache von drohenden Katastrophen, als sie uns ganz fehlte, wie es die Nachkriegsjahre oft genug bewiesen haben. Immer mehr haben wir heute erkannt, daß die Kohle das Blut unseres Wirtschaftslebens ist. Fehlt sie, krankt die Wirtschaft an Unterernährung; ist sie in großen Mengen vorhanden, dann sind Absatzkrisen, Streiks, Lohnkrisen die notwendigen Folgen.

Der Angelpunkt der ganzen europäischen Kohlenwirtschaft ist England, wie es die letzten Ereignisse klar verdeutlichten. Um dies verstehen zu können, muß man die Geschichte der englischen Kohlenwirtschaft in Betracht ziehen. Infolge der leichten Erreichbarkeit der Kohle und der Nähe der Küste, die schon im 18. Jahrhundert durch Kanäle mit den Kohlenwerken verbunden wurde, waren für England die Vorbedingungen gegeben, die erste Kohlenlieferantin der Welt und damit auch die größte Weltmacht zu werden. Von der ungeheueren Entwicklung, die England in industrieller Hinsicht durchmachte, kann man sich ein Bild machen, wenn man bedenkt, daß in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts 100 Millionen Tonnen Kohlen gewonnen wurden, die jährlich die Arbeit von 80 Millionen Pferden und 400 Millionen Menschen leisteten, während das Land nur den zwanzigsten Teil an Menschen aufwies. Schon im 14. Jahrhundert begann England Kohlenhandel mit dem Festland und begründete damit ein Monopol für sich, das ihm durch lange Jahrhunderte hindurch Macht gab. Besonders aus den Häfen der Tynemündung, die bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Führung hatten, war die Ausfuhr groß. Dann aber gewannen die Gruben von Südwales die Oberhand, weil diese Kohle die beste war, fast rauch- und schlackenlos verbrannte und deshalb auch von der Kriegsmarine aller Länder, selbst Deutschlands, vor dem Kriege verbraucht wurde.

Das Absatzgebiet der englischen Kohle erstreckte sich bis zum Krieg über alle Erdteile. Hauptsächlich an den Küsten der Länder war sie überall zu finden. England konnte sich dadurch auch schon früh überall Stützpunkte schaffen, wo es leicht seine Schiffe mit Kohlen bebunkerte. Amerika, das im Jahre 1820 kaum eine Förderung von 350 Tonnen hatte, und Deutschland konnten bezüglich der Belieferung mit eigener Kohle an ihren Küsten nur sehr schwer Fuß fassen, weil ihre Kohlenfelder meist sehr weit vom Meere entfernt waren. Vor dem Kriege war besonders in den deutschen Ostseeprovinzen der Wettbewerb zwischen der deutschen und der englischen Kohle sehr stark, und selbst Berlin bezog bis zum Krieg etwa ein Drittel seines Kohlenbedarfs aus England, das auf dem weit billigeren Wasserweg der Reichshauptstadt zugeführt wurde.

Der Krieg wurde nicht nur die Schicksalsmacht für den deutschen Kohlenbesitz, die ihn um ein Drittel zugunsten Polens und Frankreichs verminderte, sondern er wurde auch der Wendepunkt der internationalen Kohlenwirtschaft in seiner gravierendsten Form. Der industrielle Wettbewerb der Völker, der letzten Endes zum Kriege führte, äußerte sich am deutlichsten in der Kohlenwirtschaft. Schon in den Vorkriegsjahren konnte man die Beobachtung machen, daß die Einfuhr der englischen Kohle in Frankreich zugunsten der Ruhrkohle mehr und mehr nachließ. In den besten Jahren betrug die Ausfuhr der englischen Kohle nach den Küstenländern der Nord- und Ostsee etwa ein Drittel, nach Frankreich und den Mittelmeerländern fast die Hälfte des englischen Kohlenexports. Im Atlantischen Ozean verlor England in den letzten Jahrzehnten sehr viele seiner Absatzmärkte an die Vereinigten Staaten von Amerika, da diese durch den großen Zufluß an Petroleum, der ihnen eine Verachtfachung ihrer Autoindustrie in zehn Jahren ermöglichte, heute einen fast 45prozentigen Überschuß an Kohle haben, den sie in benachbarten Gebieten abzusetzen versuchen. Auch im Indischen und Stillen Ozean hat der englische Kohlenhandel seine Rolle im wesentlichen ausgespielt. Schon auf Ceylon wird nur noch die Hälfte des Kohlenbedarfs aus England gedeckt. Hier tritt bereits die Konkurrenz aus Indien, Japan und Australien in die Erscheinung, die die Kohle viel billiger liefern als England. Trotzdem konnte sich England im Jahre 1913 noch brüsten, als die Kohlenausfuhr von 3212000 Tonnen im Jahre 1850 auf 73400000 Tonnen im Jahre 1913 gestiegen war, daß die Welt unbedingt abhängig sei von der englischen Kohle, ja, es benutzte auch, wie es vielfach während des Krieges geschah, seine Kohle als politisches Zwangsmittel.

Dieser Zustand blieb aber nicht dauernd; Deutschlands Kohlenwirtschaft lief England den Rang ab. Schon einige Jahre vor dem Kriege konnte das Comité des Forges de France mitteilen, daß der Anteil Deutschlands an der französischen Kohleneinfuhr ständig im Wachsen begriffen war, während die Einfuhr aus England ziemlich die gleiche blieb. In der Zeit, da sich Deutschlands Kohlenausfuhr versechsfachte, hat sich die englische Kohlenausfuhr nur verdoppelt.

Die Dauerkrise trat, wie schon gesagt, in der europäischen Kohlenwirtschaft erst nach dem Kriege ein, als man glaubte, durch die Aufteilung des mitteleuropäischen Kohlenbesitzes gleichzeitig auch das wirtschaftliche Gleichgewicht hergestellt zu haben. Frankreich und Belgien, deren Kohlenförderung schon vor dem Kriege ganz gewaltig zurückgegangen war, bekamen durch den Versailler Friedensvertrag große Mengen der besten Kohle aus Deutschland, konnten sich also dadurch schon fast unabhängig machen von der Einfuhr. Polen rückte mit dem erworbenen oberschlesischen Kohlengebiet an die dritte Stelle der kohlenfördernden europäischen Länder, Italien bekam ebenfalls große Mengen Kohlen aus Deutschland, die Schweiz, Österreich und die nordischen Staaten machten sich nach und nach unabhängig von der Kohle durch den Ausbau ihrer Wasserkräfte. Es lag auf der Hand, daß diese Länder durch die Gewinnung dieser natürlichen Kraftquellen im wirtschaftlichen Weitenbewußtsein wuchsen und sich industriell ausdehnten, während sie früher noch Kunden bei den alten europäischen Industrieländern England und Deutschland waren. Hinzu kam noch die wirtschaftliche Parallelbestrebung der einzelnen Länder, die der Kohle Konkurrenz machten. Vor allem war es das Öl, das heute die Verbrennung von Kohle in der Schiffahrt vollkommen ausschaltet. Dann die sparsame Verbrennung von Kohle im Betrieb und Verkehr. Die Ersparung an Kohle allein im Verkehr durch die modernen Lokomotiven beträgt heute schon auf ein Kilometer 31 Proz. gegenüber vor dem Kriege. Süddeutschland hat sich heute durch den Ausbau seiner Wasserkräfte fast vollkommen von der Kohle emanzipiert. Alles dies mußte natürlich dazu beitragen, den Absatz der Kohle zu hemmen und die Arbeitslosigkeit zu fördern.

Das Übel setzte bei Deutschland ein, und zwar in dem Augenblick, als das Wirtschaftsleben sich wieder zu sättigen begann durch die Kohle, von der es durch die langen Krisen ausgedörrt war. Auf den Halden häuften sich die Kohlen zu Millionen von Tonnen. Arbeitslosigkeit und Zechenstillegung waren die Folge. Was Deutschland als direkte Folge des Krieges und als besiegter Staat erlebte, muß England jetzt als Siegerstaat am eigenen Leibe erfahren und sich selbst sagen, daß es die Geister, die es rief, nun nicht mehr loswird. England war neben den anderen Siegerstaaten derjenige, der stets mit verbundenen Augen der Tatsache gegenüberstand, daß die universelle Verarmung schuld ist an der europäischen Wirtschaftskrise und nur wirtschaftliche Mittel angewendet werden konnten, um eine neue Anreicherung stattfinden zu lassen. England trieb mit sich selbst eine Vogel-Strauß-Politik in dem Augenblick, als sich das Gespenst der Kohlenabsatzkrisis bemerkbar machte, indem es lange Monate mit Hilfe der Regierungssubvention die Preise für die Ausfuhrkohle erheblich herabsetzte, dafür den Inlandpreis für Kohle um so höher ansetzte und dadurch infolge des in jedem Exportgute steckenden Kohlenanteiles sich vom Auslande einen zusätzlichen Gewinnanteil zahlen ließ, der es dem englischen Bergbau ermöglichte, viel länger auf einem Stande der Technik beharren zu können, der sich schon lange als überholt erwiesen hat, worauf auch die „Deutsche Bergwerkszeitung“ in Nr. 132 hinwies. Denn der englische Bergbau ist technisch bei weitem nicht so hoch organisiert wie der deutsche, was selbst eine aus sieben Bergarbeitern bestehende englische Studienkommission, die kürzlich in Deutschland weilte, feststellen konnte. Daß diese Subventionspolitik nur ein nicht heilendes Pflaster auf eine chronische Wirtschaftswunde bedeutete, mußte eines Tages von der englischen Regierung eingesehen werden und ist auch deutlich in dem vor einigen Monaten von Sir Herbert Samuel abgegebenen Kommissionsbericht erkannt worden. Man glaubte, dem Übel durch Heraufsetzung der Arbeitszeit und Herabsetzung der Löhne steuern zu können, um dadurch die Kohle automatisch zu verbilligen und die Weltkonkurrenz aus dem Felde zu schlagen. In diesen tiefklüftigen Gegensätzen stehen sich Regierung und Bergarbeiterorganisationen seit Wochen gegenüber.

Die Auswirkungen des Bergarbeiterstreiks zeigen sich nicht nur in einer Lahmlegung des eigenen Wirtschaftslebens, sondern auch in dem Verlieren weiterer Absatzmärkte. Der Absatz des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats in den bestrittenen Gebieten betrug beispielsweise im April 1674000 Tonnen und erhöhte sich im Mai auf 2588000 Tonnen. Die Ausfuhr deutscher Kohle nach Rotterdam erreichte im Mai eine Rekordhöhe. 500000 Tonnen Haldenbestände konnten abgesetzt werden. Ausländische Betriebe, wie Eisenbahnen, die bisher ihre Kohlen aus England bezogen, schlossen langfristige Verträge mit der deutschen Kohlenindustrie ab, so daß England heute schon einen Verlust von 20 Proz. seiner Absatzmärkte zugunsten Deutschlands aufzuweisen hat.

Noch ein anderes schwerwiegendes Argument wird sich in Zukunft als Folgewirkung des englischen Streiks bemerkbar machen. Der Samuelbericht vermeidet es geflissentlich, die Kohlenreparationsfrage als wichtig erscheinen zu lassen. Die englischen Bergarbeiter sind in dieser Hinsicht weitsichtiger. Wiederholt ist von ihnen erklärt worden, daß für jede von Deutschland gelieferte Tonne Reparationskohle ein englischer Bergarbeiter feiern müsse. Wenn auch daran nicht zu denken ist, daß die heute noch von Deutschland belieferten Staaten die ihnen von Deutschland gratis gelieferten Kohlen eintauschen werden gegen zu bezahlende englische Kohlen, so wird man doch nicht daran zweifeln können, daß England versucht, zugunsten seiner Kohle eines Tages das Reparationsproblem von neuem von dieser einseitigen Frage aus aufzurollen, und vielleicht danach streben wird, mit Deutschland, Frankreich und Polen ein europäisches Kohlenkartell zu schaffen, ein Gedanke, der in England in der letzten Zeit mehrfach auftauchte. Dann gilt es für Deutschland, zu handeln und sein Übergewicht in der Kohlenwirtschaft, das es durch jahrelange zähe Arbeit hinsichtlich der Ausstattung seiner Bergwerke, Veredlung der Kohle u. a. gegenüber England hat, in die Wagschale zu werfen.

Es bedarf keiner großen Prophetengabe, aus diesen Tatsachen für das europäische Wirtschaftsleben keine gute Prognose zu stellen. Allzuwenig ist es noch in das Bewußtsein der großen Masse und auch des Wirtschaftspolitikers gedrungen, was uns die Kohle heute bedeutet. Alle Zielrichtung einer nationalen Wirtschaft, die auf fortschreitende Gesundheit Wert legt, müßte heute die restlose Be- und Verwirtschaftung des wertvollsten Stoffes sein. England macht alle Anstrengung, zu diesem Ziele zu gelangen. Was in Deutschland in langjährigen Kämpfen erst möglich war, die Syndikatszusammenschließung der Zechen, konnte in England binnen kurzer Zeit geschehen, und das will etwas heißen, da in diesem Lande der Kohlenbesitz die größte Zersplitterung aufwies. England handelte hier aus der Notwendigkeit heraus, seinen Konkurrenten auf dem Weltmarkte wirksam begegnen zu können. Sein größter Konkurrent in seinem wichtigsten Handelsprodukt in Europa ist auch heute noch Deutschland, dem heute mehr noch als früher die Aufgabe gestellt ist, in friedlichem Wettbewerb dank seiner großen Erdschätze und seiner glänzenden, un-





its Nr. 26

Links: Die Feier zur Wiederkehr des hundertsten Todestages Karl Maria v. Webers in Eutin vom 4. bis zum 7. Juni: Der Huldigungszug am Geburtshause des Komponisten. Am Fenster des Geburtszimmers Prof. Andreas Hofmeier, Organist der Eutiner Stadtkirche, der Festdirigent. — Rechts: Von der Festwoche „Donau und Rhein", die vom 6. bis zum 13. Juni in Köln veranstaltet wurde: Empfang der Wiener Sänger bei ihrer Ankunft in Köln durch die Kölner Gesangvereine.



erreichten Organisation wieder die Führung zu bekommen. Das kann es aber nur, wenn es zielbewußt seine Kohle bewirtschaftet: erstens durch größtmögliche Ausfuhr von Qualitätskohle, wozu ihm für später die Vorbedingung durch den Versailler Friedensvertrag gegeben ist; zweitens durch die restlose Verbrennung der minderwertigen Kohle und durch chemische Aufteilung der Kohle in Öl mittels der neuerdings erprobten Verfahren; drittens durch möglichst weitgehende Erschließung von Erwerbsmöglichkeit aus jeder Tonne geförderter Kohle. Einzelinteressen müssen hier zurückstehen hinter dem Interesse und Wohle der Gesamtheit. Mehr denn je ist es heute für Deutschland ein Erfordernis, die wirtschaftlichen Bande mit dem näheren und weiteren Auslande fest zu knüpfen und sich dadurch Absatzmöglichkeiten zu schaffen, die vorhanden sind, denen aber bisher die Armut der europäischen Völker, beispielsweise Rußlands und der anderen osteuropäischen Staaten, wo noch eine große Absatzmöglichkeit für die Kohle besteht, und eine gewisse, aus dem Konflikt der letzten Jahre herrührende wirtschaftliche Reserviertheit hemmend im Wege stehen. Zielbewußte Kohlenwirtschaft ist heute die Gesundheitsbasis nicht nur Europas, sondern vor allem Deutschlands, das der Kohle seinen industriellen Aufstieg verdankt, und dessen Wohl und Wehe auch in Zukunft von ihr abhängt.

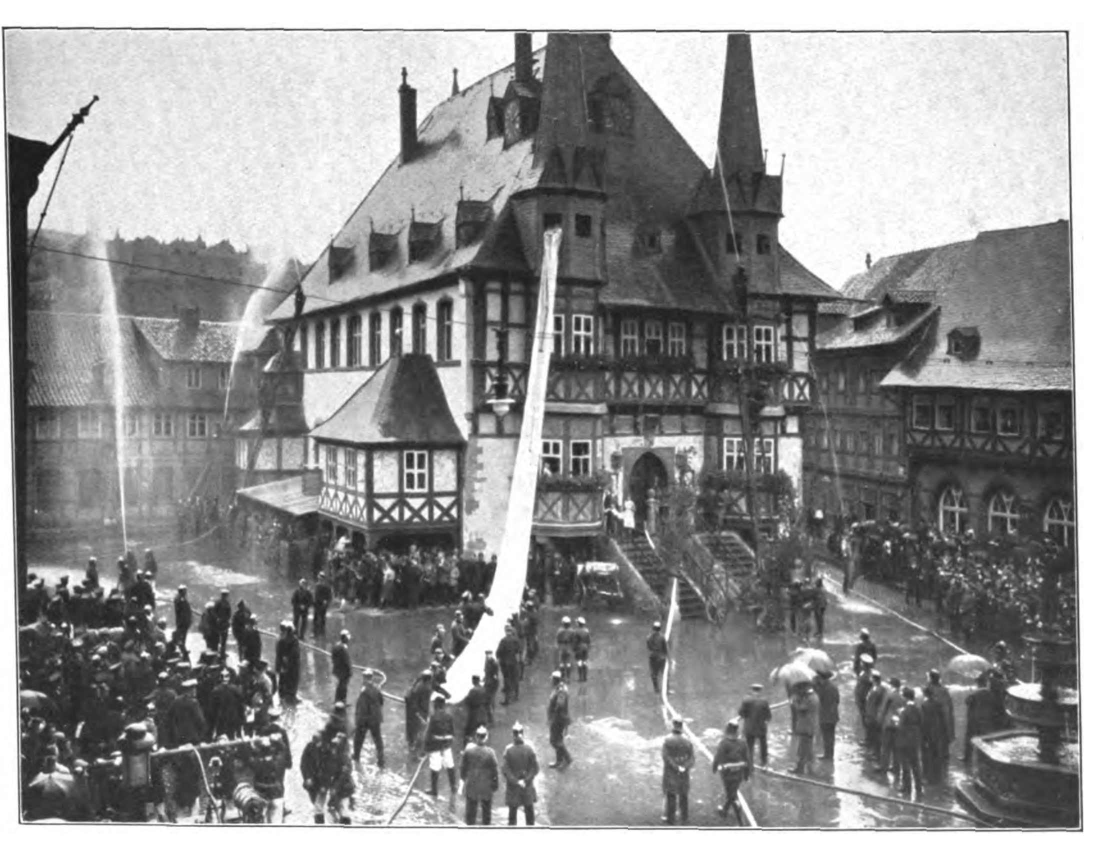
Tagesgeschichte.

Um auch der Regierung von Mecklenburg-Strelitz seinen Besuch abzustatten, traf Hindenburg am 12. Juni in Neustrelitz ein. Im Schloß fand der Hauptempfang statt, bei dem Staatsminister Dr. Husstaedt den Reichspräsidenten willkommen hieß. Hindenburg dankte auf diese Begrüßungsworte in herzlicher Weise. Am Nachmittag besuchte er das nahe gelegene Schloß Hohenzieritz, den Sterbeort der Königin Luise. Dann ließ der Reichspräsident nach seiner Rückkehr den aus Innungen, Vereinen und Verbänden zusammengesetzten Festzug vorm Schloß an sich vorbeiziehen. Hierauf erfolgte die Rückfahrt Hindenburgs nach der Reichshauptstadt.

Die Festlichkeiten zum hundertsten Todestage Karl Maria v. Webers in seiner Geburtsstadt Eutin (Oldenburg) wurden am 4. Juni mit einer Gedenkfeier eröffnet. Das Protektorat des Festausschusses der Stadt Eutin hatte der frühere Großherzog von Oldenburg, Friedrich August, übernommen. In der Festhalle fand die Aufführung des Festspiels „Die Verheißung“ von dem Lübecker Julius Hevemann statt, das eine Huldigung für den Meister darstellte. Bei den musikalischen Veranstaltungen während der vier Festtage kamen teils bekannte, teils fast in Vergessenheit geratene Werke des Komponisten zur Vorführung. Außerdem brachte die Feier neben verschiedenen Reden und Vorträgen einen Festzug zum Weber-Denkmal mit Kranzniederlegung und mehrere Aufführungen von „Preziosa“ mit der Weberschen Musik.



Die Funktürme des neuen, auf dem Ausstellungsgelände in Leipzig errichteten Großsenders, der am 17. Juni in Betrieb genommen wurde.



Vom Feuerwehrtag der Wehren des Regierungsbezirks Magdeburg in Wernigerode (Harz) am 13. Juni: Angriffsübung auf das städtische Rathaus.

Die Rheinische Frauenliga veranstaltete am 15. Juni in Verbindung mit dem Ausschuß für Rhein, Saar und Pfalz in der Reichskanzlei einen Rheinischen Nachmittag. Nach dem Tee und einem Konzert kam eine Hymne auf den rheinischen Wein und die rheinischen Bäder zum Vortrag. Die Feier sollte dazu beitragen, die wirtschaftliche Not im besetzten Gebiet zu lindern.

Am 17. Juni wurde der neue Leipziger Großsender auf dem Ausstellungsgelände offiziell in Betrieb genommen. Die Anlage stellt mit ihren beiden mehr als 100 m hohen Funktürmen und ihren sechs riesigen Senderöhren die neueste und vollkommenste Station des deutschen Rundfunks dar.

Die Österreichische Woche „Donau und Rhein“ in Köln, die am 13. Juni ihren Abschluß fand, diente dem Zwecke, die Gemeinsamkeiten kultureller und ideeller Art der beiden Länder zu betonen und den Anschlußgedanken zu fördern. Ein Liederabend der Männerchorvereinigung aus Innsbruck eröffnete im Festsaal des Gürzenich die Festlichkeiten. Eine Vortragsreihe, das Gastspiel des Wiener Burgtheaters und der Besuch des Wiener Männergesangvereins vervollständigten den Inhalt der bedeutungsvollen Festwoche.

Der österreichische Bundespräsident Dr. Hainisch besuchte am 14. Juni die neueröffnete Zugspitzbahn und unternahm, vom Verwaltungsrat der Zugspitzbahn A.-G. begrüßt, eine Probefahrt von der Talstation Obermoos aus. Die kühne, aber zuverlässige Anlage der Zugspitzbahn fand den ungeteilten Beifall der Gäste.

Schwere Unwetter, verbunden mit Hochwasser, haben Mitte Juni ganz Deutschland und die angrenzenden Länder heimgesucht. Auch im Isergebirge richteten heftige Wolkenbrüche schweren Flurschaden an, und im Schweizer Jura vernichtete ein Zyklon ganze Ortschaften und hauste fürchterlich in dem Waldbestand dieser Gegend.

Ende Mai wurde, wie alljährlich, der in Kairo angefertigte Heilige Teppich mit einer etwa 25000 Pilger zählenden Karawane unter großen Feierlichkeiten nach Mekka gebracht. Der Teppich dient zur Verhüllung der Kaaba, des berühmten Kultgebäudes dieser heiligen Stadt, und wird jedes Jahr erneuert.

In Frankfurt a. M. wurde am 12. Juni der Endkampf um die deutsche Fußball-Meisterschaft ausgetragen. Die Spielvereinigung Fürth und der Berliner Meister Hertha-B. S. C. boten ein hervorragendes Spiel. Die Berliner unterlagen nach hartem Kampfe mit 1:4.

Die große deutsche Schauspielerin Else Lehmann begeht am 27. Juni den 60. Geburtstag. Ihre höchsten Triumphe feierte sie unter Direktor Otto Brahm am Lessing-Theater in Berlin als hervorragendste Darstellerin der naturalistischen Epoche vor allem in den Werken von Gerhart Hauptmann und Henrik Ibsen. In diesen Stücken vermochte sie immer wieder mit der unnachahmbaren Auslegung ihrer Rollen die Zuhörerschaft zu gewinnen, nie gebrach es ihr an Erfolg wegen der warmen Echtheit, wegen des Unspielerischen ihres Spiels. Jetzt gehört die Künstlerin keiner Bühne mehr an; sie lebt in Prag und absolviert nur gelegentlich noch Gastspiele.

„Kleine Größen.“

Von C. Krohn.

(S. hierzu unsere gleichnamige Bildertafel a. S. 862.)

Überall, wo Kinder auf der Bühne oder im Film erscheinen, erwecken sie lebhafte Teilnahme, die freilich zum großen Teil mit einem gewissen bedauernden Gefühl für diese kleinen Wesen verbunden ist. Doch ist dies zumeist wenig begründet. Man muß sie nur einmal um sich haben, sich mit ihnen beschäftigen, mit ihnen spielen und auf ihr lustiges Plaudern hören, um sie liebzugewinnen.

Da ist die Älteste und Verständigste, die kleine Ruth Puls, ein höchst vielseitiges Persönchen, das mit 4 Jahren in der Mary-Zimmermann-Schule als jüngste Tänzerin auftrat, mit 6 Jahren Schauspielröllchen spielte und mit 9 Jahren im „Kinderkarneval“ ihren ersten großen Erfolg verzeichnete. Ihre größte Rolle aber war kürzlich die des „Nello“ in „Krone und Fessel“, die noch nie von einem so jungen Kinde gespielt wurde. Ruth ist schon jetzt eine kleine Tragödin. Ihre Sterbeszene löste Bewunderung und Rührung aus. Und doch blieb die kleine Puls ein Kind, das gern mit kleinen Kollegen tollt und zwischen den schwierigen Szenen als „Nello“ lustig mit ihrem großen Ball herumspielte. Höchst merkwürdig, dieser plötzliche Stimmungswechsel bei Theaterkindern! Ruth schwärmt für den Film und war herzig als kleine „Anneliese von Dessau“ in dem gleichnamigen Großfilm. „Ich spiele lieber Rollen, als daß ich tanze!“ gestand sie mir freimütig, „aber Filmen ist für mich das Schönste! Das ist so abwechslungsreich!“

Die kleine Liselotte Krämer ist noch ganz kindlich, wie es ein Kind, das kaum ins zehnte Jahr trat, sein muß. Sie ist Schauspielerkind und hat seit ihrem dritten Jahr ein reichhaltiges Repertoire. Sie war der Dorsch eine liebe kleine Partnerin in „Zaza“ und der Werbezirk ein herziger „Tristan“. Vor allem ist Liselottchen das erste Kind, das im Rundfunk sprach. Sie entwickelte sich zu einem Funkprinzeßchen und findet es selbst höchst wunderbar, daß man sie in ganz Deutschland hören kann! Auch ihre erste große Kinorolle in dem Film „Die zweite Mutter“ machte die sonnige, bildhübsche Kleine überall bekannt, und demnächst filmt sie die Hauptrolle in dem Großfilm „Puppenspielers Kind“.

Unser deutscher Jackie Coogan ist der neunjährige Waldemar Pottier. Er filmt schon seit seinen Babyjahren, und man kennt ihn besonders in den großen Kinderfilmen mit der talentvollen kleinen Loni Nest. Waldemar Pottiers Ruf ging bis nach Italien. Pirandello beglückwünschte den blondlockigen Kleinen, denn er sei der beste „Nono“ gewesen, der je in seinem „Mann, Tier und Tugend“ gespielt habe. Und selbst in der kurzen Rolle des „Prinzen Wilhelm“, in Bergers „Königin Luise“, hob die Kritik die „verblüffende Theaterkunst“ des Knaben hervor. Kürzlich bat man ihn, etwas daraus vorzutragen. Erst mochte er nicht vom Spiel aus dem Kinder-



Ein Treffpunkt der eleganten Welt Wiens: Mittags-Korso am Graben. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Adalbert Sipos.

Der Wiener Graben ist um die Mittagszeit an schönen, warmen Tagen der Schauplatz eines überaus belebten Korsos. Hier spielt sich ein Teil des gesellschaftlichen Lebens der österreichischen Bundeshauptstadt ab, und hier geben sich auch die neuesten Modeschöpfungen ein Rendezvous.



Geheimrat Dr. Winter,
Professor der Geburtshilfe und Gynäkologie, Direktor der Universitäts-Frauenklinik in Königsberg, der sich um die Krebsbekämpfung Verdienste erworben hat, wurde am 22. Juni 70 Jahre alt.



Vom Endkampf um die deutsche Fußballmeisterschaft im Stadion zu Frankfurt a. M. am 12. Juni: Die siegreiche Mannschaft der Fürther Spielvereinigung. Fürth schlug den Berliner Meister Hertha-B. S. C. mit 4 : 1.



Dr. Paul Kaufmann,
Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, langjähriger Präsident des Reichsversicherungsamtes und Reichsmilitärversorgungsgerichts, Vorsitzender des Reichsverbandes der Rheinländer, begeht am 28. Juni seinen 70. Geburtstag.

zimmer fort. Dann gab er sich einen Ruck und spielte uns den Tod des Prinzen Louis Ferdinand auf dem Schlachtfelde von Saalfeld ... Diese Szene, von diesem Kinde gespielt, ward zum Erlebnis. —

Spielend lernen Bühnenkinder Geschichte und Filmkinder Geographie durch ihre oft weiten Reisen. Zuweilen zeigen auch solche Kinder darstellerische Begabung, die nicht schon durch ihre Abstammung dem Theater nahestehen. So die siebenjährige Martha Keck, die im Zusammenspiel mit Gerda Müller, mit Tilla Durieux u. a. schon viel leistete, wobei sie durch ihr glockenreines Organ unterstützt wurde. Es ist einfacher Nachahmungstrieb, der solch ein Kindchen leitet und es zur wirksamen Interpretin seiner Rolle macht.

Und wenn wir unsere Kleinsten beobachten: Ruth-Iris Witting, Töchterchen des Opernsängers Witting, und Evi Moog, liegt nicht schon in ihren Spielen eine Phantasie, mit der sie sich eine eigene Welt gestalten? Woher nimmt ein so winziges Ding von fünf Jahren den Mut, sich vor das Publikum der Großen Staatsoper zu stellen und ein Solo zu singen? Weil es eben noch unbewußt ist. Das ist ja an diesen Kleinsten das Herzigste! Der gute alte Kienzl war zuerst recht skeptisch, als er auf das Baby Witting sah. Dann aber war er überwältigt und nahm die Kleine immer erneut mit vor den Vorhang. Diese wurde aber höchst zutraulich zu dem Schöpfer des „Evangelimann“. Ihren Haupterfolg hatte Ruth-Iris als Mariens Knabe in Bergs Operndrama „Wozzek“, worin sie ihren fünften Geburtstag beging. Zu Hause ist sie ein schelmischer, kreuzfideler kleiner Kobold.

Evi Moog dagegen zeigt einen Tiefsinn, einen Ernst, der bei ihren vier Jährchen von einer äußerst frühzeitigen Empfindsamkeit zeugt. Sie weint auf der Bühne echte Tränchen — wie Ruth Puls ... Sie spielt am liebsten arme Kinder und verriet sogar in fremdsprachiger Umgebung, wie bei dem italienischen Gastspiel im Staatstheater zu Berlin, außerordentliches Anpassungsvermögen. Pirandello war denn auch von dieser kleinen „Bambina“ ebenso entzückt wie von seinem deutschen „Nono“ und beglückte beide mit Photos und Widmungen.



Von der Wolkenbruch- und Hochwasserkatastrophe im Isergebirge, die sich Mitte Juni ereignete: Das überschwemmte Wittigtal, in dem mehrere Orte verschlammt und bedeutender Schaden in Feld und Flur angerichtet wurde.

Es ist nichts Seltenes, daß gerade große Künstler sich gern mit den Kleinen beschäftigen und viel Verständnis für diese zeigen. Zum Glück werden nur wenige Kinder durch solche Bevorzugung anmaßend und eitel, da sie es meist als etwas Natürliches auffassen. Eine gute Erziehung kann zudem alles Schädliche fernhalten. Außerdem sorgt der „Kinderschutz“ in fürsorglichster Weise für das Wohl der Kleinen. In Deutschland bedarf jedes Auftreten eines Kindes der besonderen polizeilichen Genehmigung. Ohne Schulerlaubnis und behördliche Zustimmung dürfen Kinder unter 14 Jahren nicht in der Öffentlichkeit wirken. Sie unterstehen sogar gesundheitlich einer Kontrolle, und so wird gewissenlosen, gewinnsüchtigen Eltern die Gelegenheit genommen, Kinder auszunutzen. So tut der deutsche Staat alles, unseren kleinen „Stars“ eine gesunde Entwicklung zu ermöglichen, damit einst wirklich etwas aus ihnen werden kann.



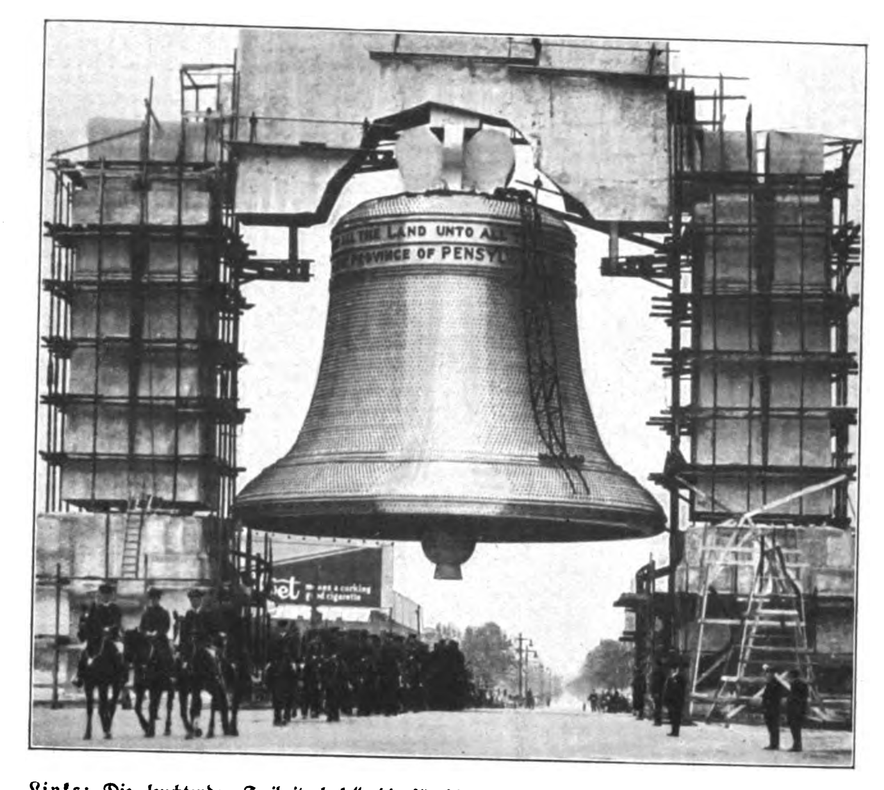
Else Lehmann als Lene Kuk in Hermann Bahrs „Das Prinzip“.
(Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Zum 60. Geburtstag von Else Lehmann, der bekannten deutschen Bühnenkünstlerin, am 27. Juni: Die Schauspielerin in ihrem Prager Heim. (Phot. Wildt, Prag.)



Else Lehmann als Frau Vockerath in Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen“.
(Phot. Becker & Maaß, Berlin.)





Links: Die leuchtende „Freiheitsglocke“, die für die 150-Jahrfeier der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika am 4. Juli in Philadelphia errichtet wurde. Die Riesenglocke hat ein Gewicht von 82 t und wird von 26000 Glühlampen erleuchtet. — Rechts: Eine religiöse Zeremonie der Mohammedaner in Ägypten: Feierlicher Transport des Heiligen Teppichs in einem von Kamelen getragenen Schrein von Kairo nach Mekka zur Bedeckung der Kaaba, des Hauptheiligtums des Islams.



Antrittsbesuch des neuen deutschen Gesandten M. Renner in Athen beim Präsidenten der griechischen Republik Pangalos: Ankunft des Gesandten zur Übergabe des Beglaubigungsschreibens.



Zum kürzlich erfolgten Tode des früheren, von den Japanern zur Abdankung gezwungenen Kaisers von Korea: Wehklagende Untertanen vor dem Chong-Palast in Söul. Bei der Beisetzung fand das Unabhängigkeitsstreben der Koreaner gegenüber Japan in ernsten Unruhen seinen Ausdruck.



Von der Einweihungsfeier der Zugspitzbahn am 14. Juni: Ein Wagen der Drahtseilbahn beim Verlassen der Talstation. Am Fenster stehend der österreichische Bundespräsident Dr. Hainisch mit seiner Gattin.





Die Wirbelsturmkatastrophe im Schweizer Jura am 12. Juni: Links: Die Spuren der Verwüstung in dem fast völlig zerstörten Dorfe Chaux d'Abel bei La Chaux-de-Fonds. Rechts: Die vom Sturm gefällten hundertjährigen Tannen im Staatsforst von Cerneux.

EIN NEUGEFUNDENER TEMPELBEZIRK IM ALTBACHTAL ZU TRIER



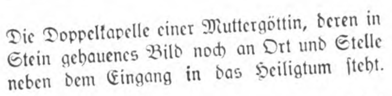
Der reichste Tempelbezirk Deutschlands, der augenblicklich in der römischen Kaiserresidenz Trier ausgegraben wird. Das Bild zeigt den östlichen Teil des Grabungsgeländes, in dem schon etwa zwanzig Tempel und Kapellen gefunden wurden.

Im Februar konstituierte sich in Trier eine Kommission, die sich die Erforschung der spät-römischen Kaiserresidenz und früh-christlichen Bischofstadt Trier zur Aufgabe gestellt hat. Ihren Vorsitz führt der Oberpräsident der Rheinprovinz, Dr. Fuchs, Koblenz; II. Vorsitzender ist der Landeshauptmann der Rheinprovinz, Dr. Horion, Düsseldorf; Vorsitzender des Arbeitsausschusses Regierungspräsident Dr. Saassen, Trier. Die Kommission besteht aus fast 30 Mitgliedern, Reichstagsabgeordneten, Vertretern von Behörden, angesehenen Trierer Bürgern und führenden Männern auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft. Die Grabungsmittel werden gemeinsam durch Reich, Staat und Provinz zur Verfügung gestellt. — Zunächst soll ein im Altbachtal neugefundener Tempelbezirk aus der römischen Kaiserzeit untersucht werden. Das Grabungsgelände liegt innerhalb der Stadtmauer der römischen Residenzstadt in nächster Nähe der Kaiserthermen (sog. Kaiserpalast) und des Amphitheaters, an der Peripherie der sich ausdehnenden heutigen Stadt. Über 20 Tempel und Kapellen sind jetzt schon festgestellt worden, und trotzdem ist eine Begrenzung des Bezirks noch nicht gefunden worden. Eine auch nur annähernd so starke Anhäufung von Heiligtümern an einem Fleck ist in Deutschland bisher noch nicht angetroffen worden. Mindestens ebenso wichtig ist aber die Tatsache, daß in dem neugefundenen Tempelbezirk in erster Linie nicht italisch-römische Götter verehrt wurden, sondern einheimische Gottheiten: der auf stampfendem Roß durch die Lüfte brausende Himmelsgott, der stiergestaltige Wassergott, auch wohl der Heilgott Granus und ein bisher unbekannter Gott Pisintios. Außerdem wurde hier zu zahlreichen Mutter- und Segensgöttinnen, so z. B. zu Aveta, Icovellauna und Ritona, gebetet. Vom 1. bis zum 4. Jahrhundert n. Chr. hat der Tempelbezirk bestanden. Im 4. Jahrhundert ist er — vielleicht von Christen, denn Trier war zu jener Zeit schon Bischofstadt — zerstört worden.

Eine energische Förderung der großen, lohnenden Ausgrabungsarbeit wird noch dadurch besonders geboten, das eine Überschüttung des Geländes mit einem gewaltigen Straßendamm droht, der neues Baugelände für die Stadterweiterung Triers erschließen soll.

Dr. phil. Siegfried Loeschcke,
Direktorialassistent und Professor am Provinzialmuseum in Trier, Leiter der Ausgrabung.




Die Doppelkapelle einer Muttergöttin, deren in Stein gehauenes Bild noch an Ort und Stelle neben dem Eingang in das Heiligtum steht.







Links: Das große Steinbild einer thronenden Muttergöttin vor dem Eingang ihres Heiligtums. — Mitte: Sockel des Kultbildes aus der Merkur-Kapelle. — Rechts: Mittelalterliche Wasserleitung (mit geöffnetem Steinplattenschutz), die über eine Kapelle aus der Römerzeit hinweggebaut ist.

MIT DEM VERMESSUNGSSCHIFF »METEOR« IN DEN FEUERLANDKANÄLEN UND DER ANTARKTIS.



Einfahrt nach Grytviken (Südgeorgien).
Links nebenstehend: Auf der Fahrt im Südlichen Eismeer: Am Handruder.

Walfischfänger mit reicher Beute.

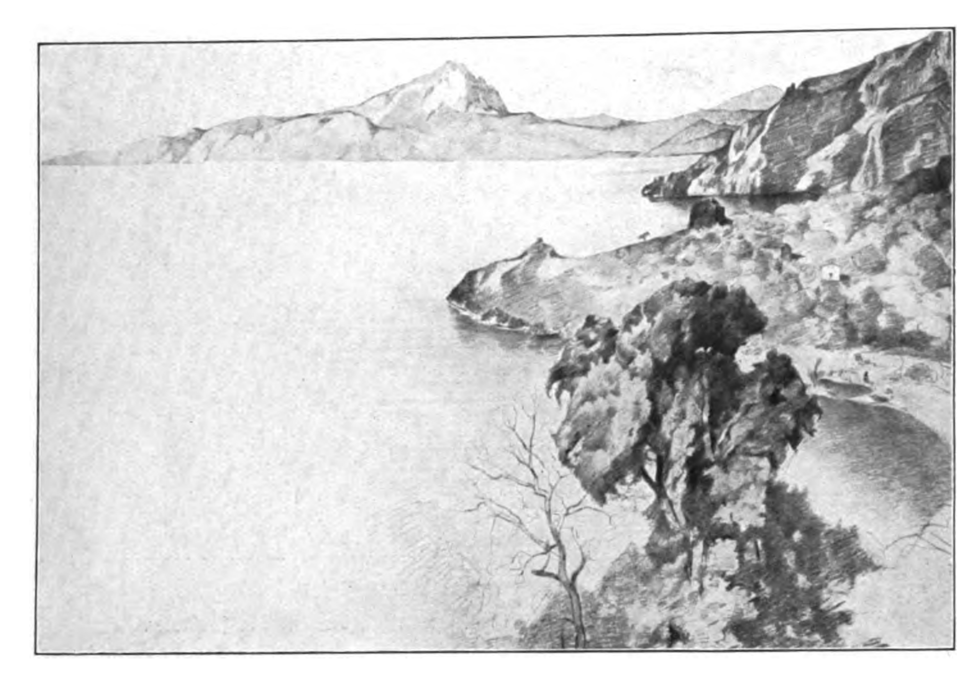
Im Kreis: Ein verärgerter See-Elefant.

Auf der Deception-Insel: Erbeuteter Wal vor dem Zerlegen.

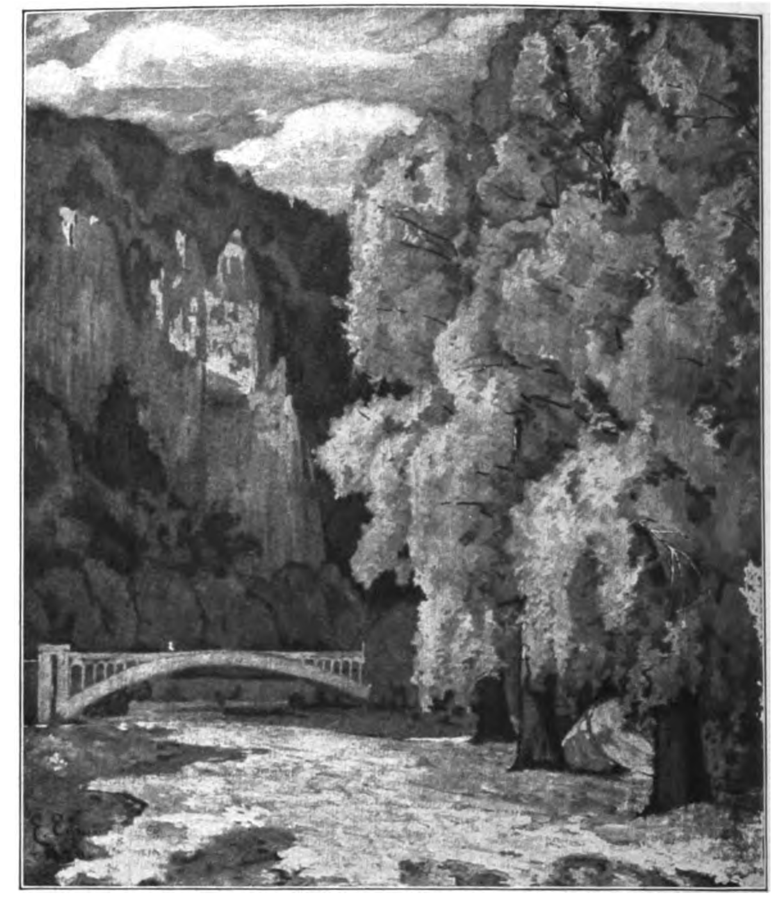
Langsame Fahrt des „Meteor" durch die von den Gletschern herabgeführten Eisschollen im Beagle-Kanal.
Unten rechts: Magnetische Beobachtungen auf der ehemaligen Station der deutschen Südpolarexpedition von 1882/83.

Auf seiner Forschungsreise im Südatlantischen Ozean lief das Vermessungsschiff „Meteor" der Reichsmarine auch durch die landschaftlich besonders schönen Kanäle des Feuerlandes. In scharfen Windungen schlängelte sich das Schiff durch die Bergriesen hindurch, an mächtigen Gletschern vorbei. Nach Verlassen Südamerikas steuerte der „Meteor" nach den Südshetlandinseln und ging auf der Deception-Insel in einem idealen Hafen, einem alten Krater, zu Anker. Hier bot sich Gelegenheit, das Leben der Walfischfänger in der Südsee kennenzulernen. Auf der Weiterfahrt wurde die Insel Südgeorgien angelaufen. See-Elefanten und Pinguine boten manche heitere Stunde auf dieser einsamen Insel.

EBERHARD EGE



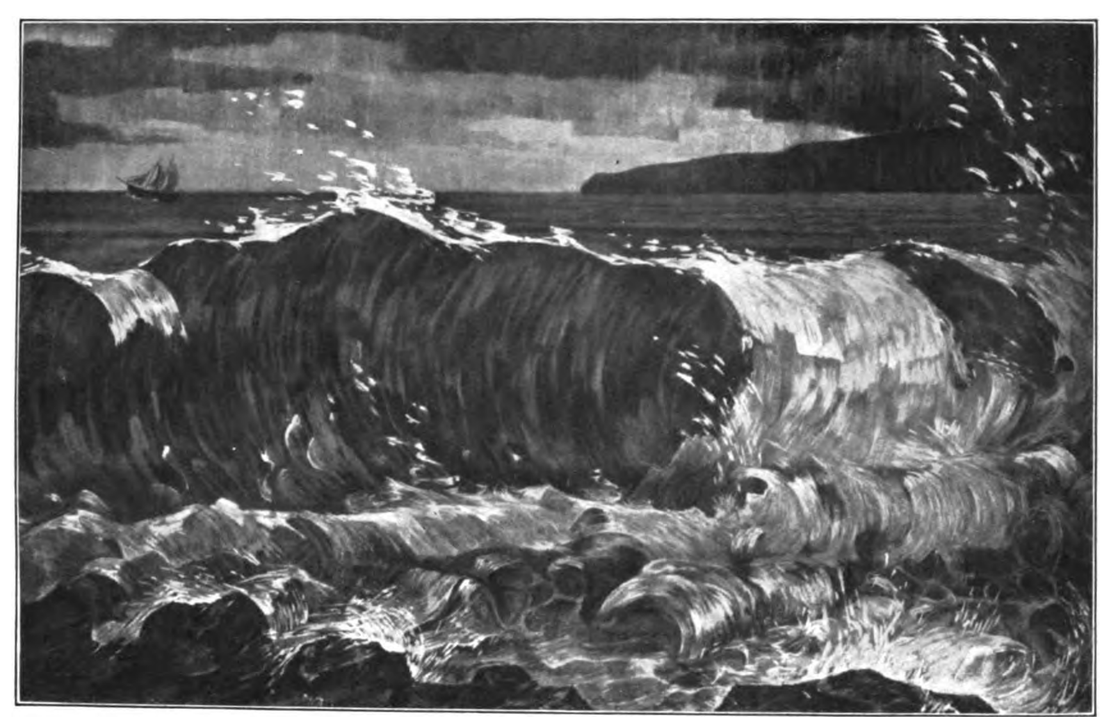
Capo Palinuro an der Küste der unteritalienischen Provinz Salerno (Bleistiftzeichnung).



Silberpappeln.

Vor dem Kriege pflegte Ege eine Zeitlang die heroische Landschaft. Aus Motiven, die dem tyrrhenischen Küstenstrich entnommen waren, entstanden Gemälde, die den Geist des großen Nicolas Poussin aufs neue beschwörten. Das war ein Wagnis, zu einer Zeit, wo die Kunst sich im wesentlichen naturalistisch gab. Der prachtvoll durchgeistigte Vortrag Eges aber verriet, daß er trotz seiner besonderen Neigung ganz zu den im besten Sinne Modernen gehörte. Dann jedoch wurde die Freude an der berauschenden Farbigkeit der eigentliche Ausgangspunkt seiner ferneren Landschaftsmalerei.

Wenn man so etwas liest, denkt ein jeder an Fortuny, Rossetti, Makart, Moreau, Unger und ähnliche Künstler, vor allem an Böcklin. Wie verschieden ist deren Kolorismus untereinander, und keinem einzigen gleicht Ege! Seine Farbe erfüllt ihn so tief und stark wie irgendeinen, und doch wüßte ich niemanden, bei dem sie sich dermaßen ungezwungen, so unprogrammatisch gäbe wie bei ihm. Für Böcklin ist die Natur eine Stütze, nur soweit es unumgänglich erforderlich ist; für Ege bleibt sie stets die unumwundene Gebieterin. Von ersterem würde man sagen, daß er in Farbe denkt; von letzterem, daß er in Farbe sieht. Es ist, als ob er einen dämpfenden Schleier, der über allem liegt, hinwegzuziehen vermöchte. Was unserem Auge gebrochen erscheint, versteht er rein zu sehen! So bleibt bei ihm wohl, was blau ist blau, was grün grün, was rot rot. Aber die ursprüngliche Farbigkeit wird gleichsam gesteigert, und was uns Laien in der Natur nur mehr oder minder trübe erscheint, wird in Eges Kunstwerk zu einem leuchtenden Leben gebracht.

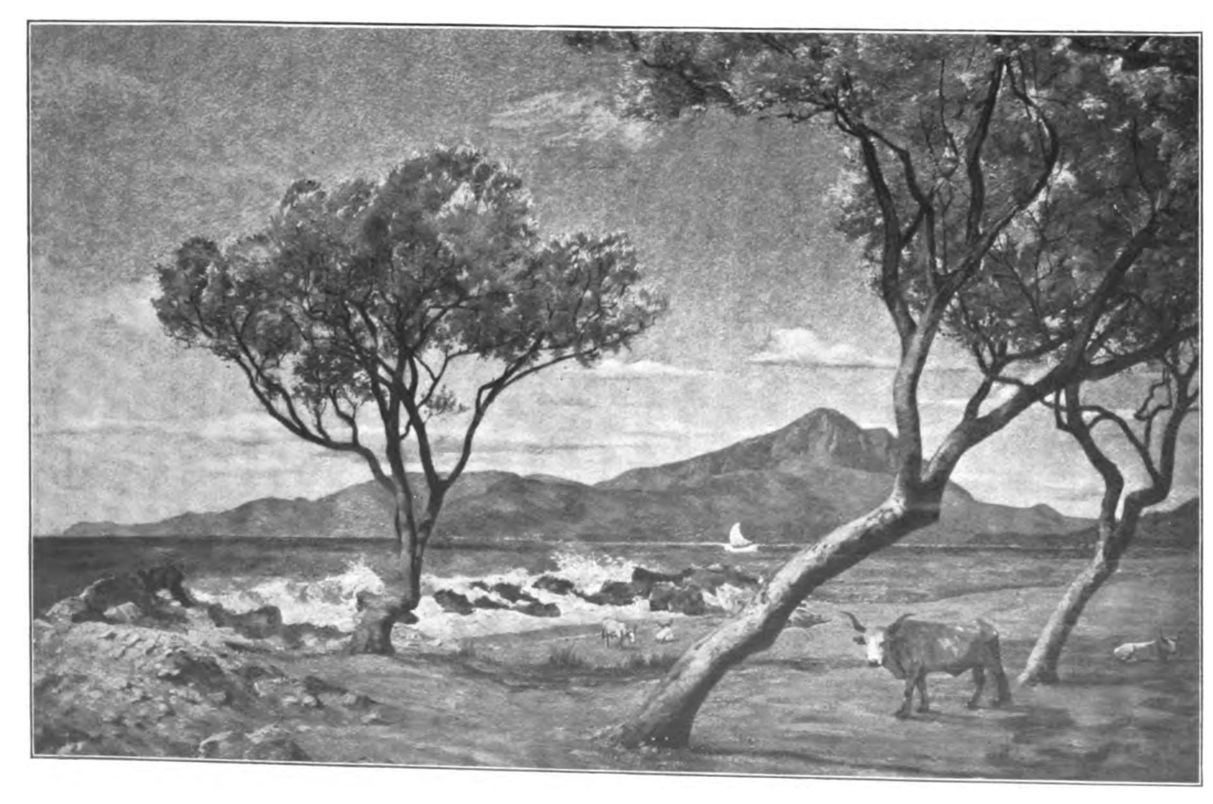


Die Welle.

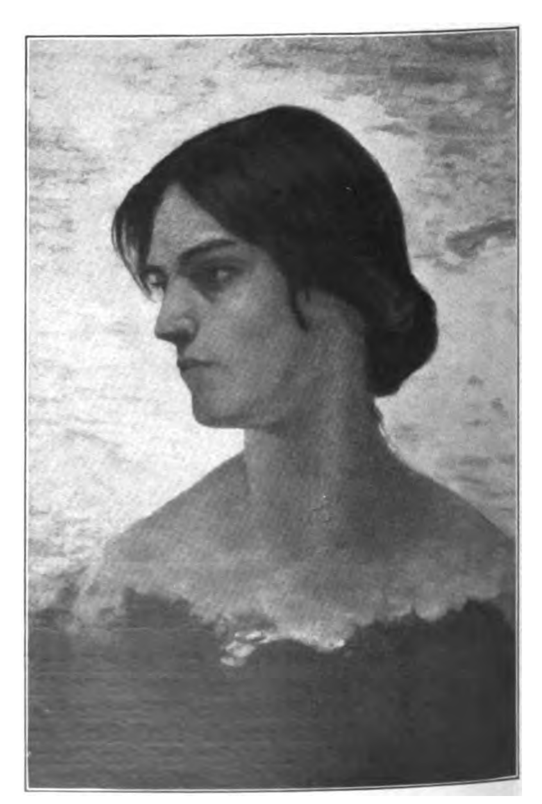
Derart hat Ege viel in und bei Vicovaro (in der Nähe Roms), wo er sich niederließ, und an der italienischen Westküste gemalt; dann, als der Krieg ihn aus seinem schönen Besitztum vertrieb, an der Donau, im Algäu und am Bodensee; das Prachtvollste aber neuerdings in den Alpen.

Für mein Gefühl hat sich in ihm ein zweiter großer Hochlandsmaler dem Segantini zugesellt. Gerade wie jener weiß auch er in wundervollster Weise die Naturstimmung in sein Bild einzuschließen und es trotzdem völlig zum reinen Kunstwerk zu gestalten.

Prof. Dr. Hans W. Singer.



An homerischen Gestaden.



Sabinerin.



Links: Lilli Flohr in rotseidenem Abendcape mit Goldspitze. (Phot. A. Binder, Berlin.) — **Rechts:** Violettes Seidentuch mit breiter Filet-Gipürespitze mit Gold- und buntem Seidendurchzug, getragen von der Schauspielerin Friedel Dotza. Modell: E. W. Cohn, Berlin. (Phot. E. Sandau, Berlin.) — **Unten Mitte:** Maria Lutz in einem vieux rose Crêpe-de-Chine-Komplet mit gleichfarbigem Tuchcape. (Phot. E. Sandau, Berlin.)

Sommerliche Hüllen

Lori Leux in marineblauem Komplet: Kleid aus Ripspapillon mit Blendenflechterei, Mantel aus Taft mit Steppdecken-Stepparbeit. Modell: Glaser & Goetz, Berlin. (Phot. E. Sandau.)

Frau Anton Pointner, die Gattin des bekannten Schauspielers, trägt ein zitronenfarbenes, eigenartig fallendes Velourschiffon-Cape mit Hermelinbesatz. (Phot. A. Binder, Berlin.)

Südbrasilianisches Landschaftsbild: Abendstimmung auf der Estanzia Velha bei Porto Alegre

Nach einem Gemälde von Martin Konopacki



(4. Fortsetzung.)

Ich gedachte Johannas und ihrer Krankheit und erschauderte noch einmal in dieser Erinnerung. Wenn Romalda sich das zur Aufgabe gestellt hatte, junge Menschen vor der ersten grauenvollen Enttäuschung zu bewahren, dann stand sie hoch über der Welt, aus der sie mir aufgetaucht war. Aber dennoch — aus dieser Welt war sie zu mir gekommen. Ein Zweifel war noch immer in mir.

Ein Ruck ihres Armes hielt mich, der ich des Weges nicht achtete, zurück. Noch einen Schritt weiter, und wir hätten unsere Füße mit Wasser benetzt. Wir standen am Ufer eines Gewässers, das vielleicht von der letzten Donauüberschwemmung zurückgeblieben war. Schwarze Weiden standen über der Wasserfläche und breiteten Äste, die noch winterdürr waren, über die von einem leisen Wind ans Ufer gestoßenen Wellen. Der gleiche Wind aber trug einen süßen, vollen Hauch von den Ästen daher, und da wußte ich, daß die Palmkätzchen schon blühten. Morsches Schilf und vertrocknende Algen mochten noch das Ufer säumen, und ihr Hauch mengte sich mit dem starken Geruch des Wassers und dem Duft der Weidenkätzchen zu einer jäh aufspringenden Erinnerung an die ersten Frühlingstage an meinem See. Schloß ich die Augen, dann hörte ich das Schlagen der Wellen an das Ufer. Das Ganze wurde zu einem leidvoll sehnsüchtigen Traum, aus dem ich nicht erwachen, sondern den ich noch vertiefen wollte.

Ich breitete meinen Mantel auf den Boden und bedeutete Romalda, sich zu setzen. Sie tat es ohne Widerspruch. Dann ließ ich mich neben ihr nieder und wollte meinen Kopf nach rückwärts legen, um nur den durch die Wolken jagenden Viertelmond zu sehen, die Wellen zu hören und den Atem des Gewässers zu spüren. Aber als ich mich eben hintenüber zurücklehnen wollte, fühlte ich des Mädchens Hände an meinem Kopf, empfand ich, wie sie meine Bewegung leitete und hatte dann mit einem Male als Kissen ihren Schoß. So lag ich da, hatte Wolken und Mondsichel über mir, der Wellen Klingen im Ohr und das Weh nach der Heimat beglückend im Herzen.

Ich ließ mich von der Stille der Nacht umrieseln und begann erst nach geraumer Zeit, da mir war, ich müßte Romalda nun alles erzählen:

„Einen Fleck Erde hab ich, der mir aus dieser Nachtstunde wieder nahegekommen ist. In einem der stillsten Länder des großen Reiches ein Tal. Wälder sinken von Almweiden nieder, und in der Ferne stehen blaue, zackige Felsberge. Ein See ist da, der ist um diese Zeit noch ebenso unerweckt wie dieses Gewässer. Sein Schilf ist morsch und dürr und doch nicht tot, denn in der Tiefe schließen die Wurzeln ihre Knospentore auf. Um blühende Weidenäste tollen kaum erwachte Bienen, und der Wind wirft die Wellen ans Ufer wie hier, daß ein großes Lied aufklingt."

Ich verhielt die Stimme und lauschte, denn ein Nachtvogel klagte über dem Wellenspiel, und auch diese Stimme war wie ein über hundert Meilen getragener Ruf der Heimat.

„Erzähl weiter von deinem See", sagte Romalda leise.

„Ich will dir was ganz Närrisches anvertrauen. Ich hab mich diesem See verschworen. Durch einen Ring, den ich ins Wasser geworfen hab. Eine alte Sage ist's, die durch unser Geschlecht geht. Die Sage von der Seenixe. Die hab ich erfüllen wollen am letzten Tag, bevor ich von daheim fortgefahren bin. Der Siegelring mit dem Wappen der Lodrons liegt jetzt auf dem Grund zwischen Seerosenwurzeln und Schilfstöcken. Die Seenixe aber — ach, es ist wohl alles nur eine dumme Spintisiererei!"

„Die Seenixe, Medardus?" fragte sie und beugte sich über mich. Ich sah ihr Gesicht schattenhaft von den ziehenden Wolken sich abheben, sich meinem nähern. Meine Arme warf ich zur Höhe, umschlang ihren Hals und zog sie zu mir nieder.

Ihre Lippen lagen auf meinen, unerweckt und herb, als hätten sie noch nie geküßt. Lange Atemzüge hindurch, als müßten wir beide in diesem Kuß aus Winterstarre zum Frühling erwachen. Endlich ging ein feines Zittern durch ihre Gestalt; mir war, als füllten sich die Lippen mit Blut. Sie öffneten sich etwas, und ich fühlte eine gleichmäßige, ruhige Wärme, die sich mit meinem Atem verband. Wie ein Versprechen war dieser Kuß, noch fern der Erfüllung.

Ich hob mich auf, kniete vor ihr und hielt meine Arme um ihren Hals, in scheue Betrachtung versunken. Das matte Mondlicht erhellte kaum ihr Gesicht, nur die Augen waren lebendig und leuchtend, als strahle aus ihnen eine eigene, lichtgebende Kraft.

Ich sprang auf, starrte das Mädchen aus weiterer Entfernung an, ganz im Banne eines schon halb vergessenen Erlebnisses.

„Romalda — du! Die Seenixe!"

Das Schilf hörte ich wieder rauschen, die unerklärliche Welle kam, hob mein Boot hoch, zwischen Halmen und gründunklen Wassertiefen tauchte die Vision einer Gestalt auf. Wind wurde zur Sprache, formte Worte:

„Unfrei wirst du sein im Glück meines Besitzes."

Wieder streckte ich die Arme aus, rief über das Wellenrauschen: „Romalda — die Seenixe — du?"

Da tauchte der Mond hinter eine schwarze Wolke, die Augen und nach unten seltsam verschwimmende Schatten der Gestalt verschwanden. In den Weiden klagte wieder der Nachtvogel.

Romalda trat mit einem raschen Schritt zu mir, sie hatte sich fröstelnd in ihren Mantel gehüllt.

„Komm jetzt. Es ist kalt, und die bösen Fieber gehen hier in den Auen um."

Ich nahm schweigend ihren Arm, und wir stolperten durch Gestrüpp auf verworrenen Steiglein stadtwärts. Aus dem Windflüstern in den Ästen löste sich neuerdings die ferne Musik los, Lichter blinkten auf. Auch Menschenstimmen wurden laut. Zwischen Au und belebter Straße stand ein Wirtshäuslein, geruhsam und sicher in seiner Stadtferne, spärlich besucht von einigen Bürgern und Studenten. In einer Ecke spielte ein Mann zur Begleitung einer Ziehharmonika Volkslieder, die von den Gästen mit heiterer Selbstverständlichkeit mitgesungen wurden.

„Den Wein, den wir im ‚Rosenpalast' haben stehen lassen, trinken wir hier. Ist dir's recht?"

Sie nickte und sah mich, da wir jetzt an der Schwelle standen, wieder an — anders als vorhin am Ufer, kindlicher und geheimnisvoller als dort, wo sich mir ihre Wesenheit einen Augenblick enthüllt hatte.

Von dem, was ich unter den Weiden und Erlen geträumt hatte, sprachen wir nicht mehr. Ich erzählte ihr vielmehr von den Ereignissen des letzten Tages, von meinem Zusammenstoß mit dem Leutnant Zangerl. Es war, als ob wir hier, zwischen fremden Menschen, Beziehungen bergen müßten, die unausgesprochen zwischen uns waren.

Nach und nach verloren sich die Gäste, der Wirt blies eine Lampe nach der anderen aus. Schließlich trat er zu uns, rückte höflich an sein grünes Käpplein und fragte: „Wenn den Herrschaften der Weg in die Stadt zu weit ist — ich hätt ein sauberes Fremdenzimmer."

Ehe ich noch etwas sagen konnte, gab das Mädchen dem Wirte schon Antwort, daß wir noch in die Stadt gehen wollten.

Als wir wieder allein in unserer Ecke waren, faßte ich Romalda an und faßte ihre Hand.

„Du?" Bitte und Wunsch lagen in diesem Worte, sie war mir wieder zum Weibe geworden, das ich begehrte.

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Medard, du darfst jetzt nicht in einer raschen Erfüllung schwach werden. Es steht zu viel vor dir!"

„Vor mir?"

„Denk an den Leutnant von gestern, denk an alles, was in Wien gärt und sich ans Licht drängt. Such dir deinen Platz bei den Dingen, die hier geschehen werden."

„Du weist mir schon wieder einen Weg, Romalda, wie vor etlichen Stunden, als du dich zwischen mich und Johanna gestellt hast. Aber ich vermag von dem Weg kaum den Anfang zu übersehen. Du aber, wer bist du, daß du so in mein Schicksal eingreifst?"

„Ich bin ein armes Mädel, von dem du nicht mehr wissen sollst, als daß es dich liebhat."

„Tust gar geheimnisvoll."

„Nimm's nicht so. Ich will nur nicht haben, daß das Um und Auf eines unbedeutenden Lebens sich zwischen uns drängt. Bei dir bleib ich jetzt, und wenn du mich rufst, bin ich da."

Heimwärts sind wir gegangen, und vor einem niedrigen Haus in der Währingervorstadt habe ich ihr ade gesagt. — — —

Aus dem Märchenland bin ich wieder in die düstere Kasernenstube zurückgekehrt. Am Nachmittag klopfte es bescheidentlich an meine Tür, und herein traten zwei mir bekannte Leutnants, deren einer von frischgebackenem Adel war. Sie überbrachten eine höfliche Anfrage: ob der Herr Graf in Anbetracht des Vorfalles vom Samstag geneigt wäre, mit dem Leutnant Zangerl ein Duell auf Säbel auszufechten. Trotz aller Höflichkeit, die natürlich nicht meiner Person, sondern meinem Geschlecht galt, war die Aufforderung in einem Tone gehalten, der die Erwartung eines unbedingten Ja durchblicken ließ.

Ich hatte von dieser Folgerung meines Zusammenstoßes mit dem Zangerl längst gewußt und meinen Entschluß bereits gefaßt. Er lautete nein.

Die Herren fuhren zurück, als offenbare sich ihnen ein ganz neues Weltbild, starrten verlegen die Zimmerwände an und streiften zwischendurch mich mit fassungslos erstaunten Blicken. Endlich raffte sich der eine zu einer vorsichtig geschraubten Erklärung auf. Seine Gnaden der Herr Graf seien in Anbetracht seiner Jugend und des Umstandes, daß er fern dem Kavaliersleben auf dem Lande aufgewachsen sei, offenbar nicht genügend unterrichtet, was in solchen Fällen unbedingt geschehen müßte.

Ich raffte mich, so sehr es mir auch widerstrebte, zu einer Erklärung auf. Ich wisse sehr wohl, was geschehen müsse. Der Offizier und Hochgeborene trage ein merkwürdiges Ding unsichtbar an sich,

das Ehre genannt sei. In meiner Erziehung habe dieses Wort stets eine große Rolle gespielt, und es wäre mir gelehrt worden, diese Ehre, die ich als Edelmann zu schätzen wisse, unter allen Umständen und in allen Lebenslagen zu verteidigen. Wenn ich mit jemandem die Waffen kreuze, so biete ich ihm, obgleich er äußerlich mein Gegner sei, ein Stück dieser Ehre an. Das nun könne ich gegenüber dem Leutnant Zangerl nicht so halten, der durch eine sinnlose Grausamkeit an einem Wehrlosen für mich der Ehre verlustig geworden sei.

„Der Herr Graf", erwiderte der eine Sekundant, „belieben sich daran zu erinnern, daß unser Mandant das Kleid des Kaisers trägt, also ohne weiteres auf die Ehre eines Waffenganges mit Ihnen Anspruch hat."

„Da gehen die Meinungen auseinander, meine Herren. Für mich entscheidet nicht das Kleid, sondern der Mensch und seine Handlung."

Das war mein letztes Wort, das mit einer steifen Verbeugung beantwortet wurde. Hinter den Kartellträgern des Leutnants Zangerl schloß sich die Tür.

Ich saß eine Weile am Fenster und sah auf den düsteren Kasernenplatz hinaus. Ein feiner Regen stäubte nieder, und über den Dächern der Stadt schleiften graue Wolkentücher. An der Mauer strich die fette Kantinenkatze entlang und äugte nach einer Amsel, die auf einem Gesims trippelte. Vor dem Tor ging die Schildwache verschlafen und gleichmäßig wie ein aufgezogenes Uhrwerk auf und ab.

Ich sah dieses Eintönige, Eingekerkerte des Soldatenhofes und wunderte mich im stillen, daß ich all das so lange ausgehalten hatte, ohne mit einer raschen, gewaltsamen Bewegung die Fessel abzustreifen. Und obwohl nun das Schicksal rätselvoll und unsicher vor mir stand, war ich froh und freute mich auf den neuen Weg wie auf ein seltsames Abenteuer. Dabei war ich mir bewußt, daß das Auflehnen gegen die hergebrachte Ordnung erst seit gestern in mir lebendig war, daß ich durch eine mir noch rätselhafte Macht erweckt worden war. Daß es die stille Romalda nicht war, die das bewirkt hatte, sagte ich mir immer und immer wieder und mußte doch des Augenblicks am nächtlichen Donauwasser denken, als mir aus des Mädchens gewöhnlichem Bild eine andere Wesenheit erschreckend deutlich hervorgetreten war. Die Zusammenhänge zwischen dieser Vision und dem Entschluß, der meinem Leben eine neue Wendung geben mußte, wagte ich mir nicht auszudenken, denn schließlich konnte auch alles Zufall sein.

Ich war nicht gewillt, mich der Formalität des Ehrengerichtes auszusetzen, vor dem mein Entscheid auch nicht anders lauten konnte. Ich packte meine Habseligkeiten in das kleine Offizierskößferl, sperrte dieses zu und sandte es durch einen Soldaten zu meinem Großonkel. —

Vor dem Hause, in das Romalda nachts getreten war, schritt ich lange zögernd auf und ab. Ein Verliebter, ein Zweifelnder. Wer war sie, die mich abends aus einem zweifelhaften Lokal fortgeholt hatte? Was erwartete mich, wenn ich an ihre Tür klopfte?

Ich stieg die drei Treppen empor, ging durch einen mit allerlei Hausrat angefüllten Gang.

Und dann stand ich in der Stube des Mädchens. Sie war niedrig, und die Wände stießen an der Decke in einem Winkel zusammen. Aber man sah von diesem Winkel nichts, denn an Drähten waren über die Decke Schlingpflanzen gezogen. An den schiefen Wänden waren Querbretter befestigt, auf denen blühende oder erst erwachende Blumenstöcke standen. Mitten im Zimmer war ein Hügel von Rosen und Nelken wahllos aufgeschichtet, vor ihm saß Romalda und band Sträuße, die sie sorgsam in einen Korb legte.

„Bist du schon da, Medard?" begrüßte sie mich mit einem leichten Lächeln um den blassen Mund.

„Hast mich erwartet?"

„Freilich. Das hab ich doch gewußt, daß du kommen wirst."

„Also, Blumenbinderin bist du?"

„Sag Blumenmädel, das ist richtiger. Davon leb ich."

„Und so bist du in den ‚Rosenpalast' gekommen?"

„Ich hab gerade meine Ware verkauft gehabt und hab heimgehen wollen. Da hab ich dich gefunden."

Ich trat zu ihr, nahm ihren Kopf in meine Hände und küßte sie. „Ach du, bin ich froh! Manchmal sind mir Zweifel über dich gekommen."

„Du kannst doch gar nichts Böses von mir denken."

„Sag das nicht. Was weißt du davon! Aber jetzt bin ich froh, daß ich bei dir bin."

„Bleib nur da. Schau, mitten in die Blumen setz dich da auf die Fußbank und reich mir abwechselnd eine Rose, zwei Nelken und drei Chrysanthemen. So geht meine Arbeit schneller, und wir können dabei plaudern."

Da saß ich, der Graf Medardus von Lodron, und half einem Blumenmädel Sträußchen binden. War es nicht, als ob dieser Tag eine Reihe von Hammerschlägen sei, die Altes, starr um mich Errichtetes zerschlügen — ähnlich wie der Meißel des Arztes den Gipsverband vom Körper bricht, bis die nackte Menschlichkeit darunter zutage tritt. Das Menschlein Medardus aber — was sollte es jetzt beginnen? Mir taumelte es fast vor der Jäheit der Ereignisse, die mich weniger aus meinem eigenen Willen als aus einem großen Fordern in mir von der vorgeschriebenen Bahn abgedrängt hatten.

Das sagte ich Romalda, nachdem ich ihr alles erzählt hatte. Sie brach vom Aste, den eine voll erblühte Rose krönte, eine Knospe ab, aus der gerade die Spitzen der roten Blütenblätter hervorguckten. Reichte sie mir.

„Das bist du, Medard. Der grüne Panzer fällt ab. Es gibt auch Blumen, die nicht die Kraft haben, sich freizumachen. Die verkümmern dann in der Hülle. Ich finde solche oft beim Straußbinden, knipse sie ab und werfe sie weg. Sie taugen nichts."

„Ich möchte die neue Freiheit benutzen, um heimzufahren. Aber der Vater! Er wird rasend vor Zorn sein. Für ihn ist das alles eine Schande."

„Was willst du daheim machen?"

„Das weiß ich nicht. Daheim sein halt — gibt es was Einfacheres?"

„So leicht kannst du dir das Daheimsein doch nicht verdienen. Du wirst noch lange wandern müssen, mein Medard."

Da war *sie* wieder, gleich dem Aufhellen eines Blitzes auftauchend und verschwindend, die fremde Wesenheit hinter der unscheinbaren Persönlichkeit des Blumenmädels. Und als wolle sie selbst den Schleier wieder vorziehen, fuhr sie unmittelbar darauf fort: „Jetzt hab ich genug Sträuße gebunden — wir können ein Ende machen."

„Schickst mich jetzt fort?"

„Was hast du vor?"

„Ich weiß nicht. Zum Onkel — der wird bald von der Geschichte was erfahren. In die Kaserne kann und will ich auch nicht mehr. Sei froh, Romalda, daß du hier vier Wände hast, die dir gehören."

„So hilflos treibst du, armer Bub!" Sie sprach es leise und klagend, als spreche sie aus einem Gefühl eigener Schuld gegen mich.

Ich stand am Fenster und sah über die Dächer Wiens hin. Tief unten murmelte gedämpft der Lärm der Straße, der Turm von Sankt Stephan stach wie ein riesiger Finger in das Wolkengrau. Fernab von der Welt war ich hier, das Zimmer mit den vielen Blumen schien mir ein stilles, köstliches Reich voller Ruhe und Frieden. Ich beneidete plötzlich das Mädel um diese Dachkammer.

„Wer hier bleiben könnte, über die vielen Dächer hinsehen und warten, bis die Luft klar wird und im Süden die Berge erscheinen!"

„Das kannst du ja, Medardus. Ich geb dir diese vier Wände, bis es dich wieder hinaustreibt."

Ich schnellte herum. „Dableiben darf ich?"

Sie stand im Halbdunkel des Zimmers, und es war, als sei alle Jugendlichkeit mit einem Male aus ihrem Antlitz verschwunden. Wissendes Weibtum und behütende Mütterlichkeit sahen unendlich gütig auf mich.

„Gestern, als ich dich bat, in dem kleinen Wirtshäusel zu bleiben, schlugst du es mir ab. Und heute willst du mich hier behalten?"

„Heute hast du nichts als mich."

„Bin ich", fragte ich fast angstvoll, „der erste, der hier bleiben darf?"

„Warum forschst du nach dem? Bist du der erste, der jemals einen Frühling erlebt hat an deinem See, wenn das Schilf aufschießt und die gelben Wasserlilien blühen? Schau, es wird Abend. Der Tag war heute schwer für dich. Leg dich da auf den Boden, mitten unter die Blumen, und schließ die Augen. Für eine kurze Weile nur. Die Blumen tragen in ihrem Duft einen großen Zauber. Der trägt dich in eine andere Welt. Schließ die Augen, lieber Bub, so...!"

Sie häufte links und rechts von dem Kissen, das sie mir unter den Kopf geschoben hatte, die Blumen auf, gleich zwei hohen Wänden, über die ich bald nicht mehr sehen konnte. Nur über mir erblickte ich die Schlingpflanzen an der Decke, die leise, einschläfernd hin und her schwankten.

Die Wirklichkeit begann sich sachte zu verhüllen, aus den starken Wellen des Blütenduftes formten sich Nebel, die in endlosem Gleiten an meinen Augen vorüberzogen. Die Schlingpflanzen und Einzelheiten der Stubenwände waren verschwunden, überreiches Farbenwogen brandete um mich und klärte sich nach und nach zu einem Bilde. Mir war, als hätte ich schon stundenlang so gelegen — oder vielmehr, als wäre ich in rasender Fahrt aus der Stadt in mein Alpenland getragen worden. Denn der See war da und die grünen Waldberge ringsum, auf den Felsgipfeln des Südens leuchtete letztes Rot, und das Schilf rauschte leise. In der Tiefe des Wassers funkelte es golden auf: der Ring mit dem Wappen der Lodrons, den ich dazumal in den See geschleudert hatte. Die unerklärliche Welle bäumte sich wieder auf, zerbarst in ihrem Höhepunkt und öffnete sich wie eine riesige Muschel aus blauem Türkis.

Da stand das Weib vor mir. Die Züge Romaldas — nein, das Antlitz des Sees, der jahrhundertelang Menschenleid und Sehnsucht an seinen Ufern erlebt hatte.

„Du hast dich mir verschworen und gehörst mir für all deine Lebtage."

Die Stimme des Blumenmädels — nein, die Vielheit aller Stimmen, denen ich je im Schilf, auf den atmenden Wellen, im Sturm oder in der Mondlichteinsamkeit gelauscht hatte.

Gespenst, das nach mir griff? Oder einzig bleibende Wahrheit hinter den zahllosen Maskenzügen des Menschenlebens, die je und je angesichts des Sees ihre Narrheiten getrieben hatten.

Ich glitt in die weißen Arme, die sich mir entgegenstreckten, als tauchte ich in die gründämmernde Wassertiefe hinab. — — —

Der Tag wachte sonnenhell in der Dachstube auf. Ich sah ihn als goldrote Scheibe, die auf dem verblaßten Holz eines Schrankes zitterte, und sah die Schlingpflanzen an der Decke, von einem zarten, flimmernden Lichtnetz umgeben.

„Jetzt kannst du die Berge im Süden sehen", klang Romaldas Stimme.

(Fortsetzung folgt.)



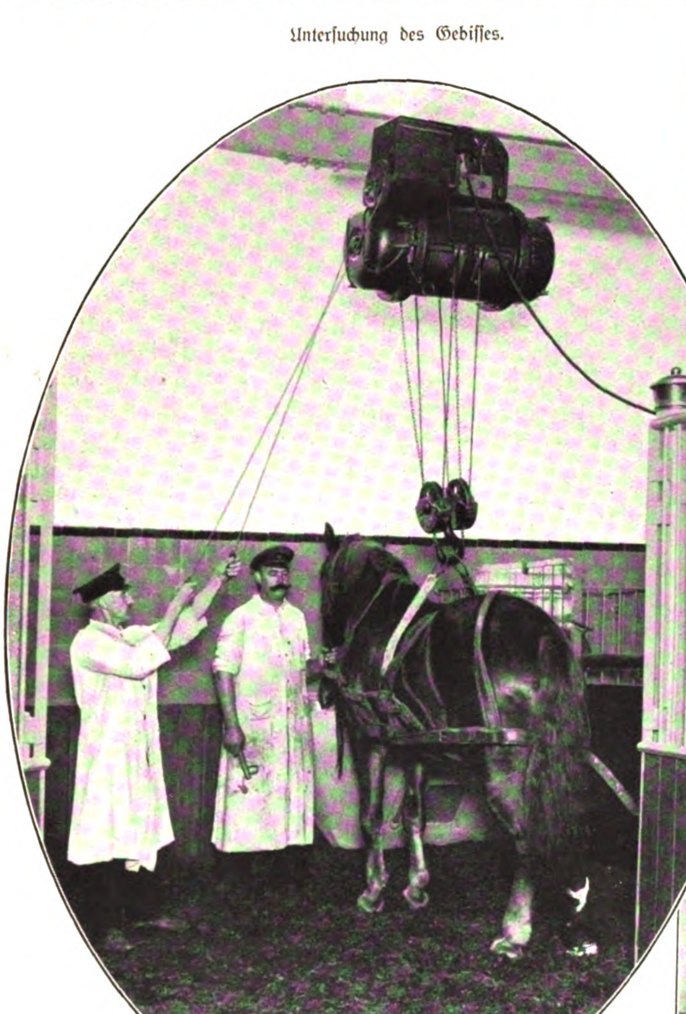
DIE NEUERBAUTE CHIRURGISCHE KLINIK DER TIERÄRZTLICHEN HOCHSCHULE BERLIN



Untersuchung des Gebisses.



Im Operationssaal: Bei der Operation eines Leistenbruches.

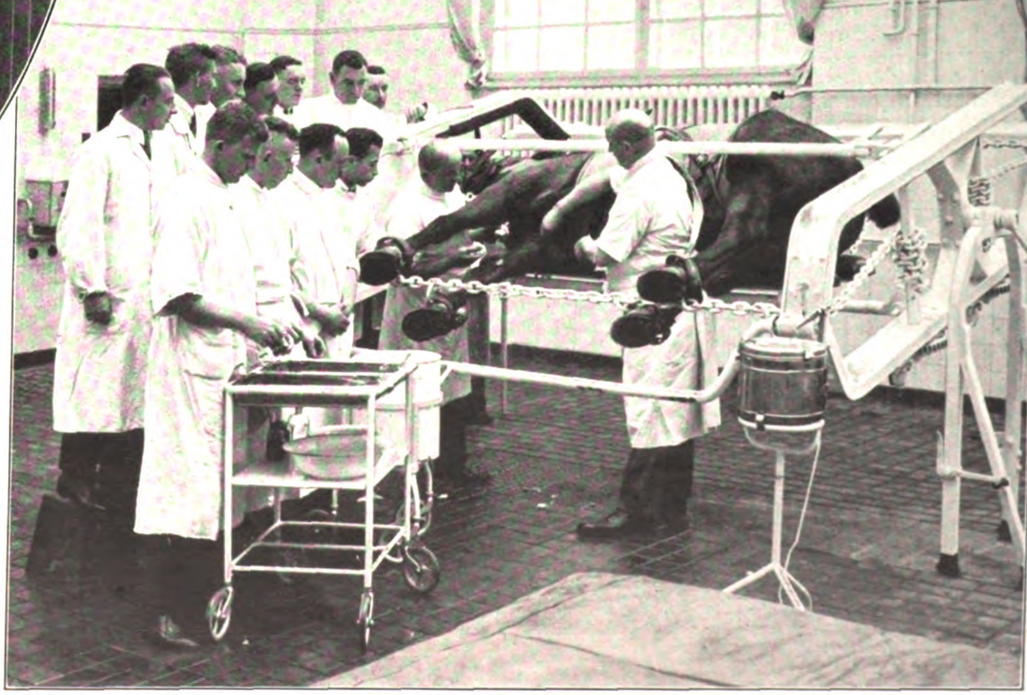


Pferd mit Fesselbeinbruch wird durch elektrische Hebevorrichtung zum Stehen gebracht.

Unten rechts: Prof. Dr. Silbersiepe, der Leiter der Klinik, bei einer Operation am umgelegten Operationstisch.



Verbandwechsel bei einem widersetzlichen Patienten.



Am 10. Juni wurde in Berlin der nach Entwürfen und unter der Leitung des Regierungs- und Baurats Wolff errichtete Neubau der Chirurgischen Klinik der Tierärztlichen Hochschule eingeweiht. Die Klinik, deren Leiter der bekannte Veterinärchirurg Prof. Dr. Silbersiepe ist, bietet 60 Pferden Platz, für deren Behandlung und Pflege die neuzeitlichsten Hilfsmittel der tierärztlichen Wissenschaft zur Verfügung stehen. Neben zwei großen Operationssälen weist die Klinik unter anderm eine mit den modernsten Apparaten ausgestattete Röntgenabteilung und, als besondere Neuerung, ein Pferdebad auf. Ein Hörsaal, Sammlungsräume und Laboratorien dienen der Lehr- und Forschungstätigkeit.

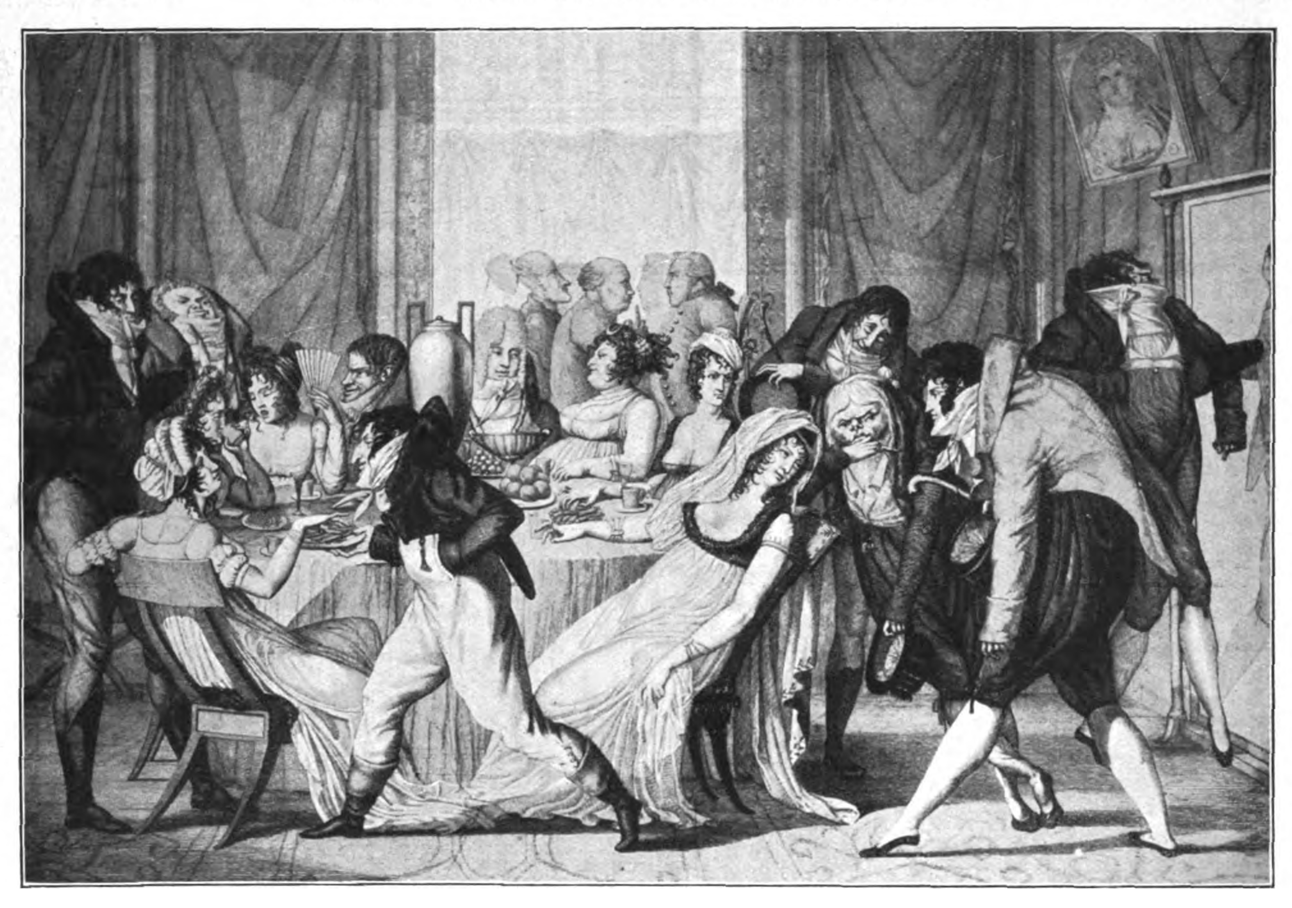
ESS- UND TRINKSITTEN UNSERER VORELTERN

Einen guten und derben Trunk und einen reichlichen Bissen haben unsere Voreltern von jeher zu schätzen gewußt. Sie hatten ja alles Gute, das dazu gehört, auch meist reichlich genug — abgesehen von Hunger- und Kriegsjahren, in denen die ländliche Produktion besonders durch Wegnahme des Arbeitsviehes zerstört wurde und manche Stadt nicht einmal das Notwendigste aus ihrer sie versorgenden Umgebung ziehen konnte. Waren solche Jahre vorüber, dann begann erst recht wieder eine Zeit frohen und reichlichen Genießens. Die üppigen Mahle und die Festschmäuse wurden um so kostbarer ausgestattet und um so mehr geschätzt. Auch das Bürgertum wußte sich in den Genüssen der Tafel hervorzutun. Das Mittelalter hatte mit seinen zahlreichen Städtegründungen und mit der Zunahme der Stadtbewohner überhaupt ein Übergewicht des Kleinbürgertums gebracht. Diese Zünftler und Handwerker waren sehr arbeitsam, aber sie waren auch einer kräftigen Lebensfreude zugetan. Zwar zeugen die vielen Hochzeits-, Kindtauf- und sonstigen Ordnungen von Absichten in der Richtung einer sittigenden gesellschaftlichen Form, aber die Derbheit siegte doch über die Feinheit. Rohes Schwelgen in materiellen Genüssen ward Trumpf. Und nicht nur in den niederen Bürgerkreisen machten sich üble Tischsitten bemerkbar. Nicht nur dort galt gierige Unmäßigkeit und unsauberes Umgehen mit Speisen und Speiseresten sowie grenzenlose Trinkerei als stilvoll. Selbst in höfischen Kreisen mußten „Tischzuchten" aufgestellt werden. Hofordnungen des 16. Jahrhunderts verboten das Knochenwerfen und das Begießen mit Bier, das zu einem vergnüglichen Zeitvertreib an der Tafel geworden war.



Das Jagddiner. Nach einer Zeichnung von Thomas Rowlandson (1756—1827).

Im 17. Jahrhundert wurde die Verwilderung der Eß- und Trinksitten noch größer. Erst die Gemahlin des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Preußen, Luise Henriette von Oranien, die aus dem bürgerlich-anständigen und fortgeschrittenen Holland stammte, und deren Anmut, Einfachheit und Milde gerühmt wurden, bewirkte rasch eine sehr bemerkbare Veränderung des Tones am Hofe — und bald verschwand die Roheit und Völlerei. Auch innerhalb der Bürgerschaft begann schnell eine scharfe Kritik. Die imponierenden Mengen von Speisen, die im Mittelalter bei häuslichen Festen aufgetragen worden waren, kamen nicht mehr auf den Tisch. Damals liebte man besonders einen starken Fleischgenuß. Nach dem Dreißigjährigen Kriege zog man leckere Eierspeisen, Gemüse, Salate vor, aß aber auch immer noch gern Wildbret, Geflügel und stark gewürzte Fleischspeisen, um den Durst anzuregen.



Pariser Tee. (Anfang des 19. Jahrhunderts.)

Aber die ganze Art, in der die Gelagefreude zum Ausdruck kam, wurde nun kultivierter. Die Gesellschaft kam nicht mehr zusammen, nur um sich vollzustopfen. Sie liebte wieder gewisse Formen. Sie wollte ihren festlichen Mahlzeiten wieder einen größeren Zug geben. So kamen denn die Schaugepränge von neuem auf, die schon im Altertum und auch zu manchen Zeiten des Mittelalters eine Rolle gespielt hatten. Pfauen und Fasanen wurden mit ihrem ganzen Gefieder wieder aufgebaut und auf die Tafel gestellt, ebenso allerlei süßes Gebäck und Früchte sowie Konfekt. Pokale, Humpen, Kannen aus Gold und Silber, große Gläser und Willkommgefäße jeder Art, die im Mittelalter auf Nebengestellen aufgebaut gewesen waren, dienten nun zum Schmuck der Tafel. Große kostbare Tücher bedeckten die Tische. Das Salzfaß, das früher in der Mitte des Tisches gestanden und von den Broten umgeben gewesen, war nun zu kleinen, zierlichen Gefäßen ausgebildet worden. Auch bekam jetzt jeder seinen Löffel, sein Messer und seine Gabel. Niemand brauchte mehr, wie in früheren Jahrhunderten, mit den Fingern die Speisen vom Teller zu nehmen und in den Mund zu stopfen.

In manchen Kreisen war das altenglische System beim Festessen üblich: Alle Speisen eines Ganges wurden auf den Tisch gestellt. Die Speisen wurden nicht von der Dienerschaft angeboten, sondern von den Gästen je nach Wunsch einander zugereicht. Häufig wurde auch das französische System bevorzugt. Die Vorspeisen wurden auf die Tafel gestellt und die Fleischspeisen auf Nebentischen zugeschnitten und von der Dienerschaft gereicht. Im deutschen Bürgertum aber liebte man von jeher, die Tafel mit Obst und allerlei Nachspeisen zu schmücken und so eine lockende Augenweide herzustellen. Auch die Mode der Schaugerichte blieb noch lange bewahrt in allen deutschen Gegenden und dort, wo deutsche Art üblich war. Häufig schnitt der Hausherr oder die Hausfrau den Braten erst bei Tisch und legte den Gästen die besten Stücke vor.

Erst seit einigen Jahrhunderten ist es übrigens allgemein geworden, daß an den festlichen Mahlzeiten fast ohne Ausnahme auch die Frauen teilnehmen. Nur selten noch gibt es Herrenessen. Aber selbst im 18. Jahrhundert war es in preußischen Offizierskreisen noch sehr häufig, daß die Damen dem Festessen fernblieben. In höfischen und Bürgerkreisen aber wurden solche Gelegenheiten schon lange in froher Gemeinschaft mit den weiblichen Verwandten und Bekannten gefeiert. Und zwar nicht nur die eigentlichen Familienfeste, wie Hochzeit, Kindtaufe und Geburtstag. Unseren genußfreudigen Voreltern waren das nicht genug Gelegenheiten. Sie schufen sich mehr, und zwar besonders in der Winterzeit. Zu ihnen gehört auch das Bohnenfest, das Anfang Januar gefeiert wurde. Eine Bohne wurde in einen Kuchen eingebacken. Wer von der zu einem reichlichen Mahle eingeladenen Gesellschaft die Bohne fand, wurde „König", konnte sich eine Schöne zur Königin wählen und sich „wie ein König" bedienen lassen. Wenn er trank, mußten ihm alle zurufen. Dieser Brauch soll sich heute noch in den Gegenden am Rhein und in Schlesien erhalten haben. Er ist natürlich, ebenso wie alle solchen Feste, nicht nur eine Gelegenheit zum guten Essen, sondern auch zum guten Trinken. Die gewürzten Süßweine, die früher bevorzugt wurden, haben mit der Zeit den herberen Weinen weichen müssen. Nur zum Frühstück und zu kalten Vorspeisen sowie zu Suppen werden noch Süßweine gegeben. Bei großen Festlichkeiten wurden allerdings auch früher schon zu den verschiedensten Speisen auch verschiedene Weine gereicht. Im übrigen lebte man bei solchen Schmausereien in der simplen, derben und gesunden Genießerstimmung. Hans Ostwald.



Fröhliche und üppige Gesellschaft um 1855. Nach einem Stich von A. Müller.



Das Fest des Bohnenkönigs, ein geselliges Spiel im 17. Jahrhundert. Nach einem Gemälde von Jakob Jordaens (1593—1678).

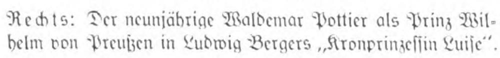


Nachtbankett und Maskenfest. Nach einem Gemälde von Joost van Wingen (1544—1603).

Kleine Größen






Die vierjährige Evi Moog als „Bubi".

Evi Moog beim Spiel. (Phot. Pflugfelder.)

Links: Klein-Martha Keck mit Gerda Müller in Strindbergs „Kronbraut".

Rechts: Der neunjährige Waldemar Pottier als Prinz Wilhelm von Preußen in Ludwig Bergers „Kronprinzessin Luise".



Ruth Puls (geb. 24. Mai 1915) als Marthel in Gerhart Hauptmanns „Rose Bernd". (Phot. H. W. Mager.)



Liselotte Krämer in einer Knabenrolle. (Phot. Pflugfelder.)



Ruth-Iris Witting, mit ihren fünf Jahren die jüngste Opern-Solistin der Staatsoper in Berlin. (Phot. Pflugfelder.)

Die Hochzeit von Antiochia

NOVELLE · VON · ELISABETH · BRAUNHOFF

Unruhe lag über der Stadt. In gedeckten Basaren, vor geschlossenen Kaufgewölben lärmte festliches Volk. Seit dem Morgengrauen hallte die Burg von heiterer Vorbereitung. Auf Höfen und Gängen dröhnte kein Sporn. Die eilenden Frauen der Königin glitten in samtenen Schuhen, mit weichen Schleppen über kühlen Stein. Von vierkantigen Pfeilern, von klobigen grauen Säulen, über fletschende Tiermäuler steinernen Bildwerks flossen brennend bunt die Blumenranken. Die jungen Mägde sangen, während sie Gewinde über schmale Pforten bogen; ihr losgebundenes Lachen sprang flink und spielend unter die wuchtende Rundwölbung, wenn im Vorüber geschäftiger Knechte, ritterbürtiger Gäste rasches Scherzwort in ihre Arbeit flog.

Um den riesigen Mittelpfeiler der Küche wirkten, erschöpft von Hitze, die fränkischen Köche. Fast nackte Syrer, braun und glänzend wie behende Schlangen, schürten die Feuer, drehten die Bratspieße mit ganzen Ochsen, Schweinen, Pfauen. In den Ställen knüpften geputzte Knechte goldene Bänder in die Mähnen blanker Stuten.

Nur drüben, im Quartierhaus, wo seit Wochen schon Herr Raimund mit seinen Franzosen zu Gaste lag, schlug ab und zu in aufbrechendes Gelächter feines Klirren von Stahl.

Frau Elisa von Antiochien, Bohemunds des Zweiten jugendliche Witwe, hielt Hochzeit mit Herrn Raimund von Poitou, dem Sohne des liederfrohen Kreuzfahrers.

Die Königin, schon geschmückt, lehnte die Schulter an die Säule des Bogenfensters. Die Ebene lag vor dem Blick der Frau, gelb, blau, rostrot prangend, sanft umschleiert vom Dunste südlichen Tages.

„Hundert Heidensklaven los von den Galeeren, hundert fränkische Hörige frei und ledig! Gib, daß ich unterzeichne!"

Der hünenhafte Greis reichte den Stift, ohne aufzublicken. Elisa zog den Strich, warf das Pergament auf den Truhenschrein: „Du bist nicht mit mir zufrieden, Bertrand?"

Der Kanzler hob die breite Stirn: „Die Jungfrau segne Eure Ehe, Königin."

Elisa tat einen raschen Schritt nach dem Alten: „Daß du meiner Wahl noch immer grollst! Ich war nicht achtzehn Jahre, als Bohemund starb. Habe ich nicht meine Pflicht getan seither?" Die große, schöngliedrige Hand stieß heftig empor, wies in blaue Weite zwischen Säulenbogen: „Sieh das Land! Ich habe es geschaffen! Aus blutiger Wüste ward Garten, Fruchtfeld, Friedensdorf. Sieh in den Hof hinab! Drunten lehnt Imad-ed-Dins Gesandter — der Heide, der Erbfeind schickt freundlichen Gruß zu meinem Feste! Sieh auf die Stadt! Dort biegt sich die Mauer, für Ewigkeit gefügt! Soll ich nun nicht — einmal, Bertrand! — die Arme recken dürfen nach eignem Wunsch?!"

Wieder neigte der Greis das Auge: „Frau, mein Herz verehrt Euer Tun seit mehr denn zehn Jahren."

Sie wandte sich heftig: „Und jetzt? Wie schüttest du mir Essig in den Brautkelch? Was ist dein heimliches Denken, mit dem du mir die Stunde vergiftest?" Die dunkle Stimme füllte drohend den Raum: „Mann, was haust hinter deiner Stirn?"

Elisa warf die Hände auf seine Schultern. Jäher Ausbruch riß die Hülle von Geheimstem: „Bin ich Matrone? Auch in deinen Augen? Sage, sage, meinst du mich — zu alt, um Raimunds Weib zu sein?"

Erschrocken wehrte der Kanzler: „Königin, Ihr seid..."

Er brach ab. Elisas Haupt, schöne wilde Flamme, lohte dicht vor ihm. Der große, feste Mund sog die Antwort halb geöffnet, durstend. Elisa wandte sich, trat atmend zum Fenster. Das halbe Wort des Mannes, bewegt von Bewunderung, sänftigte ihre stoßende Furcht. Die Frau zog den Schleier um die Schultern, als wolle sie ihr entblößtes Herz bedecken. Durch den ruhevollen Steinbogen floß von weither Singen einer Mädchenstimme.

Der Kanzler sagte gesammelt: „Herr Raimund strebt nach Herrschaft. Die hat Euer Gatte nicht, Frau. Auch Ihr nur, bis Eure Tochter sich vermählt. Dann ist Konstanzens Eheherr König — kein anderer."

„Wem sagst du das? Habe ich nicht dem Byzantiner, dem Normannen, den tausend Glücksrittern um Jerusalem auf die gierigen Freiershände schlagen müssen, seit Konstanzens zehntem Jahre schon?"

„Auch Raimund hat um Konstanze geworben — vergeblich."

„Aus der Ferne — ja. Nie mehr, seit er" — Glut flog über Elisas Stirn — „mich sah. Die Herrschaft, Bertrand? Konstanze ist noch ein Kind — wenig reif."

Der Alte schwieg.

Elisa sagte fast weich: „Bertrand, ich konnte — ich kann das Werk noch nicht verlassen, um dessentwillen ich Jugend und Weibtum vergaß, fünfzehn Jahre lang. Gönne mir die Zeit bis zu Konstanzens Volljährigkeit!"

Der Alte unterbrach: „Dies ist meine Sorge nicht. Ihr tatet recht. Wollte Gott, Ihr könntet die Herrschaft halten Euer lebelang zum Segen für dies schöne Land!"

„Hätte ich verwüsten lassen sollen, sehenden Auges, vom Unverstand irgendeines fremden, beutelüsternen Knaben, was wir so mühsam bauten? Auch Raimund" — sie senkte die Stimme — „nein, auch Raimund ist nicht der Herr, den dieses junge Reich braucht."

Elisas Kämmerer erschien: „Imad-ed-Dins Bote drängt auf Empfang noch vor dem Kirchgang. Es sei wichtig, Königin."

Elisa lächelte. Freudiger Stolz reckte die ranke Gestalt noch gerader. „Er trete ein." Der Kämmerer ging. Elisa hob die Hand: „Sieh, der Erbfeind ist zum Freunde geworden! Ich habe die Grenzen gefestigt, Raub, Totschlag, Wirrnis ausgefegt. Das Land blüht, das Volk atmet ruhig. Habe ich nicht wahrlich ein Recht, des unmündigen Kindes Hand, in dem die Krone und Antiochiens Schicksal liegt, jedwedem dieser eigensüchtigen Freier zu weigern, solange ich kann? Später, wenn einmal Konstanzens Hochzeit mich auf Bohemunds Witwensitz bannt, wird mein Werk vielleicht vollendet sein."

Der Kanzler sagte schwer: „Und Herr Raimund?"

Die drei Worte schufen Stille. Elisa sagte sehr leise, fast mühsam: „Du irrst dich. Raimund begehrt keine Krone mehr. Bertrand, er... liebt mich."

Der Kämmerer meldete Salad-ed-Dauleh, den Boten. Elisa winkte.

Der Araber trat ein, bog die Hand an Stirn und Brust. Dann, den Kanzler flüchtig streifend: „Imad-ed-Dins Wort gilt dir allein, Herrin."

Elisa blickte erstaunt. Das ruhige Auge des Arabers schien Geheimnis zu sprechen. „Laß uns allein, Bertrand."

Der Alte zuckte auf. Elisa lächelte: „Ich fürchte mich nicht."

Der dunkle Mann schlug mit einer großen Bewegung den Mantel auf. Er war waffenlos. Schweigend, unwillig ging der Alte.

Der Bote, plötzlich zu ehrfürchtigster Haltung gebeugt, küßte Elisas Schleiersaum: „Du verstehst die Sprache des Korans? So erlaube, daß ich melde, was Imad-ed-Din Zenki, der Sultan von Mosul und Haleb, zu dir spricht: ‚Meine Seele achtet deine Klugheit, mein Herz bewundert deine Kühnheit, mein Blut liebt deine Kraft. Wenn je Gefahr dir droht, eile in meinen Schutz. Wenn deine Herrschaft stürzt, rufe meine Reiter. Wenn der Pöbel deiner lacht, komm und sei Königin über Mosul und... Imad-ed-Din!"

Elisa trat heftig zurück: „Was heißt das? Was wagt dein Herr?" Sie brach ab. An dem unbewegten Antlitz des Boten erstarrte ihr Zorn. Sie bog sich vor, flüsterte plötzlich: „Was weißt du? Rede!"

Der Bote antwortete. Die Worte türmten sich schwer wie Quadern vor der Frau: „Am Hochzeitstage deiner Tochter verlierst du die Krone. Dann bist du nur ein hilfloses Weib. Diese Stunde kommt. Nimm Imad-ed-Dins Hand, solange es Zeit ist."

Betroffenheit stürzte über Elisa: „Weiß Imad-ed-Din nicht, daß ich heute Hochzeit halte — nicht Konstanze?"

„Imad-ed-Din weiß alles. Mehr dir zu sagen, verbieten ihm Eide. Gib ihm dein Wort."

Elisa schwieg. Dies Rätselhafte kroch wie grauer Nebel über ihren klaren Weg. Verworrenes Grauen fiel sie an — Schwindel, als klaffe der Boden vor ihrem Fuß jäh in grundlosen Schlund. Sie hob die flache Hand an die Stirn: „Verstehe ich recht, Imad-ed-Din, der Feind der Christenheit, bietet mir Bündnis wider eine Gefahr?"

„So ist es."

Elisa stieß das Kinn empor — warf eisblanken Hohn hin: „Und der Preis?"

„Die Anerkennung seiner Schutzherrschaft."

Elisa stand wie ein Steinbild. Von den Schläfen straffte sich das weiße Gebände schlicht um Kinn und Hals. Von der starken Schulter fiel der Mantel in gerader Strenge über Arm und Hand. „Geh!" Sie rührte kaum die Lippen. „Dein Herr ist wahnsinnig — oder du. Geh!"

Der Araber sah die Frau an. Dunkel glitt über die bernsteinfarbene Wange. Kühl, hart, herrlich wie ein Krieger, stand das Frankenweib. Er neigte sich tiefer als vorher. Tauchte lautlos hinter die Vorhänge zurück.

Elisa lehnte still. Die Hand zerkrampfte den Schleier. Die unbegreifliche Botschaft lag hinter ihrer Stirn wie kaltes Blei. Durch alle Adern kroch tückisches Frieren, griff bis in die letzte Tiefe, wo ein wirres Dunkel — die eigene schmerzhafte Furcht — fror.

Die syrische Sklavin, Elisas Liebling, hob den Vorhang, beugte sich lächelnd, tänzerisch. „Herr Raimund" — sang ihre fremde Zunge.

Elisa hob die Augen ins Licht. Warmer Lufthauch wehte plötzlich den Schleier um ihre Wange wie Liebkosung. Den schmalen Türbogen füllend mit prächtig ragendem Umriß, schimmernd von himmelsfarbener Seide, darunter das Stahlhemd blitzend glatt den schönen Leib umschmiegte, stand der blonde Franzose sekundenlang wie eine Vision unerhörter Schönheit. Langsam teilte sich der tiefrote Mund in Lächeln.

Elisa fühlte das Blut in schauerndem Stoß ihr Herz überströmen — sie hob wortlos die Arme, selbstvergessen, kraftverlassen — bereit, jedes Ichgefühl hinzuwerfen wie leere Hülse. Sie glitt in seine Umarmung mit dem einzigen Seufzer der wehrlos Ertrinkenden.

Er küßte die stumme Frau mit jener künstevollen Glut, die er unwiderstehlich wußte. Über Elisa hinweg flog sein helles Raubtier-

auge unruhig zum Fensterbogen, nach der Tür — er horchte auf fernen Klang.

In unendlich keuscher Bewegung bog Elisa sich zurück, zog den Schleier um sich — wehrendes Licht. Sie mühte sich lächelnd um Worte: „Du bist gewaffnet?“

„Ich trage Rosen um den Helm.“ Die Stimme warb.

„Doch einen Helm! Warum? Sieh, kühler, toter Stahl überall unter der freudigen Seide! Meinst du, der Kirchgang mit mir sei Turnier?“

Raimund hatte einen raschen Blick. Er lachte ein wenig unfrei: „Wer weiß, vielleicht bist du so streitbar...“ Und wieder, in der seltsam suchenden Art über ihr Auge hinweg: „Ich meine, heute mehr denn je soll alles Volk sehen, daß ich wehrhaft dir zur Seite stehe — dein Schild fortan!“

Elisa zwang sein Auge zu sich. Hell, stählern, tiefenlos, ihr den eigenen Blick zurückspiegelnd wie undurchdringlich gefrorenes Wasser, stand dieses schöne, von seidig gebogenen Wimpern umschleierte Auge. Sehnsucht ergriff die Frau, dahinterzudringen... Und plötzlich, aufbrechend wie eine Quelle, strömte ihr Geheimstes, wunde Angst, empor. Sie legte beide Hände flach auf seine Brust, durch Panzer und Seide den Herzschlag suchend: „Raimund! Bei Christi Blut, antworte mir! Wirst du in Wahrheit stets dies sein, mein Schild, Schutz und Schwert?“

Er löste spielend ihre Hände, küßte die Finger: „Geliebte!“

„Auch, wenn ich nicht mehr Königin sein werde — auch, wenn ich... alt sein werde? Du bist vier Jahre jünger als ich!“

Er wiegte halb unmutig den Kopf: „Schönste! Dein Ritter, dein Sklave bin ich in Ewigkeit. Seit ich Liebe fand, suche ich kein Königreich mehr!“

Elisa lachte erregt: „Töricht bin ich! Kann es noch immer nicht glauben. Sieh, dein Werben kam als Wunder! Es rief mich aus lebendigem Grab, fiel auf mich wie Feuer auf ausgedorrtes Land, daß mir die tiefste Seele heilig entbrannte. Weißt du, daß du letzter Ahnung, fernsten Traumes Erfüllung bist? Davor ich oft in die Knie hätte sinken mögen, andächtig wie in der Kapelle.“

„Süßeste Herrin!“

Die Frau schloß die Augen: „Nun fürcht' ich oft, du möchtest mich darum nicht achten, weil ich mich allzuschnell ergab. Aber hat die heilige Jungfrau dem Engel wehren können, der ihr gnadenreiches Geschick verkündete? Als Kind, zwischen Schlaf und Wachen, Raimund, muß ich dich geträumt haben. Gott helfe mir, als du mich zum erstenmal in Liebe ansahst, hatte ich kein kleines Wort des Zierens mehr! Wie hätte ich armselig lügen können vor dem Allerheiligsten!“

Von draußen schwoll Geräusch vieler Tritte. Unter dem Fenster erhuben Harfen, Geigen, Flöten ein sanftes Tönen, feierlich, wehmütig-heiter. Elisa, erwachend aus ihrer Entrückung, erfaßte plötzlich die harte Spannung in Raimunds Zügen. In letzte Ergriffenheit der Frau schlug plötzlich ein Schauer. Sie warf die Arme um den Mann — dicht an seinem Gesicht, inbrünstig ohnegleichen: „Schwöre mir bei deinem seligen Sterben...“

Es riß ihn fast zurück. Aber er konnte ihrem Auge nicht entweichen. Er schloß die Lider sekundenlang. Süßer sangen die Flöten und Pfeifen. Hüpfend, jauchzend, glitzernd stieg die Melodie und fiel in lockenden Kaskaden.

Raimund lächelte, sein heiß verhaltenes, versprechendes Lächeln: „Ich schwöre...“

Die junge Konstanze trat ungemeldet aus den Vorhängen. Bleiche Seide erdrückte die dürftige Gestalt. Das fahle Haar war überreich mit Juwelen durchflochten. Der große Mund der Mutter stand in Konstanzes gleichsam verblaßten Zügen weich und genußsüchtig. Schwere Lider verhingen die Augen; auch jetzt schien dies unbewegte Gesicht zu schlafen. „Der Patriarch kommt, Euch zu holen.“

Die hellen Wimpern zuckten nach Raimund hin. Der wandte sich, als sei das bleichsüchtige Ding nur eine der steifen Heiligen auf dem Wandteppich.

Elisa ergriff der Tochter Hand. Sie wollte ein warmes Wort sagen. Aber wie das Mädchen so leblos stand, die enge Stirn eigensinnig vorgeneigt, die Lippen gepreßt, verdeckten Auges, und eine kühle Hand seelenlos in Elisas Griff hing, versagte der Frau jeder Laut. Auch diese Stunde brach keinen Weg durch die gläserne Mauer vor Konstanzes stetem Verhehlen, unberührbarer Starrheit.

Das kindliche Mädchen spähte verstohlen von Raimund zu Elisa. Und plötzlich, als sei es unmöglich, länger zu verhalten, lachte sie schräg, immer krampfiger — es wurde fast Grimasse.

In diesem Augenblick bogen die Kämmerer die Vorhänge von der geöffneten Tür. Elisa erblickte den weitgewölbten Gang, von tanzendem Licht, glitzernder Buntheit erfüllt. Aus eisernen Wandarmen gossen griechische Feuer tausendfältiges Funkeln über die Frauenreihe zur Linken, röteten harte Männergesichter zur Rechten. Um breite, wuchtige, nordische Gestalten schmiegte sich prunkend sarazenischer Samt, heidnischer Brokat — um großlinige, herbe Frauenköpfe spielten hauchfeine Schleier aus Mosul. Von Ringen, Spangen, Ketten sprühte übermütig Reichtum des Morgenlandes.

Über die Dächer fielen, selig fern verschwebend in hoher Mittagsbläue, zarte Glockenschläge. Am Ende der freien Bahn erschien die Priesterschaft. Aus golddurchbrochenen Kesseln wölkten Weihrauch, Myrrhen und Ambra. Schwer rauschten in der plötzlichen Stille die von Gold und Steinen starrenden Brokate der Chorgewänder. Gestickte Schuhe schleiften über blumenbestreuten Marmor.

Hocherhoben, umwunden mit der Binde, die nachher die Hände des Brautpaares vor dem Altar vereinigen sollte, hielt der Patriarch von Antiochia das schwere Kreuz. Sekunden zu spät wich die kindliche Konstanze aus seinem Wege. Der Priester hob demütig gesenkte Augen, blitzte schräg aus den Winkeln in ihren zäh fragenden Blick. Das Mädchen senkte wieder die fahle Stirn.

Der Patriarch stand vor Elisa. Er hob die Stimme tönend: „Seid Ihr bereit, königliche Frau?“

Ehe sie sprechen konnte, ergriff der Franzose ihre Hand: „Wir sind bereit.“ Leuchtend flog das Wort durch den hallenden Gang. Stumm wandten sich die Priester. Elisa schritt an Raimunds Hand zur Kirche. Dicht hinter ihr folgte, die weißen Finger sehr hoheitsvoll über des Ritters breite Faust gelegt, die stille Konstanze neben Raimunds vertrautestem Freunde.

Der Zug ging aus der Burg den kurzen Weg zum Dome hinüber. Elisa stand in dieser ihrer höchsten Stunde strahlend wie ein Baum in Blüte. Purpurteppiche unter ihrem Fuß schwellten ihr zu leichten Wolken. Jauchzender Zuruf, rasselndes Schildgetöse der Franken, steigender Priestersang, schmetternde Fanfaren, brauner Strudel schreiender Syrer, wehende Schleier, farbige Blumenfluten über sonnengelben Häusern — dies alles wob sich zu einer unwirklichen Glückshymne. Höchste Ehre, höchste Macht, höchste Liebe fühlte Elisa als dreifache Krone, fühlte den letzten Gipfel ihres Seins erreicht. Nur selig, dankerfüllt, kraftberauscht flog sie auf — stolze, steile Flamme in blendenden Himmel!

Aus schmalen Kirchenfenstern, in tiefen Nischen gebrochen, floß buntes Licht. Von den Wänden, umnebelt von bläulichen Weihrauchschwaden, blickten aus goldenem Grund, aus seidenen Teppichen großäugige Heilige. Zu beiden Seiten des Altars trugen stumme Diener in schweren Bronzehaltern wohlriechende Fackeln. Den dämmerigen Raum füllte Kopf an Kopf die Ritterschaft.

Der Patriarch begann zu sprechen. Elisa, fast zur Betäubung entrückt, völlig verloren an die feierliche Mystik der erfüllenden Stunde, schien sich selbst zu entgleiten auf den Wellen lateinischen Singsangs. Ihr Herz tat ein heißes Gelübde...

In diesem Augenblick empfing sie einen Stoß, der sie zur Seite warf. An ihrem taumelnden Blick vorüber zuckte Raimunds Arm nach rückwärts. Konstanzes weiße Schleier streiften Elisas Gesicht, Konstanzes schmaler Rücken wuchs dicht vor ihr auf zum Ungeheuren, Konstanzes magere Finger waren begraben in Raimunds Griff. Die heilige Binde umschlang beide Hände. Atemlos, kreischend von berstender Erregung, schrie der Patriarch die Eheformel in die tödliche Stille.

Raimund von Poitou war vermählt mit Konstanze, Bohemunds Erbin.

Auffahrend aus abgründigem Sturze, begriff Elisa den nie erhörten Betrug. Sie sah Raimunds helles Auge, zügellosen Triumphes voll, die Ritterschaft suchen... Ächzen brach aus der Frau. Der Diener schwankte unter ihrem Griff — in hochgeworfener Hand drohte plötzlich der schwere Bronzehalter über Raimunds Haupt. Sekundenlang stand sie — entfesselte Löwin — sah den Strahlenden, sich duckend, hinter Konstanze weichen.

Da schrillte des Mädchens dünner Wutschrei: „Ergreift sie! Legt sie in Ketten! Ich — i ch bin Königin von Antiochia!“

Elisas Arm sank zerbrochen. Sie sah Konstanzes schiefen Haßblick — den lang und künstevoll gesponnenen Verrat auf engen kindlichen Zügen... Dumpf polternd rollte der Leuchter die Stufen hinab. Die Fackel verqualmte.

Kraftlos, sinnberaubt standen die Männer. Raimund hob den scharfen Ruf: „Ihr Herren — auf! Huldigt mir — Eurem Könige — und Eurer jungen Königin Konstanze!“

In gelähmtes Schweigen schlug des Kanzlers Schrei: „Meineidiger Schuft! Heran, heran zu mir, alle Getreuen!“

Im selben Augenblick dröhnten die Schilde der Franzosen zusammen. Brausendes Getöse füllte die Kirche — tobender Jubel.

Langsam wandte Elisa den leeren Blick. Sah den wogenden Ring französischer Stahlhemden, hochgereckter Schwerter sinnvoll, unbrechbar die waffenlosen Herren ihres Gefolges umschnüren. Sah verblaßte Mienen, gesenkte Stirnen, sah hohnvoll gebogene Lippen, aufbleckende Freude oftmals bezwungener Schädlinge.

Raimund rief in den Tumult. Glockenton dieser Stimme fiel auf Elisa wie Vernichtung. Sie faßte die Worte nicht. Bis plötzlich dann auf sie eindrang, was da in tausend Ohren flog: „Sie, die dort steht, hat mir die Tochter geweigert, weil sie selbst ein kirres Täubchen war, girrend nach meiner Buhlschaft, allzu bereit, um hoch gewertet zu sein!“

Elisa brach im Nacken ein unter dem Keulenhieb. Sie stöhnte einmal. Dann langsam, wandelnder Stein, begann sie, die Stufen niederzusteigen. Rechts und links wichen Männer aus ihrem Wege, lautlos — bleichende Schatten. Sie schien zu gleiten, ihre Füße hoben sich nicht. So durchmaß sie die schweigende Gasse ihrer gestern noch Getreuen. Keine Hand hob sich, sie zu halten.

Das Tor geschlossen, der grobe Balken vorgeklotzt. Elisa stemmte das Holz hoch — blutiger Riß lief über die beringte Hand. In grelle Sonnenweite klaffte das Tor auf.

(Schluß folgt.)



Zentaurenkampf. Nach einer Radierung von Wilhelm Doms.
(Mit Genehmigung des Pallas-Verlags, A.-G., Berlin.)

Von der tausendjährigen Hroswitha-Stadt Gandersheim.

Von Friedrich Röse, Gandersheim. Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von J. Nissen, Gandersheim.

Aus lieblichem Tale heraus, mitten zwischen den bewaldeten Ausläufern des Harzes, grüßt die kleine Stadt, deren Mauern ein gut Teil deutscher und niedersächsischer Geschichte in sich bergen. Seine Entstehung verdankt Gandersheim dem Sachsenherzog Ludolf. Die Chronik berichtet, daß den Hirten des Herzogs des Nachts ein wunderbares Licht von seltener Kraft erschienen ist, also, daß sie betend das Knie beugten und einer fernen göttlichen Stimme in Angst und Beben lauschten. Ludolfs fromme Gemahlin Oda wußte ihren Gemahl auf dieses Gotteszeichen hin zum Bau eines Klosters zu veranlassen: das war der Anfang der Stadt Gandersheim. Fromme Jungfrauen aus nur höchstem Stand waren neben den immer zahlreicher werdenden Ansiedlern die ersten, die die waldreiche Umgebung betraten. Die Zahl der Kanonissinnen wurde so groß, daß neben der inzwischen erbauten Marienkirche das Marienkloster für weitere 30 Benediktinerinnen erbaut werden mußte, auch „Kloster zu unserer lieben Frauen" genannt. So entstand langsam jenes „nordische St. Gallen", wie man Gandersheim nannte. Die deutschen Kaiser weilten später des öfteren in Gandersheim, um Streitigkeiten zwischen dem Stift und den Erzbischöfen von Hildesheim zu schlichten, die dem „Freiweltlichen Kaiserlichen Reichsstift" gern seine Selbständigkeit entziehen wollten, oder gar Kämpfe streitbarer Äbtissinnen. Die Wilhelmsburg wurde erbaut, um den kaiserlichen Besuch nebst Gefolge aufzunehmen, und 1501 errichtete man ein drittes Kloster für Barfüßer. Zur Stadt erhoben wurde Gandersheim vermutlich durch Heinrich den Löwen.

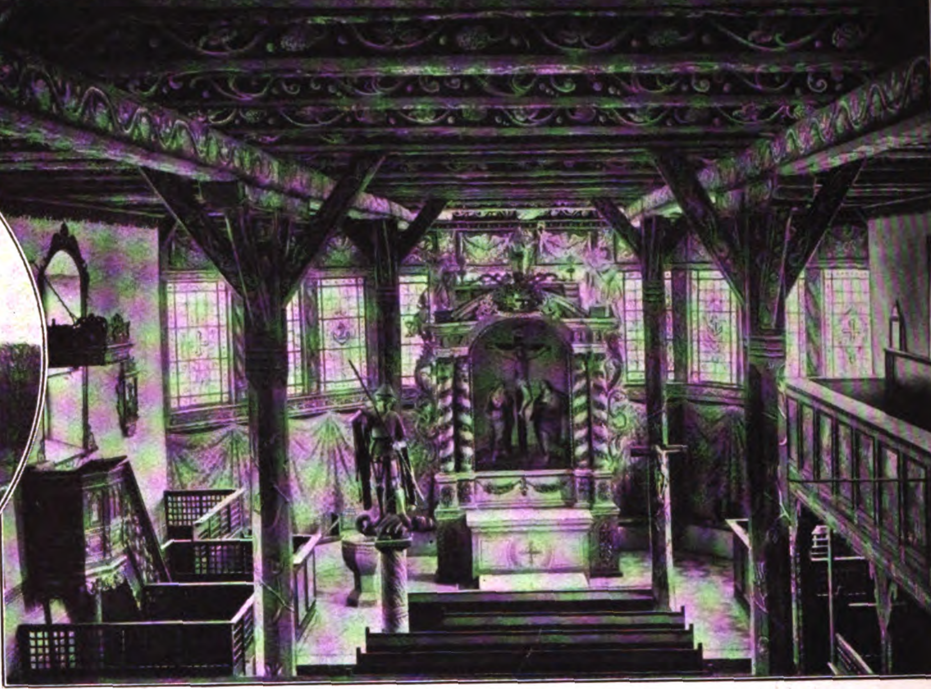
Links: Die Nonne Hroswitha von Gandersheim, erste deutsche Dichterin und Verfasserin lateinischer Dichtungen. Nach einem Stich aus Leuckfeldt: Antiquitates Gandershemenses (1709).

Drangsal und Not sind der Stadt nicht erspart geblieben. Sie hat manches erschauen müssen, die bald 1100jährige, die sich durch alle Zeiten hindurch das Stadtbild ziemlich bewahrt hat. Die alten prächtigen Fachwerkhäuser, von denen in der kommenden Zeit immer mehr von ihrem jetzigen unschönen Schieferbehang freigelegt werden, die alte St.-Georgs-Kirche, wohl das älteste Bauwerk Niedersachsens, denn schon Herzog Ludolf hielt im 8. Jahrhundert seine Andachten in ihr ab, die Stiftskirche, die Abtei mit dem prächtigen Kaisersaal, das Rathaus u. a. m. zeugen von dem Geist der vergangenen Jahrhunderte, der den Besucher auf Schritt und Tritt umweht.

Nach Einführung der Reformation verschwand das Barfüßerkloster, und an seine Stelle trat das „Paedagogium illustre", jene 1751 geweihte Hochschule, die aber schon nach wenigen Jahren nach Helmstedt verlegt und dort zur Universität erhoben wurde. Auch das Marienkloster ging ein, und im Jahre 1803 wurde das Freie Kaiserliche Reichsstift auf Reichsdeputationshauptbeschluß aufgehoben.

Wer aber in der Blütezeit des Stiftes den Ruhm von Gandersheim verbreitete, das war der „Clamor validus Gandershemensis", der helle Klang von Gandersheim: die erste deutsche Dichterin Hroswitha. Innerhalb eines Jahrzehnts, 960 bis 970, schrieb die junge Nonne im Kloster zu Gandersheim ihre Epigramme, Legenden, Dramen und zwei geschichtliche Abhandlungen, die die damalige Zeit entzückten. Als erste Frau der Dichtkunst huldigend, trat sie niemand Geringerem als dem römischen Dichter Terenz entgegen und schwang sich auf zu deren edelster Form, dem Drama. Sechs Dramen hat sie der Nachwelt hinterlassen, von denen als die bedeutendsten „Calimachus" und „Abraham" zu bezeichnen sein dürften. Die berühmteste Legende der Dichterin ist „Fall und Bekehrung des Vicedomnus Theophilus"; sie stellt nichts weniger als die erste dichterische Bearbeitung des Faustproblems dar; die beiden geschichtlichen Werke der Hroswitha endlich behandeln die „Taten Kaiser Ottos I." und die „Gründung des Klosters Gandersheim".





Inneres der St.-Georgs-Kirche. — Im Oval: Die St.-Georgs-Kirche.

Hroswitha hat ihr Leben in Ruhe und Frieden im Kloster zu Gandersheim vollendet und starb um das Jahr 1002. Daß sie und ihre Werke in weiten Kreisen noch nicht die gebührende Würdigung gefunden haben, liegt wohl vor allem daran, daß sie in der Sprache der Gebildeten ihrer Zeit schreiben mußte, im Latein. Um so erfreulicher ist es, daß die Stadt Gandersheim durch eine Hroswitha-Gedenkfeier, die vom 11. bis zum 13. Juni stattfand, erneut auf die Bedeutung der Dichterin hingewiesen hat.



Blick auf Gandersheim vom Lahberg aus.



Der Marktplatz von Gandersheim mit Bracken (links vorn), Stiftskirche und Rathaus (rechts).

WISSEN UND LEBEN

Ein ausgelaufener See. Als zu Anfang Juni fast ganz Deutschland von sehr starken Regenfällen heimgesucht wurde, Wolkenbrüche ganze Täler verwüsteten, Flüsse aus den Ufern traten und Talsperren überliefen, brachten die Zeitungen unter anderen Hiobsbotschaften auch eine etwas merkwürdig anmutende Nachricht aus Ostpreußen: das Wasser eines der Gemeinde Staatshausen im Kreise Goldap gehörigen kleinen Sees sollte im Verlaufe eines heftigen Gewitterregens plötzlich, innerhalb einer Stunde, in die Tiefe gesunken sein. Man vernahm dabei gurgelnde Geräusche und beobachtete, daß große Moorpatzen an die Oberfläche geschleudert wurden. Die Stelle des ehemaligen Sees nimmt nun eine Moorfläche ein. Wie unser Bild zeigt, handelt es sich bei dem verschwundenen See um eine jener meist runden Wasserflächen, die unter dem Namen „Sölle" oder „Pfuhle" zu vielen Tausenden über das Gebiet der Grundmoräne der letzten Eiszeit in Norddeutschland verstreut sind. Sie sind immer nur klein, aber verhältnismäßig tief — der Staatshausener See soll 30 m tief gewesen sein bei nur sechs Morgen Fläche — und am Grunde wohl stets mehr oder weniger vermoort; viele sind schon ganz vom Moor ausgefüllt, so daß sie nicht mehr Wasser, sondern Sumpf- oder Wiesenflächen bilden. Da sie streng auf das Grundmoränengebiet beschränkt sind, besteht kein Zweifel, daß sie mit der ehemaligen Eisbedeckung irgendwie zusammenhängen. Über die Entstehung der trichterförmigen Löcher, die sie einnehmen, sind sich die Geologen freilich keineswegs einig. Manche meinen, in der Inlandeisdecke seien Löcher gewesen, durch die das Schmelzwasser der Oberfläche in Wasserfällen herabstürzte, so daß es im lockeren Untergrunde Strudellöcher auskolken konnte; andere vermuten, daß nach dem Abschmelzen der Eisdecke im Boden, von Sand und Lehm bedeckt, Eisblöcke zurückblieben, die erst später, beim Eintritt wärmeren Klimas, abschmolzen, worauf die Erdbedeckung nachsank, oder daß sich „Wassersäcke" bildeten, die später ausliefen; die dritten glauben, die Sölle nähmen solche Stellen ein, wo im älteren Untergrund, der vielfach aus Zechstein besteht, Gips oder Salz ausgelaugt worden ist, so daß Erdfälle entstanden. Jede dieser Erklärungen hat manches

Ein seltsames Naturereignis: Die plötzliche Versumpfung des sechs Morgen großen, etwa 30 m tiefen Sees der Gemeinde Staatshausen im Kreise Goldap (Ostpreußen).

für sich und kann durch ähnliche Erscheinungen aus der Gegenwart belegt werden. Vielleicht bestehen sie alle nebeneinander zu Recht, und die Sölle sind trotz ihrer einheitlichen Form bald auf diesem, bald auf jenem Wege entstanden. In unserem Falle hat es den Anschein, als ob die Auslaugung des Untergrundes in der Gegenwart noch weitergegangen sei und sich noch neuerdings unter dem Söll ein Hohlraum gebildet habe. Die dicke, elastische und widerstandsfähige Moordecke am Grunde des Sölls hatte den Druck der auf ihr lastenden Wassermasse bisher ausgehalten; durch den starken Zustrom des Gewitterregenwassers wurde sie entweder durchwühlt oder sonstwie ein Zugang zu dem nachträglich entstandenen Hohlraum geschaffen — jedenfalls gab der Moorboden plötzlich nach, und nun fand die ganze Wassermasse des Sees einen Abfluß nach der Tiefe. Unter dem Druck verdrängter Luft aus dem Hohlraum oder befreiter Sumpfgase aus dem Moorboden mitgerissen, stiegen vom Wasserstrudel losgelöste Teile des Moors zur Oberfläche empor. M. W. G.

Strahlung aus dem Weltenraum? Über die sogenannte durchdringende Höhenstrahlung sind in den letzten Jahren viele wissenschaftliche Arbeiten erschienen, mit allerdings teilweise sich widersprechendem Ergebnis. Auch die Presse hat hierüber berichtet. Soeben hat nun der auf diesem Gebiete hochverdiente Forscher W. Kohlhörster einen Bericht über die Arbeiten der letzten zehn Jahre veröffentlicht, der einen guten Überblick über das wirklich Erreichte gestattet. Der Nachweis und die Messung der durchdringenden Strahlen sind im Prinzip sehr einfach. Man mißt die elektrische Leitfähigkeit einer bestimmten Gasmenge, indem man in ihr ein Elektroskop anbringt. Das Elektroskop, das etwa aus zwei Goldblättchen bestehen mag, die sich also infolge ihrer gleichen Ladung abstoßen, dürfte nun nicht entladen werden, wenn das Gas den elektrischen Strom nicht leitet. In Wirklichkeit fallen aber die Blättchen des Elektroskops immer nach einer gewissen Zeit zusammen. Das ist das Zeichen dafür, daß einzelne von den Gasmolekülen durch Strahlung geladen (ionisiert) werden und nun den Strom leiten. Man kann auf diese Weise die Anzahl der Jonen im Kubikzentimeter und pro Stunde, die sogenannte Jonisierungsstärke, messen. So einfach dieser Versuch im Prinzip ist, so schwierig ist er praktisch durchzuführen. Denn die auftretenden Effekte sind ganz außerordentlich klein. Nun hat sich gezeigt, daß man die so ermittelte Strahlung noch in drei Teile zerlegen muß, die Luftstrahlung, die Erdstrahlung und die Höhenstrahlung. Voraussetzung dabei ist, daß die Apparate aus ganz reinem Material gebaut sind, das keine Spuren von radioaktiven Stoffen enthält. Sonst kann auch noch eine außerordentlich störende Gefäßstrahlung auftreten. Die Luftstrahlung ist verhältnismäßig schwach und fällt sehr schnell mit der Höhe ab. Sie rührt vor allem daher, daß besonders in die unteren Schichten unserer Atmosphäre gasförmige Zerfallprodukte von radioaktiven Körpern, sog. Emanationen, gelangen, die der Luft eine gewisse Leitfähigkeit erteilen. Viel stärker ist die Erdstrahlung. Sie geht direkt von der Erde aus und zeigt im Verlauf des Tages starke Schwankungen. Nun gelingt es aber, diese beiden Strahlenteile, etwa durch dicke Bleiplatten, vollkommen abzuschirmen. Was übrigbleibt, ist eine Strahlung, die im wesentlichen im Verlauf des Tages und des Jahres konstant ist, die aber in größeren Höhen deutlich zunimmt, die sog. Höhenstrahlung. Diese rätselhafte Strahlung, die also aus der Höhe zu kommen scheint, ist in den letzten Jahren vielfach gemessen worden, in der Höhe des Meeresniveaus, auf Bergen in 3000, 4000, 9000, ja, mit Registrierballonen sogar bis 15000 m Höhe. Als einwandfreies Resultat dieser Versuche ergibt sich immer wieder eine Zunahme der Strahlungsdichte mit der Höhe. Man konnte sogar berechnen, wieviel von der Strahlung durch eine Luftsäule von bestimmter Höhe verschluckt wird. Der so ermittelte Absorptionskoeffizient ist ein Maß für das Durchdringungsvermögen der Strahlung. Die Röntgenstrahlen sind bekanntlich eine sehr durchdringende oder, wie man auch sagt, harte Strahlungsart. Es gibt Strahlen, die noch beträchtlich härter sind; das sind die γ-Strahlen, die beim radioaktiven Zerfall auftreten. Die Höhenstrahlen nun sind noch mindestens zehnmal stärker als die härtesten γ-Strahlen. Dieses Ergebnis dürfte einwandfrei feststehen. Die Höhenstrahlung ist ganz außerordentlich durchdringender als alle bisher bekannten Strahlenarten. Die Richtung, aus der die Strahlen kommen, zu bestimmen, ist bisher nicht einwandfrei gelungen. Man hat Anzeichen dafür, daß sie senkrecht von oben einfallen. Ein Zusammenhang zwischen der Strahlungsdichte und dem Sonnenstand besteht nicht. Wie soll man sich nun diese rätselhaften Strahlen erklären? Man könnte denken, daß vielleicht von den uns nächsten Himmelskörpern, Sonne und Mond, starke radioaktive Strahlung erfolgt. Die Berechnung zeigt aber, daß dann die Sonne aus einem Material bestehen müßte, das 170 mal so stark radioaktiv ist wie reines Uran, an dem bekanntlich die Radioaktivität entdeckt wurde. Wahrscheinlicher wäre schon die Annahme, daß die Strahlung gleichmäßig aus dem ganzen Weltenraum kommt. Immerhin müßte dann der Kosmos immer noch 100 mal stärker radioaktiv sein als das normale irdische Gestein. Man hat auch geglaubt, daß in unserer Atmosphäre verhältnismäßig niedrig, 10—20 km hoch, sich radioaktive Staubmassen, etwa aus Kometenschweifen stammend, angesammelt haben. Aber die Berechnung erfordert auch hier so große Staubmassen, daß ihr Vorhandensein höchst unglaubwürdig erscheint. Vielleicht trifft die kühnste aller Hypothesen, die von dem bekannten Berliner Physiker Nernst stammt, den Nagel auf den Kopf. Nernst überlegt folgendermaßen: Auf unserer Erde sind nur die schwersten Elemente radioaktiv. Es ist wahrscheinlich, daß es noch schwerere Grundstoffe gegeben hat, die viel stärker radioaktiv waren, die aber infolge dieser Eigenschaft bereits vollkommen zerfallen sind. Ganz allgemein scheint es danach möglich, daß ein neuer Stern aus Elementen besteht, die sehr schwer und sehr radioaktiv sind. Erst beim Erkalten und Altern bleiben dann nur die leichteren Elemente, wie auf unserer Erde, übrig. Man würde danach im Weltall überall dort sehr starke, über unsere Begriffe starke radioaktive Strahlung zu erwarten haben, wo sich viele junge Sterne befinden, vor allem die







Nebelsterne und die roten Riesensterne. Dies ist in ausgesprochener Weise im Milchstraßensystem der Fall. Nun haben Höhenstrahlenmessungen am Jungfraujoch tatsächlich ergeben, daß die Strahlung am stärksten war, wenn gerade die Milchstraße senkrecht über dem Beobachter stand. Hier können spätere Arbeiten noch aufklärend wirken. Man hat jedenfalls auf diesem Forschungsgebiete die interessantesten Aufschlüsse über Erde und All zu erwarten. M. L.

Mikroskopie des lebenden Auges. Eine wichtige Neuerung in der Augenheilkunde ist mit der Einführung der Gullstrandschen Spaltlampe erfolgt. Sie läßt mit scharfer Beleuchtung und 20- bis 100facher Vergrößerung kleinste Teile des Auges so genau untersuchen, wie es bei der mikroskopischen Untersuchung eines gefärbten Präparats möglich ist. Als erster hat Leonhard Koeppe, nach ihm Alfred Vogt die Bedeutung der Spaltlampe für die Untersuchung des Auges erkannt. A. Meesmann hat den Nutzen dieser Mikroskopie des lebenden Auges neuerdings in einer Studie gekennzeichnet. Bei einer Verletzung der Hornhaut sieht man mit ihr außer der Unterbrechung des Gewebes eine geringe Schwellung (Ödem) in ihrer nächsten Umgebung. Ist eine Infektion vorhanden, die zunächst mit keinem anderen Mittel nachweisbar ist, so dehnt sich dieses Ödem in die weitere Umgebung aus. Die mikroskopische Untersuchung läßt bei Fremdkörperverletzungen oft bis auf Bruchteile von Millimetern genau die Tiefe abschätzen, bis zu der die Verletzung gegangen ist. Bei der Regenbogenhaut (Iris) können Entzündungsanfänge genau erkannt werden, während alle anderen Untersuchungsarten noch vollkommen negative Ergebnisse liefern. Auch krankhafte Veränderungen der Linse, Flüssigkeitsansammlungen und Trübungen sind scharf zu erkennen. Bei beginnendem Star läßt sich in manchen Fällen eine Verflüssigung des Glaskörpers nachweisen, was die Wahl bestimmter Operationsmethoden bedingen kann. Wenig Eingang in die Augenheilkunde hat bisher, wie Meesmann ausführt, die Untersuchung des Augenhintergrundes mit der Spaltlampe gefunden, zum Teil wohl deswegen, weil die Anschaffung besonderer Instrumente notwendig ist. Es lassen sich dabei 70fache Vergrößerungen des Augenhintergrundes erzielen. Auch hier haben sich schon zahlreiche interessante und auch praktisch wichtige Befunde ergeben. Dr. W. Sch.

Parfüm und Lebensstil. Besteht zwischen beiden ein Zusammenhang? Zweifelsohne! Ist Lebensstil die Gabe, immer und überall als sich gleichbleibende Persönlichkeit zu erscheinen, so gehört dazu auch, daß man heute nicht dieses, morgen jenes Parfüm benutzt. Auch in den Wohlgerüchen muß man seinen Stil betonen. Diesem Grundsatz getreu, verwenden Damen mit ausgeprägtem Sinn für dezente und doch anhaltende Düfte vorzugsweise „Rosa Centifolia" der Firma J. F. Schwarzlose Söhne, Berlin und hierin nicht nur Parfüm, sondern auch Seife, Puder und flüssige Kopfwaschseife. Die Dame kann also auch in dieser Beziehung „einheitlich" erscheinen; weder werden ihre Hände einen anderen Duft ausstrahlen, als das Gesicht und der übrige Körper; noch wird das Haar einen Mißton in das Bild der geschlossenen Persönlichkeit bringen. Was „Rosa Centifolia" so besonders angenehm macht, ist, daß der Duft dieses auserlesenen Parfüms niemals aufdringlich wirkt und der Persönlichkeit eine besondere Note verleiht.



Sei modern

und elegant. Wähle die Frisur, die alle Vorzüge zur Geltung bringt. Je persönlicher das Haar „zugeschnitten“ ist auf die Trägerin, um so kritischer wird es betrachtet — um so sorgfältiger muß es gepflegt sein. Elida-Haarpflege macht das Haar wundervoll schmiegsam, seidenweich und glänzend, diskret duftend. Zur nächsten Kopfwäsche nur das sodafreie Shampoo

ELIDA

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.




A000020233877